Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

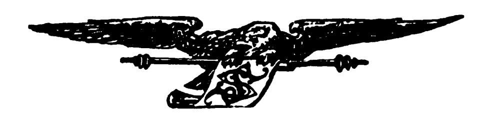
von

Paul Lindau.

Vierundsiebzigster Band.

Mit den Portraits von:

Ernst Eckstein, Paolo Mantegazza, Ola Hansson.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 74. Bandes.

Juli. — August. — September.

1895.

Inhalt des 74. Bandes.

Mit den Portraits von:
Ernst Eckstein, radirt von Johann Lindner in München; Paolo Mantegazza, radirt von Wilhelm Rohr in München; Ola Hansson, radirt von Johann Lindner in München.




Band 74. — Heft 220.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Juli 1895.
19.
Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIV. Band. — Juli 1895. — Heft 220.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ernst Eckstein.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Juli 1895.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Ernst Eckstein.
Radirung von Johann Lindner in München.

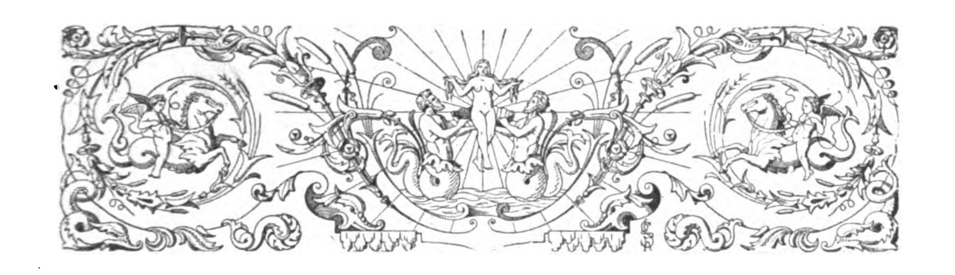
„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



Ernst Eckstein.



Acca Sempronia.

Novelle.

Von

Ernst Eckstein.

— Dresden. —

Titus Arruncus trat in das kleine Gemach, wo seine Gattin, die sechzehnjährige Acca Sempronia, damit beschäftigt war, einen prächtigen Wolfshund mit Honiggebäck zu füttern.

„Acca," hob er nach kurzer Begrüßung an, „ich komme vom Kaiser. Die Sache ist heute spruchreif geworden. Der Fürst schickt mich als Proprätor nach Syrien."

Die junge Frau, die nachlässig in den Polstern eines erzfüßigen Sessels gelehnt hatte, war beim Erscheinen ihres Gemahls nicht aufgestanden. Jetzt erhob sie sich, warf dem gierig lauernden Wolfshund den ganzen Rest ihres Honiggebäcks auf einmal zu und fragte dann mißmuthig:

„Hast Du denn angenommen?"

„Selbstverständlich. Wenn der Kaiser befiehlt . . ."

„Ach Thorheit! Der Kaiser hat Leute genug, die sich zur Würde eines Proprätors herandrängen. Du hättest nur antworten sollen, daß Du nicht Lust hast."

„Wie? Titus Arruncus sollte nicht Lust haben, wo es sich darum handelt, dem Vaterland einen Dienst zu erweisen? Gerade der Umstand, daß es in Syrien jetzt so mancherlei Wunden zu heilen, so zahllose Mißgriffe zu verbessern giebt, gerade das lockt mich."

„So hättest Du sagen können, daß Deine junge Frau sich sträubt, dies schöne Rom mit der langweiligen Provinz zu vertauschen. Syrien! Das Land der Entbehrung! Mir graust bei dem bloßen Gedanken. Da — (sie wies auf eine der Buchrollen ihres dreifüßigen Elfenbeintischchens)

— lies doch einmal die Klagegesänge unseres Dichters Ovidius! Wie sehnt sich der nach dem Forum! Wie hundertfältig verwünscht er die Wüstenei seiner Verbannung! Und Tomi am Schwarzen Meer ist doch nicht halb so entsetzlich, wie dieses traurige, götterverlassene Syrien!"

„Ich wundere mich, Acca, daß Du so wenig Verständniß für den Ernst meines Berufs hast. Ich bin Senator. Ich bin Kriegsmann und römischer Staatsbürger. Sind denn die Wettfahrten im Circus Maximus Dir gar so unbeschreiblich an's Herz gewachsen? Stirbst Du, wenn Du einmal ein Jahr lang die Pantomimen entbehrst und die Nachmittagsausflüge in's Marsfeld und die kleinen Freuden des Stadtklatsches? Zudem: ganz ohne derartige Hochgenüsse ist die Provinz ja auch nicht . . ."

„Pah! Syrien mit seiner alten Krämerstadt Antiocheia! Ich habe genug davon aus den Schilderungen des Ulpius! Antiocheia ist ein erbärmliches Nest, ohne den leisesten Hauch weltstädtischer Größe. Nein, es geht nicht! Hier schon, im ewigen Rom, hab' ich so manchmal Stunden der Oedigkeit . . . Wie sollte das werden, wenn ich da drüben bei den Phöniziern . . .! Um keinen Preis! Ich ersuche Dich dringend, heute noch in's Palatium zu gehen und den Kaiser zu bitten, daß er von solcher Last uns befreit."

„Acca!" rief der Senator. „Du muthest mir zu . . . Aber das kann nicht Dein Ernst sein."

„Mein vollkommener Ernst. Für Dich, der Du bald fünfzig Jahre zählst, mag ja die Amtsthätigkeit in der Provinz ihre Reize haben: für mich ist die Uebersiedlung nach Antiocheia ein Unding."

„Du wirst Dich gewöhnen. Ich will Alles aufbieten, um Dir das Leben auch fern von der Hauptstadt angenehm und erbaulich zu machen. Du kannst so viel dazu beitragen, daß meine Sendung dort ihren Zweck erfüllt. Wenn die Gemahlin des Proprätors mild und versöhnend eingreift nach diesen unglückseligen Aufständen, wenn sie in eigener Person Frieden stiftet und die Gemüther beruhigt, dann wird der Erfolg meiner amtlichen Maßnahmen unvergleichlich gefördert werden."

„Aber mein Freund! Du glaubst doch nicht, daß ich gewillt sein könnte, mit diesen Halbbarbaren mich zu verbrüdern?"

„Diese Halbbarbaren sind Unterthanen des Reichs und haben als solche Anspruch auf Deine Freundlichkeit. Glaube mir: wenn Du Dich dort nur mit einigem Eifer der schönen Aufgabe, die ich Dir vorzeichne, widmen wolltest, Du würdest bald aufhören, über Langeweile zu klagen!"

Acca schüttelte heftig den Kopf.

„Du beurtheilst mich falsch. Dazu tauge ich ganz und gar nicht. Mir graut vor diesem Antiocheia, wie vor den Schrecken der Unterwelt. Nein und abermals nein! Ich will von der Sache durchaus Nichts wissen."

„Ja, das ist nun leider nicht mehr zu ändern," sagte Arruncus verstimmt. „Wohl oder übel wirst Du Dich fügen müssen."

„Nein!“

„Was? Nein?“

„Ich füge mich nicht!“

Sie sah ihn mit trotzfunkelnden Augen an.

„Wie verstehe ich das?“ fragte er frostig.

„Wie es gemeint ist. Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Republik. Die römische Frau hat längst aufgehört, das willenlose Werkzeug in der Hand ihres Mannes zu sein. Erinnere Dich unseres Ehevertrags! Dank meiner Selbstständigkeit bin ich durchaus nicht verpflichtet, Dein freiwilliges Exil zu theilen. Ich werde hier ruhig abwarten, bis Deine Proprätur in Syrien zu Ende ist.“

„Acca! Du bist von Sinnen!“

„Keineswegs. Aber ich sehe nicht ein, warum ich mit sechzehn Jahren —“

„Der Platz der Frau ist auch heute noch an der Seite des Mannes,“ versetzte Arruncus streng. „Unser Ehevertrag war, wie ich sehe, ein thörichtes Zugeständniß an den neurömischen Zeitgeist, — oder besser gesagt: an den Eigensinn Deiner Mutter. Trotzdem hoffe ich nicht, daß Du den Muth hast, diese äußersten Folgerungen zu ziehen . . .“

Acca Sempronia blickte zu Boden.

„Liebster Mann,“ sagte sie endlich halb schmollend, halb flehend, „nimm doch Vernunft an! Ich will Dir die treueste und gehorsamste Frau von der Welt sein: nur in dem einen Punkt nicht! Gerade was Du mir da als meine zukünftige Aufgabe hinstellst, gerade das schreckt mich ab. Und sieh mal: Du bist ja auch ohnedies oft genug monatelang von mir getrennt! Erst übermorgen reisest Du wieder nach Attica! Verwichenen Mai warst Du in Spanien und Lusitanien! Alles zum Vortheil des Staates und Deines Kaisers und Alles unter Mißachtung Deiner Stellung als Ehegemahl! Kömmt es Dir nicht darauf an, volle zehn Wochen lang ohne Frau bei den Iberern zu weilen, nun, so kann's Dir auch Nichts verschlagen, wenn Du ein Jahr lang allein bei den Syriern hausest . . . “

„Acca, Acca!“ murmelte Titus Arruncus. „Beim Herkules, Du betrübst mich mehr als ich Dir sagen kann! Ist's denn zu glauben? So wenig also fühlst Du für Deinen Gemahl?“

Die junge Frau zuckte die Achseln.

„Was heißt das: fühlen? Hab ich Dir jemals vorgelogen, daß ich in Dich verliebt sei? Du warst Senator und Großgrundbesitzer: ich ein armes unerfahrenes Mädchen des Ritterstandes. Nur auf Zureden meiner Mutter hab' ich nach langer Weigerung nachgegeben.“

„Es ist recht liebenswürdig von Dir, daß Du mir dies mit so erbaulicher Offenheit vorhältst. Ich dächte, Acca, dergleichen hätte ich nicht um Dich verdient. Hab' ich Dich nicht auf Händen getragen? Nicht jeden leisesten Wunsch Dir vom Auge gelesen? Und nun sagst Du mir unverblümt . . .“

„Was die Wahrheit ist. Und Du kennst diese Wahrheit ja ohnedies. Aber wie Du mich fragst, so könnte auch ich fragen: Hab' ich Dir etwa nicht Wort gehalten? Bin ich Dir nicht von Herzen freundlich und willig gewesen? Hab' ich die Treue verletzt oder die Achtung, die ich Deinem erlauchten Namen schulde? Nur das Eine kannst Du nicht fordern: daß ich mit sechzehn Jahren da drüben mich einsarge und den antiochischen Weibern den Staub von den Füßen wische."

Titus Arruncus schritt in wachsender Aufregung durch den Oecus.

„Du verbitterst mir alle Freude an dem Vertrauen des Cäsars!" fuhr er nach langem Schweigen heraus. „Höre mich jetzt! Ich bin fest überzeugt, daß ich trotz unseres thörichten Ehevertrags die Mittel besäße, Dich einfach zu zwingen: . . . Aber das will ich unter keiner Bedingung. Ich verschmähe ein Weib, das nicht freiwillig meine Begleiterin ist. Ich lasse Dir also Bedenkzeit bis zu meiner Rückkehr von Attica. Ueberlege Dir's, Acca! Was ich Dir antworte, wenn Du mir endgiltig Nein sagst, das weiß ich noch nicht . . . Gehab' Dich wohl! Ich habe jetzt mit Lucilius zu arbeiten."

Er ging. Sie schaute ihm schweigend nach.

„Wenn's nur in Antiocheia nicht so fürchterlich öd' wäre!" seufzte sie schwermuthsvoll. „Das Leben ist ja doch ohnehin eine Last! Und nun so vereinsamt — fern von dem lauten Getreibe, das uns vergessen macht! Undenkbar! Lieber gleich auf den Scheiterhaufen!"

Sie warf sich wieder in ihren Sessel und griff mit der schneeweißen Hand in die goldene Gebäckschale. Dann rief sie den Wolfshund, der sich bis jetzt nicht gerührt hatte, strich ihm schmeichlerisch über den klugen Kopf und fütterte ihn von Neuem mit Honigkuchen.

II.

Im Speisegemach seines verschwenderisch eingerichteten Hauses lag der junge Septimius Caulex mit zwei Freunden, Cnejus und Marcus, zu Tische. Das Mahl war vorüber; die Sklaven und Sklavinnen hatten sich eben entfernt, um die drei senatorischen Jünglinge beim Genuß ihres alten Falerners allein zu lassen. Der feurige Wein floß in Strömen. Man trank ihn, gegen die Sitte, ungemischt und verzehrte dazu, um den Durst noch zu steigern, schneekalte Stückchen Thunfisch in Salzlake.

Das Gespräch hatte seit dem Weggang der Sklaven eine etwas bedenkliche Richtung genommen. Septimius Caulex erzählte gluthsprühenden Auges von seinen Eroberungen . . . Er galt für einen der ungestümsten Anhänger Ovidischer Lebensweisheit. Nicht gerade rücksichtsvoll, nannte er ohne Umschweif die Namen. Besonders ergötzt hatte ihn die Liebschaft mit der spröden Livilla, der jungen Frau eines Ritters aus Capua, der seit anderthalb Jahren in der Nähe des Gartenbergs wohnte. Es hatte

viel Mühe gekostet, die etwas altmodisch gesinnte Frau zu berücken: aber dann war die Geschichte auch eine einzige Kette aufregender Abenteuer ... Dieser Capuaner strotzte vor Eifersucht. Tag und Nacht trug er den Dolch im Gürtel ... Der leichtfertige Jüngling erklärte mit Pathos, Nichts komme dem Reiz einer solchen Gefahr gleich.

„Pah!" rief Cnejus und leerte die weißblaue Schale bis auf den letzten Tropfen.

„Bestreitest Du das?"

„Ganz entschieden!" versetzte Cnejus. „Ich halte es mit Horaz. Wenn ich denn wirklich einmal eine Liebschaft eingehe, will ich auch meine volle Gemüthsruhe haben. Ein schöner Spaß, Deine Abenteuer! Bei jedem Stücklein Kalk, das von der Wand bröckelt, aufzufahren wie ein umstelltes Wild! Bei jedem Thürgekreisch in den Nachbarhäusern Verrath zu wittern! Das könnte mir passen!"

„Von Deinem Standpunkt hast Du vollkommen Recht," nickte der hagere Marcus. „Immerhin: ich verstehe auch Dich, Septimius! Und Deine Art macht mir Eindruck. Diese Hartnäckigkeit im Verfolgen gewisser Pläne, dies Ueberwinden von Schwierigkeiten ... Man hat doch dabei einen Lebenszweck, eine Arbeit!"

„Das will ich meinen! Und das Gefühl des Triumphes, wenn man am Ziele ist!"

„Großartig!"

„Nun, ich gönne Euch diese Großartigkeit," schmunzelte Cnejus. „Mich kann die Sache nicht locken."

„Jeder nach seiner Veranlagung," erwiderte Marcus. „Du bist auch wohl etwas gar zu beleibt für die Rolle des Herzenseroberers. Septimius aber mit seiner Apollogestalt — hol' mich der Henker! Soviel ich weiß, hat er bis jetzt nur ein einziges Mal ohne Erfolg angepocht."

„Oho!" rief Septimius.

„Ruhiges Blut!" wehrte der Andere. „Wer so häufig gesiegt hat, wie Du, der kann eine Niederlage auch eingestehen. Bei Acca Sempronia, der Gattin des Titus Arruncus, bist Du in schönster Form abgefahren. Da giebt's nun kein Leugnen."

„Ich? Wer sagt das?"

„Nun, dabei gewesen ist Keiner. Aber man hat doch beobachtet ..."

„Daß ich bei Titus Arruncus verkehre! Daß ich gegen die Hausfrau so artig war, als dies unter gebildeten Städtern üblich ist ..."

„Nein, mehr."

Septimius Caulex zuckte die Achseln.

„Lächerlich, beim Apoll! Nicht im Traum hab' ich jemals daran gedacht, diese Acca Sempronia als Gegenstand einer möglichen Tändelei in's Auge zu fassen. Sie ist ja nicht übel so weit ..."

„Oh, oh, oh!“ rief Cnejus und neigte den mächtigen Rundkopf. Die reizendste Frau zwischen Marsfeld und Gräberstraße, — und nicht übel so weit? Außerordentlich hübsch ist sie, anmuthig, blühend, olympisch . . .“

„Das dächte ich auch, Freund!“

„Wie Ihr gleich in die Höhe fahrt! Daß sie ein verlockendes Lärvchen hat, gebe ich zu. Ich aber fordere mehr. Acca Sempronia ist langweilig . . .“

„Pah! Der Fuchs und die Trauben!“ lachte der vollsaftige Epikuräer.

Und Marcus fügte mit einem spöttischen Lächeln hinzu:

„Ich kenne zwar Acca Sempronia seit Jahren schon — sie war noch ein Kind: — aber daß sie besonders langweilig wäre? . . . Nicht langweiliger als die meisten . . .“

„Mich persönlich hat sie gelangweilt,“ sagte Septimius gereizt. „Wenn man im Garten der Süßigkeiten die Auswahl hat, so wird man ja wohl ein bischen verwöhnt. Die ortsübliche Anmuth, die auf den sieben Hügeln so wohlfeil ist wie das Sonnenlicht, hat für mich, offen gestanden, nur wenig Reiz. Es muß Etwas dahinter stecken! Ein Funke von dem göttlichen Feuer, das hier aus dem alten prachtvollen Wein duftet! Ein überirdischer Hauch, der aus der abschmeckenden Alltagskomödie ein Lustspiel höheren Stils macht! Davon aber findet sich bei Acca Sempronia nicht die Spur . . .“

„Wer weiß!“ antwortete Cnejus. „Mit all' Deinen Vorzügen bist Du vielleicht nicht der Mann gewesen, dieses verborgene Feuer zu wecken. Zudem: Acca Sempronia ist so wunderhübsch, daß sie das Recht hätte, geistlos und fade zu sein, was doch ganz gewiß nicht der Fall ist. Nein, Septimius! Wende Dich, wie Du willst: bei Acca Sempronia hast Du kein Glück gehabt! Und was schadet es denn? Im Gegentheil: Für uns Menschenfreunde bleibt es ein schönes Gefühl, daß es auch in dem verderbten Rom der Cäsaren noch weibliche Tugend giebt. Auf diesen Karren wollen wir's abladen; denn Niemand zweifelt doch ernstlich an Deiner persönlichen Unwiderstehlichkeit! Stoßen wir an: Es lebe Acca Sempronia!“

Die Murrha-Becher klirrten wider einander. Septimius leerte den seinen bis auf den Grund, goß ihn von Neuem voll, setzte ihn hart auf den Tisch und sagte dann trotzig:

„Dickwanst, unleidlicher! Glaubst Du, ich höre aus Deiner Beschönigungssprache nicht die empörendste Ironie heraus? Aber ich will Dich schon klein kriegen! Hältst Du die Wette, daß ich, noch ehe das Jahr vergeht, auch diese Acca Sempronia erobert habe?“

Cnejus schaute bedächtig in seinen goldbraunen Falerner.

„Ich weiß nicht, ob ich gerade wegen der Acca Sempronia wetten soll. Sie ist befreundet mit meiner Schwester . . .“

„Was thut das?“

„Nun, die Achtung vor der Familie . . . Ich denke immer, die Freunde zählen ein bischen mit zu den Hausgenossen. Uebrigens, was mir Eneja von Acca erzählt hat, und was man auch anderwärts hört. Ich glaube, Du thätest gut, wenn Du die Hand ein für allemal hier davon ließest! Acca ist unantastbar, eine Römerin alten Schlages. Ihr Vater hatte den Beinamen Cato der Strengere. Diese Strenge, dieses unbeugsame Pflichtgefühl hat sich auf Acca vererbt, trotz all ihrer scheinbaren Leichtlebigkeit."

„Und wäre ihr Vater Cato der Strengste und sie die Mutter der Gracchen und Lucretia in einer Person: ich wette zweitausend Goldstücke, daß ich an's Ziel gelange, eh' noch der dritte Monat zu Ende geht!"

Enejus nagte die Lippen. Ein Rest von Ehrgefühl hinderte ihn, den Vorschlag anzunehmen.

„Ich wette nicht," sprach er verdrießlich.

„Warum nicht? Wenn Du behauptest . . ."

„Ach was! Du treibst die Geschichte zu weit, Septimius! Achtbare Frauen sind keine Circuspferde . . ."

„Es giebt keine achtbaren Frauen."

„Du bist verrückt! Laß mich in Ruhe!"

„Hör' nur Einer den sittsamen Austernvertilger! Den Lebemann, den feisten Muränenfresser!"

„Ich sagte Dir schon, Acca Sempronia ist mit Eneja befreundet."

„Ja, ja, ich weiß! Ich will Dir auch ganz und gar nicht zu nahe treten!"

Dann, zu dem Andern gewendet:

„Marcus, hältst Du die Wette?"

Marcus zögerte einen Augenblick. Dann sagte er kaltblütig:

„Gut, ich halte sie! Nach dem, was Enejus versichert hat, hoffe ich sie zu gewinnen."

„Also, es gilt!"

„Aber auf welche Art willst Du beweisen . . .?"

„Ich bringe Dir eine Haarlocke . . ."

„Blondes Haar ist billig in Rom."

„Du glaubst doch nicht . . .?"

„Ich glaube gar Nichts, aber ich fordere, was ausreicht. Hier also einen Schwur. Am Abend des Saturnalienfestes legst Du im Tempel des Jupiter einen geheiligten Eid ab. Du schwörst, mir die Wahrheit zu sagen . . ."

„Wenn Du dem bloßen Wort Deines Freundes mißtraust — gut."

„Ich mißtraue Dir nicht — aber Wette ist Wette. Da muß man genau sein."

„Machen wir's also schriftlich . . . Enejus setzt seinen Namen hinzu, als Zeuge und Schiedsrichter . . ."

„Meinetwegen," brummte der Dickwanst. „Aber ich bitte darum, daß die Geschichte ganz unter uns bleibt. Es wäre mir peinlich . . ."

„Ganz unter uns!" lallte Septimius, der jetzt anfing, den Wein zu spüren. „So sehr unter uns, daß nicht einmal meine übernächste Geliebte Etwas davon erfahren soll."

III.

Rom lag in tiefem Schlafe. Nur hier und da kehrte noch ein verspäteter Zecher heim, dessen Hornlaterne unheimlich über den hallenden Weg schwankte. Die vornehmen Bauten der Via Appia ruhten still und verträumt. Das Haus des Titus Arruncus war eines der letzten nach der Süd-Ebene hin. Es stand frei; sein ausgedehnter Park war von hohen Mauern umfriedigt.

An der Westseite dieser Parkmauern gewahrte man beim Schimmer des aufgehenden Mondviertels zwei Männergestalten: den jungen Septimius Caulex und seinen Fußfolger Ajax. Der Sklave schob eine Leiter an. Septimius Caulex stieg langsam die Sprossen hinan und ließ sich dann jenseits hinunter.

Drinnen im Park empfing ihn Eurydice, die Kammersklavin der Acca. Septimius Caulex hatte die Sklavin erkauft und ihr mit großer Verschmitztheit vorgeredet, daß er mit Acca Sempronia längst einig sei; nur dürfe die Herrin vorläufig Nichts von ihrer Mitwissenschaft ahnen.

Rings im Haus regte sich Nichts. Der große Wolfshund lag vorn in dem Oecus, wo Acca Sempronia damals ihrem Gemahl erklärt hatte, daß sie um keinen Preis mitgehen würde nach Antiocheia. Von der Dienerschaft war Nichts zu befürchten. Sämmtliche Sklaven und Sklavinnen schliefen heute ganz außergewöhnlich tief. Sie hatten aus Anlaß eines Geburtsfestes tüchtig gebechert, und Eurydice war so klug gewesen, dem süßen campanischen Rothwein, der in den Mischkrügen duftete, einige Tropfen aus ihrer Hausapotheke beizumengen . . . Auch der sonst so nüchterne Pförtner hatte sich einen gründlichen Rausch geholt und schnarchte nun bleischwer in seiner Thürzelle. Titus Arruncus selbst war vor einigen Wochen im Auftrage seines Kaisers nach Hellas gereist.

„Sachte, sachte!" raunte die Kammersklavin, da Septimius Caulex in ungeduldiger Hast vorwärts drängte. „Knirsche nicht so mit den Schuhen, Herr! Ich sterbe vor Angst."

„Thorheit, Kind! Ich schleiche ja wie ein pannonischer Luchs! Wahrhaftig, Mädchen, ich glaube, Du zitterst! Sei doch nicht albern! Ich wiederhole Dir: es ist nicht das erste Mal . . . Heute gilt's nur eine reizvolle Ueberraschung! Die blonde Acca wird ja ein wenig erschreckt sein — denn bisher trafen wir uns nur draußen am Gartenberg, im Wohnhaus einer mitfühlenden Freundin: aber mich reizt es, hier einmal just in die Höhle des Löwen . . ."

„Ja, ja!“ seufzte Eurydice. „Ich kann mir's denken ... Nur manchmal packt mich die Sorge, sie möchte mir's schwer verübeln, daß ich Dir nachgab ... Denn sie glaubt mir's ja doch nicht, das Märchen von meinem Kopfschmerz, der mich hinausgescheucht haben soll in den Park. Sie merkt, daß ich mit Dir im Einverständnisse bin. Würdest Du sonst überhaupt gewagt haben ...?“

„Ach, was! Verliebte glauben das Unwahrscheinlichste! Führe mich jetzt nur auf dem kürzesten Weg ...“

Sie zuckte die Achseln und schritt vorsichtig über den Rasen, an dem Springbrunnen vorbei, dessen matter Strahl wehmüthig durch die Nacht plätscherte. Die Spätrosen dufteten; in den Myrtensträuchern regte sich hier und da ein träumender Vogel.

Nach fünf Minuten erreichten die Zwei das Posticum, dessen buckelbeschlagenen Flügel die Sklavin nur angelehnt hatte. Ein leises äolsharfenartiges Tönen der Thürzapfen, ein kurzes Warten und Lauschen. Hiernach traten sie in den Xystus und von dort in das Peristyl.

Eurydice hielt den Athem an. Auch Septimius fühlte sich, all seinen Vorsätzen zuwider, schwer beklommen. Jenseits des viereckigen Hofes, unter dem Säulengang glänzte ein schmaler Lichtstreifen: das Vorgemach zu dem Schlafraum Acca Sempronia's.

Seit jener Wette mit seinem Freund Marcus hatte Septimius Cauler alle erdenklichen Anstrengungen gemacht, um sich der jungen Gemahlin des Titus Arruncus zu nähern. Wenn sie mit ihrer Kammersklavin den Circus besuchte, stand er am Eingang, begrüßte sie und knüpfte ein kurzes Gespräch an. War das Rennen zu Ende, so gab er ihr das Geleite bis nach der Via Appia, redete griechisch, damit ihn Eurydice nicht verstehen sollte, und wagte in sonderbarer Betonung die seltsamsten Wendungen. Im Campus Martius ritt er an ihre Sänfte heran; im Flavischen Amphitheater wußte er sich einen Platz neben ihr zu verschaffen; im Isistempel wich er ihr nicht von der Seite und heuchelte Andacht, als er gewahrte, daß es ihr selber mit den orientalischen Religionsübungen Ernst war. Acca duldete seine Aufmerksamkeiten, so lange er keinerlei Anspielung auf den wahren Kern der Komödie mit einmischte. Sie hatte im Vorjahr bereits den jungen Mann gründlich durchschaut und ihn bei aller Freundlichkeit ihres Wesens dergestalt in den Schranken gehalten, daß er niemals gewagt hatte, ihr von Liebe zu sprechen. Sie sah also keine Gefahr dabei — und die fast unterwürfige Art des glänzenden Cavaliers ergötzte sie. Nun aber kam, was sie bis dahin so siegreich vereitelt hatte: Septimius brach die Gelegenheit stürmisch vom Zaun und machte ihr ein Geständniß, das ihr die Röthe des Zorns in die Wangen trieb. Von diesem Augenblick an war der Verkehr zwischen den Beiden zu Ende. Sie gab ihm entrüstet und mit allem Nachdruck eines verletzten Stolzes den Abschied. Ohne ihren Gemahl zu lieben, dachte sie doch zu hoch von ihren Pflichten als römische Ehefrau

und als Tochter eines so weithin geachteten Vaters, um einen Menschen fürder nur anschauen zu mögen, der sich erdreistet hatte, an dem Feingehalt ihrer Tugend zu zweifeln. Sie machte sich jetzt sogar Vorwürfe, daß sie es überhaupt so weit hatte kommen lassen. Die Oedigkeit und Langweiligkeit ihres Daseins schien ihr kein ausreichender Grund hierfür; ebenso wenig die Thatsache, daß ihr der dreiste Septimius vorher eigentlich ein recht angenehmer Gesellschafter, ja beinahe ein schätzbarer Freund gewesen war. Sie mied also jede Begegnung, und als der Verschmähte ihr gleichwohl auf Umwegen zusetzte und ihr sogar einen leidenschaftlichen Brief schrieb, in welchem er sein vermeintliches Anrecht auf ihre Gunst mit volltöniger Mode-Sophistik vertheidigte, da gab sie ihm kurzer Hand zu verstehn, wenn er sie noch ein einziges Mal so empörend verunglimpfe, werde sie ihren Gemahl, der ja vor Ende des Monats aus Griechenland heimkehre, um energische Züchtigung dieser Frechheit ersuchen müssen.

Septimius war niedergedonnert. Lange genug hatte er mit dem entscheidenden Ansturm gezögert, — und nun schlug ihm die Sache trotz aller sorgsamen Vorbereitung so kläglich fehl! Die Fragen der beiden Zechgenossen, zumal des hohläugigen Marcus, der den Verlauf der Dinge mit unerträglichem Scharfblick zu ahnen schien, brachten den Schwerenttäuschten beinah zur Raserei. Er glaubte nun, seine Ehre als vornehmster Herzensbezwinger der Hauptstadt sei hier ernstlich verpfändet; er müsse trotz der Halsstarrigkeit seines Opfers den Sieg davon tragen, koste es, was es wolle. Ab und zu schmeichelte ihm die Hoffnung, Acca sei ja im Grund ihrer Seele ihm längst gewonnen; nur die Erziehung ihres eisernen Vaters wehre ihr noch, diesem Gefühl sich rückhaltlos hinzugeben.

Nach langem Erwägen faßte er den Entschluß, den er jetzt eben mit Hilfe der ungetreuen Eurydice ausführte. Er wollte zur Nachtzeit in das Gemach der jungen Frau eindringen und sich ihr mit den Gluthausbrüchen des Wahnsinns zu Füßen werfen ... Vielleicht wirkte hier das Ungeheuerliche des Wagnisses ... Vielleicht sagte sich Acca: Nun glaubt mir Eurydice doch nicht, daß ich pflichttreu und ohne Makel geblieben ... Und schließlich, wenn Alles nicht half ... Mehr geahnt als gedacht schwebte dem Unsinnigen die Geschichte des Sextus Tarquinius und der Lucretia vor ... Er konnte ihr drohen, er konnte ihr zuraunen: ‚Wenn Du mich jetzt zur Verzweiflung bringst, schlage ich Lärm ... Ich stelle Dich vor der gesammten Dienerschaft bloß!‘ Das war niederträchtig und feige — gewiß: aber wo seine Eitelkeit und Selbstliebe im Spiel war, kannte Septimius Canler weder Bedenken noch Schamgefühl. Acca Sempronia war seine Feindin; denn ihre hochmüthige Tugend stellte den Ruf seiner Unwiderstehlichkeit schmachvoll in Frage: also war auch im Kampfe mit ihr Alles erlaubt, jede Kriegslist, jede Verrätherei und Gewalt ...

Auf den Zehen schleichend, durchquerte Septimius das Peristyl, während Eurydice, wie vereinbart, zurück in den Garten eilte. Nochmals

blieb er einen Augenblick stehen, eh' er die schwere Thürdecke hob. Dann glitt er geräuschlos in's Vorgemach, wo links auf dem Mauervorsprung eine zweidochtige Thonlampe ihr mattgelbes Licht ausgoß. Hier stand das Lager der Kammersklavin. Ein faltiger babylonischer Vorhang, der vom Obergebälk bis auf die Schwelle fiel, trennte dies Vorgemach von dem Schlafzimmer Acca's.

Pochenden Herzens lugte Septimius hinein. Von der schöngetäfelten Decke hing hier eine hellrothe Ampel, die über den ganzen Raum ein mildes, magisches Licht goß. Acca Sempronia lag in schneeweißer Tunica auf der Bronze-Bettstatt, bis an die Hüften zugedeckt von dem schmiegsamen Wollgewebe eines galäsischen Teppichs. Ihr liebliches Antlitz neigte sich auf die entblößte Schulter; ihr blondes Haar, das in dem Schein der Ampel wie ein Gemisch von Kupfer und Gold flimmerte, war im Nacken geschürzt und mit breitem, blauschwarzem Bande durchflochten.

Ein leiser Schauer — und Septimius trat ein. Mochte das Schicksal ihm jetzt Heil oder Unheil bereit halten — er konnte nicht anders.

Ueber dem Lager der Schlummernden befand sich ein kleines Hochfenster. Da Septimius den Thürvorhang hob, entstand ein plötzlicher Luftzug, der die Ampel in Schwingung versetzte und von dem Citrustisch neben der Bettstatt ein Kopftuch herabgleiten ließ. Mit dem Kopftuch fiel ein Krystallfläschchen . . .

Durch das Geräusch geweckt, schlug Acca Sempronia die Augen auf. Ein leichter Schrei entrang sich ihren halbgeöffneten Lippen; Todtenblässe überflog ihr Gesicht; eine Secunde lang schien sie an allen Gliedern gelähmt. Im nächsten Moment aber stand sie auf beiden Füßen. Den weichen galäsischen Teppich hatte sie breit um die Hüften geschlungen. Sie sah aus, wie eine strafende Göttin.

„Was suchst Du hier?“ stammelte sie entsetzt.

„Dich suche ich! Lange genug hab' ich nach einem aufklärenden Wort geschmachtet . . . Fürchte Nichts, Acca Sempronia! Du sollst mich nur anhören!“

„Wahnwitziger!“ raunte sie hochaufglühend vor Entrüstung und Scham. „Fort mit Dir, oder ich schreie um Hilfe!“

„Das wirst Du nicht, Acca Sempronia! Bedenke doch! Wenn Deine Sklaven mich hier im Cubiculum finden! . . . Welch' ein Abgrund für Deinen Ruf! Und ist es denn wirklich ein so unerträgliches Loos, von Septimius Caulex geliebt zu werden?“

Er drang auf sie ein. Acca Sempronia riß einen Dolch von der Wand.

„Beruhige Dich doch!“ raunte er schmeichlerisch, ohne auf ihre drohende Haltung zu achten. Er war von dem Liebreiz ihrer Gestalt, ihres flammenden Angesichts wie betäubt. „Es ist ja unmöglich, daß Du nicht fühlst, wie ganz und gar ich Dir angehöre! So lohne mir's doch! Ueberwinde

die Scheu, die man Dir eingeimpft! O, ich weiß, im Grund Deiner Seele zürnst Du mir nicht! Du bist nicht unempfänglich gegen die Raserei, die mir das Herz zersprengt . . . Acca, Acca, ich sterbe vor unermeßlicher Liebe!"

Er zog sie voll stürmischer Leidenschaft an sich. Sein heißathmender Mund suchte den ihren. Sie wand sich verzweiflungsvoll.

„Laß mich — oder ich tödte Dich!" klang es von ihren Lippen.

„Tödte mich, aber sei mein!"

„Du hast es gewollt!" hauchte sie tonlos.

Ein jähes Aufblitzen im Lichte der Ampel. Ein halb unterdrückter Schrei. Septimius Caulex taumelte stöhnend wider den Citrustisch. Acca's Dolch war ihm tief in die rechte Schulter gedrungen.

„Fort," sprach sie gebieterisch, „oder ich stoße zum zweiten Mal! Wähnst Du, die Ehre einer römischen Frau sei das Spielwerk jedes unklugen Tagediebs? Geh' heim, laß Dich verbinden, — und versuche nie wieder mit List oder Gewalt zu erobern, was Dir von Rechts wegen ewig versagt bleibt!"

Septimius, dem das quellende Blut reichlich über das lichte Gewand floß, merkte, daß seine Rolle hier ausgespielt war. Acca Sempronia, den rauchenden Dolch in der Hand, bewies ihm durch Blick und Geberde eine so unbarmherzige Feindseligkeit, daß er sich zähneknirschend zum Ausgang wandte. Was blieb ihm übrig, als der ruhmlose Rückzug?

Im Säulenhof preßte er sich die Falten der Toga fest über die Wunde und eilte dann schwer athmend zum Posticum. Hier traf er die Kammersklavin, die sich vor unruhiger Neugier und Angst nicht weiter hinausgetraut hatte in den mondschein-umflorten Park . . .

Mit Aufbietung aller Kraft suchte Septimius ihr seinen Zustand geheim zu halten.

„Geh' nur!" sprach er mit fester Stimme. „Ein anderes Mal . . . Für heute ist's besser, ich gebe die Sache auf . . ."

Eurydice bat um ein Wort der Aufklärung. Er aber schüttelte hastig den Kopf.

„Gehab' Dich wohl!" sagte er kurz. „Morgen schreibe ich Dir. Vielleicht auch nicht . . ."

Und somit verschwand er im Dunkel der hochaufragenden Lorbeersträucher.

Eurydice trat in den Säulenhof, als Acca vom Eingang des Vorgemachs ihren Namen rief.

Die Sklavin stellte sich völlig unbefangen.

„Bist Du zu Ende mit Deiner unleidlichen Nachtwanderung?" fragte die junge Frau.

Dabei schaute sie ihr scharfprüfend in's Angesicht.

Die Sklavin zuckte mit keiner Wimper.

„Jetzt eben wollt' ich mein Lager aufsuchen. Denke Dir, Herrin, im Xystus, wo ich ein Weilchen auf der Diana-Bank rastete, bin ich kurzer Hand eingeschlummert. Und meine Kopfschmerzen sind glücklich vorüber . . ."

Es bleibt dahingestellt, ob Acca Sempronia der dreisten Heuchlerin glaubte. Jedenfalls gab sie sich jetzt den Anschein. Sie forderte nur einen frischen Trunk und sagte dann mit eigenthümlichem Nachdruck:

„Schließ mir die Thüre des Vorgemachs! Ich schlafe heut' etwas unruhig. Es ist mir, als gingen Lemuren um und allerlei böse Dämonen."

„Wie Du befiehlst, Herrin! Obgleich das jetzt gar nicht die rechte Zeit ist für die Gespenster . . ."

„Wenn mein Gatte von mir entfernt weilt," murmelte Acca Sempronia, „ist immer Umgangszeit für die Geister . . ."

Sie legte sich nieder. Lange fand sie nicht Rast. Sie dachte an Titus Arruncus, von dem sie nicht eben freundlich geschieden war, denn ihre Weigerung, mitüberzusiedeln nach dem verabscheuten Antiocheia, hatte den wackeren, opferwilligen Mann ernstlich verstimmt. Als sie endlich bei dämmerndem Morgen entschlafen war, erschien ihr der Ehegemahl im Traume, aber nicht grollend und zürnend, wie er gegangen, sondern freundlich und mild. Er lobte sie mit überströmenden Worten. „Du bist tapfer gewesen, Acca Sempronia," rief er mit stolzem Lächeln ihr zu. „Du hast Deine Ehre vertheidigt und meine! Ich danke Dir! Ich liebe und achte Dich!"

IV.

Acca Sempronia beschloß, die unglaublichen Vorgänge dieser Nacht geheim zu halten; wie sie denn andererseits Grund zur Vermuthung hatte, auch Septimius werde das unrühmliche Abenteuer nicht weiter erzählen.

Zwei Tage später erfuhr sie durch eine Freundin, der junge Mann, der übrigens seine Verwundung auf den Angriff eines ihm unbekannten Raufbolds zurückführte, liege gefährlich darnieder und werde von seiner trostlosen Mutter und dem alten Familienarzte Eulogius gepflegt.

Bei dieser Botschaft fühlte sich Acca Sempronia schmerzlich bedrückt. So sehr sie auch das Gefühl hatte, daß sie mit ihrer gewaltsamen Abwehr völlig im Recht gewesen, und daß sie im gleichen Fall genau wieder so handeln würde, so schwer fiel es ihr doch auf die Seele, daß sie vielleicht durch die Verkettung der Umstände Schuld an dem Tod eines Menschen trug, eines vornehmen Jünglings, den eine wackere Mutter so heiß liebte und der, wie sie glaubte, doch nur im blinden Drang seiner Leidenschaft, nicht aus berechnender Arglist gefehlt hatte. Eros — die Rede ging ja von Alters her — verwandelte auch die Urtheilsfähigsten und Vernünftigsten. Septimius Caulex hatte gewiß eine Lehre, eine Zurechtweisung, eine Züchtigung verdient; aber, so schien es ihr jetzt, doch nicht den Tod . . .

Die Angelegenheit beschäftigte sie so ernstlich, daß sie bei Tag und Nacht kaum etwas Anderes zu denken vermochte. Hundert Mal legte sie sich die Frage vor, ob es nicht möglich gewesen wäre, den Eindringling zu verscheuchen, ohne von ihrer Waffe Gebrauch zu machen. Freilich, der ungebührliche Mensch hatte ihr einen so maßlosen Schrecken verursacht, daß ihr die Kraft ruhiger Ueberlegung versagte. . . Und die Zeit war so kurz, und seine Augen flammten so wild und gespenstisch . . . Wer durfte sie tadeln, wenn ihr die Angst da einen Muth eingeflößt hatte, dessen Folgen sie jetzt heimlich beklagte?

Unter dem Eindruck solcher Erwägungen vollzog sich ihr nach und nach eine Wandlung des Urtheils. Die Frevelthat des Septimius, die ihr unsühnbar gedünkt hatte, erschien ihr allmählich in weit milderem Licht, während ihr eigenes Heldenthum, auf das sie so stolz gewesen, mehr und mehr in ihrer Bewunderung einbüßte. Sie nannte sich hart und eine grausame Ueberschreiterin dessen, was ihr nach göttlichem und menschlichem Rechte zustand. Lieber als diesen Dolchstoß hätte sie einen Hilferuf wagen sollen: ihr Angstschrei würde den Tollkühnen verscheucht haben, noch ehe sich Jemand von den Dienern geregt hätte . . . Und was so der Selbstanklagen und Vorwürfe mehr waren.

Der Kammersklavin Eurydice gegenüber spielte Acca Sempronia nach wie vor die vollständig Unbefangene. Sie sprach mit ihr sogar von dem „Unglück“, schalt über die nächtliche Unsicherheit der Zweimillionen-Stadt und beauftragte die schlaue Person, sich in aller Form nach dem Zustande des Verwundeten zu erkundigen.

„Du weißt, Kind,“ fügte sie gleichmüthig hinzu, „Septimius Caulex ist ein Freund meines Gemahls. Ich möchte mir nicht den Vorwurf der Theilnahmslosigkeit zuziehen.“

Die erste Nachricht, die Eurydice heimbrachte, klang nicht eben hoffnungsreich. Es war jetzt am vierten Tage seit der Verwundung. Das Fieber hatte sich ganz erheblich gesteigert. Der rechte Arm schwoll mit jeder Minute mehr an. Während der letzten Nacht hatte der Kranke wiederholt irre geredet. Der Arzt war in schwerer Sorge.

Acca Sempronia empfing diese Botschaft mit großer Selbstbeherrschung. Sie äußerte nur ein höfliches Wort des Bedauerns. Später jedoch, da sie allein war, schritt sie mit bebender Rastlosigkeit durch das Gemach, wechselte mehrfach die Farbe und scheuchte den Wolfshund, der sich schnobernd an sie herandrängte, so unwirsch, daß er gesenkten Schweifes hinter das löwenfüßige Ruhebett kroch.

Zwei Tage später war die Gefahr vorüber. Die Heilung vollzog sich von da ab regelrecht. Acca Sempronia athmete auf. Es war doch ein gutes Gefühl, so von der Last unerträglicher Vorwürfe endlich befreit zu sein und sich sagen zu dürfen: Dein Gebet ist erhört worden; die unsterblichen Götter haben das abgewandt!

Je mehr sich inzwischen die Gesundheit des Jünglings besserte, um so häufiger stellte sich bei Acca Sempronia ein anderer Gedanke ein, der ihr zuletzt wieder die Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung schmerzlich beeinträchtigte. Sobald Septimius Caulex geheilt war, schien es kaum zu vermeiden, daß sie ihm hier und da wieder begegnen würde. Diese Aussicht flößte der jungen Frau ein Gefühl bangster Beklommenheit ein. Wenn das Vorgefallene ewig geheim bleiben sollte, dann durfte sie den genesenen Uebelthäter nicht unwirscher empfangen als früher. Aber konnte sie das? Ließ sich ein solches Ereigniß spurlos begraben? Selbst bei dem ehrlichsten Willen blieb es doch eine drückende Aufgabe, hier in jeder Beziehung den richtigen Ton zu finden — weder zu schroff noch zu mild, weder zu gleichgiltig noch zu harmvoll. Es überrieselte sie eiskalt, wenn sie sich ausmalte, wie er sie grüßen, wie er sie anreden würde, und was sie ihm dann mit erkünstelter Ruhe entgegnen wollte. O, dieser peinliche Augenblick! Später gab sich die Sache dann leichter: aber das erste Wiedersehen . . .! Wenn nur bis dahin ihr Gatte von seiner griechischen Reise zurück war! Die Anwesenheit des Titus Arruncus hätte ihr gerade in dieser Beziehung einen so schätzbaren Halt gewährt!

Je länger es dauerte, um so hartnäckiger bohrte sich Acca Sempronia in solche Gedanken ein. Seit sie erfahren hatte, Septimius sei zum ersten Mal wieder ausgegangen, gab sie die nachmittäglichen Ausflüge in das Marsfeld auf, nur um nicht etwa mit ihm dort zusammenzutreffen. Sein Anblick schon hätte jetzt ausgereicht, sie in die äußerste Aufregung und Verwirrung zu stürzen.

Da sie sich auf die Länge denn doch nicht ganz einsperren konnte, so gab sie eines Tags den Befehl, die Sänfte für eine Wanderung durch das Südviertel zu rüsten. Auf der äußeren Via Appia stieg sie mit Eurydice aus den Polstern, hieß die blonden Sigambrer unweit des curischen Grabsteins warten und bog zu Fuß in die letzte Querstraße ein, die zwischen Gärten und Landhäusern nach dem Gestade des Flüßchens Almo führte.

Acca Sempronia ließ ihren Blick über die mächtigen Wasserleitungen und das sonnbeglänzte Albanergebirg schweifen. Nach Ausdrücken suchend, mühte sie sich, den Ernst dieser steil ragenden Schroffen großartig zu finden.

„Wie sehr bist Du verwandelt!“ sagte Eurydice. „Früher war Dir das lauteste Volksgetümmel am Cälius nicht laut genug. Die Via Sacra und die Gassen des Forums lockten Dich eben so sehr wie die Breitstraße und der Säulenbau des Agrippa. Jetzt mit einem Mal schwelgst Du hier draußen am Ende der Stadt im Anblick der kahlen Bergwände!“

Acca Sempronia erröthete und gab eine ausweichende Antwort. Sie fühlte sehr wohl die Unfolgerichtigkeit ihres Benehmens. Und sie hatte sich doch so fest vorgenommen, ganz alltäglich und in jeder Beziehung unverändert zu scheinen.

„Der Winter kommt jetzt mit Riesenschritten,“ sagte die Sklavin lächelnd. „Da droben in den flimmernden Felsspalten hängt schon der Schnee. Er schmilzt nicht mehr. Da fühlt man zwiefache Sehnsucht nach dem Verkehr mit Menschen.“

„Meinst Du?“ versetzte Acca. „Ich dächte im Gegentheil: der Winter fesselt an's Haus . . .“

So ging sie weiter. Plötzlich fuhr sie zusammen. Das helle Blut strömte ihr heiß in's Gesicht. Eine volltönige Männerstimme klang von links aus der Seitenstraße:

„Herrin, ich grüße Dich!“

Es war Septimius Caulex, der hoch und stolz, aber dennoch mit einer gewissen, nur für Acca verständlichen Zaghaftigkeit auf sie zutrat und sich dann ehrfürchtig vor ihr verneigte. Er sah noch ein wenig bleich aus: aber gerade die Blässe verlieh seinem Gesicht etwas außerordentlich Edles und Vornehmes. Der leicht in's Bronzefarbene getönte Kopf mit seinem tiefbraunen kurzen Gelock hob sich königlich aus den Falten der schneeweißen Toga. Der Fuß in den brandroth verschnürten gelblichen Halbschuhen trat fest und geräuschlos auf; der rechte Arm, den die Römer sonst freitrugen, war mit einer hellblauen Binde umwunden und lag bis an den Ellbogen vorn im Bausch der Gewandung.

„Verzeih, Acca Sempronia, daß ich Dich anrede,“ sagte Septimius Caulex in griechischer Sprache. „Ich thue dies, weil ich befürchte, Deiner Begleiterin möchte es auffallen, wenn ich den Gruß unterließe.“

In der Weise seines Gebahrens lag etwas so Ritterlich-Demüthiges, daß Acca Sempronia sich nahe daran fühlte, ihm die Hand zu reichen. Doch besann sie sich rasch.

„Ich weiß nicht,“ versetzte sie in der nämlichen Sprache, „ob diese Meinung begründet ist. Vielleicht überrascht es meine Gefährtin weit mehr, daß wir hellenisch reden, da wir doch wissen, daß sie trotz ihres griechischen Namens dieser Sprache nicht mächtig ist.“

Sie war unterdeß weiter geschritten. Septimius Caulex blieb ihr in angemessener Entfernung zur Seite.

„Mag sein,“ fuhr er mit zögernder Stimme fort. „Meine Besorgniß war vielleicht überflüssig. Aber ehrlich gesagt: dies Bedenken war nicht der einzige Grund . . . Acca Sempronia, ich habe nicht eher Ruhe, als bis Du mir volle Verzeihung schenkst! Wüßtest Du, wie mir bei Deinem Anblick zu Muthe ist! Ich lag auf den Tod, Herrin: aber wenn ich gestorben wäre, beim Jupiter Ultor, mir wäre nur recht geschehen!“

Sie gab keine Antwort. Das wild-pochende Herz schlug ihr bis in die Kehle herauf.

„Ich danke Dir, Acca Sempronia, daß Du mich anhörst,“ fuhr er mit wachsender Innigkeit fort. „Ich habe gefrevelt; ich habe Dich tödtlich beleidigt, aber ich schwöre Dir: das Alles geschah nur im Ueberschwang

eines Gefühls, das ich jetzt endlich mit Hilfe der Götter besiegt habe. Ich war wie von Sinnen. Ich glaubte, ohne Deinen Besitz fürder nicht leben zu können. Und so vergaß ich, was ich Dir und Deinem erlauchten Gemahl schuldig bin. Das ist nun vorüber. Ich habe gekämpft, Acca! Ich habe mir, da ich so zwischen Leben und Tod schwebte, Alles das vorgehalten, was Du in Deiner gerechten Entrüstung mir je hättest sagen können. Nun aber lehren die Priester, daß uns die wahrhafte Reue von Schuld rein macht. Ich habe bereut, Acca Sempronia, und flehe nun inbrünstig um Vergebung! Sage mir, daß Du nicht länger grollst; daß Du mich freisprichst, wie mich die Gnade der Gottheit freispricht."

Acca Sempronia schwieg nach wie vor. Die Kammersklavin war unvermuthet zurückgeblieben; sie hatte im Grase des Wegrains ein paar verspätete Blumen gesehen. So fügte Septimius in lateinischer Sprache hinzu:

„Sei mild, Acca! Bedenke, daß unter allen Fehlern diejenigen am verzeihlichsten sind, die unser Herz verschuldet! Und Du wagst ja Nichts, wenn Du mich lösest! Ich wiederhole Dir, daß ich nun völlig geheilt bin — nicht nur von meiner Wunde da in der Schulter, sondern von jener tieferen, seelischen . . . O, es ist wunderbar, wie stark sich der Mensch niederzwingt, wenn er gewahrt, daß seine Glut Frevel ist! Acca Sempronia! Laß uns Freunde sein, wenn Du kannst! Wo nicht, so gieb mir doch einmal zum Abschied die Hand und sage mir, daß meine Unthat getilgt ist! Ich flehe Dich an beim Gedächtniß Deines vergötterten Vaters!"

Er streckte ihr langsam die Linke entgegen.

„Die Rechte zittert noch, wenn ich den Arm aus der Wollbinde nehme," sagte er wie entschuldigend.

Es lag so viel echte Bescheidenheit, so viel aufrichtige Trauer in seinem Benehmen, daß Acca Sempronia tief gerührt wurde. Nach kurzem Zögern schlug sie rückhaltslos in die dargebotene Hand ein und fand nun endlich ein versöhnendes Wort. Dann mit einem Mal schien ihr der bleiche flehende Mensch so mitleiderregend, daß sie in jähem Aufwallen ihres Edelmuthes hinzusetzte:

„Und nun, Septimius, verzeih' auch Du, daß ich, wenn auch in gerechter Vertheidigung . . ."

„O, Herrin, was redest Du?" unterbrach er sie rasch. Er hielt ihre zarten Finger weich und innig umklammert und sah einen Augenblick wie verzückt nach oben. „Ich Dir verzeihen? Hast Du nicht ganz so gehandelt, wie ich's erwarten mußte? Nur eine Gnade der Götter ist's, daß ich so gut noch wegkam. Auch hat mich die Wunde an sich kaum so sehr in Gefahr gebracht, als der verzweifelte Unmuth, der mich am ersten Tag den Verband wegzerren ließ. Ich wollte verbluten, weil ich mich vor mir selbst schämte. Was lag mir am Dasein? Die edelste, herrlichste Frau, um deren Besitz ich mit Freuden die Qualen des Tartarus auf mich genommen

hätte, mußte nun fürder gering von mir denken! Da hatte die Welt keinen Reiz mehr für mich . . . Nur meiner theuren Mutter zu Liebe hab' ich dann später den Arzt gewähren lassen . . . Jetzt — leb' wohl, Acca Sempronia! Da ich nun Deine Verzeihung habe, darf ich Dir weiter nicht lästig fallen."

Er neigte das Haupt, grüßte und machte Kehrt.

„Was wollte er nur?" fragte Eurydice, die jetzt mit ihren Sternblumen langsam herankam. „Er sprach so feierlich! Und welch' ein merkwürdiger Zufall, daß wir ihm gerade hier draußen begegnen! . . . Du siehst, Herrin, man kann seinem Schicksale nicht entgehen! Soll man Bekannte treffen, so trifft man sie auch im ödesten Südviertel. Laß uns nur künftighin wieder getrost unser geliebtes Marsfeld aufsuchen!"

V.

Von dieser Stunde an war es um die Herzensruhe Acca Sempronia's geschehen. Der frühere Septimius Caulex, der nur allzusehr in dem Ruf eines leichtfertigen Epikuräers stand, der unverschwiegene Anbeter Livilla's und so vieler anderen Frauen von gleicher Haltlosigkeit, war ihr trotz seiner Kunstgriffe niemals gefährlich gewesen. Sie hatte ihn kaltblütig geduldet; ja, seine Huldigungen, die sie mit vornehmer Ueberlegenheit ablehnte, waren ihr aus gewissen Gesichtspunkten ergötzlich und beinahe sympathisch erschienen. Sie lernte so ihren eigenen Werth kennen: ihre Anmuth und Schönheit, die so glühend begehrt wurde, und ihre stolze Unnahbarkeit, die nur mit den Wimpern zu zucken brauchte, um jede Vermessenheit im Keim zu ersticken. Die persönlichen Vorzüge des Septimius kamen bei dieser Art des Betrachtens gar nicht zur Geltung. Jetzt aber, nachdem sich der Geck und der schamlose Eindringling plötzlich in den reuigen Büßer verwandelt hatte, fiel es ihr heiß auf die Seele, daß dieser Jüngling mit dem zaghaft zu Boden gesenkten Blick der schönste Mann der Siebenhügelstadt war. Ihre leichtbeflügelte Einbildungskraft lieh ihm dazu Eigenschaften des Geistes und des Charakters, die er niemals besessen hatte. Vor Allem schien es ihr zweifellos, daß hier eine wirkliche tiefgründige Leidenschaft vorgelegen, nicht nur die oberflächliche Gluth eines tändelnden Alltagsmenschen. Schon das unglaubliche Wagniß jenes nächtlichen Ueberfalls sprach ja für diese Annahme. Nun aber, da er so gar keinen Groll zeigte, sondern im Drang seines Schuldgefühls ihre Verzeihung erbat, war es ja vollständig erwiesen. Und Septimius Caulex hatte gekämpft! Er hatte den Brand seiner Sehnsucht muthig niedergerungen und erst nach langen Stunden der Qual sich mühsam in's Gleiche gebracht!

Acca Sempronia, seitdem sie hierüber sich klar geworden, empfand im Widerspruch mit ihren sonstigen Grundsätzen eine Art von Bedauern. Es half Nichts, daß ihr Verstand sich sträubte: das Mißgefühl über die Selbst-

bezwingung des Jünglings wich und wankte nicht. Echte, wahrhaftige Liebe entflammt zu haben und dann dieser Liebe durch den freien Entschluß des Liebenden wieder verlustig zu gehn: das war und blieb etwas Schmerzliches, mochte sich auch das rein philosophische Pflichtgefühl mit dieser Wandlung befriedigt erklären. Vorläufig zwar gestand sie sich diesen Verdruß nicht ein, aber deshalb ging er nicht weniger stark durch ihr gesammtes Fühlen; er beherrschte sie dergestalt, daß sie zu Zeiten einherging wie eine Leidtragende.

Unaufhörlich beschäftigte sich ihre Einbildungskraft mit der groß angelegten Persönlichkeit des Entsagenden. Sie stellte Vergleiche an zwischen Septimius Caulex und ihrem Gemahl, und diese Vergleiche fielen weit schroffer zum Nachtheil des Titus Arruncus aus, als dies der Wahrheit gemäß hätte der Fall sein dürfen. Die edle männliche Würde des Titus Arruncus dünkte ihr kalt und leblos. Der schalkhafte Plauderton, mit dem Septimius ihr vor Zeiten genaht war, kam ihr dagegen jetzt in der Rückerinnerung ganz außerordentlich sprühend und geistreich vor. Der staatsmännische Ernst und die eiserne Pflichterfüllung, die ihren Gatten kennzeichnete, war ihr ja nie sonderlich sympathisch gewesen: jetzt aber fand sie diesen altrömischen Geist geradezu starr und verknöchert, während ihr die leichtblütige Weltfreude des Jünglings als der Inbegriff alles Liebenswürdigen und Holden erschien. Wie anders würde sich doch ihr Dasein gestaltet haben, wenn ihr die Götter einen Gemahl bescheert hätten, der als Staatsbürger und Senator etwas weniger tadellos, aber als Mensch glutherfüllter, lebendiger, frischer gewesen wäre! O, diese römischen Ehen, bei denen das Herz so gar nicht gefragt wurde, die das reine Rechenexempel waren, die elende Addition von eins zu eins!

Septimius Caulex . . . wäre ein solcher Gatte gewesen . . . Mehr und mehr kam Acca Sempronia zu der Erkenntniß, Alles, was die übelwollende Fama von diesem herrlichen Jüngling erzählte, sei schnöder Lug und niederträchtige, platte Verleumdung. Es war ja begreiflich, daß ein so unvergleichlicher Mensch überall Feinde besaß — Feinde unter den Männern, die sich von ihm verdunkelt fühlten, Feinde unter den Frauen und Mädchen, die ihn anschmachteten, ohne Erhörung zu finden . . . Auch Sie, Acca Sempronia, hatte unter dem Bann dieser abscheulichen Einflüsterungen gestanden . . . Ja, wenn sie es recht überlegte, trug sie vielleicht die Hauptschuld an jenem nächtlichen Ueberfall! In der irrigen Meinung, einen ganz alltäglichen Herzenseroberer vor sich zu haben, war sie ihm nicht so ernst und so hoheitsvoll entgegen getreten, wie dies bei einer so leidenschaftlich bewegten Natur am Platze war . . . Er hatte sie mißverstanden . . .

Allmählich kam sie so auf den Punkt, in Septimius Caulex das Ideal eines edlen römischen Jünglings zu sehen und ihn trotz ihrer scheinbar noch unerschütterten Grundsätze heiß zu verehren.

Daß sie wirklich bis über die Ohren in Septimius verliebt war, das kam ihr erst voll zum Bewußtsein, als eines Nachmittags ihre Freundin Aglaia, die Tochter des lusitanischen Ritters Aulus Pallantius, bei ihr zu Besuch war. Acca Sempronia hatte dies reizende fünfzehnjährige Mädchen ganz außerordentlich gern; der Verkehr mit ihr war ihr jetzt gerade, in diesen aufwühlenden Stunden der Unrast, ein Herzensbedürfniß. Nun begab es sich, daß das Gespräch auf Septimius fiel, obschon Acca dies gemeinhin ängstlich vermied. Da nun einmal der Name genannt war, gab Acca Sempronia dem Drang ihrer Stimmung nach und behauptete schwärmerisch, dieser Septimius Caular sei vor allen römischen Edelingen der Mann darnach, ein großfühlendes Mädchen glücklich zu machen.

Aglaia, die von der tollen Vergangenheit des Septimius Nichts ahnte und ihm nur zwei- oder dreimal begegnet war, blickte erröthend zu Boden und nickte, als wären ihr diese Worte so recht aus der Seele gesprochen.

Beim Anblick ihres zarten Erglühens erwachte in Acca Sempronia die wüthendste Eifersucht. Jetzt wußte sie, was ihr all die Tage her so trüb auf der Seele gelegen! Nun brach es los und durchtobte sie halb mit Wonne und halb mit verzehrender Bitterniß.

„Wo sahst Du ihn?“ fragte sie bebend.

„Im Haus der Petronia . . . Und dann im Theater, als Kappadox mit Philemon den Raub der Proserpina spielte . . .“

„Mädchen, Du liebst ihn!“ lächelte Acca Sempronia. „Streite nicht! Deine brennenden Wangen strafen Dich Lügen! Weshalb auch solltest Du nicht? Du bist ja im richtigen Alter, und Dein Vater ist reich, reich wie ein Krösus. Das wiegt zehnmal den Purpur auf!“

„Acca, was redest Du! Septimius denkt nicht an mich! Und ich selbst, — ich versichere Dich . . .“

„Rege Dich weiter nicht auf! Ich verrathe Dich nicht. Es ist so natürlich, Kind! Und Ihr paßt ja zusammen! Er, der stolze, königlich geartete Mann, Du, die weibliche Anmuth, die Jugendblüthe, der Liebreiz in Person! Ihr werdet glücklich werden, glücklich über die Maßen . . .“

Aglaia wußte nicht, ob Acca Sempronia in vollem Ernst sprach. Es klang, ihren theilnehmenden Worten zum Trotz, etwas Fremdartiges, beinahe Höhnisches in ihrer seltsam bewegten Stimme. Und da nun Aglaia sich wirklich ein wenig in den glänzenden Jüngling vergafft hatte, so brach sie unter dem Eindruck dieser unklaren Empfindungen plötzlich in Thränen aus.

Acca Sempronia tröstete sie mit stürmischer Zärtlichkeit. Sie schämte sich jetzt, — aber die schmerzlich-trübe Erkenntniß, die ihr geworden, ließ sie nicht wieder los. Als sie der süßen Aglaia das Geleit gab nach dem Thürgang, krampfte ihr Herz qualvoll zusammen. Diese Aglaia trat nun hinaus in das glückverheißende Rom, wo sich all' ihre seligen Träume verwirklichen konnten. Sie selbst aber war gebunden, mit un-

zerreißbaren Fesseln beschwert, ein armes, verlorenes Weib ohne Hoffnung und Lebenszweck!

Gebrochen und müde trat sie vom Thürgang zurück und begab sich in ihren teppichgeschmückten Decus. Dort warf sie sich dumpf-seufzend über das Ruhebett. Lange, lange verharrte sie dort in trostloser Selbstbetrachtung, bis die Kammersklavin Eurydice leise über die Schwelle trat und mit dem Docht ihrer thönernen Handlampe den fünfarmigen Bronze-Leuchter entzündete. Acca ließ sie gewähren, erhob sich dann schweigend und schritt wie geistesabwesend hinaus in den Xystus. Das Licht schmerzte sie; hier in den halb nur erleuchteten Colonnaden ging sie umher wie ein aufgescheuchtes Gespenst und lauschte dem Nachtwind, der jenseits der Mauern die Wipfel der alten Bäume durchbrauste. Sie war todunglücklich.

VI.

In dem Hauspark des Titus Arruncus erhob sich, von Cypressen und Pinien immergrün überdacht, ein kleines Gebäude im Stil der korinthischen Fremdenhäuser. Während der guten Jahreszeit verbrachte hier Acca Sempronia manchmal die Nachmittagsstunden; während der schlechten stand das Gebäude zumeist leer, wenn es nicht gerade als Wohnung für einen auswärtigen Gast diente.

Mitternacht war lange vorüber, als an der Eichenholzthür dieses Gartenhäuschens der Riegel klirrte. Acca Sempronia trat, ängstlich umschauend, heraus in den Park. Septimius Caulex folgte ihr auf dem Fuße. Wortlos schritten die Zwei durch den entblätterten Ulmengang nach der Umfriedigungsmauer. Beim Standbild des altersgrauen Vertumnus machten sie Halt. Acca Sempronia umschlang die hohe Gestalt des Jünglings mit beiden Armen, lehnte ihr Haupt zärtlich an seine Brust und schluchzte ein wenig.

„Wie schrecklich, daß wir uns trennen müssen!“ raunte sie gramerfüllt. „Ich kann nicht mehr ohne Dich leben, Septimius! Wie soll das werden, wenn nun zu Ende der Woche Titus Arruncus eintrifft! Beim Jupiter, manchmal wünsche ich mir den Tod!“

Septimius Caulex strich der Haltlosen schmeichlerisch über das volle Haar.

„Den Tod, Geliebte? Aber weshalb? Ich sehe noch durchaus keinen Grund zur Verzweiflung. Sind wir an dieses Gartenhaus denn gebunden? Ist Rom nicht groß, und hast Du nicht volle Freiheit?“

Sie blickte zu Boden.

„Ach, wenn Du wüßtest ... Ich glaube, Septimius, ich habe Dich viel zu lieb! Ich hätte mich dreimal besinnen sollen, eh' ich mein Glück, meine Ehre, mein Leben so völlig in Deine Hände gab! Ihr Männer begreift ja trotz alledem nicht, was das bedeuten will! Und Ihr

vergeltet's nur halb! Ihr liebt anders, als wir! Ach, Septimius, fast meine ich, Deine Küsse seien schon kälter geworden . . ."

„Acca, mein Liebling, was redest Du!"

„Ich kann mir nicht helfen. Dies Alles ist mir so plötzlich gekommen, so unerwartet! Und hier um's Herz fühle ich einen Druck . . ."

„Hast Du Gewissensbisse?" lächelte Cauler.

„Ich sollte sie haben, Septimius! Glaube mir, dem Stolz einer Römerin wird es nicht leicht . . . Ich war eine Tochter aus altehrwürdigem Hause und makellos wie eine Lilie! Nun hab' ich Dir Alles, Alles geopfert, weil ich nicht anders konnte, weil Du mir's angethan hast mit Deinen dunkeln, großblickenden Gluthaugen. Aber es sei darum! Ich klage ja nicht, — wenn ich nur weiß, daß Du mich wirklich liebst, mir ganz und für immer angehörst und niemals im Leben ein andres Weib lieben wirst!"

„Kleine Thörin! Bist Du nicht unter Allen die Schönste, die Beste, die Herrlichste? Soll ich nach korinthischem Erz trachten, da ich vollwichtiges Gold besitze?"

„Wer weiß!"

Er zog sie lachend an seine Brust.

„Welche Anwandlungen! Geh'! Die Stürme der letzten Wochen, der nächtliche Schreck, die Sorge um mich, den Du im Grund Deines Herzens schon liebtest — Alles das hat Dich ein wenig unsanft mitgenommen. Du bist krankhaft erregt; Du mußt erst wieder gesunden von dieser Unrast! Und das sollst Du in meinen Armen, an meinem Herzen!"

Ein seltsamer Schauer überflog ihre schlanke Gestalt. Sie hüllte sich fester in ihre Palla.

„Horch!" sagte sie plötzlich. „Drüben im Pachthofe der Leukothea kräht schon der Hahn. Die Sterne erbleichen. Du mußt fort, Septimius. Die Leute der alten Hexe sind früh wie die Brotbäcker . . . Leb' wohl und gedenke mein!"

„Jede Minute!"

Er küßte sie auf die Wange.

„Und morgen?" fragte er leise.

„Um die nämliche Zeit . . ."

„Um die nämliche Zeit," wiederholte er. „Kommt irgend Etwas dazwischen, so giebst Du mir Nachricht."

Ein letzter Kuß. Dann schlich er eilig von dannen. Mit der bereit gehaltenen Strickleiter überklomm er die Parkmauer. Den Sklaven hatte er vorsichtshalber daheim gelassen.

Und tiefathmend schritt er nun durch das einsame Südviertel hinaus in den langsam dämmernden Morgen. Sein Kopf lag ein wenig im Nacken, sein Gang war frisch und elastisch. Beim Herkules, ganz abgesehen davon, daß er nun doch seine Wette gewann und dem Ruhmeskranze seiner Er-

oberungen abermals ein leuchtendes Blatt einreihte: die Sache an sich war und blieb doch ein außerordentlich reizvolles Abenteuer! Diese Acca Sempronia war vielleicht die entzückendste unter den zahlreichen Frauenblumen, die er je an sein hochklopfendes Herz gedrückt! Und wie festigte dieser Triumph sein halb schon zerrüttetes Selbstgefühl! Die einst so stolz und so frostig und starr gewesen, schien jetzt die Hingebung selbst, ein sanftes, in Güte und Folgsamkeit zerschmelzendes Kind! Bei dem Gedanken an ihre Art, zu ihm aufzuschau'n und dann wie in seliger Weltvergessenheit die warmleuchtenden Augen zu schließen, hätte Septimius laut jubeln mögen. Für mindestens drei Monate würde der Zauber dieser neuen Geliebten vorhalten. Zur Abwechslung küßte er dann zwischendurch noch das blauschwarze Haar der feurigen Kappadocierin Chelidonion und das rothe Gelock der Cheruskerin Thuma. Die Drei bildeten in der That eine Zusammenstellung, wie sie reizvoller nicht gedacht werden konnte. Thuma, die Gattin eines cheruskischen Kriegsmannes, der sich seit vorigem Herbst in Rom aufhielt, um römische Heeres-Verhältnisse kennen zu lernen, war eine blühende Heldin, gigantisch in Allem, was sie fühlte und that, fast ein wenig zu kolossal für den Geschmack der Durchschnittsrömer. Die Kappadocierin, klein wie ein Püppchen, aber dabei wild und wahnwitzig wie eine liebkosende Pantherkatze, bildete hierzu den wirksamsten Gegensatz. Hübsch fein in der Mitte, die vollendete Anmuth, die untadlige Schönheit in eigener Person, stand nun Acca Sempronia, die schwierigste und zugleich werthvollste unter den drei Eroberungen ... Es war geradezu großartig!

Der eitle Geselle rieb sich im Ueberschwang seiner Empfindung die Hände. Er hätte nicht übel Lust verspürt, sich selbst Beifall zu klatschen. Wie fein, wie berechnend und mit wie ausgezeichnetem Seelenverständniß hatte er bei dieser störrischen Römerin die Aufgabe der Gewinnung gelöst! Uebrigens mußte er doch — bei aller Geringschätzung für die Frauen im Allgemeinen — der Standhaftigkeit Acca Sempronias eine gewisse Bewunderung zollen. Auf dem gewöhnlichen Wege war es nicht möglich gewesen, den Vogel zu kirren. Erst die Bekundung einer reuigen Ehrfurcht, einer wunschlos gewordenen Seelenfreundschaft hatte ihr Herz gerührt und es reif gemacht für den späteren Ansturm der Sehnsucht. Und dies bethörte Herz würde auch jetzt noch widerstandsfähig geblieben sein, wäre es halbwegs ausgefüllt gewesen von einer wirklichen Neigung. Dieser Titus Arruncus war doch ein Tropf, daß er's bei all seiner Weisheit nicht fertig gebracht, sich in diesem kostbaren Frauengemüth festzunisten! Wirklich, das war hier einer von jenen Ausnahmefällen, wo sich die Sache gelohnt hätte!

Bei dieser Erkenntniß angelangt, wurde Septimius für einen Augenblick ernsthaft. Dann aber fiel ihm ein, wie die Gewohnheit abstumpft, wie selbst der feurigste Cäcuber mit der Zeit schal wird, und daß eigentlich aller Werth des Erstrebten in uns selbst liegt. Wäre ihm Acca

Sempronia als Mädchen begegnet, um das er in aller Form hätte freien können: wer weiß, ob sie ihm dann so hold und verlockend erschienen wäre. Sein überreizter, entarteter Sinn paßte nicht für das Glück der Alltäglichkeit. Er brauchte Gefahren und Schwierigkeiten; just das Verbotene, Rechtswidrige, Strafbare fesselte ihn mit unwiderstehlichem Zauber.

Septimius Caulex schweifte noch lange durch das aufdämmernde Rom, über den Mars Janiculus und die älische Brücke, bis er um Sonnenaufgang sein Wohnhaus erreichte. Todtmüde sank er dort auf die Lagerstatt.

VII.

Der folgende Tag war von echt südländischer Klarheit und Herrlichkeit. Der Strom der vornehmen Welt, der um die zweite Nachmittagsstunde in's Marsfeld wogte, erinnerte an die schönste Glanzzeit des Frühlings. Auch der dritte Stand, bis hinab zu den Kornspenden-Empfängern, glaubte das großartige Wetter ausnützen zu sollen. Die Spiel- und Turnplätze jenseits der Kaufhalle des Agrippa wimmelten von Besuchern; die Zelte der Akrobaten, der Zauberer und Taschenspieler waren umlagert; in den Wirthshäusern und Garküchen drängte sich Jung und Alt bunt durcheinander.

Septimius Caulex hatte sich erst zu Mittag vom Schlaf erhoben und rasch gefrühstückt. Hiernach ritt er mit seinem Freund Marcus, nur von etlichen Sklaven begleitet, hinaus in die Nordgemarkung, freute sich an der sonnüberflutheten Landschaft und der lenzartig milden Luft und sprach im Tone des Kenners von den Tugenden seines Leibhengstes Accipiter. Beim Dörfchen Milvia machten die beiden Freunde Kehrt, ritten dem Marsfeld zu und stiegen am Eingang der nördlichen Hauptallee ab. Sie schickten die Pferde mitsammt den Reitsklaven heim und mischten sich hier zu Fuß und ohne Gefolgschaft unter die Menschenmenge.

An der Bildsäule des Virgilius trafen sie eine reizende Gaditanerin, die letzthin bei einem Gastmahl im Hause des Marcus getanzt hatte. Sie sprachen das Mädchen an, lobten auf's Neue ihre vortreffliche Leistung und gingen ein Stück Wegs neben ihr.

Da sie jetzt gerade aus der Hauptallee abbogen und recht auffällig ein Scherzwort belachten, kam die Sänfte der Acca Sempronia langsam daher über den Straßendamm.

Unwillkürlich umklammerte Acca den Arm Eurydice's, die neben ihr in den Polstern lehnte.

„Hast Du gesehen? . . .“ fragte sie athemlos.

Nach kurzem Erwägen ließ sie die Sänfte halten, stieg mit Eurydice aus und folgte den Dreien vorsichtig in den umbuschten Weg. Das Herz krampfte ihr vor heißquellender Eifersucht: ihrer Meinung zufolge geberdete sich dies schöne, dreistblickende Mädchen genau so, als stehe sie mit Septimius Caulex seit lange im Einverständniß.

Ohne die beiden Frauen bemerkt zu haben, erreichten Septimius und Marcus mit ihrer Künstlerin den Eingang der großen Weinschänke, die im Volk „die Kalypso“ hieß. Dort machten sie Halt. Eine Weile noch schwatzten sie. Acca Sempronia, durch den Stamm eines wilden Birnbaumes gedeckt, sah, wie Marcus dem jungen Mädchen freundlich die Wange strich. Die bildhübsche Gaditanerin bog sich ein wenig zurück, aber sie lächelte. Septimius zog ihr neckend das Obergewand von der Schulter. Sie wehrte ihm, schlug ihm sogar auf die kecken Finger, aber sie lächelte. Dann schritt sie rasch auf die Thüre zu und trat ein, ohne sich umzusehen. Die beiden Jünglinge folgten ihr.

Acca Sempronia, die schon längst vor Eurydice kein Geheimniß mehr hatte, preßte die Lippen fest aufeinander. Ihr Athem schnob. Die Kammersklavin suchte sie zwar zu beschwichtigen: dergleichen habe Nichts auf sich, das sei guter Ton unter den jungen Römern. Das Mädchen sei offenbar eine Flötenbläserin oder dergleichen, und diese Art werde von Jedermann so behandelt, ohne daß man hieraus Etwas folgern dürfe. Acca indeß schien zu zweifeln. Das breite Vestibulum der phantastisch bemalten Weinschänke kam ihr vor wie der Eingang zu einem Tempel, in dessen Cella die Unbekannte als Göttin aufgestellt werden sollte. Der Gedanke war unerträglich. Septimius da drinnen im zärtlichen Zwiegespräch, und sie, Acca Sempronia, die schmählich Verrathene, hier draußen wie eine hilflose Bettlerin vor dem Thürflügel des Geizhalses! Wäre sie im Besitz eines recht undurchdringlichen Schleiers gewesen oder sonst einer Vermummung, sie wäre hier eingetreten um jeden Preis! Aber das ging jetzt nicht: die Wohlanständigkeit der Matrona untersagte ihr jeden Versuch.

„Weißt Du was?“ hub Eurydice an, die ihre Herrin durchschaute. „Mir fällt da ein: vor sechs oder sieben Jahren vielleicht — ich war noch blutjung — da hab' ich einmal diesen Raum hier betreten . . . Lydius, der Leibsklave des Eutropius, hatte mich damals verlockt; ich war durstig geworden von dem langen Gerenne über die Strandwege . . . Alles zecht hier unter dem Blau des Himmels oder in Säulenhallen und Grotten. Das Haus hier mit seiner prunkenden Frontseite hat keine Tiefe. Drüben der Weg nun, jenseits des Grundstücks, führt so dicht an der Mauer her, daß man sich nur auf die Zehen zu stellen braucht, um in den Hofraum zu blicken. Ich weiß es von damals: wie ich da eben mit Lydius anstieß, tauchte auf einmal das zornige Haupt des Aegypters auf. Gegen den Weg hin ist die Mauer fast unsichtbar: so hoch stehn da die Myrten und Lorbeersträucher.“ . . .

„Ganz wohl . . . Aber vom Hof aus . . . Wenn uns im Hof Jemand erkennt . . .“

„Pah! Du bedeckst Dein Gesicht mit den Fingern — so!“

Acca Sempronia kämpfte. Es hatte für ihren Stolz etwas Verletzendes, hier die nämliche Rolle zu spielen, wie sie damals der unan-

genehme Aegypter gespielt hatte. Aber die Eifersucht und die Neugier waren zu mächtig.

„Gut! Führe mich!"

Sie gingen zurück und bogen dann ab in den sanft emporsteigenden Vicus Marinus. Die Gasse war in der Regel nur spärlich besucht. Ein günstiger Augenblick, unvermerkt hinter das dichtwuchernde Strauchwerk zu schlüpfen, bot sich alsbald. Einmal hier angelangt, hatte man von den Vorübergehenden keine Entdeckung zu fürchten.

Eurydice faßte mit beiden Händen den Mauerfirst, reckte den Hals und stellte sich auf die Fußspitzen. Die Schaar der Gäste, die sich da unten beim feurigen Samier oder beim trüben Vejenter versammelt hatte, war schon merklich gelichtet: für das niedere Volk nahte die Stunde der Hauptmahlzeit, und die bessere Gesellschaft pflegte hier überhaupt nicht zahlreich vertreten zu sein. Eurydice überflog mit raschem Blick die zehn oder zwölf Tische des Mittelraums und die Reihe der jenseits gelegenen Hallen und Grotten.

„Wir müssen noch weiter gehen," sagte sie leise. „Der Platz, wo ich damals die tollen Redensarten des Lydius mit anhören mußte, liegt hier drüben hinter den Steineichen. Da giebt's noch eine Unmasse von Zechtischen . . ."

Vorsichtig, als könne man sie von drinnen hören, schlichen die Zwei an der Mauer entlang. Mit einem Male blieb Acca Sempronia stehen. Sie machte der Sklavin ein Zeichen, noch geräuschloser und ängstlicher aufzutreten. Acca Sempronia war an eine Stelle gelangt, wo die Umfriedungsmauer, vermuthlich in Folge einer Senkung des Erdreichs, von oben herab bis in die halbe Höhe geborsten war. Es klaffte hier ein unregelmäßiger Spalt von der Breite vielleicht eines Fingers. An einzelnen Punkten ging dieser Riß so glatt durch das ganze Gefüge, daß man, das Auge anlegend, just die Plätze hinter den Steineichen voll überblicken konnte.

Acca Sempronia schaute hinein.

„Nichts!" sagte sie kopfschüttelnd.

Eben wollte sie ihren Weg an der Mauer entlang fortsetzen, als ihr das helle Blut jäh in die Wangen schoß. Unmittelbar vor ihr klang eine frische, tieftönige Stimme. Es war die des Septimius.

„Hier, Marcus," sagte der junge Mann lachend. „Hülle Dich stramm in die Staatstoga und nimm nur getrost Platz! So frostig wirst Du nicht sein, Du Muttersöhnchen . . . Ich muß Dir gestehen, die Zunge klebt mir am Gaumen. Ach was, kümmere Dich nicht weiter um dieses Tanzmädel! Sie wird ihre Gründe haben, warum sie Dich laufen ließ! Der kleine Massilier da drüben scheint sie erwartet zu haben — und erste Anrechte gehen hier unbedingt vor."

„Der kleine Massilier ist mir ein ekelhafter Gesell," murmelte Marcus.

„Ich hätte ihm gern einen Streich gespielt . . . Aber Du hast schon Recht! Mag er sie in Gesundheit verzehren! Schänkbube, bring' uns das Beste, was Deine Herrin verzapft! Gleich in den Schalen!"

Der Sklave entfernte sich.

„Nun, was sagst Du?" nahm Septimius das Wort. „Hier in der Grotte sitzt man doch allerliebst. Uebrigens fängt es jetzt in der That an kühl zu werden. Ich hätte das gar nicht erwartet, nach der Prallsonne, die wir beim Ritt genossen."

„Siehst Du? Ich sag's ja! Nun, der Wein wird uns einheizen!"

„Schlimm genug, daß man dies Einheizen nöthig hat! Aber ich weiß nicht . . . seit einiger Zeit . . . Ich glaube, man altert."

„Du und altern!"

„Bestimmt! Ich fühle mich jetzt manchmal so öde, so abgespannt."

„Sehr begreiflich. Die Wunde da in der Schulter und Dein endloses Krankenlager, — das wird Dir noch nachhängen! Wie lange hast Du damit zu thun gehabt? Doch fünf Wochen zum Wenigsten?"

„Ungefähr."

„Ein schönes Vergnügen! Uebrigens fällt mir da ein: diese fünf Wochen müssen wir ehrenhalber in Ansatz bringen . . ."

„Wie so?"

„Bei unserer Wette über Acca Sempronia."

„Ach so . . ."

„Du wirst die Wette ja trotzdem verlieren . . ."

„Ich? Guter Junge, wie schwer täuschest Du Dich . . !"

„Warten wir's ab!"

„Da giebt's weiter Nichts abzuwarten."

„Du willst doch nicht etwa behaupten . . .?"

„Ich hatte mir vorgenommen, Euch bis zum letzten Termin hoffen zu lassen. Da nun die Sache indeß grad' auf's Tapet kommt . . . Aber zuvor gieb mir die Hand darauf, daß Du die höchst überraschenden Einzelheiten für Dich behältst! Nicht einmal Cnejus darf sie erfahren. Der gute Mensch könnte mich gar zu verrucht finden."

„Du machst mich neugierig. Hier meine Hand! Alles bleibt unter uns!"

„Abgemacht also! Und noch Eins, Marcus! Hast Du im Ernste geglaubt, ein nächtlicher Strolch habe mir diesen Stich da versetzt?"

„Wer sonst?"

„Unsinn! Acca Sempronia ist die glorreiche Urheberin. Ich will Dir bekennen, daß ich nahe daran war, unsere Wette schauderhaft zu verlieren . . . Da kam ich denn auf eine tolle Idee . . ."

Und nun erzählte er kurz die Geschichte seines verunglückten Anschlags.

„Dann aber, mein Verehrtester . . ." fuhr er mit sonderbarer Betonung fort — „dann aber . . . Ich war natürlich durch diesen pein-

vollen Mißerfolg etwas kitzlig geworden. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt: unter jeder Bedingung — und nun erst gerade! Man hat doch einen gewissen Ehrgeiz . . . Da zog ich nun vollständig andere Saiten auf, spielte den Reuigen, den Still-mit-sich-kämpfenden, der da seufzt und in heiliger Schwermuth entsagt. Nun, und diesmal ist es mir über alle Erwartung geglückt. Aber glänzend, glorreich, olympisch! Ich sage Dir, eine solche Hingebung, eine solche Leidenschaft existirt nicht zum zweiten Mal! Ich weiß nicht recht, was sie so von Grund aus verwandelt hat . . . Kurz und gut: die Geschichte ist Thatsache! Ich habe gesiegt — und das Schönste ist, daß ich mir sagen darf: man hat doch Etwas von diesem Triumph! Wenn ich meine Annalen durchblättre, so finde ich kaum ein Weib, das dieser Acca Sempronia an Liebreiz und Süßigkeit zu vergleichen wäre . . ."

In diesem Augenblick brachte der Schänkbube die Weingefäße. Draußen an der geborstenen Mauer ertönte ein dumpfes Aechzen. Acca Sempronia war in die Arme ihrer Geleitsklavin gesunken, blaß und blutlos wie eine Todte.

VIII.

Und wieder lag das gartenbesäte Südviertel der ewigen Stadt im tiefsten Schlummer. Von Osten her, wo die funkelnden Sternbilder wolkenlos auf dem schwarzen Gebirg standen, floß ein kühlschauernder Wind zur Ebene. Die uralten Bäume, die ihr Geäst über das kleine Parkhaus des Titus Arruncus spannten, neigten wie klagend die Wipfel. Da drinnen aber vor dem hochschwellenden Ruhebett kauerte Acca Sempronia und lauschte weitgeöffneten Auges hinaus in die Vorhalle. Das matte Licht in der Murrha-Ampel warf seinen ruhigen Schein auf ihr schönes, starres Gesicht. Kein Zug dieser unbeweglichen Maske verrieth, was in der Tiefe ihrer verzweifelten Seele vorging. Nur die langen goldbraunen Wimpern hoben und senkten sich ab und zu wie flugmüde Nachtschmetterlinge.

Die Thüre des Parkhauses war nur angelehnt. Jeden Augenblick mußte der Flügel sich in den Zapfen drehen . . . Septimius Caulex hatte sich gestern ja mit der festen Zusage von ihr verabschiedet, heute um die nämliche Zeit wiederzukommen, und jetzt war es schon reichlich fünfzehn Minuten später . . .

Gestern und heute! Welch ein zerschmetternder Unterschied! Welch eine unausfüllbare Kluft zwischen dem Einst, das noch so nahe lag, und dem furchtbaren Jetzt! Gestern noch hatte sich Acca Sempronia wie eine Heldin betrachtet, die zwar sündigt, aber doch groß und erhaben sündigt. Es war ihrer Meinung zufolge eine muthvolle That gewesen, in der Gefühlsödigkeit dieser Alltagswelt die Rechte des Herzens auf den Thron zu erheben und den Antheil am Glück, den ihr das Schicksal und die Macht menschlicher Uebereinkünfte vorenthielt, mit Trotz und kühner Gewalt an sich zu reißen. Die Tugend der Römerin alten Schlages, die Selbstachtung

der wohlerzogenen Tochter eines so strengen Vaters, ihr ganzes bisheriges Anschauen der Dinge und Menschen — das Alles war ihr nur als der entsprechende Gegenwerth erschienen für das, was sie eintauschte: für das Bewußtsein, endlich nach so trostloser Dumpfheit leidenschaftlich geliebt zu werden und wieder zu lieben! Sie hatte nicht Reue empfunden, noch Angst, noch irgend sonst Etwas von den räthselhaften Gefühlen der Schuldbeladenen. Septimius Caulex dünkte ihr eine Persönlichkeit, die so hoch stand über den Durchschnittsmenschen, daß Niemand berechtigt war, ihn zu tadeln oder nur zu beurtheilen. Sie aber, als das Weib seiner Wahl, ward naturgemäß mit ihm hinaufgehoben in den Bereich dieser fürstlichen Unverantwortlichkeit.

So war es noch gestern gewesen.

Heute aber — wie furchtbar, wie unerträglich hatte sich nun das Alles verwandelt! Um eines Nichts willen hatte sie an dem Manne, dessen Namen sie trug, einen Verrath begangen, ein Verbrechen, das ihr jetzt über die Maßen ehrlos und feige erschien, das sie nicht fassen, das sie nicht ausdenken konnte! Sie war das Opfer einer erbärmlichen, schnöden, übermüthigen Wette geworden! Ohne Zweck und Sinn und Vernunft hatte sie ihre Würde, ihr Sein dahin gegeben, um einem elenden Gaukler zum Triumph zu verhelfen! Sie mußte noch froh sein, daß er die Gunst, die er so niederträchtig erschauspielert hatte, nicht als unliebsame Nothwendigkeit, sondern als reizvolle Zugabe ansah!

Unermeßliche Schmach! Namenlose Gemeinheit! Jener Ueberfall im Cubiculum, den sie mit ihrem Dolche bestraft hatte, schien ihr jetzt im Vergleich mit dieser bübischen Hinterlist die That eines Ehrenmannes! Schon gestern, als sie in ihrer entsetzlichen Qual nicht leben noch sterben konnte, hatte sie diesen Vergleich angestellt . . . War nun der Dolchstoß die rechte Antwort gewesen auf jene erste Ruchlosigkeit: was verdiente Septimius für diesen größeren unbegreiflichen, schurkischen Frevel? Den Tod!

Ja, es war einfach unmöglich, daß der Mensch, der sie so tief in den Staub getreten, fürder noch athmete und sich vielleicht gar seiner Unthat berühmte! Er mußte vom Erdboden vertilgt werden — um jeden Preis! Dieser Gedanke, einmal gedacht, hatte die Unglückliche nicht wieder losgelassen. Es half Nichts, daß sie in ruhigeren Augenblicken stürmisch dawider ankämpfte, daß sie das grausige Wort „Mörderin" aussprach und sich die Furien ausmalte und die ewige Unersättlichkeit ihrer Verfolgungswuth. Immer von Neuem erhob sich die innere Stimme, die alles Uebrige grell übertäubte . . . „Tödte ihn!" klang es in ihrem Herzen. „Nur wenn Du ihn tödtest, wirst Du die Kraft finden, weiter zu leben, um demüthig abzubüßen, was Du gesündigt hast!"

Die Buße! Das war, neben der Austilgung des Verräthers, ihre fixe Idee . . . Der Gedanke an Titus Arruncus erfüllte sie mit wahnwitzigem Grausen. Solange sie in ihrer Treulosigkeit ein Glück fand, wenn auch ein falsches, trübes, unreines, wäre sie ihm gegenüber wohl einer

dauernden Heuchelei fähig gewesen. Aber jetzt, da sich zu ihrer Wortbrüchigkeit die Verzweiflung gesellt hatte, da sie in ihrer Sünde elend war bis in das Mark, jetzt fehlte ihr Alles, um seinem forschenden Blick Stand halten zu können. Nur wenn sie den Räuber seiner und ihrer Ehre zermalmt hatte, nur dann würde es doch vielleicht möglich sein, mit ihrem Gatten schlicht und lautlos weiter zu leben und durch rastlose Arbeit, durch völlige Selbstverleugnung, durch ehrfürchtiges Eingehen auf seine Pläne zum Theil wieder gut zu machen, was sie in ihrer Verblendung gefrevelt hatte. O, wie gern würde sie ihm jetzt nach Antiocheia folgen und fern von Allem, was Freude und Glanz hieß, mitschaffen an der Versöhnung Syriens! Je mühsamer und qualvoller diese Aufgabe war, um so besser für sie! Bei den Unsterblichen: sie verlangte nichts Höheres! Nur Dulden und Büßen, um nach langen Jahren werkthätiger Reue sich selbst wiederzufinden, — wenn dies noch möglich war!

Septimius aber, der Mörder ihrer besseren Natur, der Bube, der mit dem Glück eines Frauendaseins gespielt hatte wie ein Kind mit dem Hohlball, er mußte hinweg, — hinab in den Orcus!

Alles war nach Gebühr vorbereitet. Und Acca Sempronia, die ihre That so entsetzlich klar und zielbewußt ausgedacht, war nicht im Zweifel darüber, daß ihr die Selbstbeherrschung und die Geistesgegenwart für die Vollendung nicht fehlen würde. Wenn sie jetzt in Erwartung des Todgeweihten hier an der Ottomane beinah' den Athem hielt und innerlich krampfte, wie eine Sterbende, so war an dieser nagenden Aufregung mehr die Angst Schuld, Septimius möchte durch unvorhergesehene Ereignisse am Kommen gehindert sein, als etwa das Grausen vor dem, was sie vorhatte. Sie hielt das im Gegentheil für durchaus berechtigt, ja für edel und gut.

Horch! Schritte! Septimius stößt leise den Thürflügel zurück! . .

Nun springt sie empor. Mit einem Zauberschlag ist sie wieder die frische, lebendige, freudestrahlende Acca von gestern. Meisterhaft, ihr selbst zum Erstaunen, hat sie ihr ganzes Wesen in der Gewalt. Sie geht ihm freundlich entgegen und heißt ihn im Vorgemach niedersitzen. Hier prangen auf silbergetriebener Schale medische Aepfel, Trauben und Feigen. In schlankhalsiger Henkelkanne duftet hispanischer Wein . . . Er schließt sie leidenschaftlich an's Herz, und sie duldet es . . . Dann aber gießt sie ihm einen Trunk in den Goldbecher.

„Die Nacht ist kühl und der Weg weit. Du wirst durstig sein. Thu' mir Bescheid, Septimius!"

Sie füllt auch den anderen Becher und nippt. Septimius leert den seinigen bis auf den letzten Tropfen. Ruhigen Blickes hat Acca Sempronia ihm zugeschaut. Nun athmet sie lebhafter und geht ein paar Mal durch das Gemach.

„Was hast Du nur, Liebchen?" murmelt Septimius.

Er steht gleichfalls auf. Er will sich ihr nähern. Sein Auge flammt; um seinen Mund spielt ein begehrendes Lächeln.

Da plötzlich ertönt die Stimme Eurydice's:

„Herrin, mach auf!"

„Was giebt's?"

„Ich fürchte Verrath! Im Atrium wird's lebendig. Der Obersklave spricht mit dem Leibarzt. Ich hörte den Namen Septimius . . ."

„So flieh'!" sagt Acca zu dem bestürzten Jüngling. „Dem Obersklaven hab' ich seit lange mißtraut! Flieh, Septimius! Ich sende Dir Nachricht in Deine Wohnung . . ."

Sie schiebt den Verblüfften hastig zur Thüre hinaus. Nachdem seine Schritte verhallt sind, wirft sie sich dumpf ächzend auf's Ruhebett. Sie preßt ihr Antlitz in beide Hände.

Drüben im Atrium herrscht die vollkommenste Stille. Kein Obersklave und kein Leibarzt stören den Frieden der Nacht. Eurydice hat ihre Rolle glaubhaft gespielt: das Ganze ist nur Komödie gewesen. Septimius Caulex aber wird nicht mehr den kommenden Morgen schau'n. Das Gift, das die verzweifelte Frau in den Becher gestreut, wirkt unfehlbar und mit zertrümmernder Allgewalt.

„Laß mich allein!" stöhnt Acca Sempronia.

Eurydice geht kopfschüttelnd zurück nach dem Peristyl.

Acca liegt regungslos. Es verrinnt eine Stunde. Es verrinnt eine zweite. Aber der Trost, der Lebensmuth, auf den sie so brünstig gehofft hat, will sich noch immer nicht einstellen. Sie malt sich die Rückkunft des Titus Arruncus, ihr Treiben und Wirken und Schaffen in Antiocheia mit den lebendigsten Farben. Umsonst! Sie empfindet nur Eins: daß die vollstreckte Rache an ihrem entsetzlichen Zustand nicht das Geringste geändert hat. So glühend sie den Septimius haßt, so wenig trägt dieser Haß dazu bei, ihr Urtheil über das eigne Verhalten jetzt abzumildern. Verrath, Niedertracht, Feigheit, Erbärmlichkeit — all' diese Vorwürfe schleudert sie nun mit verdoppelter Wucht sich selbst in's Gesicht. Ihre Brust keucht; ihre Fingernägel graben sich tief in das Fleisch ihrer Wangen . . .

So reifte ihr das Bewußtsein, daß sie mit dieser Last auf der Seele fürder nicht leben könne. Zwei Tage schlich sie umher wie eine wandelnde Leiche. Die Nachricht von dem plötzlichen Tod des Septimius, die ganz Rom in Aufruhr versetzte, klang ihr an's Ohr wie ein fernes Geräusch, das man im Traume vernimmt . . . Sie war völlig zu Ende. Am Morgen des dritten Tages fand man sie kalt und starr im Cubiculum. Auf dem Salbentischchen lag ein versiegelter Abschiedsgruß an Titus Arruncus. Die Bettstatt war über und über mit Blut beströmt. Acca Sempronia hatte sich rechts und links über den Handwurzeln die Adern geöffnet.



Ernst Eckstein, der Dichter.

Ein Charakterbild
von

Dagobert von Gerhardt Amyntor.

— Potsdam. —

Wenn der Satz von der Nichtsnutzigkeit einer ausschließlich altphilologischen Drillung unserer Jugend nicht nachgerade schon ein unwiderleglicher geworden wäre, so könnten die etwa noch vorhandenen Vertreter eines verrotteten Erziehungssystems eigentlich nichts Gescheiteres thun, als auf die hervorragenden Geister hinweisen, die trotz früher Einzwängung in öde Genusregeln und trotz des eisigen Hauches, der durch die Lehrräume der als Gymnasien fortbestehenden alten Klosterschulen geht, sich kerngesund und deutsch entwickelt und um ihre Schläfen den Lorbeer wohlverdienten Erfolges gewunden haben. Zu diesen hervorragenden Geistern, die der Darrschwindsucht des Kopfes und Herzens durch einseitig „klassische" Drillung glücklich widerstanden, die aber aus den theilweise nicht ungiftigen Blüthen altrömischer und altgriechischer Weltanschauungen und Denkformen stets nur den Honigseim gesunden Fühlens und Empfindens herauszusaugen wußten, gehört als einer der bedeutendsten, vielseitigsten und liebenswürdigsten derjenige deutsche Dichter, dessen Bild dem hier vorliegenden Hefte zum Schmucke gereicht.

Ernst Eckstein hat am 6. Februar 1845 im lieblichen Lahnthal zu Gießen das Licht der Welt erblickt und bis zum Jahre 1863 alle Einseitigkeit der Gymnasialerziehung, wie sie damals im Schwange war, auch über sich ergehen lassen müssen. Sein kräftiges deutsches Rückgrat ließ sich aber nicht brechen, und der Goldhort seines unverwüstlichen deutschen Humors widerstand der Aetzsäure eines auf Erzielung eines widernatürlichen Römerthums gerichteten Lehrplanes; wohl aber eignete er sich aus

der Beschäftigung mit den alten Sprachen und Anschauungsformen jene Weite des Horizontes, jene Beweglichkeit und Geschmeidigkeit des Geistes, jene Treffsicherheit des Ausdrucks an, mit der er von seinem ersten Auftreten als Schriftsteller unveränderlich bis zum heutigen Tage das Publicum geblendet und bezaubert hat. Oder — richtiger ausgedrückt — er eignete sich diese Güter durch das Bekanntwerden mit den Geistesschätzen des alten Hellas und Rom nicht erst an — (das vermöchte kein Mensch, und deshalb wäre eine Berufung auf die Möglichkeit solcher Wirkung eine gänzlich verfehlte) —, ihm waren vielmehr die klassischen Studien nur eine Art Turnapparat, an dem er sich der Gesundheit und Biegsamkeit seiner deutschen Gliedmaßen, seiner echt germanischen Leibes- und Geistesbeschaffenheit erst vollkommen bewußt wurde. Während sich zahllose Andere an dem Reck der rein zur Entwickelung öder Regeln und Formen benutzten lateinischen und altgriechischen Poesie und Prosa nur Beulen und Quetschungen holen oder gar die Gelenke ausdrehen, blieb er, vermöge seiner angeborenen Unverwüstlichkeit und überreichen Begabung, heil und gesund und hatte Freude an der Beschäftigung mit Widerstrebendem, weil es seiner siegesfrohen Zuversicht eine Lust war, das Widerstrebende zu überwinden und niederzuzwingen.

So vorbereitet begann der Jüngling, in dem schon der Feuergeist des Poeten spukte, im Jahre 1863 seine akademischen Studien und trieb auf den Universitäten zu Gießen, Bonn, Berlin und Marburg Philosophie, Geschichte, Philologie und Litteraturkunde. Den Lehrjahren folgte eine Reihe genußfroher Wanderjahre, die ihn nach den Niederlanden, Oesterreich, der Schweiz, Italien, Frankreich und Spanien führten. Da ich den Dichter persönlich zu kennen, nicht das Glück habe und nur ein paar Mal mit ihm in litterarischen Angelegenheiten wenige Zeilen gewechselt habe, so ist mir auch nicht bekannt worden, welchen Zuwachs seines geistigen Besitzthums er etwa aus diesen mannigfachen Reisen gewonnen zu haben glaubt. Aus einer seiner kurzen Notizen erfuhr ich, daß einen der stärksten Eindrücke auf ihn der kolossale Vesuvausbruch von 1872, der ganz Neapel mit Asche umhüllte, hinterlassen hat; andererseits rechnet er zu seinen denkwürdigsten Begegnungen einen längeren Verkehr mit Karl Gutzkow, der sich Ende der siebziger Jahre mehrere Monate lang in Leipzig aufhielt.

Das humoristische Epos „Schach der Königin", das heut in dritter Auflage vorliegt, machte seinen Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Da er diesem Werke das komische Epos: „Der Stumme von Sevilla" und die „Pariser Silhouetten", später das satirische Epos: „Venus Urania" folgen ließ, an das sich die Humoresken „Der Besuch im Carcer" (85 Auflagen!), „Aus Secunda und Prima", die Gedichtsammlung „Initium fidelitatis", das Lustspiel „Der russische Diplomat", „Satirische Zeitbilder" und „Das hohe Lied vom deutschen Professor" anschlossen, so

war das Urtheil über ihn bei Jenen, die jedes Ding und jeden Menschen zum eigenen bessern Verständniß unter irgend eine Kategorie bringen müssen, schnell genug fertig: man rechnete ihn zur Zahl der Humoristen; und da der Durchschnittsmensch vom wahren Wesen des Humors ungefähr so viel versteht, wie der Esel vom Lautenschlagen, und da zudem noch deutsches Schulwesen und deutscher Schulmeisterdünkel damals als etwas Berechtigtes und Unantastbares galten, so beeilte man sich, das Leser-Philisterthum vor Eckstein zu warnen und namentlich für die Gymnasiasten die Schulhumoresken des Dichters auf den Index zu setzen. Es hat beinahe zwei Jahrzehnte gedauert, ehe der Wind aus einer anderen Richtung wehte; der aufgeklärte, seines Deutschthums frohbewußte Lehrer von heute erfreut sich wohl ausnahmslos und voll behaglicher Unbefangenheit jener Eckstein'schen Prachtleistungen übermüthigen Humors, und wenn er ein richtiger Bildner der Jugend ist, dann drückt er wohl selbst dem einen oder anderen seiner reiferen Schüler den „Besuch im Carcer" in die Hand und raunt ihm augenblinzelnd zu: „Lies das, mein Junge!" oder „Lesen Sie das, mein junger Freund! das wird Ihnen Spaß machen und eine Herzerquickung sein."

Gewiß ist Eckstein ein Humorist, aber nicht im Sinne jener prüden Flachköpfe; sein Humor setzt einen ganzen Menschen, einen Mann mit Kopf und Herz, mit Bildung und Gefühl, einen vielseitigen und innerlich reichen Mann voraus, der sich an der Freude Anderer mit zu erquicken und an den Schmerzen Anderer mit zu leiden weiß, einen scheinbar widerspruchsvollen Menschen, der uns durch sein überraschendes Lächeln und durch seine verblüffenden Thränen unfehlbar gefangen nimmt, einen Charakter, dem der ruchlose Optimismus und der quietistische Pessimismus nur Durchgangsmomente waren, die er beide in der höheren Weltanschauung des Humors glücklich und endgiltig überwunden hat. Der Humor kleidet diesen feinen, tiefgründigen, ausgereiften, schöpferischen Kopf wie eine Königskrone, während der sogenannte Humor vieler Witzlinge und Feuilletonhanswürste nur eine Narrenkappe ist, die sie über ihre langen Ohren ziehen. Die humoristische Ader, die diesem Liebling der Grazien verliehen ist, hat ihn zu manchen ausgelassenen Sprüngen, zu manchem übermüthigen Scherze verlockt; aber auch in dem Leichteren, was er schuf, ist er immer geistreich und geschmackvoll, so daß er auch mit keiner Zeile die verwöhntesten Ansprüche des Kenners jemals enttäuscht hat. So ist Eckstein allerdings auch ein Humorist, aber nicht in jenem engen und einseitigen Sinne, daß er uns nur humoristische Schöpfungen geboten hätte. Dazu ist sein Blick zu umfassend, der Kreis seiner Interessen zu weit. Wenn er auch das Still- und Kleinleben bescheidener Existenzen, an dessen poetischer Wiedergabe ein Wilhelm Raabe so oft seine Meisterschaft bewiesen hat, ebenfalls bis in's Allerkleinste kennt und mit glücklichem Humor treffend zu schildern weiß, so hat er doch auch Augen für die auf den

Hochebenen des Lebens Schreitenden, und da er so die ganze Menschheit zum Gegenstande seiner psychologischen Analyse und seiner dichterischen Synthese macht, so muß er den Griffel des Humoristen auch oft genug aus der Hand legen und sich einer anderen Vortragsart befleißigen, denn alle Menschen und alle Verhältnisse vertragen nicht (oder ist es richtiger, zu sagen: noch nicht?) eine humoristische Behandlung und zwingen den Dichter unweigerlich zur enthaltsamsten Objectivität. Wilhelm Raabes Humor haftet mit Vorliebe an dem Kleinen und Unscheinbaren; er hat sich das Feld seiner Bethätigung meist eng begrenzt und ist auch im Laufe der Jahre nicht frei von jeder Trübung geblieben, so daß er so goldhell und so herzergreifend, wie z. B. in der „Chronik der Sperlingsgasse" wohl in keiner seiner neueren Dichtungen mehr geleuchtet hat. Ecksteins Humor läuft nie Gefahr, erzwungen oder manierirt zu erscheinen, da er nie eine Specialität des Dichters sein will, sondern nur gelegentlich, dann aber auch naturnothwendig, wie die Sonne nach dem Gewitter, aus den Wolken des Ernstes und den Donnerstürmen der Leidenschaft hervorzuckt. Ecksteins prächtige unangekränkelte Laune, seine gediegenen Sprachkenntnisse und seine virtuose Formbeherrschung haben ihn — um dies gleich hier vorweg zu nehmen — auch wiederholt zur Dichtung in fremden Zungen angereizt. Neben manchem spürkräftigen Essay, der sich mit der Genesis und den Fortbildungsgesetzen unserer deutschen Sprache fruchtbringend beschäftigt, verdanken wir ihm tadellose Versdichtungen in lateinischer, französischer, griechischer und englischer Sprache; und wir würden kaum noch überrascht sein, wenn er uns einmal ein Sonett in Suaheli oder Sanskrit zum Geschenk machte, so staunenswerth ist seine Kraft, mit der er alle formalen Schwierigkeiten überwindet. Um dem Leser, dem dieser Zug im Charakterbilde des Dichters vielleicht noch unbekannt geblieben ist, wenigstens ein Beispiel Eckstein'scher Sprachbeherrschung zu geben, wollen wir hier aus seiner „Lyra Germano-latina", einem schmucken Bändchen, in dem er Uebersetzungen deutscher Gedichte in's Lateinische bietet, eine Probe hersetzen. Es ist das Goethe'sche „Gefunden":

Ich ging im Walde So für mich hin, Und Nichts zu suchen, Das war mein Sinn.	In silva ibam Deambulans, Nil corde meo Desiderans.
Im Schatten sah ich Ein Blümchen stehn, Wie Sterne leuchtend, Wie Aeuglein schön.	In umbra vidi Jam flosculum, Amoenum vero Ac lucidum.
Ich wollt' es brechen, Da sagt' es fein: Soll ich zum Welken Gebrochen sein?	Capturus eram, Sed timide „Heu noli", dixit, „Me perdere".

Ich grub's mit allen Den Wurzeln aus; Zum Garten trug ich's Am hübschen Haus.	E terra fossum Radicitus Recepit hortus Domesticus.
Und pflanzt' es wieder Am stillen Ort. Nun zweigt es immer Und blüht so fort.	Hic in recessu Nunc lepide Plantatus floret Ac prospere.

Mag man aus dieser einen, beliebig herausgegriffenen Probe ersehen, wie fließend und scheinbar zwanglos sich auch der lateinische Ausdruck dem Genius des Dichters fügt. Auch hier, in den Strophen einer fremden Zunge, bleibt er anmuthig und wohllautreich, obgleich er gewissenhaft dem Originale nachgeht und sich die Aufgabe des Uebersetzers oder Nachdichters nirgends durch Weglassung von Beiwörtern, die für den Stimmungsgehalt des Gedichtes entscheidend sind, erleichtert. Es ist kein Geringerer, als Felix Dahn, der in Beziehung auf diese lateinischen Uebertragungen ausrief: „Das macht ihm in Deutschland Keiner nach!"

Einen Auszug aus sämmtlichen Dichtungen Eckſteins zu geben und durch kritische Beleuchtung aller seiner Werke das Charakterbild des Dichters in um so helleres Licht zu setzen, muß ich mir im Hinblick auf den für einen kurzen Essay nur zur Verfügung stehenden Raum versagen; eine solche Aufgabe bleibt besser einem umfangreicheren Werke vorbehalten. Hier will und kann ich nur die bedeutenderen Schöpfungen des fruchtbaren Dichters in Betracht ziehen und, um vorerst noch bei seinen Versdichtungen zu bleiben, wähle ich seine poetische Erzählung „Murillo" aus. Als ich sie zum ersten Mal gelesen hatte, trieb es mich an, ihrem Verfasser folgende Zeilen zu senden:

„Mein hochverehrter Herr Doctor! Von Herzen gratulire ich Ihrer liebenswürdigen Frau Muse zu dem kleinen reizenden Murillo, mit dem sie das Civilstandesregister unserer epischen Dichtung um eine bedeutungsvolle Eintragung bereichert hat. Ein so urgesundes, schönes, von allen Göttern auf die Stirn geküßtes Geschöpf hat lange nicht das Licht der Welt erblickt! Wie beneide ich Sie um die Vaterfreuden an diesem prächtigen Jungen!"

In der That, dieser „Murillo" ist ein Werk nicht nur für schwärmerische und leichter befriedigte Frauen, sondern auch für das männliche, schon mehr nach substantieller Geistesnahrung verlangende Lesepublicum. Er birgt Gedanken, tiefe, wunderbare Gedanken, aufblitzend wie Demanten, die im jungfräulichsten Schachte einer Dichterseele gebrochen wurden. Wie anspruchslos, wie klassisch einfach hebt diese dichterische Erzählung an! Mit wie wenigen, aber künstlerisch vollendeten Strichen zeichnet uns der Autor einen andalusischen Hintergrund: wir hören die goldenen Wasser des Guadalquivir rauschen, und schlank erhebt sich Sevillas Giralda in die

blumendufterfüllten Lüfte. Und vor diesem Hintergrunde steht der Knabe Murillo, siebzehnjährig, mit nachtdunklem Gelock, Palette und Malerpinsel in der Hand — Esteban Murillo, des Tischlers Sohn. Wie diesen armen Handwerkerjungen, der sein verwittwetes Mütterlein mit rührend kindlicher Anhänglichkeit hegt und pflegt, nun die Liebe zur Kunst und zu einer schönen, unerreichbar hohen Dame wie ein Wirbelwind erfaßt und immer höher und höher trägt; wie der jugendliche Maler alle Hindernisse, die Ungunst seiner dürftigen Lage, den Neid der Collegen, nach und nach siegreich überwindet, bis er als der lorbeergekrönte Künstler in's sonnige Auge der gnadenspendenden Majestät und in das noch sonnigere, ihm Paradiesesglück verheißende der Dame Beatrix, seiner hold erröthenden Braut, schauen darf — das lehrt uns die durch ihre hochkünstlerische Einfachheit so herzgewinnende Dichtung.

Die Oekonomie der Mittel in diesem Murillo ist geradezu überraschend und verräth sofort den vornehmen Künstler, den echten Dichter; sie erinnert an die gleiche Knappheit und Schlichtheit, deren sich z. B. Wildenbruch in seinem „Mennonit" befleißigt. Man erkennt in dieser Eckstein'schen poetischen Erzählung schon die Löwenklaue des zukünftigen berühmten Romandichters: zielbewußte, fortschreitende Handlung, nirgends eine Phrase, nirgends eine Verseichtung oder ein unstatthaftes Verweilen zu Gunsten einer Episode. Man sitzt im Nachen der Dichtung, wird sanft geschaukelt und dabei stetig weitergetragen, durch nichts Fremdartiges und Störendes aufgehalten, und man erfährt jene tiefinnerste Befriedigung, die uns die stilgerechte Gliederung eines antiken Tempelbaues bereitet. Dabei langweilt uns der gelehrte Dichter nicht nach Art mancher dichtenden Gelehrten mit alterthümlichem Krimskrams und der Schaustellung fossiler Gräberfunde; er handhabt seinen Stoff nicht wie der fabulirende Professor, der das versteinerte Mark eines Mumienknochens in seiner archaistisch ausgestatteten Küche zu einer Roman-Bouillon aufweicht und verarbeitet. Hat auch Esteban Murillo schon vor zwei Jahrhunderten gelebt, Eckstein führt uns mit unseren Empfindungen und Anschauungen nicht um zwei Tage zurück; das, was er uns erzählt, ist im besten Wortsinne modern, es sind des Künstlers Leiden und Freuden, die heute wie vor zwei Jahrhunderten und vor zwei Jahrtausenden immer dieselben gewesen sind. Das ist die Beglaubigung des echten Poeten: er muthet uns nirgends zu, — spanisch zu denken. Die spanische Localfarbe wirkt nur als reizvolle Arabeske um das menschlich allgemein giltige und namentlich echt deutsch empfundene Bild des Ringens und Strebens einer Künstlerseele, und in dieser allein zulässigen und wahrhaft dichterischen Behandlung eines exotischen Stoffes behält Eckstein hier, wie in allen seinen späteren größeren Dichtungen, stets Fühlung mit jenem heiligen Boden, aus dem der Antäus der wahren Poesie seine Kraft gewinnt.

Nachdem er noch in den Jahren 1876—78 seine „Lisa Toscanella", seine „Madeleine", sein „Moll und Dur" und die „Sturmnacht" ver-

öffentlicht hatte, deren zweite Auflage unter dem veränderten Titel: „Donna Lucrecia“, erschien, wandte er sich später fast ausschließlich der Schöpfung größerer Romane zu, deren stattliche Reihe mit „Aphrodite“ begann, die u. a. dreimal in's Neu-Griechische übersetzt worden ist. Die als gelungenste gerühmte dieser Uebersetzungen stammt aus der Feder des neuhellenischen Dichters Georgios Drosinis. Wenn man den engen Zusammenhang zwischen neu- und altgriechischer Cultur erwägt, so darf der große Erfolg, den das Werk auch bei den heutigen Söhnen Griechenlands gehabt hat, wohl als Beweis dafür gelten, daß „Aphrodite“ den Localton meisterlich getroffen hat.

Die Titel der späteren größeren Eckstein'schen Romane sind: „Das Vermächtniß“, „Violanta“, „Pia“, „Prusias“, „Die Claudier“, „Jorinde“, „Nero“, „Camilla“, „Hertha“, „Dombrowsky“, „Themis“, „Der Mönch von Aventin“, und „Familie Hartwig“. In diesen Romanen hat der Dichter mit staunenswerther Schaffenskraft und unerschöpflicher Phantasie die verschiedensten Probleme des menschlichen Lebens behandelt, und gleichviel, ob er seine Figuren auf einem alterthümlichen oder modernen Hintergrunde zeichnet, immer hat er uns einen interessanten, uns mitten in's Herz treffenden Vorwurf gewählt, den er an lebenswahr erfundenen Gestalten und Vorgängen zur Anschauung bringt. Unter allen diesen Romanen ist kein einziger, der sich nicht thurmhoch über das Durchschnittsmaß der Leistungen unserer modernen Erzähler erhöbe, und nach dem Erscheinen fast eines jeden dieser trefflichen Werke wurde von der Kritik verkündet, daß Eckstein gerade diesmal ein Meisterwerk geschaffen hätte, das er kaum noch durch künftige Leistungen würde überbieten können. Seine Composition ist immer straff-einheitlich und zielbewußt vorwärts drängend; als Virtuose des epischen Schachspiels bewegt er seine Figuren so geschickt und überlegt, daß er sein Publicum, das das Spiel zu überschauen wähnt, doch immer wieder durch einen neuen ungeahnten Zug angenehm überrascht, durch einen Zug, der das Interesse am Spiel noch lebhafter steigert und die Befriedigung über den unerwarteten und dennoch gesetzmäßigen Ausgang zu einer vollkommenen macht.

Und trotz dieser Fülle von Werken, mit denen uns der fleißige Dichter überschüttet, hat er sich doch niemals jener Grenzlinie genähert, die die keusche, vornehme und gewissenhafte Production von der traurigen Thätigkeit des Vielschreibers trennt, der mit kaninchenartiger Fruchtbarkeit seine liederlich zusammengehafteten Bände Jahr für Jahr, ja, Monat für Monat, auf den Büchermarkt wirft. Wenn auch zu solcher Vielschreiberei unbestreitbar ein gut Theil Fleiß und Phantasie gehört, so treibt sie doch ihr Handwerk ohne jeden künstlerischen Ernst, ihr fehlt das positive Wissen, die umfassende Geistesbildung, die philosophische Schulung des Kopfes, die als unentbehrlicher Zügel auf die Phantasie zu wirken hat, damit diese am Leitseil des logischen Denkens geschmackvoll gemäßigte Bewegungen macht und nicht toll und sinnlos in die Wüste des Flachen, Unschönen und Gemeinen dahin-

stürmt. Anders der Fleiß Ecksteins, der über tiefgründige Bildung, universelle Kenntnisse und zartempfindliches ästhetisches Gewissen verfügt. In des Dichters wohllautgesättigter Sprache giebt es weder einen flüchtigen, noch einen schiefen oder erzwungenen Ausdruck; für die subtilsten Begriffe steht ihm jederzeit die passendste erschöpfende Bezeichnung zur Verfügung, und bei aller Musik, die seine mustergiltige Prosa enthält, machen seine Entwickelungen doch auch wiederum den Eindruck einer gewissermaßen mathematischen Folgerichtigkeit, so voll deckt sich in ihnen Inhalt und Form, so krystallhell und durchsichtig fließt die Welle seines Gedankenganges. Besonders wohlthuend berührt er uns durch die Abwesenheit jeglichen Schwulstes; Alles ist angemessen, correct, scheinbar nüchtern, und dennoch überschüttet er uns mit einem Blüthenregen feinster Tropen; die Prägnanz und der Reichthum seiner Adjectiva ruft beim Leser immer die staunende Vermuthung wach, als ob einem so frisch und lebendig sprudelnden Geistesquell nie ein Augenblick des Nachlassens und der Ermüdung kommen könnte.

Eckstein bewegt sich in seinen Romanen mit gleicher Sicherheit auf dem Parquet des modernen Gesellschaftssalons, wie in den Palästen, Tempeln und Arenen des Alterthums. Wenn uns auch nach der Lesung seiner geschichtlichen Romane, z. B. seiner „Claudier", sofort klar wird, daß nur ein gelehrter Kopf von umfassendem Wissen sie schaffen konnte, so drängt sich doch während des Lesens uns nirgends der Gelehrte auf, und wir haben immer das frohe Bewußtsein, daß wir es mit dem Werke eines Dichters und nicht mit dem gequälten Erzeugnisse eines im Tempel der Dichtkunst nur Gastrollen gebenden Gelehrten zu thun haben.

Durch die „Claudier", die heute wohl auch jedem anspruchsloseren, nur aus Leihbüchereien seine schöngeistige Nahrung entnehmenden Leser bekannt sind, ist Ecksteins Ruhm zum ersten Male auch in profanen Kreisen festgestellt worden. Wären wir wirklich jene Nation von Dichtern und Denkern, als welche wir gern vom Auslande, oft freilich mit einem leicht spöttischen Anklange, gepriesen werden, so würde schon der „Murillo" des Dichters Namen weit und breit verkündet haben. Das war nun aber freilich, wie die Dinge bei uns liegen, so leicht nicht zu erwarten; giebt es doch noch genug sogenannte Litteraturfreunde, die etwa im „Trompeter von Säkkingen" die höchste Leistung deutscher epischer Dichtkunst sehen und für Scheffels wahren Ruhmestitel, seinen „Ekkehard", so gut wie gar kein Verständniß besitzen. Erst die „Claudier" fanden sofort ein breites, begeistertes Publicum, und die Last'sche Leihbibliothek in Wien z. B. mußte über dreihundert Exemplare dieses Werkes beschaffen, um dem ersten Ansturm der Abonnenten nur einigermaßen entsprechen zu können. Das war in der That ein Erfolg und, wie wir aus froher Ueberzeugung hinzufügen, ein wohlverdienter. Mit einem Schlage war vom Dichter der Beweis erbracht worden, daß jene Theorie, nach der der geschichtliche Roman in unserer Zeit keine Berechtigung mehr haben soll, eine Albernheit ist; der

Stoff ist für das epische Erzählungskunstwerk in der That in keiner Weise entscheidend, es kommt hier, wie bei allen Kunstwerken, auf die Behandlung an. Und gerade für Eckstein, den feinen Kenner des römischen Alterthums, mußte der Vorwurf der „Claudier" eine hohe Anziehungskraft besitzen; birgt doch manche Figur und manche Situation aus der Römerzeit mehr spannenden Inhalt, als die fruchtbarste Phantasie eines modernen Dichters je erfinden könnte, und liegt doch auch kein kleiner Reiz darin, aus dem Munde eines Römers oder Hellenen diejenigen Wahrheiten dem deutschen Leser ertönen zu lassen, die von den Lippen des heutigen Steuerzahlers immer mehr oder weniger parteiisch gefärbt klingen und zweifellos den Widerspruch gewisser Leserkategorien hervorrufen würden. Zudem besitzt der Deutsche eine Spürkraft und ein Anpassungstalent, wie wenig andere Nationen; gerade er ist vorzugsweise befähigt, den Pfaden fremder Völker nachzugehen und in jedem Zeitalter, jedem Land und jeder Zone, vom Eishauche der ultima Thule bis zum Wüstensonnenbrande Afrikas, historische Trümmerfelder aufzufinden, die sich mit Erfolg für die epische Dichtung ausbeuten lassen. Und welch glänzende, aus den tiefsten Tiefen der Seelenkunde geschöpfte, herzbewegende Scenen bietet uns hier des Dichters Kunst! Das Zusammentreffen des Römerjünglings von senatorischem Range mit dem armen, fiebernden Christensklaven in der Höhle des Steinbruchs, wo von den Lippen des armen verachteten Geschöpfes die Kunde von dem wunderbaren und wunderthätigen Glauben der Nazarener zum ersten Male an das Ohr des römischen Aristokraten dringt, wie könnte es schöner und ergreifender dargestellt werden! Mit diesem sechsten Kapitel des zweiten Bandes der „Claudier" hat Eckstein eine der werthvollsten Perlen unseres schönen Schriftthums geschaffen. Wie dann später der geflüchtete, todtwunde, gehetzte Sklave, den der Römer durch die Nacht tragen hilft, im Momente der höchsten Gefahr der Entdeckung seine heißen Lippen in stummem Danke auf die Hand des Retters drückt, dies ist so tief empfunden und so erschütternd dargestellt, daß jedem nicht geradezu gefühlsstumpfen Leser unwillkürlich das Auge feucht wird und er dem Dichter im Geiste bewegt die Hand drückt. Wie wundervoll ist dieser eingekerkerte Quintus gezeichnet, der den schwersten Kampf seines Lebens durchkämpft und sich nur noch an den Inschriften aufrichtet, die frühere Leidensgefährten in die Wand jenes Verließes eingekritzelt haben, aus dem sie nur zum Martertode durch die wilden Bestien emporzusteigen hatten! Wenn Quintus dem gebeugten Vater gegenüber erst anscheinend nachgiebt und sich befreien läßt, da stutzen wir wohl und möchten vorschnell mit dem Dichter rechten, daß er uns gewissermaßen eine kleine Enttäuschung bereitet; aber bald erkennen wir unsern Irrthum, indem wir von der fein poetischen Steigerung, der psychologisch wahrhaft virtuosen Entwickelung hingerissen werden, die den unüberwindlichen Märtyrer, der dem als Götzen erkannten Jupiter kein Lügenopfer anzünden

will, freiwillig in den Kerker zurückkehren läßt. Wer erinnert sich nicht des litterarischen Cabinetsstückes, in dem uns die Flucht des Cajus Aurelius mit den anderen Verschworenen geschildert wird; hier wie an vielen andern Stellen des großartigen Werkes steht Eckstein auf den Höhepunkten seines dichterischen Schaffens, und es giebt auch nicht eine Seite in unsern sogenannten Classikern, die an gehaltvollem, packendem Inhalte und an Schönheit der Sprache diese Musterleistungen des modernen Epikers überträfe.

Und welch eine Fülle von plastischen, interessanten, auf's Glücklichste durchgeführten Nebenfiguren tritt in diesem Werke auf! Der betrügerische Isispriester, die intrigante Abenteurerin Lykoris, der ehrenfeste Flamen des Jupiter, die skeptisch vornehme Cornelia, der muthige Märtyrer Diphilus, die zagende Euterpe, der herrliche Eurymachus, der brave, biedere Aurelius — sie Alle sind keine blos skizzirten, uns mehr oder minder fremd bleibenden Figuren, sondern vollathmende, eigenartige und liebevoll ausgestaltete Menschen, die lebendig vor unseren Sinnen erstehen, die wir herzlich liebgewinnen und so leicht nicht wieder vergessen.

Und hier berühren wir einen Punkt, der bei der Zeichnung des Charakterbildes unseres Dichters besonders hervorgehoben zu werden verdient: die Meisterschaft, mit der er in allen seinen Romanen auch die weniger im Vordergrunde der Handlung stehenden Personen lebendig und glaubhaft zu machen versteht. Wir mögen irgend welchen Roman Ecksteins an irgend welcher Stelle aufschlagen, nirgends werden wir einer Figur begegnen, die nicht von Fleisch und Blut und durchaus frei von jeder Schablone wäre. Und bei den Hunderten von Wesen beiderlei Geschlechtes, mit denen uns der Dichter in seinen zahlreichen Romanen bekannt macht, zeigt dies nicht nur von einer schier unerschöpflichen Phantasie und einer wahrhaft genialen Beobachtungskraft, sondern auch von seltenem Fleiße und einer den Aufgaben der echten Kunst auf's Peinlichste Rechnung tragenden Gewissenhaftigkeit. Alle seine Figuren sind so glaubhaft erfunden und so greifbar dargestellt, daß sie dem Leben nachgestaltet und, soweit sie in geschichtlichen Dichtungen vorkommen, auch als wirklich geschichtliche Persönlichkeiten erscheinen. Diese schöpferische Kraft des Dichters hat zu einem komischen Vorgange Veranlassung gegeben, der aber gerade Ecksteins Verdienste in's hellste Licht setzt. Die Amerikaner sind bekanntlich in der Geschichte nicht halb so stark, als im Rechnen. Die guten Leute in einer Stadt unweit der Nordküste des Mexikanischen Golfs hatten Ecksteins „Nero" gelesen und faßten den kühnen Entschluß, diesen Roman in einer gewaltigen Anzahl von lebenden Bildern, die auf Wagen durch die Hauptschlagader der Stadt gezogen werden sollten, zu reproduciren. Die Zeitungen, die am folgenden Tag über den Festzug berichteten, stellten sich nun äußerst gelehrt an und thaten in ihren sechs-, acht-spaltenlangen Artikeln, als wären sämmtliche, auch die allererfundensten Charaktere des Romans ihnen von Kindsbeinen an wohl-

bekannt und vertraut. Da gab es ernste wissenschaftliche Betrachtungen über den Chattenhäuptling Lollarius, der nie existirt hat, und über die Phönizierin Hasdra, die man doch bei Sueton und Cassius Dio ebenso wenig findet, wie bei Tacitus. Halbe Capitel des Romans wurden reproducirt als Frucht ureigenster Quellenforschung. In solchem Maße hatte sich die Kunst des Dichters für die braven Banausen mit dem Wirklichkeitsscheine umkleidet, daß sich die Getäuschten auf das Glatteis einer lächerlichen, aber für den Dichter um so ehrenvolleren Bloßstellung ihrer mangelhaften Geschichtskenntnisse verlocken ließen.

Nicht nur Cäsaren-Romane hat uns des Dichters Muse beschert; den ganzen Kreis menschlicher Beziehungen und Conflicte ausschreitend, ist sie auch bis mitten in die Gegenwart vorgedrungen, indem sie uns in der „Familie Hartwig" ein treffendes Bild unserer schleichenden socialistischen Revolution (denn in einer solchen leben wir) entrollte. Die Stoffe, die Eckstein den verschiedensten Zeiten entnimmt, was sind sie übrigens und können sie anders sein, als die uralten und immer wieder neuen Menschheits- und Menschlichkeitsfragen, das epische „Plankton", das sowohl auf der Oberfläche des Zeitstromes wie in seiner Tiefe schwimmt, das scheinbar Alltägliche, das Jedermann kennt und sieht und das auch die Fabulirer minorum gentium mit dem Netze ihrer Sinne aus der Fluth der menschlichen Geschehnisse herauszufischen versuchen. Aber wie es erst eines Hensen, jenes verdienten Kieler Professors, bedurfte, der das zoologisch und entwickelungsgeschichtlich längst durchforschte Meeres-Plankton nun auch biologisch in Betracht zog und so der Naturwissenschaft neue Fragen von höchstem und weitest tragendem Interesse eröffnete, so hat auch Eckstein der dichterischen Behandlung des epischen Planktons ganz neue und eigenartig fesselnde Seiten abgewonnen. Dazu befähigte ihn sein tief in die Geheimnisse des Seelenlebens eindringender Seherblick, seine unerschütterliche, vor keiner Folgerichtigkeit zurückschreckende Wahrhaftigkeit, seine eminente Gestaltungskraft und sein außerordentlich feines künstlerisches Empfinden. Denn wenn er uns in seinem Roman „Themis" einen Oberstaatsanwalt vorführt, der mitten in der Suche nach den Indicien, die ein des Mordes verdächtiges Individuum überführen sollen, die ihn beinahe vernichtende Entdeckung macht, daß er sich auf ganz falscher Fährte befindet und daß der Mörder Niemand Anderes als sein eigener, heißgeliebter Sohn ist; oder wenn er uns in der „Hertha" eine wunderbar keusch empfundene Liebesgeschichte erzählt, die sich bis zur Gedankensünde des Ehebruches entwickelt, dann aber durch das entscheidende Verdict der Pflicht zum allein möglichen Abschluß gebracht wird; oder wenn er dem Bildhauer „Dombrowsky" zwei Seelen einhaucht: eine, die nach der Gattin, und eine andere, die nach einer Muse verlangt, und wenn er ihn an diesem leider nur zu wahr empfundenen Zweiseelenzustande des Künstlers kläglich zu Grunde gehen läßt, — was thut er Anderes, als einen glücklichen Griff in das epische „Plankton", in die

Conflicte, die für jedes Auge erkennbar mit dem Zeitenstrome täglich an uns vorübergetrieben werden? Aber Eckstein ist wahr, und er richtet uns diese Stoffe nicht nach dem Recepte jener verlogenen Romanciers an, die in ihrer ästhetischen Verlotterung aus ihnen nur pikant aufgebauschte Sensationsgeschichten zu machen wissen, — Sensationsgeschichten, die wohl auch ihr breites, besonders weibliches Lesepublicum finden, jeden ernsten und tiefer gebildeten Leser aber langweilen oder mit Ekel erfüllen. Die künstlerische Wahrhaftigkeit Ecksteins ist wohl auch hauptsächlich der Grund gewesen, daß ihn gewisse, an Geist armselige Schematiker, die Alles unter eine Ueberschrift bringen und aus jedem Dichter einen Isten oder Aner machen müssen, unter die Realisten zu rubriciren versuchten und im Hinblick auf sein neuestes Werk von einer „Entwickelung" des Dichters, die sich gerade in dieser Stoffwahl bekunde, zu fabeln begannen. Meiner Ansicht nach erlagen jene weisen Herren einem faustdicken Irrthum, der durch die gänzlich unbegründete Gegenüberstellung von „historisch" resp. „culturhistorisch" und „realistisch" veranlaßt wurde. „Themis", „Hertha", „Dombrowsky" und „Familie Hartwig" sind ja allerdings realistische Romane; aber „die Claudier" und „Prusias" sind es nicht weniger; wie denn auch andererseits „Themis", „Hertha", „Dombrowsky" und „Familie Hartwig" das Epitheton „culturhistorisch" für sich in Anspruch nehmen können. Auch die Schilderung vergangener Jahrhunderte erfordert einen gesunden Realismus, wenn sie etwas Erbauliches leisten soll, während andererseits der modernste Stoff durch unwahre Behandlung ruinirt werden kann. Es zeigt sich auch hier wieder, daß die Einschachtelung der Dichter in die Kategorieen „Realisten" und „Idealisten" ein unmögliches Unternehmen ist; der wahre Dichter sprengt allemal die Fesseln solcher Beschränkung und spottet dieser Schlagwort-Etiketten, die sich nur mit einiger Berechtigung auf den Rücken niederer Erzählhandwerker kleben lassen.

Noch eine kurze Bemerkung über die Eckstein'schen Frauengestalten sei hier gestattet. Sage mir, wie ein Dichter seine Frauengestalten bildet, und ich will Dir sagen, was er werth ist. In der Herausarbeitung weiblicher Charaktere offenbart sich am schärfsten die Kunst des männlichen Poeten, wie umgekehrt einer weiblichen Feder gewöhnlich nichts schwieriger wird, als einen wirklichen Mann zu zeichnen. Fingerfertige Romanstrickerinnen lieben es, ihre Helden im Zauberglanze titanischer Kraft, heroischer Größe und übermenschlicher Selbstüberwindung zu zeigen; sie schaffen Modekupfer ohne Fehl und Makel, und wie man in Thierarzneischulen das Bild eines „musterkranken" Pferdes an die Wand hängt, so entrollen sie uns das Gemälde eines „mustergesunden" Mannes, der, aller menschlichen Glaubwürdigkeit spottend, nur in dem Wolkenkuckucksheim ihrer unklar schwärmenden Einbildungskraft existirt. So weben auch die Romandichter niederer Ordnung ihre Frauengestalten nur aus eitel Tugend, Schönheit und Mondschein zusammen, oder sie bilden Messalinen, deren Unweiblichkeit

und Scheusaligkeit, in's Fratzenhafte carikirt, uns mit Abscheu erfüllt oder über die Unmöglichkeit solcher Spottgeburten lächeln macht. Die Eckstein-schen Frauengestalten sind überzeugend, wie Photogramme nach dem Leben, und ihre liebenswürdige Wesenhaftigkeit, an der diese oder jene kleine menschliche Schwäche nur wie ein Schönheitspflästerchen wirkt, ist gerade das höchste Lob, das ein Dichter, wie Eckstein, dem Ewig-Weiblichen spendet. Welche anmuthigen und doch nie die Gebrechlichkeit der Menschen-natur gänzlich verleugnenden Frauenbilder verdanken wir ihm, und andererseits: wie geschickt weiß er unschöne, durch Eitelkeit oder durch absichtlich zur Schau gestellte Frömmelei abstoßende Frauengestalten immer wieder anziehend zu machen, indem er sie nicht zu Zerrbildern entarten läßt, sondern ihre Schwächen nur als die Schlagschatten ihrer Tugenden darzu-stellen versteht. Selbst die Verirrung von Grund aus edler Frauenseelen weiß er naturwahr und ergreifend zu malen, und wir bewilligen solchen vom Wege gewichenen Schönen, noch ehe sie uns ihre entlastenden Bekennt-nisse gemacht haben, aus menschlich mitfühlendem Herzen bereitwillig Indemnität. Eine seiner süßesten, holdseligsten Mädchengestalten ist wieder die Grete Hartwig in seinem neuesten Romane; sie ist durch und durch deutsch und so thaufrisch und liebreizend, wie ein eben erblühtes Hecken-röslein; nur ein Dichter von Gottes Gnaden schafft ein so herzerquickendes Mädchenwunder.

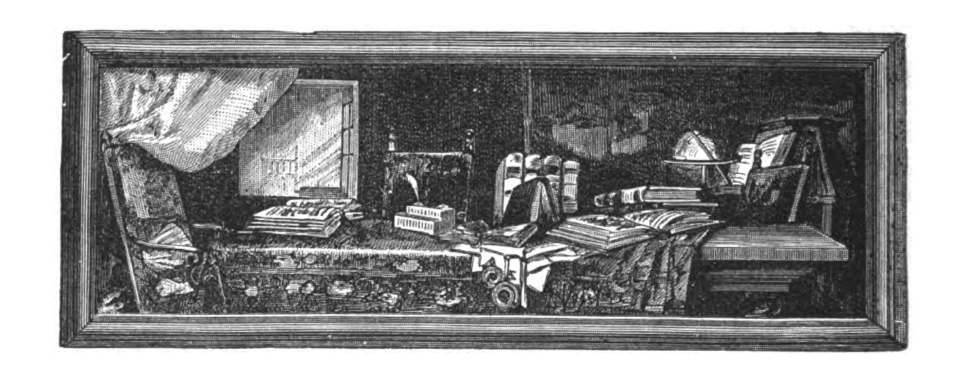
Zum Schluß sei noch mit einem Worte der Stellung gedacht, die Eckstein den Bemühungen unserer Sprachreiniger gegenüber einnimmt. Wenn er auch als ein Dichter von feinstem Geschmack und von höchster Sprachgewalt jeder Vernachlässigung des Ausdrucks, jeder Sprachsudelei durchaus abhold ist, so hat er sich doch nie als ein Anhänger der „stricten Observanz“ eines sprachlichen Purismus erwiesen; vielmehr greift er mit selbstherrlicher Geringschätzung aller ängstlichen Bedenken getrost in den Schatz der vielartigen menschlichen Zungen hinein und schrickt selbst ge-legentlich vor einer altgriechischen Anleihe nicht zurück. Er hat für dieses sein selbstbewußtes Verhalten unzweifelhaft seine wohlerwogenen Gründe, und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie es einem Dichter, wie Eckstein, der über ein staunenswerthes, schier unerschöpfliches Ausdrucksmaterial ver-fügt, geradezu unleidlich sein müßte, durch die von den Puristen auch im Gebiete des schönen Schriftthums versuchte Straßenpolizei belästigt zu werden. Andererseits wäre es aber lehr- und genußreich gewesen, wenn sich Eckstein freiwillig auf die Seite der radicalen Sprachreiniger gestellt hätte, denn gerade er wäre wie kein Anderer berufen gewesen, auch für die subtilsten Begriffe und für die einer deutschen Bezeichnung wider-strebendsten Dinge doch immer einen geschmackvollen und klarverständlichen deutschen Ausdruck zu finden.

Die Erfolge, die unser Dichter, der kürzlich sein 50. Lebensjahr voll-endete, errungen hat, erstrecken sich bereits über die ganze gebildete Erde;

fast alle seine Werke sind in's Englische, Dänische, Holländische und Schwedische übersetzt worden, sehr viele auch in's Polnische, Russische, Ungarische und Italienische, einzelne sogar in's Französische, Serbische und Neugriechische. An der Jowa University in Jowa City hält Professor Charles Bundy Wilson regelmäßig Vorträge über Ecksteins Werke. Dies ist zu einer Zeit, wo die vielfach nur durch ihre Schlüpfrigkeiten die Leselust reizenden Romane Zolas sich den ganzen Weltbüchermarkt erobern, eine für unseren Dichter doppelt ehrenvolle und wohlverdiente Anerkennung. Ob er schon den Höhepunkt seines Schaffens erreicht hat, oder ob er sich in der Folge durch neue Schöpfungen noch überbieten wird, das ist bei der Vielseitigkeit und anscheinenden Unerschöpflichkeit seiner Begabung kaum vorherzusagen; in der schönen Erzählkunst hat er wohl schon nahezu Vollkommenes geleistet, das kaum noch eine Steigerung zuläßt; es steht aber dahin, ob sich sein allbeherrschendes Ingenium vielleicht nicht noch andere Gebiete der Dichtung eröffnen wird; eine Ueberraschung würde er denen, die ihn nach höchstem Maße zu messen sich schon gewöhnt haben, damit kaum noch bereiten.

Im Jahre 1891 hat ihm der „Scherge Tod" die treue Lebensgefährtin entrissen; drei Kinder hat ihm die Unvergeßliche zurückgelassen: zwei Töchter im Alter von je 18 und 14 Jahren und einen 16 Jahre alten Sohn. Möge ihm Freude erblühen an seinen Kindern! mag auch sein ferneres Schaffen und Wirken ein gesegnetes sein! Das ist der innige Wunsch aller seiner auf ihn stolzen Landsleute, die an ihm nicht nur den echten Humor des fühlenden Denkers, sondern auch den tiefen Ernst und das hinreißende Pathos des an die höchsten Menschheitsfragen rührenden Dichters bewundern. —





Goethe als Anatom.

Von

Karl von Bardeleben.

— Jena. —

Weder in Laienkreisen noch bei den Fachleuten wird die Bedeutung von Goethes biologischen, insbesondere anatomischen Studien genügend gewürdigt, weder in objectiver Hinsicht, d. h. für die Wissenschaft, noch in subjectiver, für die Beurtheilung Goethes. Wenn ich nun wage, hier einen kleinen Beitrag zur Kenntniß Goethes als Anatomen zu liefern, so glaube ich ein wenig dazu berechtigt zu sein. Hier in Jena wesentlich hat Goethe die anatomischen Studien betrieben, welche von allen seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten den höchsten, ja dauernden Werth besitzen. Ferner habe ich, behufs Herausgabe der anatomischen Schriften in der Weimarer Ausgabe (Bd. 8 der Morphologie, erschienen 1893) zwei Monate lang im Goethe-Archiv und im Goethe-Hause nicht nur anatomische Schriften und Zeichnungen, sowie die hierauf bezüglichen Sammlungen Goethes durchstudirt, sondern mich auch in so manche andere seiner Manuscripte versenkt, — denn die Versuchung war doch zu groß, die Urschriften der größten Dichtungen aller Zeiten und Völker in demselben Raume zu wissen, nur die Hand nach „Werthers Leiden“ und „Wilhelm Meister“, nach „Iphigenie“ und „Faust“ ausstrecken zu brauchen.

So war es nun mein redliches Bemühen, dort in den schönen hohen und hellen, dem Lärmen der Welt entrückten, nur vom Rauschen der Ilm widerhallenden Räumen des Fürstenschlosses oder in dem Hause, das Goethe ein halbes Jahrhundert lang bewohnt hat, mich nicht nur in die Schriftzüge und die Zeichnungen des großen Mannes zu vertiefen, sondern mich ganz in den Geist Goethes zu versetzen.

Und manchmal war es mir, als ob der Geist Goethes mich umschwebte und als ob ich bei unlesbaren oder unverständlichen Stellen der Handschriften Goethe selbst hätte fragen mögen, was er geschrieben, was er gedacht und gemeint habe, — wenn z. B. auf einem Bogen Papier die Landschaft an der Teufelsbrücke der Gotthardstraße, der erste Entwurf zu seiner vergleichenden Anatomie — und Skizzen vom Parallelogramm der Kräfte, von Pendelschwingungen und Oscillationen stehen, — oder wenn man Goethe, mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf- und abgehend mit Hilfe einer lateinischen Tabelle der einzelnen Theile eines Schädelknochens die Beschreibung desselben dictiren zu hören wähnte:

— „es ist ein groß Ergetzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht."

Doch „Ergetzen" ist zu wenig gesagt: ein Hochgenuß ist es, zu sehen, wie dieser Mann neben Allem, was er gelebt und geliebt, gedacht und gethan, wissenschaftlich gearbeitet und nicht auf, nein über der Höhe der Wissenschaft seiner Zeit, ihr fünfzig, ja achtzig Jahre vorauseilend, gestanden hat.

Die anatomischen Studien Goethes bilden, wenn nicht den äußerlich umfangreichsten, so doch den dem inneren Werthe nach am höchsten stehenden Theil seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten überhaupt. Der Standpunkt der Betrachtung soll aber, soweit es dem Fachmann möglich ist, aus sich heraus zu gehen, kein einseitig anatomischer, sondern ein allgemeiner sein.

Die erste Frage ist selbstverständlich: wie ist Goethe als Dichter, als Lyriker, zu scheinbar so weit ab liegenden Gebieten gekommen, was hat ihn zu naturwissenschaftlichen und gerade zu anatomischen Studien veranlaßt — oder, wie viele sagen möchten, verleitet?

Sinn für Natur, bis zur Naturschwärmerei, finden wir ja, zumal in neuerer Zeit, weit verbreitet — aber erst in den letzten Jahrzehnten ist die Naturwissenschaft so in den Vordergrund getreten, daß auch ferner stehende Kreise wohl oder übel ihr Aufmerksamkeit schenken müssen.

Davon war aber zu Goethes Jugendzeit, in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, keine Rede!

Es war wohl der dem Genie innewohnende Trieb, Alles, was in ihm und um ihn her vorging, mit heißem Bemühen zu studiren, vielleicht auch die Abneigung gegen das städtisch-enge Leben in Frankfurt, und nicht minder gegen das vom Vater aufgedrungene juristische Bücher-Studium, die den Leipziger und besonders den Straßburger Studiosus in die Natur und in Vorlesungen und Studien trieb, die mit Jura und Cameralia herzlich wenig zu thun hatten. So hat Goethe bekanntlich in Straßburg Anatomie bei Lobstein gehört und die Frauenklinik bei Ehrmann besucht, und sein

täglicher Umgang waren Mediciner, die einzigen Studenten, welche — wie Goethe bemerkt — auch außerhalb der Vorlesungen und Kliniken von ihrem Fache sprechen.

Auf Umwegen hat denn wohl auch der Verkehr mit Herder Goethe der Naturwissenschaft zugeführt — vor Allem das durch Herder veranlaßte Studium Homers, dessen handgreifliche Schilderungen von Natur und Menschen einen tiefen Eindruck auf Goethe machten.

Von 1775 an wendet sich Goethe unter dem Einflusse Lavaters der Physiognomik und folgerichtig dem Studium der menschlichen Formen überhaupt und des Skelets zu, welches ja am Kopfe in so hohem Maße die äußere Gestaltung beherrscht. 1776 meldet Goethe an Lavater, der Herzog habe ihm sechs Schädel kommen lassen, und er habe wichtige Beobachtungen daran gemacht.

Goethe war damals und ist bis an sein Ende — er sagt es selbst öfter, und Jedermann weiß es heute — auch als Dichter vor Allem Künstler gewesen — künstlerische Neigungen, Zeichnen, Malen, Modelliren beherrschten ihn gerade Ende der siebziger und in den achtziger Jahren besonders.

Weniger bekannt ist, daß Goethe, vielleicht Michel Angelos und Leonardo da Vincis gedenkend, die Beide ausgezeichnete Anatomen waren, im Jahre 1781 in Weimar den dortigen Künstlern der Zeichenschule Unterricht in der menschlichen Anatomie, in Gestalt von Vorträgen gegeben hat. Bei diesen hat er auch Zeichnungen vom Skelet benutzt, welche neuerdings von Herrn Geh. Hofrath Ruland im Goethehause gefunden und mir zur Durchsicht überlassen wurden. Es sind Federzeichnungen in Großfolio auf hellgrünem oder grau lavirtem Untergrunde, sorgfältig ausgetuscht — jedenfalls von einem Zeichner herrührend. Sie stellen sämmtliche Theile des menschlichen Knochengerüstes dar: Schädel, Wirbel, Rippen, Schulterblatt, Arm, Hand, Becken, Ober- und Unterschenkel, Fuß. Andere Blätter geben die Muskeln des Rumpfes und der Gliedmaßen wieder; sie sind von Goethe selbst gezeichnet. Daß jene Tafeln zum Unterricht für die Künstler bestimmt waren, ist kaum zu bezweifeln — über die Zeit, wo diese Blätter von Goethe entstanden sind, giebt völlige Sicherheit das Datum auf einer der Zeichnungen: es ist der 20. October 1781, — also einige Tage vor den Briefen an Frau von Stein vom 29. October und an den Herzog vom 4. November 1781, in denen Goethe vom Lernen und Lehren der Anatomie spricht. Auch über den Ort, wo Goethe gezeichnet hat, werden wir aufgeklärt, denn auf der Rückseite dieser Blätter ist die jedenfalls eigenhändige Skizze der Collegienkirche in Jena, von dem jetzigen Anatomie- oder Collegienhofe aus, — Standpunkt an der alten Linde, welche noch heute die Aula beschattet.

Wüßten wir es nun nicht aus anderen Quellen, so würde schon dieses Blatt uns zeigen, daß Goethe, ehe er selbst als Lehrer in der Anatomie

auftrat, in Jena Schüler des damaligen Professors Just Christian Loder gewesen ist, eines Mannes, der sich durch Klarheit der Auffassung und Unbefangenheit des Urtheils auszeichnete. Goethe hat bekanntlich, wie er selbst berichtet, bei Loder die ganze menschliche Anatomie durchgenommen, sei es privatissime, sei es im Colleg; so hat er früh Morgens im Winter den Weg durch hohen Schnee nicht gescheut, um bei Loder „Bänderlehre“ zu hören. Goethe beklagte sich damals bitter, daß die Studirenden leider so wenig Interesse an dieser wichtigen Wissenschaft hätten, daß der Professor beinahe vor leeren Bänken lesen müsse. —

Wie war es damals mit der Anatomie bestellt? Die menschliche Anatomie bestand aus theilweise sehr genauen, fast ausschließlich makroskopischen Beschreibungen der einzelnen Knochen, Bänder, Muskeln, Gefäße, Nerven u. s. w. — eine „Wissenschaft“ durfte sie sich nicht nennen, denn es fehlte leider noch das geistige Band. Die Anatomie war ausschließlich die Dienerin der Medicin, sie „diente“ lediglich als eine, besonders in mikroskopischen Dingen noch höchst mangelhafte Vorbereitung für die praktischen Fächer. Eine Trennung der Anatomie und Physiologie gab es auf den Lehrstühlen der Universitäten noch nicht; vielfach war auch die Botanik und die Pharmakologie, die Zoologie, oft auch die Chirurgie, mit der anatomisch-physiologischen Professur vereinigt.

Eine vergleichende Anatomie gab es ebenso wenig wie eine Entwickelungsgeschichte und eine Zellen- und Gewebelehre, von anderen Disciplinen der heutigen Anatomie ganz zu schweigen. Vergleichende Anatomie wurde von Blumenbach in Göttingen zum ersten Mal gelesen im Jahre 1777; sein Handbuch der vergleichenden Anatomie — das erste, wie er stolz sagt, — erschien 1805.

Damals also, als Goethe seine Studien begann, war die vergleichende Anatomie kaum mehr, als ein frommer Wunsch. Die Zoologie wie die Botanik standen als rein beschreibende Disciplinen unter dem Banne der Systematik, welche soeben durch und in Linné ihren Höhepunkt erreicht hatte, — deren starre Grenzlinien für Jahrhunderte und Jahrtausende hinaus festzustehen schienen. Und die damalige Naturwissenschaft konnte mit Stolz auf die Ueberwindung dieser ersten Staffel, die Einordnung des schon damals so gewaltigen Materials in ein System blicken. In das Chaos von Einzelbeschreibungen war Ordnung gebracht worden, — eingereiht nach Klassen, Ordnungen, Familien und Arten, standen Pflanzen und Thiere in dem großen Buche, wohl unterschieden und gekennzeichnet jede Art gegen die anderen durch das, was sie von jenen trennte, was sie vor anderen voraus hatte oder was ihr fehlte, — oft nur unterschieden durch die Farbe des Hautkleides oder durch die Form eines Zahnes. Es war die Blüthezeit der sog. Balg-Zoologie und der künstlich geschaffenen Pflanzen-Familien.

Eine eigentliche Anatomie der Thiere und Pflanzen gab es nicht —

von einer wirklichen Entwickelungsgeschichte war noch gar keine Rede! Man dachte sich die „Entwickelung" eines Thieres oder einer Pflanze als die „Auswickelung" der einzelnen Organe aus dem Ei oder dem Samenkorne, in denen schon Alles, wenn auch klein oder unsichtbar, vorgebildet sei.

Für die vergleichende Anatomie und Entwickelungsgeschichte galt Hallers Wort: Nulla est epigenesis, — es giebt keine höhere fortschreitende Entwickelung durch das Auftreten neuer Theile. Caspar Friedrich Wolff's Lehre von der Neubildung bei der Entwickelung war ohne Echo verhallt.

Was besonders die menschliche Anatomie betraf, so war man damals, wie schon früher und seither öfter, wenn den Fachleuten der Witz ausging, auf dem Standpunkt angelangt: es ist jetzt Alles bekannt, es giebt nichts Neues mehr zu finden. Man kannte ja die Knochen, Muskeln u. s. w., — man wußte ja, daß der Mensch eine ganz bestimmte Anzahl von Schädelknochen habe, nämlich einen weniger, als die höchsten Affen. Dies war Dogma, so stand's im System, im Buch.

In diese Zeit fallen Goethes erste Studien in der menschlichen Anatomie, welche sich, wie besonders die von mir vor Kurzem veröffentlichten Manuscripte beweisen, über den ganzen Körper und über sämmtliche Capitel der Anatomie erstreckten, nicht nur auf den Schädel. Aber dieser hat Goethe jedenfalls, wie seine hinterlassenen Schriften und Zeichnungen beweisen, am meisten interessirt, wohl nicht nur aus anatomischen Gründen.

Wie Goethes Gedankengang gewesen sein mag, der ihn zu der Entdeckung des Zwischenkiefers beim Menschen führte, scheint mir aus seinen eigenen Angaben hervorzugehen. Er hat diesen Knochen gefunden, weil er dem Dogma oder System zum Trotze ihn gesucht hat: er wollte ihn finden, und so mußte er ihn finden. — Wie kam aber Goethe dazu, ihn zu suchen? Weil der Knochen bei allen anderen Säugethieren, welche Schneidezähne besitzen, — und sogar bei solchen, die keine haben, vorhanden ist.

Hat Goethe nun inductiv oder deductiv geforscht, war es Intuition, war es Analyse oder Synthese? Ich glaube, es ist ihm gegangen, wie anderen Sterblichen: er ist von Einzelheiten, sehr genauem Durchsehen und Abzeichnen von Schädeln, zu der allgemeinen Idee gekommen — und hat diese wieder auf das Einzelne angewendet. So ist die Idee oder der noch zu besprechende Typus weder Ausgangs- noch Endpunkt gewesen, — Goethe ist nicht durch bloßes Nachdenken auf den Typus oder die Urpflanze gekommen, andererseits nicht durch bloße Beobachtung mit dem körperlichen Auge auf den Zwischenkiefer und sonstige Entdeckungen.

Goethe fand nun, daß der Zwischenkiefer*) sogar beim erwachsenen Menschen, wenigstens zum Theil noch, von dem Oberkiefer, zu dem man

*) Der Knochen liegt jederseits neben der Mittellinie hinter der Oberlippe und trägt unsere oberen Schneidezähne, deren wir bekanntlich rechts und links je zwei besitzen.

ihn damals rechnete — und von dem ihn eines unserer größten Handbücher in der neuesten Auflage noch nicht trennt — durch eine Naht abgegrenzt ist, die besonders deutlich auf der Gaumenfläche, hinter den Schneidezähnen sichtbar ist. („Nähte“ nennt man die mit Bindegewebe oder Knorpel ausgefüllten feinen Spalten zwischen benachbarten Kopfknochen.) Der Knochen trägt bei uns, wie bei den Thieren, die oberen Schneidezähne: er gehört, wie wir heute wissen, zu den sogenannten „Zahn- oder Beleg-Knochen“, d. h. er ist, wie die meisten Gesichts- und die Knochen des Schädeldachs, aus den Knochenplatten der „Zähne“ der äußeren Haut entstanden. Wir haben ja nicht deshalb Zähne im Munde, weil wir sie hier zum Erfassen und Zerkleinern der festen Nahrung brauchen, oder sie im Munde entstanden sind, — sondern weil unsere Mundschleimhaut eine Einstülpung der äußeren Haut ist und diese bei niederen Wirbelthieren, Fischen, Reptilien u. a. mit Tausenden von kleinen Zähnen besetzt ist. Die Zähne sind also ursprünglich gar nicht zum Kauen da, sondern sie dienen zum Schutze der Außenfläche des Körpers. Praktische Anwendung in der Medicin — auch für Laien empfehlenswerth — findet die Thatsache der Einstülpung der Haut in die Mundhöhle z. B. bei Hautkrankheiten, wie Masern und Scharlach, die man im Munde oft 24 Stunden früher erkennen kann, als auf der äußeren Haut.

Niedere Fische, die Haie, haben am Kieferrande Hunderte von Zähnen, und diese wechseln nicht nur ein — oder höchstens zwei Mal, wie bei uns, sondern so alle paar Monate, wenn sie abgenutzt sind.

Die „Zahn-“ oder „Belegknochen“ liegen nur auf dem ursprünglichen, Primordial- oder Knorpel-Skelet und bilden bei höheren Thieren die flachen Knochen von Gesicht und Schädel, die auch beim Menschen noch sich in einer von den eigentlichen Skeletknochen abweichenden Weise entwickeln. Wir nennen übrigens den „Zwischenkiefer“ oder „Zwischenknochen“ jetzt gewöhnlich nicht Os intermaxillare, sondern praemaxillare, weil er vor dem Oberkiefer liegt. Goethe nannte ihn wegen der Beziehungen zu den Schneidezähnen auch Schneideknochen: Os incisivum.

Goethe fand den Zwischenkiefer hier in Jena Ende März 1784, wie Briefe an Frau von Stein und an Herder beweisen. Die folgenden Monate verwandte er dann zu der Ausarbeitung einer Abhandlung und Herstellung der Zeichnungen. Die Arbeit ist erst sehr viel später, nämlich 1831, in den „Nova Acta Academiae Caesareae Leopoldo-Carolinae“ T. XV in abgeänderter Form erschienen. Beigegeben wurden hier fünf Tafeln, während Goethe in den achtziger Jahren von zehn, ja später von siebzehn Tafeln spricht und den Inhalt dieser angiebt. Im Goethe-Archiv fand sich bei der genauen Durchsicht der Papiere 1891 das „Concept“ der Arbeit; im Goethehause konnte ich vierzehn von den einmal beabsichtigten siebzehn, aber nicht die Skizzen zu den zehn Tafeln der Originalarbeit von 1784 finden.

Wie es scheint, hat eine kleine Mittheilung, welche ich im Mai 1891 auf der Anatomen-Versammlung in München „über bisher unbekannte anatomische Arbeiten Goethes“ machte, uns das hohe Glück vermittelt, in den Besitz des an Camper gesandten Exemplars zu kommen. Vor einigen Monaten schrieb Herr Dr. C. A. M. Daniëls, Vorstand und Bibliothekar der Niederländischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Amsterdam, an das Archiv in Weimar, er habe gelesen, daß ich die Herausgabe von Goethes anatomischen Schriften beabsichtige, und theile mit, daß sich die Zwischenkiefer-Arbeit im Besitze der genannten Gesellschaft befinde, aus dem Nachlasse des Anatomen Peter Camper, dem Goethe die Arbeit 1784 zugesandt hatte.

Dank der angestammten innigen Verehrung, welche man für die hohe Besitzerin des Archivs in den Niederlanden hegt, hat es sich ermöglichen lassen, das Werk — unter Wahrung des Eigenthumsrechts der Amsterdamer Gesellschaft — im Goethe und Schiller-Archiv zu Weimar für immer niederzulegen. Eine aus vornehmster Gesinnung hervorgegangene Stiftung, die Jeder, der sich dem nationalen Institut der Frau Großherzogin und seinen Arbeiten verwandt und nahe fühlt, dankbar empfinden und anerkennen wird.

Es lohnt sich nun wirklich der Mühe, für den Fachmann wie für den Goethe-Forscher und Laien, das in Folio gebundene, in deutscher und lateinischer Sprache abgefaßte Werk, vor Allem die künstlerisch ausgeführten Tafeln zu studiren, — nicht minder, die auf Goethes Entdeckung bezüglichen Bemerkungen Campers zu entziffern, welche der Abhandlung eingeklebt sind.

Doch vor Camper müssen wir Loders gedenken! Goethe sandte im October 1784 die Arbeit zunächst an Loder zur Durchsicht; sie sollte dann an Sömmerring in Cassel, den ersten deutschen Anatomen damals, darauf an Merck und schließlich an Camper gelangen. Loder beantwortete die Sendung Goethes mit einem Schreiben vom 31. October, welches ich im Goethe-Jahrbuch (1892) habe abdrucken lassen und von dem ich hier nur den Anfang wiedergeben möchte:

Ew. Hochwohlgeboren

sende ich den mir geneigtest communicirten Aufsatz mit dem verbindlichsten Dank zurück. Ich habe bei Durchlesung desselben so viel Vergnügen empfunden, und Ihre Präcision in der anatomischen Beschreibung sowohl, als Ihren Blick in die Physiologie des Theils so sehr bewundert, daß ich in der anatomischen Begeisterung es in vollem Ernste bedauerte, daß Sie Minister und nicht Professor anatomiae sind. Sie werden mir aber antworten, wie Kaiser Leopold einem Musicus, der dem Kayser, der ihm etwas auf dem Clavier vorgespielt hatte, in voller Ekstase um den Hals fiel, und es bedauerte, daß er kein Musicus geworden: „Wir stehen uns halter so auch gut.“ . . .

Ganz anders Sömmerring, — auch Blumenbach und vor Allem Camper! Diese großen Fachgelehrten wollten Nichts von dem Zwischenkiefer wissen, — oder, wie Goethe später (1794) im „Versuch einer all-

gemeinen Knochenlehre“ so liebenswürdig sich ausdrückt, indem er die Schuld, mit Vischer zu reden, auf die „Tücke des Objects“ schiebt: „er schien sich selbst den scharfsinnigsten Beobachtern eine Zeitlang eigensinnig zu verbergen“.

Wir wollen hier nicht erörtern, warum die genannten Professoren der Anatomie den Knochen, d. h. seine Begrenzungs-Nähte, nicht sahen — oder nicht sehen wollten —; es haben gewiß objective und subjective Gründe vorgelegen. Am meisten geschadet hat ja Goethe bei Beurtheilung seiner wissenschaftlichen Arbeiten, damals und später bis heute, „der andere“ Goethe, der Dichter des Werther und Götz, des Egmont und Tasso — vor Allem aber — und wie sehr mit Unrecht! — des Faust!

Goethe hat sich aber durch den damaligen Mißerfolg durchaus nicht abhalten lassen, weiter zu forschen, wie besonders die neuerdings bekannt gewordenen Arbeiten von 1790 und 1794 beweisen.

War er beim Zwischenkiefer wesentlich vergleichend-anatomisch, mit Haeckel zu sprechen: phylogenetisch vorgegangen und hatte er die Entwickelung nur nebenbei berührt, so zog er jetzt diese, soweit die damaligen Kenntnisse und das ihm zu Gebote stehende Material gestatteten, mit zu Rathe. So combinirte Goethe schon in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die beiden Methoden, mittels deren wir heute, seit etwa zwanzig oder dreißig Jahren, den Problemen der Biologie beizukommen versuchen.

Gleichzeitig steigt Goethe bei seinen Forschungen von den zunächst berücksichtigten Säugethieren hinunter zu den Vögeln, „Amphibien“ — so nannte man bis vor etwa fünfzig Jahren die jetzigen „Reptilien“ und Amphibien — und Fischen. In den Jahren 1785 und 1786 arbeitet er weiter am Zwischenkiefer und Schädel und versucht nach der Heimkehr von der italienischen Reise, in demselben Jahre 1790, wo er den berühmten Schöpsenkopf am Lido fand, eine generelle Morphologie zu schreiben, wie wir es heute nennen würden.

Dieser erst jetzt aufgefundene, von mir veröffentlichte „Versuch über die Gestalt der Thiere“ ist leider nur Fragment geblieben. Die Aufgabe war damals noch nicht zu lösen. Goethe hat dies vermuthlich selbst erkannt und in weiser Beschränkung statt dessen den „Versuch einer allgemeinen Knochenlehre“ geschrieben, aber gleichfalls — aus äußeren Gründen — nicht vollendet; er behandelt nur den Schädel.

Schon früher hatte ich mir die Frage vorgelegt: wie mag wohl Goethe vom Zwischenkiefer schließlich auf die Wirbel-Theorie des Schädels gekommen sein? Meine Vermuthung, daß beiden Arbeiten nicht nur die allgemeine Idee, das Suchen nach dem Typus gemeinsam sei, sondern daß noch ein besonderer anatomischer Grund vorliege, scheint sich durch die Auffindung der eben erwähnten Handschriften, besonders des „Versuchs einer allgemeinen Knochenlehre“, zu bestätigen. Das Gemeinsame in all' diesen

Forschungen ist Goethes Bestreben, die Knochen des menschlichen Schädels in ihre vergleichend-anatomischen und genetischen Elemente aufzulösen, — nachzuweisen, daß „ein" Knochen aus mehreren entstanden ist und wie dies geschehen, wo die alten Grenzen laufen und wie viel Einzelgebiete zu einem größeren Reiche verschmolzen sind: „Anatomie leistet an organisirten Wesen, was Chemie an unorganisirten".

Bei diesen Auflösungsversuchen mußte Goethe bald gewahr werden, daß nicht nur der Oberkiefer, sondern auch andere Knochen, so das Keilbein, aus zwei oder mehreren Stücken bestehen. Erst diese Erfahrung ermöglichte die Idee der Wirbeltheorie des Schädels; Goethe hat sie bekanntlich lange bei sich getragen, bis ihm der bekannte glückliche Zufall am Lido seine Gedanken verkörpert vorführte.

Es handelt sich aber bei dieser Theorie nicht sowohl um die Auflösung von Knochen — dies war nur die Methode, der Weg dazu — als vor Allem um eine Vergleichung innerhalb ein- und desselben Thieres oder des Menschen. Dies war ein neuer Schritt auf dem Wege der Vergleichung, ähnlich dem, den Goethe in der Pflanzenlehre that und der ihn zu der Entdeckung des Blattes als Urform aller Pflanzentheile führte. So können wir die Urpflanze mit dem thierischen Typus, das Blatt mit dem Wirbel — für den Schädel wenigstens — in Parallele stellen, ohne den Irrthum der späteren Naturphilosophie mitzumachen, welche schließlich alle Knochen aus Wirbeln ableiten wollte.

Goethes Wirbeltheorie des Schädels lautet in wenigen Worten: der Schädel des Menschen wie der Säugethiere besteht aus sechs mehr oder weniger umgewandelten Wirbeln.

Ein „Wirbel" besteht im Wesentlichen aus dem Körper und dem Bogen, zwischen denen der Wirbelcanal für das Rückenmark liegt. Auch im Schädel glaubte Goethe die Wirbelkörper und Bogen wieder zu finden, jene die Basis mit dem Gaumen, diese das Schädeldach bildend, im Innern das Gehirn als umgewandeltes Rückenmark beherbergend.

Goethes Wirbeltheorie ist nun im Laufe der Jahre nach manchen Richtungen hin abgeändert, vervollständigt und schließlich für die vorderen Theile des Schädels als irrthümlich aufgegeben worden. Nur in dem hinteren Abschnitte, im Bereiche der drei ersten Goethe'schen Wirbel (er zählt von hinten her) vermögen wir etwas Wirbelähnliches: „Segmente" zu erkennen, wie sie auch im Rumpfe angelegt werden. Eigentliche Wirbel sind im Schädel nicht nachweisbar, auch ist die Zahl der Segmente erheblich größer als Goethes Wirbel, — sie beträgt statt drei: zehn oder zwölf.

Der vordere Theil des Kopfes, die Gesichtsknochen, haben mit Wirbeln nichts zu thun, — es sind Neubildungen, besonders für die höheren Sinnesorgane, zum Theil, wie oben erwähnt, Zahnknochen. Bei Säugethieren und beim Menschen liegen hier entschieden sehr stark modificirte

Bildungen vor, an deren Enträthselung seit Goethe bis auf den heutigen Tag gearbeitet wird. Aber die Elemente des hinteren Schädelabschnittes dürfen wir doch mit den eigentlichen Wirbelknochen in eine gewisse Beziehung bringen, — es sind, wenn ich so sagen darf, zwar nicht Geschwister, aber Geschwisterkinder.

* * *

Man wird vielleicht nun fragen: was ist denn von den naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes von bleibendem Werthe gewesen? Ist es nicht zu bedauern, daß Goethe sich überhaupt damit abgegeben hat, daß er von den siebziger Jahren an bis zu seinem Tode — vielleicht mit einer größeren Unterbrechung: während des innigen Zusammenwirkens mit Schiller — sich nicht nur mit „allem möglichen" Sonstigen, sondern vor Allem, immer und immer wieder mit Naturwissenschaft im weitesten Sinne beschäftigt hat?

Da möchte ich zunächst daran erinnern, daß die Veranlassung zu der Freundschaft mit Schiller — nach jahrelanger beiderseitiger Abneigung — wiederum die Naturwissenschaft gewesen ist, ein Gespräch über die Urpflanze und die Metamorphose, in dem Goethe mit einigen Federstrichen eine „symbolische Pflanze" zeichnete. Schiller hat damals, wie Goethe selbst berichtet, das klassische Wort gesprochen: „Das ist keine Erfahrung, das ist ja eine Idee" — und Goethe, anfangs etwas verstimmt, hat dann geantwortet: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Der ganze Streit über Goethes Weltanschauung gipfelt auch heute noch in der Frage: „Ist die Urpflanze, ist der thierische Typus eine Idee — oder sind sie reelle greif- und sichtbare Bildungen?"

Schon Goethe selber hat es oft genug zu hören und zu lesen bekommen: „Wäre es nicht besser, wenn der Dichter bei der Dichtkunst bliebe?" — von der Thätigkeit als Minister zu schweigen. Wäre es für ihn und für uns nicht besser gewesen? — hätte denn die Wissenschaft irgend Etwas verloren, wenn Goethe nicht in ihr thätig gewesen wäre?

Nun, man kann bei jeder großen Entdeckung und für jeden wissenschaftlichen Forscher wohl sagen: später hätte es ein Anderer auch gefunden — unersetzlich ist Niemand — zweitens aber steht fest, daß die Naturwissenschaft viel, sehr viel verloren hat, mindestens ein Menschenalter, ja ein halbes Jahrhundert dadurch, daß Goethe damals nicht rechtzeitig anerkannt wurde, und daß die Naturwissenschaft erst durch die Aufnahme Goethe'scher Ideen, — die etwa in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts stattfand, — zu dem werden konnte, was sie heute ist. In dem Streite zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire konnte Goethe von sich sagen: „tua res agitur", — seine Ideen waren es, die

Geoffroy vertrat — und wenn sie damals äußerlich unterlagen, so erstanden sie dreißig Jahre später wieder von Neuem, durch Darwin.

Wie lassen sich nun Goethes Ideen kurz und allgemeinverständlich darstellen? Da Goethe selbst sie meist nur gelegentlich durchblicken läßt — oder hier und da in seinen dichterischen und naturwissenschaftlichen Werken, in seinen Briefen und Gesprächen, oft in poetischem Gewande, dann wieder im einzelnen Falle fast zu realistisch, nackt, ausspricht — da er ferner in seinem langen Leben und Streben, Dichten und Trachten große Wandlungen durchgemacht hat, ist es sehr schwer, zu dem Kern durchzubringen.

Vor einigen Jahren mußte ich betreffend das Verhältniß Goethes zu Lamarck und Darwin vor meinen Fachcollegen erklären, daß es nach seinen anatomischen Schriften, besonders auch den neu aufgefundenen, so scheine, als wenn Goethe nicht über einen ideellen, gedachten oder construirten Typus hinausgegangen sei, und daß ihm der Gedanke einer „Abstammung" des Menschen von den Thieren, einer wirklichen Blutsverwandtschaft unter den Thieren und zwischen Thieren und Mensch fern gelegen habe. Auch heute noch muß ich daran festhalten, daß sein „osteologischer Typus" eine Construction, eine Abstraction ist, und daß man ihn nicht identisch mit einem niederen Thiere, einem Ursäugethiere oder dergl. setzen darf. Aber der Ausdruck „Typus" wird von Goethe zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Sinne gebraucht, und besonders wo wir Goethes Typus mit seiner Urpflanze zusammenhalten, kann man nicht umhin, den Gedanken an wirkliche niedere Thiere und Pflanzen festzustellen.

Mit großem Scharfsinn und Fleiß hat bekanntlich Kalischer die doppelte Bedeutung des Goethe'schen Wortes „Typus" nachgewiesen und ist auf Grund der zweiten Deutung im Anschlusse an Haeckel zu dem Ergebniß gekommen, daß Goethe ein Vorläufer Lamarcks und Darwins gewesen sei. Haeckel hat dann 1882 in seinem auf der Naturforscher-Versammlung zu Eisenach gehaltenen Vortrage (über die Weltanschauung von Goethe, Lamarck und Darwin) auf das Entschiedenste Goethe in diesem und in seinem Sinne in Anspruch genommen.

Da ich als Naturforscher mich für berechtigt und verpflichtet halte, nur auf Grund eigener Forschungen mir eine Ansicht zu bilden, so hatte ich bisher, auf Grund der von Haeckel und Kalischer angeführten Stellen aus Goethe, mich noch nicht überzeugen lassen — da andere Aussprüche Goethes widersprechen. Erneutes und wiederholtes Studium aller hierher gehörigen „Stellen" nicht nur, sondern der ganzen Werke scheint mir nun eine Lösung der Widersprüche und damit der ganzen Frage zu ermöglichen. Goethe hat, wie ich zugebe, in den achtziger und noch in den neunziger Jahren an eine Descendenz, eine Stammesentwickelung, eine wirkliche Blutsverwandtschaft gedacht, — er hat diesen Gedanken dann für etwa ein Menschenalter auf-

gegeben oder untersinken lassen, um ihn etwa Anfang oder Mitte der zwanziger Jahre wieder aufzunehmen und bis zu seinem Tode festzuhalten.

Ich möchte also etwas weiter gehen, als mein Lehrer Helmholtz, der mich 1867 in Heidelberg in den Darwinismus einführte, und der (Deutsche Rundschau 1892) nur von „Vorahnungen" Goethes spricht — Goethe selbst thut dies in den zwanziger Jahren bezüglich seiner ersten Periode (1784—96) auch; andererseits möchte ich aber nicht ganz so weit gehen, wie mein College Haeckel. Daß man eine solche Theorie als Jüngling mit Eifer erfassen, zeitweise aufgeben und als reifer Mann, auf Grund eigener Forschungen, wieder aufnehmen kann, ist gewiß nicht nur möglich, es kommt wirklich vor.

Einige Belege dafür, daß Goethe an Descendenz und Verwandtschaft gedacht hat, mögen hier folgen.

In dem Briefe von Frau von Stein an Knebel vom 1. Mai 1784 steht: „Herders neue Schrift (Ideen z. Philos. d. Gesch.) macht wahrscheinlich, daß wir erst Pflanzen und Thiere waren . . ." Im „Herder" steht das aber nicht! Die Aufklärung giebt uns die Fortsetzung des Briefes: „Goethe grübelt jetzt gar denkreich in diesen Dingen und jedes, was erst durch seine Vorstellung gegangen ist, wird äußerst interessant." Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß der obige Gedanke von Goethe herrührt und daß Frau von Stein Goethe richtig verstanden hat.

In der italienischen Reise (II, Rom, 12. Sept. 1787) finde ich eine, wie es scheint, bisher übersehene Stelle:

„Die Schwanzmenschen wundern mich nicht: Nach der Beschreibung ist es etwas sehr Natürliches. Es stehen weit wunderbarere Sachen täglich vor unseren Augen, die wir nicht achten, weil sie nicht so nahe mit uns verwandt sind."

Ferner, ebendort, 28. August:

„Ich glaube dem Wie der Organisation sehr nahe zu rücken. Du sollst diese Manifestationen (nicht Fulgurationen) unseres Gottes mit Freuden beschauen."

Und von der Urpflanze schreibt Goethe aus Palermo, 17. April 1787: „Eine solche muß es denn doch geben . . ."

Einen Monat später, 17. Mai (Neapel) ist er „dem Geheimniß der Pflanzenerzeugung und Organisation ganz nahe . . . „mit diesem Modell (der Urpflanze) und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die . . . nicht etwa malerische und dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen."

Schließlich sagt Goethe in dem „Entwurf einer vergleichenden Anatomie" (Weimar. Ausgabe II, Bd. 8, p. 71):

„Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen: daß alle vollkommnen organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach Einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Theilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet."

Goethe hat also den Gedanken einer langsamen, stetigen Entwickelung und Umwandlung gehabt, — in der Geologie, wie in der Pflanzen- und Thierwelt. Er spricht von „Uebergängen" — von Transmutation. Er kennt die „Vererbung" und die „Anpassung" an äußere Umstände, an Klima, Höhe, Boden, Wasser, Luft, — die Veränderungen der Organe durch Gebrauch und Nichtgebrauch, — die Wechselwirkungen, die „Correlationen" und „Compensationen". Ja, er kennt, wie die Abhandlung „Fossiler Stier" beweist, die Vererbung der durch Anpassung während des Lebens erworbenen Eigenschaften; er sagt (Weimar. A. II, Bd. 8, p. 236):

„Zwischen dem Urstier und Ochsen liegen Jahrtausende, und ich denke mir, wie das Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht immer stärkere thierische Verlangen auch nach vorn hin bequem zu sehen, die Lage der Augenhöhlen des Urstierschädels und ihre Form allmählich verändert."

Und in der Besprechung der 1823 und 24 erschienenen Tafeln von d'Alton „Die Nagethiere" sagt Goethe (Weimar. Ausg. II, Bd. 8, p. 253):

„Eine innere und ursprüngliche Gemeinschaft aller Organisation liegt zum Grunde; die Verschiedenheit der Gestalten dagegen entspringt aus den nothwendigen Beziehungsverhältnissen zur Außenwelt" . . .

* * *

Goethe war in jungen Jahren Anhänger Spinozas, — er ist stets, vielleicht mit Ausnahme der letzten Lebensjahre, Pantheist und wohl bis an sein Ende „Monist" in dem jetzt üblichen Sinne gewesen. Er betrachtet die Natur als göttliches Organ, als Offenbarung: einer seiner neu gefundenen Sprüche*) lautet: „Wer die Natur als göttliches Organ leugnen will, der leugne nur gleich alle Offenbarung." Hiermit vergleiche man Fausts Antwort auf Gretchens Frage: „Wie hast Du's mit der Religion?" — Dann, wie Goethe ferner sagt: „Poesie deutet auf die Geheimnisse der Natur und sucht sie durch's Bild zu lösen."

Spinozas Einfluß hat wesentlich dazu beigetragen, den Zug religiösen Ernstes, mit dem Goethe die Natur anschaute, erforschte und verehrte, zu vertiefen, bemerkt sehr richtig Eugen Filtsch in dem neulich erschienenen Werke: „Goethes religiöse Entwickelung". Dort wird überhaupt von

---

*) **Aus Goethe-Jahrbuch 1894, Seite 13, Spruch 53.**

Neuem der Nachweis erbracht, wie wenig es berechtigt ist, Goethe als „Heiden" hinzustellen.

In späteren Jahren hat bekanntlich Kant großen Einfluß auf Goethe ausgeübt — und wir dürfen vielleicht Goethes Rückkehr zur Naturwissenschaft und zu den oben berührten Anschauungen mit auf Kants Einwirkung zurückführen.

Man kann Goethes morphologische, naturwissenschaftliche Anschauungen nicht verstehen, wenn man sich nicht vollständig in ihn, in sein ganzes Dichten und Trachten hinein denkt, — man kann aber auch nimmermehr seine Dichtungen vollständig — soweit dies überhaupt möglich — verstehen und genießen, wenn man seine naturwissenschaftlichen Arbeiten nicht kennt, ja studirt.

Man darf Goethe überhaupt nicht zerreißen oder seciren, wenn man ihn verstehen will; man soll ihn nicht in einen Mineralogen, Geologen, Meteorologen — Physiker, Botaniker, Zoologen und Anatomen, Juristen, Minister — Künstler, Theater-Intendanten, Dichter und Philosophen zerlegen!

Nehmt Alles nur in Einem, und Eines in Allem, er war ein Mann, ein ganzer Mann!

* * *

Aber sein vielseitiges Interesse für alles Leben und Weben im Menschen und in der Natur trug die Gefahr der Zersplitterung in sich, wie er selbst bei Aufzählung seiner beiden Capitalfehler (Ital. Reise II) hervorhebt. Goethes Natur war eben zu vielseitig — und so hätte er wohl auch wenig zum „Professor" gepaßt, um nochmals an Loders Brief zu erinnern. Selbst damals schon nicht! Heute passen Goethe'sche Naturen noch weniger als früher zum Professor, es sei denn, daß sie im Stande sind, auf jedem der vielen Gebiete, die sie ergreifen, Hervorragendes zu leisten und so, wie z. B. Helmholtz, neben und nacheinander Anatom, Physiolog, Physiker, Mathematiker und Aesthetiker zu sein.

Auf Goethes Beziehungen zur Naturphilosophie und, obwohl sehr verlockend, die zu Schopenhauer oder besser umgekehrt, Schopenhauer zu Goethe, kann hier nicht eingegangen werden.

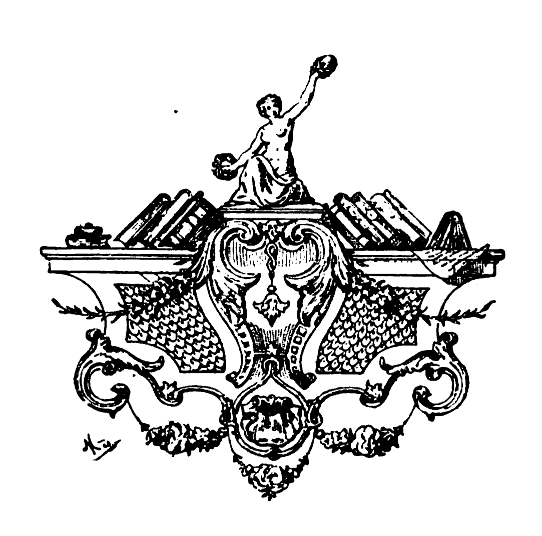
Ich möchte nun zum Schlusse hervorheben, daß Goethe im Grundzuge seines Wesens ein echter Deutscher war, wie die letzten Worte beweisen, welche er überhaupt — im März 1832 anläßlich des Streites Geoffroy-Cuvier — schrieb. Er spricht von der „genetischen Denkweise, deren sich der Deutsche nun einmal nicht entschlagen kann."

Nicht lange vorher aber hatte Goethe seinen Gedanken über die Anthropogenie im zweiten Theile des Faust Ausdruck gegeben in dem Gespräche zwischen Proteus und Thales mit Homunculus:

Thales: Gieb nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raschem Wirken sei bereit!
Da regst Du Dich nach ewigen Normen,
Durch tausend, abertausend Formen
Und bis zum Menschen hast Du Zeit.

Proteus: Komm' geistig mit in feuchte Weite!
Da lebst Du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regest Du Dich hier.
Nur strebe nicht nach höhern Orden!
Denn bist Du erst ein Mensch geworden,
Dann ist es völlig aus mit Dir.

Thales: Nachdem es kommt; 's ist auch wohl fein,
Ein wackrer Mann zu seiner Zeit zu sein."





Gedichte.

Von

Gustav Falke.

— Hamburg. —

Gott sendet den Dichter aus.

Gottvater sitzt auf seinem Stuhl
Und sieht auf seine Welt hinab,
Auf Kirchenglanz und Sündenpfuhl,
Auf Kaiserthron und Bettelgrab.
Gedankenvoll sieht er darein,
Ihm fallen alte Sünden ein,
Weil er denn eben ein Genie,
Dem Nichts gefällt, was ihm gedieh,
Das immer nur im heiligen Eifer
Sein Werk noch schöner will und reifer.
Wie hat er sich geplagt, gequält,
Bis Alles er herausgeschält,
Stein, Baum und Thier, und ganz zuletzt
Den Menschen fertig hingesetzt.

Und nun wollt' dies und das nicht klappen,
Hier eine Schraube, da ein Zahn,
Ein Zipfel hier und da ein Lappen,
Zu viel, zu wenig war gethan;
Ja, wenn man aus dem Vollen so,
Im Künstlereifer, schaffensfroh,
Dem Stoff entreißt, was einem just
Das Herz bewegt, o Götterlust!
Nachher, wenn Alles auf den Beinen,
Kommt der Verstand mit Wägen, Meinen,
Mit Wenn und Aber hinterher,
Als ob's ein Schülerpensum wär',
Und dämpft den Stolz und alle Gluth
Mit einem sauern: ziemlich gut.

Ja, der Verstand, der kluge Mann
Mit Einmaleins und Winkelmaß,
Der meint, was er nicht rechnen kann
Und messen kann, das wär' nicht was.
Wenn's aber so im Herzen brennt,
Daß man gleich an den Werktisch rennt
Und knetet so drauf los geschwind,
Daß nur das Feuer Auslaß find't;
Wenn Phantasie, die Wanderratte,
Uns aufjagt von der Ruhematte
Und mit Gewalt zu Schiffe zieht, —
Es schäumt der Kiel, die Küste flieht, —
Da bleibt denn der Verstand wohl stehn,
Ganz ungefragt, unangesehn.

Gottvater war von solcher Fahrt,
Wollt' einmal ruhn, zurückgekehrt,
Und der Verstand nach seiner Art
Hatt' gleich ihn mit Besuch beehrt,
Hatt' ihm die Mappen durchgeschnobt,
Hier gekrittelt, da gelobt:
Recht hübsch! Nur alte Meister sehn,
Fein fleißig in die Lehre gehn!
Talent ist da, nicht zu bestreiten;
Nur lern's in rechte Wege leiten!
Der Herr bedacht's und gab ihm Recht,
Fand selber Manches herzlich schlecht,
Ging gern zu Größern in die Lehr,
Doch wo nimmt er den Meister her?

Da zupft ihn was von hintenrum
An seinem blauen Aermelrock,
Zupft zwei Mal zu. Er sieht sich um
Und hebt im Aerger halb den Stock.
Ein blonder Knabe, Schelmgesicht,
Schmiegt sich an seine Kniee dicht.
Er zieht ihn auf den Schooß und lacht:
Sag' Du mal, Kind, wie ich's gemacht.
Der alte Krittler kann blos schelten,
Er läßt mir meine Welt nicht gelten,
„Papa, ich mag den Doctor nicht,
Hat so ein trocknes Schulgesicht.
Der hat gewiß von Deiner Kunst
Noch nicht mal einen blauen Dunst."

„Na, na, mein Sohn! Sieh' dort die Welt
In ihren goldnen Angeln liegen,
Von meinem Himmel überhellt
Sich leis um ihre Achse wiegen.
Sieh Meer und Land und Mensch und Thier
In einem holden Frieden hier;
Die Liebe führt mit sanfter Hand
Ein Jegliches am Seidenband.
Doch dort, dort sieh in wilden Stürmen
Die Kräfte sich gegen einander thürmen,
Sieh dort die Pest, und dort den Krieg,
Den Tod mit seinem Sensensieg,
Den rothen Haß, den gelben Neid,
Die schwarze Lüge in weißem Kleid."

So läßt er ihn, ein Panoram,
Bedächtig seine Schöpfung schaun
Und kann sich zwischen Stolz und Scham
An seiner Arbeit nicht erbaun.

Der Kleine aber auf den Zeh'n
Steht ihm im Schooß, will Alles sehn.
Gottvater ihn gewähren läßt,
Wie er mit einer Hand sich fest
Um seinen Nacken hängt, indessen
Die andre sich wie selbstvergessen
In seinen langen weißen Bart
Einfingert, wie's so Kinderart,
Und zaust er mal im Eifer zu,
Der Herr erträgt's in seiner Ruh.

Der Kleine hat sich satt gesehn.
„Wie wunderschön!" ruft er entzückt.
„So möcht' ich alle Tage stehn,
So über Deine Welt gebückt,
Und sehn den bunten Bildern zu.
Ach, wer's doch auch so könnt' wie Du.
Kann ich nicht lernen, wie man's macht?
Bitte, Papa." Der Alte lacht.
Dann hat er um den frischen Jungen
In Liebe seinen Arm geschlungen:
„Du Kindermund, Du Kindersinn!
Viel Schöpferkräfte schlummern drin.
Und bringt es Einer neu zu Stand,
Das alte Werk, ist's Kinderhand.

So geh' denn hin, es mag Dir glücken
Schaff Du die Welt, die ich geträumt,
Und schlage Deine goldnen Brücken,
Wo ich's im Thatensturm versäumt.
Du wirst schon sehn, wo es gebricht,
Und wo es Nacht ist, mache Licht.
Du sollst mit meiner Schöpferkraft,
Mit Phantasie und Leidenschaft
Dich meinen Menschen zugesellen
Und ihnen meine Welt erhellen,
Daß sie in Deinen Werken sehn,
Was ich gewollt, und mich verstehn,
Daß sie in Deinem Spiegel sich
Erkennen und die Welt und mich."

Drauf lehrt er ihn mit Vaterfreude
Die ersten Griffe, was so Noth,
Baut vor ihm auf ein Prachtgebäude.
Der Junge wird vor Eifer roth,
Ganz zappelig wird er, möchte gleich
Mit beiden Fäusten in den Teig
Und kneten. Doch der Herr mahnt ernst:
„Nur langsam, daß Du's gründlich lernst!

Zuletzt mit segnender Geberde
Stellt er ihn vor sich auf die Erde.
Noch ein Mal wird examinirt,
Ob er auch Alles gut capirt.
Und wie am Schnürchen sagt er's her.
„Siehst Du, Papa, es ist nicht schwer."

Gottvater lacht: „Hans Wagemuth!"
Doch will er ihn nicht bange machen,
Sagt weiter Nichts, nimmt Stock und Hut
Und sieht nach seinen Siebensachen.
Muß täglich nach dem Rechten sehn,
Sonst will sich seine Welt nicht drehn,
Geht schnurstracks durch den Himmel quer,
Der Abschied ward ihm etwas schwer,
War's doch sein Liebling. Der inzwischen
Putzt sich zur Fahrt mit Bürsten, Wischen,
Mit Glätten, Zupfen, kämmt das Haar,
Schnallt fester sich sein Flügelpaar,
Besieht die Schuh'. „Ein Loch? Ach was!
Die Sonne scheint. Heut wird's nicht naß."

Indessen hat sich der Verstand
Ganz heimlich wieder 'rangestohlen,
Schlägt sich die Stirn mit flacher Hand:
„So wie der Alte, so das Fohlen!"
Der Junge, den jetzt Nichts mehr hält,
Stürzt eins, zwei, drei sich auf die Welt,
Verstand in Sprüngen hinterdrein:
Du! hol' erst meine Meinung ein!
Der aber hört nicht, taub vor Eifer.
Verstand bleibt stehn, voll Gift und Geifer,
Hält sich die Seiten, stöhnt und pust't:
„Da stürmt er hin im Schaffenswust,
Nur blind drauf los und zugehaun,
Wir werden Gottes Wunder schaun."

Was war es?

Um Mitternacht, der Regen fiel
Und schlug an's Fenster, tropf und tropf,
Und ohne Schlaf und schwer und schwül
Lag ich auf meinem heißen Pfühl
Und reckte mich
Und streckte mich
Und wälzte Welten um im Kopf.

Um Mitternacht, da kam es her.
Kling sprang der Schlüssel, kling das Schloß.
Und über'n Gang, durch's Zimmer nun,
Jetzt durch den Saal, auf plumpen Schuh'n,
Da klappte es
Und tappte es,
Daß kalt mir's über'n Rücken floß.

Um Mitternacht, da trat es ein.
Und ging ein Wehen vor ihm her,
Und näher kam es, nah, ganz nah,
Und schweißgebadet lag ich da
Und zitterte,
Und witterte,
Daß nun mein letztes Stündlein wär'.

Um Mitternacht, da fiel ein Wort,
Das klang so bang, das klang so todt.
Und war kein Licht, ein Dunkel nur,
Und schlug im Saal die alte Uhr,
Und ruck und ruck
Und zuck und zuck
Und schnurrte ab. Schwer fiel das Loth.

Um Mitternacht, und wie es kam,
Jetzt Zimmer, Saal, jetzt Corridor,
So ging es wieder. Schritt vor Schritt.
Und in Gedanken ging ich mit,
Klapp klapp, tapp tapp,
Die Trepp' hinab,
Und unten knarrte leis das Thor.



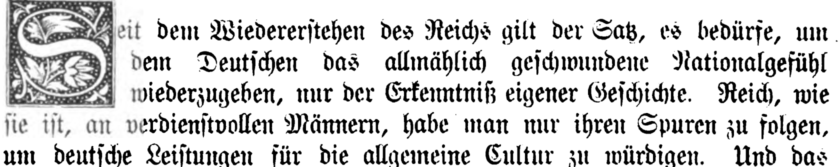


Deutsch-Atlantische Bahnbrecher.

Von

Viceadmiral Batsch.

— *Weimar.* —



Seit dem Wiedererstehen des Reichs gilt der Satz, es bedürfe, um dem Deutschen das allmählich geschwundene Nationalgefühl wiederzugeben, nur der Erkenntniß eigener Geschichte. Reich, wie sie ist, an verdienstvollen Männern, habe man nur ihren Spuren zu folgen, um deutsche Leistungen für die allgemeine Cultur zu würdigen. Und das trifft nicht blos zu auf dem kirchlichen Gebiet: auch die Politik hat Antheil; von nachhaltiger Wirkung ist dieser Antheil freilich erst in den letzten Jahrhunderten gewesen.

Immerhin waren die Deutschen seit dem Beginn des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung ein Culturvolk ersten Ranges. Auch an der Völkerkunde haben sie sich hervorragend betheiligt; nur die politische Ausbreitung über das Meer hinaus ist ihnen versagt geblieben.

An Seetüchtigkeit hat es nicht gemangelt; Friesen, Wenden, Rügianer, Pommern, Preußen, auch die Vitalianer berüchtigten Andenkens, haben es zur Genüge dargethan. Demungeachtet hat sich an den Weltmeerfahrten wohl deutsche Wissenschaft, sehr viel weniger aber die deutsche Seemannschaft betheiligt.

Ueber den Einfluß der wissenschaftlichen Betheiligung ist so mancherlei gedacht, gesagt und auch geschrieben worden; vor der ungekünstelten Forschung hält es aber nicht Stand. Der Antheil, den ein Martin Behaim an der Entdeckung Amerikas hatte, ist gewiß nicht zu unterschätzen: mit der Anfertigung seiner Instrumente und Karten leistete er dem kühnen Genuesen einen Hilfsdienst von unschätzbarem Werth; aber weder die politischen, noch

die Handels- und Staats-Interessen deutscher Nation haben Nutzen davon gehabt.

Daß schon bald nach der Zeit Karls des Großen die Normannen via Island und Grönland Amerika entdeckt, wissen wir mit ziemlicher Bestimmtheit; ebenso bekannt ist aber auch, daß ihre Entdeckung keine Folgen hatte, und daß die Geschichte nur sehr dunkle Umrisse davon behielt.

„Nur seetüchtige Culturvölker" — so sagt Dr. Sophus Ruge in seiner Entdeckungsgeschichte der neuen Welt — „sind im Stande, in regelmäßigem Verkehr die Schranke des Weltmeers zu durchbrechen." Auch er nimmt zwar an, daß Amerika seine Bevölkerung über das Behrings-Meer aus Asien erhalten habe; „die Keime der Entwicklung aber konnten nur von Europäern gepflanzt werden, die von den Küstenländern mit seetüchtigen Schiffen über den Atlantik hinüberkamen."

Daß man den normannischen Entdeckern des Weinlandes auch einen Deutschen Namens Tyrker beigesellt, erklärt er für Fabel, der man nach Ausweis des vorhandenen Geschichtsmaterials und der Forschung keinen Werth beizulegen habe.

Von den Culturvölkern Europas sind die Italiener die Ersten, welche die Seefahrt wissenschaftlich zu entwickeln suchten. Merkwürdiger Weise haben sie darin weder bei den Briten, noch bei den Deutschen eine Hilfe gefunden. Sowohl die Küsten des Mittelmeers, wie die an den Atlantik stoßenden Westküsten hatten die Italiener kartographisch dargestellt; auch Flandern und Schottland umfaßten ihre Aufnahmen; aber „im ganzen Seebereich der Hansa, an Ost- und Nordsee, hemmte" — wie Dr. Ruge erwähnt — „die Eifersucht jede gemeinnützige Arbeit an solchen Küstengemälden."*)

Während darnach die Kartographie von den Italienern schon vor Anfang des 14ten Jahrhunderts betrieben wurde, findet sich die erste deutsche Karte, und zwar vom Entwurf des deutschen Cardinals Nicolaus Cusanus, erst am Ende des 15ten, vom Jahre 1491.

Es zeigt dies, daß sich unsere nordische Handelswelt und die Schifffahrt um die Errungenschaften der Italiener wenig gekümmert hat. Ebensowenig Sorge scheint es den Hanseaten gemacht zu haben, daß der Papst 1454 den Portugiesen alle Länder der Heiden vom Cap Bojador südwärts schenkte und allen christlichen Regenten verbot, ohne Erlaubniß des Königs von Portugal dahin zu schiffen. Das päpstliche Geschenk umfaßte darnach ganz Afrika mit Ausnahme der Mittelmeer-Küsten.

Für die nordischen, also auch die deutschen Mächte, hatte ein solches Verbot keine Bedeutung, weil ihr Unternehmungsgeist nicht bis in jene südlichen Breiten reichte.

---

*) Entdeckungsgeschichte der Neuen Welt von Dr. S. Ruge, Hamburger Festschrift. Hamburg, Friedrichsen & Co. 1893.

Aber nicht der Besitz Afrikas hatte die Portugiesen zu ihren dortigen Unternehmungen verleitet, sondern der Drang nach Indien. Man wurde damals — gegen Ende des 15ten Jahrhunderts — mit der Idee wieder vertrauter, daß die Erde eine Kugel sei. Auf Veranlassung des Florentinischen Arztes Toscanelli verfertigte man Erd-Globen, von welchen aber nur der Martin Behaims bis jetzt erhalten geblieben ist. Von demselben Globus, der sich im Besitz der Stadt Nürnberg befindet, heißt es, daß er der ältest-litterarisch erwähnte sei. Und durch die Darstellung der Erde in dieser Form entstand zuerst die Idee, mittelst einer Fahrt nach Westen das zu suchen, was man gen Osten nicht finden konnte: den Weg nach Indien. Aber nicht unser Landsmann Behaim war es, der die Idee zuerst vertrat, sondern Toscanelli selbst, dessen Brief an den König Alfons, ein in Abschriften bis heute aufbewahrtes Document, den Westweg über das Meer empfahl. Er meint, daß er sich auf seinem Globus am besten nachweisen ließe.

Es war dies die Zeit, wo zwei Deutsche, der Königsberger Regiomontan (Johannes Müller) und Bernhard Walter, die Ptolemäischen Lehren ausnutzten, die sogenannten „Ephemeriden" berechneten, damit die Astronomie zu einer praktischen Wissenschaft machten, und zu einem brauchbaren Kalender den Grund legten. Und Martin Behaim war es, der die Kenntniß solcher praktischen Astronomie zu den seefahrenden Nationen trug, natürlich nur zu den Italienern und Portugiesen. „Ihm verdanken" — so sagt Apelt in seiner Reformation der Sternkunde — „wahrscheinlich Bartholomäus Diaz, Columbus und Vasco de Gama die Bekanntschaft mit den Ephemeriden des Regiomontan". Denn „seit seinem Auftreten in Portugal zeigt sich auf der portugiesischen und spanischen Marine das lebhafte Bestreben, die Kunst, nach den Sternen zu schiffen, auf wissenschaftliche Regeln zurückzuführen; und erst von da an datirt sich die wissenschaftliche Ausbildung der Nautik. Die Steuermannskunst der Früheren beruhte auf überlieferter Erfahrung und erworbener Uebung. Die Piloten waren in Unwissenheit über ihren Ort zur See, wenn sie die Küste einige Tage aus dem Auge verloren hatten."

Die Schifffahrt unserer nordischen Hanse-Städte ist davon noch ganz unberührt geblieben. Ihr Höhepunkt war schon vorüber, und unter dem Regiment der Oldenburger blühten die Schifffahrts-Interessen mehr in Dänemark, als bei den deutschen Städten.

Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß die Kunde von den großen geographischen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen erst nach Deutschland kam, seit Karl V. die deutsche Kaiserkrone trug.*)

Auch in Portugal war durch Kriegswirren ein Stillstand eingetreten, und erst mit der Thronbesteigung Johanns II. kam wieder Leben in die Sache. „Er setzte," — wie Apelt erzählt — „eine Commission nieder mit

*) Apelts Reformation der Sternkunde. Jena bei Friedr. Mauke. 1852.

dem Auftrage, eine Methode anzugeben, nach Sonnenhöhen zu schiffen. Zu dieser Commission trat auch der deutsche Ritter Martin Behaim. Bei dieser Gelegenheit construirte Behaim sein Astrolabium, eine vereinfachte Nachahmung des Meteoroskops von Regiomontan, und geeignet zur Bestimmung der Zeit und Polhöhe an Bord des Schiffes. Die Arbeiten dieser Junta, deren Mitglied Martin Behaim war, können als die ersten Anfänge der nautischen Astronomie betrachtet werden. Von da an datiren sich die großen Fortschritte der Schifffahrt, die erweiterte Kenntniß der Meeresströme, der Winde, der Klippen, der Nautik und der Hydrographie".

So hatte Portugal wieder mehr das Interesse der seefahrenden Nationen auf sich gezogen, und Lissabon war der Sammelplatz unternehmender Männer geworden. Deutsche fanden sich ein, und Manchem gelang es, zu Ehren und Ansehen zu kommen.*)

Es ist nicht anzunehmen, daß die Deutschen zu jener Zeit sehr hervorgetreten sind, sonst würde der gelehrte Verfasser der Hamburger Festschrift sie erwähnt haben, und das ist nicht geschehen. Wohl aber scheint es Thatsache, daß schon lange vorher, namentlich unter König Johann I. und dessen Sohn Heinrich dem Seefahrer, es den Portugiesen darum zu thun war, sich der nordischen, germanischen Seetüchtigkeit zu bedienen. So hat Josua van der Bergh — ein Name, der preußischen Seeoffizieren nachmals in England recht bekannt geworden — einige der Azorischen Inseln entdeckt. „Jacob von Brügge gründete auf Terceira eine vlamische Colonie und wurde Gouverneur der Insel. Jobst von Hurter, der spätere Schwiegervater Martin Behaims, wurde mit den Inseln Fayal und Pico belehnt. „Gegenwärtig" — sagt Dr. Ruge — „ist dort der germanische Laut verhallt". Dies Letztere ist richtig, aber es muß ihm unbekannt geblieben sein, daß die Nationaltracht der Frauen auf den Azoren germanisch geblieben ist.

Deutsche Bombardiere gingen zur Bedienung der Geschütze mit auf See und erhielten vom König Manuel viele Privilegien. Das erste Buch druckte der deutsche Magister Gherlink, und merkwürdiger Weise finden wir sogar in manchem Deutschen den Bombardier mit dem Drucker vereinigt.

„Behaim erhielt den Auftrag, die Instrumente, Astrolabien und Jakobsstäbe für die 1484 geplante große Expedition Diego Cãos an der Küste Afrikas über den Aequator hinaus zu liefern, und ging als Kosmograph mit. Zurückgekehrt, hat er die Tochter des Lehnsherrn von Fayal, Jobst von Hurter, geheirathet. Er blieb aber immer in Verbindung mit dem Hofe und übte lange Zeit Einfluß auf die nautische Entwickelung in Portugal.

„Die Zeichnung der Karte von Ostasien, die auf Toscanelli fußt und durch Behaim nach Deutschland in den Mittelpunkt des geistigen Verkehrs gebracht wurde, ist unter den Gelehrten lange maßgebend gewesen und bis

*) Dr. S. Ruge, Toscanellis Plan einer Weltfahrt.

weit in's 16te Jahrhundert festgehalten, bis die Portugiesen zur See nach China und Japan gelangten."

„Als Behaim aber von seiner Expedition mit Cão zurückkehrte, hatte Columbus Portugal schon verlassen, eines „dunklen Ereignisses" wegen, wie König Johann in einem Briefe andeutet, welches ihm aber „vergessen" sein solle. Das war 4 Jahre später, und Columbus war schon in spanische Dienste getreten. Das dunkle Ereigniß soll die Entwendung der Toscanelli'schen Karte gewesen sein.

„Wir deuten" — so schreibt ihm der König — „in Unserem Briefe Euer Vergehen bezüglich der Karte nur an, weil Wir nicht wünschen, daß man in Spanien Genaueres darüber erfahre, und daß uns an der Geheimhaltung der Karte viel gelegen ist. Kommt zurück, und es soll Alles vergeben und vergessen sein!"

Es ist bekannt, daß Columbus sich dadurch nicht verlocken ließ und in Spanien, wo Ferdinand und Isabella soeben die letzten Reste der Mauren aus Granada vertrieben, für die Ausführung seines Planes guten Boden fand.

Man bewilligte ihm seine Bedingungen und die Mittel. Für die staunenswerth geringe Summe von 1 140 000 Maravedis, oder in unserem Gelde 29 184 Mark, wurden die Kosten einer Expedition gedeckt, „mit der eine neue Welt gefunden wurde".

Vom Zeitpunkt der ersten Rückkehr datirt dann die durch Papst Alexander im Vertrag von Tordesillas am 7. Mai 1494 vollzogene Theilung der Erde. Eine Demarcationslinie 370 leguas westlich von den Cap Verdischen Inseln bildete die Grenze des Spanien gehörigen westlichen und des Portugal zugefallenen östlichen Besitzes.

Bei der Kugelgestalt der Erde hatte die Durchführung indeß ihre Schwierigkeit und gab Anlaß zu mancherlei Streit. So wurde Cabral, den der König von Portugal auf dem von Vasco de Gama 1497 neu entdeckten Wege mit einem Geschwader nach Indien schickte, an die Küste von Süd-Amerika verschlagen. Das führte zur Besitznahme Brasiliens durch die Portugiesen.

Aber das Bestreben beider Länder ging auf den Besitz jener noch fabelhaften Gewürzländer, die weder Gama noch Colon oder die ihm folgenden kleinen Entdecker gefunden hatten. Und als Magelhães, die Südspitze Amerikas umschiffend, die Molukken-Inseln auf dem Wege nach Westen fand und sie für Spanien in Besitz nahm, mußte Karl V. sie den Portugiesen für eine hohe Summe abkaufen, denn es stellte sich heraus, daß sie zur portugiesischen Interessen-Sphäre gehörten.

Außer den Gewürz-Inseln war aber auch die Insel Zipangu (Japan) ein von den seefahrenden Nationen sehr begehrtes und gesuchtes Land. Auch in Colombos Plan spielte es eine Rolle, und in der That glaubte er es in Haiti gefunden zu haben; eine Täuschung, die nicht lange vorhalten konnte.

Während so die Spanier und Portugiesen im westlichen und östlichen Süden ihre Entdeckungsfahrten machten, versuchte ein Genuese, Giovanni Caboto — die Engländer beanspruchten ihn in der Folge unter dem Namen John Cabot als den ihrigen — im nordwestlichen Atlantik sein Glück. König Heinrich VII. hatte ihm für „Westfahrten" ein Patent ausgestellt; am 24. Juni 1497 hat er im Norden des jetzigen Amerika Land entdeckt, welches er für die Ostküste von Asien hielt; es soll Neufundland und Cap Breton gewesen sein; und Caboto schrieb an den Herzog von Mailand, er hoffe nun auch bald Zipangu, also das vielbegehrte Japan zu finden.

„Hat Caboto" — sagt Dr. Ruge — „wirklich die Festlandsküste von Nord-Amerika am Johannistage 1497 erreicht, dann ist er der Entdecker des Continents von Amerika, nicht Columbus; denn dieser sah das Festland erst auf seiner dritten Reise, am 1. August 1498."

Uebrigens hatte das spanische Königspaar schon 1496 gegen den Plan der Fahrt des Caboto bei Heinrich VII. Protest eingelegt, als einen Verstoß gegen die vom Papst der spanischen und portugiesischen Regierung verliehenen Privilegien. Caboto hatte aber das Patent zu seiner Westfahrt schon erhalten, ehe jener Protest kam, hatte die Fahrt gemacht, sie auch im folgenden Jahr wiederholt und die Küste Amerikas bis zum Cap Hatteras befahren.

An allen jenen Vorgängen im Süden und Norden ist nun von irgend welcher Betheiligung germanischer Seefahrer Nichts zu entdecken. Bei der allerdings sehr wesentlichen Hilfe der Instrumente und Zeittafeln Behaims hatte es sein Bewenden.

Daß unsere nordische Schifffahrt keine Theilnahme in's Werk setzte, mag seine geschichtlichen Gründe haben. In Nord- und Ostsee hatte das Jahrhundert mit heftigen Kriegswirren zur See und zu Lande begonnen. Durch der Königin Margarethe Calmarische Union war die Macht Dänemarks im Aufschwung; in einem 25jährigen Kriege König Erichs um Schleswig zeigte sich schon der Niedergang der beiden Herzogthümer fast in gleichem Schritt mit dem Niedergange der Hansa. Um die Mitte des Jahrhunderts bestiegen die Oldenburger den dänischen Thron; sie machten damals erst den Anfang zu der späteren dänischen Seegeltung und schlossen mit England, welches sich von den Kriegen der rothen und weißen Rose eben erst erholte, ein Handelsbündniß. Zu derselben Zeit, als im Westen der neue Continent auftauchte, holten die Holsteiner Herren sich im Kampf mit dem Seevolk der Ditmarsen bei Hemmingstedt blutige Köpfe; die Hansestädte lagen mit Dänemark im Kriege, und es bereiteten sich schon die Zerwürfnisse vor, die zur Grafen- oder Bürgermeister-Fehde führten. Kein Wunder, daß an überseeische Ausbreitung nicht gedacht wurde.

Uebrigens hatte auch die englische Betheiligung an den Westfahrten damals keine Folge, weil mit dem Tode Heinrichs VII. das Interesse dafür erlosch. Sehr bald darauf sind auch die portugiesischen Brüder Cortereal

nach Neufundland und der amerikanischen Küste gekommen; engere Handelsbeziehungen oder Colonisation ist aber nicht gefolgt.

Daß man es in jenen Entdeckungen nicht mit Asien, sondern mit einem neuen Welttheil zu thun habe, erkannte man erst seit 1513, und auch da galt es nur für Süd-Amerika. Dann aber fand ein Gouverneur von Portorico, Namens Ponce di Leon die Küste des Golfs von Mexico und die Halbinsel Florida.

Süd-Amerika aber wurde schon damals als selbstständiger Continent von den deutschen Gelehrten Waldseemüller und Schöner 1513—1517 als Karte dargestellt. Der Spanier Balboa vervollständigte die Entdeckung durch Auffindung des jenen Continent begrenzenden Weltmeeres. Und weil er es vom Norden her südlich gehend erreichte, bekam es den Namen „Mar del Sur", was zu unserer heutigen Benennung „Südsee" Anlaß gab.

In die unmittelbare Folge jenes Ereignisses fällt die denkwürdige Fahrt Magelhães. Ein Spanier Diaz de Solis hatte, an der Südostküste Amerikas heruntergehend, den La Plata entdeckt. Dort endete, wie die Portugiesen anerkannten, ihre päpstliche Grenzlinie, und der spanischen Besitzergreifung am La Plata stand Nichts entgegen. Ganz unten an der Südspitze vermuthete man eine Meerenge, die zu dem von Balboa gefundenen Mar del Sur führen müsse. Dahin wollte Solis, um von dort aus die langbegehrten Gewürz-Inseln zu finden. Er kam indeß um's Leben, ehe er die Südküste verließ, und die weitere Fahrt unterblieb. Magelhães nahm sie auf. Den 20. September 1519 ging er im Auftrag Spaniens von San Lucas in See und traf am 10. Januar 1520 am La Plata ein. Den 21. October fand er, seine Fahrt fortsetzend, den Canal de todos Santos, die später nach ihm selbst benannte Magelhães-Straße. Er brauchte 5 Wochen, bis er hindurch kam. Auch das Feuerland hielt man damals für einen weit nach Süden gehenden Continent, und erst 100 Jahre später wurde Cap Horn als das Südende festgestellt.

Magelhães selbst fand seinen Tod auf den Philippinen; von seinem Geschwader kam nur ein Schiff, die „Victoria", am 6. September 1522 nach vollendeter Erdumsegelung nach Spanien zurück; um dieselbe Zeit erfolgte von Panama aus die Erforschung der ganzen Westküste Süd-Amerikas, namentlich der seiner Zeit von Balboa entdeckten Landschaft Biru, wo nach Aussage der Indianer unermeßliche Goldschätze sein sollten.

Die Eroberung jener reichen Landschaft, des heutigen Peru, erfolgte 1527 durch Pizarro, der nach verschiedenen seit 1524 vergeblich unternommenen Fahrten endlich die Westspitze Süd-Amerikas erreicht hatte.

Wie man allmählich dahin gelangte, über den Zusammenhang der neu entdeckten Länder klar zu werden, beweist eine Fahrt des Spaniers Guevara. Er war mit einem Geschwader des Admirals Loaysa am 24. Juli 1525 von Corunna aus nach den Molukken in See gegangen, hatte die Magelhães-Straße passirt, war dann am 1. Juni 1526 in 47° 30′ südlicher

Breite vom Geschwader abgekommen, worauf er sich entschloß, nordwärts zu steuern, um Mexico zu erreichen. Ende Juli langte er wohlbehalten an der Landenge von Tehuantepec an. Es war die erste Fahrt an der ganzen Westseite Süd-Amerikas entlang, aber ohne das Land selbst zu sehen."*)

Die oceanische Begrenzung Nord-Amerikas ist viel länger im Dunkel geblieben. Das rauhe Klima sagte weder im hohen Norden, noch im tiefen Süden dem Naturell der Spanier und Portugiesen zu, und die tropische Welt bot ohnehin die edelsten Erzeugnisse.

Der Unterschied zwischen den Fahrten des Columbus und Magelhães ist aus mehr als einem Grunde bemerkenswerth. Columbus segelte fast nur auf einer Breite; für ihn bestand nur die Schwierigkeit der Längenbestimmung. Dies war für Magelhães bei seiner Fahrt durch die Südsee in noch höherem Maße der Fall, und eine erhebliche Breiten-Veränderung trat hinzu, weil er von der Magelhãesstraße nach den Philippinen ging.

Daß die Lage des Weltpols und des Sternenhimmels gegen den Horizont sich von Parallel zu Parallel ändert, wußte man, und konnte die Breite deshalb durch Beobachtung der Polhöhe finden. Die Auffindung und Erkennung der Länge war schwieriger; denn auf einunddemselben Parallel bleibt die Himmelsansicht unverändert, und nur die Zeit der Sichtbarkeit der Gestirne ist verschieden. Die Aufgabe ist daher auch erst mit der Erfindung des Hadley'schen Spiegelsextanten und durch die Vollendung der Mondtheorie in viel späterer Zeit gelöst worden**).

„So haben die Ephemeriden des Regiomontan eine große Rolle in der Epoche der großen nautischen Endeckungen gespielt; auf den Reisen des Columbus, Gama, Vespucci und Magelhães. Ohne sie hätte die Gestalt

*) Dr. S. Ruge, Entdeckungsgeschichte der neuen Welt.

**) Apelt, Reformation der Sternkunde. Wie man zur Bestimmung der Länge verfuhr, zeigt folgendes Beispiel: Am 23. August 1499 beobachtete Amerigo Vespucci an der Küste von Venezuela eine Conjunction des Mondes mit dem Mars. Beim Aufgang des Mondes, 1½ Stunden nach Untergang der Sonne, also ungefähr um 7½ Uhr, stand der Mond 1° östlich vom Mars. Um Mitternacht war der Mond vom Mars 5½° gegen Osten entfernt. Binnen 4½ Stunden war also der Mond 4½° weiter ostwärts gerückt; seine relative Bewegung vom Mars betrug mithin in einer Stunde 1°, folglich hatte der Mond 5½ Stunden gebraucht, um vom Culminations-Punkt 5½° nach Osten vorzuschreiten.

Die Ephemeriden des Regiomontan setzen diese Conjunction gerade auf Mitternacht für Nürnberg. Folglich hat man die Proportion

1 Stunde : 15° = 5½ Stunden : 82½°

Die Meridian-Differenz zwischen diesem Punkt und Nürnberg betrug also 82½° der Länge.

Dies Beispiel veranschaulicht zugleich die Methode, deren sich Andres von San Martin auf der Fahrt des Magelhães zur Auffindung der Länge bediente, und die Ruy Falero auf Eingebung seines spiritus familiaris in einer besonderen Abhandlung für den Privatgebrauch Magelhães auseinandergesetzt hatte.

und Lage der neu entdeckten Länder nicht so bald verzeichnet werden können; ohne sie würde die Schiffsrechnung ohne alle Controle, nicht viel mehr als schwankende Vermuthung gewesen sein.

„In der Beschreibung seiner vierten Reise sagt Columbus: Es giebt nur eine untrügliche Schiffsrechnung, die des Astronomen. Wer diese versteht, kann zufrieden sein. Was sie gewährt, gleicht einer „vision profetica“. Unsere unwissenden Piloten, wenn sie viele Tage die Küste aus den Augen verloren haben, wissen nicht, wo sie sind. Sie würden die Länder nicht wiederfinden, die ich entdeckte. Zum Schiffen gehört die Bussole und die Kunst der Astronomen.“

Die ersten Karten, auf denen der neue Welttheil den Namen „Amerika“ führte, erschienen 1507. Nach Alexander von Humboldt ging der Name „Amerika“ für den von Columbus entdeckten vierten Weltheil von St. Dié in Lothringen, einem kleinen am Fuß der Vogesen gelegenen Ort, und von dem schon oben erwähnten Mann, Martinus Hylacomylus (Waldseemüller) aus. Man nimmt an, daß er den Columbus mit Vespucci Amerigo verwechselt hat und deshalb jene Bezeichnung wählte.

Um die neu entdeckten Länder selbst kümmerte man sich jener Zeit in Deutschland sehr wenig. Das hatte in der neuen kirchlichen Bewegung seinen Grund, und doch waren es gerade in jener Zeit zwei Deutsche, von denen einer, Gemmo Frisius, zur Längenbestimmung auf See eine Uhr mit unverändertem Gang, der andere, Peter Apianus, die Monddistanzen erfand*).

Wo die Deutschen jener Zeit sich um einen Antheil an der Verwaltung der neuen Länder so wenig kümmerten, ist es bemerkenswerth, daß die nautische Astronomie ihre größten wissenschaftlichen Fortschritte Nürnberger Astronomen verdankt**).

Von den Spaniern war der erste wissenschaftlich gebildete Entdecker Ferdinand Cortes. 1519 im August gelandet, war er ein Jahr später schon im Besitz der Hauptstadt von Mexico und der Regierungsgewalt Montezumas. Noch ein Jahr später stand er schon am Gestade der Südsee, hatte aber die gesuchte Meerenge, die als kürzester Weg nach den immer begehrten Gewürzinseln dienen sollte, nicht gefunden.

Die Bemühungen wurden indeß nicht aufgegeben. Als man die gesuchte Meerenge durch eine Umsegelung Yucatans und südwärts nicht fand, ging man gegen Norden vor, entdeckte Californien, drang noch bis zum

*) Für einen bestimmten Ort der Erde sind Distanzen des Mondes von Sternen des Thierkreises auf gegebene Tage und Stunden voraus berechnet. An einem anderen Ort der Erde mißt man diese Abstände von jenen Sternen, vergleicht sie mit denen, die für den Zeitpunkt der Beobachtung berechnet worden sind, und findet daraus den Zeitunterschied zwischen dem Ort der Beobachtung und dem Ort der Rechnung, welcher Zeitunterschied in Bogen verwandelt den Unterschied der Länge beider Orte giebt.

**) Apelt, Reformation der Sternkunde.

40sten Grad Breite und gewann nun die Ueberzeugung, daß von da ab südwärts an eine Wasserverbindung zwischen Atlantik und „Mar del Sur“ nicht zu denken sei.

Um dieselbe Zeit erforschte der Spanier Gomez, ein früherer Gefährte Magelhães, die ganze Ostküste Nord-Amerikas von Neufundland südwärts, weshalb diese Küste noch geraume Zeit „Gomez-Land“ hieß.

„Bis um diese Zeit“ — sagt Dr. S. Ruge — „haben wir unter den Entdeckern nur Spanier und Portugiesen kennen gelernt. Und wenn es auch feststeht, daß schon im ersten Jahrzehnt des 16ten Jahrhunderts Basken, Franzosen und Bretonen, nach denen noch die Insel Cap Breton ihren Namen führt, die reichen Fischgründe auf der Neufundlandbank besucht haben, so läßt sich von ihren Entdeckungen doch weiter Nichts berichten, da es an litterarischen Quellen mangelt.

König Franz I. schickte Ende 1523 einen verwegenen Piraten, Giovanni Verrazano von Dieppe in See, um mit 4 Schiffen einen Weg nach China zu finden. Der Mann landete, nachdem er 3 Schiffe bei Madeira verloren, am 7. März bei Wilmington. Von da nordwärts segelnd, überzeugte er sich, daß an ein Durchkommen nach der Südsee hier nicht zu denken sei; seine Fahrt blieb daher ohne Erfolg, und er selbst wurde von den Spaniern als Seeräuber hingerichtet.

Unterdeß hatten die Franzosen seit 1510 von Dahonet und St. Malo aus Fischereien in Neufundland in Betrieb gesetzt. Einer der Fischer, ein gewisser Cartier, bemühte sich abermals um die Durchfahrt nach Westen, gerieth in den Golf von St. Lawrence und kehrte, nachdem er die Täuschung erkannt, nach St. Malo zurück. Er hat seine Fahrten mehrfach wiederholt, aber ohne den gewünschten Erfolg. Er hatte nur das Verdienst, bis über den 50sten Grad vorgedrungen zu sein.

Seitdem kamen auch die Engländer mit in Thätigkeit und wollten eine Nordwest-Passage finden.

„Die englischen Unternehmungen“ — sagt Dr. Ruge — „unterscheiden sich von den spanischen und ersten französischen dadurch, daß nicht die Krone, die Fürsten des Landes, die Kosten trugen, sondern daß entweder durch freiwillige Beiträge die Mittel für derartige patriotische Unternehmungen aufgebracht wurden, oder daß eine Anzahl wohlhabender Kaufleute sich zusammenthat, um auf gemeinsame Kosten einen Plan in's Werk zu setzen.“

In den Jahren 1576/78 unternahm Frobisher seine Fahrten zur Auffindung der Nordwest-Passage ohne Erfolg. Ihm folgt 1585 John Davis, der sogar den 72sten Grad Nordbreite überschritt, und dann 1607 Henry Hudson, der die Bay seines Namens entdeckte, aber ebensowenig Erfolg hatte, wie seine Vorgänger. Dann drang Baffin 1611 noch weiter vor, mußte aber die Auffindung der Passage ebenfalls aufgeben. Es sollte diese erst reichlich 200 Jahre später durch Mc. Clure entdeckt werden.

„Bisher ist uns“ — sagt Dr. S. Ruge — „selten ein deutscher Name begegnet; in dem ganzen Verlaufe der eigentlichen Entdeckungsgeschichte treten die Deutschen hinter den Italienern, Spaniern, Portugiesen, Franzosen und Engländern, selbst hinter den kleinen Stämmen der Basken und Bretonen zurück, und doch besaß Deutschland in der Hansa eine mächtige Flotte, die in der Nord- und Ostsee herrschte.“ Dies ist nur theilweise richtig, denn mit der Seeherrschaft ging es schon auf die Neige, und das war nicht einmal ganz neuen Datums; schon mit der Hinrichtung des Lübecker Rathsherrn und Admirals Tiedmann Steen (1427) drohte ein Wendepunkt einzutreten.

Die Hauptsache war, daß, wie S. Ruge später sehr richtig bemerkt, „die Mitte, der Norden und der ganze Nordosten Deutschlands wenigstens bis über die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts an kosmographischen und überseeischen Fragen unbetheiligt blieb, weil die Reformation die Geister ganz in Anspruch nahm.“

Das Interesse, welches man in Deutschland nahm, beschränkte sich auf die Gelehrtenwelt und die Buchdrucker. So lag es schon, als die Entdeckungen geplant und ausgeführt wurden. Die Ephemeriden des Nürnbergers Regiomontan dienten als astronomisches Reisehandbuch, der Nürnberger Meridian als Grundlage der Längenberechnung, und des Nürnbergers Martin Behaim Astrolabien und Jakobsstäbe als astronomische Instrumente. So ist es sicherlich bemerkenswerth, daß die Entdecker sich deutscher Instrumente, deutscher Zeittafeln und des Meridians einer urdeutschen Stadt wie Nürnberg zu bedienen hatten; aber die Kunde der Entdeckungen selbst ist erst eine Reihe von Jahren später nach Deutschland gedrungen, und zunächst scheint das auch nur aus dem Grunde geschehen zu sein, weil ein spanischer König deutscher Kaiser wurde und in die Lage kam, jene Kunde selbst nach Deutschland zu bringen; dabei war es von Interesse, daß der eigene Sohn des Entdeckers, Fernando Columbus, sich im Gefolge des Kaisers befand.

In der ganzen ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts finden wir unter der Aegide des Elsässers Waltzemüller oder Waldseemüller und noch einiger Anderen die Deutschen als Kosmographen, auf Deutsch: Kartenzeichner und Karten-Drucker, und als Verfertiger von Erdgloben. An der Benutzung der Karten und Globen hat sich keiner betheiligt; man müßte denn den Niederländer Johann Ruysch dahin rechnen; dazu hat man kein Recht, denn die Niederländer waren schon nicht mehr politisch-deutsch. Dr. S. Ruge reclamirt ihn für uns, weil er an seinem Namen den Zusatz „Germanus“ hatte. Er war nicht blos Gelehrter, sondern auch praktischer Seemann, hat sich aber auf dem Gebiet der Entdeckungen nicht hervorgethan, sondern nur Reisen von England nach der Ostküste Amerikas gemacht. Auch er hielt die Insel Haiti im Antillen-Meer für Japan; dasselbe fällt deshalb auf der Karte, die er für Ostasien anfertigte, dort als Insel weg.

Es ist heute, wo der Deutsche sich auch mit Colonisation beschäftigt, von doppeltem Interesse, der Frage nachzugehen, warum er sich damals so zurückhielt. Es lediglich mit den kirchlichen Wirren und mit dem hervorragenden Interesse für die Reformation zu begründen, geht eigentlich nicht an. Denn auch von England kann man nicht sagen, das 16. Jahrhundert sei von Wirren politischer und kirchlicher Art frei gewesen.

Der deutsche Kaiser, damals Karl V., hatte Interesse genug für die Goldländer von Mexico und Peru, aber die Bethätigung desselben hatte ihren Sitz in Madrid; an den norddeutschen Küsten interessirten ihn höchstens die Mißgeschicke seines unglücklichen Schwagers, des zweiten Christian von Dänemark, und die Unterstützung, die diesem von den Hansestädten zu Theil wurde. Im Uebrigen war der Kaiser durch die italienischen Kriege vollauf in Anspruch genommen.

Die Zustände Deutschlands waren ja traurig genug, um überseeischen Unternehmungsgeist zu dämpfen. Die Bevölkerungszahl war noch nicht halb so groß, wie heute, und es war die Zeit, wo Handel und Wandel sich nur schwer behaupteten; denn in Ermangelung einer kräftigen Centralgewalt waren die ständischen Elemente entfesselt in einem Kampf, aus dem die Fürstenmacht siegreich hervorging; an ihr sollte sich sowohl die aristokratische Bewegung des Adels, wie die demokratische des Bauernstandes brechen. Die Städte und das Bürgerthum prosperirten, aber an einem centrifugalen Drang nach außen, namentlich über den Ocean hinaus Märkte zu suchen für ihren Gewerbefleiß, daran war nicht zu denken.

Auf die Gelehrsamkeit war man nicht wenig stolz. Das war unserem heutigen Standpunkt nicht ganz unähnlich. Nur mit dem Unterschied, daß man jetzt zur Einsicht kommt, es sei die damalige Gleichgiltigkeit gegen überseeische Ausbreitung nicht ganz richtig gewesen.

Es giebt eine Doctrin, die es doch für richtig und die heutigen Bestrebungen für falsch hält. Es ist die Lehre, wonach Deutschland berufen ist, den Völkerdünger herzugeben für andere Flaggen. Unter eigener Flagge uns einzurichten, haben wir im Laufe der Jahrhunderte leider auch nicht gelernt, sodaß wir uns des Lehrsatzes, daß Sulus, Dahomeys und Suahelis gut genug sind, uns die Kastanien aus dem Feuer zu holen, noch nicht entschlagen können.

Von allen Nationen, die sich an den großen und kleinen Entdeckungen betheiligten, ist nachhaltiger Erfolg nur den Briten geblieben. Die Emancipation der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika kann man nicht einen Mißerfolg nennen. Was dagegen Spanier und Portugiesen gethan und eingerichtet, stellt einen einzigen großen Mißerfolg dar. Holland leistet Rühmliches, seine Macht ist aber zu gering, als daß es nicht von dem guten Willen anderer Mächte abhängig wäre.

Auch Deutschland hatte im 17. Jahrhundert einen Fürsten, der die Nothwendigkeit überseeischer Ausbreitung erkannte; es war der Kurfürst von

Brandenburg. Im eigenen Lande fand er aber zu wenig Unterstützung, und die Eifersucht der Nachbarn war schwer zu überwinden.

Mag man es nun bedauern, daß unsere Landsleute von damals sich in der Nautik nur als Kartenzeichner und Globenverfertiger hervorthaten, zu danken haben wir ihnen für eine wichtige Erfindung: die Mercator-Projection der Seekarten.

Gerhard Kramer, genannt Mercator, war, wie er von sich selbst sagt, zwar in Flandern geboren, ist aber im Jülicher Lande aufgewachsen; sein Lehrer war der Friese Gemma in Loewen, ein Kupferstecher für Seekarten. Mercators beste Leistung war eine jetzt in der Stadtbibliothek zu Breslau aufbewahrte Weltkarte „zum Gebrauch für Seefahrer“ in der Projection der wachsenden Breiten. Er war der Erste, der in der Kartenzeichnung Amerika und Asien durch ein Weltmeer vollkommen trennte. Alle früheren Anschauungen liefen darauf hinaus, daß Asien und Amerika zusammen einen Continent bildeten, und erst seit 1569, wo Mercators Weltkarte erschien, ist die Lehre von der Selbstständigkeit Amerikas als Erdtheil bestehen geblieben.

Aber nicht blos die Kartenzeichner haben sich in Deutschland bezüglich der neuen Welt hervorgethan, sondern auch die Buchdrucker, und „ganz besonders“ — so hebt Dr. S. Ruge hervor — „verdient hervorgehoben zu werden, daß Jakob Cromberger der erste Buchdrucker gewesen ist, der den Schritt über den Atlantischen Ocean wagte und in der neuen Welt die ersten Bücher druckte. Wenn seine Werke auch nicht geographischen Inhalts waren, so erregt“ — meint Dr. Ruge — „doch schon die Thatsache, daß eine deutsche Firma zuerst in Amerika aufgetreten ist, unsere Aufmerksamkeit.“ Er ist übrigens 1541 gestorben, und seine Firma in Mexico 1546 in andere Hände übergegangen.

„Wer sollte“ — so sagt im Anschluß an Ruges Schrift der Vorstand der Hamburger Commerz-Bibliothek, Dr. Ernst Baasch, in einer Schrift über Hamburgs Handel — „wer sollte in dem Deutschland des 16. Jahrhunderts Colonien erwerben?“ Karl V. hatte ihrer genug, seinen Nachfolgern fehlte die Flotte. „Vor den großen Entdeckungen sich auf's Weltmeer hinauszuwagen, galt als eine Thorheit und ein Wagniß; die Islandfahrt der Hansestädte war ihre weiteste und gefährlichste Seereise, die einzige, die mehr als eine bloße Küstenfahrt war.“ „Sie sahen ruhig zu, wie die Welser ihre Schätze in den Urwäldern Venezuelas verschwendeten; sie glaubten praktischer und politischer zu sein, wenn sie in den altgewohnten Geleisen Schifffahrt trieben.“

Aber sehr richtig bemerkt er: „Man denke sich das Deutschland des 17. Jahrhunderts mit reichen Colonieen in den Indien beider Welten; der wirthschaftliche Verfall nach den großen Religionskriegen wäre nicht derartig gewesen, wie er in Wirklichkeit wurde.“

Zur Theilnahme am Colonialhandel hat, nachgewiesenermaßen, von den niederdeutschen Städten Hamburg die Bahn gebrochen. Der holsteinische

Schriftsteller Heinrich Rantzau bringt schon 1597 die Mittheilung, daß die Schifffahrt der Hamburger auch nach „Indiam" gehe, und aus archivalischen Quellen weist Dr. Baasch für das Ende des 16. Jahrhunderts einen Verkehr von Hamburger Schiffen mit Brasilien nach. Waren es 1590 elf, so waren es in den folgenden Jahren nur eins, zwei oder drei. Diese Erweiterung der Hamburger Schifffahrt steht übrigens in Verbindung mit der um die Mitte des Jahrhunderts erfolgten Einwanderung der „Merchant Adventurers", englische Kaufleute, die, sich dem spanischen Druck in Flandern entziehend, nach Hamburg gingen.

Nach Westindien gab es erst seit 1640 eine Hamburger Schifffahrt. 1693 aber erging vom schottischen Parlament eine Einladung an Amsterdam und Hamburg zur Betheiligung an einer Handels-Compagnie für Darien. Das erregte in Hamburg so lebhaftes Interesse, daß man sich beklagte, nur noch mit 200 000 £ in das Geschäft eintreten zu können. Als es sich nun herausstellte, daß das Unternehmen eine schottische Intrigue gegen England war, entstand eine Correspondenz sehr ernster Art zwischen dem englischen König und dem Hamburger Rath. Letzterer hatte zwar dem „Erbaren Kaufmann" von vornherein erklärt, er könne ihn nicht vertreten, wenn es zu Schwierigkeiten käme, er verwahrte sich aber doch gegen die Drohungen und die „Intimidation" des Königs.

„Leider hatten diese Worte" — so fügt Dr. Baasch hinzu — „deren Schärfe ja nicht ganz unberechtigt war, nicht die Macht der That hinter sich, und mit dieser allein läßt sich bei colonialen Unternehmungen, wie noch die neueste Zeit lehrt, Etwas ausrichten. — Die Hamburger zogen sich von dem schottischen Unternehmen zurück und tilgten die schon vollzogenen Subscriptionen.*)"

Auch der König von Spanien folgte in Drohungen dem Beispiel des englischen Königs und warnte die Hamburger, sie sollten sich nicht beikommen lassen, für den Handel nach Darien Schiffe bauen zu lassen. „Die großen See- und Colonialmächte waren sich stets wunderbar einig, wenn es galt, neue kleine Concurrenten an der directen Ausbeutung der Schätze der neuen Welt zu hindern. Und das Ende vom Liede war immer dasselbe: gedrängt von den großen Mächten und erfüllt von der Furcht, auch noch das Bischen Handel zu verlieren, das in den „geschwinden Kriegsläuften" kümmerlich durchgeschleppt war, mußten die Hansestädte nachgeben und die Hoffnung, durch coloniale Expeditionen ihre Lage zu bessern, schwinden lassen."

Wenn Dr. Baasch hinzufügt: „Nichts rechtfertige besser die ablehnende Haltung der Hansestädte gegen transatlantische Pläne, wie die des Großen Kurfürsten, als die Erfahrung mit der schottischen Compagnie," so kann man das nicht gelten lassen.

*) Dr. Baasch, Die Handelsbeziehungen Hamburgs und Amerikas.

Betrachtet man die Ueberlieferungen des alten Hansabundes, so war es eine Vereinigung von Niederlassungen theils im In-, theils im Auslande, die von der Gesammtheit der Hansestädte abhingen; zugleich aber bildeten sie ein Band, welches die Städte zu einer Einheit zusammenfaßte, indem es ihnen — wie Dr. Dietrich Schäfer sich ausdrückt — in dem gleichartigen Interesse ihrer Kaufleute im Auslande einen Mittelpunkt gemeinsamer Politik giebt.*)

Es ist heute Niemandem zweifelhaft, daß eine solche Art politischen Bandes nicht von Dauer sein konnte. Denn zum vereinten Handeln bedurfte es der jedesmaligen Uebereinstimmung aller Sonderinteressen. Jeder territoriale Zusammenhalt fehlte, und damit auch die territoriale Gewalt. Ein einziges Mal haben die fünf wendischen Städte sich mit den Grafen von Holstein einigen können zu einem Landfriedensbund, dem auch noch dreizehn norddeutsche Fürsten beitraten. Für die Städte war das aber eine Zeit, wo sie den König von Dänemark schon als ihren Schirmvogt anerkannt hatten (1388), und 12 Jahre später wurde die Reichssteuer der Städte schon an Dänemark entrichtet. 1339 verbanden sich die wendischen Städte mit den Grafen von Schleswig und Holstein zur „Befriedung der See". „Es ist das erste Mal" — heißt es bei Schäfer — „daß eine fürstliche Seemacht auftaucht in deutschen Meeren, daß deutsche Städte sich zur Befriedung des Elements, das sie bisher allein beherrscht hatten, mit einem Fürsten verbinden." Es war nicht von Dauer. Das Vertrauen, welches man dem „großen Gerd"**) nicht gönnte, versagte man seitens der Städte in der Folge jedem Anderen; so blieb der Bund ein lockerer und ist gewiß wohl an vielem Anderen, ebenso gewiß aber auch daran gescheitert.

Als der Große Kurfürst seine colonialen Unternehmungen einleitete, war es der Strohhalm, an dem die sterbende Hansa sich vielleicht noch hätte aufrichten können; denn daß Hamburg einer Thatkraft, wie der des Großen Kurfürsten bedurfte, zeigt die oben erwähnte Verhandlung mit Spanien und England wegen des Handels nach Darien. Danach wäre die ablehnende Haltung der Hansestädte gegen solche Initiative eines benachbarten Fürsten nichts weniger, als gerechtfertigt.

Ein weiterer Beweis liegt darin, daß gerade der Große Kurfürst es war, der dem König von Dänemark ernsthaft bedeutete, wie er eine Vergewaltigung Hamburgs, die jener im Schilde führte, nicht dulden könne, weil er Hamburg mit der Elbe als ein Thor Berlins betrachten müsse.

Die Hohenstaufen hatten das Interesse der Hansa von sich gewiesen; wenn ein Hohenzoller sich desselben annahm, konnte das für die Hansestädte nur ersprießlich sein, und dann hatte der Kaufmanns-Neid anderer Nationen wenig zu bedeuten.

---

*) Dr. D. Schäfer, Die Hansestädte und König Woldemar Atterdag. Gekrönte Preisschrift. Verlag von Fischer in Jena. 1879.

**) Graf Gerhard der Große von Holstein.

Wenn das heutige Kaiserthum sich jener Interessen so annimmt, wie das alte Kaiserthum sie von sich wies, so wird Hamburg das sicherlich nicht als einen Nachtheil empfinden.

Uebrigens könnte man wohl fragen, was denn aus dem Besitz der Insel Saba in Westindien geworden ist, die im Jahr 1700 den Hamburgern gehört hat.

Hätten sie sich gegen die Initiative des Großen Kurfürsten nicht ablehnend verhalten, so brauchten sie ihre nach Brasilien fahrenden Schiffe nicht den Portugiesen und deren Flagge zu überlassen, wie es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschehen ist*).

Was Dr. Baasch über die Entstehung des Hamburg-amerikanischen Handels erzählt, ist von Interesse. Man macht dem Handel der deutschen Seestädte den Vorwurf, daß er sich mehr damit beschäftige, die Erzeugnisse des Auslandes herein, als die eigenen hinaus zu bringen. Ob das heute zutrifft, möge auf sich beruhen. Für das Jahr 1770 scheint es richtig; denn es hatte in diesem Jahr allein der Import französisch-westindischer Producte nach Hamburg schon so zugenommen, daß $^5/_{12}$ vom ganzen Ertrag des französischen Kaffees, ca. 25 Millionen Pfd. und der fünfte Theil der ganzen Zucker-Ernte, ca. 25000 Fässer, jährlich aus Frankreich nach Hamburg verschifft wurden.

Interessant ist es auch, daß für Schiffsladungen, welche direct aus Westindien kamen, die Empfänger lauter englische Firmen in Hamburg waren, Mitglieder des sogenannten „English Court“, Nachfolger der „Merchant Adventurers“.

Da man von den deutschen Seestädten nicht annehmen darf, daß sie Frankreich besonders begünstigt hätten, so läßt obige Angabe auf das Handels-Verhältniß mit allen anderen Colonien schließen.

Unsere heutigen Freihändler einer bestimmten Observanz bezeichnen Colonial-Politik als Anachronismus. Folgt man indeß der Art, wie der Handel der deutschen Seestädte mit Colonial-Ländern sich gestaltet hat, so ist diese freihändlerische Anschauung nicht berechtigt. Sie hat nur dazu beigetragen, unseren eigenen inneren Markt mit fremden Erzeugnissen zu überschwemmen. Hätten wir das Bestreben gehabt, jene Erzeugnisse selbst zu produciren — natürlich am Ursprungsort — dann hätten sie doppelten Nutzen gebracht; denn der Ursprungsort wäre dann ein gegebener Markt für unsere heimischen Erzeugnisse geworden und geblieben. Unter eigener Flagge hat man die Möglichkeit, einen Markt in solcher Art zu verwerthen.

Statt dessen ist uns in der Hauptsache nur der Export von Menschen zugefallen, was dadurch bewiesen wird, daß die „größte Rhederei der Welt“ durch Auswanderung rentirt.

---

*) Dr. Baasch, pag. 22 und ff.

Die Auswanderung hat schon in den zwanziger Jahren des 17ten Jahrhunderts ihren Anfang genommen*). In den Jahren 1752—1754 traten dazu noch Transporte von Gefangenen des Hamburger Spinnhauses nach Neu-Schottland, Neu-England, Philadelphia und Süd-Carolina**). Ein Raths-Mandat im November 1752 verfügte gegen „frevelnde, muthwillige Bettler", daß sie zuerst in's Werk- und Zuchthaus, bei Wiederholung ihres Gewerbes aber „bei der ersten Gelegenheit, da von hier aus Colonisten nach Neu-Schottland oder Süd-Carolina ausgeschiffet werden, mit dahin überzugehen genöthigt werden sollen".

Vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg sagt Dr. Baasch, er sei für uns in Europa wichtig geworden durch die Umwälzungen auf handelspolitischem Gebiet. „Große Seekriege" — so sagt er mit Recht — „seien für den Handel der Neutralen ebenso einträglich, wie gefährlich gewesen, je größer und seemächtiger der neutrale Staat, um so einträglicher und weniger gefährlich jener Handel, und umgekehrt."

Hamburg war zwar ein seetüchtiger, aber kleiner Neutraler; gern hätte es den Krieg ausgenutzt, es wurde aber durch das seemächtigere England verhindert. Das war viel leichter mit Hamburg, als z. B. mit den Niederlanden. Und wiederum war der Menschen-Transport der einzige, den England den Hamburgern gern erlaubte, und den diese — beiläufig — gern übernahmen. England hielt sogar einen besonderen Commissar in Hamburg, Mr. George Marsh, dem der Präses der Commerz-Deputation noch dazu öffentliche Anschläge in der Börse gestattete.

Man kann sagen, daß England während jenes Krieges ein förmliches Aufsichtsrecht über Hamburg übte und sich auf die Entschließungen des Senats bezüglich der Art der Neutralität großen Einfluß anmaßte. In der That galt Hamburg damals als nichts mehr und nichts weniger, als eine englische Colonie auf deutschem Boden.

Und war im Uebrigen Großbritannien auch nicht stark genug, die Lostrennung der Colonien zu verhindern, so vermochte es doch, sowohl einer übermäßigen Schädigung der eigenen Schifffahrt, wie einer unliebsamen Vergrößerung der neutralen Schifffahrt auf seine Kosten vorzubeugen.

Der einzige Gewinn, dessen deutscher Handel sich damals erfreute, war die Anknüpfung amerikanischer Beziehungen zur Leipziger Messe, die dann ihren Weg über Hamburg fanden.

Zum Theil in Folge der „bewaffneten Neutralität" entstand seit 1780 für die Neutralen etwas mehr Freiheit der Bewegung. Von da datirt auch ein directer Handel Hamburgs mit Westindien, und weil die einzige nordische Macht im Besitz von westindischen Colonieen Dänemark war, flüchteten sich

*) Für diese Angabe citirt Dr. Baasch Kopps Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika.

**) Streng., Geschichte der Gefängnißverwaltung in Hamburg, S. 79.

viele neutrale und nicht neutrale Schiffe unter die neutrale dänische Flagge, um gesicherte Schifffahrt treiben zu können. Der dänische Colonialhandel erlebte dadurch und durch die Förderung, welche die dänische Regierung den Anpflanzungen auf St. Thomas und St. Croix angedeihen ließ, bedeutenden Aufschwung. Dies war ein Gewinn für Hamburg; die Blüthe des dänischen Handels hatte auf den Verkehr zwischen Hamburg und Kopenhagen wesentlichen Einfluß; als einer der ersten Plätze im Zuckerhandel des nördlichen Europa zog Hamburg einen beträchtlichen Theil des nach Kopenhagen verschifften westindischen Zuckers über Kiel an sich. Die Straße Kiel-Hamburg gewann dadurch zeitweise an Bedeutung*).

Nach Abschluß des englisch-amerikanischen Friedens hat sich Hamburg um Anknüpfung engerer Handelsbeziehungen mit Nordamerika bemüht, aber ohne Erfolg, man ist sehr höflich gegeneinander gewesen, aber damit hatte die Sache ein Ende. Den ersten Handelsvertrag mit der neuen Republik schloß bekanntlich Friedrich der Große. Abgesehen davon, daß der König den Amerikanern für ihr neues Wappen seinen Adler widmete, war von gegenseitigem Handelsgewinn nicht viel zu sagen. England beherrschte nach wie vor den amerikanischen Markt, und Hamburger Schiffe, die mit Ladungen hinübergingen, mußten dieselben großentheils wieder zurücknehmen. England war zu sehr im Vortheil, theils durch den langen Credit, den es gewähren konnte, theils durch die große Auswahl der Waaren, durch die Macht der Gewohnheit und Stamm-Verwandtschaft und durch die größere Bekanntschaft mit den gegenseitigen Bedürfnissen.

Erst in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hat der directe Handel mit Nordamerika Aufschwung genommen, und der Schiffsverkehr stieg zusehends. Es ist bemerkenswerth, daß von einem Getreide-Export aus Amerika damals noch keine Rede war. Zum Theil lag es mit daran, daß Rußland und England Alles daran setzten, Frankreich auszuhungern. Schiffe mit Getreide nach Frankreich wurden unweigerlich aufgebracht; sie mochten eine Flagge haben, welche sie wollten.

Der Vorwurf, den man dem deutschen Außenhandel immer machte, er bringe mehr fremde Producte herein, als die eigenen heraus, war schon am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht unberechtigt. In den 7 Jahren 1795—1801 ist zusammen für 52 277 617 Dollars mehr von den Vereinigten Staaten direct nach Deutschland exportirt, als importirt, d. h. im Jahr 7468231 Dollars.

Unter der verfehlten Marine-Politik Napoleons gegen England sollte auch die deutsche Schifffahrt leiden. Die Capereien der Franzosen nahmen besonders in den amerikanischen Gewässern überhand und schonten auch die Schiffe der Hansestädte nicht, ungeachtet der großen Summen, die Frankreich den Letzteren schon abgepreßt hatte. „Einem französischen Caper zu

*) Dr. Baasch S. 52.

begegnen und aufgebracht zu werden" — so klagten die Commerz-Deputirten — „ist beinahe einerlei. Alle menschliche Vorsicht wird bei diesen Raubthieren zu Wasser." Und die Hamburger Assecuradeure machten darauf aufmerksam, daß dieses Raub-System der Franzosen gerade das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigten — Englands Handel zu schädigen — herbeiführe. So lange die Engländer durch die Kosten ihrer Convoyirung keine Concurrenz mit den Neutralen halten konnten, müßten sie mit scheelen Augen die Zunahme des directen Handels der Neutralen nach Ost- und Westindien ansehen; jetzt können sie reichlich Concurrenz halten, und wenn das Benehmen Frankreichs gegen uns so bleibt, so werden die Engländer bald die einzigen Frachtfahrer bleiben und ungeheuere Summen verdienen."

So ist es geworden und im Wesentlichen geblieben. Die Engländer beherrschten das Meer; die Hansestädte konnten nicht, wie Dänemark, Schweden und die Vereinigten Staaten, kostbare Convoys halten; der Schifffahrt der kleinen Seefahrer waren enge Fesseln angelegt.*)

Auch Capt. Mahan weist in seinem Buche „Influence of seapower upon history" auf diesen Umstand hin und stellt eingehend dar, wie England es verstanden habe, die verfehlte französische Marine-Politik sich zu Nutze zu machen.

In jenen Zeiten der Neutralität spielte eine nicht geringe Rolle die Eifersucht zwischen Preußen und den Hansestädten. Letztere gaben jenem Schuld, daß es seinen eigenen Handel auf Kosten des hanseatischen in Flor bringen wolle, und in der That nahm der Verkehr preußischer Schiffe in Häfen der Vereinigten Staaten 1804 sehr zu, indem er von 2097 Tons im Jahre 1803 auf 4947 Tons stieg; 1805 sank er aber wieder.

„Jedenfalls waren" — sagt Dr. Baasch — „die Erwartungen, die man etwa in Preußen von der Elb-Blockade für den Flor des preußischen Seehandels hegte, ziemlich eitel.

Durch die Continentalsperre wurde dann der Handel mit neutralen Ländern nahezu illusorisch. Die Preise mancher Waaren, wie z. B. Reis und Tabak, erreichten 1807 eine Höhe, „die in mancher Hinsicht denen der brillanten Geschäftsjahre des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts ähnlich scheinen"**). Doch war man weit davon entfernt, sich über den thatsächlichen Zustand Täuschungen hinzugeben; es war nicht das Spiel des „lukrirenden Kaufmanns", sondern die „Folge des aussterbenden Geschäfts".

Alles das änderte sich aber, namentlich zu Gunsten der Schifffahrt mit Nord-Amerika, nach eingetretenem Frieden. In diese Zeit fällt dann auch eine Ursache, die mehr als vieles Andere dazu beitrug, die Frachtfahrt der hansestädtischen Rhederei zuzuwenden, und gegen die — wie

*) Dr. Baasch, S. 79.

**) Bericht der Commerzdeputation.

Dr. Baasch sagt — weder eine veränderte Zollpolitik, noch eine Kündigung der Handelsverträge im Stande war, etwas auszurichten: die zunehmende Auswanderung aus Europa nach Amerika. Sie lieferte den Hansestädten eine lohnende Ausfracht, gab Anlaß zur Vermehrung der Rhederei und hat dem Gesammthandel der Hansestädte starken Antrieb gegeben. Es war dies zum Theil eine Folge des 1827 zwischen Hamburg und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Handelsvertrags, der namentlich für die Hamburger Rhederei große Vortheile hatte.

Ueber das Verdienstvolle gerade dieses Zweiges von Prosperität, die Ausfuhr des „Völker-Düngers“, ist man heute zu etwas veränderten Anschauungen geneigt. Gemäßigte Freihändler finden eine andere Art von Colonisation nutzbringender für das eigene Land, stoßen aber bei den radicalen Freihändlern, die der unbeschränkten Theorie des „Völkerdüngers“ zuneigen, auf Widerspruch, und dieser wirkt um so hemmender, als eine ererbte Abneigung gegen überseeische Allüren bei unseren „terrestrischen“ Autoritäten feste Wurzel hat.

Solchen Umständen gegenüber hatte die Verbindung mit Süd- und Central-Amerika viel größeres Interesse; daher auch die Erregung des „Erbaren Kaufmanns“, als die südamerikanischen Colonieen 1813/14 ernstlich Anstalt machten, sich vom Mutterlande zu befreien. Die immer rührige „Commerz-Deputation“ säumte nicht, auch den hohen Senat Hamburgs in Bewegung zu bringen. In der Verbindung mit Ländern, die unserer Schifffahrt bis dahin unzugänglich waren, galt es, womöglich der Erste zu sein. Aber der spanische Agent in Hamburg hatte ein wachsames Auge und drohte im Namen seines Herrn mit der Entziehung anderer Gerechtsame, wenn man den Insurgenten Entgegenkommen zeige. Nun meinte zwar die Commerz-Deputation, eine solche Drohung habe nichts zu bedeuten. Das einzige spanische Gebiet, wo wir Gerechtsame hätten, sei Cuba, und eine Untersagung des Hamburger Verkehrs mit Cuba streite viel mehr gegen das dortige, als gegen unser Interesse. Nichtsdestoweniger unterblieb die Verbindung bis zu einer Zeit, wo die südamerikanischen Republiken von den Großmächten anerkannt wurden.

Als dies aber eintrat, und erfolgreiche Verhandlungen stattfanden, jubelte man in Hamburg, und es hieß: „Jetzt hat Hamburg Colonieen!“ Und dies geflügelte Wort hatte seine Berechtigung. Der Nutzen einer Colonie liegt nur dann am Tage, wenn man im Verkehr mit ihr nicht beschränkt ist. Ein guter Vertrag, dem in der Frachtfahrt und Capitalkraft die nöthigen Hilfsmittel zu Gebote stehen, ist im Vergleich mit einem Besitzer, dem jene Mittel fehlen, besser, als der Besitz*).

*) Bei einem mit Zöllen und sonstigen Abgaben nicht zu sehr belasteten Vertrag fallen die Unkosten der Verwaltung weg. Dies und nichts Anderes ist der Grund, der Dänemark zum Verkauf von St. Thomas veranlaßte, und schließlich konnte es nur eine solche Betrachtung sein, die den Congreß der Vereinigten Staaten bestimmte, das

Und für den Präses der Hamburger Commerz-Deputation, M. J. Haller, galt der Satz: „als erster Seehafen Deutschlands seinen Platz behaupten, dem inneren Deutschland den Handel öffnen nach anderen Gegenden, nicht die Hände in den Schoß legen, nicht den Kaufmann des inneren Deutschlands sich selbst seine Wege suchen lassen."

Indessen: „Handelsunternehmungen nach Ländern, deren innere Verhältnisse nichts weniger als consolidirt, und deren mercantile Bedürfnisse nach Umfang und Auswahl den Hamburgern noch recht unbekannt waren, mußten sehr gewagt, und nicht so aussichtsvoll sein, als sie einem Optimisten wohl scheinen mochten."

Das Geschenk, welches Karl V. den Fugger und Welser mit Venezuela und Columbien machte, war schon deshalb von zweifelhaftem Werth, weil jene Augsburger „Bankiers" und nicht „Schiffs-Rheder" waren. Den Hanseaten war der Kaiser Nichts schuldig, sonst hätte man wohl wünschen können, das Geschenk wäre der Hamburger Commerz-Deputation zu Theil geworden; dennoch bleibt es eine Frage, ob es auch dieser genutzt hätte. Die Hindernisse, die sich — wie wir aus Dr. Schuhmachers Erzählung*) sehen — der Anwartschaft auf das „Eldorado" entgegenstellten, wären doch wohl auch den Hanseaten zu viel geworden.

Noch mehr Interesse als mit den südamerikanischen Colonieen hatte der Schifffahrts-Verkehr mit Mexico, denn seitens jener spielte die größte Rolle der Import von Roh-Producten, für Mexico dagegen stand der Export deutscher Fabrikate im Vordergrund. Dorthin gingen, wie Dr. Baasch sagt, von Hamburg die werthvollsten Ausfuhren. Im Jahre 1838 gingen nach Mexico von Hamburg und Bremen 18 Schiffe mit Ladungen im Werth von 4400000 Mark Banco, davon 2300000 für deutsche Leinwand. „In keinem Lande" — so meinte die Commerz-Deputation — „haben Hamburgs Kaufleute, Hamburgs Rheder und die deutsche Industrie mehr zu hoffen oder zu fürchten, als in der mexicanischen Republik. Vom Ende der 50er Jahre schrieb Rudolf Schleiden: „Der Großhandel Mexicos befindet sich zu ungefähr 2/3 in den Händen der in der Republik etablirten Deutschen, aber nicht deutsche, sondern englische und französische Waaren nehmen bei der Einfuhr den ersten Platz ein." Es gab damals 37 hanseatische Handlungshäuser in Mexico.

Neben den Hanseaten, die durch den Bremischen Minister-Residenten Dr. Schleiden vertreten wurden, spielte dort der preußische Gesandte Freiherr von Richthofen eine hervorragende Rolle. Ihm war es schon den 10. Juli 1855 gelungen, einen Handelsvertrag zwischen Preußen und Mexico für

---

Anerbieten abzulehnen. Warum sollte man die Vortheile des Freihafens von St. Thomas sich nicht gefallen lassen ohne die Kosten und Pflichten der Verwaltung?

*) Die Unternehmungen der Augsburger Welser und Juan de Castellanos von Dr. H. Schuhmacher. 1892. Hamburg, Friederichsen u. Co.

18 Zollvereinsstaaten abzuschließen, dessen Vortheile dann auch den Hanseaten zu Gute kamen*).

Für Mexico hatte die preußische Beziehung hauptsächlich deshalb Werth, weil es ihm darauf ankam, mit einer der „heiligen Allianz" angehörigen europäischen Großmacht im Vertragsverhältniß zu stehen.

In den gegenseitigen Vertrags-Verhältnissen machte man im Lauf der fünfziger und sechziger Jahre immer mehr Fortschritte. Dabei waren die Südamerikanischen Republiken in commerziellen Zugeständnissen meistens liberal, legten aber großen Werth auf politische Clauseln.

So enthielten die Verträge mit Venezuela eine Bestimmung, die den Charakter einer Militär-Convention hatte. Danach: „sollten die Bürger der contrahirenden Staaten, welche im Gebiet des anderen Theils verweilen oder reisen, zum regulären Kriegsdienst im Heer oder in der Flotte nicht verpflichtet sein." Eine Verpflichtung zur Miliz hätte danach in Venezuela für Fremde auch unter dem Vertrag bestanden.

Eine derartige Clausel war bezeichnend für die unruhige Eigenschaft der Regierungen jener Länder. Nach einem venezolanischen Gesetz vom Jahr 1854 sollte „kein Fremder das Recht haben, von der legitimen Regierung der Republik Schadenersatz oder Entschädigung zu fordern für die Schäden und Nachtheile, welche seinen Interessen in Folge politischer Unruhen oder aus irgend einer anderen Ursache erwachsen, wenn solche Schäden und Nachtheile nicht durch regelmäßige Autoritäten verursacht sind". Dem Wortlaut dieses Gesetzes entsprach denn auch die Vertragsbestimmung, und eine ganz ähnliche begegnet man auch in den Verträgen, welche von den europäischen Mächten mit der Neger-Republik von St. Domingo geschlossen wurden.

„Allerdings beruht" — fügt Dr. Baasch hinzu — „der Schutz der Fremden in jenen Ländern, wie die Erfahrung es gelehrt hatte, weniger auf Verträgen und Gesetzen, als auf dem imponirenden, Zwang androhenden Auftreten der großen Seemächte. Hiervon hatten auch die sich keiner Kriegsmarine erfreuenden Deutschen Vortheil. Die Furcht vor dem Einschreiten fremder Nationen und den unter Waffenrüstung gestellten Forderungen von Schadenersatz pflegte die kämpfenden Parteien von dem Eigenthum der Fremden möglichst fern zu halten.

Preußen protestirte gegen derartige Bestimmungen, und solchem Protest schlossen sich dann auch die Hansestädte an. Solche Bestimmungen wurden deshalb aus späteren Verträgen weggelassen. Auf diese Weise nahm der Handelsverkehr

*) Die Angabe Dr. Baasch's, der preußische Vertrag sei nur auf 8 Jahre abgeschlossen worden, muß nach der Angabe des Freiherrn von Richthofen in dessen Familien-Geschichte auf einem Versehen beruhen. Daselbst heißt es auf S. 545, der Vertrag sei auf 12 Jahre abgeschlossen worden. Danach ist die Bemerkung, es sei Herrn Schleiden gelungen, für die Hansestädte einen vortheilhafteren Vertrag, als den preußischen zu erlangen, nicht zutreffend.

mit allen amerikanischen Ländern langsamen, aber erfreulichen und fortgesetzten Aufschwung. Es hat an Handelskrisen nicht gefehlt, sie sind aber jedesmal überwunden worden.

Von besonderem Interesse ist auch die Erzählung der oft recht langwierigen und mühsamen Unterhandlungen, die seitens beider Hansestädte mit Brasilien, Peru und Chili gepflogen wurden. Sie haben zu Handelsverträgen geführt, die, wenn auch nur für die Hansestädte geschlossen, doch dem Deutschen Handel im Allgemeinen nützlich wurden. Denn obgleich Preußen für den Zollverein in Abschließung von Handelsverträgen außerordentlich thätig war, lag doch der Haupt-Schiffsverkehr mit jenen Ländern in den Nordsee-Häfen der Hansestädte und wurde im Wesentlichen durch deren Rhederei befördert.

An die Handelsverträge knüpften sich regelmäßige Schifffahrtslinien und Packetfahrten, bis zu den fünfziger Jahren immer noch Segelschiffe, die in Terminen von 4—6 Wochen je eine Fahrt machten. Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts traten Dampfer in diese Linien ein, und es ist bekannt, welch' erfreulichen Aufschwung die Dampfschiffs-Rhederei beider Hansestädte bis heute genommen hat.

Und so wird das Urtheil wohl nicht unberechtigt sein, daß, was die alten Vorväter der Hansa dereinst versäumt und gesündigt, vom „Erbaren Kaufmann" des 18. und 19. Jahrhunderts gut gemacht wurde.

Demungeachtet trifft das geflügelte Wort der Commerz-Deputation: „Hamburg hat Colonieen erhalten," nicht zu in dem Sinne, in dem es gemeint war. Gegenseitigkeits-Verträge, Handelsverträge, Schifffahrtslinien und Beförderung von Eingeborenen des eigenen nach anderen Ländern sind den Vortheilen einer vernünftigen Colonisation nicht gleich zu achten. Aber sie hatten das Verdienst, einer solchen den Weg zu ebnen und für die Möglichkeit ihres Betriebes das Material zurecht zu legen.





Der Teufel.

Novelle.

Von

Karl Jaenicke.

— Breslau. —

Motto: „Was weißt Du aber, Du Weib, ob Du den Mann werdest selig machen? Oder Du Mann, was weißt Du, ob Du das Weib werdest selig machen?"

1. Corinther 7, V. 16.

I.

Auf dem unserer Stadtgemeinde gehörigen Rittergute Lomnitz war vor mehreren Jahren die Stelle eines evangelischen Pastors zu besetzen. Als Patronats-Vertreter hatte ich den Auftrag, einige Sonntage hinter einander die Probepredigten der Candidaten anzuhören, um dann dem Collegium Bericht zu erstatten und eine Wahl herbeizuführen.

Ich muß gestehen, daß meine Aufgabe nicht gerade zu den angenehmen gehörte. Einmal fielen meine Besuche in Lomnitz in die heißeste Jahreszeit, zweitens raubten sie mir stets einen ganzen Sonntag, den ich sonst meinen Büchern zu widmen pflegte, und endlich war das Anhören der Predigten ein höchst zweifelhafter Genuß, da die Stelle ziemlich gering dotirt war und deshalb nicht von hervorragenden Geistlichen begehrt wurde.

Bei fast allen, die ich bis zum Beginn meiner Erzählung gehört hatte, machte sich eine wahrhaft erschreckende Geistesarmuth bemerkbar; von Disposition, von folgerichtigem Aufbau der Sätze war selten eine Spur; die Meisten schienen sich allzusehr auf die Erleuchtung durch den heiligen Geist zu verlassen, der sie dann unbarmherzig im Stiche ließ.

So konnte ich es denn meinen biederen Nachbarn, den Bauern, unter die ich mich gewöhnlich zu setzen pflegte, um den Eindruck der Predigt auf sie zu beobachten, nicht verdenken, wenn sie allmählich einnickten und erst durch den Klingelbeutel des Küsters aus ihrem Schläfchen geweckt wurden.

Ja, dieser Küster! Das war eine merkwürdige Erscheinung! Denken Sie sich einen Menschen von etwa 50 Jahren mit pechschwarzen, glatten, langen, fettigen Haaren, einem breiten Vollmondsgesicht mit zwei kleinen Aeuglein, die wie Glühwürmchen aus einem Morast hervorleuchteten; breitschulterig, krummbeinig und mit einem schwarzen Rocke angethan, der ihm viel zu eng geworden war und vor Fett buchstäblich in allen Regenbogenfarben erglänzte.

Der Mann hatte seiner ganzen Erscheinung nach keinen Tropfen germanischen Blutes in sich und war sicher der directe Abkömmling einer slavischen oder wohl gar mongolischen Völkerfamilie, wie man deren in Schlesien, selbst in vollkommen deutschen Gegenden, noch ab und zu antrifft.

Trotz seiner Beleibtheit war er sehr beweglich und wanderte während des Gottesdienstes mit souveräner Gleichgiltigkeit in der Kirche umher, unbekümmert darum, daß er etwa die Andacht der Zuhörer stören könnte.

Uebrigens können Sie sich von dem gemüthlichen Tone, der zu Zeiten während des Gottesdienstes und auch bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten herrschte, einen Begriff machen, wenn sie die folgenden kleinen Episoden hören.

Unter den Candidaten hatte sich auch ein altes Männchen befunden, das sich um die Stellung nur bewarb, um aus seinem rauhen Gebirgsdörflein herauszukommen, dessen Klima es nicht mehr vertragen konnte.

Dieses Männchen hatte schon etwa eine halbe Stunde gepredigt — nebenbei bemerkt, den schrecklichsten Gallimathias, den ich je gehört, — als er plötzlich innehielt und zu dem gerade in der Mitte der Kirche stehenden Küster: „Pst, pst!“ hinuntermachte.

Der Küster blickte zur Kanzel hinauf und fragte in unverfälschtem Schlesisch: „Was wull'n Se denn, Herr Pastor?“

„Wie spät is denn?“ tönt es von oben zurück.

Der Küster greift ruhig in die Westentasche, zieht seine tombakene Uhr heraus und sagt: „A Viertel uf Elfe.“

„Na, da woll'n wer noch a Bissel machen,“ erwidert der alte Pastor und fährt in seiner Predigt ruhig fort.

Die Zuhörer fanden an diesem Vorgang durchaus nichts Anstößiges.

Ein andermal wohnte ich zufällig dem Leichenbegängniß eines Dorfbewohners bei. Da ist es Sitte, daß der Sarg auf den Hof des Häuschens hinausgetragen und dort, nachdem um die Bahre herum Lichter angezündet worden, ein Gebet gesprochen wird.

Nun stand die Trauerversammlung dicht an dem weithin duftenden Misthaufen. Mein Küster hatte die Lichter aufgestellt und bemühte sich vergeblich, an der Bahre mit Hilfe eines Streichholzes Feuer zu entzünden. Endlich schlägt er resolut — sich dabei eines kräftigen Fluches bedienend, den ich nicht wiederholen will — die langen Schöße seines glänzenden Rockes zurück und reibt das Streichholz an dem Hintertheil seines Körpers, das rechte Bein nach vorn schlenkernd. Das Streichholz brannte.

„Na also!" brummte der Küster und setzte ruhig die Lichter in Brand.

Auch dieser Vorgang störte die Trauerversammlung in keiner Weise. Die kleinen Züge sind charakteristisch für die Gutmüthigkeit des schlesischen Landvolkes, aber auch für seine oft bemerkbare Indolenz.

Doch weiter in meiner Geschichte!

Eines Sonntags stand ich — das Glöcklein läutete vom Thurm — auf dem Kirchhofe, unschlüssig, ob ich mich schon in die Kirche begeben oder nicht vielmehr die Liturgie erst vorübergehen lassen sollte; denn es herrschte immer eine so dumpfe Luft darin, draußen aber lachte ein wolkenloser, prachtvoller Sommertag. Von den nahen Gräbern dufteten Nelken und Reseda zu mir herüber. Ich lehnte im Schatten der Kirchhofsmauer und sog den Duft ein, mich jenem angenehmen trägen Zustande überlassend, in dem uns das Leben so leicht, unsre Sorgen so nichtig erscheinen. Eine liebe, alte Melodie aus frühster Jugendzeit glaubte ich im Klange der Glocken zu hören.

Da vernehme ich plötzlich Pferdegetrappel und das Herannahen eines Wagens. Wie ich vor das Kirchhofsthor trete, hält gerade ein leichtes Wägelchen an, das von zwei feurigen Rappen gezogen und von einer jungen, eleganten Dame geleitet wurde.

Ein Diener sprang von dem Rücksitz des Wagens herab und nahm die Zügel, welche ihm die junge Dame zuwarf, in die Hand, während diese selbst sich leicht und sicher vom Bocke herabschwang.

Ohne sich irgendwie umzusehen, eilte sie mit raschen Schritten in die Kirche.

Meine Blicke folgten ihr und bewunderten ihre schöne, nicht eben große Gestalt, ihren elastischen Gang und die Fülle hellblonden Haares, das unter dem kleinen Strohhütchen üppig hervorquoll. Ihr Gesicht mit den großen, seelenvollen Augen erinnerte mich an das bekannte Portrait der Gräfin Potocka.

„Wer ist die Dame?" fragte ich unseren Gutspächter, der eben zu mir herantrat.

„Unsre Nachbarin," gab er zur Antwort, „Baroneß Wally von Bistram auf Schloß Eichenhof. Ihr Gut gehört zu dem hiesigen Kirchensprengel, sie hat als Gutsherrin auch eine Stimme in unserem Gemeindekirchenrath."

„Was tausend! Das widerspricht ja dem alten Grundsatz: mulier taceat in ecclesia! Aber es ist schon richtig und mir übrigens ganz gleichgiltig, mich interessirt nur die Dame selbst. Verwaltet sie denn ihr Gut?"

„Vollkommen selbstständig, sie ist eine ausgezeichnete Landwirthin. Sie war die fleißigste Schülerin ihres Vaters, der wohl nie einen besseren Verwalter gehabt hat als sie. Vor zwei Jahren starb der alte Baron und hinterließ sie als die einzige und alleinige Erbin."

„Wie alt ist sie?"

„Sie muß etwa 24 oder 25 Jahre alt sein." —

Ich ging in die Kirche und setzte mich so, daß ich die Baroneß genau sehen und beobachten konnte. Sie hatte auf dem Chore Platz genommen und zwar in einer tiefen Nische, die sie den Blicken der seitwärts Sitzenden vollständig verbarg. Die Kanzel konnte sie nur sehen, wenn sie sich weit nach vorn neigte. Sie saß aber zurückgelehnt, ohne sich zu rühren, und schien tief in Gedanken verloren zu sein.

Der letzte Vers des Kirchenliedes war zu Ende gesungen — wenn man das schreckliche Geplärr in einer kleinen schlesischen Dorfkirche überhaupt Gesang nennen kann — die dumpfen Töne der Orgel waren verhallt, und der Geistliche trat auf die Kanzel.

Es war ein kräftiger, großer Mann von 28 Jahren mit röthlich blondem Backenbart, hübschen, aber etwas rohen Gesichtszügen, frischem Teint, lautem und durchdringendem Organ.

Als er zu sprechen begann, glaubte ich auf dem Gesicht der Baroneß eine gewisse Erregung wahrzunehmen, sie rückte auch einigemal unruhig auf ihrem Sessel hin und her, vermied es aber, sich vorzubeugen und den Redner anzusehen.

Der junge Geistliche sprach zweifellos viel besser als alle Candidaten, die ich bisher gehört hatte; ja, ich muß sagen, er sprach mir zu gut für eine einfache Dorfgemeinde, die an solche geistige Kost nicht gewöhnt ist. Er war vortrefflich vorbereitet; ohne zu stocken, floß ihm die Rede von seinen Lippen, und es war Schwung und Begeisterung in seinen Ausführungen. Leider nur schien er der allerschwärzesten Richtung anzugehören. Er hatte seiner Predigt das Thema zu Grunde gelegt: „Wachet und betet, auf daß Ihr nicht in Anfechtung fallet“ 2c. und nun tobte und wetterte er gegen die Verderbtheit der Welt, gegen die Genußsucht der Gegenwart, gegen die unschuldigsten Freuden, welche die Menschen einschläferten und unfähig machten zum „rechten Wachsein“, daß die Kanzel zuweilen unter den wuchtigen Schlägen seiner Faust, mit denen er seine Worte begleitete, erdröhnten. Woher aber käme all' die Verworfenheit und all' die Zügellosigkeit, welche die Menschen in's ewige Verderben führten? Von dem Mangel an Glauben, von der Lässigkeit und Gleichgiltigkeit besonders der sogenannten Gebildeten, die dem Teufel, dem Antichrist, die Macht über die Seelen gäbe; denn noch habe der Teufel seine Gewalt wie zu Luthers Zeiten, und wer sie unterschätze, den habe er schon in seinen Klauen.

Bei diesen oder ähnlichen Worten, die mit Donnerstimme von der Kanzel geschleudert wurden, ereignete sich etwas Seltsames, das wahrscheinlich außer mir keiner der Anwesenden bemerkte, denn Alle standen unter dem Banne der gewaltigen Rede, wie sie in dem Kirchlein wohl je kaum zuvor gehört worden war. Ja, meine wackeren Landleute saßen, ohne zu schlafen, mit halb geöffnetem Munde da, der Geistliche mußte eine Saite in ihrem Inneren angeschlagen haben, die lange nicht berührt worden war und deshalb um so vernehmlicher widertönte.

Das Seltsame aber, das ich beobachtete, war Folgendes:

Gerade als der Candidat den Satz von der Macht des Teufels beendet hatte, beugte sich die Baroneß weit nach vorn und schaute zum ersten Male mit ihren großen klaren Augen nach der Kanzel hin, während ein wunderbares, kaum merkliches Lächeln über ihr sich erröthendes Antlitz lief. Der Candidat aber hatte sofort die Dame bemerkt und war bei ihrem Anblick zusammengefahren, als ob er von einem plötzlichen körperlichen Schmerz befallen worden wäre, während sein Gesicht sich mit einer fahlen Blässe bedeckte.

Ruhig lehnte sich die Baroneß darauf wieder in ihren Sessel zurück, sie schlug die Augen nieder, und um ihre Lippen zuckte es, als kämpfe sie eine Thräne hinunter. Der Candidat aber wischte sich den Schweiß von der Stirn, räusperte sich und fuhr erst nach einer längeren Unterbrechung in seiner Rede fort.

Die Pause, welche der Redner hatte eintreten lassen, war so natürlich gewesen nach den letzten starken Worten und die Anstrengung der Stimme eine so bedeutende, daß Niemand außer mir in dem Verhalten des Candidaten etwas Auffälliges finden konnte.

Seine Stimme klang aber von nun an matt; er war zweifellos nicht mehr bei der Sache, verwirrte sich im Gedankengang, brach plötzlich und unmotivirt ab und schloß mit der Strophe eines alten Kirchenliedes.

Die Baroneß hatte gleich nach den letzten Worten der Predigt die Kirche verlassen, während ich absichtlich noch einige Zeit in derselben verblieb, um die Wirkung zu beobachten, welche die Rede des Candidaten hervorgerufen.

Soviel war sicher: er hatte auf die Gemeinde einen starken Eindruck gemacht. In meiner nächsten Nähe hörte ich Aeußerungen, wie: „Der hot's getruffen!“ oder: „Ma mecht' sprechen, der versteht seine Soche,“ und andere mehr, und überall unter den Zuhörern zeigte sich eine ungewöhnliche Bewegung.

Sogar der schwarze Küster hatte es nicht gewagt, während der Predigt mit dem Klingelbeutel herumzugehen, und holte erst jetzt das Versäumte nach.

II.

Als ich aus dem Kirchlein heraustrat, fand ich vor der Thür die Baroneß mit unserem Gutspächter im Gespräch. Er beeilte sich, mich der Dame vorzustellen.

Jetzt, da ich dicht vor ihr stand, wurde ich von dem ganzen Zauber ihrer anmuthigen Persönlichkeit auf's Angenehmste berührt. Soviel Lieblichkeit bei soviel Festigkeit und Selbstständigkeit im Auftreten war mir noch selten in der Damenwelt begegnet.

Sie reichte mir die Hand zu kräftigem Drucke und sagte:

„Wenn Sie Nichts dawider haben, möchte ich an Ihrem Gabelfrühstück theilnehmen. Der Candidat, der heute gepredigt hat, ist ein alter Bekannter von mir, ich hätte ihn gern gesprochen."

„Sie werden mir eine große Freude bereiten," sagte ich aufrichtig, „wenn Sie uns Gesellschaft leisten wollen."

Ich hatte ein für alle Mal angeordnet, daß eine halbe Stunde nach Schluß der Kirche bei unserem Pächter ein Gabelfrühstück bereit stände, an welchem auch der betreffende Candidat, ferner unser Oberförster und wer sonst noch gerade von Honoratioren anwesend war, sich betheiligen konnten. Es sollte auf diese Weise Gelegenheit gegeben werden, den Candidaten auch im persönlichen Umgange kennen zu lernen.

„Wie geht es Ihrem Collegen Bergmann?" begann die Baroneß, indem wir uns anschickten, den Kirchhof zu verlassen; „hat er nicht mehr das Decernat Ihrer Güter und Forsten? Ich habe früher öfter mit ihm zu thun gehabt bei Grenzregulirungen."

„Er ist gestorben, und ich bin sein Nachfolger im Decernat geworden," erwiderte ich. „Als solcher muß ich auch heute die baulichen Reparaturen im Pfarrhause besichtigen, die wohl beendet sein werden. Da wir bis zum Frühstück noch eine gute halbe Stunde Zeit haben, will ich das gleich thun."

„Ich werde Sie begleiten und Ihnen besichtigen helfen," sagte die Baroneß. „Ich muß nämlich das Schulhaus in Eichenhof von Grund aus renoviren lassen und will mich derselben Handwerker bedienen wie Sie, falls sie ihre Sache gut gemacht haben."

Nichts konnte mir angenehmer sein, als die Begleitung der Baroneß. Der Pächter, ein bescheidener, einfacher Mann von 50 Jahren, kinderloser Wittwer, verabschiedete sich von uns, um noch Etwas für das Frühstück zu besorgen, und ich wanderte im Sonnenglanz neben der reizenden Baroneß Wally die Dorfstraße entlang nach dem Pfarrhause.

Sie bediente sich keines Sonnenschirmes, worüber ich ihr mein Erstaunen ausdrückte.

„Das schickt sich nicht für Landwirthe," sagte sie, „und ich will nichts Anderes sein. Wir müssen froh sein, wenn uns der Himmel so hell bescheint wie heute, das ist gesegnetes Erntewetter. Ich hoffe heute den Roggen vollends hereinzubekommen."

„Heute am Sonntag?"

„In der Erntezeit giebt es keine Sonntage, da muß jede gute Stunde wahrgenommen werden."

„Was würde dazu unser Candidat Winkler sagen, den wir soeben gehört haben?"

„Der würde wahrscheinlich sehr ungehalten sein, wie ich ihn kenne," versetzte die Baroneß mit einem leisen Seufzer.

Während ich noch unschlüssig war, ob ich weiter forschen sollte, welcher Art ihre Bekanntschaft mit dem Candidaten sei, kam die Baroneß von selbst meinem Wunsche entgegen und sagte:

„Wir kennen uns nämlich von frühester Kindheit an. Sein Vater war Lehrer in Eichenhof, und ich bin mit dem Sohne zusammen erzogen worden. Wir haben Alles gemeinschaftlich gelernt, bis er als Secundaner in's Gymnasium geschickt wurde; von da an mußte ich mir allein weiterhelfen."

„So haben Sie auch Lateinisch und Griechisch gelernt?"

„Ja — aber das Meiste davon habe ich wieder vergessen."

„Und später — ist die Jugendfreundschaft fortgesetzt worden?"

„Ja freilich. — Doch da sind wir ja. Nun lassen Sie uns einmal besehen, wie die Leutchen gearbeitet haben," sagte sie, offenbar zufrieden, daß sie dem Gespräch eine andere Wendung geben konnte.

Ich ließ mich aber nicht so ganz kurz abspeisen, sondern sagte, das Pfarrhaus mit ihr betretend, in halb gleichgiltigem Tone:

„Ich wundere mich übrigens, daß ein Mann von so entschieden großen rednerischen Fähigkeiten sich um eine so gering dotirte Stellung bewirbt."

„Ach — das hat seine besonderen Gründe —" entschlüpfte es der Baroneß, wobei sie tief erröthete, „doch wir haben jetzt andere Dinge vor."

Und dabei öffnete sie die Thür zu dem ersten Zimmer rechts und begann ihre Besichtigung, die von so ausgezeichneter Sachkenntniß geleitet und von so vielen, leicht hingeworfenen, treffenden Bemerkungen über Holzarten, Tapeten, Wandputz, Fensterverschluß, Dielung u. s. w. begleitet wurde, daß ich wahrhaftig einen erfahrenen Baumeister und nicht ein junges und schönes adliges Fräulein zu hören vermeinte.

Die Arbeiten fanden ihren vollen Beifall; aber ich merkte aus der eingehenden Art ihrer Besichtigung, daß sie nicht blos ein sachliches Interesse leitete, sondern in erster Reihe ein persönliches. Sie wollte sich offenbar davon überzeugen, ob der zukünftige Herr Pastor auch ein recht bequemes und wohleingerichtetes Heim vorfände. Ihr Interesse erstreckte sich daher auch auf den Garten und dessen Obstbäume, Lauben, schattige Gänge u. s. w.

„Es ist Alles in bester Ordnung," sagte sie, sich zum Ausgange wendend; „die Leute haben ihre Sache gut gemacht, ich werde sie für meine Arbeiten engagiren."

Auch ich hatte Nichts auszusetzen, und wir traten daher unseren Rückweg nach dem Gutshofe an, um uns zum Frühstück zu begeben.

Unterwegs auf der Landstraße kam uns der schwarze Küster entgegen. Er machte eine tiefe Reverenz, blieb stehen und sagte mit unabsichtlich komischem Pathos:

„Das war 'ne Predigt, Herrschaften! So was hab' ich noch nich erlebt! Der is unser Mann! Der versteht's! Den müß' ber wählen! Und sähn Se ok, Herr Rath," setzte er triumphirend hinzu und schüttelte einen ledernen Beutel voll kleiner Münzen in seiner Rechten — „und sähn Se,

seit 20 Jahren ha' ich ni so an vollen Beutel gehabt! 5 Mark und 80 Pfennig! Dos hat doch sei Wesen! Das flutscht! Das is unser Mann!" Jeden dieser Sätze begleitete er mit lebhaften Gesticulationen seiner beiden Arme, die wie Würste in die glänzenden, engen Rockärmel eingepreßt waren.

Ich hatte bemerkt, wie die Baroneß während dieser Lobeserhebungen lebhaft erröthete. Sie drängte vorwärts, und ich ließ den begeisterten Kirchendiener mit der Versicherung meinerseits stehen, daß auch mir die Predigt gut gefallen habe. Wir hörten ihn noch längere Zeit hinter uns laut mit sich selbst sprechen.

„Na, da werden wir ja über die Wahl kaum mehr im Zweifel sein," sagte ich zur Baroneß gewendet, worauf sie allerliebst kichernd mir erwiderte:

„Meine Stimme hat er nicht!"

„Nicht?" fragte ich erstaunt.

„Sie wird ja aber auch nicht ausschlaggebend sein," setzte sie rasch hinzu.

„Wie soll ich das verstehen?" dachte ich bei mir und trat mit der Baroneß in das Gutshaus ein.

III.

In dem Frühstückszimmer fanden wir außer dem Gutspächter noch unseren Oberförster, einen jungen, unverheiratheten Mann von 30 Jahren, der erst kürzlich aus dem königlichen in den städtischen Dienst übergetreten war; ferner einen älteren Geistlichen aus unserer Stadt, der stellvertretungsweise bis zur Neuwahl die seelsorgerischen Geschäfte in Lomnitz versah. Er war eigentlich unser städtischer Armenhaus-Prediger, ein alter Junggeselle von abnormer Häßlichkeit, mit großem kahlen Kopf auf winziger, dürftiger Figur. Ich hörte, daß die Bauerjungen in der sogenannten „Kinderlehre" mit ihm ihre argen Späße trieben.

Der Candidat war noch nicht da, und ich hatte infolge dessen Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß auch der Oberförster und der alte Armenhaus-Prediger die heutige Rede ganz ausgezeichnet gefunden hatten. Nur etwas zu streng, meinten sie, aber das könne nicht schaden, denn der Geist in der Gemeinde sei ziemlich verweltlicht und bedürfe einer strafferen Disciplin.

Baroneß Wally hatte sich an dem Gespräch nicht betheiligt, sondern stand während der Zeit am Fenster und blickte in den Park hinaus.

Da wurde an die Thür gepocht, und bald darauf trat der Candidat Winkler ein. Er machte eine stumme Verbeugung und ging dann rasch auf Wally zu, der er die dargereichte Hand küßte. Nachdem darauf der Gutspächter die Vorstellung der Anderen vermittelt hatte, wandte sich der Candidat wieder zu Wally und sagte mit einer Miene, die zugleich Freude und doch auch wieder Verdruß bedeuten konnte:

„Sie haben mir einen furchtbaren Schrecken eingejagt."

„Durch mein unerwartetes Erscheinen?"

„Ja!"

„Aber wie konnten Sie so erschrecken?"

„Weil —" der Candidat stockte und runzelte die Stirn, dann fragte er schnell: „Warum hatten Sie mir denn geschrieben, Sie würden nicht kommen?"

„Weil ich bis gestern sicher annehmen mußte, daß ich verhindert sein würde. Schließlich ist es mir doch noch möglich geworden, mich loszumachen, und so — habe auch ich Ihre Strafpredigt über mich ergehen lassen müssen."

„Strafpredigt?" fragte der Candidat halb vorwurfsvoll.

„Nun, das war sie sicher," erwiderte Wally, „aber wir werden ja noch Gelegenheit haben, darüber zu sprechen."

„Ich bitte zu Tische, meine Herrschaften!" forderte der Gutspächter auf, und wir nahmen unsere Plätze ein. Baroneß Wally saß zwischen dem Candidaten und mir.

Das Gespräch begann sofort sehr lebhaft zu werden. Es drehte sich natürlich um die Predigt des heutigen Sonntags und um die seelsorgerlichen Bedürfnisse der Gemeinde.

Der Candidat entpuppte sich immer mehr und mehr als ein streng orthodoxer, der äußersten Rechten angehöriger junger Mann, der am liebsten mit Feuer und Schwert die Sünde aus der Welt geschafft hätte. Dies hinderte ihn jedoch nicht, seine kräftige Klinge zu schlagen und auch dem Wein wacker zuzusprechen.

Während die Andern fast ausnahmslos dem Candidaten zum Munde redeten, hielt Baroneß Wally ihm lebhaft Widerpart, indem sie betonte, daß sie von einem milderen Kirchenregimente sich viel bessere sittliche Früchte verspreche in der Gemeinde, als von einem so scharfen, wie es der Candidat in Aussicht stelle. Das Neue und Ungewöhnliche in der Rede des Candidaten hätte die Bauern allerdings heute aufgerüttelt; auf die Dauer werde ihnen aber das nicht imponiren, und sie würden es vorziehen, die Kirche zu versäumen, als Strafpredigten mitanzuhören.

„Ich für meine Person," so schloß sie und blickte dabei dem Candidaten frei und offen in's Angesicht, „kann Ihnen meine Stimme nicht geben."

Der Candidat verneigte sich lächelnd gegen sie und flüsterte ihr dabei einige Worte so leise zu, daß ich sie nicht verstehen konnte. Ich bemerkte aber, daß die Baroneß tief erröthete, was übrigens sehr leicht bei ihr zu geschehen pflegte.

„Was mir aufgefallen ist, Herr Candidat," sagte ich, „ist Ihre Stellung dem Teufelsglauben gegenüber. Soviel mir bekannt, ist in der neuen Theologie, insbesondere seit Schleiermacher, für den Teufel überhaupt kein Platz mehr in der evangelischen Glaubenslehre? Nach Ihren heutigen Ausführungen scheinen Sie durchaus anderer Meinung zu sein?"

„In der That,“ erwiderte der Candidat lebhaft, „ich stehe in dieser Beziehung auf dem Standpunkte Luthers und halte ihn für den einzig richtigen und berechtigten. Für mich ist der Glaube an einen persönlichen Teufel das nothwendige Correlat des Glaubens an einen persönlichen Gott.“

Dieser Satz platzte wie eine Bombe in unsere kleine Gesellschaft hinein und rief einen wahren Sturm von Meinungsäußerungen der verschiedensten Art hervor.

Der Armenhausprediger, der sich bis dahin fast ausschließlich culinarischen Genüssen überlassen hatte, wollte den Satz des Candidaten in seiner Schroffheit keineswegs gelten lassen. Ihm war der Teufel nur das böse Princip in der Welt; während der Gutspächter als Sohn eines alten Landpastors den Candidaten womöglich noch überbot und zahlreiche Beispiele aus seinem Leben anführte, die den reellen Einfluß des Teufels auf unser tägliches Leben beweisen sollten.

Der Oberförster verhielt sich durchaus skeptisch, schien sich jedoch über die ganze Frage niemals Gedanken gemacht zu haben, obwohl sie ihn augenscheinlich lebhaft interessirte.

Baroneß Wally aber hatte eine strenge Miene angenommen und schaute stumm über den Tisch weg in ungewisse Ferne.

„Was sagen Sie denn dazu, mein gnädiges Fräulein?“ fragte ich sie.

Es trat eine Pause ein, in der Niemand sprach. Alle schienen darauf gespannt, die Ansicht Wallys zu hören.

Sie schien unschlüssig, was sie sagen sollte, bewegte einige Male die Lippen und schwieg doch wieder. Endlich aber richtete sie ihren schlanken Oberkörper straff in die Höh' und sagte:

„Ich werde Ihnen mit den Versen eines alten orientalischen Dichters antworten:

> „Um Höllenfurcht und Himmelshoffnung dreh'n
> Sich Kirchen, Synagogen und Moscheen;
> Doch wer gedrungen bis zum Quell des Lichts,
> Macht sich aus Himmel und aus Hölle Nichts.“

Darauf lehnte sie sich ruhig in ihren Sessel zurück und blickte den Candidaten von der Seite an, und ein fast unmerkliches Lächeln spielte um ihren schönen Mund.

Die Andern schwiegen bestürzt und sahen still vor sich hin, auf dem Antlitz des Candidaten aber bemerkte ich eine flammende Röthe, und auf seiner Stirn zeigte sich eine stark angeschwollene Ader. Er blickte erregt um sich, trommelte mit den Fingern der rechten Hand nervös auf dem Tische und stieß dann mit zitternder Stimme die Worte hervor:

„Sollte das ein Scherz sein, so finde ich ihn in hohem Grade unpassend; und ist es Ernst — dann bedauere ich Sie!“ — —

„Sind diese Birnen in Ihrem Garten gezogen?“ Mit diesen Worten wandte sich die Baroneß gleich darauf, das peinliche Schweigen unterbrechend,

das der Aeußerung des Candidaten gefolgt war, an den Gutspächter, ohne daß man ihr die geringste Erregung anmerkte. „Ich finde sie ausgezeichnet und würde Sie bitten, mir einen Ableger für meine Baumschule davon zu überlassen.“

Der Gutspächter sprach seine Bereitwilligkeit aus, und bald darauf hob ich die Tafel mit dem Bemerken auf, daß ich noch eine dienstliche Angelegenheit mit dem Oberförster zu besprechen hätte. Ich knüpfte die Bitte daran, daß wir uns Alle in etwa einer Stunde zu einer Tasse Kaffee hier wieder zusammenfänden, was allseitig zugestanden wurde.

Meine Besprechung mit dem Oberförster war in kurzer Zeit erledigt, und ich schlenderte allein in den großen Gutspark, mir zu einem kurzen Nachmittagsschläfchen einen kühlen, schattigen Platz zu suchen. Derselbe war bald gefunden in einer von wildem Wein fast völlig zugewachsenen Laube.

Ich setzte mich auf eine Bank darin und verfiel sogleich in jenen angenehmen Halbschlaf, in dem Traum und Wirklichkeit sich wunderlich mit einander vermischen.

Plötzlich höre ich in einiger Entfernung Stimmen, und zwar eine laute, leidenschaftlich erregte Männerstimme, der eine feine Damenstimme antwortete.

Ich hob den Kopf und lauschte.

Die Stimmen kamen näher; endlich verstand ich Wort für Wort.

„Wenn ich Dich nicht so über alle Maßen liebte, mit einer, wie ich fürchte geradezu sündigen Liebe, hätte ich ja den Kampf schon längst aufgegeben. Aber ich kann, ich darf es noch nicht! Durch inbrünstiges Gebet muß und wird es mir gelingen, Deine Seele vor dem ewigen Verderben zu retten. Nur zu diesem Zwecke habe ich mich hierher gemeldet, um Dir nahe zu sein! Wally! Bin ich Dir denn so gar Nichts mehr, daß ich gar keinen Einfluß auf Dich habe?“

„Aber nimm doch Vernunft an,“ erwiderte die Damenstimme. „Soll ich Dir Etwas vorlügen, soll ich heucheln, um Dir zu gefallen? Was würde Dir damit geholfen sein? Ich habe mir Mühe gegeben, mich in Deine Anschauungen hineinzuleben, ich habe mir Mühe gegeben, zu glauben.“

„Nein, das hast Du nicht,“ unterbrach die Männerstimme, „Du hast Dir eben nicht die rechte Mühe gegeben. Glaube mir, Wally, es hat Dir stets am guten Willen gefehlt. Folge mir! Werde mein! ganz mein! und laß Dich wieder unterrichten wie ein Kind! So Ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt Ihr das Reich Gottes nicht sehen, hat der Herr gesagt. Nur der Kinderglaube kann uns retten —“

„Aber ich komme Dir ja auf halbem Wege entgegen,“ rief sie nun wieder dazwischen, „ich will die Deine werden, wenn Du Deinen geistlichen Beruf aufgiebst und auf mein Gut ziehst, alles Andere überlaß der Zukunft.“

„Nein, nein, nie! Das kann ich nimmermehr! Ich lebe und sterbe mit und für meinen hohen Beruf. Nur so kann ich Dich auch ganz retten.

Wally, Wally! Meine Liebe, meine unendlich heiße, glühende Liebe wird Dir helfen! Folge mir, sei mein Weib, halte es nicht für zu gering, die Frau eines Predigers zu werden. Ich weiß, daß ich hier nicht lange bleiben werde, mir ist anderswo die Stätte meiner Thätigkeit bereitet. O, laß mich meinen Seelsorgerberuf damit beginnen, daß ich Deine Seele, Deine schöne Seele rette vor Tod und Verdammniß — daß ich —" die Stimmen entfernten sich, ich konnte Nichts mehr verstehen.

Meine Müdigkeit war verschwunden. Ich blieb noch einige Minuten still sitzen, um mich nicht zu verrathen, dann erhob ich mich und trat auf den breiten Parkweg hinaus, der an der Laube vorüberführte. Behutsam ging ich vor und schaute die Allee hinunter. Da sah ich, wie am äußersten Ende des Weges der Candidat leidenschaftlich seinen Arm um Wallys Hals schlang, sie auf den Mund küßte und dann in einem Seitenwege mit ihr verschwand. —

Als wir uns zum Kaffee wieder zusammenfanden, war die schwüle Stimmung, die zu Ende des Frühstücks geherrscht hatte, vollständig verschwunden. Baroneß Wally war die Heiterkeit selbst und steckte mit ihrer Laune alle Anderen an, so daß selbst das trübselige Gesicht des Armenhaus-Predigers von ungewohntem Glanze strahlte.

Der Candidat aber wandte kein Auge von Wally und erzählte einige drollige Kindergeschichten von ihr, die sie in seliger Jugendzeit miteinander erlebt hatten.

* * *

Auf meinen Antrag wurde der Candidat zum Pastor in Lomnitz gewählt. Bald darauf erhielt ich folgende Anzeige: „Meine Verlobung mit Baroneß Wally von Bistram auf Schloß Eichenhof erlaube ich mir hierdurch ergebenst anzuzeigen. Willibald Winkler, Pastor in Lomnitz."

IV.

Seitdem mochte ungefähr ein halbes Jahr vergangen sein, als eines Tages der Oberförster in mein Amtszimmer kam, um mir über verschiedene dienstliche Angelegenheiten Bericht zu erstatten. Am Schlusse unserer Verhandlungen konnte ich nicht umhin, mich nach dem jungen Paare zu erkundigen, und wie der neue Pastor sich in der Gemeinde eingelebt habe.

„Sie wissen noch Nichts?" fragte der Oberförster erstaunt.

„Nein; wovon denn?"

„Nun, die Verlobung ist zurückgegangen."

„Was tausend! Seit wann denn?"

„Seit etwa vier Wochen."

„Und warum?"

Der Oberförster zuckte die Achseln.

„Das weiß Gott," sagte er, „die Beiden haben aber sicher nicht zusammen gepaßt. Daraus wäre im Leben keine glückliche Ehe geworden."

„Und wie steht es mit dem Pastor? Fühlt er sich wohl in der Gemeinde, und ist er beliebt?"

„Ich möchte Beides verneinen. Er versteht es gar nicht, mit den Bauern umzugehen. Uebrigens soll er ein epochemachendes theologisches Werk geschrieben haben, und seine Berufung nach Berlin soll nahe bevorstehen."

Und so geschah es. Pastor Winkler ging bald darauf als Universitätslehrer und Prediger nach Berlin, und an seiner Stelle wählten wir auf Wunsch des Lomnitzer Gemeindekirchenrathes einen gewissen Hahn, einen von den Candidaten, welche ich bereits hatte predigen hören.

Mir war das einerseits ganz lieb, da ich auf diese Weise der Mühe überhoben wurde, von Neuem Probepredigten mit anhören zu müssen; andererseits bedauerte ich aber doch, daß mir eine passende Gelegenheit entzogen wurde, die Baroneß wieder zu sehen, die mein Interesse — ich kann es nicht leugnen — lebhaft in Anspruch nahm. Und es widerstrebte mir, einen Vorwand, unter dem ich sie hätte aufsuchen können, zu erfinden.

So vergingen fast volle vier Jahre, ehe ich sie wiedersah.

Es sollte ein Terrain-Austausch zwischen den Rittergütern Eichenhof und Lomnitz vorgenommen werden, und ich wurde beauftragt, an Ort und Stelle die Vertragsbedingungen 2c. festzustellen.

An einem prachtvollen Junimorgen — bei Lerchensang und wolkenlosem Himmel fuhr ich hinaus.

Ich benutzte die Gelegenheit, dem neuen Pastor Hahn einen Besuch abzustatten und ihn zu fragen, wie er sich eingelebt habe. Ich fand einen stillen und zufriedenen Menschen in ihm, der mit seinem Weibchen und schon drei in Lomnitz geborenen Kindern bescheiden sein Leben führte und sich glücklich schätzte.

Von seinem Vorgänger sprach er mit hoher Achtung und nannte ihn ein großes Kirchenlicht, das dermaleinst gewiß den ersten Platz im Kirchenregimente einnehmen werde.

Als ich weiterfuhr, traf ich auch den Küster auf der Landstraße. Aber wie hatte sich der arme Teufel verändert! Seine Haare waren schneeweiß geworden und hingen ihm zottig um den Kopf herum. Das Gesicht war stark geröthet, und die Augen hatten einen stieren Ausdruck angenommen. Ich ließ halten und redete ihn an:

„Guten Tag! Wie geht's?"

„Vortrefflich, so lange der Herr Rath mit mir sprechen, aber sonst," sagte er, tief seinen schäbigen Hut ziehend, und zuckte die Achseln — „na Du lieber Gott, man muß halt das Leben ertragen."

Er roch stark nach Branntwein.

„Lebt Ihr denn friedlich in der Gemeinde?" fragte ich.

„O, ja — unser Herr Paster is a gutter, lieber Mann — das reine Lamm, sag' ich Ihnen, Herr Rath, das reine Lamm. Man möcht' sprechen, er is fast zu gutt für diese Welt!"

„Ist denn sein Vorgänger schon vergessen?"

„Der Winkler?" fragte der Küster und zog die weißen Augenbrauen weit in die Höhe.

„Ja!"

„Das war doch nischt vor uns, Herr Rath. Der Mann — Gott verzeih' mir die Sünde, — war überhaupt nich für die armen Leute — das is a Pastor vor Fürschten und Grafen, drum is er auch nach Berlin gegangen." Er rang die Hände und fuhr fort: „Denken Se doch! die Baronin war ihm zu wenig! Die hat er schießen lassen! Eine solche Frau! Ich weiß nich, ob Se se kennen — ma kann sich nischt Scheeneres und nischt Besseres denken — und die war ihm zu wenig!"

„Na — deswegen —?" sagte ich kopfschüttelnd.

„Nischt Gewisses weeß man freilich nich," fiel er achselzuckend schnell ein, „man konnte halt nich aus 'n klug werden. Die Pauern haben sich vor ihm gefürcht', die Kirche blieb leer — und der Klingelbeutel noch leerer."

Er lachte aus vollem Halse über seinen Witz, und ich fuhr weiter.

Auf dem Gutshofe nahm ich unseren Pächter und den Oberförster in meinem Wagen mit, und wir fuhren durch unseren prächtigen Forst nach Eichenhof zu der auszutauschenden Parcelle. Es war ein Stück Wiese, welches sich in unsern Forst hineinschob, gegen ein Stück Wald auf Eichenhofer Territorium abzugeben. Die Stelle war recht anmuthig und jetzt im Schmucke des Juni von ganz besonderem Reiz.

Als wir ankamen, war Baroneß Wally schon da. Sie stand neben einem kleinen eleganten Wägelchen, das mit zwei Pony-Schecken bespannt war, und unterhielt sich mit dem Geometer, der schon vorausgegangen war, die Grenze abzustechen.

Sie trug ein einfaches Sommerkleid von lila Batist, bis an den Hals geschlossen, die Schultern bedeckte ein breiter, echter Spitzenkragen, das blonde Köpfchen wieder ein kleiner gelber Strohhut.

Es wollte mir scheinen, als ob ihre Gestalt noch etwas schlanker, zierlicher geworden wäre, die Farben des Gesichts hatten an Frische verloren, dagegen leuchteten die Augen noch in ihrem alten Glanze, und die ganze Gestalt athmete wieder berückende Anmuth und Lieblichkeit.

Unsere Begrüßung war sehr herzlich; von meiner Seite sicher aufrichtig — aber auch ihre Freundlichkeit schien echt zu sein. Sie reichte mir ihre kleine warme Hand, die sich in der meinigen fast verlor, und sagte:

„Vier Jahre haben wir uns nicht gesehen! Fast könnte ich bedauern, daß in Lomnitz immer Alles so glatt geht, daß der Herr Decernent nicht nöthig hat, sich herauszubemühen."

„Und ich wiederum muß die Friedfertigkeit unserer holden Nachbarin bedauern, die unsere Anwesenheit so garnicht erforderlich macht. Ich freue mich aufrichtig, Sie wiederzusehen, und ich hoffe, Sie gönnen mir nach gethaner Arbeit noch ein privates Plauderstündchen."

„Das versteht sich," sagte sie, „ich sehe in meiner ländlichen Abgeschiedenheit so wenig Stadtleute, daß ich die Gelegenheit wahrnehmen muß, wenn sich einmal ein Großstädter hierher verirrt."

Wir gingen sogleich in medias res, und da Alles auf's Beste vorbereitet war, so nahm uns das Geschäft, einschließlich aller kleinen Nebenbedingungen und Verclausulirungen, kaum eine halbe Stunde in Anspruch.

Meine Bewunderung vor Barnoneß Wally, ihrer Klarheit, Verständigkeit, Kürze und Präcision im Ausdruck, ihrer geschäftlichen Sicherheit und juristischen Gewandtheit wuchs von Minute zu Minute. Ich lasse mir den blauen Dunst von der Inferiorität des weiblichen Geistes nicht mehr vormachen, seitdem ich die Baroneß Wally kennen gelernt habe. Sie wog mir an Verstandesschärfe ein halbes Dutzend meiner lieben Collegen vom jus auf, die so häufig Weitschweifigkeit mit Gründlichkeit verwechseln. Ich konnte nicht umhin, einige Worte der Anerkennung gegen sie zu äußern.

„Das ist kaum mein Verdienst," erwiderte sie einfach, „ich verdanke diese Eigenschaften, die Sie, glaube ich, viel zu hoch anschlagen, meinem trefflichen Vater, der mich von frühester Jugend an gelehrt hat, die Dinge zu sehen, wie sie sind, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden und alle Prahlerei zu hassen."

Nach diesen Worten wandte sie sich ihrem Wagen zu, der in einiger Entfernung von uns stand, und winkte ihrem Diener, worauf dieser, ohne weitere Befehle abzuwarten, unter den Sitz des Wagens griff und einen großen Korb, aus dem einige Hälse von Weinflaschen angenehm hervorlugten, herausnahm und zu uns brachte.

„Folgen Sie mir, meine Herren," sagte sie, dem Diener die Richtung anweisend, welche er einschlagen sollte, „ich habe hier in der Nähe im Walde ein Fleckchen ausfindig gemacht, das wie geschaffen ist zu einem kleinen Frühstücksgelage. Es liegt auf meinem Grund und Boden, und es ist darum nur billig, daß ich die Wirthin mache."

Damit schritt sie voran, dem Diener folgend, und winkte uns nachzukommen.

Ich nahm den Oberförster beim Arm und ging absichtlich etwas langsamer, um ihm was in's Ohr zu flüstern.

„Ist sie nicht entzückend?" fragte ich ihn.

Der Oberförster nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Und Sie junger Mann von 34 Jahren oder noch weniger können in der Nähe solcher Schönheit und Anmuth so gelassen leben? Ich alter Ehemann bin ja Feuer und Flammen beim Anblick dieses Wesens!"

„Ich bin verlobt und sehr glücklich," versetzte der Oberförster.

„Ah, das ist etwas Anderes," sagte ich, „das erklärt und entschuldigt Alles."

„Uebrigens", fuhr der Oberförster fort, „scheint sie jeden Gedanken an Verheirathung aufgegeben zu haben, seitdem —"

Er konnte den Satz nicht beenden, denn Wally blieb stehen, drehte sich nach uns um und sagte:

„Hier sind wir. Wie gefällt Ihnen der Platz?"

Er war in der That sehr einladend und lauschig: eine fast kreisrunde, von prächtigen alten Buchen eingesäumte kleine Lichtung.

„Das scheint ein Opferplatz unserer heidnischen Vorfahren gewesen zu sein; vielleicht auch eine Richtstätte der heimlichen Vehme —" bemerkte ich.

„Oder," sagte Wally lachend, „eine von meinen Vorfahren aus Geldmangel abgeholzte Stelle, die man wieder anzupflanzen vernachlässigt hat. Denn die herrlichen Bäume hier ringsherum lassen vermuthen, daß hier auch welche gestanden haben, die ein schönes Stück Geld abgeworfen haben mögen."

„Das scheint mir auch so," bestätigte der Oberförster, indem er dem Diener behilflich war, eine Decke auf dem Rasen auszubreiten und die Speisen und Getränke aufzustellen.

„Wie dem auch sei," fuhr Wally in guter Laune fort, „es soll uns nicht abhalten, in Dankbarkeit derer zu gedenken und ihnen ein Glas zu weihen, die, ohne es zu ahnen, uns heute zu einem so schönen Frühstücksplätzchen verhalfen."

Der Diener hatte soeben eine Flasche entkorkt, und Wally füllte die bereitgestellten Gläser.

„Zunächst aber auf gute Nachbarschaft!" sagte sie, ihr Glas erhebend, und stieß mit uns an. „Kommen Sie nur näher, Herr Walther," rief sie dem Geometer zu, der in einiger Entfernung stehen geblieben war. „Sie haben uns sehr gute Dienste geleistet und sich Ihr Frühstück redlich verdient."

Der bescheidene Mann trat näher und lagerte sich mit uns im Kreise.

Wir hatten Alle guten Appetit, aber der „Freßkober", wie die Landleute sagen, war so reichlich ausgestattet, daß selbst der Diener und unsere Kutscher mit den Ueberresten nicht fertig werden konnten.

Wir plauderten heiter und zwanglos über allerhand wirthschaftliche Dinge, namentlich über Pflege und Schutz des Waldes, und ich vermied es, irgend ein tiefer gehendes Thema anzuschlagen, das in unserer bunt zusammengesetzten Gesellschaft kaum die richtige Nahrung gefunden, mir aber vielleicht die Gelegenheit zerstört hätte, später, wenn ich mit der Baroneß allein sein würde, darauf zurückzukommen.

Wally schien ebenso zu empfinden, denn sie wandte den wirthschaftlichen Gegenständen absichtlich immer auf's Neue ihr Interesse zu, sobald einmal eine Pause in unserem Gespräch einzutreten drohte.

So mochten wir ungefähr wieder ein Stündchen verbracht haben, als plötzlich die dumpfen Schläge von Pferdehufen auf dem weichen Wald-

boden vernehmlich zu unsern Ohren drangen. Bald hörten wir auch das Wiehern eines Rosses, dem eines unsrer Pferde antwortete, und auf dem schmalen Waldpfade, der zur Lichtung führte, zeigte sich ein stattlicher Reiter, der aber stutzte und offenbar nicht wußte, ob er näher kommen oder wieder umkehren sollte, sobald er unser Lager erblickte.

Der Oberförster aber grüßte hinüber, der Reiter dankte, den Hut lüftend, und kam näher. Das Pferd wieherte von Neuem und bäumte sich derartig, daß der Reiter Mühe hatte, sich im Sattel zu erhalten. Ein Hieb mit der Reitpeitsche brachte das Thier für einige Augenblicke zur Ruhe. Bald jedoch fing es wieder an zu stampfen und auszuschlagen und wieherte laut in den Wald hinein.

„Guten Morgen, meine gnädigste Baroneß," rief der Reiter mit erhobener Stimme.

„Guten Morgen, Herr von Berndt," erwiderte Wally und erhob sich. „Ist Ihnen ein Gläschen gefällig? Das Frühstück haben wir leider schon verzehrt."

„Danke tausendmal! Sie sehen, Bob erlaubt mir nicht, Ihnen die Hand zu küssen, er hat drei Tage gestanden und ist heute kaum zu bändigen. Ich war in Eichenhof und hörte, daß Sie im Walde seien. Wichtige Geschäfte?"

„Sie sind so gut wie beendet? — Was führte Sie zu mir?"

„Wollte mich nur nach Ihrem Befinden erkundigen; sehe ja zu meiner Freude, daß es vortrefflich. Ich werde mir erlauben, morgen oder übermorgen noch einmal vorzusprechen. Ruhig, Bob, ruhig! Ich habe die Ehre, meine gnädigste Baroneß!"

Er lüftete wieder den Hut, wandte mit einem kräftigen Ruck das Pferd herum und jagte in gestrecktem Galopp davon.

Wir hatten uns Alle erhoben und schauten ihm nach.

„Wer war das?" fragte ich.

„Herr von Berndt, der Besitzer von Ellgut, Dragoner-Rittmeister a. D.," sagte der Oberförster.

„Der schöne Rittmeister, wie ihn die Leute nennen," fügte der Gutspächter hinzu.

„Den Namen verdient er," sagte ich mit einem Blick auf Wally. Diese aber war sehr ernst geworden und sagte zu mir:

„Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir jetzt nach Eichenhof, um den Vertrag schriftlich aufzusetzen, damit Alles in Ordnung kommt. Mir liegt daran, die gerichtliche Auflassung recht bald herbeizuführen."

Ich war natürlich damit einverstanden.

„Sollten wir da etwa die unwillkürlichen Störer eines Rendezvous oder doch wenigstens einer erwünschten Begegnung gewesen sein?" dachte ich bei mir, da mir der plötzliche Ernst der Baronesse auffiel. Denn daß auch der „schöne Rittmeister" die Begleitung der Baroneß nicht gerade mit

freundlichen Augen angesehen hatte, glaubte ich jetzt bestimmt bemerkt zu haben.

Die Baroneß lud mich ein, in ihrem Wagen Platz zu nehmen, und da ich von nun an nur mit ihr allein zu verhandeln hatte, so nahm ich ihr Anerbieten an, während der Gutspächter, der Oberförster und der Geometer in meinem Wagen zurückfuhren, um mir dann das Fuhrwerk nach Eichenhof nachzusenden.

V.

Unser Weg ging zuerst durch anmuthiges Wald- und Wiesengelände, darauf folgten, soweit das Auge sehen konnte, üppige Getreidefelder, die im prachtvollen Sonnenscheine kaum merklich wogten und der Ernte entgegenreiften.

Am Wegerain entlang zogen sich weite Strecken blühenden wilden Mohnes in purpurner Herrlichkeit, von der die hie und da eingestreuten blauen Kornblumen bescheiden lieblich abstachen. Die Sonnenwärme war nicht lästig, obwohl es schon gegen 2 Uhr Nachmittags sein mußte, die Luft voller würziger Wohlgerüche, der Himmel voller Lerchengesang, — wer verstummte da nicht gern in stillem Naturgenuß?

So saßen wir lange Zeit schweigend nebeneinander. Erst als in der Ferne ein Dorf sichtbar wurde, überragt von einem stattlichen Herrenhause mit rothem Kupferdach, unterbrach Wally das Schweigen und sagte:

„Das ist Eichenhof!“

Anstatt Etwas zu erwidern, betrachtete ich das Antlitz der Baroneß, das zu meiner Freude wieder in der gewohnten Heiterkeit strahlte.

Sie merkte meinen Blick, erröthete ein wenig und sagte: „Ich freue mich übrigens, daß Sie so gut schweigen können.“

„Und ich dachte mir, daß auch Sie jedes gesprochene Wort als eine Profanation ansehen würden, da die Natur so mächtig und freundlich zugleich zu uns sprach,“ erwiderte ich.

„Sie haben es getroffen,“ sagte sie, „ich wüßte kaum, daß mich die großartigste Gebirgslandschaft oder selbst das Meer mit so befriedigendem Entzücken, fast möchte ich sagen mit Andacht, erfüllen, wie eine so im Sonnenglanze daliegende, reich gesegnete Feldflur. Vielleicht deshalb, weil so viel menschliche Arbeit und menschliche Hoffnung damit verknüpft sind. — Ich fahre deshalb an solchen Tagen wie heute am liebsten allein in's Feld, kutschire sogar selbst. Bei Ihnen konnte ich aber annehmen, daß Sie ebenso oder ähnlich empfinden; wissen Sie, warum?“ Dabei sah sie mich mit einem herzerwärmenden Lächeln von der Seite an.

„Nein,“ erwiderte ich verwirrt, „aber es würde mir lieb sein, den Grund zu erfahren.“

„Weil Sie mich so ungemein an meinen Vater erinnern,“ sagte sie rasch. „Schon bei unserer ersten Begegnung fiel mir sogar eine körperliche

Aehnlichkeit auf, und Ihre nähere Bekanntschaft hat meinen ersten Eindruck ganz bestätigt."

Ich seufzte unwillkürlich und dachte an meinen stark ergrauenden Bart, aber das aufwallende Schmerzgefühl ging rasch vorüber und machte einer ungetrübten Freude Platz. Eine solche Tochter konnte ich mir schon gefallen lassen.

„Ich schätze mich glücklich, Ihr Vertrauen erworben zu haben," sagte ich, „und ich werde mir Mühe geben, es zu verdienen und zu erhalten."

Wir waren an die ersten Häuser des Dorfes gekommen, und Wally ließ den Wagen vor einer Schmiede halten, in welcher ein alter, grauköpfiger Meister mit zwei Burschen lustig auf dem Amboß herumhämmerten. Sobald der Alte uns gesehen hatte, legte er den Hammer nieder, hieß die Burschen auch in der Arbeit innehalten und eilte, sein Käppchen in der Hand, an den Wagen.

„Wohl gespeis'sam, gnädiges Fräulein," sagte er, „womit kann ich dienen?"

„Meister Hannig," erwiderte sie, „ich habe heute früh, als ich durch Seifersdorf fuhr, an den herrschaftlichen Pferden einen ganz neuen Hufbeschlag gesehen, der mir sehr gefällt. Der Inspector sagte mir, er hätte sich vorzüglich bewährt, er schone die Hufe und sei viel dauerhafter als unser. — Wilhelm! geben Sie mal dem Meister das Modell, das ich mitgebracht habe," wandte sie sich an den auf dem Bock sitzenden Diener. Dieser griff unter den Sitz und nahm das hölzerne Modell eines Hufeisens hervor, das er dem Schmied überreichte.

Der Schmied nahm es in die Hand, drehte es nach allen Seiten hin um, besah es wieder und wieder, lachte, schüttelte den Kopf, kratzte sich hinter den Ohren, schüttelte wieder den Kopf und sagte endlich:

„Nu, das heeßt — das Ding is nich unrecht, wahrhaftig ne, das Ding is nich unrecht! Da is ma' nu so a aller Knaster gewurden — und nu soll man uf seine alten Tage noch a mal umlernen! Aber ich mach's, gnädiges Fräulein, ich mach's, nu das versteht sich! Und wenn's dem gnädigen Fräulein gefällt, da wird's ja wohl ooch gutte sein!"

„Na schön, Meister Hannig, da macht mal zunächst mit den beiden Braunen einen Versuch."

„Mit den Braunen; gutt, gutt — ne, ne, 's is doch werklich —" und er besah sich das Modell von Neuem, lachte und schüttelte den Kopf.

„Adieu, Meister Hannig; und schickt mir mal gegen Abend Eure Liesel in's Schloß, ich hab' ihr was zu geben."

„Scheen, scheen, ich dank' ooch, gnädiges Fräulein, 's werd Alles besorgt werden!" rief er ihr noch nach, als sich der Wagen schon in Bewegung gesetzt hatte.

„Es ist nicht leicht," nahm Wally das Wort, „die Leute auf dem Lande von einer guten Neuerung zu überzeugen, sie kleben zu sehr am

Hergebrachten. Dazu gehört dieser gute Alte hier noch zu den Vernünftigsten; aber ich versichere Sie, innerlich lacht er über das neue Hufeisen, und es ist eigentlich nur Courtoisie gegen mich, daß er so bereitwillig das Gute an ihm anerkannte."

„Sie charakterisiren damit den schlesischen oder vielleicht auch den deutschen Bauern überhaupt ganz vortrefflich," erwiderte ich, „ich wünschte nur, es würde überall in so verständiger und liebevoller Weise zu reformiren gesucht wie hier in Eichenhof. Alle Achtung vor dieser Gutsherrschaft!" — ich verneigte mich gegen Wally — „das sieht ja Alles so sauber und gesund aus, so zufrieden und glücklich, daß man hier dauernd seine Zelte aufschlagen möchte."

Das Dorf machte in der That einen ungewöhnlich wohlhabenden und schmucken Eindruck.

Wir kamen an die Schule, ein weißgetünchtes neues Haus mit breiten Fenstern und von solidem Material. Der Nachmittagsunterricht hatte noch nicht begonnen, die Fenster standen offen, und es schallte uns das bekannte vielstimmige Concert einer munteren Kinderschaar entgegen, die ihres Lehrers harrt.

„Wollen wir einen Augenblick hinein?" fragte Wally, „ich habe die Schule gebaut und unterhalte sie, ich bin ein klein wenig stolz darauf."

„Mit Vergnügen," sagte ich.

Wir stiegen ab und traten in die Schule ein, zugleich mit dem jungen Lehrer, den mir Wally vorstellte.

„Welchen Gegenstand unterrichten Sie jetzt?" fragte Wally den Lehrer.

„Deutsch," war die Antwort.

Das Klassenzimmer war sehr geräumig; auf der rechten Seite saßen die Mädchen, auf der linken, durch einen breiten Gang getrennt, die Knaben.

Bei unserem Eintritt verstummten Alle sofort, erhoben sich zum Gruße von ihren Plätzen und richteten mit gespannter Aufmerksamkeit die Augen auf uns. Der Lehrer gab ihnen ein Zeichen, wieder Platz zu nehmen.

Der Unterricht begann, und ich muß sagen, ich habe selten oder nie in einer Dorfschule so vernünftige Fragen und so prompte verständige Antworten gehört.

„Was gehört zu einem Gedicht?" das war ungefähr das Thema, das hier in klarster und einfachster Weise, der Fassungskraft der kleinen Leute angepaßt, verhandelt wurde. Endlich sollte auch declamirt werden.

Ein strammer Bursche trat vor, verbeugte sich und begann das Gedicht von Matthias Claudius: „War einst ein Riese Goliath." Der Junge hatte eine wahre Stentorstimme und sprach ziemlich dialektfrei und mit Humor. Bei der Stelle: „Da fiel der große Esel hin, so lang und dick er war," brach die ganze Klasse in ein schallendes Gelächter aus, in das wir herzlich mit einstimmten. Ein Wink des Lehrers — und Alles war wieder ruhig.

Nach Beendigung des Gedichtes fragte Wally, ob ich wünschte, daß in einem anderen Gegenstande examinirt würde. Ich bat um Naturlehre.

Noch ehe der Lehrer zu fragen begann, ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Ich mußte nämlich niesen. Da erhob sich die ganze Klasse wie ein Mann und rief mit lauter Stimme: „Zur Gesundheit, Herr Schulinspector!“

Wally flüsterte mir leise zu: „Hätten Sie Religion examiniren lassen, so wären Sie wahrscheinlich zum Superintendenten avancirt.“

In der Naturlehre ging es vortrefflich. Die Bestandtheile des Wassers, der Luft wurden hergezählt, die chemischen und physikalischen Vorgänge, die unser tägliches Leben erfüllen und bedingen, mit entschiedenem Verständniß vorgetragen und erläutert, kurz, ich konnte nicht umhin, dem Lehrer und vor Allem wieder der Patronin der Schule meine aufrichtige Anerkennung auszusprechen. Wally freute sich über meine Zufriedenheit, ja über mein Erstaunen, daß in einer Dorfschule so treffliche Leistungen erzielt werden könnten. —

Wir fuhren nach dem Schloß, einem alten, einfachen Bau von vornehmer Gliederung und sehr geräumigen Dimensionen.

Als wir vor der großen Freitreppe hielten, erwartete uns ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, kräftiger Statur und freundlichem, guten Gesichte, den mir Wally als ihren treuen Verwalter und Stellvertreter vorstellte. Sie erkundigte sich theilnahmsvoll nach seiner Frau, die am Morgen nicht ganz wohl gewesen war, und vernahm, daß sie wieder vollkommen gesund sei.

„Wir sehen uns also bei Tische,“ sagte sie zu ihm; „wollen Sie so gut sein, zu veranlassen, daß noch ein Gedeck aufgelegt wird.“

Darauf begaben wir uns sofort in ihr Arbeitszimmer, im Erdgeschoß nach dem Park zu gelegen, der sich hinter dem Schlosse ausdehnte.

Da sie mich einige Zeit allein ließ, hatte ich Gelegenheit, mir den Raum genauer zu betrachten; ist doch das Arbeitszimmer eines Menschen besonders charakteristisch für ihn und macht gleichsam einen Theil seiner Persönlichkeit aus.

Die zahlreichen Bücher an den Wänden, die in soliden Einbänden in hohen, offenen, geschmackvoll geschnitzten, eichenen Regalen standen — nicht in verschlossenen Schränken mit Glasthüren, wie man das bei Leuten findet, die selten lesen, — der breite Tisch in der Mitte mit zahlreichen Actenstücken, Zeitungen, Briefen 2c. bedeckt; die gänzliche Abwesenheit von unnützen Schaustücken und Schmucksachen — es hingen nur zwei Portraits in Oel, Vater und Mutter vorstellend, an der Wand — die Einfachheit der Ausstattung, die sich in den Möbeln auf Stühle und eine Wanduhr beschränkte und nicht einmal ein Sopha, ja selbst keinen Spiegel aufwies; alles das hätte Niemand auf die Vermuthung geführt, daß er sich hier in dem Arbeitszimmer einer Dame befinde.

Und doch fühlte man sich in diesem Raume sofort behaglich, ja heimisch. Man empfand, daß der Bewohner dieses Zimmers kein leerer, hohler Mensch sein könne, der an oberflächlichem Zeitvertreib sein Behagen findet, sondern ein ehrlicher Arbeiter, dem das Leben eine ernste Beschäftigung voll heiliger Pflichten bedeutet.

Ich musterte die Bibliothek und fand da, außer unseren und den ausländischen Classikern, das Beste unserer Litteratur bis auf die allerneueste Zeit herab — auch Gerhart Hauptmann, unser schlesischer Landsmann, war vertreten — ferner historische Werke in großer Anzahl, Ranke, Mommsen, Sybel, Treitschke u. s. w., die Schriften von David Strauß, Häckel, selbst Darwin, dazu eine Reihe juristischer Bücher für den praktischen Gebrauch, endlich Nationalökonomisches, Landwirthschaftliches und dergleichen mehr.

Und man sah, daß diese Bücher hier nicht blos zur Schau standen, sondern daß sie fleißig benutzt wurden — ich sehe das einer Bibliothek auf den ersten Blick an — und daß für Ergänzung und Zuwachs gesorgt wurde, bewiesen die auf einem Ecktisch liegenden, frisch eingebundenen oder noch nicht gebundenen, aber aufgeschnittenen Exemplare von Werken der jüngsten Vergangenheit.

Ich will nur kurz erwähnen, daß wir nach Erledigung des Geschäftlichen und nachdem mir Wally Haus, Park, Garten und Hof sammt den Ställen, Scheunen, Vorrathshäusern, Arbeiterwohnungen, landwirthschaftlichen Maschinen u. s. w. gezeigt hatte, wobei ich überall ihre Sicherheit und freundliche Ruhe im Verkehr mit den Untergebenen bewunderte, ein sehr gutes Mittagsmahl verzehrten, an welchem der alte Verwalter und seine Frau, wie immer, theilnahmen.

Das Verhältniß zwischen Wally und diesen alten Leuten, die länger als dreißig Jahre hindurch schon dem Vater gedient hatten, war ein sehr herzliches und ungezwungenes, obwohl die Grenze zwischen Herrschaft und Untergebenen niemals verwischt wurde.

Von intimeren Gesprächen konnte bis dahin nicht die Rede sein; erst als die alten Leute sich verabschiedet hatten, forderte Wally mich auf, ihr in ein Zimmer des ersten Stockwerkes, mit großem Balkon auf den Park hinaus, zu folgen, wohin sie sich zurückzuziehen pflegte, wenn, wie sie sagte, „die stillen Gedanken über sie kommen".

VI.

Das Zimmer und vor Allem der Balkon, auf welchem ein runder Tisch und zwei bequeme Sessel standen, waren in der That zum Träumen und Nachdenken wie geschaffen. Man hörte Nichts vom Geräusch des Gutshofes, nur das leise Flüstern der hohen, alten, im duftigen Blüthenschmuck stehenden Linden und von Zeit zu Zeit der Gesang der Nachtigallen vertieften den Frieden und die andachtsvolle Ruhe, die über dem Lande lag.

„Heute erreichen Sie den Abendzug doch nicht mehr," sagte Wally, als wir auf dem Balkon Platz nahmen, „also bleiben Sie mein Gast, Ihr Zimmer ist in Ordnung, und jetzt wollen wir gemüthlich plaudern."

Dann befahl sie dem Diener, für mich eine frische Flasche Wein zu bringen — sie selbst trank Nichts — wir lehnten uns in unsere Sessel zurück und — schwiegen. Ja, wir schwiegen eine lange Zeit. Die Sonne war schon hinter den Bäumen verschwunden; aber es war noch hell und die Luft warm und still.

Ich wußte nicht recht, wie ich beginnen sollte, um ihr zu sagen, wie sehr mich ihr Schicksal interessirte und wie gern ich Etwas von ihrer Liebesgeschichte und deren Ende erfahren hätte. Aber sie selbst kam mir zu Hilfe, denn plötzlich begann sie, ohne ihre Stellung zu verändern oder sich zu rühren, in ruhigem Tone:

„Sie werden wissen wollen, wie das Alles so gekommen ist?"

„Ja," erwiderte ich lebhaft, „und ich bitte Sie, mir zu glauben, daß es nicht gemeine Neugier ist, die mich beseelt, sondern aufrichtiges Mitgefühl."

„Ich weiß es," erwiderte sie, „und gerade deshalb fühle ich das Bedürfniß, mich Ihnen mitzutheilen und Ihnen Dinge zu offenbaren, die sonst Niemand erfahren hat. Ich möchte diese Mittheilungen gewissermaßen als eine Rechtfertigung vor mir selbst ansehen."

Sie holte tief Athem und fuhr fort:

„Wie ich Ihnen, glaube ich, schon einmal gesagt habe, kannten wir uns von frühester Jugend an. Sein Vater war hier Lehrer, hatte aber eine weit über seinen Stand hinausragende Bildung, die er sich durch eifriges Selbststudiren zu verschaffen gewußt. Da mein Vater sich für den Mann interessirte, sich gern mit ihm unterhielt und seinen Umgang schließlich garnicht mehr entbehren konnte, so wußte er ihn hier zu halten, obwohl es dem alten Winkler ein Leichtes gewesen wäre, in jeder Stadt eine seinen Fähigkeiten und Kenntnissen angemessene Stellung zu erlangen. Es bildete sich schließlich zwischen meinem Vater und ihm ein wirkliches Freundschaftsverhältniß aus, das meinem Vater um so werthvoller war, als seine Ehe nicht glücklich genannt werden konnte. Ich komme darauf noch später zurück.

Als ich heranwuchs und Unterricht erhalten sollte, wurde für mich eine Gouvernante angenommen, mit der aber meine Eltern so schlechte Erfahrungen machten, daß sie sie wieder entließen und fortan auf jeden weiteren Unterricht durch eine Lehrerin verzichteten. Mein Vater vermochte den alten Winkler, seine Stellung als Gemeindeschullehrer niederzulegen und sich ganz dem Unterricht und der Erziehung seines Sohnes und meiner Person, sowie seinen Privatstudien zu widmen. Es fand sich Gelegenheit, ein kleines Bauerngut billig zu erstehen, das unserm Lehrer zur selbständigen Bewirthschaftung und zum alleinigen Genuß überlassen wurde, und so lebte er, ein Wittwer, in den angenehmsten Verhältnissen, stolz auf

die Freundschaft meines Vaters, mit dem er fast gleichzeitig vom Tode hinweggerafft wurde.

Meine Schulzeit wird mir ewig unvergeßlich sein. Die Stunden, die ich in dem kleinen Häuschen am Ende des Dorfs, in der niedrigen, aber großen und gemüthlichen Schulstube verbrachte, waren voll reinen, ungetrübten Glückes.

Meine Mutter wollte es nicht zugeben, daß die Schulstunden im Schlosse abgehalten wurden; sie meinte, sie hätte kein passendes Zimmer; sie fürchtete sich aber wohl nur vor den Tintenflecken, denn sie war sehr genau; und mein Vater gab sich darein, weil er glaubte, daß wir in der einfachen Schulstube des Lehrers weniger von fremden Dingen abgezogen würden. Ich glaube, darin hatte er Recht.

Zwischen Willibald, dem wenige Jahre Aeltern, und mir entwickelte sich ein Freundschaftsverhältniß wie zwischen Geschwistern, ohne Sentimentalität, ohne vorzeitiges Liebesgetändel, wie man das zuweilen unter Kindern schon antrifft, durchaus gesund und fern von jeder Ziererei und Unnatur. Wir spornten uns gegenseitig zum Lernen an, Einer suchte es dem Andern womöglich zuvorzuthun, aber nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Freude am Vorwärtskommen, und in den Mußestunden trieben wir uns in Wald und Feld umher oder tummelten uns auf unseren kleinen Reitpferden.

Obwohl mein Vater und mein Lehrer in religiöser Beziehung, wie ich später sah, auf allerfreistem Standpunkte standen, hielten sie es doch nicht für angebracht, uns den staatlich vorgeschriebenen Religionsunterricht vorzuenthalten. Sie unterschätzten den erziehlichen Charakter eines solchen confessionellen Unterrichts keineswegs und überließen es dem reiferen Verstande und der geschulten Vernunft der Zukunft, wieviel wir von den in der Jugend empfangenen Lehren beibehalten oder verwerfen wollten.

So wanderten Willibald und ich auch gemeinschaftlich zum Confirmanden-Unterricht nach Lomnitz, wo wir in derselben Kirche eingesegnet wurden, in der später mein Schulkamerad, wenn auch nur kurze Zeit, predigen sollte.

Schon damals konnte ich bemerken, wie Willibald zuweilen von einer religiösen Begeisterung ergriffen wurde, die mir völlig fremd war. Mit glühendem Gesicht und leuchtenden Augen horchte er auf die Erzählungen des alten Pastors, ganz besonders in der Geschichte der Reformation und bei den innerlichen Kämpfen Luthers, und oft, wenn wir nach solchen Stunden den Heimgang antraten, hielt er mir förmliche Predigten voll Eifer und Beredsamkeit und tadelte mich auf's Heftigste, als ich einmal gewagt hatte, ihn lachend zu unterbrechen.

So kam die Zeit heran, daß Willibald das Gymnasium beziehen mußte, und wir zum ersten Mal auf längere Zeit uns trennen sollten. Was das für uns zu bedeuten hatte, wurde uns erst klar, als der Tag der Abreise angebrochen war.

Der Wagen, der mir Willibald entführen sollte, war bereits bestellt; ich wollte nicht dabei sein, wenn er davonfuhr, und hatte mich hier in den Park geflüchtet. Mein Herz schlug gewaltig, und ich ließ den Thränen freien Lauf, die zum ersten Male in meinem Leben und nie wieder mit der gleichen Heftigkeit voll schmerzlicher Gefühle hervorbrachen. In mich zusammengesunken, saß ich auf einer versteckten Bank unter dem ersten Frühjahrsgrün — es war einige Tage nach Ostern und ein prachtvoller Tag — da stand er plötzlich vor mir und ergriff meine beiden Hände, mit denen ich mein Gesicht bedeckt hatte.

‚Wally!‘ rief er bewegt, und ich wehrte ihm nicht, als er mich umhalste und mir einen feurigen Kuß auf meinen Mund drückte, ‚Wally, lebe wohl! und höre, was ich Dir in dieser wichtigen Stunde zu sagen habe: wenn ich ein Mann bin, freie ich um Dich! Beschütze Gott Dich und mich!‘ Damit riß er sich los und ging eiligen Fußes, ohne sich noch einmal umzusehen, davon.“ — —

Wally machte in ihrer Erzählung eine Pause. Eine Nachtigall hatte sich auf einen Baum ganz in unserer Nähe niedergelassen und sang so meisterlich ihr Lied, daß wir unwillkürlich verstummten und zuhörten, bis sie geendet hatte.

„Seit acht Tagen,“ sagte Wally, „kommt diese Nachtigall täglich zur selben Zeit auf diesen Baum geflogen, singt etwa zehn Minuten hier und fliegt dann nach jenem Busch hinüber, wo sie ihr Lied fortsetzt. Es ist, als ob sie mir hier ihren Abendgruß ganz besonders bringen wollte. Sehen Sie das Thierchen? Dort! Jetzt erhebt es sich und fliegt davon.“

Und wirklich flog das Vögelchen in der Richtung, die Wally vorher angedeutet hatte, davon, ließ sich in dem bezeichneten Busche nieder und begann dort sein Lied von Neuem.

„In der Einsamkeit lernt man beobachten,“ sagte Wally, „ich könnte Ihnen genau herzählen, wie viel Nachtigallen ich im Parke habe und wo jede nistet. — Aber davon ein andermal. Ich will lieber jetzt in meiner Geschichte fortfahren.

Es folgten traurige Tage für mich auf die Abreise meines Schulkameraden. Ich war meistens auf mich selbst angewiesen und fand wenig Trost in der gewohnten Arbeit. Wie gern hätte ich mich meiner Mutter mehr angeschlossen und ihr meine Schmerzen geklagt; aber gerade jetzt zeigte es sich, wie fremd wir uns innerlich geblieben waren. Meine Mutter war nicht glücklich. Die stille und ernste Art meines Vaters, seine strenge Pflichterfüllung und seine Vorliebe für Philosophie und Naturwissenschaften, denen er in seinen Mußestunden eifrig oblag, stimmten durchaus nicht zu ihrem von Natur lebenslustigen, ja leichtlebigen Temperamente, das leider durch Kränklichkeit sehr häufig herabgestimmt wurde. Hatte sie meinen Vater durch lange Bitten überredet, mit ihr für einige Tage oder auf längere Zeit nach der Stadt zu gehen, um dort Festlichkeiten mitzumachen oder Theater und

Concerte zu besuchen, so mußte sie das gewöhnlich mit Schmerzen und Leiden aller Art büßen, die sie in die verdrießlichste Stimmung versetzten und den Umgang mit ihr sehr erschwerten. Bald nahmen ihre körperlichen Leiden so zu, daß sie in vollständiges Siechthum verfiel, unter dem auch ihre geistigen Kräfte erlahmten, so daß der Tod als Erlöser von schrecklichen Qualen bei ihr erschien.

Das Hinscheiden meiner Mutter, namentlich unter den angedeuteten qualvollen Umständen führte meine Gedanken häufig auf das Leben der Seele, auf Tod und Unsterblichkeit und regten Zweifel in mir an, die, durch eifrige Lectüre genährt, zuletzt meinen kirchlichen Glauben vollkommen in's Wanken brachten und mich der Philosophie in die Arme warfen.

Es hatte mich eine wahre Lesewuth befallen, und es gab für mich nichts Reizvolleres, als wenn ich das eben Gelesene dann in Gesprächen mit meinem Vater und dem Schulmeister reproduciren und mir dadurch klarer machen konnte.

Der Tod meiner Mutter hatte auch das Gute gewirkt, daß sich ein inniges, wahrhaft zärtliches Verhältniß zu meinem Vater entwickelte, der mich mit der ganzen Gluth seines liebevollen Gemüthes zu sich heranzog und an meinem lebhaften Interesse für seine Arbeiten, sowohl auf wirthschaftlichem als auf geistigem Gebiete, die größte Freude hatte. Ich wurde ihm immer unentbehrlicher, je mehr ich heranwuchs, und war endlich zu seiner Gehülfin geworden, die ihn selbst bei wichtigeren Geschäften vollständig vertreten konnte. — Ich bin aber den Ereignissen sehr vorausgeeilt und muß noch Einiges nachholen, besonders, was mein Verhältniß zu Willibald betrifft.

Willibald verlebte natürlich die Ferien stets hier auf dem Lande, und vorzüglich in den ersten Jahren, nachdem er das Gymnasium bezogen, waren diese Ferienzeiten für uns eine Reihe ungetrübt glücklicher Tage. Mein Schulkamerad hatte sich zu einem großen, kräftigen Jüngling entwickelt, der mir imponirte, nicht blos durch seine äußerlichen Vorzüge, sondern auch durch seine reichen Kenntnisse und die ungewöhnliche Art, wie er sie in seinen Gesprächen zu verwerthen wußte. Er hatte nämlich von Jugend auf etwas Lehrhaftes an sich, das sich aber, wenigstens solange mein Vater lebte, niemals in vordringlicher, eher in einschmeichelnder Weise geltend machte und mich für ihn einnahm. Er kam auch gern auf religiöse Dinge zu sprechen, und sein alter Glaubenseifer, der mich schon als Kind mitunter geängstigt hatte, wuchs mit den Jahren derartig, daß ich bei meiner zunehmenden philosophischen Lebensauffassung es endlich ganz unterließ, mich auf diesem Gebiete in Discussionen einzulassen.

Sein Vater bemerkte diesen wachsenden Glaubenseifer mit einer gewissen Besorgniß, die er einmal meinem Vater und mir gegenüber aussprach. Er fürchtete einen zu plötzlichen Rückschlag seiner Gesinnungen nach der entgegengesetzten Seite und suchte Mittel, dem vorzubeugen.

Mein Vater aber wußte in seiner milden, toleranten Weise sehr wohl zu trösten. ‚Es wäre eine Thorheit,‘ sagte er, ‚wollte man den jungen Menschen mit Gewalt von einem Pfade ablenken, der ihn vielleicht für sein ganzes Leben zum Glücke führt. Ich kenne so viele Geistliche — Protestanten und Katholiken, — die ich für wahrhaft glücklich und zufrieden halte, soweit das den Menschen auf unserer Erde möglich ist, daß man sie um ihrer Seelenruhe willen beneiden könnte. Ich freilich,‘ setzte er hinzu, ‚möchte darum doch mit ihnen nicht tauschen, mir ist meine nie ruhende und rastende Skeptik, die immer wieder zu erneuten Forschungen treibt, zum Lebenselement geworden, das ich nöthig habe wie der Fisch das Wasser.‘

So wurde denn auch weiter kein Einspruch erhoben, als Willibald beim Abgang vom Gymnasium rund heraus erklärte, daß er nur Theologie studiren könne und wolle.

Von nun an sahen wir uns seltener. Der junge Studiosus war so eifrig, daß er sich nur einmal im Jahre eine Unterbrechung seiner Studien gestattete. Bei diesen Besuchen beobachtete er mir gegenüber eine gewisse Zurückhaltung; war ich doch nunmehr vollständig erwachsen und gewissermaßen selbstständiger als er, da die oberste Aufsicht über die Gutsverwaltung fast ganz in meinen Händen lag und meine Zeit sehr in Anspruch nahm. Aber das alte herzliche Verhältniß zwischen uns hatte darum kaum gelitten, ja, ich konnte bemerken, daß seine Neigung zu mir einen leidenschaftlicheren Charakter angenommen hatte, der sich auch in Gedichten, die er mir heimlich zusteckte, offenbarte. Diese Liebesgedichte hatten gleichwohl alle einen religiösen Anstrich, so glühend sie auch mitunter waren. In Gesprächen zwischen uns aber wurde jenes beim Abschiede von ihm gethanen Gelöbnisses niemals Erwähnung gethan, ja jede Andeutung auf ein bestehendes Liebesverhältniß ängstlich vermieden.

Mein Vater aber mußte gleichwohl durchschaut haben, wie es mit uns stand; das ging aus einer Bemerkung hervor, die er mir kurz vor seinem Tode machte. Eine heftige Lungenentzündung hatte ihn auf's Krankenlager geworfen, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Was ich damals seelisch durchgemacht habe, hat mich für die Zukunft gegen jeden anderen Schmerz gefeit. Mehr konnte ich im Leben nicht verlieren, als meinen Vater, der zugleich mein einziger, unersetzlicher Freund war. Ich saß an seinem Sterbebette und horchte ängstlich auf seine Athemzüge. Da öffnete er seine blauen Augen, sah mich mit einer Zärtlichkeit an, die mir das Herz durchschnitt, und sagte mit schwacher Stimme: „Sei stark, meine Tochter. Wähle einen Mann nach Deinem Herzen und frage Dich, ob Willibald der rechte ist.“

Bald darauf verschied er. — —

Der wenige Tage später eintretende Tod des alten Winkler führte auch Willibald hierher, und wir standen verwaist an den Gräbern unserer Väter.

Es waren schwere Tage, in denen mich mitunter die Verzweiflung packen wollte, aber das verklärte Antlitz meines Vaters trat dann immer vor meine Seele, und seine Worte: „Sei stark, meine Tochter," brachten meinem Herzen Frieden. Willibald war in jenen Tagen auffallend still, aber auf seinem Gesicht lagerte eine gewisse Heiterkeit, die für seinen Seelenfrieden sprach. Ich konnte mir das nicht erklären, besonders im Hinblick darauf, daß Willibald seinen Vater nicht mehr lebend angetroffen hatte, bis er mir eines Tages, als wir zusammen vom Friedhofe kamen, sagte: „Das Testament meines Vaters beweist mir, daß er als gläubiger Christ gestorben ist; das macht mich glücklich." Ich vermied es, ihn zu fragen, woraus er das schlösse, und ich habe es auch später nicht erfahren.

Als er diesmal von mir schied, behielt er meine Hand in der seinigen, sah mich ernst an und sagte: „Weißt Du noch, was ich Dir sagte, als ich das erste Mal in meinem Leben Abschied von Dir nahm?" Und als ich es bejahte, fuhr er fort: „Ich halte es aufrecht! Erlaubst Du mir, daß ich in Zukunft an Dich schreibe?" Ich erlaubte es und versprach ihm wieder zu schreiben.

Dieser Briefwechsel, anfangs schüchtern und in hergebrachten Formen sich bewegend, wurde allmählich zum harten Kampfe. Ich konnte nicht länger hinter dem Berge halten mit meinen Anschauungen und setzte in einem langen Briefe auseinander, daß und warum ich an eine göttlich geoffenbarte Religion durch die heilige Schrift nicht glauben könne und wolle. Nicht blos die Geschichte der Völker und die Entstehungsgeschichte der Bibel selbst, sondern auch die Entwickelung unseres Planeten und seiner Bevölkerung spreche dagegen. Kurz, was ich von Häckel, Darwin, Strauß und Anderen gelernt hatte, war das Rüstzeug, mit dem ich meinen Kampf führte. Und ich muß gestehen, daß Willibald sich bewunderungswürdig wehrte. Alle jene Männer, auf die ich mich berief, kämen an eine gewisse Grenze, wo sie gestehen müßten: hier hört unser Wissen auf! Da beginne denn der Glaube an die geoffenbarte Religion. Seine Beredsamkeit wurde häufig zum Hymnus, an dem man sich berauschen konnte, aber dem Rausch folgte sehr rasch die Ernüchterung, wenn man mit klaren Augen um sich blickte und der Vernunft, dem Göttlichsten, was der Mensch in sich trägt, ihr Recht einräumte.

Deshalb kam es zwischen uns zu keiner Verständigung, und der Briefwechsel gerieth in's Stocken. Ich selbst knüpfte ihn aber wieder an, indem ich einfache Mittheilungen aus der Heimat machte, kleine Dinge erzählte, von denen ich wußte, daß sie ihn interessiren würden; darunter auch einmal, daß der alte Pastor in Lomnitz gestorben sei, und halb im Scherze fügte ich hinzu, er könne sich ja um die erledigte Stelle bewerben. Denn daß er dies wirklich thun würde, daran hatte ich nie gedacht, da Willibald ganz außergewöhnlich glänzende Examina gemacht und Aussicht hatte, zunächst freilich nur als Hilfsprediger, an einer Berliner Kirche angestellt zu werden.

Aber er faßte die Sache als einen Wink vom Himmel auf, ihm gegeben, um in meiner Nähe zu bleiben und meine arme Seele zu retten. Denn aus meinen Briefen, hatte er mir geschrieben, sprächen die Wirkungen des Antichrist, dessen Macht von Jahr zu Jahr zunähme und sich geltend machte in scheinbar glänzenden Erfolgen der Wissenschaft, in dem gräulichen Radicalismus und Rationalismus, in der Glaubenslosigkeit und dem Umsichgreifen der Socialdemokratie. Alles das sei prophezeit in den Evangelien, besonders in dem des Johannes; es sei die äußerste Anstrengung Satans, das Reich Christi zu stürzen, aber der Tag sei nicht fern, an dem die Feinde dieses Reiches für ewige Zeiten vernichtet werden würden.

Ich warnte ihn, hierher zu kommen, weil ich wußte, daß ihn sein Amt hier nicht befriedigen könne, ich drohte ihm sogar, ihm meine Stimme, als Gutsherrin von Eichenhof, nicht zu geben. Vergebens. Willibald kam, und Sie wissen, daß sein Auftreten Erfolg hatte.

Trotzdem ich kein Hehl daraus machte, daß meine Anschauungen dieselben geblieben seien, gab er die Hoffnung nicht auf, mich zu retten, wie er sagte. Und meine Neigung zu ihm war groß genug, um eine solche Annäherung von beiden Seiten zu hoffen und für möglich zu halten. In dieser Hoffnung versprach ich ihm meine Hand.

Anfangs schien Alles wirklich ganz gut zu gehen, das Glück der reinen Liebe, die Erfüllung unseres Jugendwunsches hatte uns Beide mild und versöhnlich gestimmt. Jeder hoffte vom Anderen eine innere Umwandlung und wollte ihm Zeit dazu lassen, sie herbeizuführen. Wir schwärmten wie die Kinder, suchten alle liebgewonnenen Plätze auf und träumten von vergangenen Zeiten. Und um diese Stimmung recht lange ungetrübt zu erhalten, trug Jeder von uns Scheu, das große, wichtige Thema, das uns so oft entzweit hatte, zu berühren. Allmählich aber war es doch nicht zu vermeiden. Ich machte ihm den Vorschlag, sein Amt aufzugeben und Landwirth zu werden, um mit mir das Gut zu bewirthschaften. Er könne ja dabei seiner Wissenschaft weiter leben. Davon wollte er aber garnichts wissen. Er wollte nicht blos der Mann seiner Frau sein, sagte er, sondern überall auf freien Füßen stehen, um vor Allem seinem erhabenen Berufe zu leben; ich aber sollte meine Heimat verlassen, um ihm zu folgen, wohin Gott ihn führen würde. Nun, das hätte ich ja wohl auch gethan, wenn nur sonst ein dauerhafter Frieden zwischen uns hätte hergestellt werden können. Das war nun aber leider unmöglich. .Die alten Kämpfe begannen von Neuem und nahmen immer heftigere Formen an, da sie nicht blos auf dem Papiere, sondern von Mund zu Mund ausgefochten wurden.

Dazu kam, daß Willibald auch der Schule seine Aufmerksamkeit zuwandte und von mir verlangte, ich solle meinen Lehrer entlassen, dessen Religionsunterricht er lax gefunden und dessen Unterweisung in der Naturlehre geradezu verderblich auf die Jugend einwirken müsse. Da ich meine Lieblingsschöpfung in Gefahr sah, setzte ich ihm energischen Widerstand ent-

gegen, und seine Drohung, er werde an die Regierung über den Stand der Dinge hier berichten, wies ich mit Entrüstung zurück.

Kurz darauf ereignete sich Etwas, das den Bruch zwischen uns noch erheblich erweiterte.

Es war hier in einer Nacht einem Dorfbewohner, einem Messerschmied, der übrigens vortreffliche Waaren lieferte, Haus und Hof abgebrannt, und der Mann stand plötzlich mit Frau und fünf Kindern entblößt von allem Hab und Gut da. Nun war es bekannt, daß der Mann bei seinen häufigen Besuchen in Breslau, wo er seine Waaren absetzte, von der socialdemokratischen Bewegung ergriffen worden war und aus seiner Gesinnung hier auch kein Hehl machte. Uebrigens fand er unter den Bauern wenig oder gar keine Anhängerschaft. Dabei war der Mann durchaus ehrenhaft, fleißig und sorgsam für seine Familie, nüchtern, freundlich und anständig im Verkehr mit den übrigen Dorfbewohnern. In die Kirche ging er natürlich nie und hielt auch die Seinigen nicht zum Kirchenbesuche an. Für diese Familie nun hatte ich gewagt, eine öffentliche Geldsammlung zu veranstalten, und unter den Aufruf in der Zeitung meinen Namen gesetzt. Da war ich nun nicht wenig erstaunt, als Willibald wuthschnaubend zu mir kam und mich fragte, ob ich denn wirklich schon jeder christlichen Empfindung unfähig geworden sei. Welches Beispiel ich gäbe, wenn ich für diesen Menschen die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch nehme; ob ich denn nicht die göttliche Strafe für das ruchlose Treiben dieses Menschen in dem Brande seines Hauses erkenne und dergleichen mehr.

Und als ich ihn fragte, was man denn hätte thun sollen, rief er aus: „Hinausjagen aus dem Dorfe, ihn und sein Weib, dieses Otterngezücht, und die Kinder in eine Zwangserziehungsanstalt bringen, wo man ihre Seelen noch retten könnte!“ Er wollte noch jetzt die Sache in die Hand nehmen und mit aller Energie gegen die Leute vorgehen. Das war mir zuviel. Es kam zu einer heftigen Scene, wie sie noch nie zwischen uns stattgefunden hatte. Ich verbot ihm, sich in Dinge zu mischen, die mich ganz allein angingen, setzte die Sammlung fort und schoß dem Manne eine genügend große Summe vor, um sofort an den Wiederaufbau seines Hauses zu gehen. Seine Frau nahm ich in meinen Dienst, was ich durchaus nicht zu bereuen hatte; die Kinder brachte ich in gute Pflege, bis sie in das neu aufgebaute Häuschen des Vaters wieder einziehen konnten.

Und was war die Folge? Der Mann und sein Weib flossen über von Dankbarkeit; in kurzer Zeit waren sie in dem alten Wohlstand; der Mann hatte alle seine socialdemokratischen Ideen aufgegeben, ja, bekannte offen seinen Irrthum und warnte Jeden vor der gefährlichen Lehre, die den Frieden seiner Ehe und seiner Familie schon zu stören gedroht hatte.

Dieser Vorfall nun gab den Anlaß zu einem letzten Briefwechsel zwischen mir und Willibald, der mit der Auflösung unserer Verlobung endete.

Noch einmal nämlich hatte Willibald den schriftlichen Weg eingeschlagen, um auf mich zu wirken. Wiederum mußte ich seiner glänzenden Beredsamkeit meine Bewunderung zollen; er führte alle seine gewichtigsten Argumente vereint gegen mich vor und beschwor mich bei allen Engeln des Himmels, meine ruchlosen Gedanken aufzugeben und mich dem christlichen Glauben wieder zuzuwenden. Er verschwieg mir nicht, wie weh ihm mein Verhalten thue, da er mich immer noch auf's Innigste liebe und den Gedanken, mich aufzugeben, noch nicht fassen könne.

Ich muß gestehen, daß mich der Brief gewaltig erregte, daß er mich im Innersten meiner Seele ergriff. Er war der Ausfluß einer durch Nichts zu erschütternden Ueberzeugung, getragen von dem tiefen Weh, eine Seele verloren gehen zu sehen, die er aufrichtig liebte. Ich trug den Brief einige Tage bei mir, ich las ihn immer und immer wieder, ich war mir bewußt, daß meine Antwort, wie sie nun einmal erfolgen mußte, den Bruch für immer in sich schloß.

Endlich raffte ich mich auf und antwortete. Auch ich schrieb mit dem Blute meines Herzens, suchte ihm zu beweisen, wie auf dem Boden meiner Weltanschauung auch Alles das erreicht werden könne, was die erhabensten Lehren des Christenthums vorschreiben, wie wir im Grunde Beide doch nur das Gute erstrebten, das Schlechte haßten und an unserer Vervollkommnung arbeiteten, wie auch ich nichts Anderes wollte, als dem Geringsten unter meinen Nächsten wohlzuthun und selbst meinen Feinden und Gegnern Gerechtigkeit und Liebe widerfahren zu lassen.

Als ich den Brief abgesandt hatte, kehrte meine Seelenruhe zurück. Mir klopfte nicht einmal das Herz, als etwa drei Tage später ein Schreiben von seiner Hand einging. Es enthielt die Absage für ewig.

Aber wie war sie motivirt? Das war mir doch überraschend.

Er schrieb mir, er müsse mir ein Bekenntniß machen, die Aufrichtigkeit seines Herzens triebe ihn dazu. Er erinnerte mich an jenen Tag, da er die Probepredigt in Lomnitz gehalten und er von meiner Anwesenheit in der Kirche Nichts gewußt habe. Wie er vom heiligen Geist getrieben. gegen die stets zunehmende Macht des Teufels gepredigt und zur Buße gemahnt habe; wie er endlich dargethan, daß der Teufel häufig in äußerlich vornehmen, ja schönen Formen auftrete, um sich desto leichter in die Herzen nicht wachsamer Menschenkinder einzuschleichen und seines Sieges dann um so sicherer zu sein. Und wie er dabei inbrünstig Gott gebeten, er möchte ihn und alle guten Menschen vor solchem verlockenden Teufelswerk behüten, — da sei plötzlich mein Kopf in der Kirche sichtbar geworden, mit einem teuflischen Lächeln auf dem Gesicht, und hätte ihn aufs Furchtbarste entsetzt, sodaß er in der Predigt innehalten mußte und dann schnell zum vorzeitigen Schlusse eilte. Er hätte mir bisher diesen Umstand stets verschwiegen, weil er hoffte, er hätte sich selbst getäuscht und seine Aengstlichkeit wäre zu groß gewesen. Jetzt aber könnte er nicht mehr daran zweifeln, daß ihm auch hier ein deut-

licher Wink des Himmels habe gegeben werden sollen, und das sei ihm noch die letzte Nacht, in der er lange mit Gott im Gebet gerungen, durch einen nicht mißzudeutenden Traum bestätigt worden. Er fliehe jetzt von mir und sage sich ewig von mir los, um seines Seelenheiles nicht verlustig zu gehen.“ —

Wally schwieg. Sie schien mir so erregt, daß sie nicht weiter sprechen konnte; darum schwieg auch ich, bis sie sich wieder gefaßt hätte.

Die Nacht war völlig hereingebrochen, so daß ich Wallys Gesichtszüge nicht mehr erkennen konnte, die feinen Züge, hinter denen der Teufel lauern sollte.

Der Himmel hatte sich mit Wolken bezogen, die nur wenige Sterne hervorschimmern ließen. Noch immer sangen die Nachtigallen, und ab und zu näherte sich ein Leuchtkäferchen, schoß hin und her und verschwand wieder im Dunkel.

Ich stieß unwillkürlich einen tiefen Seufzer aus und blickte über mich, wo mir das schöne Sternbild des Orion, gerade von Wolken befreit, trostreich entgegenstrahlte.

„Wozu, wozu all' diese Kämpfe hier?“ Diese ewige Frage drängte sich mir wieder mächtig auf.

Wally schien meine Gedanken zu errathen, denn sie sagte — und ihre Stimme klang verschleiert und dumpf:

„Die geben Ihnen keine Antwort.“

„Aber was weiter?“ fragte ich theilnahmsvoll, „haben Sie sich wiedergesehen?“

„Niemals!“

„Aber von ihm gehört?“

„Ja, oft.“

„Gutes oder Schlimmes?“

„Beides. Daß er nicht nur ein berühmter Kanzelredner geworden ist, der bei Hofe in hohen Gnaden steht, sondern auch einer der gesuchtesten Universitätslehrer, werden Sie ja aus den Zeitungen wissen.“

Das wußte ich allerdings.

„Was ich sonst über ihn erfahren habe, verdanke ich den Mittheilungen einer befreundeten Dame, die hier in der Nähe auf dem Lande wohnt, aber häufig Gelegenheit hat, in Berlin zu sein, da ihr Mann Mitglied des Herrenhauses ist. Sie ist eine nahe Verwandte von Willibalds Frau.“

„Er ist verheirathet? Das hätte ich nicht für möglich gehalten!“ rief ich aus.

„Die Sache wird Ihnen nicht so unwahrscheinlich vorkommen, wenn Sie die näheren Umstände hören. Willibald verfiel nach dem Bruch mit mir in eine tiefe Melancholie, aus der ihn seine Berliner Freunde nur durch die Ehe zu retten hofften. Sie riethen ihm wiederholt dazu, und er griff das Mittel auf, um jede Brücke, zu mir zurückzukehren, für immer abzubrechen. Man hatte für ihn ein sehr frommes Mädchen, die Tochter

eines Consistorial-Präsidenten, ausgesucht, die er im Uebrigen kaum kannte. Auch das kann Sie bei Willibalds Anschauungen nicht Wunder nehmen; steht doch geschrieben: ‚Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen mit ihr in seinem Herzen,' ein Ausspruch, der ihm in seinem Verhältniß zu mir oft heftige Scrupel verursachte. Leider nur war die Wahl keine glückliche, denn die Frömmigkeit der jungen Frau war eine rein äußerliche, hinter der sich Streitsucht, Stolz und Geiz verbargen. ‚Sie macht ihrem Manne das Haus zur Hölle,' das sind die eigenen Worte meiner Freundin, die manchen tiefen Blick in das Eheleben der Beiden zu thun Gelegenheit hatte und deren Wahrhaftigkeit mir über jedem Zweifel ist. ‚Sie steht mit ihren Dienstboten stets auf gespanntem Fuß und lärmt derartig mit ihnen, daß der Mann selbst in seiner Studirstube keine Ruhe hat. Sie verträgt nicht den geringsten Widerspruch, und ihr Geiz ist so groß, daß Niemand sich in ihrem Hause satt essen kann.' — Diese Mittheilungen werden Ihnen aus meinem Munde gewiß recht häßlich klingen; vielleicht hören Sie aus ihnen heraus eine echt weibliche Eifersucht oder gar Schadenfreude. Nichts liegt mir ferner! Aber die Wahrheit ist oft häßlich, und ich darf sie Ihnen doch nicht verschweigen, nachdem ich Ihnen alles Andere gesagt. Von ganzem Herzen wünschte ich Willibald ein anderes Loos. Er ist nicht glücklich trotz seines Ruhmes."

Der Gedanke, daß aus den letzten Worten Wallys Eifersucht oder gar Schadenfreude sprechen könnte, war mir nicht gekommen; im Gegentheil, ich hatte die Empfindung, als ob ihr diese Mittheilungen herben Schmerz verursachten. Denn daß sie diesen Mann noch immer liebte, war mir nicht zweifelhaft; das ging aus der ganzen Art, mit der sie von ihm sprach, hervor, mit der sie vermied, ihm überhaupt eine Schuld beizumessen, ihm, der ja auch stets nur aus edlen Motiven heraus gehandelt hatte. — — Wally hatte sich von ihrem Sessel erhoben, klingelte und befahl dem eintretenden Kammermädchen, im Zimmer die Lichter anzuzünden und eine Windlampe auf den Tisch des Balkons zu setzen.

„Ist es Ihnen auch recht, daß wir hier draußen bleiben?" fragte sie.

„Ich kann mir kein schöneres Plätzchen wünschen," sagte ich.

Als die Lampe auf dem Tisch stand und das Kammermädchen sich entfernt hatte, warf ich einen prüfenden Blick auf Wally. Ihr schönes Gesicht hatte wieder den ruhigen, friedevollen Ausdruck angenommen, der dem edlen Gleichmaß ihres Inneren entsprach.

„Da Sie mich," begann ich wieder, „des Vertrauens für würdig gehalten haben, mir Einblick in Ihre intimsten Herzensangelegenheiten zu gönnen, so glaube ich mich berechtigt, noch eine Frage an Sie zu richten."

„Fragen Sie!"

„Haben Sie je einen anderen Mann geliebt als Willibald?"

„Nein, niemals!"

„So habe ich mich also getäuscht."

„Woran dachten Sie denn?“

„Ich dachte an die Begegnung heut im Walde mit dem ‚schönen Rittmeister‘. Es wollte mir scheinen, als ob unsere Gegenwart in jenem Augenblicke Ihnen nicht gerade angenehm gewesen wäre.“

„Ach Gott, — der schöne Rittmeister!“ sagte sie verdrießlich, „der Mann macht mir viel Unbehagen.“

„Wieso?“

„Er will mich heirathen, und ich mag ihn nicht. Und obwohl ich ihm das schon hundert Mal zu verstehen gegeben habe, giebt er seine Besuche und Bewerbungen nicht auf. Ich muß deutlicher mit ihm reden.“

„Aber warum?“ Ist er kein Gentleman?“

„Das mag er schon sein; aber ich bitte Sie! was sollte ich mit einem Manne anfangen, der nicht arbeiten kann, dem das Vergnügen über Alles geht! Sein Gut ist in miserablem Zustande, obwohl es vortrefflichen Boden hat; seine Wälder sind devastirt, der Viehstand unzulänglich, die Leute in seinem Dorf verarmt und heruntergekommen. Er kümmert sich um Nichts, überläßt Alles seinem eigennützigen Verwalter und kommt aus der Stadt hierher eigentlich nur der Jagd wegen und zu den Gesellschaften seiner Kumpane. Ja, es wäre eine Verwegenheit von mir, einem solchen Manne die Hand zu reichen, ganz abgesehen davon, daß ich nicht das Geringste für ihn empfinde. Nein,“ schloß sie, „mein Liebesleben ist für immer beendet.“

Und als ich einige Einwendungen dagegen erheben wollte mit Rücksicht auf ihre Jugend, ihre Schönheit, schüttelte sie sanft den Kopf und sagte:

„Mein Leben ist so ausgefüllt mit Pflichten, die mir lieb und theuer sind, daß es gar keinen Raum mehr böte für eine so große und verantwortliche Sache, wie die Ehe ist. Ich müßte meinen ganzen, mich befriedigenden Wirkungskreis hier aufgeben, um Etwas einzutauschen, von dem ich vorher nicht wissen kann, ob es mir auch nur annähernd das gewährt, was ich jetzt besitze. Sagen Sie offen, ob Sie mir nicht Recht geben können?“

Nach all' dem, was ich von ihr gehört und gesehen hatte, mußte ich ihr freilich Recht geben, obwohl ich innerlich lebhaft bedauerte, daß solch ein herrlicher Schatz niemals von einem glücklichen Manne gehoben werden sollte.

Unter solchen Gesprächen war es zehn Uhr geworden, und Wally erhob sich, um zur Ruhe zu gehen. Sie klingelte und befahl dem Kammermädchen, mich auf mein Zimmer zu führen.

„Schlafen Sie wohl unter meinem Dache,“ sagte sie, mir die Hand reichend, die ich küßte, „und machen Sie mir das Vergnügen, recht bald wiederzukommen, denn Sie wissen ja, Nichts in der Welt ist vollkommen, und so fehlt mir zu meiner Zufriedenheit auch ab und zu ein solches Plauderstündchen, wie ich es heute mit Ihnen hatte.“

Ich versprach, zu kommen, sobald meine amtlichen Geschäfte es gestatteten, und drückte den Wunsch aus, ihr morgen früh noch Lebewohl sagen zu können.

„Das wird kaum möglich sein," sagte sie, „denn ich muß früh heraus, und Sie sind als Städter an langes Schlafen gewöhnt. Also, lassen Sie sich nicht stören! Gute Nacht!"

Wir trennten uns, und ich schlief in dem wohnlichen Fremdenzimmer, in dem auch Nichts fehlte, was zur Behaglichkeit des Gastes beitragen konnte, prächtig bis in den hellen Morgen hinein.

Beim Frühstück wartete mir die alte Verwalterin, ein gutes liebes Frauchen, auf und sagte mir, daß ihre Herrin schon zwei Stunden in Hof und Wirthschaft thätig sei. Aus jedem Wort der Alten klang die innigste Liebe und Verehrung für Wally. Wie konnte es auch anders sein?

Ich ließ anspannen und fuhr davon.

Etwa eine Viertelstunde später, als ich von einem Landwege auf die Chaussee einbog, sah ich auf einem Feldrain, der ein Hafer- von einem Weizenfelde trennte, einen Reiter oder, wie ich bald erkannte, eine Reiterin in raschem Tempo auf mich zukommen. Es war Wally. Sofort ließ ich halten und wartete, bis sie bei mir war.

„Guten Morgen," rief sie mir schon von Weitem zu, „wie haben Sie geschlafen?"

„Vortrefflich, ich danke. Und daß ich Sie noch einmal sehe, macht mich wirklich froh. Es hätte mir den ganzen Tag Etwas gefehlt, wenn ich Ihnen nicht noch einmal zum Danke und Abschied die Hand hätte reichen können."

„Das klingt ja beinahe sentimental!" sagte sie lächelnd und reichte mir die Hand, „also nochmals adieu! und auf baldiges Wiedersehen!"

Als sie in Galopp auf der Chaussee zurückjagte, drehte ich mich im Wagen um und sah ihr nach, bis sie hinter den ersten Bäumen ihres Dorfes verschwand. —

Ich ahnte nicht, daß ich sie nie wiedersehen sollte.

VII.

Es waren etwa sechs Wochen vergangen — Anfang August, die Ernte befand sich in vollem Gange —, da mußte ich wegen eines Brandschadens, den ich zu besichtigen hatte, nach Lomnitz hinüber. Dabei wollte ich auch Wally besuchen.

Der Tag war trübe und schwül, es hatte lange nicht geregnet, und daher umgaben meinen Wagen auf der Fahrt unausgesetzt dicke Staubwolken.

Als ich nach Lomnitz kam und mich dem Pfarrhause näherte, sah ich, wie gerade der Pastor Hahn im Ornat und der alte dicke Küster einen kleinen, mit zwei elenden Kleppern bespannten Wagen besteigen wollten.

Ich ließ halten und fragte, wohin die Reise ginge.

„Nach Eichenhof," sagte der Küster, der mir zunächst stand, mit düsterem Gesicht und schüttelte den Kopf, als wollte ihm Etwas durchaus nicht einleuchten.

„Sie werden zu einem kleinen Bauern fahren," dachte ich, mit einem Blick auf das schlechte Fuhrwerk; deshalb fragte ich halb gleichgültig: „Taufe oder Beerdigung?"

Der Pastor sah mich verwundert an.

„Haben Sie noch nicht erfahren? Ich dachte, Sie kommen auch deshalb —?" sagte er, und ich bemerkte, wie sich seine Augen mit Thränen füllten. Der Küster seufzte laut auf.

„Um Gotteswillen, was ist denn?" fragte ich bestürzt.

„Es gilt, der Baroneß Bistram die letzte Ehre zu erweisen," erwiderte der Pastor mit zitternder Stimme.

Mir stand das Herz still. Es war mir einige Augenblicke, als fühle ich Alles um mich her vergehen und als wanke der Boden unter mir, so daß ich mich unwillkürlich am Wagen festhielt. Ich war keines Wortes fähig. Endlich raffte ich mich mit Gewalt zusammen, öffnete meinen Wagenschlag und deutete mit der Hand an, daß der Pastor und der Küster bei mir einsteigen möchten.

„Wollen Sie uns mitnehmen?" fragte der Pastor.

Ich nickte mit dem Kopfe.

„Das ist mir lieb," sagte er, „der alte Verwalter in Eichenhof ließ mich nämlich bitten, ich möchte mir ein Lohnfuhrwerk nehmen, da er keine Pferde disponibel habe; er brauche sie, soweit sie nicht bei der Ernte beschäftigt sind, zur Abholung der leidtragenden Verwandten vom Bahnhofe. Und jetzt in der Ernte konnte ich nichts Besseres auftreiben."

Er entließ den Lohnkutscher mit einer kleinen Entschädigung und stieg bei mir ein, während der Küster auf dem Bock Platz nahm. Meine wiederholte Einladung, im Innern des Wagens Platz zu nehmen, lehnte er entschieden ab mit der Bemerkung, er wisse wohl, was sich schicke.

Wir waren schon eine gute Strecke gefahren, als es mir erst möglich wurde, das dumpfe Schweigen zu brechen und zu fragen, wie das so plötzlich gekommen sei.

„Sie ist ein Opfer ihrer Barmherzigkeit geworden," sagte der Pastor und berichtete dann eingehend, wie in Eichenhof seit Wochen die Diphtheritis gewüthet habe, wie Wally unermüdlich von Krankenbett zu Krankenbett geeilt sei, wie sie ihre Nächte geopfert habe, um ja Nichts zu versäumen, wo durch Pflege und Wartung noch irgendwie Rettung zu erhoffen war; wie sie auf die wiederholten Ermahnungen des Kreis-Physikus, sich zu schonen und sich vor Ansteckung zu hüten, nur geantwortet habe: „Wer soll sich denn der Armen annehmen, wenn nicht ich? Sind sie nicht Alle meinem Schutz befohlen?" Die Epidemie wäre schon dem Erlöschen nahe gewesen, da sei sie erst von der Krankheit ergriffen und innerhalb drei Tagen dahingerafft worden.

„Sie war nicht kirchlich gesinnt," schloß der Pastor, „und doch, eine um wieviel bessere Christin ist sie gewesen als Alle zusammen hier, zehn

Meilen in die Runde! Sie ist ohne das Sacrament hinübergegangen und wird doch selig sein!"

Ich konnte mich nicht enthalten, für diesen schönen Zug von Toleranz dem jungen Geistlichen die Hand zu drücken.

Der Küster aber auf dem Bocke schluchzte laut und sagte, mit Thränen kämpfend:

„Sie war eine Heilige! Eine wahre Heilige! Auch mich hat sie so reichlich beschenkt!" — — —

In Eichenhof fand ich viele Fremde, die, da sie meist von weit hergekommen waren, jetzt um die Mittagszeit im großen Speisesaale zu einem Imbiß vereinigt saßen.

Der alte Verwalter hatte so viel zu thun, daß ich seiner nicht habhaft werden konnte, dagegen fand ich Gelegenheit, die Alte allein zu sprechen.

Der ungeheure Schmerz hatte die gute Frau vollständig stumpf gemacht. Der Trost der Thränen blieb ihr versagt, mit verstörten Blicken sah sie mich auf meine Frage, wo Wally aufgebahrt sei, an. Erst nachdem ich die Frage mehrfach wiederholt, deutete sie wie geistesabwesend, ohne zu sprechen, auf die andre Seite des Schlosses.

Ich ging der Weisung nach und fand auch zu ebener Erde eine große weite Halle, die mit frischem Eichengrün und Tannenreisern zwischen dunklen Draperien ernst und würdig ausgestattet war.

In der Mitte stand, von brennenden Kerzen umgeben, der weiße Sarg, vor Blumen und Kränzen fast nicht zu sehen.

Ich trat näher und bemerkte jetzt erst am andern Ende des Sarges, hinter der Bahre verborgen, einen Mann knieend und im inbrünstigen Gebete.

Er ließ sich durch mein Herankommen nicht stören; ich trat vorsichtig bei Seite, um zu sehen, wer es sei: es war Willibald!

Ich kann nicht beschreiben, wie mich der Anblick dieses Mannes, an diesem Orte und in dieser Stellung ergriff. All' unser menschliches verworrenes Suchen und Tasten, unser Nichtwissen, wo aus noch ein, stand plötzlich vor meiner Seele und erfüllte mich mit tiefem Jammer.

Leise entfernte ich mich wieder, um mich im Park verborgen zu halten, bis die Trauerfeier begann. Vor der Thür stand ein Herr, der Kreis-Physicus, wie ich später erfuhr, der wohl glauben mochte, ich entfernte mich ängstlich, um der Ansteckungsgefahr zu entgehen. Denn er sagte zu mir: „Es ist gut desinficirt, Sie brauchen sich nicht zu fürchten."

Ohne ihm Etwas zu erwidern, ging ich in den Park. Ich hätte ihn nach den letzten Augenblicken der Verstorbenen fragen können, aber ich sah dem Manne an, daß er mir Nichts zu sagen hatte.

Mir war zu Muthe, als hätte ich meinen besten Freund verloren. Dumpf vor mich hinbrütend, saß ich etwa eine Stunde lang auf einer einsamen Bank. Da hörte ich in der Ferne Gesang, und ich eilte in's Schloß.

Die Schulkinder unter Leitung des Lehrers hatten sich in der Vorhalle des Schlosses aufgestellt und sangen mit klaren, reinen Stimmen einen Choral.

Ich schritt bei ihnen vorbei in die Halle, wo der Sarg stand. Dort hatte sich eine große Zahl Leidtragender versammelt.

Nachdem der Gesang verstummt war, ergriff Pastor Hahn aus Lomnitz das Wort zu einer Rede, welche den Wandel der Verstorbenen schilderte.

Es ist merkwürdig, wie das Herz den richtigen, packenden Ausdruck findet, wenn es von einer wahren und tiefen Empfindung voll ist. Dieser schlichte Mann, sonst ein mittelmäßiger Kanzelredner, wirkte hier durch einfache Herzenstöne, die er anzuschlagen mußte, unter Verzicht auf jedes dogmatische Beiwerk, so gewaltig, wie ich das nur sehr selten bei berühmten Rednern empfunden hatte.

Willibald konnte ich unter den Leidtragenden in der Halle nicht mehr entdecken.

Ich habe ihn überhaupt nicht wiedergesehen.





Des Schriftstellers Ziele.

Von

Friedrich Horn.

— Altona a. d. E. —

Wenn in einer Zeitschrift die originelle Frage aufgeworfen und in interessanter Weise gelöst oder jedenfalls erledigt ist, warum man den Schriftsteller als Titel gelten lasse, den Dichter aber nicht; warum man Thürschilder und Visitenkarten mit der Bezeichnung „Schriftsteller" finde, mit der „Dichter" aber nicht, während es früher, so gut wie jetzt Hofphotographen, Hofpoeten gab, und auch jetzt noch Gelegenheitsdichter sich als solche verkündigen: so ist offenbar damit der Schriftsteller als Stand gemeint, d. h. der, dessen Hauptthätigkeit in der Schriftstellerei besteht, und der seinen Lebensunterhalt nur dadurch erwirbt, nicht aber, der neben einer anderen amtlichen oder gewerblichen und künstlerischen Thätigkeit aus Liebhaberei und zum Vergnügen schriftstellert. Darin mag auch denn wohl die Ursache jener auffallenden Erscheinung liegen.

Daß der Schriftsteller von Beruf, der für seine leibliche Existenz auf diese Thätigkeit angewiesen ist, seine Leistungen möglichst zu verwerthen sucht, ist ebenso begreiflich, wie daß jeder Andere die Erzeugnisse seiner Thätigkeit, so weit es denn innerhalb der Grenzen der Ehrlichkeit bleibt, für den höchsten Marktpreis zu veräußern wünscht. Aber dadurch unterscheidet sich doch wohl der wahre Schriftsteller von dem Arzt, dem Rechtsanwalt u. A., die durch geistige Thätigkeit ihren Unterhalt erwerben, daß diese, wenigstens wenn der erste Eifer verraucht ist, ihr Amt doch nur als melkende Kuh betrachten, während jener nicht lediglich des Verdienstes wegen seiner Thätigkeit obliegt, sondern weil er sich dazu gedrängt fühlt, weil, wenn wir es sagen dürfen, der Geist, von dem er besessen ist, ihn dazu treibt, dieses oder jenes Thema zu behandeln. Der Umstand, daß es auch Schriftsteller giebt, die nur des Verdienstes wegen arbeiten, Schriftstücke auf Bestellung liefern, ständige Zeitungscorrespondenten, Feuilletonreisende u. s. w. trägt nicht dazu bei, die Ansicht über die Beschaffenheit und das Wesen des wahren Schriftstellers zu alteriren. Jene verdienen den Namen der Handwerker so gut wie jeder Andere, der seine Leistung nur nach dem Geldeswerth, nur nach dem, was sie einbringt, schätzt, der, den Plato den βαναυσικός nennt im Gegensatz zum φιλόσοφος. Der Schriftsteller, der aus innerem Drange schafft, hat, wenn es ihm auch nicht immer zum Bewußtsein kommt, ein doppeltes Ziel vor Augen, eins in sich, eins außer sich; das eine können wir auch subjectiv, das andere objectiv nennen. Jenes ist die Zufriedenheit, dieses die Wahrheit.

Ein Schriftsteller, der nur für Geld schreibt, der seine Feder Sklavendienste thun läßt, indem er sie fremdem Willen und abweichenden Ansichten zur Verfügung stellt, der dem Auge und Ohr seiner Leser und Hörer schmeichelt und es zu seiner Hauptaufgabe macht, den Sinn des Lesers auf Kosten der Wahrheit und Objectivität zu berücken, der kann sich die Wahrheit nicht zum Ziel gesteckt haben. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß eine gefällige, einschmeichelnde Form der Darstellung zu verwerfen sei. Im Gegentheil! Wenn solche Form dazu beiträgt, den Leser für die Wahrheit zugänglich zu machen, um so besser! Dann ist es ein erlaubtes Mittel zu einem guten Zweck, aber nicht Selbstzweck.

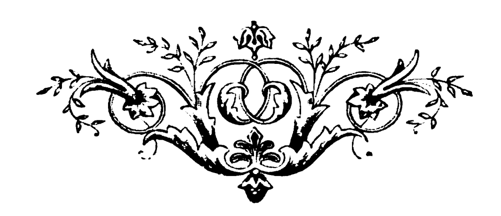
Nun kann man aber nach dem bekannten Vorbilde des Pilatus fragen: „Was ist Wahrheit?" Was für den Einen wahr ist, ist für den Andern falsch; was der Eine glaubt, verwirft der Andere; wat den Een sin Uhl is, is den Annern sin Nattergal. Ob es überhaupt eine objective Wahrheit giebt, ist eine Frage, die hier nicht in Betracht kommt; hier handelt es sich um die subjective Wahrheit, um die Wahrheitsliebe, die den Schriftsteller erfüllt; die äußert sich in seiner Ueberzeugung. Diese Ueberzeugung ist die heilige Flamme, die durch ihre Nahrung wächst, mit ihrem Wachsthum neue Nahrung fordert und verschlingt, bis ihr Träger den Weg alles Fleisches gegangen ist. Die Flamme durchglüht ihn und treibt ihn an, was er für seine Ueberzeugung hält, auf dem in unserem papiernen Zeitalter gewiesenen Wege seinen Mitmenschen zu offenbaren. Welches Mittel er anwenden will, um diesen Zweck zu erreichen, bleibt ihm überlassen, denn die Wahrheit zu verbreiten, ist jedes Mittel gerecht. Ob er, wie Aristophanes, durch den überwältigenden Humor der politischen oder socialen Komödie und die Geißel der Parabase, oder, wie Sophokles, durch den hehren Kothurn der erschütternden Tragödie; ob er, wie Plato, durch die schneidige Dialektik philosophischer Probleme, oder, wie Thukydides, durch den eisernen Griffel der untrüglichen Geschichte; ob er mit dem giftigen Stachel der Satire, ob er in Versen oder in Prosa die Wahrheit verkündet, ist von keinem Belang. Derjenige Weg ist der beste, auf dem er am schnellsten dahin gelangt, seiner Ueberzeugung Bahn zu brechen. Diese Ueberzeugung wird für ihn zum Evangelium mit dem Unterschiede, daß er es nicht mündlich, sondern schriftlich predigt. Im Zeitalter des Papiers ist der Schriftsteller an die Stelle des Priesters getreten, der zum Kreuzzuge gegen die Ungläubigen aufrief, des begeisterten Vorkämpfers, der das Glaubensschwert gegen die Heiden zückte. Auch an ihm wird der Spruch: „pectus facit disertum" in Erfüllung gehen; denn ist er von seiner Ueberzeugung durchdrungen, so wird er nach kürzerem oder längerem Schwanken die richtigen Mittel und Wege ohne Schwierigkeit finden, ohne daß er durch die Zauberkünste blendender Verführung seine Leser zu bethören braucht.

Wenn diese Ueberzeugung des Schriftstellers als Wahrheitsliebe ihr objectives Ziel in der Außenwelt findet, so tritt subjectiv ein anderes, nicht minder bestimmendes Ziel ihm entgegen. Wenn er arbeitet, um das tägliche Leben zu fristen, so freut er sich, wie jeder Andere, wenn er einen recht hohen Gewinn erzielt hat. Wie sollte er auch nicht? Hat er ihn doch ehrlich im Schweiße seines Angesichtes verdient. Dieses Gefühl wird ihn aber immer beseelen, ohne daß er seine persönliche Ueberzeugung zum Gegenstande seiner Thätigkeit gemacht hat. Ist aber außerdem seine Leistung das Spiegelbild seiner innigsten Ueberzeugung, so tritt zu jenem Gefühl der Freude eine andere, tiefere und nachhaltigere Gemüthsbewegung hinzu, die Zufriedenheit mit sich und seiner Handlungsweise. Diese seelische Regung darf aber nicht mit dem kurzlebigen Genuß der Eitelkeit verwechselt werden, durch die Vermittelung der Presse das Licht der Welt erblickt zu haben, auf jeden Fall die Erzeugnisse seiner Muse in der zarten Hand einer schönen Leserin zu finden, und sollte er den Verlag selber auf eigene Kosten übernehmen. Seine Eitelkeit will gelobt und gehätschelt sein. Darum schreibt er auch nie anonym, sondern setzt seinen Namen stets über sein Schriftstück, womöglich mit dem Vornamen, um ja nicht mit anderen Synonymen verwechselt zu werden. Indeß wird dieses Gefühl

nie von längerer Dauer sein, sondern verhält sich zur Zufriedenheit, wie die aufflackernde Strohflamme zur intensiven Gluth des Kohlenfeuers. Die Eitelkeit schickt ihre Erzeugnisse in die Welt, wünscht, sie gedruckt zu sehen, um sich an dem Spiegelbild des lieben Ich zu weiden und sein Lob aus fremdem Munde zu hören. Wer aber um der Wahrheit willen schreibt, um seine Ueberzeugung zum Gemeingut zu machen, der folgt keinem äußerlich zwingenden Grund, sondern fühlt in sich den Beruf, seine Ansichten zur Geltung zu bringen. Geht er mit solchem Bewußtsein an die Behandlung eines Themas, d. h. ist er über die Bedeutung und Entwickelung der brennenden Frage noch nicht klar, so arbeitet der glimmende Funke in ihm und zündet und wird zur Flamme und wächst mit der fortschreitenden Arbeit, bis er mit dem Stoff auch sich selber verzehrt hat und zur Ruhe gekommen ist. Dieses Gefühl, daß man durch die Ordnung, Klärung und Verkörperung des Gedankens ein störendes Unbehagen der Unklarheit und Unfertigkeit seines Bewußtseins gehoben habe, erzeugt eine Stimmung, die immer wieder nach der Vollendung einer Arbeit eintritt, die innige seelenfrohe Zufriedenheit.

Wie die Pädagogik mit der Hebammenkunst, so kann die schriftstellerische Thätigkeit mit der Werdelust verglichen werden. Die Wonne des Empfängnisses liegt in dem blitzartigen Aufleuchten der brennenden Frage, des vorschwebenden Themas. Die Wehen treten wieder und wieder auf bei den Verwickelungen, die sich jeder Arbeit früher oder später, mehr oder weniger in den Weg stellen, bis dann endlich die Geburt eine Thatsache ist, die ebenso freudig begrüßt wird, wie die selige Mutter das neugeborne Kind an ihre vor Wonne wogende Brust drückt, und der Vater die nie fehlende Aehnlichkeit constatirt hat. Wenn dann die nothwendige Aufziehung und Erziehung des Kindes, das Putzen und Feilen der Arbeit, erfolgt, so geschieht das mit um so größerem Vergnügen, als dadurch der eigene Sproß, das eigene Fleisch und Blut um so schöner und begehrenswerther dem betrachtenden Auge sich darstellt, um dann nach vollendeter Erziehung in die Welt zu gehen und sein Heil zu versuchen.

Somit glauben wir einigermaßen dargethan zu haben, daß der Schriftsteller sein äußeres objectives Ziel in der Verbreitung der Wahrheit findet, während subjectiv seine Seelenstimmung durch die eingetretene Klärung und die Entäußerung seines Selbst in der Verkörperung seiner Gedanken ein Gefühl der Zufriedenheit erlangt, das sich von der Seligkeit nur durch den Mangel der Ewigkeit unterscheidet.





Illustrirte Bibliographie.

Die drei Musketiere. Von Alexander Dumas. Prachtausgabe mit 250 Illustrationen von Maurice Leloir. 25 Lieferungen à 50 Pf. 1.—18. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.



Unter den Sternen der französischen Litteratur wird Alexander Dumas sich einen Platz bewahren, welchen Wechsel und Wandel auch der Geschmack und die Strömungen der Zeit erfahren mögen. Es giebt eben Reinmenschliches, das so alt ist wie das Menschengeschlecht und das mit diesem verschwinden wird, und hierzu gehört die Lust am Fabuliren. Es ist zweifellos wahr, was ein bekannter Aesthetiker kündet: Ein jeder Mensch, es sei auch wer es sei, wird phantasiebegabt geboren; nur wie diese Begabung sich entwickelt, das ist grundverschieden — die Lust am Fabuliren, am Erzählen aber ist die weitverbreitetste Erscheinung des Phantasielebens des Menschen. Und diese Lust zu befriedigen, ihr in Hülle und Fülle genug zu thun, ist Alexandre Dumas père — wie man ihn zum Unterschiede von seinem gleichfalls hochbegabten Sohne, dessen Lorbeern aber in einem anderen Genre wachsen, nennt — ein erster Meister! Alexander wurde 1803 als Sohn des General Dumas geboren. Als Bibliothekar des Herzogs von Orléans wendete er sich der Litteratur, und zwar zunächst der Veröffentlichung von Dramen zu. Im Jahre 1843 erschien dann sein erster Roman, und von jetzt an wurde er einer der fruchtbarsten Romanschriftsteller, die Frankreich je besessen, und als solcher hat er eine Popularität erreicht, wie vor und seit ihm kein Anderer mehr! Selbst die großen Auflagen der Zola'schen Bücher erscheinen klein, verglichen mit den Millionen Exemplaren, die von den Dumas'schen Werken, selbstverständlich auch in alle Culturspracen übersetzt, gedruckt worden. Welcher Dumas'sche

Roman sein dichterisches Schaffen krönt, mag verschiedenen Ansichten unterworfen sein; nach unserem Dafürhalten zeigt sich seine vollendetste Meisterschaft als Erzähler, aus verschiedenen Gründen, in dem — übrigens von allen Seiten als eine der hervorragendsten Schöpfungen anerkannten — Romane: „Die drei Musketiere". Es ist eine schwere dichterische Aufgabe, einem Romane, wie es hier geschehen, vier Helden zu geben, die eine lange Zeit unser lebhaftes Interesse gleichmäßig in Anspruch nehmen, und von denen allen, theils vereinigt, theils vereinzelt, der Fortgang der Handlung



Aus: Alexander Dumas: „Die drei Musketiere." Prachtausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

in ihren Hauptmomenten abhängig ist. Das konnte auch nur gelingen, weil Athos, Porthos und Aramis, denen sich dann als vierter, und schließlich als Hauptperson, d'Artagnan hinzugesellt, als Repräsentanten verschiedener Charaktereigenschaften und Schwächen in meisterhafter Plastik und in einem Realismus vor uns treten, dem in der französischen Romanlitteratur überhaupt erst Alexander Dumas die Bahn gebrochen. Wir sind völlig überzeugt, daß eine Erzählerkunst, die es so trefflich versteht, die Menschen bei ihren Leidenschaften zu fassen, sie zu begeistern und in athemlose Spannung zu versetzen, sie herzlich lachen zu machen und bittere Thränen zu vergießen,



Aus: Alexander Dumas: „Die drei Musketiere." Prachtausgabe.
Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

daß eine solche Erzählerkunst, trotz aller ästhetischen Theorien und auf die Richtung der Zeit sich stützenden Schlagwörter, die populärste ist und bleiben wird. Die „Drei Musketiere" sind aber nicht nur ein Meisterwerk solcher Erzählerkunst, sie sind auch ein



Aus: Alexander Dumas: „Die drei Musketiere." Prachtausgabe.
Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

breit angelegtes Culturgemälde, in dem wir Menschen und Ereignisse, gestaltet nach sorgfältigen Studien, anschaulicher geschildert finden als in manchem Geschichtswerke; und selbst wenn wir einräumen, daß der Dichter es mit den historischen Thatsachen nicht immer minutiös genau nimmt, sondern hinzufügt und fortläßt, was seine dichterischen Absichten erheischen — den Geist der Zeit, aus der solche echte Kunstschöpfung ihren Stoff entnommen, lernen wir hier sicher deutlicher verstehen, als durch die nur gewissenhafte Anhäufung der notorischen Thatsachen — das gilt für die Bücher von Walter Scott und gilt auch für die Dumas'schen „Drei Musketiere". — Das, trotz Zola und Daudet stets wachsende Ansehen der „Musketiere" hat denn auch kürzlich eine französische Verlagsanstalt zur Publication einer Prachtausgabe mit Illustrationen von künstlerischem Werthe veranlaßt, und als höchst dankenswerthes Beginnen bezeichnen wir



Aus: Alexander Dumas: „Die drei Musketiere." Prachtausgabe
Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

es, daß die „Deutsche Verlagsanstalt" uns diese Prachtausgabe jener Perle der Romanlitteratur in würdiger deutscher Fassung bescheert. In sorgfältiger sinngetreuer Uebersetzung und opulenter Ausstattung wird das Werk uns dargeboten, geschmückt durch Illustrationen von der kunstbegabten Hand des bestbekannten französischen Zeichners Maurice Leloir, die M. Huyot sehr gelungen auf Holz geschnitten hat. So wird, vollendet, ein Prachtwerk ersten Ranges vor uns liegen, das in Wort und Bild unseren Sinn ergötzt und erfüllt und uns eine der interessantesten Perioden der Geschichte und der Gesellschaft Frankreichs lebenswahr in die Erinnerung ruft. A. W.

Laskaris.

Eine Dichtung von Arthur Pfungst. 2 Bde. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Der erste Theil dieses vorläufig zweibändigen Werkes: „Laskaris' Jugend" liegt bereits in zweiter Auflage vor, ein Umstand, der besonders hervorzuheben, da „Laskaris" nicht für die große Menge geschrieben ist, sondern stets nur bei einem kleinen Kreise tiefer denkender und warmfühlender Leser Beifall und Anerkennung finden wird. „Laskaris" ist ein philosophisches Epos, dessen Didaktik einerseits durch eine nicht große,

doch interessante Handlung, andererseits durch Verse von größter Schönheit anziehend gemacht wird.

Der Held, ein feuriger Jünger, lauscht an den sonnigen Gestaden Cyperns den weisen Lehren seines greisen Erziehers Philalethes. Allein vergeblich bemüht sich der Alte, auf den Schüler seine eigne düstre Lebensauffassung, welche aus den trüben Erfahrungen eines langen, den Idealen gewidmeten Lebens hervorgegangen ist, zu übertragen. Die sonnige Anschauung des werdenden Mannes und die abgeklärte des Vielgeprüften stehen sich gegenüber und geben reichen Stoff zur Aussprache bei den Meerfahrten, welche Beide oft unternehmen. Im Anblick der ihn umgebenden wunderbaren Natur versteht Laskaris den geliebten Lehrer nicht, der ihm buddhistische Weisheit lehrt:

„Wenn ich Dir lausche, wird die Welt mir leer,
Kein Vogel singt, und keine Blume blüht."

Feurigen und unverdorbenen Herzens, ausgestattet mit allen Gaben des Geistes und des Herzens, will er in jugendlichem Thatendrange hinaus in die Welt, sie und ihre Freuden genießen. Auf den Höhen des Lebens will er wandeln; nur das Dasein selbst soll ihm die Frage beantworten, „ob das Leben werth, gelebt zu werden."

Da selbst die Erzählung seines eigenen Ringens keinen Wechsel in Laskaris' Gesinnungen hervorbringt, läßt ihn der greise Adept in die Welt ziehen, bringt ihn aber vorher in ein Kloster, hoffend, daß der Einfluß des milden Priors das Feuer in der Brust des Jünglings mildern werde. Aber an dem ungestümen Lebensdrange prallen auch die weisen Lehren des Basilius ab. Laskaris rettet einer Jungfrau das Leben, allein dies ist dennoch den „Nereiden" verfallen, wenn ihnen nicht das „rothe Gold" geopfert wird. Voll heißer Liebe zu dem Mädchen, dem ersten, das ihm auf seinem Lebenswege entgegentrat, eilt er zu Philaleth, dem Einzigen, der das große Geheimniß, Gold zu machen, besitzt. Er findet den geliebten Lehrer im Verscheiden.

Dir wird die Kunst — wohl Dir, daß Du gekommen,
Ich hätt' die Panacee in's Grab genommen.

Laskaris bringt die Asche des Meisters, wie er gewünscht, nach Rhodos; frei und reich im Besitze des kostbaren Geheimnisses, zieht er in die Welt. Damit schließt der erste Theil der Dichtung: „Laskaris' Jugend".

Im zweiten Theile: „Der Alchymist" finden wir unseren Helden in stürmischer Frühlingsnacht, deren Schilderung und deren Beziehung zu den Gefühlen des Jünglings dem Dichter ganz besonders gelungen ist, am Ufer der Elbe, in Dresden. Das Glück ist ihm hold, er lernt ein junges Mädchen, Irene, kennen, das ihn bald mit ganzer Seele gefangen nimmt. Im Hause ihres Vaters, des Hofapothekers Meister von der Linden, findet er eine Heimat, und er arbeitet in dessen Laboratorium. Freilich beengen ihn anfänglich die düstern Mauern, aber die Liebe zu Irene fesselt ihn. Bei Gelegenheit eines der großartigen Feste, welche August der Starke veranstaltete, findet er endlich die gewünschte Gelegenheit, sich mit Irene auszusprechen. Sie öffnet ihm ihr Herz, und Tage des reinsten Glückes brechen für Laskaris an. Aber es erwarten ihn auch hohe Ehren. Der Krieg und die unglaubliche Verschwendungssucht des Fürsten haben das Volk ausgesogen, Hof und Land sind verarmt. Laskaris allein hat das Mittel, dem Elend zu steuern. Im Besitze der wunderwirkenden Panacee, hohen Rang und Ehren in sicherer Aussicht, das heißgeliebte Weib im Arme:

„Jetzt fühlte er sich hochbeglückt auf Erden,
Das Leben schien ihm werth, gelebt zu werden."

Seine Beziehungen zum Hofe, dem er „das rothe Gold" verschafft hatte, brachten ihn auch mit der schönen Gräfin Aurora, der bekannten Maitresse des Fürsten, in Berührung. Im Sinnenrausch vergißt er sein Weib, und als August die Geliebte zu sich nach Polen ruft, weigert sich Laskaris, ihm nochmals Geld zu schaffen, und muß deshalb in's Gefängniß wandern. In monatelanger Haft auf der Albrechtsburg läutert sich unser Held. Er schüttelt die Sinnenlust von sich, die ihn so lange umstrickte, und das Bild des fast vergessenen und doch geliebten Weibes, das ihm inzwischen einen Sohn geschenkt, taucht auf's Neue vor ihm auf. Irene rettet ihn, und beim Feuerschein des in der Ferne brennenden kurfürstlichen Schlosses ziehen Beide in die Ferne.

Dieses ist in kurzen Zügen der Inhalt der bedeutenden Dichtung, soweit dieselbe fertig vorliegt. Kleine Bedenken, welche die Handlung betreffen, müssen bis zum Er-

scheinen des dritten Theiles, welcher vielleicht nähere Aufklärungen und Aufschlüsse bringt, zurücktreten.

Hervorzuheben ist der tiefe, sittliche Ernst der Dichtung, welche, von modernem Geiste belebt, sich doch hoch über die epischen Schöpfungen der sonstigen „Modernen" erhebt. Trotzdem die beiden Theile je 12 Gesänge enthalten und die einzelnen Strophen je 10 Zeilen, so wirkt doch die Lectüre durchweg anregend und fesselnd. Die Sprache ist häufig von bestrickender Schönheit, besonders die Naturschilderungen zeichnen sich durch Pracht der Darstellung und Feinheit der Beobachtung aus. Die formschönen Strophen entzücken und ergreifen wie zarteste Musik, und selbst der weniger pessimistisch denkende Leser wird den in so vollendeter Form gebotenen Darlegungen einer buddhistischen Anschauung gern folgen. Möge der Dichter recht bald im dritten Bande einen würdigen Abschluß seines Werkes folgen lassen. L. S.

Musikalische Notizen.

Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille, geb. Sloman. Berlin, Gebrüder Paetel.

Wagner hatte, als er sich in höchster Bedrängniß befand, bei der Familie Wille in Mariafeld am Zürichersee einen Unterschlupf gefunden, der ihm gestattete, an seinem Lebenswerk in Ruhe weiterzuarbeiten. Die Mehrzahl der an Frau Wille gerichteten Briefe stammt aus den Jahren 1864 und 65, also aus der Zeit, wo König Ludwig II. von Bayern der „holde Schirmherr" des Dichtercomponisten geworden war. Sie zeigen, wie innig Wagner seinen königlichen Gönner verehrte und mit welch' rührender Anhänglichkeit er ihm ergeben war. Daß der Bayreuther Meister, der nicht eben selten der Egoismus und die Rücksichtslosigkeit selbst war, derartiger gemüthvoller Regungen fähig gewesen ist, wird auch manchen seiner intimsten Bewunderer überraschen.

Johann Strauß. Ein Lebensbild, entworfen von Ludwig Eisenberg. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel.

Die Wiener Walzer-Dynastie Strauß hat auf dem von ihr cultivirten kleinen Gebiete eine Bedeutung erlangt, die auch der anerkennen muß, der gewohnt ist, die Kunst von ihrer ernstesten Seite zu nehmen. Der letzte musikalische Ausläufer der Familie Strauß, Johann Strauß, der Componist des Walzers „An der schönen blauen Donau" und der Operette „Die Fledermaus", hat vor Kurzem sein 50jähriges Künstlerjubiläum gefeiert und mußte also wohl den Biographen in die Hände fallen. Ludwig Eisenberg hat den ihm in reichster Fülle entgegengebrachten Stoff anziehend verarbeitet und manche historische Details mitgetheilt, die ein über den engen Wirkungskreis der Strauß'schen Familie hinausgehendes Interesse haben. Mit dem faustdick aufgetragenen Lobe wird vermuthlich der Wiener Walzerkönig zufriedener sein, als der kritisch-sichtende Leser. Gar so kräftig hätte der Verfasser das Weihrauchfaß nicht schwingen dürfen. Johann Strauß ist ein sehr lustiger und melodienreicher Tanzcomponist, aber keineswegs ein zweiter Mozart oder Beethoven.

Robert Franz. Gespräche aus zehn Jahren. Veröffentlicht von Dr. Wilh. Waldmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Die Litteratur über Robert Franz, den vielgenannten, aber leider wenig gesungenen Liedercomponisten, ist eine sehr dürftige; jede Ergänzung ist mit Dank anzunehmen. Was Robert Franz im Freundeskreise über seine Auffassung deutscher Lieder hat verlauten lassen, erscheint hier zum ersten Male fixirt und der größeren Oeffentlichkeit erschlossen. Franz war kein Salonmensch, sondern eine gerade, ehrliche Natur, die mit ihren Ansichten nicht hinter dem Berge hielt. Er konnte sich sehr derb und drastisch ausdrücken, wenn es galt, eine Kunstansicht zu vertheidigen. Waldmanns Buch bietet fast auf jeder Seite Belege hierfür. Was uns darin mitgetheilt wird, sind allerdings nur Aphorismen, aber sie treffen zumeist den Nagel auf den Kopf. Einigermaßen peinlich berührt uns das hohe Selbstbewußtsein, das Franz in Betreff seiner eigenen Lieder wiederholt an den Tag legt, das vorliegende Buch würde an

Werth erheblich gewonnen haben, wenn der Herausgeber mit der Mittheilung derartiger Aussprüche vorsichtiger und sparsamer gewesen wäre. eb.

Das Geheimniß der berühmten italienischen Geigenbauer. Ergründet und erklärt von Otto Migge. Frankfurt am Main, Gebrüder Staudt.

Migges Broschüre ist mit großer Sachkenntniß geschrieben und wird auch für diejenigen, die sich über Geigenbau ihre eigene Ansicht gebildet haben, von hohem Interesse sein. Nach Migges Ansicht kann die natürliche Art der Lackirung allein das Geheimniß der großen Meister gewesen sein. An Opposition gegen diese Behauptung wird es nicht fehlen. Ob es möglich ist, nach Migges Theorien Instrumente anzufertigen, die den alten Cremoneser Geigen in jeder Hinsicht ebenbürtig sind, muß die Zeit lehren. Jedenfalls ist es im Hinblick auf den großartigen Schwindel, der mit alten Instrumenten getrieben wird, ein Verdienst, die Frage überhaupt angeregt und in Fluß gebracht zu haben. eb.

Bibliographische Notizen.

Das Alte Testament. Uebersetzt, eingeleitet und erläutert von Dr. Eduard Reuß, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verfassers von Lic. Erichson und Pfarrer Lic. Dr. Horst in Straßburg. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.

Das Bibelwerk, das in seinen sieben Bänden das „Alte Testament" behandelt, gehört zu jenen Schöpfungen, die man mit Dankbarkeit und Andacht genießt. Wir dürfen den Ausdruck Genuß schon deshalb anwenden, weil die Uebersetzung nicht blos in streng sinngetreuer, sondern auch in flüssiger, leicht verständlicher Sprache dahinfluthet und zumal an den poetischen Stellen den Leser mit sich fortreißt.

Das im großen Stile angelegte Werk geht davon aus, „daß die ganze Geschichte der Israeliten, die politische, bürgerliche, litterarische und religiöse von der Frage abhängt, ob das biblische Schriftthum an den Anfang derselben gesetzt werden kann oder muß, als die eigentliche und echte Grundlage des socialen und geistigen Lebens der Nation, oder ob es die Frucht einer mehr als halbtausendjährigen Arbeit ist, an welcher zwanzig Generationen Antheil gehabt haben und welche erst fertig geworden, als die schaffende Kraft erschöpft war."

In dieser Frage wird mit Beachtung aller vorangegangenen Forschungen eine Klärung angebahnt und in consequenter Weise bewerkstelligt. Die Untersuchungen werden derart geführt, daß auch „der unvorbereitete, mit der Sache noch nicht vertraute Leser sich eine Meinung bilden kann und nicht in die Lage versetzt wird, entweder blindlings und unüberzeugt das Dargebotene annehmen oder es aus Mangel an klaren Beweisen vorschnell in Bausch und Bogen abweisen zu müssen."

So ergiebt sich für Reuß folgende Eintheilung der alttestamentlichen Bücher, zu welchen er auch die sogenannten Apokryphen zählt:

1. die Geschichtsbücher (Richter, Samuelis, Könige); 2. die Propheten; 3. Pentateuch und Josua; 4. die Kirchenchronik von Jerusalem (Chronik, Esra und Nehemia); 5. die hebräische Poesie (Psalter, Klagelieder, Hohes Lied); 6. Religions- und Moralphilosophie (Hiob, das Salomonische Spruchbuch, der Prediger, die Weisheit Jesus', des Sohnes Sirachs, das Buch der Weisheit Salomonis, lehrreiche Erzählungen und andere erbauliche Erzählungen aus den letzten Zeiten des vorchristlichen Judenthums (Jona, Tobia, Susanna, die Pagen des Darius, Baruch, das Gebet Manasses); 7. die politische und polemische Litteratur (Ruth, 1. und 2. Makkabäer, Daniel, — Esther, Judith, 3. Makkabäer, Bel und die Schlange, Epistel des Jeremia).

Wir können nur unseren früheren Wunsch wiederholen, daß die Theilnahme des Publikums es der Verlagshandlung ermögliche, dieses hervorragende Werk unter Zugrundelegung der französischen Arbeit durch das Neue Testament zu ergänzen. L.

Fragmente. Neue Folge. Von John Tyndall. Uebersetzt von Anna v. Helmholtz und Estelle du Bois-Reymond. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Das vorliegende Buch mit dem Titelbild des Verfassers enthält vierzehn verschieden-

artige Aufsätze meist populärwissenschaftlichen Inhalts und ist die letzte Publication des vor einem Jahre unerwartet schnell gestorbenen, geistreichen Verfassers. Die Aufsätze sind zum großen Theil Vorträge, die Tyndall in der Royal Institution gehalten hat oder die in englischen Zeitschriften erschienen sind, und umfassen den Zeitraum von 1880—1891. Die Reihe der Aufsätze eröffnet das Thema über die Sonntagsfeier in England, das der Verfasser in einem in Glasgow gehaltenen Vortrage behandelt hat. Als weitere Aufsätze schließen sich an: Goethe's Farbenlehre, Atome, Molecül und Aetherwellen, Graf Rumford, Das Leben und Wirken Pasteurs, Der Regenbogen, ferner eine Ansprache, gehalten in der Birkbeck Institution 1884, Thomas Young, Das Leben in den Alpen, Vom gewöhnlichen Wasser, Persönliche Erinnerungen an Thomas Carlyle, Zur Enthüllung der Statue von Carlyle, Ueber den Ursprung, Verbreitung und Verhütung der Tuberculose, alsdann allerlei Aufzeichnungen aus den Alpen und zum Schluß ein Gedicht: Ein Morgen auf der Lüsken-Alp. — In allen Aufsätzen tritt uns der wissenschaftliche Forscher in seiner liebenswürdigen Persönlichkeit entgegen, der es versteht, durch seine anziehende Sprache zu fesseln und auf naturwissenschaftlichem Gebiet mit feinem Verständniß das Walten in der Natur zu schildern. Die Uebersetzung ist correct, und sei das Buch hiermit bestens empfohlen.

K.

Ahasver, der ewige Jude. Mysterium in 3 Aufzügen und einem Vorspiel von Johannes Lepsius. Leipzig, Akademische Buchhandlung.

Wieder Einer, der sich an das vielbearbeitete, aber noch nicht erschöpfte Problem der Mythe vom ewigen Juden gewagt hat. Der bisher unbekannte Dichter verstand es, dem oft behandelten Stoff neue Seiten abzugewinnen, ihn außerordentlich fesselnd zu gestalten, die Gedanken des Lesers anzuregen und das Interesse bis zur letzten Scene wach zu erhalten. Schon die Verbindung, in die er den ewig lebenden Ahasver mit Moses und Elias, welche gleichfalls nicht „gestorben“ sind, im Vorspiel seines Mysteriums bringt, zeugt von eigenartiger Auffassung. Die Handlung spielt zur Zeit der ersten Tempelzerstörung und ist reich an fesselnden, echt dramatischen Momenten. Das Werk würde auch auf der Bühne seine Wirkung sicher nicht verfehlen, aber leider ist es nicht anzunehmen, daß eine Direktion den finanziell vielleicht ungünstig ausfallenden Versuch wagen würde. Als Lektüre aber ist der Lepsiussche „Ahasver“ jedenfalls auf's Wärmste zu empfehlen.

L. S.

Werde zum Weib. Roman von Ida Boy-Ed. 2 Bde. Leipzig, Karl Reissner.

Ida Boy-Ed gehört zweifelsohne zu den anerkanntesten deutschen Schriftstellerinnen, ja sogar zu internationaler Bedeutung ist sie, wie die Uebersetzung einiger ihrer Werke in fremde Sprachen beweist, gelangt. Ihrer dichterischen Eigenart und hervorragenden geistigen Bedeutung ist vor Kurzem in diesen Blättern, die große Verehrer-Gemeinde der hochbegabten Frau (zu der wir übrigens eifrigst uns zählen), voll befriedigend, eingehend gedacht worden, und so haben wir uns heut nur mit der Würdigung ihres neuesten Werkes: „Werde zum Weib“ zu beschäftigen. Diese neueste Schöpfung reiht sich den bedeutendsten der talentvollen Autorin leider nicht an. Gewiß, es ist ein kluges Buch, das da vor uns liegt; eine Sammlung von treffenden Aussprüchen über die Welt und das Leben, die Menschen und die Dinge, die sich recht umfangreich aus den Boy-Ed'schen Büchern anstellen ließe, würde durch dieses neueste Werk wesentlich vermehrt werden können; aber es ist ein Buch, dem man so deutlich seine Absicht anmerkt, daß man nicht nur verstimmt, sondern manchmal sogar — horribile dictu! — gelangweilt wird. Ida Boy-Ed, die es so trefflich versteht, Menschen von Fleisch und Blut, lebendig in ihrem Wollen und wirklich in ihrem Handeln, zu gestalten, begnügt sich dieses Mal zumeist mit Figuren, die nur geschaffen sind, die Ansichten der Autorin zu künden und eine Beweisführung für jene zu übernehmen. Wohl hat das Wort: „Werde zum Weib!“ einen hohen Klang, und wenn sich vielleicht auch noch darüber streiten ließe, ob das, was Ida Boy-Ed als den Inbegriff der Weiblichkeit bezeichnet, wirklich deren duftigste Blüthen sind, die Berechtigung der Tendenz: des Weibes Werth, abgethan von allen äußeren Erfolgen, nur in der Innerlichkeit darzuthun, ist über jeden Zweifel erhaben, und die Repräsentantin jenes aus ihrer glänzenden Schein-Existenz und dem sie umdrängenden Flirt zum Weibe erwachenden Mädchens ist wohlgelungen. Aus ihrem Munde hören wir auch manchmal wirkliche Herzenstöne, die

uns ergreifen, sonst aber gelangt nur höhere oder geringere Beredsamkeit zur Wirkung, und so lesen wir das Buch, erkennen seinen erziehlichen Werth, bewundern die Gedankenreife der Autorin — aber warm werden wir dabei selbst in jenen Scenen, in denen die Handlung gipfelt, nicht! Und noch Eins: Uns war es stets ein Beweis mehr für die poetische Vollkraft Ida Boy-Ed's, daß warmblütig, reizvoll-anziehend ihre eigene Individualität, gleichsam ununterdrückbar, aus ihren Schöpfungen zu uns sprach. Auch die Befriedigung dieses, wir möchten sagen: intimen Interesses läßt ihr neuestes Buch vermissen. A. W.

Aus der schönen, wilden Lieutenants-Zeit. Roman aus dem österreichischen Cavallerieleben von Carl Baron Torresani. 2 Bde. Dresden, E. Piersons Verlag.

Der Roman liegt in III. Auflage vor uns; der Autor lehrt uns die Bedeutung dieser Thatsache dahin verstehen, daß der Roman „ein drittes Tausend macht“, und wir glauben gern an seine Zufriedenheit ob dieses Erfolges. Wir nennen auch selbst die erwähnte Thatsache einen Erfolg — sollen wir uns deswegen unseres kritischen Rechtes begeben? Das Buch liegt auf unserem Büchertisch; wir haben nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, unsere Meinung zu äußern, und so sei es denn unumwunden ausgesprochen: vom litterarischen Standpunkt erscheint uns der Werth des Buches recht gering, sein Erfolg nicht verdient! Es ist ansprechend überall, wo es wirklich aus dem Militärleben berichtet; da wirkt es mit der Frische und Anschaulichkeit des Selbsterlebten. Leider aber sind es nur sehr wenige Scenen, die sich mit dem Soldatenthum beschäftigen, der weitaus größere Raum des Buches wird durch einen Herzensroman ausgefüllt, dessen Held allerdings ein Offizier ist, aber eben so gut jedem anderen Stande angehören könnte, wenn er nur das Zeug dazu hat, ein Lump zu sein! Der Roman selbst zeichnet sich nur durch grobe Unwahrscheinlichkeiten, sonst durch Nichts aus; sein Humor ist Burleske, und seine Tragik der Scandal. In welchem Stile er uns erzählt wird, haben wir oben durch eine kurze Andeutung gekennzeichnet; es ließe sich mit leichter Mühe eine reiche Lese von Stilblüthen anstellen. Den warmen Enthusiasmus des Autors für sein schönes Vaterland lassen wir als lobenswerth und episch wirksam gern gelten, erlauben uns sogar einen großen Theil des Erfolges des Buches hierauf zurückzuführen; wenn aber der Autor meint, daß er die Revision der neuen Ausgabe noch gründlicher gestaltet, hätte ihn nicht das alte Sprichwort vom „Besseren, dem Feind des Guten“, davon abgehalten, so glauben wir allerdings entschieden, er hätte noch sehr viel revidiren, mancherlei factische Unrichtigkeiten ausmerzen können, bevor dem Guten in seinem Buche zu nahe getreten wäre. A. W.

Honos. Von H. Steinitzer. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Honos ist eine phantastische Insel im Ocean, die auf keiner Landkarte verzeichnet ist; — zwei schiffbrüchige Europäer werden auf dieselbe verschlagen und finden auf dieser zu ihrem Erstaunen nicht nur menschliche Bewohner, sondern ein hochentwickeltes Gemeinwesen, in welchem die sociale Frage auf das Glücklichste gelöst ist. Hier giebt es keine Leidenschaften, keinen Kampf um's Dasein und kein Verbrechen, in schönster Harmonie leben diese beneidenswerthen Insulaner nur im Dienste des Gemeinwohls, und obgleich vollkommen isolirt von der übrigen Welt, ist bei ihnen die Technik in viel höherem Grade entwickelt, als in dem großen Centrum der Civilisation, so daß alle mechanische Arbeit von Maschinen geleistet wird. Und wodurch ist dieser Zustand der Glückseligkeit erreicht? einzig und allein durch die Trennung der Geschlechter; es giebt auf der Insel einen Staat der Männer und einen auf gleicher Basis organisirten Frauenstaat, und in dieser Trennung liegt der Urgrund zu ihrer Zufriedenheit, denn nach des Verfassers Ansicht ist alles Unheil durch die Geschlechtsliebe in die Welt gekommen.

Wie diese beiden merkwürdigen Gemeinwesen organisirt sind, und welche Schicksale die beiden Europäer daselbst erleben, mögen diejenigen Leser nachlesen, die gewillt sind, dem Autor auf dem sonderbaren Fluge, den seine Phantasie genommen, zu folgen. mz.

Wildwuchs. Von H. Eschelbach. Zweite Auflage. P. Neubner. Köln a./Rh.

Im Nachhall heißt es: „Ich mag es nicht, das blinde Träumen, ich mag es nicht, das blinde Dichten; ich kann den Blick aus Märchenträumen auch scharf auf unsre Tage richten.“ Es ist bedauerlich, daß dies dem Dichter erst zuletzt eingefallen und daß er uns nicht schon auf den vor-

hergehenden 186 Seiten einen Beweis davon gegeben hat. In Eichelbach offenbart sich ein frommes Gemüth, dem ein hübsches Lied gelingt und das auch von Herzen kommende Töne anzuschlagen weiß. Aber es fehlt ihm die Eigenart. Fast Alles hat man schon ähnlich und oft besser gelesen. Der Inhalt der wenigen epischen Gedichte ist nicht originell, und auch die Form läßt oft zu wünschen übrig. ls.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Andrejanoff, V. v., Weltgericht. Leipzig, C. G. Naumann.
Bemerkungen zu dem Entwurf eines Börsengesetzes. Veröffentlichung der freien Vereinigung der Berliner Productenbörse. Berlin, H. S. Hermann.
Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 848—859. Halle, O. Hendel.
Boy-Ed, Ida, Hermine von Preuschen und Konrad Telmann Ninfa. Drei Novellen. Dresden, Leipzig, C. Reissner.
Busse, Carl, Gedichte. Dritte Auflage. Grossenhain u. Leipzig. Baumert und Ronge.
Couperus, Louis, Majestät. Roman. Einzige, vom Verfasser und Verleger autorisirte Uebersetzung. Dresden, H. Mindlen.
Die Donau von Passau bis zum Schwarzen Meere. Wien, Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.
Feddersen, F. A., Christlich-sozial. Moderne Psalmen. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Freemann, Edward, A., Geschichte Siciliens. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. Erster Band. Mit dem Bildniss d. Verfassers und 5 Karten. Leipzig, B. G. Teubner.
Gnad, Ernst Dr., Litterarische Essays. Neue Folge. Wien, C. Konegen.
Hottenroth, Fr., Handbuch der deutschen Tracht. Lieferung 2—11. Stuttgart, G. Weise.
Jaffé, M., Rembrandt und der Herr Geh. Rath Dr. Bode. Eine Kritik. Berlin, R. Taendler.
Jahresbericht d. Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller für 1893/94. München, Selbstverlag.
Knackfuss, H. Rembrandt. Mit 156 Abbildungen von Gemälden, Radirungen u. Handzeichnungen. Zweite Auflage. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen und Klasing.
Kohaus, Frau Hannah Mose, Leben und Gesundheit. Deutsche Uebersetzung von Rudolph Kohaus. Chicago, F. M. Harley Pub. Co.
Meyer, L., Lehrbuch der Graphologie. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
Morgenstern, Christian, In Phantas Schloss. Ein Cyklus humoristisch-phantastischer Dichtungen. Berlin, Richard Taendler.
Die Musen. Zwanglose Hefte für Production und Kritik. Herausg. von W. Arent. 1895. Mai. München, M. Poessl.
Penzler, Johs. Marksteine von Bismarcks Lebensweg. Eine chronologische Darstellung der bedeutsamsten Ereignisse aus dem Leben des Altreichskanzlers an der Hand seiner Reden. Festschrift zum 80. Geburtstage. Leipzig, Otto Wigand.
Plan von Wien, neuester und vollständigster mit Angabe der neuen Bezirkseintheilung. Wien, A. Hartleben.
— grosser. 7. Auflage. Wien, A. Hartleben.
Poschinger, H. v., Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. (geb. 1806, gestorben 1886). Mit Bildn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Preyer, W., Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften. Mit mehr als 200 Schriftproben im Text nebst 8 Diagrammen und 9 Tafeln. Hamburg und Leipzig, Leop. Voss.
Pröll, K., Deutsches Leben und Weben. Nationale Erzählungen. Villach, Gebr. Gitschthalu.
Reform, ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. IV. Jahrg. Nr. 9. 10. Königsberg, Braun und Weber.
Reiserouten in Bosnien und der Herzegowina. Illustr. Führer. Zweite Auflage. Wien, A. Hartleben.
Robert, Friedrich. Aus dem Nichts zum Glauben. An alle Denker gerichtet. Zweite Auflage. Berlin Bibliogr. Bureau.
Rüttenauer, B., Heilige. Legenden und Historien in Prosa. Heidelberg, C. Weiss.
Skowronnek, R., Mein Vetter Josua. Roman. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, H. Minden.
Sosnosky, Th. v.. Aus der Dreiviertel-Welt. Dresden, E. Pierson.
Stössel, A., Brandung, Novelle. Leipzig, Rob. Friese Sep. Cto.
Umlauft's Werke. Gesammelt, herausg. und mit Anmerkungen versehen von einem Verehrer des Dichters. Erstes Tausend. Eberswalde, A. Lemme.
Volksdichtungen, bulgarische. Uebers., mit Einleitung und Anmerkungen versehen von A. Strauss. Wien, C. Gräser.
Wichert, Ernst, Blinde Liebe. Novelle. Dresden und Leipzig, C. Reissner.
Winter, J. und Aug. **Wünsche**, Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Lief. 24. Trier, S. Mayer.
Witz, Ch. Alphonse, Keine Lücke im Leben Jesu. Antwort auf die Schrift von Nikolaus Notowitsch: Die Lücke im Leben Jesu. Wien, Carl Konegen.
Wohlmuth, A., Benedikt Brömel. Eine Lebensgeschichte. München, A. Ackermann's Nachf.
Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionslehre und verwandte psycholog. Forschungen. Jahrg. III. April 1895. Berlin, Hermann Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.




Band 74. — Heft 221.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
August 1895.
19. Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

August 1895.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Paolo Mantegazza.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



P. Mantegazza

[illegible] Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

[illegible] Band — August 189[illegible] — Heft 22[illegible].

[illegible]

Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIV. Band. — August 1895. — Heft 221.

(Mit einem Portrait in Radirung: Paolo Mantegazza.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Ein Räthsel.

Studie.

Von

Friedrich Fürst Wrede.

— Salzburg. —

Die Bergstraße in der Provinzialhauptstadt L. führt steil, wie schon ihr Name besagt, auf einen ansehnlichen Hügel, der sich als ein letzter Ausläufer der Alpen bis dicht vor die Thore der Stadt lagert.

Es ist nicht die einzige Straße, die auf diesen Höhenzug führt. Ein breiter, bequemer Fahrweg schlängelt sich in weiten Serpentinen gleich eine ungeheuren Schlange hinauf. Aber die Bergstraße ist bedeutend kürzer und mündet gerade gegenüber dem „Rothen Luchs" in die Gartenanlagen, die den Hügelrücken bedecken.

Sie wird deshalb von den Leuten, die dort die sonntägigen Tanzunterhaltungen besuchen oder von diesen heimkehren, meistens benützt.

Es ist eine enge, finstere, schlecht gepflasterte Gasse.

Wo der Weg gar zu steil wurde, hatte man steinerne Stufen gelegt. Dadurch ist die Straße natürlich für Fuhrwerk unbenützbar.

Die Häuser auf beiden Seiten sind alte Gebäude und können selten mehr als ein Stockwerk über dem Erdgeschosse aufweisen.

Manche Fenster sind mit grellfarbigen Vorhängen versehen. Ihre Brüstungen sind oft mit Kissen bedeckt. Selbst einzelne kümmerliche Blumensträuße haben sich dorthin verirrt.

Nachts sind die meisten Fenster beleuchtet.

Die ehrsamen Bürgersleute aber machen lieber einen weiten Umweg, als zu später Stunde die Bergstraße zu durchschreiten.

In der Parterrestube des Hauses Nr. 7 wohnte eine Frau, die man allgemein die „Gräfin" nannte.

Niemand wußte, wie der Name ihr zuerkannt worden war. Jedenfalls entsprach die äußere Erscheinung der Frau nicht dem Bilde, das die landläufige Phantasie von einer Gräfin entwirft. Sie war vielmehr ein unschönes, bejahrtes Weib von erschreckender Körperfülle.

Selbst der Kopf mit den fleischigen, dick mit Schminke übertünchten Wangen, den kleinen, verschwommenen Augen und dem starren, schwarzen Haar hatte nichts Anziehendes.

Sie war eine Verworfene im vollsten Sinne des Wortes.

Nicht Unglück, Noth oder verlassene Liebe hatte sie auf den betretenen Weg gewiesen.

Sie war schlecht, weil sie schlecht sein mußte.

Sie war nie verdorben und nie verführt worden — sie kam bereits als angefaulte Knospe auf die Welt.

Davon machte sie auch kein Hehl.

Nichts lag der Gräfin ferner, als eine übel angebrachte Sentimentalität.

Im Leben dieses Weibes war weder Romanhaftes noch Dunkles. Sie hatte ganz einfach ihre Freude an der Sünde. Kein Zug, keine Falte, vor der der Menschenforscher sinnend stehen bleiben und das Grab einer Seele ahnen konnte!

Nichts Verborgenes, Räthselhaftes — Nichts — als ihr Tod!

Und das kam so.

Eines Tages besuchte die Gräfin den Tanzboden des „Rothen Luchses“. Es lag in ihren Gewohnheiten, dies zweimal im Monat zu thun.

Schon als sie den kleinen Vorgarten betrat, der das Tanzlocal von der Straße trennte, schollen ihr gedämpfte Musiktöne entgegen.

Es war im October.

Die ganze Woche über hatte es geregnet, und die weiche Erde des Gärtchens war grundlos geworden.

Man hatte deshalb von der Gitterpforte bis zur Thür des Hauses ein Brett gelegt.

Vorsichtig betrat die Gräfin diese schlüpfrige Brücke, unter der der nasse Schlamm gluckste und quiekste.

Wie sie so dastand, auf dem Brette ihr Gleichgewicht suchend, ihr Kleid ängstlich in die Höhe haltend, in den Augen aber schon begehrliche Lichter, die die abgerissenen Töne der Musik entflammt hatten, — da war sie wirklich grotesk — häßlich!

Nachdem sie eingetreten und einen Platz nicht weit vom Ausgang gewählt, blieb sie einen Augenblick hoch aufgerichtet stehen und warf einen orientirenden Blick um sich.

Ihre schlaffen Züge belebten, ihr Busen hob und senkte sich! Ihre kleinen Augen leuchteten!

Der Lärm, die Musik, die vom Staub, Tabakgeruch und Alkohol geschwängerte Atmosphäre, die jedem Anderen den Athem geraubt hätte, schien auf dieses Weib eine belebende, berauschende Wirkung auszuüben.

Der Saal des „Rothen Luches“ war ein langgestreckter, vielfenstriger Raum, dessen größerer Theil dicht mit Tischen und Stühlen bestellt war, während die Mitte als Tanzboden diente.

Die Tänzer bildeten Handwerker und Kleinbürger aus der Stadt, in überwiegender Mehrzahl aber Soldaten des in L. heimischen Artillerieregimentes.

Etwas abseits an einem runden Tische saßen auch einige Infanteriesoldaten. Dieses Regiment war erst vor kurzer Zeit nach L. versetzt worden und genoß noch wenig Sympathien in der Bevölkerung. Das geringste Entgegenkommen aber fanden die Ankömmlinge bei ihren Waffenbrüdern. In Ermangelung eines dritten Feindes hatten sich die kampfesmuthigen Vaterlandsvertheidiger schon gegenseitig auf verschiedenen Tanzböden kleine, aber blutige Schlachten geliefert.

Die über beide Parteien verhängten Strafen waren nicht geeignet, den Frieden zu befestigen und die grollenden Herzen zu versöhnen.

Die Fußsoldaten betheiligten sich daher auch nicht am Tanze.

Umsomehr mußte es dem geübten Auge der Gräfin auffallen, daß sich ein Träger der verhaßten blauen Uniform mitten in dem dichtesten Gewühl der Tanzenden bewegte. Dieser Unteroffizier machte gerade, als ob es Brauch und Sitte sei, daß die Regimenter gute Kameradschaft hielten und nie von einer Feindschaft zwischen Nord- und Südprovinz die Rede gewesen wäre.

Wie die Gräfin so dastand und über solche Verwegenheit nachdachte, kam ein untersetzter Artillerist auf sie zu und forderte sie zum Tanze auf. Sie war trotz ihrer unförmlichen Gestalt eine gute Tänzerin, und besonders ihr „Schottisch“ genoß einen vorzüglichen Ruf.

„Was wollen die Lackenpatscher hier?“ frug sie ihren Tänzer.

„Wirst sehen, heut giebt's noch was!“ flüsterte ihr dieser zu.

Lackenpatscher war die Benennung der Artilleristen für die Fußsoldaten, wofür diese sie als Pulverjuden bezeichneten.

Gerade wie sie sich in der Mitte des Saales im Kreise drehten, verstummte plötzlich die Musik, und die Paare lösten sich auf, um ihre Plätze an den Tischen vor den halbgeleerten Bierkrügen wieder einzunehmen.

Die Gräfin war dicht neben dem fremden Unteroffizier zu stehen gekommen.

Er war ein hochgewachsener, breitschultriger Bursche, mit großen männlichen Zügen und starker Nase. Die Haare trug er an den Schläfen zu sogenannten „Sechsern“ in's Gesicht gebürstet, den Strohhalm seiner Virginia hinter dem Ohre.

Die Gräfin blickte ihn scharf an, so daß es dem jungen Krieger, der sie nicht bemerkte und sich gerade mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirne und vom Halse wischte, auffallen mußte.

„Was willst denn von mir? Verschau Dich nur nicht!“ frug er sie lachend.

„Sie muß ich schon wo gesehen haben!“ antwortete die Frau nachdenklich.

„’s kann leicht sein.“

Damit wandte sich der Bursche gleichgiltig um und schritt zum Tische seiner Kameraden. Die Gräfin aber wurde plötzlich nachdenklich. Auch sie kehrte auf ihren Platz zurück und trank gierig aus ihrem großen Bierkruge.

Die Stimmung im Saale wurde immer kampflustiger. Die blaue Uniform der Lackenpatscher reizte die Rauflust der Pulverjuden auf das Aeußerste. Es schien ausgemacht, daß die Fremden schon mit der Absicht, zu raufen, den „Rothen Luchs“ aufgesucht hätten. Sie waren doch genügend lange in der Stadt, um zu wissen, daß dieses Gasthaus ausschließlich von der Artillerie besucht zu werden pflegte. Gab es denn nicht noch genug andere Wirthschaften im Orte?

Schon flogen bedenkliche Worte, böse Witze und derbe Anspielungen zum Infanteristen-Tische hinüber. Daß man dort nicht weniger derb und schlagfertig antwortete, verstand sich von selbst.

Zum Glücke intonirte die Musik. Man erhob sich von den Tischen, um zum Tanze anzutreten.

Allen voran der fremde Bursche.

Die Gräfin sandte einen Bierjungen mit der Aufforderung zu ihm, er solle sie zum Tanze führen.

Gespannt verfolgte sie mit den Augen den Vorgang.

Der Unteroffizier war gerade aufgestanden, als ihr Abgesandter zu ihm trat.

Jetzt sprach ihn der kleine Junge an.

Der Fremde blickte zu ihr herüber — lachte — und schüttelte verneinend den Kopf.

Beschämt senkte die Alte die Augen.

Andere Tänzer kamen und forderten sie auf.

Sie aber schlug jeden aus.

Man wollte seinen Augen nicht trauen! Die Gräfin weigerte sich zu tanzen! Dieser Fall war in den Annalen des „Rothen Luchs“ noch nicht verzeichnet!

Theilnahmlos und traurig kauerte sie hinter ihrem Bierglase, mechanisch die Goldreifen an ihren Fingern drehend.

Auf die Tanzenden konnte sie nicht blicken — denn da hätte sie immer den Fremden sehen müssen, wie er sich siegesbewußt, den Oberkörper leicht vorgeneigt, den Arm um seine Tänzerin geschlungen, langsam im Kreise drehte.

Das konnte und wollte sie nicht sehen!

Plötzlich ertönten einige laut streitende Stimmen und gleich darauf ein entsetzlicher Lärm.

Infanterie und Artillerie waren aneinander gerathen!

Ein geringfügiger Anlaß hatte den Anstoß zur Entladung des in beiden Lagern bis zum Siedepunkt gestiegenen Grolles gegeben.

Die Musik verstummte mit einem schrillen Mißklang. Die Tänzer ließen ihre Mädchen ohne Weiteres stehen und eilten, sich am Kampfe zu betheiligen.

Die Weiber kreischten, die Burschen brüllten wie die jungen Stiere. Tische und Stühle wurden krachend auf den Boden geschmettert. Ein entsetzlicher betäubender Lärm!

Die große Ueberzahl der Pulverjuden entschied rasch das Schlachtenglück. Ehe man sich noch recht über den ganzen Hergang Klarheit verschaffen konnte, waren die blauen Lackenpatscher an die Luft gesetzt.

Zum Glück hatten sie dem Ausgange ziemlich nahe gesessen, so daß der schmerzliche Weg dorthin nicht allzu lange währte.

Nur der Unteroffizier war noch im Saale.

Er war ruhig an die Wand getreten, wo sein Säbel an einem Kleiderhaken hing. Gemächlich schnallte er sich die Waffe um und setzte die blaue Mütze auf, ihr mit beiden flachen Händen die richtige „fesche" Lage gebend.

Für ihn würde die Betheiligung an einer Rauferei verhängnißvoll werden.

Er schritt dem Ausgange zu.

Anfangs ging Alles ganz gut.

Aber wie er schon fast die Thüre erreicht hatte, wollte ihm ein Trupp Artilleristen, die den geistigen Genüssen des „Rothen Luchses" zu sehr zugesprochen hatten, den Weg vertreten.

An ihrer Spitze ein baumlanger Mensch, mit Händen nicht viel kleiner als ein Wagenrad.

Der Unteroffizier blieb stehen. Unwillkürlich lockerte die nervige Hand den Säbel in der Scheide. Seine breite Brust hob sich unter der Bluse tief Athem holend. Das konnte die Borte und die Sterne auf seinem Kragen kosten!

Nur noch wenige Schritte waren die Angreifer von ihm entfernt.

Unheimliche Stille trat plötzlich ein.

Jene Stille, die kein Zurück mehr gestattet und die durch ein gewaltsames Ereigniß, durch eine That gelöst werden muß.

In diesem Falle war es der Angriff auf den Unteroffizier, den man erwartete.

Aber plötzlich erhob sich mit jähem Rucke die Gräfin von ihrem Stuhle. Rasch entschlossen griff sie mit kräftiger Faust nach ihrem wohlgefüllten Bierkrug und rief mit lauter Stimme das wohlbekannte „Obacht — Sauce!"

in den Saal. Zu gleicher Zeit schleuderte sie seinen gelben Inhalt in weitem Bogen den ahnungslosen Angreifern klatschend in's Gesicht!

Ein dröhnendes Lachen belohnte die rasche That!

Die Getroffenen wischten sich fluchend und scheltend die biernassen Gesichter, ohne aber der Spenderin der unerwarteten Abkühlung Etwas zu Leide zu thun.

Diese hatte ihrer Heldenthat brummend hinzugefügt: „Wollt's Euch einsperren lassen auf 60 Tage wegen den Lackenpatschern?"

Dann bezahlte sie ruhig ihr Bier und ging mit der Versicherung, daß ein anständiges Weib sich in solchen Wirthschaften nicht mehr mit Ruhe stärken könne.

Auf der Straße stieß sie auf den Unteroffizier, der den unteren Pfosten einer Straßenlaterne erstiegen hatte und sich nun in aller Seelenruhe anschickte, eine Cigarette an der Gasflamme anzuzünden.

Neugierig blickte der Bursche auf das Weib.

„Denen hast es gegeben!" meinte er lachend und schritt neben ihr die steile Bergstraße hinunter.

„Ich bin alt genug, um gescheiter zu sein — als die blöden Buben," erwiderte sie trocken und mürrisch.

Dann frug sie, wie er eigentlich heiße?

Warum sie das wissen wolle?

„Ist's eppa nicht erlaubt zu fragen?"

Es sei kein Geheimniß, entgegnete er gut gelaunt — er heiße Franz und stamme aus der Großstadt, wo die Menschen bekanntlich viel klüger sind, als in der Provinz.

Da erkundigte sie sich nach Mancherlei. Ob es in der Residenz noch sei wie früher — zu ihrer Zeit.

Sie waren vor ihrer Wohnung angelangt und blieben stehen.

„Du hast es doch nur wegen mir gethan?" frug er.

„Was?"

„Na — wie'st die Pulverjuden so ang'schüttet hast!"

Sie wandte sich kurz um und öffnete die Thüre.

„Was geht's Dich an!" entgegnete sie rauh und trat in's Haus.

Aber sie ließ die Thüre offen.

Einen Augenblick überlegte er.

Dann warf er die Cigarette weg, bückte seine hohe Gestalt — und folgte ihr.

* * *

Drei Wochen waren in's Land gezogen. Die zwei letzten hatten der Gräfin viele bittere Stunden gebracht. Zweimal noch hatte sie der Franz im Laufe der ersten Woche besucht.

Dann aber war er nicht wieder gekommen.

Sie hatte ihm geschrieben — er antwortete nicht.

Die wilde Leidenschaft, mit der sie an ihm hing, hatte den jungen Burschen anfangs belustigt, dann erschreckt, schließlich aber angewidert.

Von einer Freundin hatte die Gräfin erfahren, daß er mit einem jungen, bisher unbescholtenen Mädchen gesehen worden sei. Diese Nachricht raubte dem armen Weibe alle Ruhe und jede Fassung. Stundenlang irrte sie auf den Straßen umher und lauerte auf Franz.

Bald hatte sie Gelegenheit, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß man ihr die Wahrheit berichtet hatte. In zwei Wochen hatte die alte Frau allen Jammer und alles Weh der heißesten, leidenschaftlichsten Liebe durchgekostet.

So unglaublich es klingen mag, diese Frau liebte! Liebte zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben.

Der späte Frühling machte sie jedoch nicht liebenswürdiger. Sie wußte, wie drollig ihr die neue Rolle zu Gesicht stand.

Und das war das Entsetzlichste! Den wühlendsten Schmerz zu empfinden und sich der Komik, die ihm anhaftet, bewußt zu sein!

Mochte in dem ganzen Leben dieses Weibes nur Gemeines und Niedriges zu finden sein — aus diesem Schlamme stieg reinigend, läuternd, ungeheuer die Majestät des Leides!

Nach durchrasten Tagen und durchweinten Nächten erfaßte sie eine dumpfe Verzweiflung.

Die ganzen Nachmittage saß sie auf der Schuttinsel, die sich der Kaserne gegenüber in den Fluß lagerte. Ein kümmerliches Gestrüpp hatte sich dort angepflanzt, gerade genügend hoch, um eine menschliche Gestalt zu verbergen.

Lange, lange Stunden wartete die Gräfin dort geduldig, bis sie ihren Abgott gesehen hatte.

Denn einmal im Tage mußte sie ihn sehen — nur sehen! Das war der einzige Anspruch, den sie an die Lebensfreude noch stellte!

Ihre Liebe hatte eine merkwürdig entkörperte Richtung genommen. Man erzählt, daß zu gewissen Zeiten einzelne religiöse Orden bestanden hätten, die durch maßlose sinnliche Ausschweifungen die Fleischeslust zu ertödten versuchten. Die Gräfin schien dieses Ziel erreicht zu haben.

Gegen Ende der dritten Woche saß sie eines Abends am Fenster und blickte mit ihren kleinen Augen traurig auf die dunkle Straße.

Da kamen langsame Schritte die Gasse herauf. Dazu klirrte leise ein Säbel auf dem Pflaster.

Ein jäher Schreck durchzuckte die Alte. Wenn er es wäre!

Mit raschem Schritte eilte sie vor den Spiegel auf dem Schubkasten und ordnete das wirre schwarze Haar. Dann wieder zum Fenster!

Und er war es!

Er war es — aber an seinem Arme hing ein hübsches blondes Mädchen!

Haß, Neid, Verachtung, Eifersucht füllten einige Augenblicke das alte Herz der Gräfin.

Er führte wohl jetzt dieses halbe Kind in die Anlagen spazieren! Vielleicht kehrte das saubere Paar sogar beim „Rothen Luchs“ ein!

Verwegen war er genug dazu — der Franz!

Wie, wenn sie ihnen jetzt nacheilte und die von ihm verhöhnten Pulverjuden aufreizte!

Ob das kleine Mädchen an seinem Arme auch den Muth und die Geistesgegenwart hätte, ihr Bier seinen Angreifern in die wuthentstellten Gesichter zu gießen!

Und dann — dann würde er degradirt — bei Wasser und Brot eingesperrt — krummgeschlossen — müßte hungern —! hungern — ihr Franz!

Der bloße Gedanke verursachte ihr Pein — der armen, alten Gräfin!

Und keinen Blick hatte der stolze junge Mensch ihr zugeworfen!

Der Schall seines Schrittes, wie er langsam den Berg erklomm, tönte durch die Abendstille bis zu ihr — dazu das leise Aufstoßen des Säbels auf den steinernen Stufen.

Sie beugte sich aus dem Fenster — so weit sie konnte!

Sie blickte ihm nach — so lang' sie konnte!

Aller Groll, aller Haß, alle Rachegedanken waren verschwunden!

Dann trat sie in's Zimmer zurück, setzte sich auf den Bettrand und weinte bitterlich.

Die hellen Thränen rieselten unaufhörlich über ihre schlaffen, geschminkten Wangen, und ein ängstliches Schluchzen entrang sich der gequälten Brust.

Die Hände hatte sie ergeben im Schooße gefaltet.

Rückhaltlos überließ sie sich ihrem Schmerze!

Sie wußte nun plötzlich, daß es aus sei mit dem Franz und mit der Liebe für immer!

Ja — für immer!

Sie hatte auch genug gelebt! Was wollte sie denn eigentlich noch!

Eine gute Stunde mochte sie so gesessen und geweint haben. Dann stand sie auf und wischte die feuchten Wangen mit einem Tuche ab.

Sie schien jetzt blaß und erdfahl.

Die Thränen hatten sie von jeder Schminke rein gewaschen.

Sie holte aus ihrem Kasten eine, mit rothem Plüsch überzogene Cassette und hinter dem Spiegel, wo er sorgfältig verborgen war, einen kleinen Schlüssel hervor.

Dem Schreine entnahm sie ein Sparkassenbüchlein und einige Bogen Briefpapier.

Das legte sie zusammen auf den Tisch, schraubte die Lampe höher und schickte sich an, einen Brief zu schreiben.

Die Aufwärterin brachte das Nachtmahl. Ein Stück Gansbraten und Bohnen.

Die Gräfin aß einige Bissen. Dann fuhr sie mit dem Handrücken über die Augen, um die letzte Thräne zu verwischen, und fuhr fort zu schreiben.

Sie schrieb lange und rasch.

Als sie geendet, versiegelte sie das Schreiben und legte es auf das Sparkassenbuch.

In Gedanken versunken starrte sie vor sich hin.

Sie hatte mit dem Leben abgeschlossen.

Da klopfte Jemand an das Fenster.

Es war ein alter Bekannter.

Einen Augenblick zögerte die Gräfin — dann aber nickte sie ihm zu.

Ruhig schloß sie die Läden und zog die Vorhänge zu.

Der späte Besuch trat ein. —

Eine halbe Stunde später war sie wieder allein.

Vorsichtig prüfte sie jetzt den Verschlag am Fenster, ob er auch dicht schließe, und sperrte die Thüre zu.

Dann legte sie die Papierscheine, die sie eben erhalten, noch in das Sparkassenbuch auf dem Tische.

Entschlossen warf sie so viel Kohlen als möglich in den kleinen eisernen Ofen und sperrte mit fester Hand den Luftzug zum Kamine zu.

Nachdem sie noch die Lampe tief herabgeschraubt, legte sie sich schwer aufathmend, aber völlig ruhig auf das Bett.

Draußen auf der Straße tönte das lustige Singen einiger in die Stadt heimkehrender Burschen.

Einer von ihnen spielte auf der Mundharmonika den „Schottischen“, den die Gräfin so oft ungerne im „Rothen Luchs“ getanzt.

Sie hörte kaum darauf! Still und ruhig lag sie da — mit gefalteten Händen.

Verlassen, vergessen und einsam.

* * *

Am anderen Tage brachten die Localblätter mit kurzen Worten die Nachricht, daß die Prostituirte X., in der Bergstraße wohnhaft, durch Kohlengase erstickt, todt auf ihrem Bette gefunden worden sei. Der Erbe ihres einige Tausend Gulden betragenden Vermögens sei ein Unteroffizier des Infanterieregimentes.

Als Motiv der That habe die Selbstmörderin in einem hinterlassenen Briefe „unglückliche Liebe“ angegeben.





Paolo Mantegazza.

Ein litterarisches Portrait.

Von

Moritz Brasch.

— Leipzig. —

Weit hinaus über das politische Bündniß zwischen Deutschland und Italien und die freundschaftlichen Bande, welche zwischen den Herrscherfamilien beider Länder bestehen, gehen die geistigen Beziehungen, welche uns mit Italien verbinden: Beziehungen, welche ebensowohl auf den tausendjährigen alten gemeinsamen Bildungs- und Culturgrundlagen, als auf einer gewissen inneren Verwandtschaft der romanischen und germanischen Volksseele beruhen. Nicht blos in früheren Jahrhunderten, sondern noch in der Gegenwart besteht zwischen dem geistigen Leben beider Länder ein fortdauernder Austausch. Abgesehen von den hergebrachten internationalen Beziehungen, die zwischen unseren und den dortigen Akademien und gelehrten Gesellschaften und Instituten auf allen Gebieten des wissenschaftlichen Lebens unterhalten werden, giebt es ein Gebiet, welches in keinem Lande so eifrig cultivirt wird, wie in Italien: die deutsche Philosophie. Der hervorragendste und bedeutendste heutige Denker in Italien, Professor Vera in Neapel, ist — ein Schüler und Anhänger Hegels. Wer seine geistvolle „Introduction à la philosophie de Hegel“ gelesen hat, weiß, daß kein Ausländer inniger und intensiver in die Tiefen deutscher Speculation eingedrungen ist, als Vera. Durch deutsche Denker wurden ferner angeregt Männer wie Desanctis, Mariana und Spaventa, die Zierden der italienischen Hochschulen, nicht minder der interessante Dr. d'Ercole an der Turiner Universität, ein Schüler des Professors Karl Ludwig Michelet in Berlin, des bedeutendsten und letzten Hegelianers. Im Uebrigen sind auch der gefeierte Aesthetiker Trani, wie der bedeutende Rechtsphilosoph Villari überzeugte Anhänger des Hegelschen Panlogismus gewesen. Ferrari

und Franchi, zwei rationalistische Religionsphilosophen, die beiden schärfsten Gegner des eine Versöhnung moderner Forschung mit dem Katholicismus anstrebenden Rosmini und des Gioberti, sind ebenfalls von dem Studium Kants und anderer deutschen Philosophen angeregt worden.

Umgekehrt hat zu allen Zeiten das Geistesleben unserer südlichen Nachbarn auf uns die nachhaltigste Wirkung ausgeübt. Abgesehen von der Musik und den bildenden Künsten, sind es neuerdings auch eine Reihe geistvoller Forscher auf den Gebieten der Geschichtsphilosophie, Anthropologie und Kriminalsychologie, welche unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade gefesselt haben. Ich nenne hier nur drei der hervorragendsten, Labriola in Neapel, Lombroso in Turin und Mantegazza in Florenz. Insbesondere ist es der Letztere, der uns nicht minder durch die Eigenart seiner schriftstellerischen Persönlichkeit, wie durch den Inhalt seiner Werke anzieht: bei der geistigen Uniformität, die sich jetzt naturgemäß überall herausbildet, ausnahmsweise ein litterarischer Charakterkopf von ausgeprägtesten Formen.

Es ist nicht leicht, den Kern dieses interessanten Schriftstellers zu erfassen. Professor der Anthropologie an der Universität zu Florenz und Senator des Königreichs Italien, hat er weder Etwas vom Typus des akademischen Gelehrten, noch von dem des weltgewandten Politikers. Der phantastische, halb epikuräische, halb schwärmerische Grundzug in seinem Wesen stimmt weder zu dem einen, noch zu dem andern. Mantegazza ist aber auch Dichter, zwar nicht seinem Berufe nach (er versichert selbst, niemals Gedichte verfaßt zu haben), wohl aber seiner ganzen Individualität nach. Seine Auffassung des Natur- und Menschenlebens, sein Stil, seine Sprache, sein Bilderreichthum: Alles ist bei ihm dichterisch. Wir Deutschen haben ja, seitdem die exacte Forschung seit der Mitte dieses Jahrhunderts auch unsere Sprache bestimmter, fester und begrifflich präciser gemacht hat, in wissenschaftlichen Dingen den Geschmack an dem zweifelhaften Genre der sogenannten poetischen Prosa verloren. Man vergleiche z. B. die früher vielgelesenen naturwissenschaftlichen Schriften von Carus, Oerstedt, Klenke u. A. mit denen der jetzt so beliebten Popularisirer der Naturforschung, wie Vogt, Büchner, Bernstein, Stinde u. A., und man wird den Unterschied zwischen unserem damaligen und heutigen Stil-Geschmack sofort herausfühlen. Und so wird uns heute ja Manches auch in Mantegazzas Schriften zu bilder- und farbenreich, zu gefühlsvoll und überschwänglich erscheinen. Vieles, wofür wir einen schlichteren Ausdruck wünschen, wird uns, selbst für einen Italiener, allzu coloristisch, allzu unangemessen lebhaft und rhetorisch vorkommen. Wir fühlen gewissermaßen aus jedem seiner Sätze und Wendungen sein aufdringliches Mienen- und Geberdenspiel heraus . . .

Aber man verstehe uns nicht falsch. Mantegazza ist nicht Naturphilosoph im Sinne der dreißiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts: er ist weit entfernt davon, eine transscendentale Construction des Naturlebens zu geben. Als Forscher steht Mantegazza vollständig auf dem

heutigen exact-empirischen Standpunkt, und man würde dem Florentiner Professor Unrecht thun, wenn man an den wissenschaftlichen Charakter des Thatsachenmaterials seiner Bücher zweifeln wollte. Aber die Art, wie er uns von diesen Thatsachen Kunde giebt, ist bei ihm durch Ideen verklärt und durch Empfindungen belebt. Indem er den Natur- und Seelenprocessen nicht als kalter Beobachter, sondern als empfindendes Subject gegenüber tritt, belebt sich ihm das ganze Universum und reflectirt sich in seiner Seele bald als beglückende und segenspendende, bald als feindliche Macht: dies ist das fast Antike und tief Poetische seiner Naturanschauung. Er ist etwa in dem Sinne naturforschender Dichter, wie der französische Astronom Flammarion der Poet des Himmelsgewölbes ist . . .

Man gestatte mir ein Beispiel. Eines seiner anziehendsten Bücher ist sein Reisewerk „Indien" (deutsch von H. Meister. Jena, H. Costenoble, 1885). Mantegazza sieht hier Sitten, Land und Leute des uralten, interessanten Culturlandes nicht nur mit dem Auge des Ethnographen, Anthropologen und Culturhistorikers, sondern auch mit dem des Socialpolitikers an, dem die gesellschaftlichen Gegensätze, wie sie in keinem anderen Lande in dieser grellen Schroffheit existiren, zu vergleichenden Erörterungen Anlaß geben. Aber der Dichter kommt erst zu Wort, wenn er uns die Natur und das Landschaftliche dieses Wunderlandes vorführt. Hier bricht sein ganzer glühender Schönheitssinn hervor, und ohne Halt ergießt sich ein Strom leidenschaftlichster Empfindung aus ihm empor, der den Leser unaufhaltsam mit sich fortreißt. Man ist von der Pracht und der Schönheit dieser Sprache wie betäubt.

Unser Reisender hat an einem schönen Sommermorgen einen Ausflug nach einem Höhepunkt des Himalayagebirges unternommen, um in der Nähe des Kinchinjunga, einer der Spitzen dieses Gebirges, den Sonnenaufgang zu beobachten. Wir können uns nicht enthalten, einige charakteristische Stellen aus dieser Schilderung herzusetzen:

„Seit einer halben Stunde sitze ich auf einem Hügel hinter meinem Bangalow auf glänzendem Glimmerschiefer. Der Boden ist silbern vom Reif und das Gras spärlich und dürftig. Vor mir liegt der Kinchinjunga, den ich zum ersten Mal erblicke. Es ist der zweite, man könnte sagen, der erste Berg der Welt; denn der Everest überragt ihn nur um ein Weniges. Er ist das Schönste der Schöpfung; ich könnte ihm nur den gestirnten Himmel oder das sturmgepeitschte Meer an die Seite stellen; aber den Himmel sieht man von Kind auf, und das Meer in vollem Aufruhr ist immer etwas Convulsivisches; hier habe ich dagegen die Kraft ohne den Kampf, die Größe ohne Vermessenheit vor mir." —

„Um drei Viertel auf Sieben, als ich den Gipfel des Hügels erstieg, habe ich ihn gesehen. Da liegt er ruhig heiter und streckt seine unermeßlichen von Silberspitzen und Gletschern starrenden Arme nach Osten und Westen. Wer könnte die Spitzen zählen, die der große Himalaya-Riese be-

herrscht? Zur Rechten ragen hohe, kühne Gipfel empor und verlieren sich weit, weit hinten in einer feingesägten Linie . . ."

„Ich bin wie betäubt, und selbst wenn ich nicht allein wäre, könnte ich nicht sprechen. Ich fühle mich zu klein, und die Scene vor mir ist zu groß. Ich suche Etwas, was mir in seiner Kleinheit ähnlicher wäre. Hinter mir schlummert eine anglicanische Kirche im Frieden ihres Glaubens; Alles ist Schweigen rings um mich her, und selbst die ewigen Raben Indiens, die mich seit Monaten mit ihrem Gekrächze umlärmen, sind fern oder schweigen hier auch. Ich habe meine Augen auf der kleinen Kirche ruhen lassen, dann bin ich, von dem Koloß bezaubert, wieder zum Kinchinjunga zurückgekehrt. Da ist er ganz und scheint sich in dem ihm zu Füßen liegenden Wolken-Ocean zu spiegeln und sich zu freuen, daß er so schön, so groß ist."

„Ja, er ist der König über alle jene Wolken, die ihn von allen Seiten umarmen und umschlingen: er ist ihr Gebieter, ihr Geliebter. Sie haben ihn für einen Augenblick freigelassen, sich von ihm zurückgezogen; jetzt aber scheinen sie sich zu sehnen, ihn wieder zu küssen, und sie eilen und schweben und überstürzen sich und laufen zu seiner Stirn empor, und nach und nach umhüllen sie ihn und verbergen ihn vor meinen Augen. Aber siehe da, ein stärkerer Morgenwind wirft alle seine zarten ihn umkosenden Wolkengebilde zurück, und der Kinchinjunga steht wieder entblößt und keusch in seiner Nacktheit vor mir."

„Mein Herz schlägt stärker und stärker, und ich fühle, daß ich Dichter sein möchte, lyrischer Dichter, um die Schönheit des Giganten zu besingen. In mir spricht Nichts als der Hymnus. Jener Berg ist von Silber und von Diamanten und die Krone aller Steine, er ist der Feiertag, der Hymnus aller anorganischen Natur. Und doch umschlingen die Wolken und drängen sich dichter und dichter um ihn; ich meine eine Moosrosenknospe zu sehen, die für einen himmlischen Garten und einen Gott der Blumen geschaffen ist."

„Heute Morgen wollen sich die Wolken nicht von der Brust des Riesen losreißen. Vergebens bricht die Sonne in diesem Augenblick hervor, um dem Kinchinjunga den gewöhnlichen Morgenkuß zu geben. Die Wolken wollen nicht weichen. Einzelne leichte, ganz leichte, duftige Flöckchen lösen sich los, erheben sich, um wieder zurückzufallen und die Stirn ihm einzuhüllen, ihm Hals, Brust, Alles zu küssen. Unbeweglich aber läßt er sich lieben und bewundern."

„Mir ist es wirklich, als ob ich einem Schauspiel aus der Schöpfung beiwohnte; ich meine in diesem Wolkenchaos, das ein Gesicht, aber keine Form zu haben scheint, das antike Protoplasma zu einem amorphen Dampf reducirt zu sehen; ich bilde mir ein, einer geheimnißvollen, verborgenen Gährung beizuwohnen, in der sich der erste Gipfel des Kinchinjunga herausbildet und organisirt, die erste Erde einer kommenden Welt. Ja, ich täusche mich nicht: vor mir ist eine Genesis in Thätigkeit. Hier der Ocean des Protoplasmas, dort unten im tiefen Abgrunde der Thäler des Himalaja

eine graue, umrißlose Luft; denn je mehr man aufsteigt, desto deutlicher rundet sich jenes weiche, duftige Grau zu Schwanenfedern, Wollbächen, Baumwollflocken, und die ersten dämmernden Wolken sind skizzirt. Aber da zerreißt der graue Ocean an einer Stelle, und wie eine Klippe im Meer, so wird ein kleiner, grauer Hügel sichtbar mit dem Häuschen eines Menschen."

Genug! Seit James Thomsons „Seasons" hat man solche begeisterte schönheitstrunkene Naturhymnen nicht gehört. Aber hier fehlen alle „teleologischen" Momente, welche beim englischen Dichter die Schönheit und Erhabenheit der Natur als einen Ausfluß der Macht, Weisheit und Güte Gottes erscheinen lassen. Von einer solchen „deistischen" Naturauffassung ist Mantegazza weit entfernt. In unserem Italiener spricht Nichts als der heißblütige Poet, zu dessen Eigenheiten es gehört, über Alles einen eigenthümlich warmen erotischen Hauch zu breiten. Er belebt, personificirt und vermenschlicht die Natur, er dichtet ihr Wünsche, Neigungen und Leidenschaften an, kurz — er anthropomorphisirt sie. — Dies führt uns zu denjenigen Werken Mantegazzas, durch welche hauptsächlich sein Name in Deutschland bekannt geworden ist: ich meine jene Reihe anthropologisch-biologischer Schriften, von denen ich hier nur nennen will: „Die Physiologie der Liebe" (deutsch von Ed. Engel, 3 Aufl.), „Die Hygieine der Liebe" (deutsch von Teuscher), Die Physiologie des Weibes", Anthropologisch-culturhistorische Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen." Ferner eine Anzahl von Werken, welche sich auf dem Gebiete der Völkerpsychologie und Culturgeschichte bewegen, wie „Die Ekstasen des Menschen" (deutsch von Teuscher), „Das nervöse Jahrhundert", „Das heuchlerische Jahrhundert", u. s. w. Andere wieder sind von wesentlich ethisch-ästhetischer Tendenz, wie: „Die Kunst glücklich zu sein", „Die drei Grazien", „Zur Philosophie Epicurs". „Zur Physiologie des Schönen, des Genusses", u. s. w. Die Anzahl seiner Werke, soweit ich sie kenne, dürfte schon über dreißig Bände umfassen.

Wer an die Lectüre dieser Schriften herantritt, muß bedenken: zunächst, daß hier ein Fachmann spricht, ein Erforscher der Natur, der nicht nur sein Gebiet völlig beherrscht, sondern dasselbe auch durch eine eigenartige ideale Auffassung zu vergeistigen bemüht ist. Allerdings braucht die Natur nicht idealisirt und geadelt zu werden; sie ist an sich schon überall und immer, soweit sie als ein Ausdruck des in ihr waltenden Geistes erfaßt wird, ideell genug. Obwohl er überall exact beobachtet und seine Naturbilder von der Reinheit und Schärfe seines Blickes zeugen, verfällt er doch nirgends einem seelenlosen Materialismus. Aber die Betrachtungsweise Mantegazzas geht immer dahin, in der Größe, Schönheit, Erhabenheit, Tiefe und Zartheit der Natur das innere Leben des Naturgeistes zu erkennen. Weit entfernt aber, einem veralteten und längst überwundenen Spiritualismus zu verfallen, steht er vielmehr völlig auf modern wissenschaftlichem Boden; denn er construirt nicht, wie einst Schelling und seine Schule, die Erscheinungen

und Formen der Natur aus metaphysischen Principien heraus, sondern er deutet den inneren Sinn ihrer Processe und Formen — nicht als Naturforscher (was er gar nicht durfte), sondern als Poet, Künstler und Psychologe. Wenn man Mantegazzas Naturbetrachtungen mit einem Worte charakterisiren will, muß man sagen: es ist eine Art von ästhetischer Symbolik, nach welcher er die Lebensprocesse und Lebensformen der unorganischen wie der organischen Natur auslegt und zwar als äußere Functionen einer nicht wissenschaftlich erkennbaren, wohl aber dem Dichter und sinnigen Forscher fühlbaren inneren Naturseele. Mit Vorliebe verweilt unser Italiener bei den mannigfaltigen sexuellen Processen im Naturleben —, aber nicht, um aus den verschiedenen Vorgängen den Naturzweck, oder wie Schopenhauer sagt, die List der Natur, die Täuschung des Individuums behufs Erhaltung der Gattung zu erweisen; vielmehr scheint er auch darin Poet zu sein, daß ihm das Individuum, seine Lebensbehauptung, sein Lebenskampf die Hauptsache ist. Bei aller Offenheit und Gewagtheit aber, mit welcher Mantegazza oft geschlechtliche Processe und ihre Abirrungen in der Thier- und Menschenwelt behandelt, haben wir doch nirgends den Eindruck, als ob er es auf das Obscöne und Lüsterne abgesehen hätte. Vielmehr erhalten wir das Gefühl, daß wir es hier doch wesentlich mit einem Seelenforscher zu thun haben, dem es wesentlich darauf ankommt, den psychischen Proceß, der hinter allen sinnlichen und sexuellen Vorgängen sich abspielt, klarzulegen. Hierbei ist die stete Rücksichtnahme auf die Verschiedenheit ethnologischer Verhältnisse, sowie die Differenz früherer Culturformen ebenso lichtvoll als anziehend dargelegt.

In dem Verhältnisse der Geschlechter zu einander giebt es nach Mantegazza nichts Alltägliches, nichts Triviales: er sieht überall etwas Tiefes, Geheimnißvolles, Symbolisches dahinter. Man sage, was man will, mir ist diese Betrachtungsweise des sexuellen Gebiets lieber als jene kühle, nüchterne, vielfach an Cynismus grenzende Exactheit, die wohl in streng wissenschaftlichen Schriften am Platze sein mag, aber in Werken, die für das größere Publicum bestimmt sind, soll hier jenes mystische Element vorherrschen: es ist der Träger und der Boden der Poesie dieses Gebietes. Nimmer hätte Mantegazza in seinen Schriften die feine Linie einhalten können, über welche hinaus die Indecenz beginnt, wenn er auch hier nicht mit dem Auge des Dichters Alles sehen würde, der in allen natürlichen Vorgängen die Wirksamkeit des Seelischen erblickt. — Eines seiner gewagtesten Bücher, „Die Physiologie der Liebe“, hat er „allen edlen Frauen“ gewidmet.

Unter den oben genannten Schriften Mantegazzas möchte ich noch die kleine, aber geistreiche und reizvolle Skizze: „Die Kunst glücklich zu sein“, halb Novelle, halb Reflexion, besonders hervorheben. Die Schrift über die Heuchelei des Jahrhunderts ist culturpsychologischen Inhalts. Der Verfasser spürt hier eine allgemeine moralische und gesellschaftliche Krankheit auf und

verfolgt sie nicht nur bis in's Gebiet der Politik und Religion, sondern geht ihr auch bis in die entlegensten socialen Schlupfwinkel nach. Er deckt auch ihre geheimen litterarischen Formen auf und zieht sie unbarmherzig an's Tageslicht. Wir lernen hier überhaupt Mantegazza von einer neuen Seite kennen: als Zeitpsychologen und Satiriker. Aber als solcher wahrt er sich eine gewisse Vornehmheit; er wird weder pathetischer Moralist, der die Menschen bessern und bekehren will, noch verfällt er in eine niedrige Schmähsucht. Er spottet wohl zuweilen, z. B. über unsere Tagespolitiker, aber mit Wohlwollen und als Gentleman. Bemerkenswerth ist auch, daß Mantegazzas Urtheile über die moralischen und socialen Zustände in Deutschland, die hier und da eingestreut sind, sich merklich unterscheiden von den boshaften und carikirten Entstellungen in den neuesten Sittenschilderungen, die russische und französische Schriftsteller über unsere gesellschaftlichen Verhältnisse publicirt haben. Aber er lobt auch nicht Alles bei uns, z. B. unser höheres Schulwesen, welches er „complicirt, planlos und mittelalterlich" nennt, wie er überhaupt das heutige Streben nach reiner und ausschließlicher Verstandesbildung als den eigentlichen Krebsschaden der Gegenwart erkennt. „Unsere neue Gesellschaft," sagt er, „eine Tochter des Jahres 1789 und der Wissenschaft, nach so vielen Jahrhunderten einer schmählichen, feigen Sklaverei endlich erlöst, hat sich in ihren eigenen Erlöser verliebt, hat ihn auf den Thron und den Altar erhoben und ihm weltliche und religiöse Ehren verliehen. Und darum ist einer der hervorragendsten Charakterzüge des Jahrhunderts der, die menschliche Vernunft über Alles gestellt zu haben — ohne Erörterung und ohne Hintergedanken. Die Wenigen, die sich mit Händen und Fäusten dagegen sträuben und Ach und Weh schreien gegen die Invasion, widerstehen dem heftigen, unwiderstehlichen Strom, der sie fortreißt und überschwemmt, in der Regel nur schwach. Wir beten die Göttin „Vernunft" unter der nackten, rohen Form unserer Vorfahren aus der französischen Revolution nicht mehr an; wir haben sie aber in jeder Schule, unsichtbar und allmächtig wie Gott, aufgestellt; ihr allein opfern wir jedes Bedürfniß des menschlichen Herzens, jede Sehnsucht, jeden geheimen Schauer, jede Regung."

Das sind die Worte nicht eines Obscuranten und pfäffischen Reactionärs, wie es der jetzt in Deutschland so unverdient zu Ehren gelangte ehemalige Göttinger Professor de Lagarde gewesen ist. Vielmehr spricht hier in Mantegazza der Poet und der Künstler, dem unsere kalt beobachtende und unausgesetzt experimentirende Wissenschaft ein Phantasiegebiet, ein Gefühlsbereich nach dem anderen mit Beschlag belegt hat. Wir haben diesen Zug in Mantagazzas geistiger Individualität absichtlich an den Schluß dieser Studie gestellt, weil er die anderen Seiten seines litterarischen Charakterbildes nicht nur vervollständigt, sondern auch manches Unerklärliche in demselben beleuchtet.

Aber freilich, wo Licht ist, darf auch der Schatten nicht fehlen. Mantegazza, obwohl jetzt der gelesenste Schriftsteller Italiens, ist in seinen

Büchern nicht immer originell oder auch nur interessant; es läuft sogar mancherlei Trivialität und Geschmacklosigkeit mit unter; auch hält er sich von Wiederholungen und ermüdenden Längen nicht ganz frei. So wenn er z. B. in seinem Buche über die Heuchelei des Jahrhunderts u. A. eine breite Aufzählung aller bei unseren Damen beliebten Schönheitsmittel giebt. Doch sind solches nur Ausnahmen. Meist ist er anregend, vielfach belehrend und immer — aufrichtig. Mantegazza ist einer der wenigen ehrlichen Autoren in der Gegenwart. Man tritt nach der Lectüre einiger Seiten sofort zu ihm in ein Vertrauensverhältniß. — In seinem Vaterlande genießt Mantegazza als Gelehrter wie als Schriftsteller allgemeine Verehrung. Er gilt hier als eine der physiologischen Capicitäten, was freilich hier und da angezweifelt wird. Ein geborener Mailänder von Geburt (31. October 1831 geb.), steht er jetzt im 64. Lebensjahre. Trotz der vorgerückten Jahre hat er sich doch vor Kurzem mit einer vornehmen jungen Venetianerin vermählt. Ein Freund und Protégé der liebenswürdigen Königin Marguerita, verkehrt er viel bei Hof, so oft ihm seine akademische Lehrthätigkeit und seine wissenschaftlichen Arbeiten den Aufenthalt in Rom gestatten. Obgleich Mitglied des Senats, ist er doch in der Politik nur wenig hervorgetreten. Nur wo es sich um kirchliche Uebergriffe, z. B. in Fragen des Schulwesens handelt, ergreift er im Senat das Wort, und wenn er mit einer jener glänzenden Reden hervortritt, welche im parlamentarischen Leben Italiens immer ein Ereigniß sind, kann man sicher sein, daß die Tribünen, insbesondere von der vornehmen Damenwelt Roms, überfüllt sind. Idealist im Leben wie in der Wissenschaft (er ist ein tüchtiger Kenner der deutschen Philosophie dieses Jahrhunderts — u. A. hat er auch Hermann Lotze in Göttingen gehört) — verficht er in der Politik die aufgeklärten Principien, auf denen der Bau des heutigen italienischen Staates aufgeführt ist. Ohne Zweifel ist Paolo Mantegazza eine der interessantesten und bemerkenswerthesten Persönlichkeiten der Gegenwart.





Harmlose Plaudereien über romanische Litteratur.

Von

Karl Vogt †.

Wer hätte nicht schon auf längeren Reisen oder Aufenthalten in größeren Pensionen die Erfahrung gemacht, daß man, bei aller sonstigen Vortrefflichkeit der Mahlzeiten, von einer gewissen Eintönigkeit im Magen beschlichen wird, der man nicht ganz Herr werden kann?

Man kommt in einer solchen Anstalt an, wo täglich vielleicht hundert und mehr Gäste sich zur Table d'hôte einfinden; man erhält ein gutes, ja selbst, wie die Züricher sagen, ein „frohmüthiges Zimmer" mit schöner Aussicht und genügender Sonne, gut möblirt, vielleicht sogar, was seltener, geschmackvoll ausgestattet, mit einem trefflichen Bette, und man richtet sich schmunzelnd ein, um längere Zeit zu weilen.

Die Glocke läutet zu Tische. Man findet zahlreiche Gesellschaft und, wenn das Auge des Oberkellners wohlwollend auf dem neuen Ankömmling ruht, erhält er angenehme Tischnachbarn, vielleicht auch anständige oder selbst vornehm aussehende Gegenüber, deren Antlitz nicht durch einen Aufsatz oder einen Blumenkorb verdeckt wird.

Der künstlerisch verzierte Speisezettel, der häufig von der Gesellschaft für Liebig'schen Fleischextract gratis geliefert wird und zu dessen Verzierung deutsche Künstler entweder Gnomen, Kobolde oder Wappenherolde bevorzugen, während die Franzosen Arlequin's, Pierrots oder einige Nuditäten zwischen Blumen und Früchten sich herumtreiben lassen — das „Menu", um es mit dem allgemein „deutschen" Ausdrucke zu bezeichnen, ist reichhaltig, mit feinem Verständniß zusammengestellt und die Zubereitung der einzelnen Schüsseln tadellos. Man speist mit Behagen und schreibt nach Hause: „Gutes Hotel, pompöse Einrichtung, treffliche Küche, angenehme

Gesellschaft, unter welcher man wohl bald heimisch werden wird. Freilich etwas theuer — aber was schadet das, wenn Alles gut ist?"

Man wird heimisch, fühlt sich aber dennoch nicht ganz behaglich. Besonders wenn man eine feinere Zunge besitzt, findet man bald, daß allen Gerichten, Suppen, Gemüsen und Fleischspeisen ein gewisses undefinirbares Etwas anhaftet, das man, einmal empfunden, nicht wieder los werden kann. Es ergeht Einem genau so, wie wenn man, vielleicht nach monatelangem Suchen, die Silhouete Napoleons in dem Gipfel des Montblanc gesehen hat — man wird sie nicht wieder los und sieht sie bei jedem Blicke, das unheimliche Geschmacksgefühl steigert sich nach und nach, wie alle derartige, etwas suggestive Empfindungen; es überwuchert allmählich alle anderen, noch so intensiven Eindrücke, welche Zunge, Gaumen und Magen vermitteln, und schließlich findet man, daß Kalb-, Ochsen-, Schaf- und Schweinefleisch denselben Geschmack haben, welcher nicht minder allen Suppen, Ragouts und Gemüsen, dem Wildpret, dem Geflügel, ja selbst den Fischen anhaftet und gegen welchen die empfindenden Organe stets entschiedeneren Protest einlegen.

Gehört man zu den classificirenden Acten- und Shannon-Register-Menschen und bemüht man sich, mit echt deutscher Gründlichkeit das Gedächtnißfach aufzufinden, in welchem Dinge dieser Art in die Ordnung einzureihen sind, so findet man, daß der Widerwille, welchen man empfindet, sich gegen alle gesalzenen Speisen wendet, den süßen Schüsseln gegenüber aber nicht sich kundgiebt. Aber man kann doch nicht allein von „Compottes" und Mehlspeisen leben!

Man verläßt das Hotel, um ein anderes, vielleicht an einem weit entlegenen Orte, zu beziehen und dort genau dieselben Erfahrungen zu machen.

Nun spürt man weiter. Leute, die aus dem Reisen ein Geschäft machen, versichern, daß sie in großen Hotels und Pensionen nicht leben können, den Appetit verlieren, unlustig und mißmuthig, ja sogar lässig im Geschäfte werden. Die Geriebenen unter ihnen, welche solche Gasthöfe nicht vermeiden können, haben sich so eingerichtet, daß sie wenigstens während einiger Wochen in jedem Jahre den belfernden, knurrenden und siechenden Magen mit „Hausmannskost" restauriren können. Ein Freund meiner Söhne war in einem bedeutenden Hause als Reisender angestellt. Jedes Mal, wenn er nach längerer Abwesenheit zurückkehrte, erbat er sich die Gunst, zuweilen ungeladen „à la fortune du pot" an unserem Tische Platz nehmen und seine Zunge von dem Nachgeschmacke des Table d'hôte befreien zu dürfen.

Woher nun diese ganz allgemeine Erscheinung.

„Sind Sie schon in der Küche gewesen?" fragt ein in culinarischen Angelegenheiten erfahrener Mann, den man um Lösung des Problems angeht. „Nein? — So gehen Sie hinab und beobachten Sie eine Weile.

Auf dem gewaltigen Herde steht ein großer Topf an einer Stelle, wo sein Inhalt beständig in schwachem Brodeln erhalten wird. Abfälle vom Fleische, wie es aus der Metzgerei gebracht wird, abgenagte Knochen, Reste von Schüsseln, welche zu geringfügig sind, um anderweit verwendet werden zu können, verschwinden in diesem geheimnißvollen, fest verschlossenen Topfe, in welchen der Koch zuweilen Hände voll Salz wirft oder auch etwas Wasser nachgießt. Es brodelt darin eine dicke, dunkle Brühe, vollständig gesättigt mit Salz, von penetrantem Fleischgeruche und intensivem Geschmacke nach Geschmortem und Gebratenem jeglicher Herkunft. Sobald Sie nun gesehen haben werden, daß der Koch nicht mit frischem Salze seine Schüsseln bereitet, sondern daß er mit dieser Flüssigkeit salzt, die in der Küchensprache nur die „Sauce" heißt, so wird Ihnen ein Licht aufgehen, heller als meines Vaters Nachtlampe. Sie werden begreifen, daß diese „Sauce" Alles durchsetzt, jeder Schüssel Etwas von ihrem Geschmacke mittheilt, daß sie so die Grundlage bildet, auf welche alle andern Empfindungen unseres Geschmacksorgans sich aufbauen. Ah! Ich will nicht leugnen, daß im gegebenen Momente diese Sauce Dienste leisten kann, indem sie Geschmäcke mittheilt, die man nur durch längeres Braten, Rösten und Schmoren hervorlocken kann — aber sie durchgeistigt nicht, indem sie durchdringt, sondern bringt nur ein allgemeines Niveau hervor, in welchem jede Individualität einer Speise jammervoll untergeht. Was ist aber die Kochkunst, wenn sie nicht Schüsseln hervorzubringen vermag, die uns als in sich abgeschlossene Individuen mit packenden Eigenthümlichkeiten gegenübertreten? Brillat-Savarin würde sich im Grabe umdrehen, wenn er von der Erfindung der Sauce Kenntniß erlangen könnte, und er würde, obgleich Gegner der Revolution, dennoch die Guillotine als Strafe für den Erfinder verlangt haben!"

Ich weiß kaum zu sagen, durch welche Ideen-Association jedes Mal, wenn ich ein Erzeugniß der neueren Litteratur, besonders der romanischen Schweiz meinem Verständnisse näher zu bringen suche, die Sauce unserer Hotelhäuser mir einfällt. Am stärksten schmecken die täglich erscheinenden Zeitungen nach der allgemeinen Sauce, aber mehr oder minder läßt sie sich in allen Erzeugnissen dieser Litteratur, dieser „Perle auf dem Miste der französischen Litteratur", wie ein ihr zugehörender Kritiker sich ausdrückte, durchschmecken und fühlen. Je mehr ich den verschiedenen Manifestationen dieses Grundgeschmackes nachspüre, desto fester wurzelt in meinem Geiste die Ueberzeugung, daß dieser Grundgeschmack ein theologischer ist, der mit dem Calvinismus und sogar ausschließlich durch ihn sich in diesen kleinen, aber deshalb nicht minder rumorenden und sich aufblähenden Theil der französischen Weltlitteratur eingeschlichen hat.

Da erinnere ich mich mancher Gespräche mit Renan, zum Theile Zwiegespräche mit ihm an den Ufern des Sees von Lugano, während wir in behaglicher Ruhe dem „Lallen der Natur" lauschten, das aus dem Plätschern der Wellen an dem Ufer sprach, theils lebhaftere Discussionen mit Freunden,

die es liebten, den guten Renan in die Enge zu treiben, seine Menschenliebe im Allgemeinen und seine Vorliebe für das Volk Israel, dessen Sprache und Litteratur zu bespötteln.

Ueber einen Punkt war man vollkommen einig. Renan selbst betonte ihn gern: Es kann keine größeren Gegensätze geben, als hebräische Sprache und Litteratur einerseits, französische Sprache und Litteratur andererseits. Dort durchaus eigenthümliche Structur der Wort- und Satzbildung, seltsam verschrobene grammatikalische Formen, eine gewisse nebelhafte Verschwommenheit, die sich schon in der Unbestimmtheit der Vocale ausspricht, in der Prosa sich deutlich zu erkennen giebt durch das Fehlen aller gegenständlichen Angaben, welche eine concrete Anschauung vermitteln, die aber in der Poesie in's Ungeheuerliche anwächst, wie die Fata Morgana der Wüste, welche, obgleich durchsichtig und weite Ausblicke gewährend, dennoch einen ähnlichen Effect ausübt, wie die nordischen Nebel, in dem Alles verzerrt, verschoben, verunstaltet und selbst Traumgestaltungen hervorgezaubert werden, welche ebenso seltsam, als unfaßbar und vergänglich sind.

Hier dagegen, in der französischen Sprache und Litteratur, das Streben nach äußerster Bestimmtheit und Klarheit. Jedes Wort hat seine scharf umrissene Bedeutung, an der nicht gerüttelt werden kann; die Sprache ringt nach möglichster Präcision des Ausdruckes für logisch entwickelte Gedanken; Prosa und Poesie suchen zu wirken durch scharfe Pointen, witzige Gegenüberstellungen, durch bewußte Lustigkeit und berechnete Freude am Leben, Dinge, welche den Hebräern und den Semiten überhaupt gänzlich abgehen.

Renan schwärmte für die Poesie der Hebräer, für die Erhabenheit und Großartigkeit der Psalmen, für die Unendlichkeit der Wüsten-Perspectiven, welche sie eröffne, und er bedauerte aufrichtig, daß der geborene Franzose nicht nur die hebräische Sprache lernen, sondern sich auch förmlich in diese Litteratur hineinleben müsse, um nur einigermaßen einen Begriff davon zu bekommen. Der Deutsche sagt er, könne vielleicht noch nothdürftig aus dem Hebräischen in seine Sprache übersetzen, für den Franzosen sei dies platterdings unmöglich. „Wie oft schon hat man mich unter den glänzendsten Anerbietungen angegangen, eine Uebersetzung der Bibel, namenlich des alten Testamentes, zu machen! Ich habe es einige Male versucht, habe aber bald eingesehen, daß zwischen beiden Sprachen eine unüberbrückbare Kluft besteht. Sie wird niemals überwölbt werden, so lange hebräisch hebräisch und französisch französisch bleibt! Und das ist gut! Das Hebräische kann im Kampfe der beiden Sprachen nicht mehr umgebracht werden, denn es ist längst todt, gestorben, versteint und krystallisirt — aber das Französische lebt! Sehen wir zu, daß der alte Spruch: „La mort saisit le vif!“ hier keine Anwendung finde!“

Es schien ihm in dieser Hinsicht Etwas zu ahnen. In der That war ein solcher Verquickungsversuch schon in vollem Gange in der romanischen, calvinistischen Schweiz, und es will mir fast bedünken, als sei dieser Proceß

in Zunahme begriffen. Um so mehr, als die mystische Strömung, welche jetzt überall Platz greift, bedeutenden Vorschub leistet. Rücken wir der Sache etwas näher auf den Leib.

Das Verhältniß des Katholiken zur Bibel ist ein durchaus anderes, als des Protestanten. Wenn der Erstere zu dem Buche zurückgreift, was nur äußerst selten geschieht, so greift er zur Vulgata, und die lateinische Uebersetzung ist auch nur Solchen zugänglich, welche eine bestimmte Bildung erhalten haben, fast ausnahmslos den Priestern, die in ihren Seminarien darauf gedrillt werden. Sogar der gläubige Katholik kennt nur einzelne Sätze und Bruchstücke, die biblische Geschichte 2c.; aber er kennt auch alle diese Dinge nur aus Büchern, welche auf Grund der Vulgata hin verfaßt worden sind. Die Eigenthümlichkeit der hebräischen Darstellungsweise, der Satzbildung, kurz das specifische sprachliche Element hat sich durch die doppelte Uebertragung in das Lateinische und aus diesem in das Französische verloren. Die Gebete, Gesänge, Hymnen und Kirchenlieder der Katholiken sind freie Dichtungen in lateinischer Sprache, nicht Uebersetzungen der Psalmen, die ebenso wenig auf den Stil und die Redeweise des Katholiken einwirken, als die sporadisch eingestreuten, kurzen Sätze aus der Vulgata. Die Sprache entwickelt sich vollkommen unabhängig von dem gesammten Religions- und Kirchen-Apparat; selbst bei den Kanzelrednern läßt sich keine Einwirkung nachweisen, bei den Laien häufig selbst eine entschieden feindselige Tendenz.

Es ist selbstgekochte Hausmannskost, die geboten wird, ohne Saucen-Salzung; der individuelle Stempel bleibt bewahrt; der Genius der Sprache tritt uns unverhüllt entgegen, so wie ihn der Schreiber als Künstler aufgefaßt hat und wiederstrahlen läßt. Mag das Gericht, das uns vorgesetzt wird, noch so stark gesalzen oder selbst versalzen sein (gewiß fehlt es daran oft nicht), so ist es doch reines Salz ohne Nebengeschmack.

Anders bei den Calvinisten und Hugenotten. Wenn bei dem strenge gläubigen Theil derselben kein Tag vergeht, wo nicht zu einer mehr oder minder autorisirten Uebersetzung der Bibel, die sich möglichst treu an das Original anlehnt, gegriffen wird (ich habe welche gekannt, welche eine Todsünde begangen zu haben geglaubt hätten, wenn sie nicht Abends beim Schlafengehen ein Capitel der Bibel gelesen hätten — einerlei welches, vom König Hiskiah oder von Simsons Eselskinnbacken), wenn, sage ich, bei diesen Frommen die Bibel von Kindesbeinen an tägliches Brot ist, so ist sie bei den weniger Orthodoxen das immerhin ständige Erziehungsfutter, nicht nur in den Religionsstunden der niederen und höheren Schulen, sondern in dem gesammten Unterrichtsstoff. Die specifisch protestantische Färbung, welche diesem Lehrmaterial anhaftet, beruht durchaus nicht nur in der Grundanschauung, von welcher aus das Material aufgefaßt und bearbeitet wird, sondern in der eigenthümlichen Sprache, auf der Wort- und Satzbildung bis zur Anordnung des Stoffes, welche sich auf die Bibel, also die hebräische Litteratur zurückführen läßt.

Man verstehe mich recht. Ich bin weit entfernt, behaupten zu wollen, daß die katholischen Lehrmittel, der katholische Unterricht nicht ebenso, ja oft noch weit mehr, confessionell gefärbt sei als der protestantische. Der Unterschied beruht nicht in dieser Confessionalität, die trotz allen leeren Geschwätzes sich nicht überwinden läßt, sondern in dem Umstande, daß die Quellen der gesammten religiösen und confessionellen katholischen Bildung lateinische sind (Vulgata und die Kirchenväter), diejenigen der protestantischen Erziehung dagegen die unmittelbare, möglichst wortgetreue Uebersetzung der hebräischen Urquellen. Daß eine moderne romanische Sprache als Tochter unter dem Einflusse der Mutter steht, ist nicht zu verwundern, und es wird wenig darauf ankommen, ob es das Küchenlatein der Kirchenväter ist, welches neben und nach der grundlegenden Wirkung der alten Classiker einigen Einfluß ausübt. Wein aus demselben Fasse, wenn auch der eine mehr fadenziehend und trübe ist, als der andere.

Der biblische Einfluß auf die Sprache hat sich also erst seit der Einwurzelung und Verbreitung der Reformation in allen Ländern und Sprachgebieten derselben geltend gemacht. Aber die Wirkung gestaltete sich sehr verschieden. Die deutsche Schriftsprache ist auf der Luther'schen Bibelübersetzung aufgebaut; diese Uebersetzung, mag sie auch oft sinnlos und verkehrt sein, ist dennoch das Fundament der heutigen deutschen Schriftsprache geworden; die werdende Sprache hat die Hebraismen aufgenommen, die sich entwickelnde Sprache hat sie verdaut, vollständig assimilirt. Selbständige Individualitäten haben sich also mit dieser Nahrung im Leibe ausreichend entwickeln können, wie es denn auch in der That der Fall gewesen ist und noch ist. Der hebräische Bodensatz hat ihrem Nährboden keinen Schaden gethan; er gehört demselben ein für alle Mal an.

Anders in den romanischen Ländern und namentlich in dem französischen Sprachgebiet. Dort wurde die Schriftsprache nicht durch die Reformation geschaffen, wie in Deutschland. Die Reformation fand eine vollständig organisirte, in sich gefestigte Schriftsprache vor, die eine tausendjährige ununterbrochene Entwickelungsperiode hinter sich hatte und sich in ihrer selbstständigen Weiterbildung nicht durch eine, freilich hoch cultivirte Minorität stören ließ, deren besserer Theil noch obenein zu wiederholten Malen gewaltsam aus dem Lande vertrieben und gezwungen wurde, sich theilweise in einzelnen innerhalb anderer Sprachgebiete zerstreuten Inseln, theilweise in mit dem Mutterlande in beständigen Kampfe liegenden Duodezstätlein der romanischen Schweiz weiter zu entwickeln. Während die großen Classiker der französischen Litteratur ihre Sprache in directem Gegensatze, ja selbst in offenem Kampfe gegen die noch im Lande zurückgebliebene Minorität weiter bildeten und vervollkommneten, mußten sie dieser Minorität um so mehr ihre Sprache aufzwingen, als das durch diese Minorität cultivirte Element dieser Sprache feindlich gegenüberstand. Die meisten deutschen Classiker, und ganz gewiß die maßgebendsten unter ihnen, wurzelten dagegen in dem

Protestantismus und der Luther'schen Bibelübersetzung, welcher die Hugenotten und Calvinisten keine ähnlich autorisirte Bibelübersetzung an die Seite stellen konnten. Dazu kam noch das Tochter-Verhältniß des Französischen zum Lateinischen. Man hat schon oft darauf hingewiesen, daß die Franzosen im Allgemeinen die römischen Schriftsteller vorziehen, die deutschen die altgriechischen, Virgil, dieser in unseren Augen gänzlich erfindungslose Nachahmer, gilt den Franzosen mehr als Homer, die Aeneis steht über der Ilias. In der großen Revolution, welche doch durch Voltaire und die Encyklopädisten ihren litterarischen und sprachlichen Stempel erhielt, griff man, öfter in lächerlicher Weise, auf die Römer zurück.

Zudem spielten die in Frankreich zurückgebliebenen Hugenotten wenigstens während eines Jahrhunderts, von der Aufhebung des Edictes von Nantes (1685) an bis zur Revolution eine den Verhältnissen der Juden in Deutschland einigermaßen ähnliche Rolle. Sie gehörten zumeist einer nur gesprochenen, nicht geschriebenen oder gedruckten Tochtersprache des Lateinischen, der Sprache von Oc, an, die erst in den letzten Jahrzehnten sich mühsam zu einiger Bedeutung emporgerungen hat, in ähnlicher Weise wie das Plattdeutsch diesseits des Rheines; sie wurden in ihrer Stellung als räudige Staatsschafe geschunden und mißhandelt, überall zurückgestoßen und gering geschätzt. In ähnlicher Weise wie die Juden anderwärts mußten sie, da fast jede andere Laufbahn ihnen verschlossen blieb, sich in ihrem Vaterlande wesentlich auf den Erwerb beschränken; ihre geistigen Bestrebungen konnten sich nur im Auslande Luft machen. War es Anlage oder Folge des Druckes und der Ausschließung? — jedenfalls zeigten sie sich intelligenter, sparsamer, findiger und arbeitsamer als die katholischen Provençalen, in deren Mitte sie lebten; sie wurden reicher als diese und schwangen sich durch ihren Reichthum und ausgiebige Benutzung der ihnen dadurch zu Gebote stehenden Hilfsmittel über ihre brutalen Bedrücker herauf. Ganz ähnliche Klagen, wie sie jetzt der Antisemitismus erschallen läßt, wurden damals gegen die Protestanten in Frankreich laut. Sie besaßen das Kapital ꝛc., sie besitzen es heute noch, wenigstens großentheils; der Katholik ist im Süden Frankreichs Bauer, Arbeiter, — Weingärtner — der Protestant Besitzer und Rentier. Als der Druck von ihnen genommen wurde, hatte diese Minorität einen staunenswerthen Stock von Intelligenz und Arbeitskraft zur Disposition, und wenn man heute genauer zusieht, so ist der Procentsatz von hohen Stellungen im Staatsdienste, in der Wissenschaft, im Militär, den sie aufzuweisen hat, weit bedeutender als der Antheil der Katholiken. Ob sich dies in gleicher Weise in Litteratur und Kunst verhält, ist eine andere Frage, die ich zu beantworten mich nicht befähigt fühle.

Jedenfalls konnte unter den, mit abwechselndem Glücke geführten Kämpfen um die Emancipation der Hugenotten, deren Anfang man von dem Blutbade in Vassy 1562 datiren kann und die erst mit dem Code Napoleon

ihr Ende fanden, keine besondere Litteratur sich ausbilden, welche irgend welchen Einfluß auf die Sprache und den Stil der Gesammtheit oder der einer anderen Confession angehörenden Mehrheit hätte haben können. Noch im Jahre 1789, im Beginne der großen Revolution, verwarf die National-versammlung einen Antrag auf die völlige Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken, und man kann wohl behaupten, daß diese Gleichstellung erst mit der Juli-Revolution, also nach mehr als zwei und ein halbes Jahrhundert dauernden Unzukömmlichkeiten in Fleisch und Blut des französischen Staatslebens überging. Aber auch dann läßt sich keine Einwirkung spüren. Das begreift sich. Die litterarischen Vorkämpfer der Emancipation, Voltaire und die Encyklopädisten, waren Katholiken und nichts weniger als geneigt, irgend Etwas aus der Bibel in ihre Sprache aufzunehmen.

Durchaus anders gestalteten sich die Verhältnisse in den Duodezstätlein, den Cantonen der romanischen Schweiz, in Genf und Neufchâtel und in dem erst spät unabhängig gewordenen Waadtlande, das bis dahin eine von Bern mit eiserner Faust regierte Provinz war. In den beiden genannten Kantonen regierte der protestantische Clerus ebenso schrankenlos, wie die Jesuiten in Paraguay. Man hebraisirte in Sprache und Schrift und unterdrückte, wenn nicht mit Brennen, Köpfen und Säcken, wie Calvin, so doch in nicht minder erfolgreicher Weise durch andere Mittel jegliche Bestrebungen, die auf Emancipation aus den engen Geistesfesseln der Orthodoxie gerichtet waren. Alphonse de Candolle sagt in seinem Werke „Histoire des savants“ mit vollem Rechte, daß Genf während des Verlaufes von fast zwei Jahrhunderten, wo die Geistlichkeit unumschränkt herrschte, weder in Wissenschaft noch Kunst irgend etwas Nennenswerthes geleistet, sondern vielmehr in leeren theologischen Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten seine geistigen Kräfte vergeudet habe. So bildete sich namentlich während des siebzehnten Jahrhunderts der „Flüchtlingsstil“ (stile réfugié) aus, an dem die Litteratur der romanischen Schweiz noch immer krankt. Erst der herannahende Sturm der Revolution warf die Gewichte ab, welche die Ventile niederhielten, und gestattete den Geistern freie Bewegung im weiten Raume der Natur, die ihnen bis dahin versagt war. Das Aushängeschild des Protestantismus, die „freie Forschung“, ist ja eben nur ein Aushängeschild für eine etwas weniger unfreie, aber doch immerhin in ihren Grenzen scharf abgesteckte Forschung. „Ich gestatte Ihnen Alles,“ sagte mir einmal einer der Genfer Päpste (man nannte ihn wirklich so!) — „ich gestatte Ihnen Alles, nur das Uebernatürliche müssen Sie mir lassen!“ — „Aber gerade davon will ich Nichts wissen,“ entgegnete ich. „Dann sind wir geschiedene Leute!“ Der Rath von Genf ließ die Schriften des mißliebigen J. J. Rousseau, der doch wahrlich im höchsten Grade theologisch angehaucht war, durch Henkershand auf offenem Markte verbrennen.

So entwickelte sich denn in der romanischen Schweiz in streng abgeschiedener Weise eine französische Litteratur, welche fast nur bei den

confessionellen Glaubensgenossen Eingang und Verbreitung fand, nur von einigen gewissermaßen versprengten Litterarhistorikern beobachtet wurde, die aber neben dem Gros einhertrabte, ohne unter dem allgemeinen Armeebefehle zu stehen. Was auf den Gang und die Entwickelung der französischen Welt-Litteratur und ihrer Sprache Einfluß haben sollte, mußte zu dieser übergehen und in ihr untergehen hinsichtlich der specifischen Färbung, welche ihm sein Ursprung gegeben hatte.

Es ist ja offenkundig, daß einige Schriftsteller der romanischen Schweiz einen bedeutenden Einfluß geübt haben. Man kann unter diesen Madame de Staël, Benjamin Constant und vor Allem Jean Jacques Rousseau nennen. Die beiden Ersteren sind in Sprache und Ideen durchaus Franzosen; man würde ihren Schriften nicht ansehen, daß sie im Waadtlande geboren sind; Beide fühlen sich, wie die meisten Franzosen, nur in Paris glücklich; Constant strebt auf allen seinen Irrfahrten durch die Schweiz und Deutschland stets nach der Hauptstadt, und Frau von Staël sagt offen, daß ihr die Gosse der Rue du Bac lieber sei als der blaue Leman-See!

Anders verhält es sich mit Jean Jacques Rousseau. Er ist verbissener Hugenotte vom Wirbel bis zur Sohle, theologisch durchtränkt in seinem ganzen Wesen. „Sein Pessimismus," sagt Virgile Rossel in seinem neuerdings erschienenen Werke „Histoire de la littérature française hors de France", „sein Pessimismus, seine herbe und gewaltthätige Denkweise, seine Zwitterpolitik zwischen Demokratie und Autorität, sein Gefallen am Räsonniren und an Systemen, sein mißtrauisches und stolzes Wesen, sein persönlicher Ton und seine Angriffspolemik hat er von der Reform und von Genf." Wenn aber Rossel weiter sagt: „Seine Liebe zur Natur, seine leidenschaftliche Gluth und Poesie haben ihre Quelle in seinem Herzen, in den Zufällen seiner Jugend und auch in der Erinnerung an seine Lectüre," so dürfte man doch einige Zweifel erheben. Denn diese Liebe zur Natur ist so lügnerisch als möglich, und die Leidenschaft ist eine gemachte, ohne wahren Grund, wie überhaupt Alles, was Rousseau geschrieben hat. Er ist großentheils der Vater jener schwülstigen Uebertreibungen, jenes schwärmerisch sein sollenden, aber ausgeklügelten Naturbombastes, der in Victor Hugo seine Gipfelhöhe erreicht hat — ein wahres Verderben des gesunden Natursinnes. Man vergleiche die Beschreibungen der Petersinsel im Bieler See, des Val-de-Travers, des Bois de Julie bei Clarens mit der Wirklichkeit, und man wird staunen über den Schwulst, über die feierlich gekräuselte Allongeperrücke, die hier der Natur aufgesetzt wird. Wie man aber das Herz eines Menschen anrufen kann, der im „Emile" die schönsten Erziehungsgrundsätze zum Besten giebt, für welche seine Zeitgenossen und Nachfolger sich begeistern, der aber dann seine eigenen Kinder in das Findelhaus schickt, ist mir unerklärlich.

Wie dem auch sei, so ist der Einfluß Rousseaus unleugbar. Die demokratische Phrase entsprach dem Bedürfnisse der Zeitströmung; ihr zu

Liebe sprang man mit beiden Füßen über die häßlichen Flecken weg, welche überall vortreten, über die Todesstrafe, welche in dem Rousseau'schen Idealstaate Jedem angedroht wurde, der sich erkühnen würde, einen anderen, als den officiellen Glauben zu bekennen, und man schwärmte mit Inbrunst für den primitiven Naturmenschen Rousseaus, der alle Tugenden hatte, die später durch die raffinirte Civilisation ihm stückweise aus dem Leibe gerissen und durch die häßlichsten Laster ersetzt werden sollten. Die kommende Revolution entnahm dem Rousseau'schen Arsenale alle Waffen, welche sie in dem bevorstehenden Kampfe des vierten Standes gegen die bevorzugten der anderen Stände gebrauchen konnte, aber auch nur diese; sie stellte den tugendhaften Urmenschen in das Vordertreffen und benutzte als schweres Geschütz den socialen Contract; als Beigabe nahm man die nicht minder gefälschte Naturschwärmerei mit in den Kauf. Noch heute hat man sich von der letzteren nicht ganz losmachen können, und auch der tugendhafte Urmensch spukt noch in manchen Köpfen, die freilich stets seltener werden, da die anthropologische Forschung längst damit aufgeräumt hat.

Wenn aber der gallige, bärbeißige Calvinismus in Rousseau in aller Schärfe zu Tage tritt, so darf man doch nicht verkennen, daß er das Französische seiner katholischen oder ungläubigen Zeitgenossen, nicht aber das specifische Französisch seiner engeren Landsleute schreibt. Er ist früh genug hinausgekommen, später hinausgeworfen worden; seine Sprache hat sich fern von den calvinistischen Centren entwickelt, und der „Flüchtlingsstil" hat nicht auf sie abgefärbt, so wenig als auf den Stil der Frau von Staël, des Benjamin Constant oder der vielzähligen kleineren Leute, welche in der Revolution eine politische Rolle spielten und zum Theil die Mitarbeiter Mirabeaus waren, der die nach seinem Plane von ihnen concipirten Reden häufig auswendig lernte und wörtlich in der Nationalversammlung declamirte. Namentlich die in und vor der Revolutionszeit wirkenden, aus der romanischen Schweiz gebürtigen Schriftsteller haben alles Specifische aus der Geburtsstätte gänzlich abgestreift; sie suchen sogar öfters ihren Ursprung zu vertuschen oder abzuleugnen, was wenigstens Rousseau nie that; sie wollen nur Franzosen sein, in sprachlicher wie in politischer Hinsicht. Mit dem Verfliegen des Enthusiasmus, mit der Ernüchterung unter dem Consulate und dem Kaiserreiche schlägt diese Gesinnung in ihr Gegentheil um; man facht den vorher niedergetretenen Localpatriotismus zu neuen Flammen an und sucht nebst anderem, fast vorgeschichtlichem Rüstzeuge auch den Flüchtlingsstil wieder hervor, der fast in ähnlicher Weise als Cocarde dient, wie während einiger Jahre unter Ludwig Philipp eine Kampher-Cigarette, die man im Munde trug, als Erkennungszeichen der auf die äußerste Linke zur Seite Raspails sich stellender Republikaner galt.

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück. Worin besteht diese allgemeine Sauce, welche den Gerichten, die von der Litteratur der romanischen Schweiz uns geboten werden, den specifischen Geschmack ertheilt? Wo-

durch zeichnet sich dieser „Flüchtlingsstil" aus? Welches sind die Gründe, weshalb er von der französischen Weltlitteratur zurückgestoßen wurde und sich keinen Eingang in dieselbe verschaffen konnte?

Die Sauce ist die calvinistische Bibelanschauung — darüber kann kein Zweifel sein. Rossel sagt sehr richtig von der in die romanische Schweiz gewaltsam übergepflanzten Hugenotten-Litteratur: „Sie ist in der That protestantisch. Für die Reformirten ist nicht sowohl die Hauptsache, gut zu reden, als vielmehr mit Autorität und Kraft zu reden. Der Ton ist gewöhnlich feierlich und streng, wenn er nicht, wie in den Streitschriften, ganz bedeutend herb und brutal wird. Alles, was die Einbildungskraft wecken, dem Geiste schmeicheln könnte, gilt für frivol und eitel. Es handelt sich auf dieser unserer Welt nur um das Himmelreich und die Bekämpfung der Katholiken; — um nichts Anderes. Wozu sollen die Anmuthigkeiten der Poesie, die Feinheiten der Beredsamkeit dienen? Um, wie Jurien sagt, die Sophismen der falschen Gelehrten zu schmücken, die alle ihre Kunst aufwenden, um zu verführen!" Und weiter: „Bald giebt es nur noch Pastoren; die Männer, welche den hohen Muth haben, ihre Geistesgaben dem Triumphe der Wahrheit zu weihen, müssen ihren Weg nicht in der Litteratur, sondern in der Wissenschaft suchen, obenein noch in einer anfangs schüchternen, orthodoxen und vorsichtigen Wissenschaft, die sich erst nach und nach emancipiren, beunruhigende Entdeckungen veröffentlichen und selbst tollkühne Synthesen aufstellen wird."

Es ist gerade nicht Jedermanns Sache, sich bei jeder Gelegenheit oder auch ohne Grund anrempeln zu lassen, obenein noch in Ausdrücken, die zwar biblisch sein mögen, für deren Gebrauch man aber in jetziger Zeit sich vor dem Zuchtpolizeigericht zu verantworten hätte. Zugegeben, daß diese rauhe und pöbelhafte Ausdrucksweise im Charakter der Zeit lag und daß die Gegner ebenso unglimpflich antworteten. Aber wenn dieses richtig ist, so folgt daraus doch nur, daß dieses ganze wüste Treiben nur zur allgemeinen Verrohung der Sprache führte, nicht aber, daß die Gegner auch die specifisch hebraisirende Färbung der Schimpfereien sich angeeignet hätten. Im Laufe der Zeiten wurde die Sprache, auch der Reformirten, glimpflicher, aber der biblische Grundton blieb und vermochte nicht in die Sprache der großen Mehrheit und der klassischen Schriftsteller Frankreichs einzudringen.

Dazu kam noch ein Anderes.

Bei aller Bestimmtheit und Klarheit des Ausdruckes, die keine doppelsinnigen Worte und Sätze zuläßt, liebt der Franzose in seiner großen Mehrheit eine leichte, gefällige Behandlung, geistreiche Einfälle und geht sogar in seinem Gefallen an schöner Form bis zu einer gewissen Ueberschwänglichkeit in Phrasen und Tiraden. Er nimmt Vieles an, einzig der schönen Form wegen, unter welcher es ihm geboten wird, und kümmert sich häufig nicht weiter um den Inhalt, den er erst in zweite Linie stellt. Dabei ist er aber dennoch äußerst conservativ — die Form muß dem Begriffe

von sprachlicher Schönheit entsprechen, den er sich nicht sowohl selbst gemacht, sondern den er aus der klassischen Litteratur der lateinischen Muttersprache durch Tradition überkommen hat. Es geht ihm in der Sprache genau so, wie mit der Naturanschauung. Hier steht er noch heute auf dem Standpunkte des klassischen Alterthums, des Horaz und seiner Zeitgenossen. Ein behaglicher, stiller Erdenwinkel, etwa mit einem plätschernden Bächlein, von grünen Wiesen und wogenden Saatfeldern umgeben, mit einem wohlgepflegten, durch geradlinige Gänge und Wege in abgezirkelte Beete getheilten Garten, einigen gefälligen, schattenspendenden Baumgruppen, mit sanft gewellten Zügen der Landschaft in der Ferne. Das ist sein irdisches Ideal. Ille mihi praeter omnes angulus ridet! Will er großartigere Eindrücke haben, so geht er an das Meer und läßt das unendliche, aber immerhin mehr oder minder horizontale Gewoge auf sein Gemüth einwirken. Das Gebirge „sagt ihm Nichts". Wenn die Alpen für die alten Römer der Schrecken aller Schrecken waren, wenn die großen Wälder, in welchen kaum eine Spur von menschlicher Einwirkung sich erblicken läßt, ihnen Gruseln verursachten, so ist das noch heute bei der großen Mehrzahl der Franzosen der Fall. Sie haben nicht, wie die germanischen Stämme, ein Gefühl für die wilde Schönheit der nackten Felsenriffe, der ragenden Schneegipfel, der tiefgründigen Wälder ohne Grenze. Die Haifischzähne der Alpengipfel zerfleischen ihren Begriff der Linienschönheit. Sie fühlen sich nur wohl in Horazischen Landschaften. Ihre großen Landschaftsmaler beschäftigen sich durchaus nur mit solchen Vorwürfen. Wenn auch die alpinen Landschafter der Schweiz, die Diday und Calame, ihnen Achtung einflößten, so fanden deren Bilder doch keinen rechten Eingang bei ihnen, und noch heute seufzen die Nachfolger dieser Alpenmaler, wenn sie auch die moderne Technik vollkommen inne haben und anzuwenden wissen, über die Theilnahmlosigkeit des Publicums.

Die biblische Sprache der Reformirten, die Sätze und Wendungen, die zumeist dem alten Testamente entnommen waren, glichen der Alpenmalerei. Man wies sie ab und konnte sich um so weniger dazu verstehen, sie später in den Canon der Sprache aufzunehmen, als ja auch manche klassisch-französische Schriftsteller und Dichter, wie namentlich Racine, biblische Vorwürfe behandelt hatten, ohne biblischen Stil dazu zu verwenden.

„Tous les genres sont bons, fors le genre ennuyeux! Alles, nur keine Langeweile! Und langweilig sind diese ehrsamen Sittenprediger im höchsten Grade und sind es geblieben bis auf den heutigen Tag. Bossuet sagte, wie Rossel citirt, von Calvin: „Sein Stil ist traurig." Eine ungetrübte, naive Lebensfreude kann nicht aufkommen, wo Alles nur durch das trübe Milchglas eines verknöcherten Dogmas betrachtet wird, das nichts Gutes auf Erden und nur eine sehr problematische Hoffnung auf Besserung im Jenseits erblicken läßt. Nirgends zeigen sich die Gegensätze stärker entwickelt, als in dem Süden Frankreichs, wo Hugenotten und Katholiken

theils nebeneinander, theils durcheinander gemischt wohnen und ihre confessionellen Ueberzeugungen bis zum Fanatismus ausgebildet haben.

Wir waren eines Tages von Montpellier, das ich, wohl aufgenommen von einer außerordentlich liebenswürdigen Gesellschaft, einen ganzen Winter hindurch bewohnte und dessen vorwiegend protestantischer Bevölkerung der hugenottische Stempel stark aufgedrückt ist, ausgezogen, um in der Nähe von Agde, dem alten Bischofssitze, Tiefseefischerei zu betreiben. Mit reicher Beute beladen, die in großen Glasgefäßen vertheilt war, kehrten wir gegen Abend heim und berathschlagten, während diese Gefäße auf einigen Bänken vor dem Hotel, wo wir nächtigen wollten, aufgestellt waren, über unsere weiteren Maßnahmen. Unter den Schätzen, die wir erbeutet hatten, befanden sich wunderschöne Gurkenpolypen (Veretillum cynomorium), durchsichtig wie Glas, mit röthlich angehauchten Stielen, deren Polypen, die reizenden kleinen Blümchen gleichen, sich alle entwickelt hatten, so daß jeder dieser Polypenstöcke einer außerordentlich feinen und zierlichen Blüthenähre glich. Einige Straßenjugend umstand uns, lebhaft über die sonderbaren Dinge discutirend. Aus einem großen Hause gegenüber, einer Fabrik, wie man uns sagte, ergoß sich ein Strom junger Mädchen und Frauen. Sie guckten, fragten, bewunderten, klatschten in die Hände, kicherten und lachten, und bald tanzte der ganze Schwarm im Ringelreihen, einen fröhlichen Refrain singend, um uns und unsere Gefäße herum, bis er endlich mit einem neckischen „Merci, Messieurs!“ nach allen Richtungen auseinanderstob. Einer unser jüngeren Begleiter, Protestant vom Wirbel bis zur Sohle, wandte sich zu mir: „Hm! Das ist doch eine andere Luft als in Montpellier! Das hat Freude am Leben und genießt, was dieses Schönes bieten kann, in Fröhlichkeit und ohne weitere Nebengedanken!“ — „Bemerken Sie, mein Lieber,“ fiel ein älterer College ein, „daß nicht Eine dieser Personen das Bedürfniß gefühlt hat, sich näher über diese Wunderbarkeiten zu unterrichten, die ihnen ganz gewiß zum ersten Mal vor Augen kommen. In Montpellier . . .“ „Ja wohl,“ brauste der Privatdocent auf, „ja wohl, in Montpellier hätten wir uns vor Fragen nicht retten können, hätten erklären, erläutern, dociren und vielleicht mehr als eine Stunde in langweiligster Weise zubringen müssen, um uns endlich von Leuten zu verabschieden, die läuten gehört haben, ohne zu wissen, wo? wohl aber den Schein des Wissens sich bewahren wollen, während wir hier einen fröhlichen Augenblick verbracht haben. Ah! Ich wiederhole es, hier ist eine andere Luft! Essen wir bald zu Nacht? Die Seeluft hat mir Appetit gemacht, und der Tanz der Mädchen scheint mir ein besseres Apéritif, als das „Amer Picot!““

Vielleicht erklärt sich diese größere Lebensfreudigkeit aus dem Umstande, daß der gläubige Katholik sich jederzeit durch Beichte, Ablaß und gute Werke der begangenen Sünden entledigen kann, während der gläubige Protestant und besonders der gläubige Calvinist seine Sündenlast bis zum jüngsten

Gerichte mitschleppen muß, es sei denn, daß er durch eine Specialbegünstigung, die nur wenigen Auserwählten zu Theil wird, „die Gnade" erhält. Da ich aber in diesen Punkten, wie ich offen gestehe, nicht sehr bewandert bin, so überlasse ich ihre Untersuchung, sowie die Würdigung des Einflusses, welchen sie auf die Lebensführung der Einzelnen, wie des ganzen Volkes haben können, berufeneren Kräften.

Aber ein anderes Moment tritt bei den Romanen im Allgemeinen in den Vordergrund.

Das Christenthum strebt die Tödtung des Fleisches an, und diese Tendenz spricht sich in besonders herber Weise im Calvinismus aus, wo sie Alles durchdringt. Im romanischen Katholicismus gilt die Askese zwar auch für eine Tugend, sie ist aber auf Einzelne und auf wenig zahlreiche, engere Kreise beschränkt und wird, eben ihrer Seltenheit wegen, besonderer Belohnungen von Seiten der Kirche werth gehalten. In den großen Massen steht ihr die von der alten Welt her durch Sprache, Schriftthum und Tradition übermittelte Anschauung gegenüber, welche, von jeder Prüderei entfernt, natürliche Dinge auch als solche behandelt, ohne darüber zu erröthen. Bei den Franzosen namentlich, vielleicht noch mehr als bei den anderen romanischen Völkern, spielen die gegenseitigen Beziehungen der Geschlechter eine Hauptrolle; man nennt die Sachen bei ihrem Namen, ohne die Ausdrücke zu verschleiern, und benützt gerade diese Beziehungen zu allseitiger Erheiterung und Belustigung. Ich erinnere mich noch eines ergötzlichen Zeitungskrieges zwischen dem ehrsamen, sogar sittenstrengen „Journal des Débats" und einigen englischen Blättern aus den Jahren, wo Königin Victoria ihre Familie in so hervorragender Weise vermehrte, daß Cham sie in einer Caricatur darstellte, wie sie eine zahlreiche Kinderschaar, „les produits de son industrie", in den Ausstellungspalast führte. Die englischen Zeitungen hatten den Débats ihre rohe Sprache vorgeworfen. „Nun ja," antworteten die Débats, „wir sagen kurz und gut: „La Reine est grosse," und wir finden dabei nichts Arges, betrachten aber Eure verschrobenen Phrasen von einem bevorstehenden Ereignisse, welches jeden Engländer mit Freuden erfüllen werde, und was dergleichen Redensarten mehr sind, als heuchlerische Augenverdrehungen! Was wollt Ihr? Ist sie schwanger, oder ist sie es nicht?"

Doch darauf beschränkt man sich nicht. Man liebt die anzüglichen Erzählungen und Anekdoten, „les contes grivois", und hat nicht umsonst Ausdrücke wie „esprit gaulois", „gauloiserie", um alle jene Dinge zu bezeichnen, die, wie mein Großvater zu sagen pflegte, einem so ungeheuer weiten Felde angehören, das doch nur einen kleinen Mittelpunkt hat. Die Schaffensfreude des Franzosen auf diesem Felde ist ebenso unerschöpflich, als das Wohlgefallen des hörenden und lesenden Publicums. Die unverhüllte Ausdrucksweise der Sprache geht Hand in Hand mit dem künstlerischen, ebenfalls aus dem Alterthum überkommenen Gefallen an der nackten Menschen-

gestalt, an dem schön gebildeten menschlichen und namentlich weiblichen Körper und dessen einzelnen Theilen. Mit den ersten Blicken hat sogar der ungebildete Franzose gesehen, ob ein ihm zum ersten Male gegenübertretendes menschliches Wesen, sei es Weib oder Mann, schöne Füße und Hände habe, ob es im Ganzen „bien fait“ sei, und über dem Wohlgefallen an der schönen Körpergestaltung kann er sogar gänzlich des Gesichts, des Ausdruckes der Physiognomie vergessen.

Ich leugne nicht die oft widerlichen Ausschreitungen auf diesem Gebiete, welche sogar die besten Schriftsteller Frankreichs sich erlauben, und in welchen gar Manche mit ersichtlichem Wohlgefallen schwelgen. Die platten Gemeinheiten, aus welchen gewissenlose Schriftsteller und Verleger und Zeitungen ein Geschäft machen, ekeln mich ebenso an, wie die öden Schimpfereien Anderer. Aber die Thatsache muß ich anerkennen. Leichte, prickelnde, witzige Behandlung der oft heiklen Vorwürfe bildet eben ein Lebenselement der französischen Litteratur und zieht sich wie ein rother Faden durch alle Erzeugnisse derselben durch.

Man darf dabei nicht vergessen, daß der Geschmack an diesen Dingen nach Zeit und Ort ebenso wechselt, wie der Geschmack an den Gewürzen. Wir nennen solche, unser gewöhnliches, conventionelles Maß überschreitende Geschichten „gepfeffert“. Aber was unsere Zunge beleidigt, gilt Anderen oft für ungewürzt und geschmacklos. Mein Freund Desor hatte auf einem Ausfluge nach Algerien und in die Sahara das Volksgericht der Araber, den Kuskussu, kennen gelernt und in seiner Küche eingeführt, mit solchem Erfolge, daß man ihn sogar beschuldigte, er benutze das Gericht als Bestechungsmittel bei Wahlen. Die geborenen Algerier, welche ihn besuchten, fanden seinen Kuskussu geschmacklos und fade. In der That, wer einmal bei einem arabischen Scheikh dick mit rothem Cayennepfeffer durchbratenen und überstreuten Kuskussu hat verzehren müssen, um den Gastgeber nicht zu beleidigen, findet das Urtheil der Eingeborenen über den Desor'schen Kuskussu durchaus begreiflich. — Ein englischer Kapitän, der lange in Indien gelebt hatte, lud uns einmal zu einem nach indischer Art mit Curry gewürzten Reisgerichte ein. Alle Gäste waren den Tag darauf krank an Mund- und Magenentzündung, nur der Kapitän war munter und wohlig wie ein Fischlein auf dem Grunde. Teufelsdreck ist in manchen Gegenden Indiens ein beliebtes Gewürz.

So geht es auch mit den Gauloiseries. Erzählungen, wie sie an dem Hofe der Königin von Navarra gemacht wurden, dürften sich heute nicht mehr in gebildete Gesellschaft wagen — aber die Frauen, welche sie wohlgefällig anhörten, waren nicht minder ehrsam und tugendhaft, als die Frauen unserer heutigen Umgebung, die auch, je nach Zeit und Ort, sehr verschiedene Anschauungen von Anständigkeit haben. Was der Engländerin „shocking“ erscheint, ist den deutschen Frauen großen Theils nicht anstößig, und diese finden wieder Vieles, was die Französin ohne Stirnzunzeln, ja selbst mit

Wohlgefallen anhört, in höchstem Grade unmoralisch. Dieser Verschiedenheit der Auffassung, verbunden mit dem Umstande, daß die französische Litteratur mit Vorliebe in Romanen, wie in Theaterstücken, mit Vorwürfen sich beschäftigt, welche die geschlechtlichen Beziehungen behandeln, darf wohl auch die in Norddeutschland namentlich ziemlich allgemein verbreitete Ansicht zugeschrieben werden, daß es in Frankreich überhaupt keine ehrsame Frau gebe und geben könne. Ich habe Berlinerinnen, die niemals einen tieferen Einblick in französische Hauswirthschaften gewonnen hatten und nur nach ihren Lesefrüchten urtheilten, über die Immoralität der Pariserinnen in dieser Weise sich aussprechen hören!

Wo der Calvinismus herrscht, geht dieser Zug der Prüderei durch alle Kreise durch und erreicht bei den strenggläubigen „Mômiers“ eine Höhe, die nur mit den Anschauungen des äußersten Flügels der deutschen Nazarener vergleichbar ist, die ja auch aus den Lilien, welche ihre gemalten Engel in Händen tragen, Staubbeutel und Pistille wegließen, weil diese Fortpflanzungsorgane ihnen anstößig erschienen. Das treibt denn manchmal die sonderbarsten, anderwärts fast unbegreiflichen Blüthen. Einer meiner Freunde, Professor an der Universität und untadelhafter Gatte und Familienvater, sollte öffentliche Vorlesungen über Michel Angelo in einem Saale halten, der einer Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst gehörte. Der Präsident derselben, ein durchaus nicht orthodoxer Herr, verbot ihm die Ausstellung von Gypsabgüssen der Gruppen der vier Jahreszeiten, besonders der Nacht, welche die Capelle der Mediceer im Dome von Florenz schmücken — solche Nacktheiten dürften in Vorlesungen nicht ausgestellt werden, zu welchen das weibliche Geschlecht Zutritt habe! — Der englische Consul Barton in Genf, ein reicher „Musikfer“, wie die Wiener sagen würden, läßt einen prachtvollen der „Harmonie nautique“ gewidmeten Concertsaal bauen, der ihn über 1½ Millionen gekostet haben soll und den er der Stadt schenkt. Die Façade ist mit einer schönen, weiblichen Figur geschmückt, welche die Harmonie personificiren soll. Es regnet entrüstete Zeitungsartikel und geradezu unfläthige anonyme Briefe, in solcher Weise, daß der Geber in der ersten Aufregung seinem Architekten den Befehl zuschickt, die Arbeiten einzustellen, das Gebäude niederzureißen und den Platz anderweit zu verkaufen. Erst die Vorstellung, daß solches Gebahren ja gerade den Wünschen der Gegner entspreche, bringt den entrüsteten Consul zu dem Entschlusse, den Bau, der neuerdings eingeweiht wird, zu Ende zu führen. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, hallen die Zeitungen von einem Streite um Gabriel Max wieder. Das Ausstellungscomité von Zürich, das der großen Mehrheit nach aus Künstlern besteht, hat die Ausstellung des im Privatbesitze befindlichen Gemäldes von Max „Die Braut von Korinth“, das auf allen Ausstellungen in Deutschland sich die höchste Anerkennung erwarb, als unsittlich verweigert. „Es isch es blutt's Wybervolk d'ruf!“ (Es ist eine nackte Frauengestalt darauf!)

Dieser unendlich alberne Zug von vermeintlich sittenstrenger Askese und Moralfaselei geht durch die ganze calvinistische Litteratur als dominirender Grundton durch und wird, wo der Gegenstand gerade nicht darauf hinleitet, mit den Haaren herbeigezogen nach der zwingenden Logik des Satzes: dieweil der Löw' ein grimmig Thier, also sollet Ihr in einem neuen Leben wandeln! Wenn, wie es ja nicht anders sein kann, die Gauloiserie zuweilen ihre Rechte geltend macht, so geschieht dies nicht in den gedruckten litterarischen Erzeugnissen, sondern heimlich bei den Einzelnen. Einem meiner Freunde fiel im Hochjura ein Gut zu, das einer durch und durch calvinistischen adligen Familie aus Neufchâtel angehört hatte, welche das bescheidene Haus als Jagdrast benutzt hatte. Er fand eine aus mehreren hundert Bänden bestehende, aus rein calvinistischen Erzeugnissen zusammengesetzte Bibliothek vor. Aber hinter diesen Bänden und von ihnen gänzlich verdeckt standen die hervorragendsten Werke der „Litterature grivoise", die bekannten mit Vignetten geschmückten Ausgaben der „Fermiers généraux": Alles von Rabelais an über Voltaire und Parny hinaus bis zu den dreißiger Jahren, und der Zustand der Bände bezeugte, daß diese gelesen, die calvinistischen Werke dagegen nur als trügerische Aushängeschilder aufgestellt waren! Es geht eben immer nach dem schwäbischen Volksliede: E bissele Lieb un e bissele Treu — Un e bissele Falschheit is alleweil dabei!

Wie wäre es nur möglich gewesen, daß bei so extremen Gegensätzen, einestheils in der stets zu größerer Klarheiten und Präcision des Ausdruckes sich emporarbeitenden französischen Schriftsprache gegenüber der an die Fata Morgana der Wüste erinnernden Verschwommenheit der biblischen Phraseologie, anderentheils in der von Grund aus verschiedenen Auffassung der geschlechtlichen Beziehungen, die den Romanen von dem klassischen Alterthume überliefert ist, und der fleischtödtenden Askese des Calvinismus, welche Alles durchsetzte, wie wäre es möglich gewesen, daß diese Litteratur eines kleinen, noch obenein großentheils ausländisch gewordenen Bruchtheiles der französischen Sprache sich irgendwie Einfluß auf die Sprache und Litteratur der großen, einheimisch gebliebenen Mehrheit hätte erkämpfen können? Man suchte diesen Einfluß in jeder nur erdenklichen Weise zu erringen. Es gelang nicht.

Zu diesen wesentlichen Momenten gesellten sich noch einige secundäre Gegensätze von geringerer Bedeutung.

Die staatliche Stellung, welche die Hugenotten und ihre Nachkommen beanspruchten, dürfte wohl am wenigsten anzurufen sein. Es lag wohl ein gewisser demokratischer Zug darin, aber bei genauerer Untersuchung concentrirt sich derselbe in einer reinen Priesterherschaft, die in Genf ihren Gipfelpunkt erreichte und noch heute, wenn auch mehr im Hintergrunde, aufrecht erhalten worden ist. Leitende Staatsmänner und Kriegshauptleute waren nur Figuranten, die nach der Pfeife der Priester und ihres gläubigen Anhangs tanzten. Durch die französische Revolution, welche wie ein Wirbelsturm

über die romanische Schweiz dahin brauste, wurde die Priesterherrschaft nur für einen kurzen Zeitraum unterbrochen, richtete sich aber nach dem Sturze des Napoleonischen Kaiserreiches wieder ein und behauptete siegreich ihren Platz trotz einiger Unterbrechungen in der Neuzeit. Man spricht noch heute in Genf von der „Eminence grise“, welche durch Carteret einen Culturkampf inaugurirte, der an Heftigkeit und Ungerechtigkeit den Bismarck'schen Culturkampf weit überragte, aber, weil auf einem winzigen Theater durchgeführt, keine weiteren Wellen warf.

Eine solche Priesterherrschaft ist dem Franzosen durchaus zuwider in seinem eigenen Lande. Die Massen widerstehen ihr durchaus. Selbst in den strenggläubigsten Landestheilen, wie in der „Bretagne brétonnante“, wo ich mehrere Sommer hindurch mit allen Klassen der Bevölkerung in Berührung kam, selbst in diesen Gegenden weisen Bürger und Bauern die Einmischung des Priesters in ihre weltlichen Angelegenheiten entschieden zurück; man überläßt der Kirche die Frauen und Mädchen in meist indifferenter Weise, absolvirt seine äußerlichen Pflichten, wird fanatisch, wenn man die Religion in Gefahr glaubt, läßt sie aber links liegen, wenn es sich um Politik, Handel und Gewerbe handelt. So lange die Monarchie, unter irgend welchen Namen auch, in Frankreich herrschte, mußte sich die Kirche vor ihr beugen und that es auch, um sich nur den Einfluß zu erhalten, welchen sie besaß, wenn auch häufig mit großem Widerstreben, zuweilen selbst mit offener Empörung. Die französische Staatspolitik nach Außen hat niemals Rücksicht auf die Interessen der Kirchen genommen, und wenn Politiker im Innern dies thaten, so geschah es nur, weil sie in ihrer Begünstigung ein Mittel zum Zwecke der eigenen Macht zu finden glaubten. Die kirchlichen Anstrebungen der Hugenotten, die in Frankreich von dem Königthume mit eiserner Faust zermalmt worden waren, standen ebenso sehr dem französischen Volksgeiste fern, als den Tendenzen des deutschen Protestantismus, der sich ganz in die Hände der Fürsten begab und den Landesfürsten zum obersten Landesbischof einsetzte, was bei Hugenotten und Calvinisten nie möglich gewesen wäre.

Durch die Niederwerfung der Revolution erhielt die frühere Expansivkraft des französischen Volkes eine Wunde, welche durch die Beseitigung des ersten Kaiserreiches zu einer tödtlichen wurde. Es beginnt damit eine Periode abschließenden Chinesenthumes, die trotz aller militärischen Expeditionen und Erwerbung von Colonien noch immer ungeschwächt fortdauert. Diejenigen Politiker, welche behaupten, wenn Frankreich Colonien erwerbe und erhalte, so geschehe dies nur zum Vortheile und Nutzen der Nicht-Franzosen, haben vollkommen Recht. Man unterhält in den Colonien das nöthige Personal von Militär und Beamten, die niemals dort heimisch werden, fast ohne Ausnahme sich nach dem „schönen Frankreich“ zurücksehnen und den Augenblick nicht erwarten können, wo sie aus der Verbannung erlöst werden. Das Mutterland erzeugt nicht Kinder genug, um einen Ueberschuß nach Außen

abgeben zu können; kaum daß die Production von Nachwuchs im Inlande den Abgang durch die Sterblichkeit deckt. Wo soll eine colonisirende französische Bevölkerung herkommen? Production, Arbeit, Handel und Gewerbe sind in den französischen Colonien den Nicht-Franzosen, Einheimischen wie anderen Nationen überlassen. Französische Arbeit und französisches Capital gehen nicht nach den Colonien. Seit 64 Jahren besitzt Frankreich Algerien — erst die Phylloxera und die artesischen Wüstenbrunnen haben französischer Arbeit und französischem Capital einen schmalen Weg dorthin gebahnt. In der Stadt Algier selbst und deren nächster Umgebung bilden zwar die Franzosen die Mehrzahl, weil dort alle höheren Bedienstungen concentrirt sind — aber im Osten der Colonie arbeiten, handeln und verdienen die Italiener und Malteser, im Westen die Spanier, und in manchen Städten hat man die größte Noth, die Gemeindebehörden aus Franzosen zusammenzusetzen. Man schließt sich mit allen noch so reichen Hilfsquellen in der Heimat mehr und mehr ab und gräbt sich gewissermaßen in Paris ein, dem Zielpunkte aller strebenden Franzosen, indem man dieses Gebahren mit abgenutzten Phrasen von Patriotismus zu verbrämen und zu entschuldigen sucht.

Ganz so in der Litteratur. Was nicht mit Seine-Wasser getauft ist, existirt so zu sagen gar nicht. Die Veilchen der Provinz blühen nur im Verborgenen. Südfranzosen, wie Thiers, Guizot, Daudet gelangen erst zur Geltung, sobald sie als „Mokkos", wie man die Provençalen in Paris zu nennen pflegt, sich dort ein Aufenthaltsrecht erworben haben, mit den Schriftstellern der Hauptstadt in Beziehung getreten sind und den Localton abgestreift haben; den Bretonen, wie Renan, den Gascognern, Basken, Normannen geht es nicht besser. Nur von Paris aus können sie auf ganz Frankreich, auf das ganze Gebiet ausstrahlen, in welchem französische Sprache, französische Litteratur gehegt und gepflegt werden, nur dort können sie die Anerkennung finden, welche zu Ruf und, was durchaus nicht in letzte Linie gestellt werden darf, zu Erwerb und, freilich nur in Ausnahmefällen, zu Vermögen und Reichthum führt. Der Erwerb des französischen Schriftstellers sprudelt aus drei Quellen: Buch, Zeitung und Theater. Die erste Quelle ist die am wenigsten ergiebige. Die Auflagen sollen streng normirt sein; der Schriftsteller erhält von jedem verkauften Exemplare ein Bestimmtes. Das kann weit gehen, wenn Auflagen von hundertausend Exemplaren gemacht werden, aber auch selbst dann überschreitet die Einnahme nur selten die Kosten des Aufenthaltes und standesgemäßen Unterhaltes einer Familie in Paris. Ich kenne Romanschriftsteller von großem Ruf, sogar Mitglieder der Akademie, die jedes Jahr einen Roman bringen und mir offen gestanden haben, daß ihre mittlere Jahreseinnahme aus dieser Quelle viertausend Franken nicht übersteige. Mit einem solchen Einkommen wohnt man aber als Junggeselle in einer Mansarde und verdirbt sich langsam, aber sicher, die Verdauung in minderwerthigen Restaurants.

Der Journalismus ist schon weit einträglicher und wird deshalb auch häufig unter Pseudonymen, neben dem Roman gepflegt. Wer einmal festen Fuß in einer größeren Zeitung oder Revue gefaßt hat, wo man ihm ein gewisses Quantum von Manuscript contractlich abverlangt, hat sein anständiges Auskommen. Die Beschäftigung in der Presse gestattet eine weit ausgiebigere Bethätigung der besonderen, speciellen Befähigungen, eine vollständigere Ausnutzung der sonst verbummelten Zeitabschnitte und der vielen kleinen Kenntnisse und Erfahrungen, die der Romanschriftsteller nur selten verwerthen kann. Aber sie führt den großen Uebelstand mit sich, daß das Journal den Autor zwingt, zu der Zeit zu arbeiten, die es auferlegt, während der Romanschriftsteller sich die Zeit wählen kann, wo er am leichtesten arbeitet. Ich habe hier nicht nur Reporter, sondern auch Redactoren und Verfasser größerer Arbeiten in den Revuen im Auge. Reporter und Interviewer sind freilich am übelsten daran. So muß z. B. der Berichterstatter über die ersten Vorstellungen der Theaterstücke diesen beiwohnen, wenn er auch schon die Generalproben mitgemacht und dort Notizen gesammelt hat; er muß nach Mitternacht, wo die Vorstellungen enden, seinen Bericht für das am nächsten Tage erscheinende Journal ausarbeiten, wenn es ihm auch noch so schwer ankommen mag; der Romanschriftsteller dagegen arbeitet, wenn es ihm genehm ist, und da er, wenigstens in der Jetztzeit, meist ein sehr regelmäßiger Mensch ist, so schreibt er, sobald sein Plan einmal festgestellt ist, täglich sein Arbeitspensum herunter und setzt am nächsten Tage seine Arbeit fort. Aber der Zwang, unter welchem der Journalist steht, wird zum großen Theile compensirt durch die Hoffnung, auf anderweitem Gebiete vorwärts zu kommen. Seit der Revolution von 1830 ist der Journalismus in Frankreich der Weg zur praktischen Bethätigung an dem Staatsleben geworden. Seit dieser Zeit sind die meisten und bedeutendsten Staatsmänner aus den Journalisten hervorgegangen, und auf geringere Staatsstellen hat der Journalist, dessen Artikel, wie man zu sagen pflegt, „bemerkt“ worden sind, den ersten Anspruch.

Das Theater aber ist die wesentlichste Erwerbsquelle. Der Franzose hat ja eine angeborene Fähigkeit zu dramatischer Gestaltung; man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß in ähnlicher Weise, wie jeder gebildete Schwabe ein geheimes Fach mit lyrischen Ergüssen besitze, so jeder Franzose ein Drama oder ein Komödie in seinem Schreibtische liegen habe. Tantièmen für jede Aufführung sind von vorne herein festgestellt; schlägt ein Stück ein, erzielt es in Paris volle Häuser und mehrfache Vorstellungen, so fließen gesicherte Renten von allen Provinzialtheatern des In- und Auslandes, die um so größer werden, je beliebter das Stück, je häufiger es gegeben wird, ohne daß der Dichter weitere Arbeit damit hätte, als die Tantièmen einzusacken. Aber ein Stück gelangt nur zu allgemeinem Ruf, wenn die Hauptstadt ihm schon Beifall gespendet hat; erste Vorstellungen in der Provinz schaden sogar seiner Aufnahme in Paris. Was kann aus der Provinz

Gutes kommen? — Wie aber dem auch sein mag, so sehen wir alle Romanschriftsteller, fast ohne Ausnahme, sich alle nur erdenkliche Mühe geben, aus ihren Romanen Bühnenstücke zu gestalten, oft mit Hilfe eines Mitarbeiters, der den Ruf hat, die Technik des Dramas zu beherrschen und wirksame Scenen und Actschlüsse zu gestalten. Meist, das muß man gestehen, mit nur geringem Erfolge — aus allgemein beliebten und gern gelesenen Romanen sind gewöhnlich Dramen hervorgegangen, welche sich auf der Bühne nicht halten konnten. Aber trotz diesen Mißerfolgen werden beständig neue Versuche angestellt, die persönlich ebenso unbefriedigend ausfallen. Die Aussicht auf die mühelose Rente ist zu lockend!

Nun halte man diesen thatsächlichen Verhältnissen die Lage der Litteratur in der romanischen Schweiz gegenüber. Ich citire Rossel, da man mich eines einseitigen Urtheils beschuldigen könnte. „Diese Schriftsteller," sagt Rossel, „sind verdammt zum Leben auf einer engen Bühne, ohne Aussicht auf das Ausland. Sie müssen sich an wenige Leser wenden, befinden sich also unter den ungünstigsten Bedingungen zur Hervorbringung bedeutender und großer Werke. Selbst diejenigen, welche in sich das Zeug zu größerem Rufe fühlen, erreichen ihr Ziel nur, wenn sie auswandern oder für den Export arbeiten. Die Litteratur kann Niemandem sein tägliches Brot geben, so daß Romanschriftsteller, Kritiker und Dichter die Sache nur als Liebhaberei betreiben können; — sie müssen der Kunst die Augenblicke widmen, die sie ihrer Erholung, den Amtspflichten, der Advocatur, dem Professorat, dem Journalismus abstehlen können, da hier, wie in allen anderen Ländern, es ein seltener Glücksfall ist, wenn Jemand mit dem Talente zugleich den Reichthum in seiner Wiege findet." („Er ist Litterat," sagte Rothschild von einem Mitgliede seiner Familie, „er hat's aber, Gott sei Dank, nicht nöthig!") „Die freie Kritik," fährt Rossel fort, „welche den Beruf anregt und stählt, wird erstickt durch die Tendenz der Kameradschaft, durch die politischen Reibereien, durch die Furcht, sich eine Menge von Leuten zu Feinden zu machen, mit welchen man in der kleinen Umgebung täglich zusammentreffen muß. Luft und Raum fehlen, die Wetteiferung nicht minder; das Publicum, welches mit Ausnahme eines wenig zahlreichen Häufchens keine litterarische Bildung hat, gestattet nicht, daß die Schriftsteller weiter sehen, höher gehen, als es selbst, und daß sie ihre Inspirationen anders woher nehmen, als aus seinen Vorbildern, seinen Anschauungen und seinen Vorurtheilen. Fluch denen, welche nicht aller Welt gleichen, welche unabhängig und originell sein wollen. Die Verschwörung des Stillschweigens, wenn sie nicht von selbst sich ausbildet, wird um sie her organisirt; man kann sich nicht dagegen vertheidigen, man muß sich unterwerfen, ausweichen oder das Weite suchen."

„Das war wahr vor zwanzig Jahren, sollte es nicht noch heute wahr sein? Die Unpopularität, die verblüffende Indifferenz, das feindselige Mißtrauen heften sich nicht nur an die Sohlen der Excentrischen, der Extra-

vaganten, der Gewaltsamen und der Empörten, nein, die aufrichtigsten Talente, die edelsten Geister, die offensten Charaktere werden sofort verkannt, sobald sie die Kühnheit haben, den guten, kleinen Idealen, den guten kleinen Grundsätzen ihrer Landsleute auf den Fuß zu treten. Man möchte sich an die Höflein jener Zwetschenfürsten dritten und vierten Ranges versetzt glauben, die in der Etikette versteinert sind, und die in Ermangelung wichtigerer Vorwürfe über eine verfehlte Verbeugung Zeter schreien und über dem Auslassen eines Titels ihr Antlitz verhüllen. Die Kunst ist frei, der Gedanke ist frei — sollten sie nur unter der Bedingung frei sein können, daß sie sich keine Freiheit nehmen dürfen?"

Wem fällt da nicht das Wort von Anastasius Grün ein: „Darf ich so frei sein, frei zu sein?"

Im Laufe unseres Jahrhunderts hat sich mehr und mehr in allen Ländern, Nationen und Nationsbrocken jene eigenthümliche Form des Patriotismus ausgebildet, die man als „Chauvinismus" bezeichnet hat, und die meist um so schärfer hervortritt mit ihren Ansprüchen, je kleiner das Land, je weniger zahlreich der Volksbrocken ist, von welchem sie ausgeht. Das Philisterthum der Kleinstädte begünstigt die Ausbildung des localen Chauvinismus in vorragender Weise, und da die romanische Schweiz überhaupt nur Kleinstädte wie Kleingebiete aufzeigen kann, die in vielen Dingen sich scharf von einander trennen, sogar sich fast feindselig gegenüberstehen, so darf man überzeugt sein, daß dieser Chauvinismus des Kleinlebens sich oft in unangenehmer, dem ferner Stehenden aber fast immer in lächerlicher Weise bemerklich macht. Daß die Litteratur dieser Bewegung nicht nur Folge geleistet, sondern sie auch aus allen Kräften unterstützt und geschoben hat, ist selbstverständlich. Man suchte in jeder Weise eine Eigenart der Stoffbehandlung, eine Besonderheit der Ausdrucksweise, einen specifischen Localton herauszubilden, der dem chauvinistischen Cantönligeist entsprechen sollte, und fand auch für diese Versuche die Anerkennung der freilich sehr beschränkten, unmittelbaren Umgebung. Wie ist es aber möglich, zu selbstständiger Schaffensfreude zu gelangen, wenn man stets hinter sich die oben charakterisirten Aufseher fühlt, die Einem beim Schreiben über die Schulter sehen?

Der calvinistische Untergrund blieb. Es ging damit, wie mit den Eingangs erwähnten Saucen der Hotel- und Pensionsküchen, die auch einen specifischen Nebengeschmack haben können, je nachdem Geflügel, Rindfleisch oder Schaffleisch mehr bevorzugt werden, aber doch immer dieselbe Sauce für alle Gerichte bilden.

Der Untergrund freilich hat auch einige Umwandlungen durchgemacht. Die Predigten, welche der alte Dessauer sich zu seiner Erbauung halten ließ, führten eine Sprache, welche heutzutage nicht mehr auf der Kanzel erscheinen darf, wenn man auch hier und da auf dieselbe zurückgreifen möchte. Die kernige, oft geradezu rohe Sprache des Flüchtlingsstiles ist

abgeschliffen, ihre Rauhigkeiten und Invectiven sind beseitigt worden, soweit die Bibel dies zuläßt, während die Trockenheit der belehrenden Moralreden und Sentenzen, die orthodoxe Auffassung und die Durchtränkung des ganzen Stiles mit biblischer und specifisch calvinistischer Farbe geblieben ist. Sprachgelehrte klagen vielfach, daß der Stil dadurch an Kraft und Frische verloren habe, daß eine langweilige, ja oft läppische Verflachung eingetreten sei, die eben unter dem Drucke der Umgebung sich ausgebildet habe, wie es Rossel angedeutet hat. Locale Verschiedenheiten lassen sich auch in den Formen des Bodens nachweisen, welchem die litterarischen Blumen entsproßt sind.

Die Gebirge haben ja einen besonderen Charakter und zeigen außerdem, innerhalb dieses Charakters, noch besondere locale Verschiedenheiten. Man erkennt auf den ersten Blick, was dem Jura oder den Alpen angehört. Dort langgezogene Bergrücken, weithin sich ausdehnende Langgewölbe, die oft bis auf den Grund gespalten sind, mit steil abgerissenen Thalwänden, Mangel an Gewässern und Quellen in der Höhe, Kämme und Hochgewölbe niemals Wasserscheiden bildend, sondern durchrissen für die wenigen Flüsse, welche sie durchqueren; hier wasserscheidende Hochmauern, gefurcht von den Rinnsalen der in die Tiefe sich stürzenden Flüsse und Bäche, Hochjoche, über welche die alten Pässe führen und düstere Zinnen, gekrönt von kecken Spitzen, riesigen Nadeln und in die Luft ragenden Gipfeln.

Aber innerhalb dieser allgemeinen Charaktere ist eine sehr verschiedenartige Ausprägung der Einzelheiten. Als ich unserem Alpenmaler Diday meine Aufnahmen, Zeichnungen und Studien aus Norwegen vorlegte, sagte er nach aufmerksamer Betrachtung: „Das sind ja keine Berge, mein Lieber, sondern Sarkophage, mehr oder minder ausgearbeitet und verziert, aber doch nur „Sarkophage“, alle von derselben Grundform! Das nennen Sie Alpen?“ — Aber er ließ schon ein Ah! hören, als er zu den „Haifischzähnen der Lofoten“ kam, wie Lord Dufferin in seinen köstlichen „Briefen aus hohen Breitegraden“ sie nennt, und nach einiger Betrachtung einer beim Scheine der Mitternachtssonne gemalten Skizze des vergletscherten Massivs der Insel Kagen, die wie ein Montblanc gewaltig wirkend aus dem Meer aufsteigt, sagte Diday aufathmend: „Das ist wohl aus einem anderen Lande? Das heimelt an!“ — Und nach meiner bestätigenden Antwort, daß Alles dieses demselben Lande, demselben Gebirgszuge, derselben Gesteinsformation angehöre, sagte er: „Sie haben Recht! Wir haben ja auch in den Alpen ähnliche Gegensätze! Sehen Sie die Kette der Berner Alpen oder der Süd-Walliser Gletschergebirge um den Monte Rosa herum an! Jeder Berg ein Individuum, ein prachtvoll und kräftig gegliederter Kerl vom Fuße bis zum Gipfel, unverkennbar für Jeden! Und dann betrachten Sie das Gewirre in den Alpen von Graubünden — mit Ausnahme der Bernina-Gruppe ein Durcheinander von Piks, die alle fast die gleiche Höhe, dieselbe Gestalt haben, wie Junge eines zahlreichen Wurfes einer Katze oder eines Kaninchens!“ Diday erging sich noch lange in solchen

Betrachtungen, wie es so seine Art war, wenn er sich einen freien Tag gemacht und einem guten Mahle unter Freunden beigewohnt hatte. Ich verzichte auf ihre Wiedergabe.

Aber Vergleiche haben sich mir oft aufgedrängt bei der Lectüre. Man nehme einen vorragenden französischen Schriftsteller der Neuzeit, Victor Hugo, A. Musset, Georges Sand, Daudet, Zola, Guy de Maupassant oder wie sie Alle heißen mögen — Berner Hochgebirg, lauter wohlgegliederte Kerle vom Wirbel bis zur Sohle, nach einigen Zeilen unverkennbar in ihrer ganzen Eigenart! Und nun nehme man die Autoren der romanischen Schweiz zur Hand, die von den Coterieen zu schwindelnder Höhe, Breite und Tiefe aufgebauscht werden! Dort ein Dichter, der Victor Hugo, Shakespeare und Goethe in sich vereinigt, hier ein Prosaist, dem Zola, Daudet und Flaubert nicht die Schuhriemen auflösen dürften, anderwärts ein Philosoph, gegen welchen Kant, Hegel, Schopenhauer nur kleine, kaum über das Lallen hinausgekommene Schulbuben sind! Man liest, blättert, blättert und liest — und ist ganz erstaunt, sich in den Engadiner Alpen zu finden, eintöniges Steingeröll, von einer Anzahl kleiner und fast gleich hoher Spitzen überragt, so einförmig in ihrer Gestaltung, daß man sich nur schwer auskennt.

Der verstorbene Bundesrath Ruchonnet, ein ebenso feiner Kopf als gediegener Kenner der Litteraturen der vier europäischen Hauptsprachen, sagte mir einmal: „Als Student auf der Akademie in Lausanne hörte ich die Vorlesungen eines Herrn, der während meiner Studienzeit den Lehrstuhl für französische Litteratur mit demjenigen des Staatsrechtes vertauschte. Als ich später einmal meine alten Hefte vornahm, mußte ich auf die Titel zurückgreifen, um zu wissen, ob von der Litteratur oder dem Staatsrechte die Rede sei; aus dem Inhalte hätte ich es nicht errathen können.“ — Es kann Einem in ähnlicher Weise mit der neueren Litteratur der romanischen Schweiz ergehen (ich rede selbstverständlich nur von der „guten“ Litteratur und nicht von derjenigen der jungen Aufgeregten und Empörer, die unter der Flagge der „Decadence“ segeln); man kann zweifelhaft sein, sage ich, ob man einen philosophischen Utopietraum oder eine Dorfgeschichte, eine Elegie oder einen Jubelpsalm liest — wenn auch von verschiedenen Verfassern, hauchen sie doch alle denselben Duft aus, sind mit derselben Sauce gesalzen, scheinen sogar mit derselben Feder geschrieben.

Es läßt sich ja nicht leugnen, daß manche kräftigeren Talente aus diesem allgemeinen Niveau von Zeit zu Zeit hervortauchen, aber sie thun es etwa wie der Neptun Heines, der eine Jacke von gelbem Flanell trägt und ein abgelebtes Gesicht unter einer weißen Schlafmütze zeigt. Und doch wirken sie erquickend. Wenn man aber, in dieser Umgebung lebend und wirkend, auch mit den Halbgöttern und deren Producten Bekanntschaft machen muß, so überkommt Einen allmählich jene Indigestion, die ich im Eingange zeichnete und die selbst ungerecht macht, indem sie den Saucengeschmack auch da erkennen läßt, wo Andere ihn nicht verspüren.

Es giebt vielleicht auf dem ganzen Erdenrunde kein hör- und lesewüthigeres Publicum als in der romanischen Schweiz, besonders in Genf, und keines, das einen größeren Druck ausübt. Wie ich schon bemerkte, der Calvinismus durchdringt alle Verhältnisse. „Es ist doch sonderbar," sagten mir so manche Fremde, die hier einen längeren Aufenthalt nehmen wollten, in Familien oder Pensionen, „es ist doch sonderbar, daß die erste Frage, welche dem Ankömmling gestellt wird, die Religion betrifft. Was geht es denn diese Leute an, ob ich Calvinist, Lutheraner, Christ, Jude oder Heide bin, wenn ich als anständiger Mensch auftrete, der sich in Gesellschaft und bei Tisch zu führen weiß und seine Pension regelmäßig bezahlt? Was kümmert es sie, ob ich in die Messe oder zur Predigt gehe, und wenn Letzteres, ob ich diesen oder jenen Prediger höre, der meinen Gastgebern vielleicht nicht ganz genehm ist?" — Wo man auch hinblicken möge, überall macht sich die theologische Richtung breit, mischt sich in Alles, selbst die intimsten Privatverhältnisse und übt so diesen Druck aus, allseitig wie der Druck der Luft auf den Körper, gegen welchen die besseren Geister Widerstand zu leisten suchen, dem sie aber nicht zu entgehen vermögen.

Das geht bis in die Nüancen. Rossel citirt eine Stelle von Frau von Gasparin, worin sie bei Gelegenheit eines früher von ihr verfaßten Buches, das der Verleger neu auflegen wollte, sagt: „Dieses mein Buch entstammt einer Zeit, wo selbst diejenigen Geister, welche für unabhängig galten, unter dem Joche einer Coterie seufzten, die ohne Zweifel christlich, aber dennoch im höchsten Grade eng und tyrannisch war. Jeder sollte so sein, wie alle Welt."

Frau von Gasparin läßt diese Klage erschallen, sie, die doch eine der Auserwählten war! Gewiß eine vortreffliche Dame, mildthätig im höchsten Grade, ohne Ostentation, aber nicht minder glaubenseifrig und zur Proselytenmacherei geneigt. Sie hat manche Bücher geschrieben von himmlischen Horizonten, christlichen Ehen und dergleichen Dingen und scharfe Lanzen gebrochen gegen die Heilsarmee, die ihr nicht minder ein Greuel war, wie sie der Coterie, über deren Tyrannei sie klagt, ein Stein des Anstoßes war, bekehrungseifrig bis zum Exceß. Ich erhielt eines Tages, weiß nicht mehr bei welchem Anlasse, einen Brief von ihr, die mir gänzlich unbekannt war, worin sie sagte, sie höre eine Stimme aus dem feurigen Ofen (Une voix de la fournaise), welche ihr aufgebe, meine Rettung zum Heile zu versuchen.

Es giebt Ideen-Associationen, deren man nicht Herr ist. Ich hörte, als ich dieses las, deutlich die Melodie des Duettes, wenn ich nicht irre, aus dem Donauweibchen, in meinen Ohren summen:

Kasperle: Was macht denn die Höll'? Ist sie noch immer so heiß?
Teufel: Im heutigen Frühjahr gab's leiblich viel Eis!
Kasperle: Da muß ja ein barbarisches Feuer drin sein?
Teufel: Ich führ' jetzt die wohlfeilen Sparöfen ein!

Ich antwortete also der guten Dame, bis jetzt habe ich mich noch nicht in Gefahr gewußt, also auch kein Bedürfniß nach Rettung gespürt. Aber für den feurigen Ofen interessire ich mich sehr, und da es eigentlich meine Aufgabe als wohlbestallter Professor der Geologie an der Akadamie sei, denselben näher zu untersuchen, so würde sie mich sehr verbinden, wenn sie mir sagen wolle, an welchem Orte er aufgestellt und welches das Feuerungsmaterial sei, das man anwende, um ihn seit so langer Zeit in Brand zu erhalten?

Unsere Correspondenz wurde nicht weiter geführt. Ich war offenbar zu hart gesotten in der Sünde des Unglaubens, so daß die gute Dame nicht wagte, sich einige fromme Zähne an mir auszubeißen!

Aber wer setzt denn diese christliche, aber engherzige und tyrannische Coterie zusammen, über die sich Frau von Gasparin beklagte?

Vor allen Dingen besteht sie aus alten Jungfern, deren Typus von Töpffer in so ergötzlicher Weise unter dem Namen der Tante Sarah gezeichnet worden ist. Das ist meistens in fremden Landen ausgestanden als Gouvernanten, Lehrerinnen in höheren und niederen Stellungen. Reif und rigid zum Exceß schon durch den Beruf, haben diese Lehrerinnen nach der alten Schablone die Sprache gelehrt, Wörter auswendig lernen lassen, Sätze, Phrasen und unschuldige Gedichtlein so glatt als möglich ihren Schülern und Schülerinnen eingetrichtert, und was über diesen correcten Kreis hinausgeht, ist ihnen ein Greuel. Jede Originalität ist ihnen ein Gegenstand des Mißtrauens, wer nicht mit in ihr Horn bläst, ein Werkzeug des Satans, das die frommen Schafe auf die Wege der Abtrünnigen zu leiten versucht. Ah! Die Fallstricke des Bösen, welchen zu entrinnen sie in ihrer Jugend so viele Mühe hatten!

„Sie waren diesen Sommer in den Bergen, meine Liebe, in X.? Wie hat es Ihnen denn dort gefallen?" — „Danke, ganz gut, — eine himmlische Gegend, wie man sie sich nicht schöner träumen kann." — „Und das Unterkommen?" — „Oh! ganz gut. Es sind mehrere Hotels und Pensionen dort zu verschiedenen Preisen." — „Was Sie nicht sagen!" Das ist ja Alles wohl erst seit einigen Jahren entstanden?" — „Ja wohl! In das theuerste Hotel sind wir nicht gegangen — es ist von Engländern und Touristen besetzt. Wir hätten gern in der wohlfeileren Pension Unterkunft gefunden, aber es fand sich kein Platz mehr. Man sagte mir, daß im Laufe des Sommers etwa dreißig unserer Pastoren mit ihren Familien dort Aufenthalt genommen hätten!" — „Entzückend! Wie schade, daß Sie dort nicht unterkommen konnten. Sie hätten sich wunderbar erfrischt und gestärkt gefühlt in so würdiger Gesellschaft." — „Vielleicht wohl! Aber wir mußten wohl oder übel in eine dritte Pension gehen. Gemischte Gesellschaft und darunter auch der Herr Z., den Sie ja wohl kennen?" — Die Andere, abrückend, als fürchte sie eine Ansteckung: „Wie? Das Scheusal! (Cette horreur!) Wie müssen Sie gelitten haben!" — „Durch-

aus nicht, meine Liebe! Alle Welt hatte den alten, heiteren Herrn gern, der in der liebenswürdigsten Weise mit Jedermann sich unterhielt, über Alles Bescheid wußte und mit seinen Kindern und wohlerzogenen Enkeln so herzlich und wohlwollend verkehrte, daß Jedermann seine Freude daran hatte!" — „Fallstricke des Satans, meine Liebe! Hütet Euch, daß Ihr nicht in Versuchung fallet! Ich weiß gewiß, daß ich unmittelbar den Staub von meinen Füßen geschüttelt hätte und lieber in das Thal heruntergestiegen wäre, als auch nur eine Minute in solcher Gesellschaft ausgehalten hätte. Weiche von mir, Ausgeburt der Hölle!"

Das schapelt umher in der Stadt, trägt den Klatsch von Haus zu Haus, trippelt in alle Missionsversammlungen und Conventikel, in die Sitzungen gewisser Vereine und in öffentliche und mehr private Abendvorlesungen, wo man noch obendrein den Vortheil hat, Licht und Heizung zu sparen. Das bespricht, bemängelt und kritisirt Alles von dem Standpunkte der grammatikalischen Correctheit, der moralischen Unbeflecktheit und der frommen Verflachung. Das hat, sollte man meinen, durch Generationsfolgen gezüchtete Thränendrüsen, auf welche hergebrachte Phrasen und ein gewisser Tonfall der Stimme eine ebenso sichere Wirkung ausüben, wie auf das Parterre des Theaters der Porte Saint Martin der im Mißtone halb erstickte Ausruf: Oh! Ma mère! „Ein vielversprechender junger Mann, der keine Specialität hat, aber in allen Gebieten zu Hause ist, der die Natur vergeistigt, der Wissenschaft die Flügel der Poesie leiht und die Seelen der niedersten Lebewesen ebenso genau kennt, wie unsere Pastores diejenigen der Gläubigen. Ah, Cousine! In dessen Vorlesungen müssen Sie Ihre jungen Mädchen, Ihre Pensionärinnen führen! Sie können Alles hören, sage ich Ihnen, Alles!"

Hinter diesem Vortrabe eine Truppe, welche sich die Rolle der Zionwächter zugetheilt hat, die Triobrüder in den unzähligen Vereinen, in welchen das Seelenheil der Mitglieder gefördert und nebenbei auch irgend ein anderer Zweck verfolgt wird. Als ich in Bern studirte, nannte man sie, sehr bezeichnend, „Die Gottesträppeler"; ich weiß nicht, ob diese Bezeichnung noch jetzt dort angewendet wird. Es wimmelt von „anciens pasteurs", die nicht mehr in Amt und Würden stehen, aber ihre Muße dazu verwenden, sich in anderer Weise dem Dienste der Seelsorge der eingepferchten und nicht eingepferchten Schafe zu widmen. Sie führen die Stimmgabeln, welche die Dominante für den vielstimmigen Chorgesang des Vortrabes und des Gros des blindlings folgenden, ergebenen Heeres geben, sie schwingen die Tactstöcke, um das Tempo zu bezeichnen, in welchem, je nach den Umständen, schneller oder langsamer vorgegangen werden soll.

Ueber Allem dem aber schwebten, unantastbar in ihrer Weisheit, einige Wenige, die meist nur dunkle und dem Uneingeweihten kaum verständliche Sentenzen von sich geben, ähnlich wie in dem griechischen Alterthum die Orakel von Delphi oder Dodona. Vielleicht sind sie nur be-

sonders begnadete Pastoren, vielleicht repräsentiren sie aber auf höherer und darum nur selten erklommener Stufe

Der calvinistischen Orthodoxie
Speculatives Federvieh!

Kann es nun Wunder nehmen, wenn auf diese Weise, mit so reichlichen Hilfsmitteln, allmählich Stimmung gemacht und für die schwächeren Talente, die sich in jeder Art, schreibend, lehrend, vortragend an den Boden legen, um ein Aemtchen zu ergattern oder nur bemerkt zu werden, ein Stil herangebildet wird, der allen diesen Minderbegabten gemeinsam ist, in jeder Zeile das süßliche, väterliche Wohlwollen des Kanzelredners ausbreitet und zu den erwachsenen Lesern spricht, wie zu Knaben und Mädchen, die noch auf den Bänken des Gymnasiums und der höheren Töchterschule sitzen?

Schleim, Schleim, Schleim und kein Ende, mit verschiedenen Zugaben, aber immer Schleim! Schleim, versetzt mit dem Honig der echten Christenliebe, mit der Milch der frommen Denkungsart, wohl auch, aber nur in homöopathischer Dosis, mit dem gährenden Drachengifte des Abscheues vor der Sünde, fadenziehender Schleim zum Einfangen der Alltagsfliegen und der winzigen Nachtschwärmer, Vogelleim für Gimpel und vertrauensselige Grasmücken, austrocknender Schillerschleim für idyllische Wegschnecken, die gern eine Spur zurücklassen möchten, um den Nachfolgern den Weg zu zeigen, den sie von der Finsterniß zum Lichte, vom Laster zur Tugend auf feuchtem Moderboden gekrochen sind; blasenwerfender Hüllschleim für fromme Schaum-Cicaden, die geräuschlos den Saft aus dem grünsten Hälmchen saugen, aber immer Schleim!

Guter Rath aller Orten. Die Proselytenmacherei guckt aus dem Gesagten, wie aus dem Verschwiegenen hervor, das auch seine Sprache hat.

„Es giebt zwei Arten von Leichtigkeiten, die Sie erwerben müssen," sagt man einem Mann, der die Feriencurse besuchen will, welche an der Universität Genf unter der Leitung der litterarischen Facultät stattfinden und vorzugsweise von deutschen Lehrern und Lehrerinnen besucht werden, die sich in der französischen Sprache ausbilden wollen, „zwei Arten von Leichtigkeiten müssen Sie erwerben: Erstens die des Verständnisses, Ihr Ohr muß sich an die Töne der französischen Sprache gewöhnen und sich mit der Schnelligkeit der Umgangssprache Derjenigen vertraut machen, welche diese Sprache von Kindsbeinen auf sprechen. Gehen Sie also in die Sitzungen unserer berathenden Körper, in die Sitzungen des Großen Rathes, des Stadtrathes und der Gerichte; Sie werden finden, daß das, was dort gesprochen wird, schwieriger aufzufassen ist als der Vortrag eines Professors; es ist mithin eine sehr nützliche Uebung, um Ihr Ohr zu bilden. Fehlen Sie übrigens bei keiner öffentlichen Sitzung, gehen Sie jeden Sonntag zur Predigt."

In Sitzungen debattirender Körper, in Vorträgen und Predigten, wo

stets nur Einer spricht in mehr oder minder wohlgesetzter oder auswendig gelernter Rede, soll man also, diesem Schriftstücke zu Folge, Uebung in der Unterhaltungssprache gewinnen, die doch wesentlich auf Wechselrede, auf kurzen Sätzen und Antworten wenigstens von zwei Sprechenden beruht! Ich habe immer geglaubt, daß das Theater und besonders die französische Komödie die beste Schule sei, um sich in der Conversationssprache zu bilden und jene prickelnde Leichtigkeit zu erwerben, welche der Unterhaltung Leben und Reiz verleiht; aber wie könnte man von hoher litterarischer Autorität her jene Quelle der Frivolität empfehlen, die man Komödie, Vaudeville, kurz Theater nennt! Pfui!

Also, verehrtester Herr Schulrath, Rector oder was sie sonst draußen in Deutschland sein mögen, benutzen Sie die Tagesstunden, folgen Sie den Debatten über einen Weg, den Sie nicht kennen, über eine Hecke, die gegen das Reglement verstößt, über die Pflasterung einer Straße, in welche Sie nie kommen werden; hören Sie die Plaidoirieen eines Rechtsverdrehers, und statt den Sonntag zu Excursionen in die schöne Umgegend zu benutzen, was um so angezeigter wäre, als die Feriencurse gerade in die dazu geeignetste Zeit, Juli und August, fallen, setzen Sie sich in eine muffige Kirche und üben Sie Ihre Ohren, während Sie gleichzeitig Ihr Seelenheil besorgen! Aber Abends, wo alle diese angerathenen Ohr-Uebungen nicht stattfinden, gehen Sie ja nicht in ein Theater, einen Cursaal, ein Casino, ein Restaurant oder ein Café, wo Leute ungenirt sich unterhalten in der landläufigen, nicht immer ganz correcten Sprache und zuweilen sehr wenig auserlesene Gesellschaft sich findet; wir erwähnen diese Orte des Verderbnisses nicht, sie existiren nicht für Sie! Hütet Euch, fromme Lämmlein, daß Ihr nicht in Versuchung fallet!

Setzen Sie sich in Ihr Zimmerlein und lesen Sie Genferische Schriftsteller. „Baedeker sagt, es genüge ein Tag, um die Merkwürdigkeiten unserer Stadt zu besichtigen; es braucht mehr als vierundzwanzig Stunden, um unseren Nationalgeist aufzufassen und zu begreifen; Sie werden sich am besten durch das Lesen unserer Schriftsteller damit vertraut machen können."

Welche Schriftsteller werden nun empfohlen, um sich im Jahre des Heils 1894 mit dem Volksgeiste vertraut zu machen? Jean Jacques Rousseau, der vor mehr als einem Jahrhundert das Zeitliche gesegnet hat und dessen Bücher die Genfer Behörde durch Henkershand verbrennen ließ, während er in's Exil getrieben ward; Töpffer, der einzige wahre Humorist der französischen Schweiz, der seinen Humor sicherlich seinem deutschen Ursprunge verdankt, dessen Satyre und Caricaturen großentheils den „Fliegenden Blättern" entsprechen und der nebenbei freilich auf diesen deutschen Stamm einen unerträglichen Conservatismus aufgepfropft hat, der ihn alles Moderne, sogar jeden wirklichen Fortschritt in schiefem Lichte ansehen ließ. Ich habe ihn persönlich recht gut gekannt, obgleich er schon im

Jahre 1847 verstarb; wir waren einige Tage mit ihm und seinen Zöglingen, denn er war Pensionsvorsteher, auf der Grimsel eingeschneit, wovon er in seinen Voyages en Zig-zag berichtet hat, und er besuchte uns in Neuschâtel. Er hatte einen wahren Ingrimm gegen jede Neuerung; Dampfschiffe und Eisenbahnen waren ihm in der Seele verhaßt, und fast möchte ich glauben, daß die Revolution, welche im Jahre 1846 James Fazy an die Spitze stellte und das bisherige aristokratische Regiment stürzte, ihm das Herz abgestoßen hat. Gerade diese Revolution hat aber ebenso, wie die Einverleibung katholischer Gebietstheile, in dem Jahre 1815, den Volksgeist Genfs bis in seine Tiefen aufgewühlt, umgestaltet und ihm neue Wege gewiesen, und nun soll der Ankömmling in diesem Autor den heutigen Volksgeist kennen lernen.

Der dritte Empfohlene ist Victor Cherbuliez. Er lebt noch glücklicher Weise, aber in Paris als Mitglied der französischen Akademie. Wenn aber seine Schriften nicht durch Henkershand verbrannt wurden, so hat man nicht minder ihm das Leben in Genf unmöglich gemacht, ihn zurückgesetzt mit Achselzucken, wenn er eine seinen Kenntnissen entsprechende Stellung im Lehrfache beanspruchte, und ihn wegen derselben Romane, die heute zum Studium des Genferischen Geistes empfohlen werden, in der empörendsten Weise heruntergehunzt, geschmäht und verleumdet! Rief ihm nicht ein giftiger Pfaffe unter dem allgemeinen Applaus der „gutdenkenden Gesellschaft" zu: „Ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt!" Wer war der Vertreter des Genferischen Nationalgeistes, der ausgemaßregelte Cherbuliez oder der Pfaffe?

Endlich wird das „Journal intime" von Amiel empfohlen, der 1881 starb, also noch in unsere Zeit hineinragt. Ich habe fast dreißig Jahre mit diesem Menschen als College an der Akademie und der Universität zugebracht und will mich hängen lassen, wenn ich jemals einen abstruseren Wirrkopf, einen vor geistigem Hochmuth dem Platzen näheren Gecken kennen gelernt habe. Unfähig, irgend eine Realität objectiv zu betrachten und zu begreifen, wußte er bei jeder Frage, die auftauchte, die unpassendste und blödsinnigste Lösung herauszutüfteln, die er mit Hegel'schen Kategorien verbrämte und mit ebensolchen haarsträubenden Definitionen ausstaffirte, wie er sie in seinen Vorlesungen über Philosophie zum Besten gab. Dieser Definitionen hatte mein Sohn, der seine Vorlesungen zu hören gezwungen war, ein ganzes Heft voll. „Die Geschichte ist der farben- und formenreiche Teppich, welchen die Gottheit in den leeren Stramin der Zeit mit unzerstörbaren Fäden einstickt." — „Der Kosmos, die Welt, diese Frucht der göttlichen Gebärmutter, welche mit dieser noch durch eine, um sich selbst gewundene Nabelschnur in Ewigkeit zusammenhängt." Solches und ähnliches Zeug mußten die armen Jungen lernen, um die Prüfungen zu bestehen, welche sie durch das Baccalaureat an die Schwelle des medicinischen Studiums führten!

Wir standen auf gutem Fuße, und ich habe niemals einen Zwiespalt mit Amiel zu bestehen gehabt. Das besorgte unser College F. J. Pictet-de la Rive, ein echter Genfer, Abkömmling jenes wunderbaren Bruchtheiles der conservativen, aber nur wenig glaubenseifrigen Partei, welche die de Saussure, de la Rive, de Marignac, de Candolle, Pictet, Plantamour und so viele Andere hervorgehen ließ, die den Ruhm Genfs in der Neuzeit vertreten, scharfe Beobachter, riesige Arbeiter, pflichttreue Lehrer, meist Millionäre, die sich aber auch Opfer aufzulegen verstanden, wenn es galt, die Wissenschaft zu fördern. Für Pictet, der zugleich eine lebensfrohe, expansive Natur war, der an allen Manifestationen des körperlichen Lebens Interesse hatte, in dem Schützenhause ebenso seinen Mann stand, wie in den gesetzgebenden Räthen des Cantons und der Eidgenossenschaft, und der, obgleich Conservativer, doch dem Fazy'schen Regimente sich angeschlossen hatte, soweit er dessen Tendenzen mit denjenigen des Volkes in Uebereinstimmung fand, für Pictet, sage ich, war Amiel mit seinem, aus Hegel'schen Drähten zusammengedrehten geistigen Corsett und seiner mystischen Nebelkappe auf dem in Kategorien zerfallenden Querkopfe ebenso ein Greuel, wie der damalige „Papst" Pfarrer Munier, der hebräisch lehrte, weil er es nicht verstand, aber nichtsdestoweniger es niemals lernte, der dagegen seinen Clerus nicht minder links und rechts einschwenken ließ, wie Bischof Dupanloup den seinen. Wenn Amiel oder Munier sich erhoben, konnte man sicher sein, daß Pictet Fänge und Schnabel wetzte und daß, wenn er einsetzte, die Federn flogen, wie Spreu vor dem Winde!

Der gerupfte und zerbröckelte Philosoph ging dann nach Hause, wo er jede, auch die kleinste und geringfügigste Discussion, über Lappalien und Armseligkeiten, an welchen er theilgenommen hatte, mit Rede und Gegenrede ausarbeitete. War er ja doch der Meinung, daß auch der leiseste, von ihm ausgehende Wind dazu beitrage, die Segel des Schiffes der Civilisation auf dem uferlosen Meere nicht zum Begriffe gelangter Gewalten zu schwellen! Nach seinem Tode wurden über 800 eng beschriebene Quartseiten solcher Protokolle gefunden, die man verbramte, was unbeschadet der romanischen Litteratur auch mit dem „Journal intime" hätte geschehen können.

An bestimmten Tagen geistreichte Amiel mit einigen blutlosen Weibsbildern über bestimmte Thesen, die in der vorigen Zusammenkunft aufgegeben waren, und versenkte sich dann, wie Caliban so witzig sagt, als europäischer Fakir in die Beschauung seines eigenen Nabels; die mystisch-philosophischen Nebel, die ihm von diesem Betrachtungspunkt aus aufstiegen, wurden dem „Journal intime" anvertraut.

Gehe ich zu weit? Selbst Rossel, der doch mit wahrer Leidenschaft Alles aufsucht, was etwa Günstiges über die romanischen Schriftsteller gesagt werden könnte, faßt sein Urtheil in folgenden Worten zusammen: „Wir dringen hier in das schmerzliche Geheimniß einer Seele ein, die sich

in der unfruchtbaren Betrachtung des eigenen „Ichs“ verloren hat, eines Geistes, der sich in den nichtigsten Spitzfindigkeiten und den mühseligen Abstractionen einer auf die Wolken gebauten Metaphysik verirrt hat. Amiel verlor sich selbst, indem er sich suchte. Mit Ausnahme von etwa zwanzig Seiten einer zarten, intimen Psychologie und etwa eines halben Dutzends für die Nachwelt ausgemeißelter, litterarischer Portraits ist das Journal nur ein schwerfälliges, dunkles und unnützes Gewäsche eines übelgelaunten Pedanten.“

Mag aber der litterarische oder philosophische Werth des Amiel'schen Werkes sein, welcher er wolle, so kann man denn doch zuversichtlich behaupten, daß eine gewisse verbohrte Dreistigkeit dazu gehört, Fremden, welche die „Seele des Landes, den Volksgeist begreifen und erfassen sollen“, das Werk eines ganz in sich und nur mit sich lebenden Menschen zu empfehlen, der mit diesem Volke nur die Geburtsstätte, sonst aber Nichts gemein hatte und der ebensogut in Buxtehude als in Genf sein Ich-Werk hätte abhaspeln können.

Die eben bezeichnete Coterie möchte, besonders noch unter dem Einflusse der gegenwärtigen Zeitströmung, welche überall das mit trübem, chauvinistischem Bodensatze geschwängerte Oel der frommen Mystik in die Höhe treibt, Alles ausmerzen, was nur irgend nach der Seite ausschlagen und auswachsen könnte. Rossel meint, freilich nur von den Dichtern der Neuzeit, sie seien einfach Dichter, die aber die alten Eigenschaften der Ehrbarkeit in der Inspiration und die vollkommene Anständigkeit im litterarischen Ausdrucke bewahrt hätten; sie zeigten kaum einen leichten localen Erdgeschmack, schwömmen fröhlich in dem großen Strome. Die Reform habe ihnen den Ernst und die Zurückhaltung gegeben; sie trügen noch den protestantischen Stempel, hätten aber die im Grunde des Calvinismus wurzelnde Verachtung der Kunst in der Litteratur und des Schönen in der Kunst abgeschüttelt. Vielleicht wohl, aber um den Preis der Vernachlässigung von Seiten der herrschenden Coterie der flachen Mittelmäßigen, die nur nach dem Ruhme der grammatikalischen Correctheit, und fast möchte ich sagen, der läppischen Naivetät des Stiles geizen.

Ein heutiger Kritiker soll einen Artikel nicht mehr mit den Worten beginnen dürfen, wie Sainte Beuve den seinen über Töpffer: Töpffer ist Genfer, aber er schreibt französisch!

Nein! das Gegentheil ist wahr geworden: die Franzosen, behauptet man, müssen bei den Schriftstellern der romanischen Schweiz in die Schule gehen, um sich von ihren Excentricitäten, ihrem oft schlotterigen Stile zu befreien und dort ein correctes, fehlerloses Französisch zu lernen. Hier können nicht mehr solche Kämpfe entstehen, wie sie Georges Sand mit dem Factor (Prote) der Druckerei der „Revue des deux Mondes“ auszufechten hatte, dem neben andern Obliegenheiten auch die Pflicht auferlegt war, wie ein Cerberus darüber zu wachen, daß nicht über die von dem Wörterbuche der Akademie gespannte Schnur hinüber gehauen werde! Ja, wenn man

auf den Grund geht, so wird, je nachdem man dem einen oder andern Canton angehört, nur in Neufchâtel, Waadt oder Genf reines und tadelloses Französisch gesprochen und geschrieben!

Anschauungen dieser und ähnlicher Art wurzeln sich wunderbar fest ein. In Genf z. B. herrscht allgemein die Ansicht, daß in Sachsen, wo die Luther'sche Bibelübersetzung entstand, das reinste Deutsch gesprochen werde! Was würde aus den Mengen von Leuten werden, welche nur auf Grund ihrer Sprache alljährlich nach allen Richtungen ausflattern, um ihre Lebsucht im Auslande zu verdienen, wenn sie nicht von Kindsbeinen an das reinste und correcteste Französisch sprächen und somit lehrten, welches überhaupt auf der Welt zu finden ist? Paris? Jargon! Corruption! Gehen Sie nicht, edler und Geld verzehrender Fremdling, nach Paris oder in irgend eine andere französische Stadt, um dort die Sprache zu lernen, kommen Sie zu uns! Und Sie dort draußen, die Sie eine Bonne für die Kinder, einen Gouverneur oder einen sonstigen französisch redenden Bediensteten suchen, seien Sie vorsichtig! Nur bei uns, in unseren Cantonen wächst das reine unverdorbene Holz, aus welchen man solche Leute schnitzt!





Zur Naturgeschichte des Pöbels.

Von

Fr. Rubinstein.

— Berlin. —

Fürchte Nichts, lieber Leser! Deiner wartet beim Weiterlesen keine naturalistische Schilderung elender Menschen, in Lumpen gekleidet, keine engen Winkelgäßchen von Hamburg, in denen der asiatische Gast, die Cholera, sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, kein Ostende von London, mit armen, sprachenunkundigen Opfern des „sweating-sytsem" angefüllt, kein Chinesenviertel von Canton voll wimmelnder Menschen, Opium und Laster, keine sicilischen Schwefelgruben mit halbwüchsigen Kindern, die, durch übermäßige Arbeit vorzeitig erschöpft, in ihren Gesichtszügen kaum noch den Adel der Species erkennen lassen, von der sie abstammen. Nichts von alledem. Vielmehr wirst Du Dich oft in eleganten Salons zwischen vollendeten „Ladies and Gentlemen" bewegen, in Ministerhôtels eintreten, Sitzungen aller vier Facultäten beiwohnen, Hummern zu essen, Champagner zu trinken bekommen. Du kannst also den „Mufti"-Anzug zu Hause lassen, fürchte Nichts für den Glanz Deines Gehrocks! Aber wappne Deine Seele mit Zartheit und Feinheit, Dein Herz mit Muth und Standhaftigkeit, Deinen Willen mit unerschütterlicher Energie, damit Du bei der Rückkehr aus den Quartieren des Pöbels um so eifriger für das Edle, Gerechte, Gute und ach! so Seltene eintrittst, die Berührung des Niedrigen und Schlechten um so peinlicher empfindest, um so sicherer erkennest und zurückweisest. —

Die Großen und Edlen sind so oft Gegenstand biographischer Schilderung gewesen, ihre Denk- und Handlungsweise ist uns so vertraut, wenigstens theoretisch, daß es sich verlohnt, auch einmal psychologisch den modernen

Weg vom Vorderhaus in's Hinterhaus zu machen, das geistige und sittliche Hinterhaus, und die Denkweise derjenigen Menschen zu betrachten, die zum Pöbel gehören.

Pöbel! Ein böses und gehässiges Wort! Die Sprache hat keine gute Meinung vom Pöbel. Sein Thun und Treiben ist niedrig und gemein. Pöbelgesinnung, vornehmer Pöbel, pöbelhaft — diese Ausdrücke beweisen, daß man den niedrigsten Standpunkt meint, wenn man Jemanden zum Pöbel rechnet, nur dem Mephisto ist der Pöbel „süß". Er weiß auch, warum.

Wer gehört zum Pöbel? Wir haben zum Schluß noch einmal Gelegenheit, diese Frage sehr eigenthümlich zu beantworten. Pöbel leitet sich zunächst ab von „populus", bezeichnet das „Volk", den großen, armen, namenlosen Haufen im Gegensatz zu den Aristokraten, den vornehmen, reichen und berühmten Leuten. Der übermüthige Reiche wird jeden Armen zum Pöbel rechnen, aber da ursprünglich in jeder Gesellschaft, die nicht ausschließlich die rohe Kraft bevorzugte, wie in kriegerischen Staaten, die ersten und vornehmsten Klassen zugleich auch die wahre Aristokratie des Geistes, der Gesinnung und des Charakters vorstellten, gleichgiltig, wie sie später degenerirten, oder diese Klassen doch immer über einzelne wirklich adlige Individuen verfügten, so drückt der Begriff des Pöbels heute weit mehr eine sittliche und intellectuelle als eine materielle und sociale Niedrigkeit aus. Ja, wir begegnen heute, wie zur Zeit der alttestamentarischen Propheten und der ersten Christen, in einem Theil der politischen Presse und vielfach in der Roman- und Bühnenlitteratur dem bezeichnenden Zuge, den Reichen und Vornehmen alle Verworfenheit, Charakterlosigkeit und Verderbtheit zuzuschreiben, den armen Arbeiter, Handwerker oder die Frau aus dem Volke dagegen zu einem Muster aller Tugenden zu machen, worin verborgen liegt, daß nach den Gesetzen der Natur eigentlich diese und nicht die verderbten Reichen berufen seien, den Staat zu regieren.

Also hinab zu unserm geistigen Pöbel! Er thut uns zunächst Nichts, denn er ist feige. Freilich erkennt er im Grunde seines Denkens Niemanden über sich an, weil er Niemanden unter sich hat. Die Fähigkeit, sich im Interesse eines Ganzen Führern unterzuordnen, fehlt ihm, einmal aus dem eben bezeichneten Grunde und sodann, weil sein Gehirn, wie wir später noch genauer analysiren werden, abstracta (Begriff des Ganzen!) nicht zu fassen vermag. Also mag sich der edle Führer vorsehen, der mit Aufopferung von Zeit, Mühe, Genie und Kraft im trotzenden Kampfe gegen eine blöde und feindliche Welt sein Stück durchgesetzt hat. Jeder Troßknecht in seinem Heer glaubt jetzt, er hätte ebenso gut siegen können, und bald wird es heißen wie im Liede:

> Der Knecht hat erschlagen den edlen Herrn;
> Der Knecht wär' selber ein Ritter gern!

Der Pöbel ist außer Stande, höhere geistige Begabung zu erkennen. Er hält immer und überall seinen Verstand dem der Besten gleich. Jeder

Matrose auf Columbus' Schiffen hat gewiß geglaubt, daß er Amerika entdeckt habe, wie jeder Commis in einem beliebigen Welthause überzeugt ist, daß das Geschäft wesentlich auf seinen Schultern ruht. Wenn Bebel in seinem Buch über die Frau meint, es käme lediglich auf den Unterricht an, damit die Söhne von Arbeitern ohne Unterschied ebensogut Professoren, Aerzte, Minister ꝛc. werden könnten, so hat er damit eine rechte Pöbelmeinung geäußert. Ich weiß sehr wohl, daß sehr viele Söhne höchst gelehrter Väter ihren späteren „höheren" Beruf nur sehr mangelhaft erfüllt haben, ebenso, daß umgekehrt vortreffliche Künstler, Gelehrte, Professoren aus dem Arbeiterstande hervorgegangen sind, das ändert aber an der Beurtheilung von Bebels Ansicht Nichts.

Diese Anschauung hat die sogenannte Gleichheit aller Menschen zur Voraussetzung. Damit war aber zunächst*) nur gemeint, Gleichheit vor dem Gesetz. Die geistige Ungleichheit der Menschen ist so offenkundig, daß man sich wundern muß, hierfür noch Beweise nöthig zu haben. Freilich schwingen sich nur geniale Personen zur praktischen Anerkennung der verschiedenen Individualitäten, die in sich vollendet sind, auf. Der Pöbel hat bei Jedem, der anders denkt als er, den stillen Verdacht, daß er verrückt sei.

Für den Pöbel ist jeder Mensch gleichwerthig, d. h. gleichartig schlecht. Er ist für ihn nur der Träger seiner äußeren Anhängsel an Stellung, Macht Reichthum, Titeln, etwa wie ein Haubenstock ein Modell trägt. Verliert er diese „Qualitäten," so hat der Pöbel für diesen Menschen kein Interesse mehr. Der Mensch an sich, gleichgiltig ob Mann oder Frau, gilt Nichts. Darum hat das Streben nach sittlicher Hebung und Vollendung der Persönlichkeit, die Verfolgung eines menschlichen Ideals in den Augen des Pöbels keinen Werth, da er als Motive nur den Egoismus, Interesse und Furcht anerkennt. Allgemeine Interessen, Solidarität, Familie, Gemeinde, Staat, Gesellschaft, Menschheit sind für den Pöbel Worte ohne Inhalt, daher er, wenn ein echter und ganzer Mann diese Worte gebraucht, leicht sagt, daß er Phrasen macht. Das Wort: „Plus on lui ôte plus il est grand" ist für den Pöbel unverständlich: Was sollte wohl am Menschen bleiben, wenn man ihm Vermögen, Rang, Stellung wegnimmt? Darum begegnet die Hervorhebung eines nicht grob-egoistischen Motivs, als da sind: Mitleid, Liebe, Allgemeininteresse, Selbstlosigkeit bei dem Pöbel in Massen, aber auch bei Jedem einzeln nur einem ungläubigen Lächeln. Ist aber das bessere Motiv gar nicht wegzuleugnen, durch keine Sophistik aus der Welt zu schaffen, so erntet der Edle, der es hegte, nur den Haß des Pöbelmenschen, weil er ihn seine Niedrigkeit empfinden läßt.

Aus der eben dargelegten Pöbelansicht über den Werth des Menschen folgt auch ganz logisch, daß er den gestürzten Mächtigen und Reichen verläßt. Der „ist" ja Nichts mehr, d. h. in seinem Sinne „hat" Nichts mehr.

---

*) Zur Zeit der französischen Revolution.

Ein köstliches Beispiel dieser Denkart hat uns Schiller in „Wallensteins Tod" gegeben. Als Buttler dem Hauptmann Deveroux mittheilt, Wallenstein sei vom Kaiser entsetzt, seiner Würden entkleidet, könne seinen Leuten nichts mehr nützen, da äußerte er in naiver Ueberzeugung:

„Ja, Macdonald, da muß man ihn verlassen."

Eine der durchgängigen Pöbeleigenschaften ist auch der Heerdentrieb, der Massenmuth, die Unfähigkeit, mit seiner Ansicht oder Stellungnahme allein zu stehen. Die Masse bedarf eines Führers, der für sie denkt, für sie Schlagworte erfindet, für sie den Anfang und den Schluß macht, aus dem einfachen Grunde, weil dies dem Pöbelmenschen schlankweg physiologisch unmöglich ist. Man könnte ihm Millionen anbieten, wenn er allein mit einem Dutzend Gegner disputiren wollte, er brächte es nicht fertig. „Auch wenn Du den Thoren im Mörser stößest," sagt ein orientalischer Spruch, „er läßt doch nicht von seiner Thorheit." Darum hat Ibsens Dr. Stockmann im „Volksfeind" ganz Recht, zu sagen: „Der mächtigste Mann ist der, der allein steht."

Du glaubst vielleicht, lieber Leser, ich wollte mein Herz erleichtern, dadurch, daß ich hier das oft gehörte Lied über die Dummheit und Schlechtigkeit der Menge wiederhole. Du irrst. Ich bin gerechter, als Du denkst. Ich will zeigen, daß, wie der Geier berufen ist, auf Lämmer zu stoßen, der Tiger Vieh und Menschen zerreißen, der Seidenwurm spinnen muß, so der niedrig organisirte Mensch gar nicht anders handeln kann, als er handelt vermöge der schlechten Construction und geringen Uebung seines Denkorgans. Alles verstehen heißt Alles verzeihen. Ich fälle nur Qualitätsurtheile, aber keine moralischen.

Warum kann denn nun der Pöbel gut und schlecht, schön und häßlich, klug und dumm, Phrase und Ueberzeugung nicht unterscheiden? Antwort: Weil er keine Begriffe zu bilden vermag.

Das geht so zu. Das menschliche Denken ist dreifach geschichtet. Zu unterst liegen die Organvorstellungen, die Repräsentation der Körperorgane im Gehirn. Die Organe senden Berichte über ihren Zustand an das Centralorgan und erzeugen dort das, was man Stimmung nennt, so daß, wenn Herz, Lunge, Darm, Leber gut arbeiten, die Stimmung eine gute ist, wie etwa New-York einen guten Markt hat, wenn London, Paris, Berlin günstige Berichte senden. Angst, Todesangst ist daher immer ein Zeichen gefährlicher Störung in der Function eines lebenswichtigen Organs, meistens des Herzens oder der Lunge. Den Organvorstellungen übergeordnet sind die Sinnesvorstellungen, die Nachrichten, welche wir mittelst der Sinne von der Außenwelt erhalten. Die Organvorstellungen gelangen für gewöhnlich nicht zum Bewußtsein, die Organthätigkeit erfolgt in der Gesundheit, ohne daß wir Etwas davon merken. Dagegen gelangt eine krankhafte Thätigkeit der Organe als localisirbarer Schmerz zum Bewußtsein. Die Sinnesthätigkeit ist meistens eine bewußte, resp. erfolgt in Ver-

bindung mit dem Bewußtsein. Hören heißt immer „Bewußtes“ hören, Sehen immer „Bewußtes“ sehen. Unter Bewußtsein verstehe ich nur einen Zustand der Verbindung gewisser Gehirnpartieen mit anderen. Daß die Vorgänge der Sinneswahrnehmung zunächst auch unbewußt erfolgen können, und wenn das Bewußtsein anderweitig engagirt ist, erst später in dasselbe eintreten, ist erst neuerdings erkannt worden. Wir gehen z. B. in Gedanken verloren auf der Straße an einem Freunde vorüber, aber erst nachdem er lange passirt ist, kommt es uns zum Bewußtsein, daß wir ihn gesehen haben. Wir hören die Uhr im Zimmer schlagen, bemerken es aber, anderweitig beschäftigt, zunächst nicht, erst später fällt es uns ein, d. h. die Vorstellung war zuerst unbewußt.

Diesen Vorstellungen übergeordnet sind die rein abstracten Begriffsvorstellungen oder Begriffe. Wir theilen sie uns durch Worte mit. Die Fähigkeit, Begriffe zu bilden, ist der Hauptvorzug des Menschen vor dem Thiere, nicht, wie man immer hört, die Fähigkeit der articulirten Sprache, denn diese hängt erst von jener ab. Die Begriffe bilden eine Art Stenographie des Denkens, sie erleichtern den Denkproceß, weil sie die übrigen Vorstellungen enthalten. Wir können sie uns etwa vorstellen, wie das Vermittelungsamt einer Telephon-Anstalt, welches die Verbindung der einzelnen Theilnehmer besorgt. Die untergeordneten Vorstellungen (Organ-, Sinnesvorstellungen) sind die einzelnen Theilnehmer.

Die Begriffe bilden das eigentlich Menschliche, auch das Metaphysische, weil sie hinter der sonstigen Natur, d. h. hinter den Bildern der äußeren Objecte im menschlichen Gehirn liegen. Begriff und Ideal sind identisch. Ein Begriffsmensch ist auch ein idealer Mensch. Der Glaube beruht ebenfalls auf Begriffen, auch der religiöse. Da also die Begriffe das am meisten Subjective sind, was der Mensch hat, so kann es uns vom Standpunkt des Psychologen gar nicht Wunder nehmen, daß sich Menschen für ihren Glauben haben todtschlagen lassen. Unser eigentliches „Ich“, d. h. dasjenige, was uns von allen anderen Wesen unterscheidet, sind unsere selbsterworbenen Begriffe, darum ist ohne Weiteres klar, daß die Individualität erst mit der Begriffsbildung beginnt. Wer meinen Glauben todtschlagen will, der schlägt mich selber todt, es macht also nicht viel dazu, wenn er mir zum geistigen Tod auch den physischen giebt.

Die Fähigkeit der Begriffsbildung scheint bei den meisten Menschen sich nur auf Vorstellungen von ihrer eigenen Person zu erstrecken. Sie bilden nur den „Ichbegriff“ und sonst keinen. Aber selbst diese Annahme geht vielleicht zu weit, da wir sehen, daß bei den meisten auch der Vorstellungsinhalt ihrer Person etwas höchst Wechselndes, von außen zu Bestimmendes ist. Kinder reden von sich selbst in der dritten Person, ehe sie „Ich“ sagen lernen. Ich suche das Genie in der leichten Fähigkeit, Begriffe zu bilden und begrifflich zu denken. Nur Genies sind überhaupt Individuen, die Anderen sind keine. Die Genies sind gleichsam das Gehirn für die Anderen.

Zur Anerkennung unserer Mitmenschen als Brüder gehört auch, daß sie als Begriffe in unserem Denken vorhanden sind, nicht blos als Sinnesvorstellung, da sie sonst mit physiologischer Nothwendigkeit unter den „Ichbegriff" fallen, d. h. zu Theilen des „Ich" herabgewürdigt werden. Darauf hat schon Kant hingewiesen. Man sieht, wie der Mensch denkt, so handelt er auch und zwar mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit, die ihm aber verborgen bleibt.

Es scheint, als ob die Häufigkeit und Intensität, mit der wir uns geistig mit Objecten oder Personen beschäftigen, dazu beiträgt, diese in unserem Denken zur Region der Begriffe zu erheben, darum ist es wahr, daß man Liebe und Zuneigung üben muß, um ihrer theilhaftig zu sein, und es leuchtet uns ein, warum die Mutterliebe das größte und stärkste von allen sympathischen Gefühlen ist, weil eine längere und intensivere Vertretung gar nicht möglich ist, als das Kind sie im Gehirn der Mutter findet.

Zur Unterscheidung gehören nach dem Obigen Begriffe. Wer diese nicht bilden kann, kann nicht urtheilen. Begriffe sind, wie preußische Eisenbahnfahrkarten, „nicht übertragbar", wohl aber ihre Symbole, die Worte. Darum machen kurze Schlagworte so viel Glück bei dem Pöbel, weil sie ihn in die Täuschung versetzen, als wären es von ihm erarbeitete Begriffe. Diese Worte bleiben aber für ihn inhaltslos, weil die individuellen Vorstellungen, aus denen der Begriff gewonnen wurde, nicht mit übertragen werden können. Goethe hat dies Verhältniß in der Schülerscene im Faust meisterhaft gekennzeichnet. Wir begreifen nun auch, warum das Genie für die von ihm gefundenen Begriffe die Zähigkeit der Gläubigen besitzt und ihre Wahrheit gegen die ganze Welt aufrecht erhält, wenn es sein muß, wie Galilei mit seinem Ausruf: „Und sie bewegt sich doch!" Wir begreifen jetzt auch, warum er mit Hilfe seiner Denkstenographie so rasch arbeitet, so viele Geschäfte erledigt. Das Denken des Pöbels bleibt dagegen immer ein Torso. Die neuen Vorstellungen messen wir an den Begriffen, die wir bereits haben. Das nennen wir urtheilen. Wer aber keine Begriffe hat, kann diese geistige Leistung nicht zu Stande bringen. Der Pöbel ist also genöthigt, seine Urtheile von außen zu beziehen. Die Bezugsquelle sind die Autoritäten.

Der Pöbel kennt berühmte Leute, aber nur an den Titeln und Orden, die sie haben; worauf ihr Ruf und Ruhm sich gründet, wird er niemals im Stande sein, zu sagen. Fehlen diese äußeren Werthzeichen des Ruhms, wie das ja wohl zu Zeiten und recht häufig geschieht, so imponirt der Mann dem Pöbel herzlich wenig. Dann ist sein Urtheil dasjenige von Lessings Waschfrau: „Er hatte Nichts; er wußte Nichts, und er taugte Nichts." Wenn Goethe kein Standbild hätte, nicht Hofrath gewesen wäre und nicht in den Schulen als „Klassiker" aufgezählt würde — der Pöbel wüßte nicht einmal mehr seinen Namen.

Der mächtigste Instinct des Pöbels ist, wie wir gesehen haben, der

Heerdeninstinct; er beruht auf dem richtigen Gefühl der eigenen Minderwerthigkeit und führt zur Unterordnung unter gewisse Personen, die nur die nöthige Dreistigkeit und Hartnäckigkeit im Vertreten einer Meinung zu haben brauchen, um der Menge als zur Führerschaft qualificirt zu erscheinen, da diese immer den Schein für das Wesen, stupide Hartnäckigkeit für Festigkeit, jeder Belehrung unzugänglichen kindischen Trotz für Charakterstärke nimmt. Die Führer des Pöbels sind daher gewöhnlich ganz wunderbare Exemplare, deren durchgängiger Grundzug eine eiserne Stirn und eine unerschütterliche Sicherheit im Behaupten und Leugnen ist. Ihr Betriebsfonds ist die Kenntniß der Thatsache, daß sich diesen Eigenschaften die Masse auf lange Zeit hinaus blind fügt. Darum ist es eine der schwierigsten Aufgaben für einsichtige Leute, den Pöbel von der Minderwerthigkeit seiner Führer zu überzeugen.

Irgend ein heruntergekommener Redacteur oder declassirter Gebildeter führt auf diese Weise oft Jahre lang die biederen Bürger in communalen und politischen Angelegenheiten am Narrenseil. Marionetten sind die Menschen immer, die Kunst der Führer besteht darin, den Draht nicht sichtbar werden zu lassen!

Der Pöbel glaubt an Glück und Zufall, weil ihm die Causalität, der Zusammenhang von Ursache und Wirkung nicht erkennbar ist. Seine Causalität bewegt sich auf der Linie der Zeit; wenn Etwas nachher geschieht, ist es durch das zeitlich Vorhergehende unfehlbar veranlaßt. Wenn der Kranke ein reines Hemd angezogen hat, kurz ehe er starb, so ist das nach Ansicht seiner Angehörigen die Todesursache. Vorgänge, die einander parallel laufen, bringt der Pöbel häufig in das Verhältniß von Ursache und Wirkung.

Ebenso verständlich ist uns, daß die Tüchtigen und Erfolgreichen das Glück verwerfen und Alles ihrem Verdienst zuschreiben. Darüber wird keine Einigkeit zu erzielen sein, weil es auch die Eigenliebe des im Dunkel, arm und unbekannt Gebliebenen kränkt, daß die Ursache seines Mißerfolges in ihm liegen soll. Die Wahrheit, die unsere eigene Person in der Schuld zeigt, wirft uns nieder, wie den Jüngling in Schillers Gedicht an das Fußgestell der Isis. Wir bedürfen hier einer schützenden Illusion, damit wir weiter leben können, und diese ist der Glaube an das Glück, wenn wir den in uns liegenden Fehler unserer Organisation entweder nicht erkennen oder nicht ändern können.

Der Verstand der Menge ist sozusagen zweidimensional, es fehlt ihm die Tiefendimension, er sieht überall nur Fläche und Schein, schätzt den übergoldeten Staub und verachtet das leicht bestäubte Gold, er ist im strengsten Sinne des Wortes oberflächlich. Darum ist auch ihre Causalität eine zeitliche, horizontale, die des Begriffsmenschen ist ebenfalls zeitlich, aber vertical.

Ich habe schon gesagt, daß dem Pöbel Begriffe wie Dankbarkeit, Menschenfreundlichkeit, Liebe, Aufopferung todte Worte sind, er kennt nur

sich selbst, bezieht alle Vorgänge auf sich. Die Staatengründer, die mit einem solchen Menschenmaterial zu rechnen hatten, standen vor der schweren Aufgabe, auf dem Egoismus eine Gemeinschaft zu begründen. Darum war die Belohnung im Jenseits und die Strafe in der Hölle, also der Appell an Interesse und Furcht erforderlich, um nur das Unterbleiben antisocialer Handlungen, das mit Moral und Sittlichkeit noch Nichts zu thun hat, zu ermöglichen. Der Bau des römischen Staats ist zusammengebrochen, weil es sich als unmöglich erwies, ein Gemeinwesen auf Selbstsucht aufzubauen, und es hat den Anschein, als ob noch mehr Männer, die aus dem Born der Liebe geschöpft haben, rechtzeitig auftreten müßten, wie zur Zeit der Entstehung des Christenthums, wenn die europäische Culturwelt nicht eine Wiederholung dieses „römischen Beweises" erleben soll. Sie ist nicht mehr weit davon.

Der Pöbel kann nicht abstrahiren, das geht schon aus dem vorhin gelieferten Beweis hervor, daß er keine Begriffe bilden kann. Diese sind abstract, d. h. aus den Bildern der Objecte im menschlichen Gehirn abgeleitet. Daraus folgt mit Nothwendigkeit, daß bei ihm alle Begriffe auf den nächstniederen Standpunkt concreter Objecte gebracht werden. Gott und Götter, die Idealtypen der Menschheit, werden daher personificirt, Gott wird zu einem würdigen, alten Manne, der Staat personificirt sich zum König, das Gesetz zum Gendarmen und Schutzmann, ja selbst Philosophen verlegen den Impuls, der den Muskel contrahirt, als gespenstischen „Willen" nach außen, machen aus dem Begriffe „Seele" etwas wenn auch nur versteckt Körperliches und so fort. Und dann schreiben diese Gelehrten dicke Bände, discutiren Jahrhunderte lang über die Natur dieser, von der Unzulänglichkeit ihres Denkens mit Fleisch und Blut versehenen Begriffsgespenster, wollen versuchen, auf Begriffen von „Gott" und „Seele" Staat und Gesellschaft zu begründen. Wie sehr steht die menschliche Cultur und Einsicht, auf die wir so stolz sind, noch in ihren Anfängen, wie tief stecken wir noch in der Barbarei, wir Europäer am Ende des 19. Jahrhunderts!

Noch viele Fehler hat der Pöbel; aber das Bild, das ich von ihm entrollt habe, ist schon erschreckend genug, und es ist keine erfreuliche Thätigkeit, etwa noch einige Pinselstriche hinzuzufügen. Diese seine Fehler waren seit Jahrtausenden der Gegenstand der Wuth und des Hasses der Edelsten und Besten, die die Welt gesehen hat, von dem Augenblick an, da Mose die Gesetzestafeln in zornigem Eifer hinwarf, als er das Volk die alten Götzen umtanzen sah, bis zu Shakespeares Zeit, der in seinem 66. Sonett um stillen Tod bittet, um dem Anblick des Pöbeltreibens zu entgehen, und bis zur Gegenwart. Noch immer will der Tag des Edlen nicht kommen.

Du hast gewiß schon gemerkt, lieber Leser, daß ich nur schildere, aber nicht richte. Die Menschen glauben immer, wenn Einer nachlässig und leichtfertig, schwachmüthig und schwankenden Charakters ist, ohne Urtheil und sittlichen Halt, er als Subject könne ausschließlich dafür, und fällen moralische

Urtheile. Allein diese defecten Menschen sind so vermöge ihrer schlechten Intelligenz und anderweitig fehlerhaften Organisation, oder vielmehr sie bleiben so, denn wenn auch von der Erkenntniß des Fehlers bis zu seiner Beseitigung ein weiter Weg ist, mühselig, voller Rückfälle und reuiger Stunden, so ist doch ohne Erkenntniß ein Fortschritt gar nicht möglich. Wir sind beständig in Versuchung, wie wir fortwährend in Gefahr sind, zu erkranken. Da wir die Versuchung nicht fortschaffen können, so müssen wir uns gegen sie widerstandstüchtig machen, wie man sich gegen Erkrankungen abhärtet.

Das schlechte Handeln des Pöbels ist der Ausdruck seiner niedrigen geistigen Organisation, er kann nicht anders. Verbessern wir sein Denken, seine Kenntnisse, seine Einsicht, seine Urtheilskraft, so bessern wir ihn auch sittlich und führen ihn näher heran an das menschliche Ideal, das zwar bisher von einigen Wenigen erreicht wurde, aber für die ungeheure Mehrzahl noch in nebelgrauer Ferne liegt.

Ich habe ganz im Anfang versprochen, zu sagen, wer zum Pöbel gehört. Darüber giebt der berühmte Macchiavelli eine betrübende Auskunft: „Es giebt auf der Welt Nichts als Pöbel*).“ Das will heißen: Die Ausnahme wird verschwindend an Zahl; und Thilo versichert noch obendrein in seiner Abhandlung über den Ruhm, daß zum großen Haufen gewöhnlich Einer mehr gehört, als Jeder glaubt.

Damit ist wohl nach allen Seiten ausgiebige Gerechtigkeit geübt!

---

*) Schopenhauer. Welt als Wille und Vorstellung. II. Bd. S. 461. Vom Genie, Ausgabe von Grisebach. Von dort ist auch Thilos Ausspruch entnommen.





Gedichte.

Von

Franz Herold.

— Prag. —

Roma.

Da er von Dir gegangen,
Der Kriegsgott, Dein Gemahl,
Da wurden Deine Wangen
In Groll und Leide fahl.
Doch wie die Werber ritten,
Du griffst zu Schwert und Schild,
Du hast es nicht gelitten,
O Roma, Du Brunhild.

Vor Dir zum Staube flogen
Der Goth' und Longobard',
Vor Deiner Thore Bogen,
Da lagern sie, verscharrt.
Du hast so scheel gesehen
Und so der Arglist voll
Auf Ottos weiches Flehen
Wie auf des Rothbarts Groll.

In Fieberträumen riefst Du
Zurück den alten Trutz,
Und widerwillig schliefst Du
In läß'gem Priesterschutz,
Sahst Freund und Feind zerstücken
Dein stolzes Panzerkleid
Und frech die Brust sich schmücken
Mit Deinem Festgeschmeid.

Und wen Du jetzt gerufen,
Dein Wächter ist er blos,
Er steht an Deinen Stufen,
Denn Du bist riesengroß.
Da sitzest Du vergrauet
Und faltig wie Dein Kleid,
Halbzu Dein Auge schauet
In eine andre Zeit.

Um die verschrumpften Hüften
Der Oede Gurt gelegt,
Von fieberschwangern Lüften
Am hagern Leib umregt, —
So sitzest Du, so stille,
Und scheinst lebendig kaum,
Du graue Weltsibylle
In Deinem Sehertraum.

Die Waise.

Die Eltern sind hinüber,
Die Leute sagen's hier,
Und kommen doch herüber
Allnacht im Traum zu mir.

Es reden auch vom Leide
Die Menschen mancherlei,
Ich weiß auf meiner Haide
Noch heut' nicht, was es sei.

Da lieg' ich auf dem Rasen
Und halte Mittagruh'
Und seh' die Gänse grasen
Und horche ihnen zu.

Ich bin auch nie alleine.
Ei, rief nicht wieder was?
Es war vom Wiesenraine
Mein Grillchen dort im Gras.

Es spielt der Specht Verstecken,
Rutscht kreiselnd um den Baum,
Und der, der will mich necken:
Was würf' er sonst mit Flaum?

Dann kommt der Wind von ferne
Und plaudert mit lauem Hauch,
Und Abends kommen die Sterne,
O, die erzählen auch!

Unvergeßlich.

Und was die Tage Dir geraubt,
Verhüllt nur sein Gesicht,
Und was vergessen Du geglaubt,
Verwunden ist's noch nicht.

Ein Vogelton, ein Duft, ein Kleid,
Und zitternd bleibst Du stehn:
Es hat Dich die Vergangenheit
Leibhaftig angesehn.

Und was Dir Zukunft bieten mag,
Was Gegenwart Dir gab,
Du willst an solchem Schicksalstag
Mit ihr nur in ein Grab.

In der Dämmerung.

Aus der Ecke wieder
Huscht die Dämm'rung sacht;
Schlösse mir die Lider
Lieber schon die Nacht!

Einst war sie mein Sehnen,
Ja, da war ich jung,
Lachte noch durch Thränen
In der Dämmerung.





Geisterglaube und Fetischdienst.*)

Von

C. F. H. Bruchmann.

— Breslau. —

I.

Welches ist die älteste Form der Gottesverehrung? Vor welchen Gegenständen hat am frühesten der Mensch in Andacht und Ehrerbietung seine Kniee gebeugt? Diese Fragen haben sich schon im Alterthume die scharfsinnigsten Denker vorgelegt, und bis auf den heutigen Tag sind sie Gegenstand lebhafter und eingehender Erörterung geblieben. Am häufigsten ist die Frage nach dem Ursprung der Religion mit der Annahme beantwortet worden, daß die gewaltigen Naturmächte und Himmelserscheinungen im Menschen den Funken religiösen Denkens entzündet haben. So lehrte z. B. schon der Pythagoräer Epicharmos: „Die Götter sind Winde, Wasser, Erde, Sonne, Feuer und Gestirne." Aehnlich deutete der Philosoph Empedokles Zeus als das Element des Feuers, Hera als das der Luft, Pluton als das der Erde, Nestis, eine im Uebrigen unbekannte Gottheit, als das des Wassers. Des Perikles großer Freund Anaxagoras (und seine Schule) hat angeblich die ganze homerische Götterwelt allegorisch erklärt; auch sein Zeitgenosse Metrodoros deutete die Thaten und Abenteuer der alten Götter und Heroen als Allegorieen natürlicher Vorgänge. Während andererseits Sokrates eine symbolische Mythendeutung ablehnte (ähnlich wie auch Confucius seinen Schülern rieth, sich nicht um den Himmel zu bekümmern, so lange auf der Erde genug für sie zu thun sei), leitete Plato „θεός", das griechische Wort für „Gott", von „θέω" („ich laufe") ab, weil die ersten Götter Sonne und Mond waren, die beständig um die Erde am Himmelsgewölbe zu laufen scheinen. Diese an

*) Vgl. „Die Entstehung und die Formen des Ahnencultes." Aprilheft 1894.

sich verfehlte Wortableitung ist lehrreich, indem sie seine Ansicht über die Entstehung der Religion verräth. Auch Aristoteles hielt es für unmöglich, daß die Menschen die Himmelskörper in ihren regelmäßigen Bewegungen hätten betrachten können, ohne zur Annahme einer Gottheit als Urheberin solcher Werke zu gelangen. „Wenn Menschen," sagt er, „die bisher in unterirdischen Wohnungen mit aller Bequemlichkeit gewohnt hätten, plötzlich in die Oberwelt versetzt würden und nun mit einem Male die Wunder des Erdenlebens, des Himmels und des Meeres erschauten, so würden sie aus diesen wunderbaren Schöpfungen das Vorhandensein höherer, weltschöpfender Wesen folgern." Aehnlich haben auch spätere Pilosophen die bewundernde Betrachtung der Natur als eine Hauptursache in der Bildung religiöser Begriffe angesehen.

Auch unter den jetzigen Forschern führen die meisten das religiöse Denken des Menschen auf die Beobachtung der Naturerscheinungen zurück, ohne allerdings in der Beantwortung der Frage einig zu sein, welche Himmelserscheinungen zuerst die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gezogen haben. Schwartz, der gründliche Kenner der vergleichenden Mythologie, dessen Theorie Max Müller treffend die „meteorologische" nennt, sagt, daß „Wolken, Sturm, Blitz, Donner, dann auch Regen und Regenbogen in der mannigfaltigsten Auffassung als Symptome der Wesen und des Treibens einer anderen Welt den Mittelpunkt aller mythologischen Gestaltung gebildet haben. Die Erde nahm der Mensch hin als Etwas, was er instinctmäßig gleichsam beherrschte; selbst das Gehen und Kommen der Himmelskörper ließ die Gewohnheit ruhiger hinnehmen; aber jene ab und zu auftretenden, geheimnißvollen, wunderbaren Erscheinungen und Wandlungen erregten schon seine Aufmerksamkeit und Phantasie." Demgemäß versetzt Schwartz sogar die Erdgottheiten ursprünglich an den Himmel, so daß ihm ihre Herabziehung auf oder unter die Erde als mehr oder weniger mißverständliche Uebertragung gilt. Mit ihm stimmen im Wesentlichen Kuhn, Roth und andere namhafte Mythologen überein. Auch Happel weicht in seinem Buche „Die Anlage des Menschen zur Religion" von ihm nur insofern ab, als er auch den übrigen Himmelserscheinungen ihr geheimnißvolles Wesen nicht absprechen will; doch führt auch er die Verehrung von Thieren, Bäumen und Steinen auf Erden auf ihren Zusammenhang mit dem Himmel, ja auf ihre Herkunft von dort zurück. Im Gegensatz zu dieser Lehre glaubt Max Müller in poesievoller Ausmalung der religiösen Gefühle des Naturmenschen, daß die ganze Theogonie und Philosophie der alten Welt ihren Mittelpunkt in der Morgenröthe fand, „der Mutter der Glanzgötter, der Sonne in ihren verschiedenen Erscheinungen, des Morgens, des Tages, des Lenzes, — sie selbst das glänzende Bild und Antlitz der Unsterblichkeit." Morgenröthegöttinnen sind ihm demgemäß z. B. Athena, Demeter, Erinys, Helena 2c. Neben der Morgenröthe nennt er die Sonne das Hauptthema aller mythischen Dichtungen der arischen Race. Seine

„solare" Theorie gründet sich auf die Voraussetzung, daß nur in Folge ihrer regelmäßigen Wiederkehr die Himmelserscheinungen zu dem Range von Unsterblichen erhoben werden können, während die meteorologischen Erscheinungen trotz der zeitweiligen heftigen Aufregung und Erschütterung, die sie in der Natur und im Menschenherzen bewirken mögen, doch nicht mit den unsterblichen glanzvollen Wesen auf gleiche Stufe gestellt werden können, sondern vielmehr als ihre Unterthanen oder Feinde erscheinen. Außerdem aber „war der Sonnenaufgang die Offenbarung der Natur, die im menschlichen Geiste jenes Gefühl der Abhängigkeit, der Hilflosigkeit, der Hoffnung, der Freude und des Glaubens an höhere Mächte erweckt, das die Quelle aller Weisheit, der Bronnen aller Religion ist. Wenn aber der Sonnenaufgang die ersten Gebete eingab, die ersten Opferflammen hervorrief, so war der Sonnenuntergang der zweite Zeitpunkt, wo wiederum das Herz des Menschen erzitterte und sein Gemüth sich mit Gefühlen banger Ahnung füllte."

Leider stehen alle diese phantasievollen Ausführungen zu den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung im schärfsten Widerspruche. Gestützt auf die durch gewissenhafteste Beobachtungen verbürgten Thatsachen sagt u. a. der große Anthropologe Waitz: „Die Religion der Naturmenschen ist ein durchaus roher, düsterer Geister- und Gespensterglaube ohne inneren Zusammenhang, durch den alle Unbefangenheit in der Betrachtung der natürlichen Dinge aufgehoben und das menschliche Herz von dem ausgedehntesten Aberglauben immer nur aus einer Unruhe in die andere geworfen wird." Nach den Berichten zuverlässiger Reisender und den Beobachtungen scharfblickender Forscher steht sogar zweifellos fest, daß selbst solche Völker, die schon den Zustand völliger Rohheit verlassen haben, den Himmelskörpern auch nicht die geringste gottesdienstliche Aufmerksamkeit zuwenden. „Die übernatürlichen Kräfte," sagt Meiners, „die man jedem Steine, Klotze, Thierfell zuschrieb, glaubte man in der Sonne nicht zu finden." Andere Völker, die von den Himmelskörpern kein weiteres Wissen haben, als den bloßen sinnlichen Eindruck ihrer äußeren Erscheinung, können ebensowenig zu einer gottesdienstlichen Verehrung derselben gelangen. Da andererseits der Glaube an übersinnliche, böse Wesen selbst bei den rohesten Wilden, welche sonst keine Spur von Religion zeigen, durch ethnographische Forschung verbürgt ist, wird man nicht umhin können, diesen, nicht aber die Anbetung der Weltkörper und Himmelserscheinungen, als ursprünglichste Religionsform anzusehen. Die Nichtbeachtung dieser letzteren wird erklärlich, wenn man die Enge der Auffassungsfähigkeit des Urmenschen und seine Abstumpfung gegenüber dem beständigen Einerlei der Naturerscheinungen in Erwägung zieht. Schon D. Hume hatte mit Recht darauf hingewiesen, daß man bei jenem nur die gewöhnlichsten Empfindungen voraussetzen könne, das Streben nach Glück, die Furcht vor Unglück, das Schaudern vor dem Tode, Rachedurst, Verlangen nach Nahrung und nach Befriedigung seiner sonstigen Bedürfnisse. Wie das Thier und das Kind, so bringt auch der Urmensch

nur denjenigen Dingen seine Theilnahme und Aufmerksamkeit entgegen, die in den Kreis seiner Auffassung hineinragen. Behaftet mit einer natürlichen Auffassungsenge, ist er gleichgiltig gegen alles das, was nicht unmittelbar zu seiner Selbsterhaltung gehört. Da er weder als Viehzüchter noch als Ackerbauer zu denken ist, sind ihm die Himmelserscheinungen werthlos und darum gleichgiltig. Im fortwährenden Kampfe um sein Leben muß er vielmehr seine volle Aufmerksamkeit, wie das Thier, der nächsten Umgebung zuwenden, um einerseits sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, andererseits sich gegen seine Feinde, besonders die Raubthiere, zu schützen. Weder das hungernde Raubthier noch das gehetzte Wild kümmert sich um Regen, Sonnenschein und Mond; so ist auch des Urmenschen Aufmerksamkeit ausschließlich auf die irdischen Dinge gerichtet. „Der Himmel mit all' seinen Sternen", um mit Schultze zu reden, „stillt nicht den Hunger, den geschlechtlichen Drang befriedigt nicht das Firmament. Was diese Begierden stillt, befindet sich allein hier unten. Nur die Erde gewährt ihm, was er will, und er will nur, was die Erde gewährt."

Max Müllers Ansicht, daß die Himmelserscheinungen durch ihre Regelmäßigkeit die Vorstellung von ihrer Göttlichkeit erweckt haben, verkennt das Seelenleben des Urmenschen. Ihre Gesetzmäßigkeit konnte ihm nur als Einseitigkeit erscheinen, in welcher, wie der Religionsphilosoph Caspari sagt, „alle die Gefühle zerstört werden, welche einflußreiche erziehende und erhaben wirkende Gewalten auszuüben vermögen, und zu denen wir uns wenden, um das Herz derselben unmittelbar zu bewegen und zu erweichen." Auch die Thiere, selbst hochentwickelte, haben von den Vorgängen am Himmel nur eine wirre, dumpfe Anschauung und gewinnen selbst von einzelnen hervorspringenden Vorkommnissen zu schnell eine Kenntniß, als daß sich bei ihnen eine tiefe Theilnahme für dieselben einwurzeln könnte. Dasselbe gilt vom Menschen, solange als er der Macht des Instinctes unterliegt. Gegen die Annahme der Ursprünglichkeit der Sonnenanbetung wendet sich ganz besonders Wuttke und sagt in seiner „Geschichte des Heidenthums": „Die wilden Völker mögen wohl Geister, Dämonen verehren, weil diese zu ihnen kommen, aber die Sonne steigt nicht zu ihnen herab, sie läßt sich weder durch Beschwörungen noch durch Bitten aus ihrem ruhigen Laufe herausbringen, sie hält sich immer in vornehmer Entfernung und bleibt dem Menschen fremd. Die Regelmäßigkeit ihrer Bewegung giebt ihr nicht eine höhere Bedeutung, sondern entfremdet sie dem Menschen nur umso mehr; von einem unwandelbaren Gesetz, einer festen Nothwendigkeit hat er noch kein Bewußtsein, das Leben erscheint ihm nur in der Form der willkürlichen, gesetzlosen Bewegung." Nur außergewöhnliche Erscheinungen, etwa Erdbeben, Ueberschwemmungen, Mond- und Sonnenfinsternisse, können den Menschen aus seiner Theilnahmlosigkeit aufrütteln und seine Aufmerksamkeit wenigstens vorübergehend auf Naturvorgänge hinleiten, weil sie nur in schreckhafter Gestalt als Naturmächte erscheinen.

Aus der Theilnahmlosigkeit des Urmenschen gegenüber den abwechselungslosen Vorgängen des Alltagslebens erklärt sich auch der Umstand, daß die älteste Religion vorzugsweise ein Glaube an böse Geister ist. Man kann mit Lubbock diesen Umstand daraus ableiten, daß bei den niedrigsten Rassen Jeder sämmtliche Erdbewohner ausnahmslos für Feinde hält, während bei etwas vorgeschrittenen Stämmen wenigstens die Mitglieder derselben Horde für Freunde gelten. „Fremder" und „Feind" sind identisch, und im Grunde ist ja auch ein Geist nichts Anderes, als das Mitglied eines unsichtbaren Stammes. Außerdem steht die Thatsache fest, daß der Mensch — nicht bloß auf der niedrigsten Stufe — das Gute, das ihm zu Theil wird, wie Gesundheit, Licht, Wärme und Nahrung, theils als etwas Selbstverständliches hinnimmt, weil es sein Leben bedingt, theils seiner eigenen Kraft, Findigzeit und Geschicklichkeit zu verdanken glaubt. Auch der Naturmensch ist mehr geneigt, das Schmerzende, Hemmende, Feindliche zu fühlen, als das Wohlthuende, Fördernde, Freundliche. Alle feindlichen Störungen seines Daseins bekämpft er nun, soweit er kann. Solchen Erscheinungen jedoch, deren Bekämpfung seine Kraft übersteigt, wie Todesfällen, Krankheiten und zerstörenden Naturerscheinungen, vermag er Nichts weiter entgegenzusetzen, als Furcht und Angst. Mit dem Furchtgefühle erwacht aber zugleich in des Menschen Geiste die Annahme einer Ursache des Uebels, die ihm, sinnlich nicht wahrnehmbar, als eine übersinnliche erscheinen muß. So entsteht, indem der Mensch das Böse einer höheren Macht zuschreibt, die er nur in ihren Wirkungen erkennt, der Glaube an übersinnliche, mächtige böse Wesen. Nur durch feindliche Einwirkungen wird er zur Betrachtung seiner Umgebung angeregt; demnach muß ihm auch die Gottheit ursprünglich überall als feindselig erscheinen. Ihrem unheilvollen Einflusse sucht er durch Gebet und Opfer vorzubeugen, um sie zu versöhnen. So erwächst auf dem Boden der ursprünglichen Religionsform, nämlich des Glaubens an böse Geister, die erste Anbetung derselben, welche in dem durch die Furcht vor ihrem unheilvollen Walten erpreßten Versuche besteht, dasselbe abzuwenden oder unschädlich zu machen. Der große Jurist Papinian hat ganz Recht, wenn er (in Uebereinstimmung mit älteren Gelehrten) sagt: Primus in orbe deos fecit timor.

Hieraus ergiebt sich auch, daß die meteorologischen Erscheinungen in ihrer schreckhaften Unmittelbarkeit nothwendig früher als göttlich anerkannt und verehrt worden sind, als die Himmelskörper in dem fernen, unveränderlichen Einerlei ihres Laufes. Mit Recht sagt Lubbock: „Gerade weil die Sonne so weit entfernt und so groß ist und einen so regelmäßigen Lauf hat, ist es nicht wahrscheinlich, daß die tiefer stehenden Rassen sie als eine Gottheit betrachten. Die Religion ist bei ihnen keine tiefe Seelenempfindung, sondern ein unaussprechliches Bangen vor einem körperlichen Leid und ein heißes Verlangen nach irgend einer irdischen Wohlthat. Daher betet der Wilde zu einem Gegenstande, der ihm nahe ist, den er sehen und hören

kann, und die regellose, stürmische Bewegung des Meeres erweckt in seinem Gemüthe mehr ein Gefühl von Leben und Kraft, als die gleichmäßige, beständige Bewegung der Himmelskörper. Selbst da, wo diese angebetet werden, geschieht es in vollständiger Unkenntniß ihrer wirklichen Herrlichkeit und Größe." Auch erklärt sich aus dem Obigen die Thatsache, daß bei manchen Naturvölkern der Mond früher als die Sonne Beachtung fand. Während des Tages von den Bedürfnissen des Lebens in Anspruch genommen, hat der Mensch zur Betrachtung der Sonne keine Zeit. Auch zeigt diese keine so auffallenden Veränderungen in Stellung und Gestalt wie der Mond. Endlich fehlt ihr bei der allgemeinen Lichtfülle, in welche Alles getaucht ist, der auffallende Gegensatz, wogegen der Mond durch die Dunkelheit, die auf der Erde herrscht und Furcht zu erwecken geeignet ist, um so auffallender erscheint und auf das Gemüth um so nachhaltiger einwirkt*).

Wie also das Thier einmal durch seine natürliche Auffassungsenge, seinen beschränkten Gesichtskreis, das andere Mal durch Gewöhnung an das anfänglich Auffallende keine religiösen Vorstellungen zu bilden vermag, so müssen es auch bei dem Menschen andere Umstände sein, als die bloße Betrachtung der Vorgänge am Himmel, welche in ihm Keime religiösen Denkens weckten. Nur durch besondere Umstände konnte ein Interesse für sie erwachen und andauern, so daß sie ihm verehrungswürdig erschienen. Casparis Vermuthung, daß die Feuererfindung denjenigen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit bezeichne, seit welchem nicht nur im Allgemeinen der Anfang jeder Gesittung, sondern auch insbesondere der des Naturcultes anzusetzen sei, diese Vermuthung wird durch die von Peschel bezeugte Thatsache widerlegt, daß man auf der ganzen Welt noch kein Volk gefunden hat, das den Gebrauch des Feuers nicht kennt, dagegen der Gestirndienst nichts weniger als allgemein verbreitet ist. Peschel hebt seinerseits hervor, daß sich Verehrung der Naturkräfte nur bei ackerbautreibenden Völkern, und zwar nicht einmal bei allen, vorfindet. Ihnen sind die Vorgänge im Luftkreise die wichtigsten, weil von diesen Ueberfluß oder Mangel abhängt. Zunächst ist es also auch hier wieder die Sorge um den Lebensunterhalt, die des Menschen Blick in andächtiger Scheu auf den Himmel lenkt. Da jedoch der Beginn einer seßhaften Lebensweise, dieser wichtige Wendepunkt in der Geschichte der Völker, im Allgemeinen einen gewaltigen Fortschritt in geistiger, wie sittlicher Hinsicht zur Folge hat, erwacht jetzt auch im Menschenherzen der Glaube an helfende, wohlgesinnte höhere Mächte. Erst bei seßhafter Lebensweise, in der Familien- und Nächstengemeinschaft entspringen dem Menschen die reichsten und reinsten Quellen des Sittlichen, der pietätvollen Achtung. „Erst auf einer höheren Stufe der Cultur," sagt auch Waitz, „wenn der Mensch der Natur mit größerer Sicherheit und Ruhe gegenübersteht und zu einer sittlichen Bildung gelangt ist, die aus

*) Vgl. Schultze. Der Fetischismus (Leipzig 1871), S. 235 ff. 2c.

einer andern als religiösen Quelle entspringt, findet er sich zur Verehrung eines guten Princips hingeführt." Erst wenn er in seiner Umgebung das Wohlwollen wahrzunehmen Gelegenheit gehabt hat und sein Mitgefühl zur That gedrängt wird, lernt er auch das Gute, das ihm zu Theil geworden, auf übersinnliche Mächte zurückzuführen. So läutert sich das Gefühl der Furcht zu dem der Ehrfurcht und dieses zum Dankesgefühl, das auch gute Gottheiten anerkennt und verehrt. Die Verdrängung böser Gottheiten durch gute entspringt somit einer glücklicheren Lebenserfahrung, einer heitereren Lebensanschauung, einer gereifteren Kenntniß des Menschen und der Welt. Als verfehlt ergiebt sich hiernach die Annahme derjenigen Forscher, welche, wie im Alterthume Prodikos und von neueren z. B. Max Müller und Bastian, die Wurzel religiösen Empfindens ausschließlich in der Liebe und Dankbarkeit finden wollen. Aber auch diejenigen Gelehrten irren, die, wie Happel, neben der Furcht dem Urmenschen, „den man sich weder als Bestie, noch als Engel zu denken habe," schon Dankbarkeit und Liebe zusprechen und auch von diesen Gefühlen eine Anregung seines Gemüthes zu religiöser Empfindung herleiten wollen. Dachten sich doch bekanntlich selbst die Griechen, dieses am höchsten entwickelte Volk unter allen Heiden, ihre „guten" Gottheiten als Wesen, die ihren Verehrern nur so lange wohlgesinnt seien, als sie von ihnen die nothwendige Ehrfurcht erführen, von ihnen gereizt aber auch ihre Lieblinge schädigten oder gar rachsüchtig und mitleidslos zu Grunde richteten!

II.

Wie schon bemerkt, findet sich der Glaube an weltbelebende Geister selbst bei solchen Völkern, von denen nicht bekannt ist, daß sie im Uebrigen religiöse Begriffe haben. Geister bewohnen nach ihrer Ansicht Pflanzen, Felsen, Gewässer, Gestirne; Geister schweben in den Lüften und Wolken; jeder Stein, jeder Baum und Strauch scheint ihnen beseelt, d. h. der Sitz eines Geistes zu sein. Wie ist diese Anschauung zu erklären? Wie gelangt der Mensch zu der Annahme, daß die ganze Welt erfüllt sei von menschenähnlichen Lebewesen, die häufig in sein eigenes Leben eingreifen? Liegt denn die Annahme von Naturkräften und Naturgesetzen dem Menschen zu fern, als daß der unentwickelte Geist des Wilden in ihnen die Erklärung der Vorgänge in der Natur finden könnte?

Die „animistische" Weltanschauung der Naturvölker hat einen zwiefachen Ursprung. Sie wurzelt oft in dem Glauben, daß die Menschenseele, welche nach Auffassung des Naturmenschen den Leib zu verlassen und getrennt von ihm fortzuleben vermag, bei ihrer Luftigkeit und Beweglichkeit jeden beliebigen neuen Körper, sei es den eines Menschen oder eines Thieres, sei es eine Pflanze, ein Gewässer oder einen Stein, zum Wohnsitze wählen kann. Häufiger aber beruht der Glaube an die Beseeltheit der Natur noch auf einer anderen Grundlage. Jeder Mensch kann bekanntlich

von einem Gegenstande eine Vorstellung nur auf Grund seines Vorraths an Vorstellungen bilden. „Was man zum ersten Mal ersicht," heißt es in einem bekannten Gedichte, „kennt selber oft der Klügste nicht," weil ihm seine „Apperceptionsmasse" zur Bildung des neuen Begriffes nicht ausreicht. Denken wir uns z. B. einen Menschen, der in seinem bisherigen Leben nur Hunde gesehen hat und von dem Vorhandensein anderer Thiere Nichts weiß, so muß dieser Mensch, wenn er zum ersten Male einer Katze ansichtig wird, dieselbe unbedingt im ersten Augenblicke auch für einen Hund halten, bis er durch Beobachtung der Eigenthümlichkeiten dieses Thieres seinen Vorrath an Vorstellungen derartig bereichert hat, daß er zur Bildung eines neuen Begriffs fortschreiten kann. Nun besteht aber beim Naturmenschen die Apperceptionsmasse fast ausschließlich in seiner eigenen Vorstellungswelt; er kann also auch nur auf dieser Grundlage Vorstellungen von den Außendingen bilden und muß nothwendig seine eigene Seelenthätigkeit diesen beilegen, sich dieselben menschlich beseelt vorstellen. Mit Recht hatte schon Hume darauf hingewiesen, daß die Menschen geneigt seien, sich alle Dinge menschenähnlich vorzustellen und ihnen diejenigen Eigenschaften beizulegen, deren sie sich selbst bewußt sind. Was jedoch Hume nur als eine Neigung der Menschen bezeichnet, muß wenigstens beim Naturmenschen geradezu das nothwendige Ergebniß seines Denkens genannt werden. Die ganze Natur ist wie der Mensch; jedes Ding gilt als belebt, als fühlend, denkend und wollend, weil es der Naturmensch nur als mit ihm selbst wesensgleich auffassen kann. Daß dieses nicht auch beim Culturmenschen der Fall ist, beruht auf der Erfahrung und wissenschaftlichen Erforschung der Außendinge, die dem Wilden und ebenso dem Kinde fremd ist, das Puppen, Steckenpferde rc. wie lebende Wesen behandelt. Der Culturmensch kennt die Gesetze der Schwere, der Wärme, der Electricität, des Wachsens und Zerfallens der Naturkörper und erklärt mit Hilfe dieses wissenschaftlichen Rüstzeuges die Vorgänge in der Natur. Doch auch er kann in augenblicklicher Leidenschaft zuweilen die erworbene Gewohnheit überwinden und z. B. den leblosen Gegenstand, welcher ihm Schmerz bereitet hat, stoßen oder schlagen. Kyros ließ den Gyndes, einen Nebenfluß des Tigris, aus seinem Bette ableiten zur Strafe dafür, daß er eines der heiligen Rosse mit sich fortgerissen hatte. Xerxes ließ den Hellespont geißeln und Ketten in ihn versenken, weil er die Brücke des Königs zerstört hatte, und Herodot, der dieses berichtet, sieht anscheinend darin nicht sowohl das Werk kindischen Zornes, als vielmehr trotziger Selbstüberhebung, die sich sogar an der Gottheit vergreift. Auch dauert diese Auffassung der Naturdinge noch fort, wenn sich schon die Naturkenntniß zu entwickeln beginnt. Die Macht der Ueberlieferung, der bestimmende Einfluß der Vorfahren ist zu groß, als daß im Lichte einer neuen Weltanschauung die alten, zu Glaubenssätzen gewordenen Vorstellungen ohne Spur verschwinden könnten. So wurde zu Athen im Prytaneion

Gericht gehalten über Balken, Steine und andere todte Gegenstände, die, ohne daß ein Verbrechen vorlag, den Tod eines Menschen herbeigeführt hatten, und es wurde Verbannung über sie verhängt, d. h. sie wurden über die Grenze geschafft. Besonders lieben es bekanntlich die Dichter, auf diese uralte Naturanschauung zurückzugreifen und todte Gegenstände als lebend und handelnd vorzuführen. Schwören doch in der eddischen Sage vom Lichtgotte Baldr nicht nur alle Naturkräfte, Steine, Gewächse und Thiere, sondern sogar die persönlich gedachten Seuchen der Frigg einen Eid, den Gott verschonen zu wollen, und beweinen ihn, als er dennoch dem Geschosse Hödrs erliegt.

Der Glaube an die Beseeltheit der Natur, der sogenannte Animismus, ist die nothwendige Voraussetzung für die Anbetung der Naturdinge. Denn es ist ausgeschlossen, daß der Mensch einem Gegenstande huldige, von dem er weiß, daß er nicht lebt, daß er ihm also weder schaden noch nützen kann. Er zollt vielmehr den Naturdingen nur insofern Verehrung, als er ihnen die Fähigkeit beilegt, auf sein eigenes Leben irgend einen Einfluß auszuüben. Den göttlich verehrten, beseelt gedachten Gegenstand pflegte man früher Fetisch, die Anbetung eines solchen Fetischismus zu nennen.*) In früher Urzeit kann, solange der Mensch die ganze Natur für belebt hält, jeder Gegenstand angebetet werden, indem er mit dem ihm innewohnenden Geiste als untrennbares Ganzes aufgefaßt wird. Vervollkommnetes Verständniß und größere Erfahrung führen jedoch bald zu der Annahme, daß der Gegenstand religiöser Verehrung nicht immer göttliche Kraft äußert, sondern vorübergehend seine Beseeltheit zu verlieren scheint oder umgekehrt nur zeitweise Sitz eines Geistes ist. Ganz folgerichtig wird er nur solange verehrt, als er eine Kraft zu äußern scheint, und sobald dies nicht mehr der Fall ist, weggeworfen. Bei gereifterer Naturkenntniß sieht endlich der Mensch seinen Irrthum ein und gelangt zu der Ueberzeugung, daß Steine, Balken 2c. überhaupt niemals beseelt sind. Aber seine religiöse Hingebung fordert einen sichtbaren Gegenstand, an den sich die Verehrung des unsichtbaren Gottes wenden könne. Diese Stufe des Fetischismus (in weitester Bedeutung des Wortes), die schließlich zum Bilderdienst führt, nahm z. B. das griechische Alterthum ein. Pausanias, der bekannte Schriftsteller des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, berichtet z. B., daß die Bewohner von Pharai (im nordwestlichen Peloponnes) etwa dreißig steinerne Würfel göttlich verehrt und jedem einzelnen den Namen eines Gottes beigelegt hätten, und fährt fort: „In älterer Zeit genossen bei allen Griechen unbehauene Steine an Stelle der Bildsäulen göttliche Verehrung.“ Unter dem Bilde eines unbehauenen Steines wurde nach alter Weise Herakles zu

---

*) Neuerdings versteht man unter Fetisch etwas anderes, nämlich, wie Happel sagt, „ein Sachgut, mit welchem höhere, himmlische, übernatürliche Kräfte durch Zauber in Verbindung gebracht worden sind.“

Hyettos in Boiotien, sowie Eros in Thespiai verehrt. Die Argonauten beteten im Lande der Amazonen in dem unbedeckten Tempel ihres Kriegsgottes zu einem heiligen schwarzen Steine. In Athen stand noch zur Zeit des Pausanias vor dem Aphroditetempel eine Aphrodite in Gestalt einer vierkantigen Säule, ähnlich den Hermessäulen. Das Bild derselben Göttin in Paphos wird von Tacitus als ein Rundkörper aus einem Stücke, der von einem breiten Ansatze zu geringem Umfange wie eine Spitzsäule aufsteigt, beschrieben. Die Spitzsäulen des Apollon Agyieus (des „Straßenapoll") erinnern lebhaft an die Klotz- und Stangenfetische, wie sie noch jetzt bei wilden Völkern vor den Hausthüren aufgestellt werden. Daß auch unter den Völkern, welche schon zu dieser Stufe des Fetischismus fortgeschritten sind, auf der der Fetisch nur noch das Bild der Gottheit ist, der fromme Gläubige die Verehrung derselben häufig mit der ihres Sinnbildes vermengt, kann nicht befremden. Vielleicht empfiehlt es sich, für diese Stufe des Fetischdienstes den Namen „Repräsentations-Fetischismus" einzubürgern.

Aus dem Gesagten ergeben sich die Ansichten mancher Gelehrten über Entstehung und Wesen des Animismus und Fetischismus als verfehlt. Caspari hält den ersteren für eine Folge der Feuererfindung, weil erst durch sie der Urmensch den Begriff unsichtbarer Körperlosigkeit zu bilden gelernt habe. Caspari übersieht, daß der Seelenbegriff des Naturmenschen ganz anderer Art ist, als der des jetzigen Philosophen, und daß für den ersteren der Begriff der Körperlosigkeit gar nicht in Betracht kommt. Auch ist es irrig, daß in der Vorzeit der Mensch sich die Naturdinge unbelebt, in Folge der Feuererfindung dagegen belebt vorgestellt habe, und daß er später wiederum zur ursprünglichen Anschauung zurückgekehrt sei. Nur das ist richtig, daß der Animismus erst entstehen konnte, nachdem sich der Mensch einen Seelenbegriff gebildet hatte; das geschieht aber gänzlich unabhängig von der Feuererfindung. — Max Müller bekämpft die Annahme, daß der Fetischismus als eine ursprüngliche Religionsform zu gelten habe. Einmal seien Religion und Anbetung verschiedene Dinge und stünden nicht immer in einem nothwendigen Verhältnisse zu einander. „Aber angenommen selbst, sie wären identisch, was ist denn die Anbetung eines Steines anders, als das äußerliche Zeichen eines vorausliegenden Glaubens, daß dieser Stein eben mehr als ein Stein, daß er etwas Uebernatürliches, wohl gar Göttliches sei, so daß also die Begriffe des Uebernatürlichen und des Göttlichen, statt aus dem Fetischismus herauszuwachsen, meistens, wenn nicht immer, seine nothwendigste Voraussetzung bilden?" Müller verkennt, daß dem Wilden ganz andere Dinge übernatürlich erscheinen als uns. Während der Culturmensch in frommer Bewunderung den Sonnenaufgang oder den Sternenhimmel anstaunt, wendet der Wilde seine Aufmerksamkeit einem auffallenden Steine, einem sonderbar gestalteten Baumstumpf, einer vorher noch nicht erprobten Feuerwaffe zu und hält diese Dinge weit eher für göttlich und übernatürlich als Sonne, Mond und Sterne in ihrer welten-

fernen Alltäglichkeit. Müllers Ansicht führt nothwendig zu dem Unsinn, daß die rohesten Völker Afrikas, die Knochen und Fischgräten anbeten, in ihrem religiösen Denken weiter fortgeschritten sind, als das Volk der alten Griechen, da sie ja die Vorstellung von der Göttlichkeit ihrer Fetische erst an den Himmelskörpern und Himmelserscheinungen lernen mußten und, nachdem sie an diesen die Begriffe des Ueberirdischen, Göttlichen gelernt haben, nunmehr dieselben auf irdische Dinge übertragen.

Die obigen Ausführungen gipfeln somit in folgenden Sätzen:

1) Die Himmelskörper und Naturerscheinungen sind an sich nicht im Stande, den Urmenschen zu religiösem Denken anzuregen, da sie zu wenig in seinen Interessenkreis hineinragen. Ihre Verehrung kann demnach nicht als eine ursprüngliche Religionsform angesehen werden.
2) Die Vorgänge im Luftkreise sind früher angebetet worden als die Gestirne. Die Anbetung aller dieser Objecte steht wahrscheinlich in ursächlichem Zusammenhange mit dem Beginn einer seßhaften Lebensweise.
3) Die Religion des Urmenschen besteht in dem Glauben an weltbelebende, vorzugsweise böse Geister, in dem Gefühle der Furcht vor diesen Geistern, sowie in dem Streben, dieselben gnädig zu stimmen oder unschädlich zu machen.
4) Der Geisterglaube ist im Seelenleben des Menschen begründet. Er ist die unentbehrliche Voraussetzung für die Anbetung der Naturdinge: „Der Animismus ist der Vater des Fetischismus“ (in weitester Bedeutung des Wortes).





Der Staat und die Ehescheidung.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Das Eherecht bildet denjenigen Theil des gesammten bürgerlichen Rechts, der durch die grundsätzlichen Gegensätze zwischen staatlichen und kirchlichen Anschauungen am meisten beeinflußt wird; in dem Eherecht sind es insbesondere die auf die Ehescheidung bezüglichen Bestimmungen, bei welchen die Contraste zweier Weltanschauungen vor Allem zum Ausdruck, ja zur Verkörperung gelangen. Während der Staat die Ehe unter dem Standpunkte eines zwar besonders gearteten und durch seinen Charakter als einer auf Dauer bestimmten geistig-leiblichen Lebensgemeinschaft von andern Rechtsverhältnissen verschiedenen Rechtsverhältnisses, aber doch immer eines Rechtsverhältnisses betrachtet, ist der Kirche die Ehe eine mit sacramentaler Heiligkeit umkleidete Verbindung, welche durch die religiöse Weihe zu einer auf die Lebensdauer sich erstreckenden Gemeinschaft geworden ist. Die kirchliche Lehre sieht in der Ehe ein schlechthin unauflösliches Band, sie verwirft grundsätzlich die Ehescheidung und gestattet nur die Aufhebung des gemeinschaftlichen Lebens, welche die Möglichkeit einer Wiederverheirathung natürlich ausschließt; der Staat anerkennt mit Nichten die Unauflöslichkeit der Ehe, der Zweckgedanke, dem die staatliche Gesetzgebung auch bei Regelung der ehelichen Verhältnisse dienstbar sein muß, erfordert die Lösung einer Ehe, wenn deren Zweck vereitelt und ihr Fortbestand für die Gesellschaft mit Nachtheilen verknüpft ist. Zwischen diesen Anschauungen erscheint eine Vereinigung unmöglich; der Staat, welcher ein für alle seine Unterthanen geltendes und passendes Recht zu schaffen verpflichtet ist, gleichviel welcher

Religionsgemeinschaft sie angehören, kann das Ehescheidungsrecht nur unter dem staatlichen, nicht aber unter dem engen Gesichtspunkte einer bestimmten confessionellen Anschauung regeln, er kann auch die dogmatischen Forderungen, welche an den Inhalt dieses Rechts gestellt werden, nicht erfüllen, will er nicht den staatlichen Charakter des Eherechts preisgeben und sich einer Unduldsamkeit schuldig machen; das staatliche Eherecht muß für die Mitglieder der einen Religionsgemeinschaft nicht minder passen wie für die der andern, und dies wird nur dann der Fall sein, wenn es nicht den dogmatischen, sondern den socialen Bedürfnissen angepaßt ist. Die freiere Gestaltung des Ehescheidungsrechts ist also die Consequenz der staatlichen Auffassung der Ehe, die Consequenz des Zweckgedankens im Sinne Iherings, wenn man den Ausdruck gebrauchen will, des Utilitätsprincips, die möglichste Beschränkung der Scheidung dagegen die dem kirchlich-dogmatischen Standpunkt entsprechende Folge. Heute, wo wir vor dem Erlaß des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich stehen, ist der Streit zwischen den Vertretern beider Ansichten wieder mit aller Lebhaftigkeit entbrannt; einflußreiche Kreise sind bemüht, die Ehescheidung in Deutschland für die Zukunft möglichst zu erschweren; durch künstliche Aufrechthaltung einer innerlich längst zerrütteten und der sittlichen Grundlage entbehrenden Ehe glaubt man die wahre Sittlichkeit zu fördern und der Ausbreitung des Concubinats entgegen zu treten; diese Bestrebungen, welche jetzt den Zeitpunkt für gekommen erachten, sich Geltung und ihren Zielen Anerkennung seitens der Gesetzgebung zu verschaffen, sind am letzten Ende darauf gerichtet, das moderne Eherecht auf den biblischen Standpunkt zurückzuführen; die Ehe soll nur wegen Ehebruchs geschieden werden dürfen, in allen übrigen Fällen soll der Staat zwar die eheliche Gemeinschaft aufheben, aber die Wiederverheirathung nicht gestatten. Auf diesem Standpunkte stand das in Frankreich seit dem Jahre 1816 geltende Eherecht mit dem einzigen Unterschiede, daß nach Maßgabe desselben die Ehescheidung überhaupt ausgeschlossen war; das französische Civilgesetzbuch, welches mit dem Namen des ersten Napoleon verbunden ist, kannte die Ehescheidung; nachdem die Bourbonen-Monarchie durch die Waffen der verbündeten europäischen Mächte zum zweiten Male wieder hergestellt war, hielten es die Legitimisten für eine ihrer ersten Aufgaben, an Stelle der Scheidung die dauernde Trennung von Tisch und Bett einzuführen; erst zu Anfang des vorigen Jahrzehnts wurde unter der dritten Republik ein Gesetz erlassen, welches die Scheidung wieder zuließ, bis dahin waren alle zu diesem Zwecke gemachten Versuche an dem Widerstande des einen oder andern gesetzgebenden Factors gescheitert. In Preußen ist der Kampf derjenigen, welche das Ehescheidungsrecht in diesem weitgehenden Maße beschränkt wissen wollen, schon seit dem dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts mit großer Energie geführt worden, und es erscheint für die Erörterung der uns hier beschäftigenden Frage nicht bedeutungslos, einen Blick auf

diese Kämpfe um die Erhaltung bezw. Abänderung des preußischen Eherechts zu werfen, zumal dieselben mit der politischen und culturellen Entwicklung in engem Zusammenhang stehen.

Unter den zu Ausgang des vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts entstandenen Gesetzgebungen ist das preußische Landrecht dasjenige, welches den staatlich-bürgerlichen Standpunkt am consequentesten zum Ausdruck bringt und dogmatischen Ansprüchen keinerlei Zugeständnisse macht; die mit Ausarbeitung desselben beauftragten Männer gingen von der Ansicht aus, daß durch baldige Trennung einer unglücklichen Ehe dem Staate weniger Schaden zugefügt werde, als wenn dieselbe erschwert, ja gewissermaßen unmöglich gemacht werde; sie behandelten demgemäß die Ehescheidungsfrage in durchaus liberaler, von dem Geiste der Periode der Aufklärung, über die heute geringschätzig zu urtheilen, bei manchen Gelehrten zu Mode geworden ist, beherrschter Weise. Gerade mit Rücksicht auf diesen Charakter war das Eherecht des Landsrechts den Vertretern einer engherzigen Anschauung besonders verhaßt, und kurze Zeit schon nach den Befreiungskriegen begannen die Angriffe, die sich bis in die sechziger Jahre fortsetzten; Friedrich Wilhelm III., noch mehr aber Friedrich Wilhelm IV. standen zum Nachtheil des Staates unter dem Einfluß der Männer, welche es unternommen hatten, die Gesetzgebung Preußens im Sinne des christlich-germanischen Staates umzubilden, es waren dies vor Allem die drei Gebrüder Gerlach, deren Wirksamkeit von der Geschichte in genügender Weise gewürdigt ist; Friedrich Wilhelm IV., den seine romantische Veranlagung für die mystisch-religiösen Einwirkungen der Gerlach und Wagener besonders empfänglich machte, erachtete es als seine Pflicht, das Ehescheidungsrecht mit den biblischen Grundsätzen in Einklang zu bringen; im Jahre 1854 legte das Ministerium in seinem Auftrage den Kammern einen Gesetzentwurf vor, welcher eine erhebliche Anzahl der landrechtlichen Ehescheidungsgründe beseitigte; die Vorlage wurde indessen von dem Abgeordnetenhause nicht angenommen, in erster Linie um deswillen, weil die katholischen Abgeordneten, welche beantragt hatten, daß die Ehesachen der Katholiken an die geistlichen Gerichte verwiesen werden sollten, sich in Folge der Ablehnung dieses Antrags veranlaßt sahen, die Vorlage zu verwerfen. Unter der Regentschaft des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. wurde den Kammern abermals ein Gesetzentwurf unterbreitet, welcher einerseits die Ehescheidungsgründe des Landrechts ebenfalls verminderte, anderseits für gewisse Fälle die bürgerliche Eheschließung einführen wollte; auch dieser Entwurf wurde nicht als Gesetz verabschiedet, das Herrenhaus war zwar mit der Einschränkung der Ehescheidung einverstanden, wollte aber von der bürgerlichen Eheschließung, auch in Ausnahmefällen, Nichts wissen, während das Abgeordnetenhaus auf dem Standpunkte verharrte, daß die beiden Reformen ein untrennbares Ganzes bildeten. Eine Abänderung des materiellen Eherechts ist daher in Preußen seit Erlaß des Landrechts nicht erfolgt, das formelle Eheschließungsrecht wurde dagegen

bekanntlich im Jahre 1874 bezw. 1875 durch Einführung der obligatorischen Civilehe in einschneidender Weise umgeformt. Durch die Einführung der bürgerlichen Eheschliessung, welche der Staat ausschließlich als die giltige Form des Eingehens einer ehelichen Verbindung betrachtet, ist der bürgerliche Charakter des Eherechts den kirchlichen und dogmatischen Ansprüchen gegenüber deutlich zum Ausdruck gebracht worden; der Staat würde sich mit sich selbst in Widerspruch setzen, wollte er nunmehr bei der Regelung des materiellen Eherechts diese Ansprüche begünstigen und anerkennen, er würde damit den grundsätzlichen Standpunkt aufgeben, den zu wahren ihm nicht nur die Rücksicht auf seine Selbstständigkeit und Souveränität, sondern auch die Sorge für die verschiedenen in seinem Gebiete lebenden Religionen und Confessionen gebieterisch zur Pflicht macht. Aber auch abgesehen von dieser Seite der Frage, erfordert das gesellschaftliche und das staatliche Interesse ein Ehescheidungsrecht, das genügend weit gefaßt ist, um die Lösung unglücklicher, zerrütteter Ehen zu gestatten; auch der Sittlichkeit wird durch ein solches Recht in höherem Maße gedient als durch ein Gesetz, das die Ehe um jeden Preis aufrecht erhält. In den höheren und wohlhabenden Klassen der Bevölkerung würde der Zwang zur Aufrechthaltung der Ehe weniger stark empfunden werden; die Eheleute, welche das Gesetz an der Lösung des unhaltbar gewordenen Bandes hindert, werden sich thatsächlich trennen, das gemeinschaftliche Leben wird aufgehoben, Mann und Frau nehmen sich besondere Wohnungen, wegen der Kinder und der vermögensrechtlichen Beziehungen einigt man sich in Güte und ohne Anrufen der staatlichen Behörden, kurz, man lebt thatsächlich so, als ob man geschieden wäre. Allerdings ist es dem einen und andern Ehegatten nicht möglich, eine neue Ehe einzugehen, allein an dieser Unmöglichkeit trägt man doch nicht allzuschwer. Anders liegt die Sache bei den unbemittelten oder minder bemittelten Schichten; der Arbeiter und Handwerker, der Kleinbürger und Krämer, der kleine Landwirth und Tagelöhner können die Kosten einer doppelten Haushaltung nicht tragen, sie können auch nicht ohne eine Frau auskommen, welche für sie nicht ein „anmuthiges Decorationsstück", sondern eine Arbeitsgenossin im wahren Sinne des Wortes ist; für diese Schichten der Bevölkerung bedeutet daher der Zwang zur Aufrechthaltung der Ehe einfach die Unmöglichkeit, ihr Leben in der bisherigen Weise fortzusetzen, er bedeutet für sie vielfach den Ruin in wirthschaftlicher und sittlicher Beziehung; wenn aber die heutige Gesetzgebung in Wirklichkeit die sociale Seite bei jeder ihrer Vorschriften in Betracht zieht, wie kann sie da einem Dogma zu Liebe die socialen Interessen des größten Theils der Bevölkerung durch weitgehende Beschränkung der Ehescheidung nachhaltig schädigen? Man vergegenwärtige sich die Wohnungsverhältnisse der unbemittelten Bevölkerungsklassen, man erinnere sich daran, daß die Familien auf die beschränkten Räume angewiesen sind, und frage sie dann, welche Folgen es haben muß, wenn Ehegatten, denen das gemeinsame Leben nicht mehr möglich ist, durch

das Gesetz verhindert werden, die bestehende Gemeinschaft zu lösen? Ist ein solches Gesetz nicht dafür verantwortlich zu machen, wenn solche unhaltbare Zustände zu der Verübung strafbarer Handlungen führen? Der Gesetzgeber darf doch nicht mit idealisirten Zuständen, sondern er muß mit den socialen Verhältnissen, wie sie nun einmal bestehen und vermuthlich noch sehr lange bestehen werden, rechnen, er darf auch nicht außer Acht lassen, daß seine Satzungen nicht für kraft- und blutlose Wesen oder Asketen bestimmt sind, welche mit der irdischen Welt, ihren Leidenschaften und Bekümmernissen vollständig abgeschlossen haben, sondern für Menschen mit Fleisch und Blut, Menschen mit Leidenschaften, die als Durchschnittsmenschen kein Verständniß dafür besitzen noch besitzen können, daß sie einem Dogma zu Liebe verpflichtet sind, durch ein ganzes Leben hindurch die einmal eingegangene Ehe aufrecht halten zu müssen Steht hiernach die Beschränkung der Ehescheidung mit den socialen Interessen der Mehrheit der Bevölkerung in unversöhnlichem Gegensatze, so fragt es sich nunmehr, ob denn die Interessen der Sittlichkeit eine derartige Regelung erheischen? Auch dies muß im Hinblick auf die Erfahrungen, welche in Ländern gemacht wurden, in denen die Scheidung untersagt oder doch nur in Ausnahmefällen zugelassen ist, auf das Bestimmteste verneint werden. Die Beschränkung der Scheidung befördert das Concubinat, die Begründung illegitimer Verhältnisse und die unehelichen Geburten, sie schädigt hierdurch nicht nur die Volkssittlichkeit, sondern auch das Ansehen und die Würde der Ehe weit mehr, als es durch noch so zahlreiche Ehescheidungen geschieht; wenn der Staat die Scheidung des ehelichen Bandes verweigert, so drängt er die Gesellschaft auf den Weg der Selbsthilfe; der unglücklich verheirathete Mann, welchem das Gesetz die Eingehung einer anderen Ehe unmöglich macht, sucht in illegitimer Verbindung die Freuden und die Befriedigung, welche ihm die nicht zu lösende Ehe versagt, in den höheren und bemittelten Ständen breitet sich in Folge dessen die Unsitte des falschen Haushaltes aus, des „faux ménage“, den wir aus den Producten der französischen Litteratur kennen, mit allen wirthschaftlichen und sittlichen Nachtheilen, die hiermit verbunden sind, in den untern Schichten hilft man sich auf andere Weise, in beiden aber weiß die Selbsthilfe Mittel und Wege zu finden, um wenigstens thatsächlich das gesetzliche Verbot zu umgehen.

Es besteht kein Zweifel, daß in Frankreich die illegitimen Verbindungen durch das Verbot der Scheidung ganz wesentlich befördert wurden, selbst die leidenschaftlichen Gegner der Scheidung haben, wenn sie wahr und aufrichtig waren, zugegeben, daß die sittlichen Zustände durch das Eingangs erwähnte Gesetz von 1816 ganz erheblich verschlechtert wurden. Was will es gegenüber solchen Erscheinungen bedeuten, wenn man auf die Zunahme der Zahl der Ehescheidungen verweist und darin einen Beweis dafür erblickt, daß der deutsche Gesetzgeber die Heiligkeit der Ehe nicht genügend erfaßt habe, wie dies beispielsweise der französische Jurist Glasson in seiner

Schrift über Ehescheidung und Civilehe thut? Wird die Heiligkeit der Ehe vielleicht durch Zustände befördert, wie sie das französische Gesetz von 1816 hervorgerufen hat, und kann man von einer Heiligkeit auch gegenüber solchen Ehen sprechen, bei welchen die geistig-leibliche Gemeinschaft aufgehoben ist und der äußere Fortbestand nur durch den Zwang des Staates bewirkt wird? Gerade diese Scheinehen, welche des sittlichen Fundaments vollständig entbehren, sind ein Krebsschaden des Volkslebens, der Todfeind wahrer Sittlichkeit, und tausendmal besser ist es, das eheliche Band zu lösen, als durch solchen Zwang die Heuchelei großzuziehen und damit die Ehe selbst zu entwürdigen. Welcher Art der erzieherische und sittigende Einfluß sein kann, der in einer solchen Ehe auf die Kinder ausgeübt wird, bedarf wohl keiner Ausführung. Schließlich kann aber auch mit Recht wohl die Frage aufgeworfen werden, ob denn der Mensch und Bürger verpflichtet ist, um einer dogmatischen Anschauung willen auf das Glück einer ihn befriedigenden Ehe zu verzichten? Erscheint es in der That mit Rücksicht auf die überlegenen Interessen der Gesammtheit gerechtfertigt, das Individuum der Möglichkeit zu berauben, den einmal begangenen Irrthum wieder gut zu machen, erscheint es wirklich berechtigt, den Bürger im Hinblick auf die staatliche und gesellschaftliche Wohlfahrt zu zwingen, bei dem einmal gewählten Ehegenossen auszuharren, bis der Allüberwinder die Befreiung bringt? Man mag dem Satze, daß das öffentliche Wohl das oberste Gesetz ist, die weiteste Anwendung geben, trotzdem läßt sich hierauf nicht mit einer Bejahung antworten; die angeblichen Vortheile für die Gesammtheit existiren nur in der Einbildungskraft, die Gesellschaft hat mit Nichten ein Interesse daran, die einmal bestehende Ehe um jeden Preis, auch um den Preis eines Lebensglücks aufrecht zu erhalten, sie hat nur ein Interesse, daß die Ehen möglichst glückliche sind; gerade der Standpunkt der gesellschaftlichen Nützlichkeit verlangt es, daß dem Individuum, das in einer unglücklichen Ehe lebt, die Lösung derselben nach Möglichkeit erleichtert werde, er berührt sich hierbei mit der auch vom individuellen Standpunkte geltend zu machenden Forderung; der Mensch ist Selbstzweck, nicht Mittel zum Zweck, den Selbstzweck verkennt aber die Gesetzgebung, die ihm im Interesse dogmatischer Vorstellungen Opfer auferlegt, deren Größe außer jedem Verhältniß zu dem dadurch erkauften Ergebniß steht. Wenn man hiergegen einwendet, daß diese Ansicht am letzten Ende dazu führe, die Ehe auf Probe oder auf Zeit zu sanctioniren, welche wir bei unentwickelten Völkern und zurückgebliebenen Stämmen finden, so ist das lediglich eine nicht eben besonders geistreiche Redensart, welche Alles oder Nichts beweisen kann. Aus vorstehenden Ausführungen ergiebt sich, daß der Staat verpflichtet ist, unter Abweisung der dogmatischen und hierarchischen Anforderungen für ein weitreichendes Ehescheidungsrecht Sorge zu tragen. Wie stellen sich nun die beiden Entwürfe eines bürgerlichen Gesetzbuchs zu dieser Frage? Leider kann nicht mit dem Urtheil zurückgehalten werden, daß beide in dieser

Hinsicht nicht geeignet sind, volle Zufriedenheit hervorzurufen. Der erste Entwurf machte den dogmatischen Anschauungen in bedenklichem Maße Zugeständnisse; er stellte einige Gründe auf, welche schlechthin zur Ehescheidung berechtigen sollen, nämlich Ehebruch, die Verübung gewisser Sittlichkeitsverbrechen, lebensgefährliche Nachstellung und bösliches Verlassen, im Uebrigen aber ließ er die Scheidung nur zu, wenn durch Verschuldung des einen Ehegatten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verursacht ist, daß dem andern die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann; in diesen Fällen sollte aber zunächst nicht die Scheidung, sondern nur die Trennung von Tisch und Bett verlangt werden können, welche erst nach einer bestimmten Dauer in die Scheidung umzuwandeln war. Lediglich die Verschuldung eines Ehegatten berechtigte nach diesem System den anderen Ehetheil zu der Scheidungsklage, für die Berücksichtigung aller Scheidungsgründe, welche nicht auf der Verschuldung beruhen, zeigte der Entwurf kein Verständniß; es wurde hierdurch beseitigt nicht nur die Ehescheidung auf Grund unüberwindlicher Abneigung, ferner die Scheidung auf Grund gegenseitiger Uebereinstimmung, sondern auch die Scheidung wegen unheilbaren Wahnsinns, um von andern praktisch minder bedeutsamen Gründen hier abzusehen. In der Begründung des Gesetzentwurfs wird mit dürren Worten ausgesprochen, daß es im staatlichen Interesse liege, die Ehescheidung thunlichst zu erschweren; an manchen Stellen läßt dieselbe die Anschauung, daß im Interesse der sittlichen Ordnung die Ehe um jeden Preis aufrecht erhalten werden müsse, deutlich erkennen. So bedeutsam diese dem Dogmatismus gemachten Zugeständnisse auch waren, so befriedigten sie doch die Vertreter hierarchischer Ansichten mit Nichten, während sie auf der andern Seite, wo man den staatlichen Charakter des Scheidungsrechts in keinem Punkte antasten lassen wollte, natürlich die größten Bedenken erregten; der Vorwurf der Halbheit blieb dem Entwurf nicht erspart, und nicht mit Unrecht charakterisirte man seine Stellung als eine halb kirchlich-dogmatische, halb staatlich-bürgerliche Mittelstellung. Der deutsche Juristentag sprach sich gegen die Beschränkung der Ehescheidungsgründe auf die durch eine Verschuldung hervorgerufenen Ursachen aus und verlangte mit Entschiedenheit die Anerkennung unheilbaren Wahnsinns als Scheidungsgrund, eine Forderung, die auch in den medicinischen Kreisen viel Beifall fand. Der zweite Entwurf hat die Mängel des ersten einigermaßen verbessert; er hat die Bestimmung, daß in der Regel zunächst auf Trennung von Tisch und Bett erkannt werden soll, gestrichen, die Geisteskrankheit unter der Voraussetzung als Scheidungsgrund anerkannt, daß dieselbe mindestens drei Jahre gedauert hat, die geistige Gemeinschaft zwischen den Ehegatten durch sie aufgehoben und jede Aussicht auf Wiederherstellung ausgeschlossen ist; die übergroße Aengstlichkeit, welche aus dieser Verklauselirung ersichtlich ist, muß als charakteristisch bezeichnet werden. Im Uebrigen aber ist auch der zweite Entwurf der Ansicht, daß nur die Verschuldung des einen oder anderen

Ehegatten die Scheidung rechtfertigen soll; die Verschuldung muß sich äußern in schwerer Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder in unsittlichem oder ehrlosem Verhalten, und es wird des Weitern verlangt, daß sie eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses zur Folge hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann; als schwere Pflichtverletzung betrachtet man insbesondere grobe Mißhandlung.

Abgesehen von der Beschränkung des Scheidungsrechts, welche hierin enthalten ist, giebt diese Behandlung der Frage auch um deswillen zu großen Bedenken Anlaß, weil der Gesetzgeber den Gerichten die Bestimmung der Scheidungsgründe überläßt; wir werden nicht ein gesetzliches, sondern ein richterliches Scheidungsrecht besitzen, dessen Inhalt in den einzelnen Theilen des Reiches ein sehr verschiedener sein wird. Der gleiche Vorgang wird in dem einen Gerichtsbezirke als Scheidungsgrund anerkannt, in dem andern wird ihm diese Bedeutung abgesprochen werden, es wird sich — und hierauf ist besonders Gewicht zu legen — für die einzelnen Stände und Schichten der Gesellschaft ein besonderes Scheidungsrecht ausbilden, der dem früheren Rechte bekannte Unterschied zwischen Vornehmen und Geringen, der mit dem Wesen des Rechtsstaates in Widerspruch steht, wird auf dem Gebiete des Scheidungsrechtes wieder eine rechtliche Bedeutung erlangen, und wir werden darauf gefaßt sein müssen, daß beispielsweise die Verurtheilung des einen Ehegatten zu einer schweren Freiheitsstrafe, wenn es sich um die Nobiliores handelt, von dem Richter als Scheidungsgrund betrachtet, dagegen, wenn es sich um Angehörige der Humiliores dreht, nicht unter die Kategorie der Pflichtverletzungen gestellt wird, welche dem andern Ehegatten das Zusammenleben unmöglich machen; wer dies als Untertreibung erachtet, sollte sich daran erinnern, daß schon heute bei der Scheidung einer Ehe die gesellschaftlichen Sitten und Gebräuche in intensivster Weise beachtet und gewürdigt werden. Wir müssen es aber als nachtheilig bezeichnen, wenn durch dasselbe Gesetzbuch, welches die Rechtsverschiedenheit in Deutschland zu beseitigen den Zweck hat, zu der Ausbildung der Rechtsverschiedenheit auf einem Gebiet der Grund gelegt wird, auf welchem dieselbe gewiß nicht berechtigt ist. Noch schlimmer aber ist es, daß von vornherein garnicht festgestellt werden kann, ob eine Ehe geschieden wird oder nicht? Erst im Laufe einer lang- und vieljährigen Rechtsprechung werden sich feste Grundsätze hierüber ausbilden, es wird manches Jahr vergehen, bis die Gerichte in constanter Rechtsübung bestimmte grundsätzliche Anschauungen zum Ausdruck bringen. Einstweilen haben wir mit einer starken Rechtsunsicherheit zu rechnen, welche nicht nur in den Kreisen der Nichtjuristen, sondern auch in denjenigen der Juristen ihren schädlichen Einfluß ausüben wird; ob eine Lieblosigkeit, eine Pflichtverletzung die Ehescheidung begründet, dürfte in Zukunft auch der Jurist zunächst nur in bedingter Form beantworten können, da er ja keine Sicher-

heit dafür besitzt, daß der Richter derselben Anschauung ist wie er. Dem subjectiven Ermessen des Richters wird ein geradezu unbegrenzter Spielraum gewährt, und in gewissem Sinne ist es nicht unzutreffend, wenn man behauptet, das Gesetz trete die ihm zukommende Aufgabe an den Richter ab. Wenn nun auch die moderne Gesetzgebung, einer Forderung der Wissenschaft folgend, das richterliche Ermessen auf den verschiedensten Gebieten des Rechtslebens erweitert und die früher bestandenen Schranken größtentheils beseitigt, so muß es doch auch hierbei wieder eine Grenze geben; die Ueberschreitung derselben ist unter allen Umständen bedenklich, die Bedenklichkeit erhöht sich aber, wenn dies gegenüber Fragen geschieht, deren Behandlung durch die confessionellen Unterschiede nicht unerheblich beeinflußt werden kann und thatsächlich beeinflußt wird; denn es ist nur naturgemäß, daß der Richter, welchem die Ehe als ein schlechthin unauflösliches Band erscheint, über die Verfehlung des einen oder anderen Ehegatten anders denken wird, als der Richter, welcher dieselbe unter dem staatlich-bürgerlichen Gesichtspunkte beurtheilt; confessionelle Anschauungen kommen hierdurch in der Rechtsprechung zum Ausdruck und bis zu einem gewissen Grade, auch zu der Anerkennung; mit unbedingter Nothwendigkeit muß dies aber dahin führen, das Vertrauen auf die Objectivität der Rechtsprechung zu erschüttern und dem Mißtrauen gegen die Rechtsübung, welches ohnehin leider in den weiteren Schichten der Bevölkerung Platz gegriffen hat, Nahrung zu geben. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern macht sich neuerdings eine Strömung geltend, welche den Staat zu einer Beschränkung der Scheidung veranlassen will; in Frankreich trachtet man seitens kleiner, aber nicht einflußloser Kreise dahin, das die Ehescheidung gestattende Gesetz wieder aufzuheben; es sind dies im Wesentlichen dieselben Kreise, als deren Wortführer Herr Brunetière jüngst erklärt hat, daß die Wissenschaft ihre Unfähigkeit zur Erklärung der letzten Gründe des Lebens und Werdens documentirt habe und daher nur die Rückkehr zu dem Glauben übrig bleibe, zu dem bedingungslosen Glauben, welcher Berge versetzt und nicht nur von dem Ignoramus sondern auch von dem Ignorabimus überzeugt ist; in Deutschland geht man zwar nicht ganz soweit, aber doch schon weit genug; im Interesse guter Zucht und Sitte will man die Ehescheidung möglichst beschränken, das Individuum an der Lösung einer Ehe, welche es unglücklich macht, verhindern; warum, so fragt man, soll der Staat nicht berechtigt sein, dem Bürger Opfer auch in diesem Interesse zuzumuthen, da er ihm für die Erhaltung der Wehrmacht, für die Herstellung einer gleichmäßigen Volksbildung in intellectueller Beziehung doch auch die schwersten Opfer aufbürdet? Gegenüber solchen Ansichten kann immer nur wiederholt werden, daß die wahre Sittlichkeit durch die künstlich aufrecht erhaltenen Ehen nicht nur nicht gefördert, sondern geschädigt und zwar nachhaltig geschädigt wird und der Staat schlecht berathen ist, wenn er die Lehren der Geschichte,

insbesondere der Sittengeschichte verschmäht, die in dieser Beziehung für Jeden, der sie kennen lernen will, vorhanden sind. Die Einschränkung der Ehescheidung im Sinne dogmatisch-hierarchischer Forderungen ist für weite Gebiete des deutschen Reichs ein Rückschritt, dessen Folgen nicht ausbleiben werden; der Gesetzgeber, welcher der Ansicht ist, durch sie der Gesittung und Volkssittlichkeit einen großen Dienst zu erweisen, wird sich frühe genug an das oft angeführte, leider aber selten beachtete Wort erinnern: „Minder sittlich wäre sittlicher.“





Wer ist der Mann?

Erzählung.

Von

M. Schoepp.

— Berlin. —

Müden, schleppenden Schrittes ging ein Wanderer auf der staubigen Landstraße, schwer auf den starken Kreuzdorn in seiner Rechten gestützt. Schlotternd hingen an seinem Leibe ärmliche, an vielen Stellen geflickte Kleider. Unter einem formlosen, breiten Filz drang silbergraues, langes Haar in üppiger Fülle hervor, und des weißen Bartes starker Wuchs war längst nicht mehr vom Scheermesser gekürzt. Von der gebräunten Stirn perlten schimmernde Tropfen und hafteten in den buschigen Brauen, in dem langen Barte, bis die schwielige, sonnverbrannte Hand sie entfernte. Das Gehen wurde dem Manne schwer. Oft blieb er stehen. Und jedes Mal maßen seine Augen dann sehnsüchtig die Strecke Weges, die noch vor ihm lag, den Weg bis zur Höhe, bis zum „Galgenberge", von dem er in's Thal hinabschauen konnte, in's friedlich stille Thal, in die Heimat!

In die Heimat!

Eine jahrelange Pilgerfahrt hat er hinter sich. Von Berg zu Thal, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land hat es ihn getrieben. Oceane hat er durchkreuzt, Gebirge überschritten. Der Tropen üppig stolze Vegetation hat sein Auge geblendet durch der Farben leuchtende Pracht. Glitzernde, schimmernde Eisfelder, ewiger Schnee, in den Purpur oder die satte Bläue magischen Nordlichtes getaucht, erfüllten sein Herz mit Ehrfurcht vor der schweigenden, hehren Majestät Natur. Seine Seele zitterte bei all der Herrlichkeit, die ihn umgab, seine Lippen stammelten Laute des Entzückens; aber all die Schönheit und all die Pracht konnten ihn ein Stückchen Erde nicht vergessen machen, das er vor vielen, vielen Jahren verlassen. Lag

er träumend unter dem schattenspendenden Dattelbaum, gedachte er des süßen Duftes der deutschen Linde. Leuchteten ihm schillernde Gefieder kreischender Vögel aus den Baumwipfeln entgegen, entsann er sich des klagenden Gesanges der Nachtigallen, und gewährte man dem Fremdling vorsichtig kühlen Gruß, sehnte er sich nach dem herzinnigen „Grüß Gott" seiner Muttersprache. In der Sehnsucht nach der Heimat war er alt geworden. Alt und hinfällig, vor der Zeit ein Greis. Des Glückes freundlich Lächeln war ihm nicht geworden. Er grollte darum nicht. Er freute sich der schönen Gotteswelt, bewunderte kindlichen Gemüthes ihren ewigen Wechsel, träumte von lichter, sonniger Zukunft, war ein Jüngling mit grauem Haar. Arm war er ausgezogen — arm kehrte er in die Heimat zurück.

In die Heimat!

Niemand harrte seiner. Man hatte ihn wohl vergessen. Es war ja so lange her, seit er gegangen. Vergessen.

Alle? Auch er?

Ach, nicht nach Menschen sehnte er sich. Noch einmal wollte er da athmen, wo er jung war, wo er Worte der Liebe von jetzt längst verblichenen Lippen vernommen; einmal noch das anmuthige Kirchlein auf bewaldeter Anhöhe sehen, das weinbewachsene Pfarrhaus, überwölbt von mächtigen Kastanien; einmal noch unter den Eichen liegen, wo er als Knabe stolze, hochfliegende Pläne spann, die alle, ach, alle gescheitert sind — welch' unendlich wonniger Reiz liegt in solchem Sehnen, welch' schmerzlich süßer Zauber umgiebt da die Heimat!

Den langen Weg über den Ocean hatte der Heimgekehrte in dem glühenden Heizraum eines Kauffahrers zugebracht. Gering nur war die Löhnung für schweren Dienst — was lag daran? Die Matrosen sahen ihn mit gutmüthigem Spott scheiden. Er war ihnen oft närrisch vorgekommen. Und gar erst beim Landen! Fuhren doch die rußgeschwärzten harten Hände so seltsam, so verstohlen über Stirn und Augen — was war dem Alten?

Zu Fuß war er hierhin gekommen, war über Berg und Thal gegangen, hatte Wald und Feld durchschritten in rastloser Eile, von innerer, ungewisser Angst getrieben. Nur kurze Ruhe gönnte er dem müden Körper. Auf sein Bitten gewährte ihm manch mitleidig Weib Speis' und Trank und wies gutmüthig seine Münze zurück. „Gott lohn's!" rief er ihnen zu und wandte oft noch den Kopf nach dem gastlichen Hause zurück, vor dem Alt und Jung stand und seltsame Mär von dem fremden Mann zu erzählen wußte. Der Sonne Gluth kümmerte ihn wenig. Unter südlichem Himmel hatte er sich daran gewöhnt. Und quälte ihn der Durst, bot ihm wohl ein Landmann frischen Trunk, und kam er an ein Bächlein, schöpfte er mit der hohlen Hand erfrischendes Naß aus silberheller Fluth, und dies, dem Heimatsboden entquollen, mundete ihm köstlicher, als der feurige Traubensaft, den ihm dunkelfarbige Frauen lächelnd credenzten.

O Heimat! Zauberland!

Und nun trennte ihn nur noch eine lange, staubige Landstraße von der ersehnten Stätte. Aber seine Kräfte erlahmten; mühsam schleppte er sich vorwärts. Er keuchte unter der Last des Bündels, das seine wenigen Habseligkeiten enthielt. Unsicher ward sein Schritt, gebeugter seine Haltung. Die Hand, die den Kreuzdorn hielt, zitterte. So nahe dem Ziel zusammenbrechen? Grausamer Gedanke!

Der Alte blieb schwer athmend stehen und schob den grauen Filz aus der Stirn. Mit dem Rockärmel wischte er den Schweiß ab und ließ forschend die Blicke umherschweifen. Kein Mensch zu sehen. Nur blendendes Sonnenlicht ringsum, in der Ferne der dunkle Waldessaum. Wie weit noch bis dahin! Wenn die schmerzenden Füße den Dienst versagten.

Vorwärts! Vorwärts!

Und er wankte dahin, sterbensmüde, aufrechtgehalten von einem eisernen Willen, von der brennenden Sehnsucht nach der Heimat. Und endlich —

Taumelnd hatte er die Höhe erreicht, ächzend sank er in's Moos, unfähig, sich zu rühren — und doch ein selig Lächeln um den leicht geöffneten Mund.

In der Heimat!

Bang rauschte es über ihm — die Kronen breitblättriger Palmen? O nein; aus den Wipfeln deutscher Eichen flüsterte es „Willkommen". In der Nähe plätschert's; klatschend fallen die Wasser aus der waldigen Höhe fast senkrecht in geebnetes Flußbett; der Mühlenbach ist's, der kecke Gesell! Wie ist doch sein Lied sich gleich geblieben während all der Jahre! „Grüß Gott, Du Lieber! Alte Bekannte sind wir!"

Und der Eichen Rauschen und des Baches Plätschern sangen dem Müden ein Schlummerlied. Des Waldes moosiger Grund war ein gar köstlich Ruhebett. Und wie der Greis entschlief, entführte der Traumgott seine Seele in das luftige, unermeßliche Reich der Phantasie. — —

In der Secunda des B.schen Gymnasium ist es.

Durch zwei hohe, schmucklose Fenster fällt das weiße Sonnenlicht und beleuchtet grell die kahlen, weiß getünchten Wände. Der Thür gegenüber hängt in schiefer Linie eine große Karte, die norddeutsche Tiefebene darstellend. Würfel, Rechtecke, Säulen, stumpfe und spitze Winkel sind, mit fast sämmtlichen Buchstaben des Alphabetes versehen, in wirrem Durcheinander auf die schwarze Holztafel gemalt, die neben dem braunen Kachelofen ernst und drohend den Schulbänken gegenübersteht. Und auf diesen sitzen, theils verlegen und ängstlich, theils verstockt und trotzig die stolzen Besucher der Klasse und hören mit sehr gemischten Empfindungen, die sich deutlich auf ihren Gesichtern ausprägen, den strengen Worten des Ordinarius zu.

Julihitze brütet über Allen.

Hoch aufgerichtet steht er auf dem Katheder. Zornig blitzen seine dunklen Augen hinter der goldenen Brille. Die wohl gepflegten, schmalen

Hände halten einen weißen, eng beschriebenen Bogen Papier. Bücher, Pfeifen, bunte Mützen, Bierkrüge stehen und liegen in buntem Durcheinander vor ihm. Eben fragt er mit seiner tiefen, klangvollen Stimme zum dritten Mal.

„Ihr verweigert mir also jedwede Auskunft?"

Tiefes Schweigen.

„Ihr wißt," fährt er fort, „daß Eure Verstocktheit Euer Vergehen nur verschlimmert, daß Ihr sämmtlich relegirt werdet, wenn die Schulbehörde davon erfährt. Und sie wird es. Die ganze Stadt spricht ja bereits von diesem unerhörten Vorkommniß. Ich nehme an, daß nicht Alle von Euch so verderbt sind, wie es in diesem Briefe steht. Ich nehme an, daß Einer unter Euch die Anderen durch schlechtes Beispiel verführte. Nennt mir diesen Einen — die Uebrigen sollen mit einem Verweis davon kommen. — Nun?"

Unruhe entsteht unter den Schülern. Sie stoßen sich an, flüstern, viele verrathen Angst und Bestürzung. Aber — sie schweigen.

„Es schmerzt mich, daß ich mich in Euch täuschte, daß Unaufrichtigkeit unter Euch mir Euer Vertrauen rauben konnte, daß die Verstocktheit bereits so große Herrschaft über Euch gewann. Oder ist es Furcht vor Eurem Verführer, die Euch die Zunge bindet? — Könntet Ihr Euch wirklich vor einem Schüler fürchten, dessen erbärmliche Feigheit ihn vor der wohlverdienten Strafe zurückscheuen läßt?"

Lange, athemlose Pause.

Dr. Securius scheint aufmerksam in dem entfalteten Briefe zu lesen, sonst könnte ihm der Eindruck, den seine letzten Worte machten, unmöglich entgehen. Aller Augen haben sich einem Knaben zugewandt, der seinem Aeußeren nach wohl kaum noch in die Secunda paßt. Groß und breitschultrig ist er, ein Bild jugendlicher Kraft und Gesundheit. Stolze, blaue Augen beleben das schöne Gesicht; auf der Oberlippe zeigt sich der erste Flaum in dem zarten Hellblond des welligen, üppigen Haares. Mit finsterem Spott hat er bisher seine Mitschüler beobachtet; verächtlich glitten seine Blicke von Einem zum Andern. Da hört er die letzten Worte des Lehrers. Dunkle Gluth schießt in seine Wangen, ein Ruck geht durch den kräftigen Körper, die starken, gesunden Zähne graben sich fest in die Unterlippe; und die Fäuste ballen sich drohend. Ein wilder Blick trifft den Ordinarius.

„Ich bin's, Herr Doctor."

Fast unmerklich zuckt der Lehrer zusammen. Straffer richtet er sich auf.

„Du, Fritz Bellermann?"

„Ja."

Rauh und fest klingt's. Ihre Blicke treffen sich.

„Warum hast Du es nicht gleich gesagt?"

„Weil wir uns Schweigen gelobten."

„Und warum hast Du's nun gebrochen?"

„Weil ich mit den Memmen da Nichts mehr zu thun haben will.“

Die stolze Antwort erregt Unruhe; entrüstete Zurufe erschallen. Einige der Knaben sind aufgesprungen, und wüster, immer stärker werdender Lärm erfüllt die Klasse.

„Ruhe!“ gebietet der Ordinarius, und da es ungehört verhallt, schlägt er mit einem Lineal schallend auf den Tisch und wiederholt mit starker Stimme: „Ruhe!“

Trotzig sieht Fritz die Wüthenden an. Wie schnell sie sich beruhigen lassen. Gestern noch kecke Bursche, in Tabaksqualm gehüllt, mit heiseren Stimmen Commerslieder brüllend und dazu den Tact mit Bierkrügen schlagend und heute zitternd vor einem Wort des Lehrers.

„Was ich Euch zusagte, werde ich halten,“ sagt dieser strengen Tones. „Ich werde Alles thun, um es bei der Behörde durchzusetzen, wenn ich Euer festes Versprechen habe, daß Ihr Euch redlich bemühen werdet, durch bestes Betragen und ehrliches Arbeiten dieses Vergehen vergessen zu machen. Was aber Dich anbetrifft, Fritz Bellermann — —“

Er macht eine Pause; seine Augen ruhen wieder auf dem Briefe.

„Um Deinen Vater thut mir's leid. Er erlebt nicht viel Freude an Dir. Aber ich kann es ihm nicht ersparen. Ich habe Dich oft genug gewarnt. Du wolltest nicht hören. Du bist fast 18 Jahre, der Aelteste in der Klasse. Anstatt den Jüngeren mit gutem Beispiel voranzugehen, hast Du sie verführt, wo Du konntest. Reich begabt bist Du. Doch der Wille fehlt Dir, Deine Gaben anzuwenden. Bis jetzt vergab ich Dir Deine Streiche, denn ich hoffte, Du würdest Dein Unrecht einsehen. Diesmal kann ich nicht vergeben, kann nicht einmal entschuldigen. Du hast die Schulordnung auf's Gröblichste verletzt. Oeffentliches Aergerniß hat man an Deinem Treiben genommen. Ich muß es dem Director melden. Du verdienst strenge Strafe. Aber — ja, um Deinen Vater thut es mir leid.“

Starr hat Fritz den Sprechenden angesehen, ohne auch nur einmal dessen auf den Brief gehefteten Augen zu begegnen. Nun zuckt er ironisch lächelnd die Achseln, wendet sich zu seinem Nachbar, einem dunkellockigen Knaben, der ihn schon einige Male ängstlich angeschaut, und nickt ihm freundlich zu. Die Anderen existiren für ihn nicht mehr. Dann beginnt er langsam und gleichgiltig seine Bücher zusammenzulegen, zieht bedächtig die große, silberne Taschenuhr hervor, gähnt gezwungen und zeigt deutlich seine Langeweile.

„Bereust Du denn wenigstens?“ schallt es vom Katheder.

Etwas wie Heiterkeit zeigt sich in des Jünglings Antlitz.

„Nein, Herr Doctor.“

Jener glaubt, nicht recht gehört zu haben.

„Was?“

Für so verstockt hat er seinen Schüler wohl nicht gehalten. Er nimmt seine Brille ab, ein Zeichen seiner hohen Erregung.

„Du bereust nicht? Siehst es nicht als eine Schmach an, relegirt zu werden, nachdem Du bereits 2½ Jahr in dieser Klasse gesessen? Als eine Schmach, vor Deinen Mitschülern mit der höchsten Strafe belegt zu werden, die es auf der Schule giebt?"

Ein feindseliger Blick trifft den Lehrer, und hart und stolz klingt es zum zweiten Male:

„Nein, Herr Doctor."

Den Anderen vergeht der Athem. Fritz Bellermann ist in ihren Augen plötzlich ein Held. Viele können sich eines Schamgefühls nicht erwehren, ihn vorher im Stich gelassen zu haben, auf seine Kosten straflos davon zu kommen. Eigentlich haben Sie doch Alle mitgehalten, und Schwüre ewiger Treue sind gewechselt und engste Brüderschaft ist getrunken, und hohe Ideale von Männerfreundschaft und Freundespflichten erfüllten die jungen Herzen. Und da diese zum ersten Mal bethätigt werden sollten, hatten sie so jämmerlich Schiffbruch gelitten, und nur Fritz, der Verführer, war seinem Gebübde treu geblieben. Wahrlich, den Knaben ist schlecht zu Muthe. Sie schämen sich. Einer nur von Allen sieht strahlenden Blickes auf Fritz, kann kaum die Zeit erwarten, da er ihm die Hand drücken, ihn umhalsen darf. Einer nur von Allen empfindet die schreiende Ungerechtigkeit, die hier stattfindet. Und plötzlich unterbricht seine helle, klare Stimme die schwüle Stille, und seine schlanke Gestalt hochaufrichtend, sieht er glühenden Antlitzes auf den Ordinarius.

„Wenn Fritz relegirt wird, will ich auch bestraft sein, Herr Doctor," sagt er.

„Du, Karl Güstrow?" fragt der Lehrer überrascht, und die Knaben blicken ihn verdutzt an. „Du?"

„Nein, er nicht, Karl nicht," wehrt Fritz entschieden, „er ist ja garnicht dabei gewesen."

„Nein, er ist garnicht dabei gewesen," tönt's im Chorus.

„Was bedeutet denn das, Karl Güstrow? Du hörst, was die Uebrigen sagen. Warum willst Du Bellermann's Strafe theilen?"

„Weil ich ebenso schuldig bin, Herr Doctor. Ich und Alle. Ich habe nur nicht dabei sein können, weil — —"

„Nun, weil?"

„Weil er seine Mutter nicht betrüben wollte, Herr Doctor," gesteht Fritz mit eigenthümlicher Betonung, und ein warmer Blick trifft den Freund.

„Und nun glaubst Du Dich ebenso schuldig? Es macht Deiner Gesinnung als Freund alle Ehre. Ich wünschte aber in Deinem Interesse, daß Du Dir andere Freunde wähltest, als Fritz Bellermann."

Karl wirft trotzig den Kopf zurück. „Und wenn ich Geld gehabt hätte, würde ich mir doch eine Pfeife und eine Mütze gekauft haben."

„So, so; da ist es ja die allerhöchste Zeit, daß Du aus so gefährlicher Gesellschaft kommst. Wie alt bist Du?"

„Beinahe 15."

„Und beginnst schon, Dich gegen den Willen Deiner Mutter und Deiner Lehrer aufzulehnen? Du gehörst noch in die Tertia, Karl Güstrow, denn Du sprichst wie ein Kind. Setz Dich jetzt; ich wünsche, nie wieder derartiges von Dir zu hören."

Karl ist beschämt und empört zugleich. Er hört die ernsten, wohlmeinenden Worte seines Lehrers und ist doch entschlossen, auch fernerhin seine Freundespflichten zu erfüllen. War es denn so etwas Schlimmes, was er gethan? Wäre Fritz nicht auch für ihn eingetreten?

Draußen läutet es, das Zeichen des Schulschlusses. Dr. Securius macht sich einige Notizen, hält noch eine kurze Ansprache betreffend Disciplin in der Schule und im Leben, ermahnt eindringlich zur Besserung und verläßt die Klasse.

Seltsamer Weise haben die Schüler heute gar keine Eile, heim zu kommen. Geräuschvoll werden die Mappen gepackt; doch die sonst so redegewandten Münder bleiben geschlossen. Manches Auge schielt hinüber zu Fritz — wie gleichgiltig er aussieht, wie ruhig er sich mit Karl Güstrow unterhält. Als wenn ihn die Sache garnichts anginge. Einer klopft ihm auf die Schulter.

„Du Fritz, Du bist doch nicht böse?"

Bellermann schüttelt die Hand unwillig von sich.

„Laß das."

„Wir können doch Nichts dafür. Warum hast Du's denn gesagt?"

„Ja, warum hast Du's denn gesagt?" wiederholen Einige.

Höhnisch überfliegen seine Blicke die Schaar.

„Wahrhaftig, Ihr seid mir nette Jüngelchen! Die Angst stand Euch ja Allen auf dem Gesicht geschrieben. Die Angst vor dem spanischen Onkel, der zweifellos bei Euch allen Besuch gemacht hätte, wenn der Wisch mit der Relegation zu Haus abgegeben worden wäre.

Ihr hättet's ja doch gepetzt, wenn man Euch auf den Pelz gerückt wäre. Da sag' ich's doch lieber selbst. Der Securius soll nicht denken, daß ich dazu zu feige bin. Wenn ich schon was ausgefressen habe, muß ich auch die Courage haben, es zu sagen, versteht Ihr das? Und weil ich das mit der Verbindung angefangen habe, und Ihr nur wie die Hammel hinter mir hergelaufen kamt und zu dem, was ich sagte, ‚ja' blöktet, wäre mir das doch zu putzig, wenn ich Euch in dem Sumpfe, in den Ihr mir folgtet, stecken ließe. So ist Fritz Bellermann nicht. Aber, ja — Memmen seid Ihr — richtige Memmen!"

Während des Sprechens hat er seinen Ranzen gepackt, die Mütze vom Nagel genommen und legt nun seinen Arm um Karls Nacken.

„Komm, Karl."

Spöttisch betrachtet er die Verblüfften. „So geht doch! Ihr wißt ja, der Aufenthalt in der Klasse nach Schulschluß ist gegen die Schulordnung."

„Das brauchst Du uns nicht zu sagen," sagt der Bürgermeisterssohn hochmüthig, „wir gehen, wenn es uns paßt."

„Oho!"

„Und was Du eben sagtest von in den Sumpf locken und andere Bemerkungen, könntest Du Dir wohl selbst sagen, daß das auf uns nicht angewandt ist —"

„Da hat er ganz Recht — auf uns ist das nicht angewandt," schreien Einige und schaaren sich um den Sprecher.

„Wenn wir Dich als Präses gelten ließen und dem mit der Verbindung wirklich zustimmten, thaten wir das nicht, weil Du das gesagt hattest —"

„Nein, darum thaten wir's nicht."

„Wenn wir nicht gewollt, hättest Du uns nicht zwingen können, und wenn Einer sein Wort gebrochen hat, dann warst Du es. Wir haben geschwiegen. Hättest Du es auch gethan, hätte Securius gar nicht daran gedacht, Jemanden zu relegiren. Wo hätte er denn unterrichten sollen? Du ganz allein hast Schuld. Aber natürlich, nun möchtest Du sie auf uns schieben. Wir lassen es uns nur nicht gefallen."

„Nein, wir lassen es uns nicht gefallen. Warum hat er es gesagt. Bellermann ist selbst Schuld. Wir können Nichts dafür."

Wüster Lärm entsteht. Fritz ist nicht mehr der Held, sondern der Feind der Klasse. Jeder der Knaben fühlt, daß Jener vorhin die Wahrheit gesprochen. Und je mehr sich ein Jeder getroffen, gedemüthigt fühlt, desto intensiver wird der Durst nach Rache. Eifrig reden sie aufeinander ein, stecken die Köpfe zusammen, verursachen mit ihren Tornistern, Penalen und Stiefelabsätzen einen furchtbaren Spectakel und warten nur des Augenblicks, da sie ihren Haß handgreiflich beweisen können. Und dem aufgeregten Haufen gegenüber steht, noch den Arm um Karl Güstrow geschlungen, Fritz Bellermann, sieht höhnischen Blickes auf die Gegner und murmelt noch einmal mit spöttisch verzogenen Lippen — „Memmen —" Aber in seinen Fäusten zuckt es, und die starken Nüstern zittern.

Empört hat Karl dem Streite zugehört. Der Zorn hat ihm die Wangen dunkel gefärbt.

„Das ist aber abscheulich von Euch," schreit er entrüstet, „das ist schlecht. Wißt Ihr das? Und ich würde mich schämen an Eurer Stelle, ja wohl, schämen würd' ich mich. Zuerst laßt Ihr ihn im Stich, und dann gebt Ihr ihm auch noch die Schuld! Und sagt dabei, Ihr hättet's auch ohne ihn gethan — warum sagt Ihr denn das nicht Securius? Jetzt, wo er in der Patsche sitzt, fallt Ihr über ihn her! Abscheulich ist's von Euch! Pfui!" und er macht eine verächtliche Bewegung.

„Laß doch, Karl," unterbricht ihn Fritz wegwerfend, „Du thust ihnen zuviel Ehre an; das verstehen die ja garnicht." Er geht zur Thür. Aber mit einem Satz ist Alois Wenzel neben ihm. „Was, das verstehen wir

nicht?“ ruft er blaß vor Wuth, „ich auch nicht? Mein Vater ist der Bürgermeister! Und wer ist denn Deiner? Du hast ja gar keinen! Und wer ist denn Deine Mutter? Gesessen hat sie — ja gesessen — —“

Er kommt nicht weiter. Ein Faustschlag traf ihn mitten in's Gesicht, daß das Blut ihm aus der Nase stürzte, und in der nächsten Secunde ist er gegen die Wand geschleudert und fällt betäubt zu Boden. Und mit heiserem Wuthschrei stürzt der Geschmähte auf ihn und reißt ihn an der Schulter empor und preßt den schlaff herabhängenden Arm mit eiserner Gewalt — „sag's noch einmal, Du, sag's noch einmal!“

Vergebens hat Karl versucht, die Beiden auseinander zu bringen. Das kreideweiße Gesicht des Freundes flößt ihm Furcht ein; widerlich ist ihm Wenzels blutiges, geschwollenes Antlitz, aus dem die schier verglasten Augen stier hervorsehen, und der schlotternde, widerstandslose Körper erfüllt ihn mit Mitleid und Abscheu. „Helft doch!“ ruft er den Uebrigen zu, die entsetzt dastehen und es nicht wagen, mit dem Wüthenden anzubinden, „hört Ihr denn nicht? Helft mir doch!“

Heftig wird die Thür aufgerissen. In ihrem Rahmen steht der Ordinarius.

„Was giebt's? Was bedeutet das?“ fragt er.

Und die ganze Klasse antwortet:

„Der Wenzel hat — Bellermann wollte — er hat ihn geschlagen —“

„Ruhe! Was ist geschehen? Bellermann — antworte Du.“

Fritz hat den laut Heulenden losgelassen und wie etwas Ekles von sich gestoßen. Er streicht das Haar aus der Stirn und blickt wild auf den Lehrer.

„Beschimpft hat er mich,“ stößt er hervor, „da hab' ich ihn gezüchtigt.“

„Wie kamst Du dazu, Wenzel?“ fragt Jener streng weiter. „Aber wie siehst Du aus? Geht mit ihm hinab — wascht ihn an der Pumpe — das ist ja empörend! Und Ihr nennt Euch Schüler eines Gymnasiums? Wollt gebildete Menschen sein? Es wird eine strenge Untersuchung eingeleitet werden. Derartiges darf nicht wieder vorkommen.“

Alle gehen; einige Neugierige weichen vor des Lehrers gebietendem Blick. Nur Karl und Fritz bleiben in der Klasse.

„Es ist heute das zweite Mal, daß Dich ein schwerer Tadel trifft,“ beginnt Jener, „ich hielt Dich für leichtsinnig, unbedachtsam; jetzt hast Du roh, verächtlich gehandelt.“

Die Blässe in des Jünglings Antlitz ist dunkler Gluth gewichen. Seine Lippen zucken. Aber er senkt die lodernden Blicke nicht und beachtet auch nicht, daß seine Entschuldigung erwartet wird. Und wieder nimmt Karl für ihn das Wort, hastig, ängstlich —

„Wenzel war's, Herr Doctor; er hat gesagt — —“

„Still!“ herrscht Fritz ihn barsch an, „es braucht sich Niemand in meine Sachen zu mischen, auch Du nicht. Ich habe Nichts gesagt wegen

der Relegation, garnichts. Wenn mich aber Jemand beschimpft, ja beschimpft" — er würgt an dem Wort — „dann — dann —" er nimmt seinen Ranzen vom Boden auf und blickt nach der Thür.

„Ich werde es morgen untersuchen," sagt Securius kurz und wendet sich zum Katheder, um einige seiner dort liegen gebliebenen Bücher zu holen. Mit raschem Gruß verlassen die Schüler die Klasse.

Schweigend legen sie ihren Weg über einen langen, dunklen Corridor zurück, finster brütend der Eine; von ängstlicher Theilnahme der Andere erfüllt. Karl sucht eifrig nach der Anknüpfung eines Gesprächs und beginnt endlich unsicher —

„Wollen wir heute zusammen präpariren, Fritz?"

„Nein, ich präparire nicht. Es hat doch keinen Sinn mehr."

„Ach, laß doch. Er hat es nicht so ernst gemeint. Oder wir müssen Alle gehen."

„Dann geht. Ich will, daß er's ernst gemeint hat; ich passe doch nun mal nicht zu Euch. Er soll nur ruhig mit meinem — meinem Vater sprechen. Dann hat's eben ein Ende. Ja, er soll nur ruhig mit ihm sprechen." Er lacht kurz auf. „Neugierig bin ich, was er sagen wird. Er kann mich nämlich nicht leiden —"

„Ach, Fritz —"

„Du glaubst's nicht?"

„Er ist doch so gut — weißt Du noch auf der letzten Partie? Wie wir vom Bodenfenster aus mit unseren Stiefeln die großen Birnen vom Baum warfen, weil wir nicht hinaufklettern konnten? Und ein Stiefel fiel dem dicken Müller auf den Kopf, aber er konnt's nicht erkennen, weil es so dunkel war —"

„Na — hat der geschrieen! Auf den nackten Schädel ist er ihm gefallen. Er hatte kein Haar und keine Perrücke auf! Haha!"

„Und Securius ging gerade spazieren und hat natürlich Alles gemerkt. Da hat er den Müller mitgenommen und ihm Umschläge gemacht, und Gottfried Sauer hat unterdessen die Birnen und die Stiefel geholt."

„Drei blieben ja an den Zweigen hängen —"

„Wir haben sie uns aber geholt. Und er hat ihm gesagt, es wird wohl 'ne Birne 'runter gefallen sein, die ihm das Loch geschlagen hat —"

„Er hat's aber nicht geglaubt."

„Das schadet Nichts. Hübsch war's doch von Securius. Leonhard hat gesehen, wie er ihm nachher einen Thaler gegeben hat. Und dabei hat er gelacht und nach dem Birnbaum gezeigt."

„Na ja, das war ja ganz nett. Aber mich kann er doch nicht leiden. Du kannst mir's glauben, Karl. Ich — ich weiß nämlich was von ihm."

„Du? Was denn?"

„Ach, Nichts — — Kommst Du heut' mit nach Haus?"

„Ich will Mutter ‚guten Tag' sagen."

„Ist sie heute auf dem Feld?“

„Ja, mit dem Jochen und der Kathi. Der Herr Pastor hat sie geschickt.“

„Kommst Du dann nach dem Galgenberge?“

„Ja —“

„Zur Vesper?“

„Gewiß; an der großen Silberpappel wart' ich.“

„Leb' wohl, Karl!“

„Du auch, Fritz.“

Ein kräftiger Händedruck; Fritz biegt in das Gäßchen ein, in dem sich das väterliche Haus befindet, und Karl schnallt den Ranzen fester um die Achseln und eilt aus dem Städtchen, dem eine Stunde Weges entfernten Felde zu, das seine Mutter gepachtet.

Puh! welch' fürchterliche, sengende Gluth!

Täglich muß er den Weg vom Dörflein nach der Stadt machen. Wenn Nachmittagsunterricht ist, bleibt er bei Fritz Bellermann oder auch in der Schule. Er hat da eine Freistelle. Das hat seine Mutter, eine Wittwe, durchgesetzt. Aus ihrem Einzigen soll was Tüchtiges werden. Sie war zwar nur das rechtschaffene Weib eines biederen Bauern. Aber ihr Vater war Schulmeister, ein edler, braver Mann. Und wie er soll auch Karl werden.

Wie hat sie für ihn geschafft, gedarbt, gelitten! Bei Fremden hat sie sich verdingt für ihn. Jeder Groschen, den sie erübrigte, ward für ihn gespart. Kleider und Bücher kosten so viel! Später freilich wird er es ihr vergelten, zehnfach, hundertfach. Das hat er gesagt, und er wird es auch halten

An jedem Sonntag sprechen sie davon. Da sitzt sie an dem weiß gescheuerten Tisch in dem niederen, sauberen Stübchen, gegenüber ihrem hoch aufgethürmten, von roth gestreiftem Linnen überzogenen Bett, eine große, steife, blaue Schürze über den faltigen, lilafarbenen Rock gezogen, ein schwarzes Kopftuch auf dem noch vollen, nußbraunen Haar. Gerade aufgerichtet ist ihre breite, kräftige Gestalt; die Arbeit hat sie nicht niedergedrückt. In den prächtigen, dunklen Augen spiegelt sich das Innerste ihres Herzens wieder — ein Evangelium der Liebe für ihren Jungen, ihren Schatz. Ihre rauhen, schwieligen, braunen Hände umschließen seine Finger, streichen liebkosend über seine Rechte, als freuten sie sich ihrer Weichheit. Und glückstrahlend lauscht sie den Worten, die, beredt leuchtende Bilder malend, über des Knaben Lippen fließen. Ach, wie klopft dann ihr Herz bei seinem Anblick, wie dünkt sie sich überreich belohnt für ihr Arbeiten und Schaffen, ja, für ein Leben, das sie ihm gewidmet.

Das waren ihre Feierstunden, ihr Sonntagsgottesdienst. —

Karl denkt daran, wie er rüstig auf der schattenlosen Landstraße vorwärts schreitet. Und da hat er plötzlich Alles vergessen, was sich in der Schule zugetragen und welches Unrecht dem Fritz widerfahren. In seiner

Mutter verehrt er das Schönste, das Edelste auf Erden, er sieht zu ihr auf mit rührend kindlicher Liebe. Und mit schmerzlicher Sehnsucht erfüllt ihn das Bewußtsein, wie sie jetzt in tropischer Gluth der schweren Feldarbeit nachgeht — er achtet nicht mehr des perlenden Schweißes auf seiner Stirn, nicht mehr des quälenden Durstes und des bei jedem Schritt aufwirbelnden Staubes. Querfeldein rennt er über Stoppeln und Kartoffelfelder, flink und leichtfüßig. Und athemlos erreicht er sein Ziel und fällt der vor goldiger Garbe knieenden Binderin rücklings um den Hals.

„Mutter! Grüß Gott, mein Mütterchen!"

Ihr Herz hüpft vor Freude, wie sie, sich rasch umwendend, in sein glühendes Antlitz schaut. Sie erhebt sich und hält ihn, auf Armeslänge entfernt, an beiden Schultern fest.

„Nun seh' mir Einer den Schlingel an," zürnt sie strahlenden Blickes, „kommt er in dieser Mordshitz' dahergerannt — wie siehst denn Du aus, Du Herzensjung', Du Strick! Von der lateinischen Schule zum Garbenbinden! Ist das 'ne Art? Und hab' ich nicht gesagt, zu Haus ist eine Satte mit schöner, saurer Milch? Hast am Ende gar geglaubt, Mutter hätt' ihren Jungen vergessen? Ist mir ein netter Bursch! Schämst Dich nicht, mein Goldherz? Nicht ein bissel schämst Dich?"

Aber er lacht und zeigt die starken, gesunden Zähne; und da lacht sie auch und schüttelt ihn in ihrer Freude und nimmt einen Zipfel ihrer Schürze und wischt ihm zärtlich, immerfort scheltend die nasse Stirn ab und fährt sich dann selbst mit dem Handrücken über das feuchte Gesicht. —

„Ja, wenn man so einen Schlingel hat, so einen Goldschlingel —"

Karl hat seinen Ranzen an eine Mandel gelehnt und seine Jacke darüber geworfen.

„Jetzt helf' ich Dir, Mutter; bis zur Vesper, gelt? Da wartet der Fritz auf mich drüben am Galgenberg."

„Helfen? I, Du Blitzjunge — helfen! Nichts im Leibe und den ganzen Tag gelernt und nun helfen beim Binden! Daraus wird Nichts. Müßte ja 'ne Rabenmutter sein, jawohl, 'ne Rabenmutter."

„Aber nach Haus geh' ich nicht, und wenn Du hier bist, kann ich auch hier sein. Auf das Binden hab' ich mich auch schon so gefreut — 'n Tag, Jochen, 'n Tag, Kathi — ich bin zum Binden gekommen, könnt Ihr mich brauchen?"

Der Knecht schiebt die kurze Thonpfeife in den andern Mundwinkel, drückt die Mütze fester auf's Ohr und sagt grinsend — „jä — e — —" und die alte Kathi verzieht ihr pergamentenes, braunes Gesicht in unzählige Fältchen und wackelt heftig mit dem Kopf. Wenn sie es auch noch Niemand gesagt hat — der Karl ist ihr Liebling. Sie hatte auch einen Einzigen, der so hieß. An der Kirchhofsmauer liegt er. Im Walde hatte ihn der Förster erschossen. —

„Na, da bleib' schon," sagt Frau Güstrow mißbilligend und doch jubelnden Herzens. Aber er muß ihr Vesperbrod verzehren und die Hälfte des dünnen Kaffeeaufgusses aus der Blechkanne trinken. Und sie steht vor ihm, die Hände auf die vollen Hüften gestemmt, freut sich seines gesunden Appetites und hört aufmerksam zu, was er ihr von Fritz Bellermann und Alois Wenzel erzählt.

„Und der Fritz soll relegirt werden, Mutter."

„Was? Rele —"

„Ja, relegirt; er darf nicht mehr in die Schule kommen."

„Ach, der arme Junge!"

„Nicht wahr? Er kann doch gar Nichts dafür? Und nun sagen sie Alle, er allein ist schuld, und Securius hat's auch gesagt —"

„Hat's auch gesagt? Ei, das sollte so ein gelehrter Herr nicht thun, Da wär' Dein Großvater anders gewesen. ‚Was,' hätt' er gesagt, ‚Ihr seid Alle dabei gewesen? Du, und Du, und Du — Alle miteinander 'ne Stunde nachsitzen und drei Strafexempel gerechnet und einen Psalter auswendig gelernt!' Das hätte er mit solchen Nichtsnutzen gemacht. Er war so ein gescheidter Mann, Dein Großvater."

„Und dann hat der Wenzel gesagt — dafür hat er nämlich die Prügel bekommen — er hätte keinen Vater — und seine Mutter hätte gesessen."

„Was, das hat er — ach, so ein Lump! so ein Lotterbub'! Er soll mir einmal kommen —".

Hochroth vor Aerger geht sie zurück und wird erst wieder ruhiger, wie sie ihres Jungen kräftige und geschmeidige Gestalt so eifrig sich heben und bücken sieht.

Zur Vesperzeit drängte sie ihn selbst zum Gehen.

„Der Fritz soll nicht warten. Den Ranzen nehm' ich schon heim."

Er streicht das nasse Haar aus der Stirn.

„Du gehst bald, Mutter?"

„In 'ner Stunde."

„Wenn's läutet?"

„Ja, wenn's läutet."

„Leb' wohl, Mutter."

„Gott behüt' Dich, mein Herzblatt!"

Einen herzhaften Kuß drückt er auf ihren Mund und begegnet noch einmal ihren schönen, zärtlichen Augen. Und dann läuft er den Rain entlang, dem waldbewachsenen Galgenberge zu. Oft blickt er zurück, und immer noch sieht er der hohen Frau Antlitz ihm zugewandt, die Augen mit der Hand beschattet.

„Sie hat sich doch gefreut, daß ich gekommen bin," denkt er und wirft mit einem Jubelschrei die Mütze hoch in die Luft.

* * *

„Hier, Karl, hier!"

Fritz hat ihn schon erwartet. Da steht er unter der Silberpappel und winkt ihm zu. Sein Blondhaar leuchtet in der Sonne, und auf seinem hübschen, kecken Gesicht zeigt sich Ungeduld. Ein Anderer ist er hier, denn in der dumpfen Schulstube.

„Ich dachte, Du kämst nicht, Karl," ruft er.

„Bin ich so spät gekommen?"

„Nein; aber die Zeit wurde mir sehr lang. Zwei Stunden bin ich schon hier."

„Zwei Stunden!"

„Ja; zu Haus mocht' ich nicht bleiben. Vater war schrecklich. Und sie —" er unterbricht sich und legt seinen Arm um des Andern Hals, und Beide steigen schweigend über moosigen Waldgrund hinauf zur Höhe. Dicht am Ufer des lustigen, rauschenden Mühlenbaches, unter verbergendem Strauchwerk nehmen sie ihre Lieblingsplätze ein, Karl auf mächtigem Feldstein, daß seine Füße über dem Wasser hängen, Fritz platt am Boden, den Kopf auf die Fäuste gestützt. Hinunter sehen sie in die schäumenden, springenden Wasser, in denen sich Zweige und Blüthen in lustigem Wirbel drehen und wiegen, und achten der flinken Wellen, die übermüthig, weißköpfig, bis zu der Eichen knorrigen Wurzeln hüpfen und sich trotzig den Ufern entgegenbäumen. Und um sie her, unter dem schattigen Dach der Waldriesen, herrscht Frieden, heiliger Waldesfrieden, und vom Dorf herauf tönt Abendglockenläuten.

„Ja, er war heut' schrecklich," beginnt Fritz starren Blickes.

„Du hast's ihm wohl gesagt?"

„Was?"

„Vom Relegiren —"

„Ach nein — das würde ihn wohl nicht soviel kümmern. Um sie war es wieder."

Er sieht Karl vielsagend an.

„Er hat sie wohl wieder gescholten?"

Die Beiden vertrauen sich stets die häuslichen Erlebnisse an. Für Fritz ist es ein Bedürfniß, sich dem jüngeren Freunde gegenüber rückhaltlos auszusprechen. So auch heute.

„Gescholten? Nun ja; ich hab's durch die Thür gehört. Er hat gesagt, er ertrüg's nicht länger und will sich nicht lächerlich machen. Und sie sprach von Verleumdung; sie wäre unschuldig."

„Unschuldig?"

„Ja. Und dann war's ganz still. Sie sah verweint aus, als wir Mittagbrot aßen. Einmal fragte sie mich, warum ich nicht äße; da hat er sie angeschrieen, das ginge sie Nichts an. Da weinte sie wieder. Nachher, wie Vater auf's Amt ging, ist sie zu mir gekommen und hat meinen

Kopf gestreichelt, und sie hat so lieb ausgesehen — da — da hab' ich ihr Alles erzählt."

„Von Securius?"

„Ja, von Securius." Er lacht kurz auf. „Sie will mit ihm sprechen — sie! Es dürfte nicht geschehen — so schlimm wäre das nicht. Dann sprach sie wieder vom Vater. Ich sollte nicht böse auf ihn sein — Du weißt doch, daß er — daß er nur mein Pflegevater ist? Er wäre so ein guter Mann, nur so heftig. Heute hätte er ihr verboten, auszugehen, denk' Dir! Und dabei hat sie Kopfschmerzen! Aber sie müßte gehen — natürlich — ich sollte aber Nichts davon sagen — und da, wie ich's versprach — da — —"

Er stockt jäh; flammende Röthe ergießt sich über sein hübsches Gesicht, und seine Augen strahlen seltsam auf. Mit gedämpfter Stimme, daß Karl die Worte kaum versteht, schließt er —:

„Da hat sie mich umarmt und geküßt, und mein Hals war ganz naß von ihren Thränen."

Athemloses Schweigen. Karl beugt sich tief von seinem Sitz herab.

„Und dann?" preßt er fragend hervor.

„Da bin ich hierher gelaufen."

„Kann er sie denn nicht leiden?"

„Ich weiß nicht."

„Warum schilt er denn immer mit ihr?"

„Das weiß ich auch nicht. Früher hat er's auch nie gethan."

„Mutter hat neulich zur Müllerin gesagt, sie wäre viel zu jung für ihn. Und er hätte es da bedenken sollen."

„Wie alt ist sie denn?" fragt er weiter.

„Ich glaube zwanzig oder so."

„Aber dann —" verdutzt sieht Karl auf den Freund — „dann ist sie ja nur drei Jahre älter als Du."

Fritz nickt und nagt an seiner Unterlippe.

„Ich wünschte — ich wünschte, ich hätte eine Mutter," stößt er plötzlich hervor. Und nun sehen Beide wieder zu dem fröhlichen Gesellen herab und verfolgen seine lustigen Sprünge und erschauern, wenn ein allzu vorwitziges Wellchen zerschellend sie mit sprühendem Naß beleckt. Karl blickt lächelnd, traumverloren dem wilden Spiele zu, indeß Fritz glühenden Angesichts, mit leuchtenden Augen hinabstarrt. Seine Lippen sind leicht geöffnet, die Zähne blitzen zwischen ihnen hervor, die Hände streichen öfter als sonst die blonden Locken aus der Stirn.

„Ist sie schon lange todt?" fragt Karl leise.

„Ich glaube. Ich habe sie garnicht gekannt."

„Ach!"

„Sie ist sehr unglücklich gewesen. Sie hat sich das Leben genommen."

Karl weiß das. Er wundert sich, wie gleichgiltig Fritz das sagt.

„Glaubst Du, daß Du sie lieb gehabt hättest?“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte der Andere nachdenklich. „Sie soll sehr schön gewesen sein, ja, sehr schön. Wenn ich an sie denke, ist es mir gar nicht, als wäre sie meine Mutter. Und manchmal — manchmal haſſ' ich sie; z. B. heute in der Schule — ach, lassen wir's.“

Kurzes Schweigen, und Karl beginnt auf's Neue:

„Will sie wirklich mit ihm sprechen?“

„Wer?“

„Deine — Deine Stiefmutter?“

„Mit Securius? Haha -- ja, natürlich.“

„Dann wirst Du schon bleiben.“

„Vielleicht.“

„Kennt sie ihn denn?“

Fritz lacht gezwungen auf.

„O ja.“ Und nach kurzer Pause — „Du mußt nämlich wissen, er kennt sie von früher.“

„Ach —“

„Neulich hat sie Etwas gesucht in ihren Kästen, und da ist Etwas heruntergefallen. Sie hat's aber nicht bemerkt. Ein Blatt Papier. „Von meinem armen Ernst,“ stand darauf. „Sieh mal,“ sagt er zögernd — „ich hab's behalten. Nachher wollt' ich es zurückgeben, aber dann — dann, ja, da hab' ich's doch behalten.“

Und er nimmt ein oft geknittertes, vielfach zusammengelegtes Blättchen Papier aus seinem Notizbuch, entfaltet es langsam und reicht es Karl hin. Halblaut liest dieser.

Ein gold'ger Sonnenstrahl zerriß
Das Dunkel, das ich Leben nannte;
Vergessen war die Finsterniß
Des Seins. Ein hehres Licht entsandte
Der Höchste mir. Im Paradiese
Nun wandelt' ich, von tausend Sonnen
Beschienen. Ach, ich dünkte Gott mich.
Doch zeronnen
Ist all mein Glück,
Kehrt nie zurück.
Ich stürzt' aus Himmeln jäh hernieder,
Und Finsterniß umgiebt mich wieder.“

Kurzes Schweigen.

„Und das hat er geschrieben?“

„Natürlich, er. Siehst Du — hier steht S. — Ernst heißt er doch nicht? Und ist das vielleicht nicht seine Schrift?“

„Ja, seine Schrift ist es auch“; Karl ist es unbehaglich; „aber warum schreibt er denn das? Weißt Du, was er damit sagen will?“

Fritz lacht höhnisch, heiser auf. Sorgfältig legt er das Papier wieder zusammen. „Nein,“ sagt er, „ich weiß es auch nicht.“

Und dabei funkeln seine Augen — — —

Später liegen sie Schulter an Schulter unter dem leise rauschenden Eichbaum und sehen auf zu den dämmernden Wipfeln. Schwärmerisch lehnt sich Karl an den älteren Freund.

Tiefer wird die Waldesstille; der Vögel lustig Gezwitscher hat aufgehört. Leise flüstert es von Krone zu Krone. Als sprächen die Bäume mit einander. Als freuten sie sich der Abendkühle, die nach der glühenden Sonne Sinken leise daherweht. Des Waldbaches Rauschen scheint gedämpft, seine Wellen küssen die sich neigenden Blumenkelche.

Nur aus weiter Ferne dringt das tactmäßige Stampfen des Mühlenrades hinüber.

Waldeszauber!

Die beiden Knaben geben sich ihm ganz hin. Wohlig umfächelt der Abendwind ihre heißen Stirnen; köstlichen, würzigen Waldesduft athmen sie in durstigen Zügen und lauschen dem Flüstern in den Wipfeln und dem Plätschern über Steingeröll. —

„Fritz —“

„Was denn?“

„Sieh mal dort drüben!“

„Wo?“

„Unter den Rüstern, den Mann.“

„Ja, ich seh' ihn.“

„Kennst Du ihn?“

„Ich? Nein.“

„Ich auch nicht. Er muß aus der Stadt sein.“

„Ja, aus der Stadt.“

„Aber was will er hier? Ich habe hier noch nie Jemand gesehen aus der Stadt. Da hätte er einen furchtbaren Umweg machen müssen.“

„Wollen wir ein wenig näher gehen?“

„Nein, dann sieht er uns.“

„Ich glaube, er wartet auf Jemand. Sieh mal, wie er zum Stadtweg hinblickt. Wenn's nur nicht schon so dunkel wäre; da könnt' man ihn doch besser erkennen.“

Angestrengt starren sie zu dem Fremden am anderen Ufer hinüber, der unruhig unter den ihn in tiefen Schatten hüllenden Bäumen einhergeht, bald lauschend stehen bleibend, bald vorwärts hastend, um doch bald wieder zurückzukehren.

„Weißt Du was?“ kichert Karl plötzlich und legt seine Hand auf Fritzens Arm, „der hat Aehnlichkeit mit —“

Und auch Fritz lacht auf einmal — „ja, er hat sein Schnupftuch ebenso aus der Tasche gezogen, wie —“

„Und sein Rock ist eben so lang, wie der.“

„Und so einen langen, spitzen Bart hat er auch.“

„Und so groß — glaubst Du, daß er ebenso groß ist? Unter den Bäumen kann man's nicht so erkennen."

„Aber ich kann's. Ganz bestimmt ist er's."

„Ja, ganz bestimmt. Securius ist's."

„Komm, wir rutschen ein bischen näher zum Ufer."

„Aber wenn er uns sieht —" Karl fühlt das Unrecht dem Lehrer gegenüber. Doch wenn Fritz es thut —

Auf dem Bauche kriechend, verdeckt von den tief herabhängenden Zweigen wuchernden Unterholzes, schieben sie sich vorsichtig bis hart an's Ufer. Bewegungslos liegen sie da, Fritz starr hinüberblickend, Karl seufzend eine Brombeerstaude betrachtend, deren schwarzblaue Früchte einladend winken.

Sie sind dem Mann so nah, daß sie das leise Knacken der Zweige unter seinen Füßen vernehmen. Nur der Bach liegt zwischen ihnen.

Ungeduld verräth des Einsamen unregelmäßiger Schritt, Ungeduld sein häufiges, erwartungsvolles Ausschauen nach der Landstraße. Seine hohe, kernige Gestalt hebt sich in kräftigen Conturen von dem helleren Hintergrunde. Deutlich erkennbar ist sein schönes, stolzes Profil. Ein Anderer scheint er den Knaben hier in freier Natur, denn in dem schwülen, eng begrenzten Klassenzimmer. Hier ist er nicht Schulmeister, der lehrende Gelehrte. Keine gebeugte Haltung, langsam bedächtige Bewegung — — stolze, selbstbewußte Kraft verräth sein hoch aufgereckter Körper, jugendlich feurige Sehnsucht sein ganzes Wesen.

„Ich glaube, er ist noch ganz jung," denkt Karl, dem gestrengen Ordinarius unwillkürlich ein wärmeres Interesse entgegenbringend.

Fritz stößt ihn mit dem Fuße.

„Sieh' mal, Karl."

Wer mag das sein? Eine Frau naht sich, vorsichtig unter den Bäumen daherschreitend. Von der Landstraße kommt sie nicht. Sie muß also den Wald durchkreuzt haben, um an diese Stelle des Galgenberges zu gelangen. Noch sieht er sie nicht. Ob sie es ist, die er erwartet?

Jetzt bleibt sie stehen, nicht gar weit von ihm entfernt. Ein dichter Schleier ist über ihr Antlitz gezogen, ihre üppige, mittelgroße Gestalt in einen weiten Mantel gehüllt, der faltig von den Schultern herabfällt. Wer sie wohl ist? Wenn sie doch den Schleier lüftete, oder die Dunkelheit ein besseres Erkennen zuließe. Karl ist's, als sei ihm die Frau nicht fremd. Aber wo hat er sie gesehen? Ohne diesen altmodischen Mantel — in der Stadt? Er möchte Fritz Etwas zuflüstern, eine Frage. Doch der zeigt eine so eigenthümliche Ruhe — der athmet ja kaum — —

Da ruft eine wunderliebliche, glockenreine Stimme einen Namen —

„Ernst!"

Die beiden Knaben zucken auf — packt sie die Musik, die in dem kurzen Wort enthalten ist? Sie wissen nicht, daß eine Welt von Glück und Leidenschaft und Seligkeit und Schmerz der Stimme zitternden Jubel er-

zeugte, kennen nicht der Liebe, der Leidenschaft entfesselte Gewalten, — — und zittern doch in banger Erwartung und athmen schwerer in der dumpfen Furcht vor einer unbekannten, wunderbaren, gewaltigen Macht.

Und sehen aus weit aufgerissenen Augen ein fremdes, wild erregendes Bild. Den ernsten Mann mit einem Jubelschrei auf das seiner harrende Weib zueilend — wie er es an sich reißt, das nicht widerstrebende Geschöpf in heißer Gluth umschlingt — wie er es küßt — küßt — auf die Hände, den nackten, weißen Hals — wie es sich fest, fest an ihn schmiegt, den Kopf weit zurückgebeugt, die leuchtend weißen Finger um seinen Nacken gekrallt —

Und der breite Hut ist vom Haupte geglitten, und der Mantel schleift den Boden — —

Karl möchte sprechen — die Stimme versagt den Dienst — sein Antlitz glüht — ein Gemisch von Scham und Schreck und leise erwachender Begierde und unaussprechlicher Traurigkeit erfüllt ihn. Langsam wendet er den Kopf dem Freunde zu — er will ihm die Hand drücken — ein Wort nur hören in der schwülen Stille, es würde ihm Erlösung aus einem Banne dünken.

Heißer, keuchender Athem trifft ihn; todtenbleich ist Fritzens Antlitz, verzerrt, entstellt. Seine Augen leuchten in fiebernder Gluth. Auf die verschränkten Arme hat er sein Kinn gestemmt. Zwei Blutstropfen quellen unter den in die Unterlippe gegrabenen Zähnen hervor. Zwischen die Brauen hat sich plötzlich eine Falte gelegt, die das Gesicht um Jahre gealtert erscheinen läßt. Und gurgelnde Laute entringen sich seiner Kehle.

Das Entsetzen überwindet Karls Befangenheit. Er schlingt den Arm um des Freundes Leib — Fieberschauer werfen ihn — und zieht ihn in raschem Entschluß zurück. Und da er die eisig kalten Hände fühlt, beugt er sich über ihn und flüstert rasche, abgebrochene Worte und streichelt die blonden Locken und lehnt das heiße Gesicht an des Anderen Wange.

„Fritz — Fritz —“

Und endlich erwacht Jener aus dem Banne. Qualvolles Seufzen entsteigt seiner Brust. Scheu blickt er hinüber, und Karl folgt der Richtung seiner Augen. — Gottlob! Sie sind fort. Still und einsam ist's. Kein Laut, kein Geräusch dringt herüber. War's ein Traum? War's Wirklichkeit, was sie gesehen?

„Komm, Karl, nach Haus!“

Er erhebt sich; wie ein Trunkener schreitet er vorwärts. Einige Male stößt er gegen Baumstämme, daß er taumelnd zurückfährt. Schleppend ist sein Gang, seine Haltung vornübergebeugt. Und ein Mal stolpert er über eine Baumwurzel, daß er zu Boden fällt.

„Fass' mich an, Fritz; man geht sicherer. Es ist schon so finster.“ Und Karl legt schirmend den Arm um Fritzens Nacken und leitet seine

Schritte und forscht ängstlich in seinen Zügen, was ihm wohl fehle, daß er so gar theilnahmlos einhergeht.

Um sie her brüten nächtliche Schatten. Der Wald schläft, und die Creatur schläft. Welch' ein Frieden, welch' himmlische Ruhe! Zauber der sanft waltenden Gottheit. — Horch! Aengstliches Flattern und Flügelschlagen; und leises Brechen und Knacken trockener Zweige; und bange Vogelstimmen und ein langer, zitternder Todesschrei.

„Hast Du sie gesehen?“ flüstert Fritz, wie sie sich verabschieden.

„Wen?“

„Ach nein, nein, sie war's ja nicht — aber sie sah ihr so ähnlich —“ Karl sieht ihn verständnißlos an.

„Wie konnt' ich auch nur denken — nein, nein — sie war's nicht — sie war's nicht —“

Und in den Armen des fassungslosen Freundes bricht er in convulsivisches Schluchzen aus.

Die erste Nacht kommt, die Beide schlaflos verbringen.

* * *

Frau Bellermann hat mit Dr. Securius gesprochen, und Fritz ist nach einem strengen Verweis in der Aula und dem Versprechen, fortan ein tüchtiger, fleißiger Schüler zu sein, vom Director begnadigt. Alois Wenzel hat daher seine Klagen nicht vorgebracht und trachtet eifrig, gut Freund mit dem Gefürchteten zu sein. Fritzens Fäuste haben ihm gewaltig imponirt. Karl ist glücklich, den Freund auch auf der Schulbank neben sich zu haben, und nach einer Woche scheint Alles vergessen, und der Friede gesichert zu sein.

Es scheint.

Täuscht sich Karl, wenn er eine Veränderung in Fritzens Wesen wahrzunehmen glaubt? Sein kurzes, nervöses Lachen, die um eine Nüance tiefer gewordene Stimme, die fieberhafte Aufmerksamkeit in den Stunden und eine fast stumpfe Gleichgiltigkeit in den Pausen — bemerkte er das früher an ihm? Und wie sonderbar, wenn er den Ordinarius ansieht, der stets so herzlich, so gut mit ihm spricht. Dann flackern die blauen Augen, man könnte sich vor ihnen fürchten, und manchmal wird er ganz blaß; einmal hat er sogar mit den Zähnen geknirscht. Ob er sich so geärgert, als sie ihn neulich im Walde gesehen? Karl hat es erröthend der Mutter gestanden, und sie hat arg gescholten über die neugierigen Knaben. Was haben sie aufzupassen, was so ein Herr thut? Und warum soll so ein Herr keine Braut haben? Jeder Bursche im Dorf hat seinen Schatz. Ist denn der Herr Lehrer kein Mensch, daß er nicht seinen Schatz haben darf?

Und wieder ist's ein heißer, schwüler Tag. Träge schleichen die Menschen in den öden, der Gluth ausgesetzten Straßen einher; widerwillig

verrichten sie ihre nothwendigsten Beschäftigungen. Sehnsüchtig richten sich ihre Blicke zum Horizont — ach, ein Regen, ein Gewitter! Welch ein Segen für die ganze Natur — welch ein Labsal in dieser kochenden Atmosphäre!

„Kommst Du heute mit nach Haus, Karl?“ fragt Fritz nach Schulschluß.

„Ja, später.“

„Warum nicht jetzt?“

„Mutter hat mir eine Bestellung gegeben an die Postmeisterin.“

„Dauert's lange?“

„'ne Stunde vielleicht.“

Karl drückt ihm die Hand zum Abschied und sieht ihm nach, bis er um die Ecke gebogen.

„Ich glaube, er ist krank,“ murmelt er, „so ist er früher nie gegangen.“ Traurig richtet er seinen Auftrag aus.

Nach kaum einer Stunde steht er vor dem Bellermann'schen Haus. Wie ausgestorben liegt es da. Gewiß ist der Hausherr wie gewöhnlich auf dem Amt und die Magd mit hinausgegangen auf's Feld. Bei so reicher Ernte wird ja jede Arbeitskraft gebraucht. Er tritt in den weiß gescheuerten Flur und schreckt dadurch den gelben Kater aus seiner Mittagsruhe auf der untersten Treppenstufe. Giftig funkeln die phosphornen Augen. Wie böse Murr aussehen kann! Und nun flieht er in weiten Sätzen hinaus auf den Hof.

Einen Augenblick zögert Karl. Dann drückt er entschlossen die Klinke der Wohnzimmerthür herunter. Er ist hier so gut wie zu Haus. Die Stube ist leer. Doch nebenan im Schlafzimmer — ist das nicht Frau Bellermann — und Fritz?

Sie haben ihn nicht gehört. Fast wenden sie ihm den Rücken. Und Karl ist wie gebannt. Er wagt nicht, näher zu kommen. Wagt nicht, sich zu entfernen, zu athmen —

Fritz kniet am Boden vor seiner Stiefmutter, den Kopf in ihrem Schooß. Und sie ist tief über ihn gebeugt und ihre kleinen, weißen Hände ruhen auf seinen blonden Locken. „Mein Junge, mein lieber Junge!“ sagt sie.

Und dann Fritz — „Es war so schrecklich, Stiefmutter, das Herz hat mir's abgedrückt — und sie war Dir doch so ähnlich — so ähnlich; aber es konnte ja nicht sein. Es war eine Sünde, daß ich dachte — und Du bist mir nicht böse? — — Ach, wie ich ihn hasse! Wenn Du wüßtest, wie ich ihn hasse — — und wenn es wahr gewesen wäre — — ich hätte ihn erwürgt, ermordet! Ja, das hätt' ich!“

Wie wild er ist — Karl durchschauert's.

„Fritz!“ schreit die Frau entsetzt.

„Aber es ist ja nicht wahr — — und Du bist mir nicht böse — —“

Fester schmiegt er sich an sie. Und sie nimmt den blonden Kopf zwischen ihre Hände und küßt die braune Stirn.

„Du lieber, dummer Knabe.“

Und dann lehnt sie sich plötzlich zurück und sieht ihn ernst an.

„Hör' Fritz, ich verlange ein Versprechen von Dir. Du bist es mir schuldig.“

„Was Du willst, Stiefmutter.“

„Du weißt nun, welche Bewandtniß es mit dem dummen Zettel da hat, und daß er mich andichtete. Ich hab' ihn auch hübsch ausgelacht. So eine arme Gouvernante wie ich und der einzige Sohn von dem reichen Securius — — nein, nein — ich heirathete also Deinen Vater — ich hab' ihm das Alles erzählt — aber trotzdem mußt Du mir versprechen, fest versprechen, nie, niemals davon zu reden. Willst Du?“

„Ja, ich will.“

„Schwöre, daß Du nie mit ihm davon sprechen willst,“ sagt sie sehr ernst.

„Ich schwöre, daß ich nie mit ihm davon sprechen will,“ wiederholte Fritz fest.

Eine feierliche Stille folgt. Und dann hat sie mit beiden Händen den Kopf des Jünglings zu sich aufgerichtet und ihn auf die Lippen, auf die Augen geküßt. Und er kniet bewegungslos vor dem schönen Weibe, die Arme fest um sie geschlungen.

„Und nun geh, mein Junge. Dein Freund wird wohl auch bald da sein. Sein Essen steht in der Röhre bereit. Für ein gutes Vesper habe ich auch schon gesorgt. Geh doch, Fritz, ich sagte doch, daß ich Besorgungen habe — ach — Du dummer Junge — —“

Ein ersticktes Kichern, wie sie ihm abwehrend die Hände entgegenstreckt, ein leiser Schrei — Sträuben, das ihn noch mehr reizt. Und dann wie ein Kampf, in dem sie unterliegt, in dem er in seiner wilden, täppischen Art sie liebkost, selbst erschrocken über seine Kühnheit und doch berauscht durch sie.

„Ich bin so glücklich — daß Du nicht böse bist — und daß es nicht wahr ist —“

Unzusammenhängend stammelt er's, und seine Augen flackern, und sein Antlitz glüht wie das eines Trunkenen.

„Ich habe Dich so lieb — so lieb — —“

Und nun birgt er seinen Kopf in ihrem Schooße, und Karl weiß, daß er weint.

„Närrchen!“ spottet Frau Bellermann. Aber es klingt ärgerlich.

Karl schleicht zur Thür zurück und setzt sich auf die sandbestreute Treppe. Er zittert. Und sein Athem geht rascher denn sonst. Wie er langsam mit der Hand über die Stirn streicht, ist sie feucht von Schweißperlen. Und es ist doch so kühl im Hause.

Die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, lehnt er seinen Kopf auf die Handflächen. Seinen Hunger hat er vergessen.

Durch die geöffnete Thür blickt er nach dem Hof. Zwei Enten gackern eifrig mit einander. Auf der obersten Sprosse der Hühnerleiter hockt auf einem Bein die weiße Henne, die so hartnäckig ihre Eier in den Kuhstall legt, und blinzelt schläfrig mit einem Auge. Und wenige Schritte davon zu ebener Erde kauert Murr und schielt liebevoll hinauf zu der müden Glucke. Und überall weißes, blendendes Licht, zitternde, heiße Luft.

„Da bist Du ja, Karl!“

Frau Bellermann steht im Thürrahmen und streckt ihm ihre hübsche Hand entgegen, die Karl zögernd ergreift. Scheu blickt er sie an und wird verlegen, da sie ihn ob seines Aufenthaltes auf der Treppe auslacht.

„Geh' nur hinein; Fritz wartet schon,“ sagt sie mit einladender Handbewegung und nickt ihm freundlich zu.

Später sitzen sich die beiden Freunde gegenüber; schweigsam, unbehaglich. Etwas Fremdes ist zwischen sie getreten. Karl kämpft mit sich, ob er gestehen soll, daß er Zeuge jenes Auftrittes war, und Fritz möchte sein Herz ausschütten und fühlt, daß der Andere ihn nicht verstehen würde. Mechanisch sieht er zu, wie Karl die Suppe löffelt. Er scheint sie hinunter zu würgen, und es ist doch Kirschsuppe.

„Hast Du schon präparirt?“ fragt Karl.

„Nein.“

„Vocabeln hab' ich schon ausgezogen. Viel sind's diesmal nicht. Willst Du das Heft haben?“

„Ach, laß doch. Ich habe heut' keine Lust. Weißt Du, nach der Gesangstunde gehen wir auf den Galgenberg. Ja?“

„Hm.“

„Vesperbrod nehmen wir uns mit. Vater ist heute lange auf dem Amt, und die Stiefmutter hat Besorgungen. Es ist draußen auch viel kühler als in der Stadt. Man kann fast garnicht denken. Geht es Dir manchmal auch so, daß Du nicht denken magst?“

„Ja, wenn ich sehr müde bin.“

„Ach, das mein' ich nicht. Komm — Du verstehst das nicht. Es ist Zeit zum Gehen.“

Hastig zieht er den Freund mit sich hinaus.

Wie sie in die Lindengasse einbiegen, sehen sie in einiger Entfernung die hohe Gestalt des Dr. Securius. Statt des gewohnten dunklen Filzes deckt ein weißer Strohhut sein Haupt und der lange, feierliche Rock ist durch ein eng anliegendes, frackähnliches Kleidungsstück ersetzt. Die Rechte schwingt einen Bambus — hat man das je bei dem ernsten Ordinarius gesehen? Und elastisch geht er — wohin wohl?

„Du, ich geh' ihm nach,“ flüstert Fritz plötzlich. „Ich schwänze einfach die Schule. Der Küster merkt's nicht.“

„Aber der Primus —"

„Ach der — der hat keine Courage, was zu sagen. Willst Du mitkommen?"

Karl zögert. Er empfindet wohl, wie Unrecht Fritz hat, und gedenkt der tadelnden Worte seiner Mutter. Aber es ist ihm unmöglich, Nein zu sagen. Und da fühlt er auch schon seinen Arm ergriffen.

„Komm doch! Einmal schadet's nicht. Sieh mal, wie rasch er geht. Jetzt ist er schon am Markt. Wir müssen ihn im Auge behalten.

Und er zieht ihn mit sich fort, dem rasch dahinschreitenden Manne nach, und spöttelt in jungenhaftem, keckem Uebermuth über das veränderte Aussehen des Lehrers.

Dr. Securius geht durch das Stadtthor und die Linden-Allee entlang, die später in die staubige Landstraße mündet, die beiden Knaben etwa hundert Meter hinter ihm, wohlbedacht, daß die starken Stämme der Lindenbäume sie vor einer Entdeckung schirmen.

„Du —" Fritz unterbricht auf einmal seine lustigen Einfälle, „Du, wenn er rechts geht, brauchen wir uns nicht zu eilen. Dann geht er auf den Galgenberg."

Sie bleiben stehen und warten gespannt, Beide in ihnen unerklärlicher Erregung.

„Wirklich, auf den Galgenberg!" stößt Karl hervor, und Fritz lacht gezwungen.

„Weißt Du was?" sagt er dann, „nun holen wir unsere Vesper und gehen dann auch hin. Aber von der anderen Seite, daß wir jenseits sind. Jetzt würde er uns doch sehen, und dann gäb's noch was, daß wir nicht in der Schule sind."

Karl ist mit Allem einverstanden.

Eine Stunde später langen sie erhitzt und ermüdet am Fuße des Berges, an der hohen Silberpappel an. Ach, wie wohlig ladet der Waldesschatten zur Ruhe ein. Wie würzig erfüllt des Tannenharzes und der Waldbeeren Geruch die Lüfte! Und anstatt der harten, gelben Stoppeln üppiges Moos unter den Füßen; und statt des wolkenlosen, weißblauen Himmels den grünen Blätterdom über den Häuptern.

„Schöner als in der Gesangstunde," stößt Fritz tief aufathmend hervor, das war mal ein vernünftiger Einfall!"

Sehr vergnügt steigen sie zur Höhe empor. Dr. Securius haben sie fast vergessen.

Mit innigstem Behagen strecken sie sich zu Füßen der Eichen hin, sehen hinunter in's schäumende Bächlein, verzehren Obst und Brot und betrachten aufmerksam den knorrigen Baumstamm, um vielleicht einen Hirschkäfer zu entdecken. Sie haben neulich hier ein prächtiges Geweih gefunden.

„Sieh mal!" ruft Fritz, „den Specht da oben!"

„Ei, wie er klopft! Jetzt hat er wohl eine Puppe oder eine Raupe gefunden. Welch prachtvollen Schnabel er hat!“

„Ich mag ihn nicht leiden. Aber einen Stößer möcht' ich wohl haben, der so recht wild ist. Weißt Du noch, wie einer Jagd machte auf unsere Tauben? Zwei hat er sich gestohlen, der Räuber!“

„Und wie ihn Dein Vater fing.“

„Den Flügel hat er ihm zerschossen. Aber er hat ihn nicht anfassen dürfen, so wüthig hat er mit dem Schnabel nach ihm gestoßen und mit dem anderen Flügel geschlagen. Mein Vater mocht' ihn auch nicht leiden. Aber ich. Gerad' weil er so stolz und muthig war. Vor Hunger ist er gestorben. Er wollte keine Nahrung von uns annehmen.“

„Ich mocht' ihn auch nicht. Die blutigen, flatternden Tauben konnt' ich ihm nicht vergessen.“

Ein fast grausamer Zug legt sich um Fritzens Mund, und seine Augen blitzen. „Er gehört zu den Falken, den Edlen unter den Vögeln. Raubt und mordet er, wenn er der Beute nachstellt, um sein Leben zu unterhalten? Aber das verstehst Du wieder nicht; Du bist eben ein so — ein so lieber guter Kerl!“

Und herzlich schlingt er den Arm um Karls Nacken und streicht ihm liebkosend über das dunkle Haar wie einem Kinde.

„Und deshalb bist Du auch mein Freund, nicht wahr? Und wenn wir uns auch manchmal gezankt haben — wir werden doch immer treu zu einander stehen. Eigentlich —“ fuhr er sinnend fort, „habe ich ja Niemanden wie Dich.“

„Deine Stiefmutter,“ platzt Karl heraus und stößt des Freundes Hand von sich. Die Eifersucht ist in ihm erwacht, und seine treuen Augen schimmern feucht.

Fritz erwidert Nichts. Hastig springt er auf und eilt am Bache entlang, höher und höher — bis er hinter dichtem Gebüsch den Augen des Zurückbleibenden entschwindet.

Minuten zögert Karl in eigensinnigem Trotz. Dann folgt er ihm langsam.

Gott — wie findet er ihn! Was ist geschehen?

Wie ein Todtkranker lehnt er am Föhrenstamm, erschreckend bleich, mit geschlossenen Augen. Schlaff hängen die Arme an seinem Körper; er scheint nicht die Kraft zu haben, sich aufrecht zu halten. Mit einem Satz ist Karl neben ihm.

„Fritz!“ keucht er in furchtbarer Angst, und sich seiner letzten Worte erinnernd, fliegt er ihm um den Hals. „So war's ja nicht gemeint; ich wollte Dir nicht wehe thun — nein, gewiß nicht — ich bin Dein Freund; ich schwöre Dir, daß ich Dein Freund bin —“

„Ruhig!“ stöhnt Fritz mit einer verzweifelten Geberde, und seine Linke umklammert den zitternden Knaben mit eisernem Griff, „sieh dort — wer

— wer" seine bebende Hand weist dorthin, wo der Mühlenbach eine Biegung macht — „sie ist es nicht — nicht wahr? — sie ist es nicht!" seine Stimme klingt fremd, erschüttert, unverständlich durch ein trockenes Schluchzen; fast irre blicken seine Augen; sein Antlitz ist entstellt, verzerrt.

Und Karl sieht — und sieht — und auf seinem offenen Gesicht spiegelt sich das Grauen wider, das er vordem bei Fritz bemerkt. Und sein Gaumen ist plötzlich trocken, seine Lippen zucken, und sein Leib wird wie im Fieberfrost geschüttelt. Ein fürchterliches Etwas schnürt ihm die Kehle zu, daß er nur gurgelnde Laute hervorzubringen im Stande ist. Aber unwillkürlich faßt seine Rechte nach des Freundes eisig kalter Hand, und enger schmiegt er sich an den Verstörten.

Und während einer ewig langen Minute vermögen sie den gräßlichen Bann nicht abzuschütteln, der Beide gepackt hält. Und während einer ewig langen Minute sieht der unglückliche Jüngling seines Vaters Weib in den Armen eines fremden Mannes. Sie tauschen flammende Blicke, auf Handbreite sind die glühenden Gesichter zu einander geneigt. Fest hält der stärkere Geliebte sie an sich gepreßt. Und schwüle Stille ringsum wie vor einem Gewitter. Und schwere, zitternde Luft unter den Waldriesen.

Und dann — —

Ein Heulen wie das eines verwundeten Thieres schallt durch den stillen Wald. Zweige knacken und brechen unter ungleichmäßigen, wilden Sätzen flüchtiger Füße. Ein gellender Entsetzensschrei — ein fürchterlicher Fluch — am Boden wälzen sich in schier unlöslichem Knäuel die Körper zweier Menschen. Und wenige Schritte von ihnen kniet händeringend die Unselige.

Und fort und fort tönt das gräßliche Heulen und macht das Blut in den Adern stocken, und dumpfes Stöhnen dazwischen und wimmerndes Flehen.

„Er tödtet ihn!" schreit es in Karls Brust; doch er weiß nicht, für wen er fürchtet. „Fritz!" stößt er hervor, und da er seine Stimme vernimmt, ist er auch wieder Herr seiner Sinne. Er muß dem Freunde helfen. Dem Freunde gilt sein Fühlen. Nicht mehr den Lehrer sieht er in dem verzweifelt ringenden Mann — nein, den Dieb, den Feind. Den Feind des Freundes. Noch kann der Knabe sich ein klares Bild aus dem Geschehenen nicht machen. Aber er fühlt, daß Schreckliches dort vorgeht. Und diese entsetzlichen Töne, die so schauerlich die Waldstille unterbrechen, ersticken Alles in ihm, und Nichts mehr empfindet er, als die glühende Wuth, seinen Freund so leiden sehen zu müssen, das zitternde Verlangen, ihn zu rächen.

Ueber den weichen Moosteppich fliegt er, die Blicke unentwegt auf die scheußliche Gruppe geheftet. Blut sieht er an den Händen des Lehrers, Blut an des Freundes Stirn. Vor Fritzens Mund steht Schaum, und

seine Fäuste umklammern des Anderen Hals, seine Zähne haben sich in des Gegners Hand gegraben.

„Hilf, Karl!“ schreit das Weib, „hilf, er ist wahnsinnig!“

Und der Knabe wirft sich auf die Kämpfenden, und seine jungen Glieder sind zum Aeußersten angespannt, als er Fritz zurückreißt. Er fühlt den heißen Athem der Ringenden, hört die Wuthschreie und sieht — — es funkelt und blitzt vor seinen Augen — liegt ein Nebel vor ihnen? — und sieht ein spitzes, scharfes, glänzendes Etwas in des Mannes Faust — und fängt einen flackernden, höchste Wuth verrathenden Blick auf — und dieser Blick gilt dem Freund. Wenn er zustößt —

Karl ist sinnlos. Der Anblick des Blutes, die Hitze und Erregung und namenlose Angst verzehnfachen seine Kräfte. Im Augenblick weiß er, daß Fritzens Stirnwunde von dem Messer herrührt — mit furchtbarer Gewißheit fühlt er, daß der nächste Stoß des Freundes Herz treffen wird, daß er verloren ist, wenn — —

Das Messer hebt sich.

„Fritz!“ schreit er auf —

Und wirft sich mit dem ganzen Körpergewicht auf die Faust, die die todbringende Waffe gegen den Jüngling gezückt hält, daß sie sich senkrecht richtet. — —

Dumpfes Stöhnen — seltsam schauriges Röcheln — die Spannkraft in den Gliedern des getroffenen Mannes läßt nach — das schöne, stolze Antlitz ist von Todtenblässe überzogen. Auf der Stirn ist Schweiß ausgebrochen. Die Gestalt reckt sich. Unheimlich spreizen sich die Finger. Der lodernde Blick verbirgt sich unter den schweren Lidern.

Und Blut rieselt zur Erde.

„Hinweg!“ sagt eine tonlose, herzzerreißende Stimme.

Taumelnd springt Karl zurück; Fritz hockt blutend, entstellt dicht zu Füßen des Reglosen. Seine verglasten Augen starren auf das Weib.

„Ernst!“ stöhnt es, „Ernst!“ und bettet das dunkle Haupt in ihren Schooß und lauscht auf den Herzschlag und küßt die blassen Lippen und fleht und wimmert — „Ernst!“

Er lächelt — müde schlägt er die Augen auf, und ein Blick trifft die Weinende, wie Karl ihn nie gesehen. So heiß, so zärtlich, so glücklich — so verzweifelt.

Und dann war's vorbei.

Todtenstille, wo eben Kampf gewüthet. Todeswehen, wo eben noch Leben blühte.

Und der Waldbach plätschert und rauscht sein übermüthig Lied. Smaragdnes Grün zaubern auf Moos und Blätter der Sonne Strahlen. Sie hüpfen von Welle zu Welle, huschen zu den Ufern auf, küssen der Feuernelken glühende Kelche, weilen flüchtig auf des Ginsters goldigen

Blüthen und gucken neugierig hinüber auf die starre Menschengruppe. Husch! sind sie fort. — Elend im Sonnenschein?

„Todt!“ sagt die Frau und sieht fast irre auf den Geliebten, in thränenlosem, erstarrendem Schmerz.

Und die Knaben wiederholen das schreckliche Wort. Sich unbewußt und doch Jedem hörbar. Und in Karls Herzen flüstert eine Stimme — leise, ganz leise — und doch so furchtbar deutlich — ruft man es ihm nicht zu? Steht es nicht auf dem starren Gesicht da geschrieben?

„Mörder!“

Und sieht Fritz ihn nicht so entsetzt an und hebt sich die Hand der Frau nicht gegen ihn mit der lähmenden Anklage —

„Mörder!“

Und der Wald dreht sich um ihn her. Der Himmel ist dunkel geworden, in Purpurgluth getaucht. Und die Gluth wallt auf und nieder, und der Bach, der Wald, das Moos ist vom Purpur getränkt — Purpur? Blut ist's, Blut! Und in riesigen Lettern liest er das Gräßliche geschrieben —

„Mörder!“

„Ich bin's nicht!“ schreit er plötzlich gellend auf und streckt abwehrend die Hände von sich und lehnt sich erschöpft an einen Baumstamm, mit schlotternden Knieen, geschlossenen Augen, und steht und wartet, daß man ihn von dem blutigen Wahn erlöse, daß man ihn wecke aus dem furchtbaren Traum.

Tastende, unsichere Schritte hört er, raschen, pfeifenden Athem —

„Karl!“

Und Fritz hält ihn umfangen. Fritz schluchzt an seinem Halse, ihre Thränen vereinigen sich.

„Es ist nicht wahr, Fritz — es ist nicht wahr!“ flüstert er und wagt nicht, die Augen zu öffnen.

„Karl —“

„Ich bin Dein Freund — ich wollte Dir nicht weh thun vorhin —“ er sieht angstvoll auf, und „Blut!“ schreit er, „Blut!“

Es rieselt von Fritzens Stirn, es klebt in seinen Haaren, es hat seine Kleider besudelt. Und im Blut liegt dort der Todte. —

„Mörder!“

„Es ist nicht wahr —“ murmelt der Knabe.

Da hebt das Weib den Kopf — um Jahre ist es in Minuten gealtert. Haß blitzt aus seinen grauen Augen, Verzweiflung verräth sein bleiches Gesicht.

„Ihr habt ihn gemordet!“ stößt es zischend hervor, „Fluch Euch!“

Und wirft sich wieder auf den Todten und küßt ihn und ruft zärtlich seinen Namen. Und jeder Blick, jede Thräne spricht von der Liebe zu dem Verblichenen.

Minute um Minute vergeht den Knaben in starrem Schweigen. Schräger fallen die Sonnenstrahlen. Hin und wieder fächeln kühle Lüfte der Menschen heiße Gesichter. Und noch halten sich die Freunde umschlungen, als könnten sie dadurch jeder Gefahr trotzen. Karl dürstet es nach einem Blick aus Fritzens Augen. Doch die haften auf dem knieenden Weibe, und die Augen glühen; die Zähne sind in die Unterlippe gegraben. Und fremd sieht der Freund aus — ganz fremd.

„Ihr müßt fort," sagt die Frau tonlos.

Sie bewegen sich nicht.

„Wenn sie Euch greifen, kommt Ihr in's Zuchthaus, oder an den Galgen."

Dieselbe Stille.

Und dann plötzlich springt sie auf — „warum seid Ihr gekommen?" gellt ihre Stimme, „warum? Was hat er Euch gethan? Was hab' ich Euch gethan? Buben seid Ihr, Mörder! Fort mit Euch! Fort!"

„Ich nicht! Nicht ich!" schreit Fritz da auf und reißt sich von Karl los, „hörst Du's? Nicht ich!"

Zu ihren Füßen liegt er. Sein blutiges Gesicht in ihren Kleidern verborgen. Seine blutigen Finger krallen sich um ihre Hand.

„Fort!" Sie stößt mit dem Fuß nach ihm.

„Nicht ich!" wiederholt er heiser, „frag' ihn — frag' ihn!" und die blutige Hand weist auf den Freund. „Ich wußte nicht, daß Du doch — ihn — ihn — — und Du sagtest mir — — und ich — ich hasse —"

„Du? Oh! Du?" zischt sie.

„Nein — nein — ich kann nicht!"

Sie lacht durch die Zähne in maßloser Wuth und schlägt nach ihm, um sich loszumachen. Aber wie ein Hund bleibt er liegen, das Gesicht in den Falten ihres Kleides verborgen und rutscht auf den Knieen ihr nach, als sie von ihm zurücktritt. Sein Körper schüttelt sich, und manchmal hört Karl ein Stöhnen —"

„Und Du" — sie deutet auf ihn — „auch Du hast es nicht gethan? Hast nicht das Messer in sein Herz — sein Herz gestoßen?" Ihre Stimme bricht in verzweifeltem Schmerz. „Verflucht Du — Mörder! verflucht!"

Er möchte sprechen — zugeschnürt die Kehle. In Todesangst starrt er auf Fritz — wird er ihm Nichts sagen? kein Wort? Hat er denn Schuld? Geschah nicht Alles um den Freund? Er wartet — wartet —

„Frag' ihn. frag' ihn!" tönt Fritzens heisere Stimme, „nicht ich war's, nicht ich!"

Da ist's, als zerreiße Etwas in des Knaben Brust. Ein wüthender Schmerz krampft sein junges Herz zusammen. Der Altar, den er der Freundschaft gebaut, ist in Trümmer gefallen. Und leer ist's plötzlich in ihm, entsetzlich leer, und dumpfe Betäubung hält sein Hirn umfangen.

Taumelnd geht er. Seines Bleibens ist hier nicht länger. Fort, nur fort! Nicht mehr den Todten! Nicht mehr die Anklage hören, die ihn toll macht. Nicht mehr ihn sehen, den er Freund genannt.

Als er an dem Platz ist, da er vorhin mit Fritz gestanden, sieht er sich noch einmal scheu um. Des Todten Haupt liegt im Schoße des schluchzendes Weibes und Fritz — Fritz kauert neben ihm, seine Stirn berührt fast den Boden.

Da stößt er einen wilden, markerschütternden Schrei aus und flieht davon wie ein gehetztes Wild. Hinter ihm bleibt im Abendsonnenschein Berg, Bach und Wald und mit ihnen die holden, lichten Bilder seiner Jugend. In die Nacht stürzt er sich, in die Nacht der Verzweiflung.

* * *

„Mutter!“

Sie sitzt hinter den weißen Gardinen und den freundlichen Blumentöpfen am Fenster, die braunen, festen Hände im Schooße gefaltet; den Kopf mit den dunklen Flechten müde auf die Brust gesenkt. Ihr Rücken ist gebeugt — es war heute ein heißer Tag, der schwere Arbeit brachte. Und ist sie allein, verläßt sie gar oft die straffe Haltung, die sie ihrem Jungen so tapfer zeigt.

„Mutter!“

Sie glaubt wohl zu träumen. So ruft doch nicht ihr Karl? So zitternd, so voll Weh und Schrecken? Sie öffnet die Augen nicht; doch auf ihrem Antlitz zeigt sich eine Wolke. Aber jetzt — die raschen festen Schritte — das ist er. Doch — er wirft sich vor sie hin, sein brennendes Gesicht liegt auf ihren Händen, und zum dritten Mal dies qualvolle —

„Mutter!“

Ein Ruck geht durch ihren Körper — kerzengerade hat sie sich aufgerichtet, hat den Kopf ihres Knaben zurückgebogen —

„Was ist's, Karl?“

So ruhig, so klar ihr Blick, als wolle er in seiner Seele lesen.

„Mutter — Gott — ich habe — es war — —“

Sie fühlt die Schauer, die über seinen Körper fliehen, sie sieht das Entsetzen in seinen Augen, und dumpfes Bangen erfüllt sie. An beiden Schultern faßt sie ihn und hält ihn vor sich —

„Was ist's Karl? — was ist's, mein Junge?“

Da sieht sie das Blut an seinen Kleidern, Blut in seinem Antlitz, an seinen Händen, und ein gellender Schreckensschrei entfährt ihren Lippen. Sie ist vom Stuhl aufgesprungen, in unnennbarer Angst hält sie ihn an sich, blickt sie auf ihn herab —

„Was haben sie Dir gethan? Mein Liebling, was haben sie Dir gethan?“

Nur murmelnde Laute, keuchendes Stöhnen zur Antwort.

Sie küßt ihn auf Stirn und Augen, sie flüstert ihm Worte unendlicher Liebe zu, streicht liebkosend über das dunkle, lockige Haar, bettet ihn auf ihrem Lager.

„Was haben sie Dir gethan?"

Und endlich, endlich löst sich sein krampfhafter Schmerz, daß er weinen kann, und die starre Verzweiflung findet Worte, und aus dem Munde ihres Kindes hört die Mutter das Todesurtheil ihres, seines Glückes. —

Sie hat nicht aufgeschrieen, hat ihn nicht von sich gestoßen, hat kein Wort des Vorwurfes, kein Wort des Trostes. So furchtbar ist ihre Betäubung, daß sie ihr Kind nicht einmal bemitleiden kann.

Und Todtenstille in dem dunklen Zimmer. Gespenstisch leuchten die Kalkwände. Unheimlich tönt das Ticken der Schwarzwälder Uhr. Draußen die Linden werfen so düstere Schatten, und der Heugeruch aus den Scheunen ist von so betäubender Würze.

Bewegungslos sitzt das Weib auf dem Schemel zu Häupten des Bettes und starrt in die Nacht hinaus. Und Karl betrachtet sie, Todesangst im Herzen. Ihr dumpfer, thränenloser Schmerz ist gräßlich. Gott, wie muß sie leiden!

Seltsam, daß gerade jetzt, in dieser furchtbaren Stunde, Bilder der Vergangenheit vor seinem Geiste erstehen. Bilder, in denen er sie und nur sie erblickt. Und immer schafft und sorgt sie für ihren Jungen; darbt um seinetwillen. Er ist ihr Glück, sein Glück ihr Lebenszweck. Die Schwielen in den rastlosen Händen erhielt sie in seinem Dienst. Die Falten in ihrem Antlitz gruben die Sorgen. Und er hat Alles hingenommen und hat nicht gewußt, daß nur eine Heilige so handeln kann, wie sie handelte, nur eine Heilige so liebt, wie sie liebt. Und unbezwingliche Sehnsucht befällt ihn, diese rauhen, braunen Hände zu küssen, diese rauhen, braunen Hände segnend auf seinem Haupte zu fühlen. Kann sie vergeben? Vergeben, was er ihr gethan?

Da gleitet er herab von seinem Lager. Da kniet er vor ihr und löst ihre Finger, die krampfhaft in einander verschlungen sind und drückt seine zuckenden Lippen darauf und murmelt ihren Namen, daß es wie ein Gebet klingt

„Mutter!"

Und sie beugt sich zu ihm herab und küßt seine Stirn — lange, inbrünstig. Heiliger Friede weht in dem kleinen Raum, wie in einem Gotteshaus. — Dem Bittenden ward vergeben.

„Du mußt fort, mein armes Kind," mahnt endlich die Unglückliche mit müder, tonloser Stimme. „Du hast nun keine Heimat mehr!"

„Fort!"

Sanft macht sie sich von ihm los. Er lauscht bang ihren verhallenden, schleppenden Schritten.

„Fort!“

Sie bringt Licht und dann Brot, Fleisch und Bier. Ein neues, schneeiges Linnen deckt sie über den Tisch, wie an einem Festtag, und stellt den Krug mit dem silbernen Deckel, ein theures Andenken an ihren Vater, vor Karls Platz. Alles mechanisch, in unheimlichem Schweigen. Mit Entsetzen sieht Karl, als das Licht auf sie fällt, die Verwüstung in ihrem Antlitz. Der Schmerz hat sie in einer Stunde zur Greisin gemacht.

„Komm, mein Kind,“ ladet sie ihn ein, und er folgt dem Rufe und setzt sich ihr gegenüber. Wie sonst sorgt sie für ihn, und er liest in ihren dunkel umränderten Augen eine vorwurfsvolle Bitte, als er Speise zurückweist. Um ihretwillen zwingt er sich zum Essen.

„Iß, mein armes Kind, iß, damit Du stark bleibst.“

Keine Thräne an ihren Wimpern, kein Zittern in ihrer Stimme. Und doch spricht sie von Abschied?

Und plötzlich verwandelt sich ihre Apathie in fieberhafte Erregung. Kleider rafft sie zusammen, Wäsche und Nahrungsmittel und verschnürt sie zu einem Bündel.

„Nicht zuviel,“ murmelt sie, „damit er nicht zu schwer zu tragen hat.“

Dazwischen schweifen ihre Blicke zu ihm hin — lang, eigenthümlich, als hätte sie in seinem Antlitz etwas Neues, Niegekanntes entdeckt.

„Du bist jetzt ein Mann,“ sagt sie einmal, „handle fortan so, daß Du Dich selbst achten darfst.“

Und dann später: „Ich war so stolz in meinem Glück. Nun schickt mir Gott eine Prüfung. Ach, Du Armer! Du Armer!“

Schwer wird's ihm, zu begreifen, daß er fort muß. Fort zu Fremden, fort über's Meer. Heute noch, gleich! Und wie er endlich begriffen, meint er sein offenes Grab vor sich zu sehen.

„Vielleicht geben sie Dir keine Schuld, und Du kommst zurück,“ tröstet sie ihn, als er sie hilfesuchend umklammert. Nimmermehr aber sollen sie mein Kind, mein unschuldiges Kind, für den Schuldigen strafen.“

„Laß mich hier bleiben, Mutter — ach Mutter!“ stammelt er schluchzend. Da ringt sich's hervor aus tiefster Seele, so qualvoll, so tieftraurig —

„Mach's mir nicht noch schwerer, mein Liebling — fast drückt's mich zu Boden, Du mußt fort! fort!“

„Und noch in der Nacht?“

„Noch in der Nacht. Ich geleite Dich.“

Und endlich, ach, so bald ist's so weit. Sein Bündel trägt er auf dem Rücken, in der Hand hält er den Wanderstab. Den Inhalt der Sparbüchse, während Jahre hindurch für ihn gesammelt, hat er im Lederbeutel auf der Brust. Vom Mutterarm umschlungen, verläßt er das stille Haus. Mitternacht kündet's vom Thurm. Das Heer der Sterne lächelt friedlich vom dunklen Firmament zur Erde. Der Gottheit Odem weht durch das All.

„Gott wird's Dir verzeihen," flüstert sie ihm zu; „er hat Dich zu seinem Werkzeug gemacht. Er läßt sich nicht spotten. Sein Fluch war's — der Fluch über die Ehebrecherin."

Ein furchtbar ernster Ausdruck liegt auf ihrem Antlitz.

„Mutter —"

„Werde brav, mein Kind, mein Einziger," fährt sie fort, ihm ist's schwer, sie zu verstehen; er fühlt, wie ihr Körper sich schüttelt. „Denk immer, ich sei bei Dir; denk', daß die Mutter für Dich betet. Mein Gebetbuch hab' ich Dir zugesteckt. Lies jeden Abend nach der Reihe die Gebete. Ich thu's hier. In der Stunde sind unsere Seelen vereinigt. Willst Du?"

„Ja, Mutter."

„Sei mir nicht böse, mein Knabe, daß ich Dich von mir lasse. Nie thät' ich's, könnt' ich Alles auf mich nehmen für Dich. Ach, daß ich's könnte. Doch so — — Dein guter Name war Dein Reichthum; das Erbe Deines Vaters. Man soll ihn nicht beschimpfen. Nein — nein! Mag man die Schuldigen strafen. Beginne im fremden Lande ein neues Leben, ein Gott wohlgefälliges, auf daß Dir Deine Sünden vergeben werden. Versprich mir's, mein Knabe."

„Ja, Mutter, ich verspreche es."

Seine halb erstickte, zitternde Stimme offenbart ihr seinen hoffnungslosen Schmerz, den er vor ihr vergebens zu verbergen sucht. Fest zieht sie ihn an sich. Und nun noch einmal fühlt er sich sicher. Aufschluchzend lehnt er seine Wange an die ihre — ach, ihr Gesicht ist von Thränen überströmt.

„Mutter," stammelt er, „ach, meine Mutter, verzeihe mir!"

Nur an sich dachte er, an seinen Abschied und suchte Trost bei der Frau, deren Herz er gebrochen.

„Mein Kind, mein armes Kind!"

Die Thränen küßt sie ihm von den Wimpern und spricht ihm Muth ein mit ihrer sanften, lieben Stimme. Mit der Schürze trocknet sie ihm das Gesicht und nimmt ihm das Bündel von der Schulter. Ein letztes Liebeswerk möchte sie ihrem Knaben thun. Bis zum Scheideweg will sie es tragen.

Und sie gehen durch die Nacht, fest an einander geschmiegt, sie, die nur sich hatten, die nur Eines im Anderen lebten. Sie wissen, daß es das letzte Mal ist für lange, lange Zeit — vielleicht für immer. Ihre Herzen sind voll zum Zerspringen; doch die Lippen schweigen. Es reden die Augen die Sprache entsagender Liebe; doch die Schleier der Nacht rauben den Scheidenden ein letztes, qualvolles Glück seligen Anschauens. Flüsternd streicht der Nachtwind durch die Wipfel. Die Mondsichel steigt höher und höher; es erbleicht das Sternenheer vor ihrem silbernen Licht.

„Lebe wohl, mein Kind."

„Willst Du gehen, Mutter?"

„Dein Weg führt Dich durch die Felder; Du gelangst am schnellsten zur Stadt und benutzest dann die Frühpost, hörst Du? Eile, mein Liebling, eile! Noch weiß ja Niemand davon, noch bist Du sicher. Ach, wenn sie Dich bei mir suchten! Ach, Karl — mein Liebling — mein Einziger — ach, daß wir scheiden müssen!“

Zum letzten Mal halten sie sich umschlungen, genießen des Abschiedskusses jammernde Seligkeit. Zum letzten Mal hört sie ihren Namen aus ihres Kindes Munde, flüstern ihre Lippen zärtliche Worte in sein Ohr.

„Vergiß mich nicht, mein Knabe, werde brav. Und geht Dir's gut, der liebe Gott möge Dir's geben, so denk' an die Heimat — denk' an die Mutter, die Dich liebt, deren einziges Glück Du warst.“

Er kniet nieder und legt ihre Hand auf sein lockiges Haupt und umschlingt ihre Kniee:

„Vergieb mir, Mutter!“

Da blickt sie flehenden Auges empor zum nächtlichen Firmament und spricht mit fester Stimme ein gewaltiges Gebet:

„Der Herr segne Dich und behüte Dich. Amen.“

Dann ist er gegangen — in's ungewisse Dunkel hinein, zögernden Schrittes. Da hat ein Wort die Luft durchzittert, so weh, so klagend, so voll Todesschmerz — „mein Kind!“ Und er ist zurückgestürzt zu der Hingesunkenen und hat die Verzweifelte in seinen Arm genommen und zuckenden Mundes geschworen: „Ich kehre heim, Mutter. Auf Wiedersehen!“ Und beim Sternenlicht haben sie sich stumm in die Augen gesehen — tief — — tief — —

Geflohen ist er wie ein gehetztes Wild über das weite, schweigende Feld, über sich den weiten, schweigenden Himmel. Allein auf der Welt mit dem Bewußtsein einer entsetzlichen That.

Langsamer wird sein Schritt — finster sein Auge. Fordert das Blut des Todten nicht Sühne? Kann dem Mörder vergeben werden?

„Auf Wiedersehen!“ ruft er rückwärts und verbirgt sein Antlitz in beiden Händen.

Dahin sinkt Jugend und Glück.

Auf dem weiten Wege nach der Hansastadt hört er gar oft von dem Morde an dem Gelehrten, dessen Leiche man im Walde aufgefunden und dem schönen, jungen Weibe, das der Mühlenbach dem Müller vor's Haus getragen. Von Fritz kein Wort.

Aber Alle fluchen dem Mörder, fluchen dem Knaben, dem schuldlos Schuldigen.

Er knirscht mit den Zähnen — er haßt die Menschen.

„Er ist gewandert hin und her,
Er hat gehabt weder Glück noch Stern —“

* * *

Bläulich färbte sich der Himmel. Im Osten röthete sich der Horizont. Rosa Wölkchen mit zerrissenen, goldigen Rändern flatterten eilig dahin wie leicht beschwingte Boten des Lichtes und trieben in neckischem Spiel die wolkigen Ungethüme der Nacht vor sich her. Der frische Morgenwind half ihnen dabei in übermüthiger Lust, blähte beide Backen und freute sich der tollen Flucht der jählings aufgescheuchten Unholde. Höher und höher stieg die segenspendende Flammenkugel. Das matte Gold, das ihr Erstehen verkündete, wurde zu einem Purpurmeer — ein Seufzer der Erleichterung ging durch die Natur — in majestätischer Pracht und Herrlichkeit begann die Sonne ihren Tageslauf.

Und nun regte es sich; es erwachten die Geschöpfe — es lebte im All, und Alles athmete rosiges, reines Himmelslicht. Der blinkende Thautropfen im Kelche der halberschlossenen Blume pries den gütigen Schöpfer, und die trillirende Lerche im blauen Aether jubelte dem Lebenspender ihr Danklied zu. Nebel fielen befruchtend hernieder, und die Bäume schüttelten leise ihre Kronen, und in den Blättern flüsterte und raunte es — — —

Durch den erwachenden Wald schritt, die Büchse auf dem Rücken, der junge Förster, scharfen Blickes umherspähend. Es gab in letzter Zeit so viel Holzdiebstähle. Auf Ergreifung des Thäters ist ein hoher Preis gesetzt. Dem Forstmann blutete das Herz, wenn er an den frischen Baumstümpfen vorüberkam, die letzten Reste gefallener Herrlichkeit. Und immer die schönsten, kräftigsten Stämme wurden geraubt; wehe den Räubern!

Mit leisen, vorsichtigen Schritten näherte er sich dem dichten Unterholz unter der Eichengruppe am Mühlenbach, aufmerksam undeutlichen Spuren am Boden folgend. Wenn es endlich gelänge — —

Sieh da, was ist das? Liegt da nicht Jemand? Was, ein Landstreicher auf der gräflichen Domaine? Und in tiefem Schlummer! Wie kam der hierhin?

Einen Augenblick zögerte er doch, ob er den Alten wecken sollte. Er lag so merkwürdig reglos, die Hände auf der Brust gefaltet, mit einem so starren, finsteren Ausdruck auf dem verwitterten Gesicht wie bei einem schweren, schweren Traum. In dem langen silbergrauen Bart hatten sich einige welke Blättchen gefangen. Ein dicker Kreuzdorn lag neben ihm.

„Heda, Alter! hier ist kein Ort zum Schlafen! Wacht auf!"

Laut schallte seine Stimme durch den Forst.

Der Greis rührte sich nicht.

„Nun — hört Ihr nicht." Heda!"

Er beugte sich zu ihm herab und faßte ihn unsanft an der Schulter. Doch erschrocken fuhr er zurück. Die Majestät des Todes sah er in furchtbarem Ernst vor sich.

Er nahm die Mütze ab und schlug ein Kreuz, und eilte durch den lachenden Morgen dahin, um Anzeige zu erstatten.

„Nun? Was giebt's?" fragte der Bürgermeister; das verstörte Gesicht des jungen Mannes entging ihm nicht. „Eine Freudenbotschaft ist's nicht, die Sie mir bringen."

„Nein, Herr Bürgermeister. Es thut mir leid, daß ich so früh —"

„Ach was; wieder was gefällt im Wald?"

„Nein; aber — ich glaubte eine Spur gefunden zu haben und —"

„Und?"

„Und stieß auf die Leiche eines Mannes."

„Wo?"

„Hart am Mühlenbach."

„Bekannt?"

„Nein. Ich schätze ihn auf sechzig; er scheint zugereist zu sein."

„Hm —"

Der Bürgermeister schritt einige Male im Zimmer auf und ab.

„Da werden Sie mich zu ihm hinführen. Lennert," schrie er zur Thür hinaus, „der Amtsschreiber soll sich bereit halten."

Und wenige Minuten später schritten die drei Männer dem Galgenberge zu.

Er war ein Hüne, der Bürgermeister, ein Hüne mit eisgrauem Haar und Bart, mit gefurchtem Antlitz und kalten Augen unter buschigen Brauen. Kräftig schritt er aus; kaum bedurfte er seines Knotenstockes. Die Grüße der ihm Begegnenden erwiderte er durch kurzes Nicken seines gewaltigen Hauptes. Rauh und tief war seine Stimme. Der junge Förster kannte ihre Stärke.

Nach einer knappen Stunde waren sie bei der Eichengruppe angelangt.

„Hm," brummte der Bürgermeister und blickte unbehaglich auf den Todten.

Der alte Amtsschreiber nahm sein Käppchen ab und machte sich mit seinen Acten zu schaffen. Auf sein Gewehr gestützt, lehnte der Förster am Eichenstamm.

„Wer ist der Mann?" fuhr der Bürgermeister fort und sah durchdringend auf den Schreiber.

„Ich kenne ihn nicht."

„Nie gesehen?"

„Nie, Herr Bürgermeister."

„Wird der Gemeinde mal wieder zur Last fallen. Hat der Mann Papiere?" Der Amtsschreiber suchte danach in dem Ranzen.

„Hier, Herr Bürgermeister. Das ist — das ist ein altes Gebetbuch und hier — Briefe, uralt, ganz gelb schon — weiter ist's nichts."

„Gut. Nehmen Sie den Thatbestand auf; und dann gleich die nöthigen Schritte gethan, daß die Leiche hier fortkommt. Die Kirchengemeinde wird sich mal wieder freuen."

Er wande sich kurz um und ging, von den Beiden begleitet, nach der Stadt zurück. Die Briefe und das Buch trug er in der Hand.

„Dumme Geschichte das," murmelte er, in der Amtsstube angekommen. „Unnütze Laufereien und Kosten. Na, mal sehen, wo er hingehört."

Er ließ sich an dem grünen Tische nieder, entfaltete die vergilbten Papiere mit der arg verblaßten Schrift und las mühsam die von unsicherer Hand herrührenden Zeichen. Zuerst gleichgiltig. Aber dann — dann stutzte er; dann wandte er mit zitternder Hand das Blatt — dann las er einen Namen — und fiel mit einem dumpfen Stöhnen in den Stuhl zurück und raffte sich wieder auf und schlug den Deckel des Gebetbuches auf.

„Der Her segne Dich und behüte Dich. Amen.
Meinem armen Kinde.
Luise Güstrow."

Sein stierer Blick haftete auf dem schönen Spruch wie auf etwas Furchtbarem. Seine Lippen bewegten sich, und der mächtige Körper sank schlaff in sich zusammen. Langsam erhoben sich die Hände — wem wehrten sie?

„Karl!" tönte es erschütternd durch das stille Gemach, „vergieb mir, mein Karl!" — — —

Unter Eichenbäumen am Mühlenbach erhebt sich ein Hügel, von Farren, Epheu und Moos überwuchert. Ein eisernes Gitter umschließt ihn. Und an jedem Mittag wird es geöffnet, und ein tief gebeugter Greis wankt zu einer Bank zu Häupten des Grabes. Stundenlang verharrt er da in wachen Träumen, und nahe, greifbar nahe dünkt ihm der Knabe mit den braunen Locken, mit den treuen, braunen Augen, dem kindlichen, hochherzigen Gemüth.

Und der Eichen Rauschen und des Baches Plätschern singen dem Müden das Schlummerlied. Geheimnißvoll flüstert's in den Wipfeln, und leise erzählen die Wellen den lauschenden Blumen aus alter, alter Zeit.





Die Memoiren von Barras.

Von

Clemens Sokal.

— Wien. —

Als am 18. Brumaire des Jahres VI der General Napoleon Bonaparte unter Trommelwirbeln und mit blanker Klinge die gesetzgebenden Versammlungen in Saint Cloud sprengt, die Deputirten auseinander treibt, das Directorium für aufgehoben erklärt und mit eisernem Griff selbst das Steuer Frankreichs erfaßt, befand sich einer der Männer, deren Rolle mit jenem Tage ausgespielt war, ahnungslos weit ab vom Schauplatz der Dinge.

„Der wollüstige Director Barras," erzählt Thiers mit feiner Ironie in seiner Geschichte der Revolution — „saß im Bade, als ihm die Nachricht zugleich mit der Aufforderung, abzudanken, in seine Wohnung gebracht wurde."

Es ist dies einer jener Witze, die der Zufall liebt. Der Mann, in welchem sich die schlemmerische und schlaffe Zeit des Directoriums verkörperte, dehnt sich in wohligem Behagen in seiner Badewanne, während ihn das Schicksal ereilt. Unfähig, Widerstand zu leisten, wird er von dem neuen Machthaber mit einem Fußtritt bei Seite geschleudert. „Barras, der Verfaulte", wie ihn Napoleon nennt, verbringt den Rest seiner Tage im Dunkel. Als alter Bruder Liederlich verbummelt er die Zeit des ersten Kaiserreiches im Exil, macht abwechselnd Brüssel, Marseille, Rom und Montpellier zum Schauplatz seiner Ausschweifungen, kehrt dann nach der Restauration nach Paris zurück, wo er als klägliche Ruine durch die Salons streicht, die Gesellschaft mit veraltetem Klatsch und schimmligen Liebesabenteuern langweilt, bis ihm im Jahre 1829 der Tod das lose Schwatzmaul stopft.

Aber auch nach dem Tode schweigt er nicht ganz. Heute, nach sechsundsechzig Jahren wird seine Stimme wieder vernehmbar. Er tischt uns dieselben Klatschgeschichten auf, mit denen er seine Zeitgenossen im Faubourg St. Germain so oft bewirthete, zählt mit geckenhaftem Lächeln sein Don Juan-Register her und klagt uns den Schmerz, der sein Lebensende verbittert hat. Wir müssen hören, wie er, Barras, von einem Manne, der ihm seine ganze Carriere verdankt, den schmählichsten Undank erfuhr.

Ein kleiner corsischer Lieutenant Namens Bonaparte, den er vor Toulon zum Kapitän gemacht hat und den er dann jahrelang weiter vorwärts schob, vom Kapitän zum General, zum Generalstabschef, zum Befehlshaber von Armeeen, — dieses Geschöpf seiner Gunst hat sich wider ihn gekehrt. Wir erfahren, wie dieser pflichtvergessene kleine Corse seit jeher nichts Besseres versprach, wie er sein mäßiges Talent vor der Mitwelt und Nachwelt in den falschen Schein eines Genies zu setzen wußte, wie er Frauengunst,

Intrigue und Zufall als rücksichtsloser Streber benützt hat und selbst vor den verwerflichsten Mitteln nicht zurückgescheut ist, um Carriere zu machen, — eine Carriere, die ihn schließlich bis zum Kaiserthron führte.

Das ist ungefähr der Grundton der Memoiren von Barras, deren erster Theil soeben in Paris (und gleichzeitig in deutscher und englischer Uebersetzung) erschienen ist. Sie bilden die große Sensation inmitten der jüngsten Memoirenlitteratur, die in Frankreich seit einigen Jahren so üppig gedeiht.

Allerdings eine unliebsame Sensation. Das hohe historische Interesse dieser Memoiren hat nicht genügt, ihnen eine freundliche Aufnahme zu verschaffen. Sie kommen eben zur unrechten Zeit. Jahrzehnte lang galten die merkwürdigen Aufzeichnungen überhaupt für verschwunden. Wo man in neueren Geschichtswerken auf Barras' Namen stößt, begegnet man auch stets der Erwähnung, daß am nächsten Morgen nach dem Tode des Exdirectors die Polizei in dessen Wohnung erschien und sich der scandalösen Memoiren, über deren Inhalt in Paris die abenteuerlichsten Gerüchte umliefen, bemächtigte, um sie aus der Welt zu schaffen. Der erste Theil dieser Behauptung ist richtig. Aber wie es sich nunmehr herausstellt, konnte die Polizei damals die Barras'schen Memoiren aus dem einfachen Grunde nicht beseitigen, weil sie noch in der Nacht unmittelbar nach dem Tode ihres Verfassers in einer wohlversiegelten Kiste zu dem Freunde geschafft wurden, den Barras testamentarisch mit ihrer endgiltigen Redaction und Herausgabe betraut hatte. In dem Hause dieses Freundes, eines gewissen Saint-Albin, verblieb das Manuscript drei Generationen lang. Niemand hatte den Muth, die Veröffentlichung zu wagen. Man denke z. B. an die Folgen, die ein solcher Versuch unter Napoleon III. hätte haben können! Nun sind die Memoiren endlich erschienen, und der boshafte Zufall hat sie mitten in eine Zeit des überschwänglichsten Napoleon-Cultus hineingeworfen. Die Gestalt des großen Kaisers und Siegers beherrscht aus leicht begreiflichen Gründen in Paris seit Jahr und Tag die Bühne und das Buch. Man spielt Napoleon-Revuen und dramatisirte Napoleon-Anekdoten, malt Napoleon-Bilder, druckt Abhandlungen über Napoleon und die Frauen, Napoleon und seine Familie, Napoleon und was man will.

Es versteht sich von selbst, daß Barras mit seiner wüthenden Philippika gegen den „großen Kaiser" in diesem Augenblick schlecht ankommt. Der eitle Director wäre wenig erbaut, wenn er die Einleitung lesen könnte, mit welcher seine Memoiren von dem Herausgeber George Duruy, dem Sohne des Napoleonischen Unterrichtsministers und einem begeisterten Napoleon-Verehrer versehen wurden. Er wird darin nicht mit Handschuhen angefaßt, und sein Buch wird kurzweg als ein schändliches Pamphlet bezeichnet. George Duruy gesteht uns sogar ein, er habe sich einen Augenblick lang mit der Absicht getragen, nachzuholen, was der Polizei der Bourbonen seinerzeit mißlungen, und die bösartigen Aufzeichnungen einfach den Flammen zu überliefern.

Das wäre doch Schade gewesen, denn die Welt wäre dadurch um eines der interessantesten Memoirenwerke ärmer geworden. Barras war keine schöne Seele, aber er war ein Mann, der die großen Umwälzungen der vorigen Jahrhundertwende aus nächster Nähe angesehen und in den Gang der Ereignisse mehrmals in hervorragender Weise eingegriffen hat. Was ein solcher Zeuge zu sagen hat, ist jedenfalls des Anhörens werth. Und überdies ist der Erzähler selbst eine merkwürdige Erscheinung, die für ihre Zeit in hohem Grade charakteristisch ist. Kann man sich das Jahrhundert, welches mit einer Orgie begann und mit einem Blutbad endigte, den Gipfel der Frivolität erreichte und dabei die Menschenrechte proclamirte, überhaupt besser verkörpert denken als in diesem Barras, welcher ein aristokratischer Lovelace war und ein blutdürstiger Jakobinerhäuptling, bald ein verweichlichter Epikuräer, bald wieder ein Mann der That, der durch keckes Zugreifen dreimal die Republik rettet, heute ein schamloser Cyniker, morgen ein pathetischer Principienheld, — im Grunde genommen stets ein Poseur und Komödiant, aber Einer, der seine Rolle stets bis zur Täuschung naturwahr spielt.

Er beginnt seine Memoiren mit der Versicherung, daß er aus einem hochadligen Geschlechte stamme, welches „so alt ist, wie die Felsen der Provence". Ein curioser Stolz bei dem späteren Conventmitglied und Tyrannenmörder. Dieser überzeugte Jakobiner meint auch an einer anderen Stelle, er könne als Edelmann, der er war, „verlangen, von den Regeln der Orthographie dispensirt zu werden".

Die Anfänge seiner Laufbahn sind auch ganz cavaliersmäßig. Als Sohn aus gutem Hause spielt er ein wenig Soldat, wie das immer Sitte war, und abenteuert in einer schmucken Lieutenantsuniform unter dem nachsichtigen Commando eines vornehmen Verwandten in fernen Ländern umher, hauptsächlich in den ostindischen Colonien. Er nimmt diese militärische Beschäftigung niemals recht ernst, denn, als er einmal von einem Minister, dem er Rapport zu erstatten hat, etwas hart angefaßt wird, kommt er ohne Weiteres um seinen Abschied ein und läßt sich als flotter Lebemann in Paris nieder.

Es ist dies die letzte Zeit des ancien régime, jene Zeit, von der Talleyrand in seinen Memoiren sagt, daß wer sie nicht mitgemacht, die Süßigkeit des Lebens überhaupt nicht kenne. Barras schwimmt lustig mit dem Strom und schlürft in vollen Zügen die Freuden jenes übermüthigen Carnevals, dem bald ein so schrecklicher Aschermittwoch folgen soll. Unter seinen Bekanntschaften befindet sich auch das Ehepaar Lamotte, die Freunde Cagliostros und Urheber der berüchtigten Halsbandgeschichte. Schier hätte Barras in die saubere Sippschaft hineingeheirathet, denn die sogenannte „Gräfin" de la Motte, von der es in den Memoiren heißt, daß sie „schön, jung und äußerst gefällig" war, bemüht sich lebhaft, eine Verbindung zwischen ihm und ihrer Schwester zu Stande zu bringen. Eines Abends speist die Gesellschaft, zu welcher auch der Cardinal Rohan gehört, der diese Bekanntschaft später so theuer bezahlen soll, zusammen. Barras bemerkt eine ungewöhnliche Verstimmung bei den Theilnehmern des Soupers. Der Cardinal hat seine gewöhnliche Großsprecherei verloren, Graf und Gräfin de la Motte sind verstört und machen Cagliostro, den sie mehrmals bei Seite ziehen, in einer Ecke lebhafte Vorwürfe. Als die Gäste auseinander gehen, nimmt die Gräfin Barras' Arm, führt ihn bei Nacht auf den Boulevards spazieren und läßt auf dem Wege allerhand dunkle Andeutungen darüber fallen, daß sie ein schweres Unheil bedrohe. Aber Barras ist nicht so leicht zu rühren. Er wird mißtrauisch, und mit der gewohnten Ritterlichkeit, die sein Benehmen gegenüber Frauen, wie man sehen wird, stets auszeichnet — empfiehlt er sich rasch, um nicht nähere vertrauliche Mittheilungen anhören und vielleicht seine Hilfe anbieten zu müssen. Bald darauf erfährt er, was seine Freunde angestiftet haben. Der schändliche Betrug kommt an den Tag. Der leichtgläubige Cardinal, welcher die Gunst der Königin für ein Diamantenhalsband gekauft zu haben meint, wandert in die Bastille. Die falsche Gräfin kommt auf die Galeeren. Ihr Mann und Cagliostro verschwinden. Barras kann von Glück sagen, so billigen Kaufes davongekommen zu sein.

Inzwischen wird der Boden von Paris mit jedem Tage heißer. Man hört bereits das unterirdische Rollen, das die kommenden Dinge ankündigte. Ueber die Erstürmung der Bastille berichtet Barras blos in einigen farblosen Worten. Das könnte merkwürdig scheinen; aber man hat für diesen Lakonismus bereits eine zutreffende Erklärung gefunden. Als der Exdirector seine Memoiren schrieb, hatte der Tag der Bastille bereits seine Legende. Die Volksphantasie hatte die Stürmer des finsteren Kerkerthurmes, in welchem sich die Willkür des verhaßten Regimes symbolisch verkörperte, bereits mit der Aureole des Heldenthums umgeben. Sie hatten in glorreichem Kampfe gesiegt und mit Preisgebung ihres Lebens die Opfer der Tyrannei aus dem Gefängniß befreit! — — Barras wußte sehr gut, daß sich die Dinge ganz anders verhalten hatten; aber ihm, dem gewesenen Revolutionsmanne, kam es am wenigsten zu, jenen poetischen Mythus zu zerstören. Unter den zahlreichen Notizen, welche sein Nachlaß enthält, findet sich auch ein ausführlicher Bericht, den er unmittelbar nach der Einnahme der Bastille unter dem frischen Eindrucke des Ereignisses niedergeschrieben. Hier ist die nackte, nüchterne Wahrheit zu lesen. Der glorreiche Kampf war ein furchtbares, unmenschliches Gemetzel, in welchem zehntausend

Leute an fünfzig Invaliden, den einzigen Vertheidigern der Bastille, in kannibalischer Weise ihr Müthchen kühlten, und die „befreiten Opfer der Willkür" waren — einige Hallunken, gemeine Verbrecher, welche ohne Schaden für die Mitwelt hinter Schloß und Riegel hätten bleiben können. Diese beschämenden Dinge traute sich Barras nicht in seine Aufzeichnungen hinüberzunehmen, und er begnügte sich daher mit einigen offenbar allgemeinen Phrasen. Ein drastisches Beispiel dafür, wie Geschichte gemacht wird! —

Mit der Erstürmung der Bastille hat eine neue Aera begonnen, und Barras, der stets eine feine Witterung in solchen Dingen hatte, schlägt sich rechtzeitig auf die Seite derer, denen die Zukunft gehört. Er läßt sich in den Convent wählen, stimmt für die Hinrichtung des Königs, wird ein angesehenes Mitglied des Jakobinerclubs und erhält als Einer, der in militärischen Dingen nicht ganz Laie ist, rasch nacheinander zwei Missionen als „Volksvertreter": zuerst bei der italienischen Armee, dann zu den Truppen, welche vor Toulon liegen, um die abtrünnige Hafenstadt aus den Händen der Engländer zurückzuerobern.

Hier findet seine erste Begegnung mit dem Manne statt, dem sein bitterster Haß gilt. Er hat bei Toulon einen der jüngsten Lieutenants, der ihm als intelligent empfohlen wird, mit der Recognoscirung der Küsten der Provence betraut. Dieser entledigt sich seiner Aufgabe rasch und gut und erstattet dem „Volksvertreter" persönlich seinen Bericht. Er gefällt Barras. Es ist ein kleiner, magerer Corse, Namens Napoleon Bonaparte. „Wir neigen im Allgemeinen" — meint Barras — „zu Wohlwollen, auch zu einer Art Bewunderung für Leute, die bei schwachem Körper mehr Kraft zeigen, als man ihnen zutraute; ihr Geist scheint uns ihrem Körper überlegen, und wir schätzen sie darum höher." Aber nicht nur die Energie und die Lebhaftigkeit des jungen Artillerielieutenants gewinnen ihm die Sympathie des einflußreichen Conventmannes. Barras behauptet, eine eigenthümliche Aehnlichkeit sei ihm damals aufgefallen und habe ihn für denselben eingenommen. Man höre nur: eine Aehnlichkeit mit Marat! Man merkt leicht die perfide Absicht dieses Vergleiches. Er steht übrigens in den Memoiren nicht vereinzelt da. An einer weiteren Stelle wird Napoleon mit einem anderen blutdürstigen Scheusal verglichen: mit dem berüchtigten Marquis de Sade, dessen Phantasie in Grausamkeiten schwelgte, wie sie der Menschenschlächter Napoleon später in großem Stile verwirklichte.

Also Barras findet an dem Lieutenant Bonaparte Gefallen. Er bethätigt auch sein Wohlwollen sofort. Nachdem ihm Jener seinen Bericht erstattet, verabschiedet er ihn mit den Worten: „Ich danke Ihnen, Kapitän."

„Ich bitte um Verzeihung —" verbessert ehrerbietig Bonaparte — „ich bin nur Lieutenant."

„Sie sind Kapitän —" wiederholt Barras mit Nachdruck — „weil Sie es verdienen und mir das Recht zusteht, Sie zu ernennen."

So wird das erste Avancement von Napoleon geschildert. Diese Darstellung weicht wesentlich von der Legende ab, nach welcher der Lieutenant Bonaparte an der Eroberung Toulons den Löwenantheil gehabt hätte und von seinen Obern in Anerkennung seines glänzenden Talentes auf dem Schlachtfelde befördert worden wäre. Nach Barras beruht dies Alles auf purer Erfindung. Napoleon ist schon damals blos sein „kleiner Schützling", den er großmüthig protegirt. Dieser junge Offizier ist von ungewöhnlicher Lebensklugheit, und seine Begabung äußert sich vornehmlich darin, daß er mit allen Mitteln sich bei mächtigen Persönlichkeiten einzuschmeicheln sucht. Er weicht nicht von der Seite des Volksvertreters Barras, macht vor Diesem und den Anderen mit seiner republikanischen Gesinnung Staat, trägt mit Ostentation einen zerlumpten Rock und wollene Epauletten, verfaßt eine revolutionäre Brochüre („Le souper de Beaucaire") und wird nicht müde, zu wiederholen, indem er dieselbe an seine Bekannten vertheilt: „Man soll sehen, daß ich ein Patriot bin. Kann man überhaupt revolutionär genug sein? Marat und Robespierre, das sind meine Heiligen!"

Barras hat hier unzweifelhaft die Farben ziemlich dick aufgetragen. Aber im Großen und Ganzen sind die Dinge, die er erzählt, durchaus nicht unwahrscheinlich. Als „Volksvertreter", d. h. als Abgesandter des allmächtigen Convents, spielte er zu jener Zeit eine Art von Obergott bei der Armee. Sein Wink konnte die commandirenden Generäle auf die Guillotine befördern, vor seiner Autorität beugte sich Alles widerspruchslos. Kein Wunder daher, daß ein junger Offizier von brennendem Ehrgeiz sich an diesen Machthaber hielt und vor ihm nicht nur sein Talent, sondern auch die Grundsätze zu documentiren suchte, ohne welche man damals nicht vorwärts kommen konnte.

Uebrigens war die Lage des Volksvertreters Barras, um die ihn der Lieutenant Bonaparte nicht wenig beneidet haben mag, nur äußerlich eine so glänzende. In Wirklichkeit bedrohte ihn in jenem Augenblick gerade die größte Gefahr. Es ist dies die Zeit, wo der Wohlfahrtsausschuß unter den Mitgliedern des Convents selbst ein furchtbares Blutbad anrichtet. Die Häupter der Girondisten sind gefallen, Danton und seine Freunde folgen ihnen auf's Schaffot. Barras, der nach der Beendigung seiner Mission von Toulon zurückberufen wird, fühlt an dem Tage, an welchem er das Pflaster von Paris wieder betritt, gleich, daß sein Kopf auf seinen Schultern nicht sicher sitzt. Er ist sich zwar keiner Schuld bewußt, aber bedarf es dessen in einer Zeit, welche in den Memoiren mit einem glücklichen Ausdruck als „ein schreckliches Handgemenge im Dunkeln" bezeichnet wird? Er ist im Convent eine hervorragende Figur, im Jakobinerclub ein beliebtes Mitglied. Das heißt soviel, wie daß er den Schreckensmännern des Wohlfahrtsausschusses gefährlich werden könnte, und ist also eine sichere Anweisung auf die Guillotine.

In dieser unheimlichen Situation greift Barras nach dem einzigen Mittel, das Erfolg verspricht. Er versucht, sich unter den Schutz Robespierres zu stellen, des Unbestechlichen, dessen Wort Tod oder Leben bedeutet. Wenn es ihm gelingt, Robespierre von seiner Unschuld zu überzeugen, ist er gerettet.

Eines Morgens sucht er also Robespierre in dessen Wohnung auf. Er durchschreitet mit pochendem Herzen den Hof des ärmlichen Häuschens in der Rue St. Honoré, wo der Gewaltige bei dem Bautischler Duplay als Aftermiether wohnt. Er findet dort zwei Generäle, Danican und Brune, die der Mutter Duplay in respectvoller Haltung — beim Salatpflücken helfen, um sich auf dem Umwege durch die Frau Meisterin bei Robespierre einzuschmeicheln. Auch die berühmte Cornelie, die Tochter des Tischlers, die bei Robespierre Cerberusdienste verrichtet, ist im Hofe zu sehen; sie ist mit Wäscheaufhängen beschäftigt und hält ein Paar gestreifter Baumwollstrümpfe in der Hand, „wie sie damals Mode waren und täglich an Robespierre im Convent zu sehen waren". — Durch diese idyllische Umgebung gelangt Barras über eine kleine hölzerne Stiege zum schlichten Stübchen im ersten Stock, von welchem täglich Hunderte von Todesurtheilen ausgehen. Robespierre ist bei der Morgentoilette; er steht in einer Art Nachthemd da. Die Operation des Frisirens und Puderns ist gerade beendigt; die Brille, hinter welcher er gewöhnlich seinen Blick zu verbergen pflegt, fehlt; aus dem weißgepuderten, ohnehin bleichen Gesichte starren Barras zwei trüb umflorte Augen entgegen, wie er sie noch nie gesehen. Der Gruß des Gastes bleibt ohne Antwort. Robespierre wäscht sich, ohne seine Anwesenheit bemerken zu wollen, kleidet sich an, putzt sich die Zähne, wobei er Barras einige Male auf die Füße spuckt, ganz wie ein anderer Machthaber, Potemkin, der, um sich nicht umdrehen zu müssen, Leuten, die ihm gegenüberstanden, in's Gesicht spuckte. Umsonst entfaltet Barras eine verzweifelte Beredsamkeit. Er spricht in die Luft. Robespierre hört ihn nicht, sieht ihn nicht, und seine Züge bleiben während der ganzen Zeit leichenhaft unbeweglich. Höchstens, daß er die von Natur zusammengekniffenen Lippen von Zeit zu Zeit noch fester einkneift.

Diese Scene hat sich dem Autor der Memoiren begreiflicherweise unauslöschlich eingeprägt. An einer weiteren Stelle führt er eine interessante Aehnlichkeit ein, welche beweist, wie stark dieser Eindruck bei ihm noch nach Jahren war. „Als ich Talleyrand bei mir eintreten sah —" heißt es im zweiten Bande der Aufzeichnungen — „mit

seinem bleichen, nichtssagenden, leichenhaften Gesicht und den leblosen starren Augen, glaubte ich Robespierre selbst wieder vor mir zu sehen. Noch mehr frappirt wurde ich, als ich ihn genauer betrachtete: diese vorspringenden Backenknochen, dieser kurze Schädel, diese aufgeworfene Nase, dieser abscheuliche Mund mit den trockenen Lippen und dazu das, was die Kunst den natürlichen Zügen hinzufügt, das weißgepuderte Haar und die starre unbewegliche Haltung, ganz wie bei ihm!"

Als Barras an jenem Morgen Robespierre verläßt, weiß er sehr wohl, daß sein Todesurtheil gesprochen ist. Das Schweigen des Unerbittlichen war nur zu beredt. Es giebt für Barras nur noch einen Weg, sein Leben zu retten: wenn er den Führer der Schreckensmänner selbst auf's Schaffot bringt.

Das klingt in jenem Augenblick fast lächerlich unmöglich; aber zum Glück scheint Barras viel Kaltblütigkeit und einen gewissen resignirten Fatalismus besessen zu haben, der ihm in schwierigen Lagen sehr zu gute kam. Ueber einen Leidensgenossen aus jener Zeit, der, um der Guillotine zu entgehen, sich selbst den Tod gab, schreibt er: „Was konnte ihn Schlimmeres treffen als der Tod, daß er sich ihn in so furchtbarer und übereilter Weise gab! Man hat immer eine Chance, wenn man zuwartet. So dachte ich schon von Anbeginn der Revolution — vielleicht war es auch bei mir weniger Sache des Nachdenkens als Naturanlage — und habe dabei alle Katastrophen, mit denen ich in so enge Berührung kommen sollte, überlebt, so daß ich in meine vier Mauern zurückgezogen heute meine Memoiren schreiben kann!"

In dieser Stimmung und von dem Bewußtsein dessen, was ihn im Falle des Mißlingens erwartet, getrieben, organisirt Barras die Verschwörung im Convent, welche am 9. Thermidor ausbricht und Robespierre sammt seinen Anhängern im Sturm hinwegfegt. Als an jenem denkwürdigen Tage der verhaftete Robespierre von der Commune befreit wird, sich des Stadthauses bemächtigt und einen Augenblick lang seine Gegner mit Vernichtung bedroht, richten sich die Blicke Aller naturgemäß wieder auf Barras. Er erweist sich auch diesmal der Situation gewachsen, läßt sich vom Convent zum Commandanten von Paris ernennen, sammelt Truppen, führt Kanonen gegen das Hôtel de Ville auf, nimmt Robespierre und dessen Freunde gefangen nnd ordnet ohne Verzug ihre Hinrichtung an. Die Dinge sind geschehen, ehe noch das Publicum Zeit gehabt hat, sie zu begreifen. Barras erzählt, daß sogar, als schon die Karren zum Hinrichtungsplatze rollten, Niemand in Paris wagte, seiner Freude Luft zu geben. Der schreckliche Alp lastete so schwer auf der Brust aller Welt, daß selbst, als die Häupter der Blutmänner gefallen waren, Manche noch bange warteten, als müßten die Unversöhnlichen wieder auferstehen.

Nun ist Barras Herr der Situation. Man muß anerkennen, daß er von seiner Macht keinen unmenschlichen Gebrauch macht. Einmal entreißt er dem öffentlichen Ankläger Fouquier-Tinville und dem Henker Samson, die sich vor dem „Bürger General" demüthig beugen, zwei Wagenladungen Verurtheilter, die gerade nach dem Richtplatz abgehen sollen. Ein anderes Mal nimmt er sich mildherzig der kleinen Gefangenen an, die im Temple schmachten: der beiden Kinder Ludwig's XVI. Es hat sich das Gerücht verbreitet, die Königskinder seien aus dem Kerker entführt worden, und Barras wurde vom Convent beauftragt, zur Beruhigung des Publicums im Temple nachzusehen. Er findet den Dauphin und die Prinzessin inmitten des entsetzlichsten Schmutzes. Einige Einzelheiten in der Schilderung dieses Besuches wirken geradezu erschütternd. — So liegt der kleine Dauphin bei Barras' Eintritt mitten im Zimmer in einer Kinderwiege, die für ihn viel zu klein ist, die er aber um keinen Preis mit einem Bett vertauschen will. Es ist dies die Wiege, in der er noch von seiner Mutter in den Schlaf gesungen wurde! — Die Kniee und Knöchel des unglücklichen Knaben sind geschwollen, und er befindet sich in einer Art von Betäubung, aus der er sich mühsam aufrafft, um vor Barras wie eine auswendig gelernte Lection einige Sätze aufzusagen, in denen er seinen Aufsehern das beste Zeugniß ausstellt. — „Indem er sprach" — heißt es in den Memoiren — „blickte er

abwechselnd mich und seine Wächter an; mich, um sich gewissermaßen unter meinen Schutz zu stellen, diese, um zu verhüten, daß sie sich wegen etwaiger Klagen an ihm rächten, wenn ich nicht mehr da wäre." — Diese stumme Hilflosigkeit rührt Barras. Er trifft verschiedene Anordnungen, um das Loos der königlichen Kinder zu mildern. Natürlich wird die Ausführung dieser Anordnungen hinter seinem Rücken dann hintertrieben.

An den einflußreichen Mann drängen sich jetzt von allen Seiten Bittsteller heran. Unter den Andern auch Einer, den er längst vergessen hat: sein „kleiner Schützling" von Toulon. Diesem ist es inzwischen schlecht ergangen. Er ist nach dem 9. Thermidor als Anhänger Robespierres einfach von seinem Posten abgesetzt worden. Sowohl er wie seine Familie sind in einer prekären Situation. Barras übertreibt allerdings mit boshafter Absicht dort, wo er diese Nothlage schildert. Nach seiner Darstellung lebt Frau Lätitia Bonaparte mit ihren Kindern um jene Zeit in Marseille in tiefstem Elend. Was sie zusammenborgen, reicht kaum für einen Strohsack, der ihr gemeinschaftliches Lager bildet, und für einen Kessel zum Kochen von Gemüsen, aus dem sie Alle zusammen essen. „Um ihren Lebensunterhalt in Marseille zu gewinnen —" heißt es in den Memoiren — „scheuten die Bonapartes vor keiner Industrie zurück, nicht einmal — muß man es sagen? — vor der mit den aufblühenden Reizen der Mädchen — — die Töchter des Hauses Bonaparte waren als so wenig moralisch bekannt, daß sie vom Besuch verschiedener Bälle in aller Form ausgeschlossen wurden, obgleich Freundinnen auf ihr Ersuchen sich angelegentlichst für sie verwandten."

In einem Athem damit erzählt Barras, ohne den inneren Widerspruch zu merken, daß die Söhne des Hauses Bonaparte, das einen so scandalösen Ruf hat, sich mit Erfolg bemühen, in reiche Bürgerfamilien hinein zu heirathen. Lucien bekommt die Tochter des Gastwirths Boyer, allerdings — „blos weil sie guter Hoffnung von ihm war". Joseph heirathet die Tochter des steinreichen Seifensieders Clary, deren Häßlichkeit ebenso groß ist, wie ihre Mitgift. Als Napoleon, von diesem Beispiel angeregt, um die Hand der jüngeren Schwester Désirée anhält, bekommt er einen Korb mit der groben Abfertigung: „man habe genug mit einem Corsen in der Familie". Das Schicksal meinte es mit der kleinen Désirée Clary besser, als sie selbst. Trotz jenes Mißgriffes sollte die Seifensiederstochter später eine Krone tragen — als die Frau Bernadotte's, des Königs von Schweden.

Wie immer auch jene triste Episode in dem Schicksal der Familie Bonaparte in Wirklichkeit ausgesehen haben mag, soviel ist gewiß, daß Napoleon Nichts übrig bleibt, als nach Paris zu gehen und dort sein Glück zu suchen. Seine hauptsächlichste Hoffnung dabei ist die Bekanntschaft mit Barras. Aber es ist nicht leicht, an den viel umworbenen Mann heranzukommen. Napoleon läßt Nichts zu diesem Zwecke unversucht. Er sucht vor Allem durch die Frauen, von denen er weiß, daß sie Barras' schwache Seite bilden, den Weg zu dessen Gunst zu finden.

Barras wohnte damals in den Arcaden des Palais Royal als Miether bei Fräulein Montansier, der Directorin des „Théâtre Montansier", „Théâtre de la Montagne" und mehrerer Provinztheater. Diese Engros-Speculantin in Theatern war eine in Paris sehr bekannte Persönlichkeit. Barras schildert sie als ehrenwerthe Dame von siebzig Jahren, die ihr Alter und ihr Embonpoint mit Heiterkeit und Würde zu tragen weiß und für die er selbst eine achtungsvolle Freundschaft hegt. Gleichzeitige Berichte sprechen sich jedoch in durchaus anderem Tone über Fräulein Montansier aus. Ihre Theater in Paris, insbesondere die im Palais Royal gelegene berüchtigte „Salle de Beaujolais" waren nicht viel Anderes, als Tummelplätze für die elegantere Halbwelt und flotte Lebemänner. Sie selbst scheint ihrem Miether Barras gegenüber, der zeitlebens ein lustiger Strohwittwer war — seine Frau weigerte sich stets mit ihm zusammen zu wohnen — die Rolle eines weiblichen Mercur gespielt und seinen Verkehr mit gefälligen Theaterdämchen vermittelt zu haben, wofür ihr Barras seine Protection in allerhand Proceß- und Pachtangelegenheiten zu Theil werden ließ.

Diese Dame wird nun in den Memoiren mit Napoleon in eine höchst eigenthümliche Verbindung gebracht. Die Episode, die Barras hier einflicht, läßt sich auf ihre Glaubwürdigkeit schon aus dem Grunde nicht prüfen, weil man bei keinem Zeitgenossen sonst eine Erwähnung davon findet. Jedenfalls ist sie sehr amüsant und beweist zum Mindesten, daß Barras neben vielen anderen Talenten auch das Talent — zum Novellisten hatte.

Napoleon hätte also — nach dieser Erzählung — Fräulein Montansier vom ersten Augenblick an eifrig den Hof gemacht, um sich ihre Fürsprache bei ihrem mächtigen Protector zu verschaffen. Dann, als er bereits mit Barras auf gutem Fuße steht, weckt ein Gespräch, das er mit diesem eines Tages führt, weitergehende Pläne in ihm. Barras läßt die Bemerkung fallen, das alte Fräulein sei noch heirathslustig und habe mehr als eine Million im Vermögen. Napoleon greift die Worte auf und bittet, rasch entschlossen, Barras um seine Vermittelung in der Angelegenheit. Diese wird ihm gewährt, Fräulein Montansier läßt sich nicht lange bitten, und in wenigen Tagen ist das curiose Paar, der dreiundzwanzigjährige Offizier und die siebzigjährige Jungfer, glücklich zusammengekoppelt. Barras erzählt, wie er mit innerem Ergötzen oft Zeuge von Gesprächen war, in denen die Brautleute gemeinsame Zukunftspläne aufrollten. Sie sprachen von nun ab nie anders, als: „wir wollen Dies oder Jenes thun." Napoleon verspricht seiner Braut, ihr bald seine Familie vorzustellen, und die Idee einer Hochzeitsreise nach Corsica wird von den Beiden lebhaft discutirt.

Alle diese Projecte nehmen mit dem 13. Vendémiaire ein gewaltsames Ende. Dieser Tag bringt den furchtbaren Aufstand in Paris und den blutigen Kampf der Sectionen gegen die Regierung. Barras tritt wieder an die Spitze der Conventtruppen und zwingt — diesmal mit Hilfe Napoleons — die Aufrührer nieder. Einige Tage später wird Napoleon vom Convent mit Decret vom 18. Vendémiaire zum General en second der Armee des Inneren ernannt. Nun sind die schweren Zeiten für ihn vorüber. Er braucht keine Geldheirath mehr, um vorwärts zu kommen, und so giebt er dann seiner siebzigjährigen Braut in sehr unceremoniöser Weise den Laufpaß.

So hätten sich die Dinge zugetragen, wenn man Barras glauben will. Wichtiger als die kleine Lächerlichkeit, die er hier seinem Todfeinde anhängt, sind seine Bemühungen, Napoleons Antheil an dem 13. Vendémiaire zu verkleinern. Gegenüber der Legende, welche Napoleon als den einzigen Helden dieses Tages darstellt, versichert er, der „kleine Corse" habe bei dem Kampfe gegen die Sectionen nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Er sei Nichts mehr gewesen als sein Adjutant und habe sich in den kritischen Momenten des Tages absichtlich versteckt gehalten, um sich gegebenen Falles noch immer auf die Seite der Feinde schlagen zu können, wenn diese siegreich geblieben wären. Uebrigens hätte Napoleon auch beim besten Willen in den Kampf aus dem einfachen Grunde nicht entscheidend eingreifen können, weil er — zu Fuß war und sich kein Pferd verschaffen konnte. Nur aus Wohlwollen für seinen „kleinen Schützling" habe er, Barras, später dessen angebliche Verdienste vor dem Convent herausgestrichen, ihn als Chef seines Generalstabs bezeichnet, obwohl er blos sein Adjutant war, und seine glänzende Beförderung durchgesetzt.

Und noch eine „Legende" bemüht sich Barras an dieser Stelle zu zerstören. Es ist dies jene, jedenfalls poetisch empfundene Version, welche berichtet, Napoleon habe am Tage des 13. Vendémiaire, welcher den Wendepunkt seines Schicksals, den Beginn seines Ruhmes und Glückes bezeichnet, auch die Frau kennen gelernt, welche er später so glühend geliebt hat. Die junge Wittwe des Generals Beauharnais habe ihren Sohn zu ihm in's Hauptquartier geschickt, mit der Bitte, ihr die Waffen ihres verstorbenen Mannes, die ihr bei einer Hausdurchsuchung weggenommen worden waren, zurückstellen zu lassen. Dies habe dann zur Bekanntschaft Napoleons mit Josephinen geführt.

Das ist einfach eine rührselige Fabel — meint dagegen Barras. Er selbst ist es, der Josephine von Beauharnais an jenem Tage kennen lernte und an den sie sich mit

ihrer Bitte wandte. Er ist es auch, von dem Napoleon sie später so zu sagen aus zweiter Hand bekam.

Hier folgt ein widerwärtiges Capitel der Memoiren, um so widerwärtiger, als es offenbar nicht ganz auf Erfindung beruht. Man weiß und hat es stets gewußt, daß die spätere Frau Napoleons, die liebliche Josephine, einst ein sehr weiches Herz hatte und nicht Jedermann gegenüber die untröstliche Wittwe des Generals Beauharnais spielte. Das zeitgenössische Gerücht bezeichnet auch deutlich Barras als einen ihrer Liebhaber. Aber deshalb eben kam es ihm am allerwenigsten zu, dieses Gerücht zu bekräftigen und der Frau, die ihm gegenüber schwach war, aus ihrer Schwäche einen Vorwurf zu machen.

Die schändliche Indiscretion ist nebensächlich im Vergleich mit der Brutalität, mit welcher der Name Josephines hier in den Koth gezerrt wird. „Soll ich es gestehen?" — meint Barras, indem er eine letzte Regung von Zartgefühl heuchelt, — „Ja, ich will es gestehen — insofern es ein Franzose, in den Grundsätzen der Ritterlichkeit erzogen, sagen kann, daß ich mit Frau Beauharnais vertrauten Umgang gepflogen habe" ... Das wäre noch vorläufig blos das prahlerische Lächeln des alten Gecken, welcher der Versuchung nicht widerstehen kann, sich mit seinen Eroberungen zu brüsten, und vor der Nachwelt den verfluchten Kerl spielen möchte.

Aber es kommt ärger. „Ich habe mir Nichts darauf einzubilden —" fährt Barras cynisch fort — „Andere würden sagen, es gehöre viel Bescheidenheit dazu." Da sieht man bereits hinter der Maske des liederlichen Schwätzers den haßerfüllten Blick, der die zügellose Rachsucht des Schreibenden verkündet. Josephine soll Barras entgelten, was Napoleon an ihm gesündigt. Er überschüttet sie mit gemeinen Schimpfworten, nennt sie ohne Umstände eine Dirne, die aller Welt gehörte, neben dem General Hoche auch dessen Stallknecht nicht verschmähte und abwechselnd von mannstoller Brunst und niedrigem Eigennutz regiert wurde. „Die unzüchtige Creolin" — heißt es an einer Stelle — „liebte nur aus Interesse. Selbst wenn man glaubte, sie sei ganz bezwungen und hingegeben, dachte sie noch an das Geschäft. Nach allen gebrachten Opfern hätte sie, wie man von einer Dirne sagte, die ihr in dieser Art Ausbeutung vorangegangen war, Gold aus dem Schädel ihres Geliebten getrunken." Auch ihre Heirath mit Napoleon ist für sie blos ein Geschäft. In Wirklichkeit ist ihr der ausgemergelte Corse, der um ihre Hand anhält, ganz gleichgiltig. Sie macht sich sogar insgeheim über ihn und seine Verliebtheit lustig und nennt ihn — wie Barras erzählt — in ihren intimen Stunden „den kleinen gestiefelten Kater". Sie nimmt ihn einfach deshalb, weil sie bis über die Ohren in Schulden steckt und weil der General Bonaparte, der im Begriffe steht, Carriere zu machen, eine glänzende Partie vorstellt.

Aber dies Alles genügt Barras nicht. Er will seinen Todfeind direct treffen. Auch Napoleon selbst muß in diesen Schlamm hinunter! — Und so versteigen sich die Memoiren bis zu der ungeheuerlichen Behauptung, Napoleon habe um dieses Verhältniß zwischen Barras und Josephine gewußt und mit der Ehre seiner Frau ein einträgliches Geschäft getrieben. Diese Beschuldigung bildet übrigens nur den Theil eines Systems, das Barras mit großer Beharrlichkeit durchführt. Er will nachweisen, daß Napoleon consequent — „seinen Weg durch die Frauen gemacht habe". Schon als junger Offizier habe er bei Toulon und bei der italienischen Armee bei den Frauen der einflußreichen Volksvertreter den devoten Höfling gespielt. Dann kam die Jagd nach einer reichen Partie in Marseille und in Paris. Ferner habe er versucht, der schönen Frau Tallien den Hof zu machen, um sich durch sie bei Barras protegiren zu lassen, — sei aber mit Schimpf und Schande abgewiesen worden. Schließlich habe er Josephine geheirathet, blos darum, weil sie Barras' Maitresse war. Im gegebenen Moment habe er sich dies auch skrupellos zu Nutze gemacht. Als es sich für ihn darum handelt, zum Commandanten der italienischen Armee ernannt zu werden, geht er mit seiner Frau zu Barras und wartet im Vorzimmer, während Josephine drinnen den Preis für die Protection bezahlt.

Ironisch wird auch erzählt, wie Napoleon dann bei seiner Abreise zur Armee seinem Gönner Barras mit gutgeheuchelter Rührung „sein Theuerstes, den höchsten Schatz, den er durch Municipalact des zweiten Bezirkes der Stadt Paris erworben," anvertraut, während er — der Komödiant! — doch ganz gut weiß, in wessen Händen er diesen Schatz zurückläßt.

Auf welcher Stufe moralischer Versumpfung muß sich ein Mann befinden, um Solches bei einem anderen vorauszusetzen! Es ist ganz gut möglich, daß sich die Dinge äußerlich so abgespielt haben, wie Barras sie hier erzählt. Aber die infamen Motive, die er Napoleon zuschreibt, hat er ganz aus seiner eigenen schmutzigen Seele geschöpft. Man braucht nur in den Briefen zu blättern, die Napoleon von der italienischen Armee an Josephine schreibt, um zu empfinden, wie lächerlich der Verdacht ist, dieser leidenschaftlich verliebte junge Ehemann habe daran denken können, seine angebetete Frau freiwillig mit einem Anderen zu theilen.

Dieser Theil der Memoiren wäre ihrem Autor theuer zu stehen gekommen, wenn Napoleon jemals eine Ahnung von seiner Existenz gehabt hätte. Für den Rest hätte der Kaiser wohl nur ein verächtliches Lächeln gehabt. Seinen Ruhm und sein Genie kann ein Barras nicht verkleinern. Er hat solche Angriffe vorausgesehen, als er zu seinem Secretär auf St. Helena die stolzen Worte sprach: „Es ist meine Bestimmung, daß künftige Pamphletisten sich an mir die Zähne wetzen; aber ich fürchte nicht, ihr Opfer zu werden; sie werden auf Granit beißen!"

Das Interesse der Barras'schen Aufzeichnungen erlischt übrigens mit dem Augenblicke, wo, nach dem Abgange Napoleons zur italienischen Armee, die große Figur des Verhaßten daraus verschwindet. Es folgt ein langer monotoner Abschnitt, worin die Geschäfte des Directoriums, dessen Mitglied inzwischen Barras geworden, fleißig, aber in trockenen Worten von Tag zu Tag notirt sind. Der Historiker findet auf diesen Seiten werthvolles Material; das große Publicum wird sie eilig überblättern, um zu den lebendigeren Stellen zu gelangen, wo von Talleyrand die Rede ist.

Das ist wieder Einer, dem in diesen Memoiren übel mitgespielt wird. Aber diesmal ist es nicht Grimm, sondern eine Art von überlegenem Humor, womit Barras seinen Mann behandelt. Er scheint auf Talleyrand, dessen Schurkerei er stets klar durchschaute, mit nachsichtigem Ergötzen herabgesehen zu haben. In seine Schilderung mischt sich aber neben der gewollten auch einige unfreiwillige Komik. Man kann nicht ernst bleiben, wenn man bemerkt, wie ähnlich im Grunde genommen diese beiden Ehrenmänner, von denen der Eine den Anderen mit tiefer Verachtung behandelt, einander in mancher Beziehung waren. Auch Talleyrand ist, wie Barras, der geborene Aristokrat des ancien régime, welcher der Reihe nach allen Herren dient, stets blos darauf bedacht, seinen Beutel zu füllen, in jedem Augenblick mit feiner Spürnase das Kommende wittert und seine Gesinnungen ebenso leicht abstreift, wie einen Handschuh.

Und diesen nichtigen, verlorenen Gesellen, den er genau kennt, macht Barras selbst zum Minister des Aeußeren. Er erzählt die köstliche Scene, in der er dazu von Frau von Staël gewissermaßen gezwungen wird. Die berühmte Romanciere kommt eines Tages zum Director hereingestürmt und überschüttet ihn mit einer Fluth von Beschwörungen, Liebkosungen und Argumenten. Ihr Schützling Talleyrand muß Minister werden, er muß es schon aus dem Grunde — weil er sonst nicht zu leben hat. Er ist im größten Elend, hat nur noch zehn Louisdor im Vermögen und muß in's Wasser gehen, wenn ihm nicht geholfen wird. Dieser endlose Wortschwall überrumpelt Barras, er giebt nach. Hinterher findet er es freilich sehr komisch, daß er Jemanden blos darum zum Minister gemacht hat, weil dieser sonst in's Wasser gegangen wäre. Aber die Sache ist nun einmal geschehen, und schließlich, ob Talleyrand oder ein Anderer sein Schäfchen in's Trockene bringt, ist so ziemlich egal. An uneigennützige Staatsmänner scheint Barras, der sich und seine Zeit gut kannte, nicht geglaubt zu haben.

Aber so wenig es auch Barras anstehen mag, Talleyrand gegenüber den Sittenrichter zu spielen, ein Recht, auf ihn herabzublicken, hat er jedenfalls. An Talleyrand gemessen, erscheint Barras bedeutend und fast sympathisch. Schon sein Freimuth, sein naiver Egoismus entwaffnen uns stellenweise. Und dann ist er eine ganze Individualität, ein Mann, der auf edlere Regungen und auf nützliche Thaten hinzuweisen vermag. „Barras, der Unverschämteste der Verworfenen" — hat ihn Taine genannt. „Barras, der Canaillenkönig" — nannten ihn die auf seine Popularität eifersüchtigen Collegen im Directorium. Das sind vernichtende Worte, aber selbst in ihnen ist Etwas enthalten, das zu Gunsten des Verurtheilten spricht. Seine Beliebtheit beim Pöbel verdankte Barras gewiß vor Allem seiner stattlichen Figur, der theatralischen Geste und dem pathetischen Worte, die ihm — dem Provençalen — stets zu Gebote standen, und vielleicht auch dem Rufe einer liebenswürdigen Liederlichkeit, der ihm zeitlebens treu blieb. Diese Vereinigung hat — wie jüngere Beispiele bewiesen haben — auf ein gewisses Publicum in Frankreich stets unwiderstehlich gewirkt. Aber was Barras die Herzen zufliegen machte, war auch seine unleugbare Gutmüthigkeit, die ihn in harten Zeiten vor unnützer Grausamkeit bewahrt hat, und der Umstand, daß er im nöthigen Augenblick nicht nur das richtige Wort auf der Zunge, sondern auch den Säbel in der Faust hatte. Daß er gesinnungslos war, ist in einer Zeit, wo die Gesinnungen so rasch wechselten, keine Ausnahme und macht ihn eben zu der charakteristischen Gestalt, als die er in seinen Memoiren erscheint. Er ist das echte Kind eines Jahrhunderts, das in einer Kothlache geboren ward und in einer Blutlache endigte.





Illustrirte Bibliographie.

Kriegs-Erinnerungen: Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben. Nach persönlichen Berichten bearbeitet von Friedrich Freiherr von Dincklage-Campe. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Immer reicher und mannigfaltiger erblüht die mit dem Kriege 1870/71 sich beschäftigende Litteratur. Neben den großen kriegsgeschichtlichen Werken, die von der hohen Warte des objectiven Historikers Entstehung und Verlauf der Ereignisse im Zusammenhang darstellen, neben bedeutsamen Memoirenwerken von Persönlichkeiten, die mit am Webstuhl der Geschichte gesessen haben und die uns hie und da einen Einblick thun lassen in das verborgene Getriebe, aus dem jene großen an's Licht der Welt getretenen Vorgänge resultirten, treten, sich mehrend, jene Werke hervor, die weniger die Kriegsereignisse als vielmehr Kriegserlebnisse darstellen, die, einen persönlichen subjectiven Charakter tragend, im Gegensatz zu jenen al fresco ausgeführten monumentalen Werken, uns die Kleinmalerei des Krieges bieten; während jene nothwendiger Weise uns die überragenden Helden- und Führergestalten, die uns als Verkörperung der sich befehdenden weltgeschichtlichen Principien erscheinen, im Lichte der geschichtlichen Forschung zeigen, vertreten diese das Interesse des Individuums, das ein Theil der Massen ist, deren zahllose Namen Klios Griffel nicht in ihre ewigen Tafeln zu verzeichnen vermag, und die doch nicht geringen Antheil an dem Vollbringen des von höherem Geiste und mächtigerem Willen Vorbedachten und Gewollten und nicht minder Anspruch auf dankbares Gedenken und Bewunderung haben. Diese Litteratur streckt ihre Wurzeln tief in die Schichten des Volkes hinein; sie hat manchen schlichten Soldaten zum Mitarbeiter. Wir erinnern an die mit Anerkennung begrüßten Werke von Zeitz (Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen von 1870 und 1871) und Wernersdorf (Fünf Monate vor Paris). Ein Werk, das uns gleichfalls Kriegserlebnisse, und zwar nicht die einer Person, sondern einer ganzen Reihe, und genauer gesagt: Kriegsthaten, die aus heldenmüthiger Aufopferung hervorgegangen, berichtet, sind die im Verlage des Deutschen Verlagshauses Bong & Co. in Berlin erscheinenden Kriegserinnerungen von Rittern des Eisernen Kreuzes.

Episoden und Einzelthaten sind es, die uns von den Helden derselben: Offizieren, Unteroffizieren wie Soldaten, selbst erzählt werden. Die Berichte sind, soweit es angängig, wortgetreu wiedergegeben worden, in anderen Fällen hat für Correctheit der



Aus: „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben."
Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.



Aus: „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben.“ Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.



Aus: „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben.“ Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Form und inhaltliche Richtigkeit der Herausgeber Generalmajor Freiherr Friedrich von Dincklage-Campe Sorge getragen, dessen Namen dafür bürgt, daß diese Aufgabe mit voller Sachkenntniß, Umsicht und litterarischem Geschmack erledigt worden ist. Die hervorragendsten Thaten sind durch treffliche, von bestens bekannten Kriegsmalern wie Knötel, Rocholl, Koch, C. Becker u. A. bildlich dargestellt; auch ist jedem Erlebniß das Portrait des Hauptthelden beigegeben. Die erste Lieferung enthält u. A. einen Aquarellfacsimile-Druck: „Der Kronprinz überreicht im Auftrage des Kaiser Wilhelm dem Feldmarschall Grafen Moltke das Eiserne Kreuz I. Klasse“; eine gute Reproduction des Bleibtreu'schen Gemäldes: „Die Württemberger bei Wörth“, einen vortrefflichen Holzschnitt von G. Koch: „Die 82er auf der Hochfläche von Elsaßhausen“ und außerdem — abgesehen von zahlreichen Textillustrationen — noch 4 Vollbilder.

Das Werk, das vollständig 15 Lieferungen à 50 Pf. umfassen wird, darf als ein patriotisches Volksbuch, das zu den Kriegsgeschichten von 1870/71 eine schätzenswerthe Ergänzung bildet, empfohlen werden, und gerade jetzt, da man die 25jährige Jubelfeier von Sedan begehen wird, einer besonderen Theilnahme sicher sein. —l—

Kunstgeschichtliche Notizen.

Thorwaldsens Darstellung des Menschen. Von Dr. Julius Lange. In's Deutsche übertragen von Mathilde Mann. Mit 8 Vollbildern und 16 Textillustrationen. Berlin, Verlag von Georg Siemens.

Thorwaldsen steht der jetzt lebenden Generation schon ziemlich fern, und sie vernimmt etwas befremdet von dem Rausch der Begeisterung, mit dem fast alle europäischen Nationen einst seine Schöpfungen begrüßten. Den Dänen sagt man nach, daß sie ihren großen Landsmann noch heute wie einen Nationalheiligen verehren, vor dem jede Kritik schweigen müsse. Nun, der Verfasser des vorliegenden Buches ist

ein Däne — er ist Professor der Kunstgeschichte an der Universität Kopenhagen — seine Schrift aber beweist, einmal, daß auch die Dänen fähig sind, an Thorwaldsen den Maßstab historischer Kritik zu legen, und dann, daß die Beschäftigung mit dem großen Bildhauer auch heute noch das größte Interesse hervorzurufen vermag, wenn sie von der richtigen Art der Betrachtung getragen wird. Lange tritt an sein Thema besser ausgerüstet heran, als irgend ein Thorwaldsen-Schriftsteller vor ihm; denn er besitzt nicht nur die intimste Kenntniß aller Werke des Künstlers, die ihm im Thorwaldsen-Museum ja zu täglichem Studium vor Augen stehen, sondern hat auch als Erster die große Menge seiner hinterlassenen gezeichneten Entwürfe benutzt, die in das Verständniß seiner Kunst tiefer einzuführen vermögen. Einige schöne Proben daraus geben die Abbildungen. So ist ein Buch entstanden, gescheidt, klar, anregend, mit fein abwägender Kritik geschrieben, lesenswürdig und grundlegend für die Stellung, welche die Geschichte der modernen Kunst Thorwaldsen wird anzuweisen haben. Das Große in Thorwaldsen — sein reiner plastischer Sinn, das sanfte Ethos seiner Gestalten — kommt ebenso zur Darstellung, wie die Grenzen seiner Begabung; seine Stellung zur Antike wird besonders sorgfältig erörtert, aber auch den Einflüssen, welche die französische Kunst und die Renaissance ausgeübt haben, nachgespürt, und wenn der Verfasser den innersten Kern seiner Kunst schließlich in der nordischen, dänischen Persönlichkeit des Meisters findet, so ist das nicht Ausfluß nationaler Eitelkeit, sondern das Ergebniß feinsinnigster wissenschaftlicher Betrachtung.

M. S.

Die Darstellung der Gestalten Gottes des Vaters, der getreuen und der gefallenen Engel in der Malerei. Eine kunsthistorische Studie mit 112 Abbildungen auf 65 Tafeln, geschrieben und gezeichnet von Michael Engels. Luxemburg, V. Buck, Léon Buck, Nachfolger.

Der Verfasser, Maler und Lehrer des Freihandzeichnens am Großherzoglichen Athenaeum in Luxemburg, erklärt in der Vorrede, daß seine Arbeit „lediglich dem lehrreichen, höchst anziehenden Stoffe" ihr Entstehen verdanke. Sie beanspruche keineswegs erschöpfende Vollständigkeit, sondern wolle blos in großen Zügen und kurzer Fassung den Nachweis erbringen, daß die christliche Kunst eine ihrer Aufgaben trefflich gelöst hat, die übersinnliche Welt dem Auge näher zu rücken. Mit der Kürze nimmt er es allerdings nicht so genau, denn er glaubt, „zum besseren Verständniß der Entwickelung der Gottvatergestalt die Geschichte der christlichen Malerei im allgemeinen Ueberblick vorführen zu müssen." Kritische Regungen werden sofort erstickt durch die „ein für allemal" gemachte Bemerkung, daß die „Arbeit vorzugsweise für die Schüler der Anstalt bestimmt ist, die in der Kunstgeschichte überhaupt nicht orientirt sind". Ihnen glaubt also wohl der Verfasser mit seinen 118 enggedruckten Quartseiten hiervon einen Begriff beibringen zu können. Auffassung und Darstellung sind natürlich rein dilettantisch. Die sehr zahlreichen Abbildungen würden als Materialsammlung einigen Werth haben, wenn der Verfasser es nicht für richtig gefunden hätte, sie sämmtlich eigenhändig „mit der Feder in Holzschnitt- oder Kupferstichmanier umzuzeichnen" — so, wie eben ein Zeichenlehrer Michelangelo, Rubens, Dürer und Andere „umzeichnet."

M. S.

Der Apoll vom Belvedere. Eine archäologische Studie von Dr. Hermann Freerichs. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Ueber den Apollo vom Belvedere ist seit Winckelmann eine umfangreiche Litteratur zusammen geschrieben worden, ohne daß man über die Erklärung, Werthschätzung und Zeitbestimmung der Statue zu übereinstimmenden Resultaten gelangt wäre. Als grundlegend muß die Frage der richtigen Ergänzung betrachtet werden — und ihre Beantwortung hat den sicheren Boden, auf den sie zwei Jahrzehnte lang gestellt schien, wieder gänzlich verloren, nachdem Furtwängler überzeugend nachgewiesen, daß der Apollo Stroganoff in Petersburg nicht blos seine Aegis in der linken Hand hält, sondern überhaupt eine moderne Fälschung ist. Daher tritt Freerichs mit Recht von Neuem vor das Original, um durch eine Untersuchung des Marmors selbst Anhaltspunkte für eine Wiederherstellung zu gewinnen. Er stellte vor Allem fest, was bereits ergänzt ist, und fand, daß die Füße, der Baumstamm mit Plinthe und der linke Unterschenkel nicht zugehörig sind, daß also die Schiefheit und das Steife der Beine, die Unnatur und Unschönheit der Stellung den Restauratoren zur Last gelegt werden müssen. Auch der rechte Unterarm ist

modern, abgesehen von den bekanntlich durch Montorsoli sehr unglücklich angeflickten beiden Händen. Der an der rechten Seite erhaltene Stützenansatz beweist, daß der rechte Arm weiter nach vorn gehalten war. **Nicht** ergänzt — wie oft angegeben wird — ist dagegen der Körper, und dieser weist mit Nothwendigkeit auf das ergänzende Attribut des **Bogens** hin, gegen das seit der Mitte des Jahrhunderts von den Erklärern so eifrig gekämpft worden ist. Denkt man sich nach allem diesem die Statue in ihrer ursprünglichen Gestalt, so erhält man das Bild des im eiligen Vorwärtsschreiten begriffenen Gottes, der eine plötzliche Wendung gemacht hat und drohend dem Feinde, den seine Flammenblicke treffen, den hocherhobenen linken Arm mit dem Bogen entgegenstreckt. Es ist, wie Freerichs im Wesentlichen übereinstimmend mit **Furtwänglers** schöner Würdigung der Statue — in den „Meisterwerken der antiken Plastik“ — interpretirt, der im Frühling zur Erde wiederkehrende Sonnengott, der abwehrend gegen die Winterwesen seine Waffe erhebt. Die Artemis von Versailles, richtig aufgefaßt, bleibt auch zu dieser Verkörperung des „abwehrenden Lichtgottes“ ein Gegenstück. Was die Frage der Zeitbestimmung anlangt, so greift Winters Hinweis auf **Leochares** als Schöpfer des Typus Platz. Es ist die Zeit der beginnenden Decadence, die hier mit hohem Raffinement der Mittel eine überraschende malerische Wirkung zu erzielen sucht. — Die elegant geschriebene Abhandlung erscheint wohl geeignet, der wieder eröffneten Discussion über den Belvederischen Apollo den richtigen Weg zu weisen. M. S.

Bibliographische Notizen.

Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von **Otto Seeck**. 1. Bd. und Anhang zum ersten Bande. Berlin, **Siemenroth & Worms**.

Die Geschichte des Untergangs der antiken Welt beabsichtigt O. Seeck, Professor der alten Geschichte an der Universität zu Greifswald, in 6 Bänden zu schildern, deren erster hier vorliegt. Das Werk ist Hans Hoffmann zugeeignet, dem packenden, humorvollen Erzähler, dessen liebevolle Vertiefung in das klassische Alterthum, in die kleinen Schwächen wie in die mühselige, aber dankbare Thätigkeit des Lehrerstandes aus seinen Stolpenburger Novellen und aus seinem „Iwan, dem Schrecklichen“ so gemüthvoll, so übersprudelnd von launigen Einfällen, hervorleuchtet. Die Aufgabe, welche sich Seeck gestellt hat, ist wahrlich keine leichte. Viel geschmäht, aber wenig gekannt und in hohem Maße anziehend ist die römische Kaiserzeit, besonders die spätere; als nicht zu fassende Gestalten spuken manche der Kaiser in den Köpfen der Gebildeten, bis eine „Ehrenrettung“ ihnen ein menschenwürdiges Angedenken bei der Nachwelt sichert; unklar sind die Vorstellungen über die staatlichen, religiösen, gesellschaftlichen Zustände dieser Zeit, die durch einen das sieche Alte vernichtenden Gährungsproceß Raum zu kräftigen Neubildungen schafft. Auf treffliche Vorarbeiten kann sich Seeck stützen, von Tillemont und Gibbon bis auf Ranke, und indem er seine Darstellung mit Diocletian und seinen Mitregenten beginnt, bietet er uns die Fortsetzung zu dem noch ungeschriebenen vierten Bande von Mommsens Römischer Geschichte, welcher die Kaiserzeit bis auf Diocletian enthalten wird. Mit reicher Sachkenntniß, die sich von den verwickeltsten politischen Fragen bis auf die Barttracht des Kaisers und das Körpermaß der Soldaten erstreckt, und mit packender Darstellungsgabe, die uns die Personen lebenswahr und greifbar, die Zustände folgerichtig und anschaulich vorführt, ist dies Buch geschrieben, anregend und unterhaltend für den Forscher und den Laien, welch letzterer auch nicht durch gelehrte Anmerkungen gestört wird, da dieselben im Anhange untergebracht sind. Das 1. Buch des 1. Bandes, „Die Anfänge Constantins des Großen“ überschrieben, (S. 1—176) enthält die eigentliche Geschichte, schildert Diocletian uud Constantin als die vollkommensten Repräsentanten ihrer Zeit, indem der Erstere als ein politisch unreifer Kopf hingestellt wird, voll von spitzfindigem Schematismus, während bei der Auffassung Constantins das Pflichtgefühl und ein bis zu visionärer Eingebung gesteigertes religiöses Empfinden die Hauptrolle spielt.

Das zweite Buch, „Verfall der antiken Welt“ (S. 179—404) ist der Betrachtung der Zustände gewidmet, indem es in den Capiteln: 1. Die Germanen, 2. Das römische Heer, 3. Die Ausrottung der Besten, 4. Sklaven und Clienten, 5. Die

Entvölkerung des Reiches, 6. Die Barbaren im Reich, die Leute der Zeit schildert. Besonders anziehend ist das Bild, welches in grellen Farben, mit festen Strichen entworfen wird von jenem Geschlecht von Feiglingen, das durch eine entsetzliche Trägheit des Geistes und die durch Generationen vererbte Feigheit den Untergang der alten Welt herbeigeführt hat. Diesen Byzantinismus zu schildern und zu geißeln, wird der Verfasser noch reichlich Gelegenheit haben bei der Darstellung der Priesterthümer und der religiösen Zustände, und hoffentlich läßt er uns auf die Fortsetzung seines in hohem Grade anziehenden Werkes nicht zu lange warten. P. H.

Mithridates Eupator, König von Pontos. Von Théodore Reinach. Mit Berichtigungen und Nachträgen des Verfassers in's Deutsche übertragen von A. Goetz. Mit 3 Karten und 4 Heliogravüren. Leipzig, B. G. Teubner.

Das mit philologischer Gründlichkeit und in geistreicher Sprache verfaßte Werk des französischen Gelehrten Th. Reinach über den großen König von Pontos wird den deutschen Lesern hier in einer tüchtigen Uebersetzung geboten, welche an sich keine Berechtigung hätte, wenn sie nicht die Spuren einer revidirenden Thätigkeit überall erkennen ließe und dadurch zu einer Neuausgabe geworden wäre.

So anziehend auch die Persönlichkeit des großen Mithridates ist, der vielleicht als ein würdiger Nachfolger des Macedoniers Alexander im Osten ein neues Culturcentrum, eine Vereinigung des Persismus und Hellenismus, geschaffen hätte, wenn ihm nicht das übermächtige Rom entgegengetreten wäre, dem gebildeten Laien wird das Werk als zu breit angelegt erscheinen, während der Geschichtsforscher und Alterthumskenner in ihm eine treffliche Schilderung einer entscheidenden Epoche in der alten Geschichte finden wird. P. H.

Ueber littauisches Volksthum und littauische Volkstracht. Von Girėnas. Leipzig, Carl Jacobsen.

Die durch eine Anzahl Littauer Photographien von Minzloff in Tilsit veranlaßte Schrift polemisirt in Form eines Dialogs zwischen „den Herren Germanus und Lithuanus" gegen die übermäßig betriebene gleichmachende Civilisation im Allgemeinen — welcher die kleinen Völker, „das Salz der Erde" vom ästhetischen Gesichtspunkte aus, zum Opfer fallen — sowie gegen das Germanisiren, das „Loreleyisiren", wie der Verfasser es nicht gerade geschmackvoll nennt, der ostpreußischen Littauer im Besonderen; — und zwar sowohl gegen das Germanisiren von außen, das sich namentlich durch den „harten und schädlichen, dabei weggeleugneten Sprachdruck" bemerkbar macht, wie gegen das von innen aus dem Schoße der Littauer selbst kommende, das sich durch die Aufgabe der alten Nationaltracht, der alten Bräuche und Vernachlässigung der Muttersprache vollzieht. Es bleibe dahingestellt, ob die Klagen des Verfassers über das Erstere ebenso begründet sind, wie gewiß in Bezug auf das Letztere; jedenfalls zeigt z. B. das Verhalten gegen die Polen, daß der Deutsche in der Aufgabe des Germanisirens, in der Aufsaugung und Assimilirung fremder Elemente eher zu lässig als zu eifrig ist. Daß — vom politischen Gesichtspunkte abgesehen — das Untergehen eines eigenartigen Volksstammes, das Aufgehen des Individuellen in einer großen Allgemeinheit, gewiß etwas vom ästhetischen Standpunkt aus zu Bedauerndes ist, das wird und kann man nicht leugnen. Doch sehen wir nicht überall, auch bei den deutschen Volksstämmen, die Landbevölkerung ihrer reizvollen Tracht sich entäußern und künstliche Mittel nothwendig werden, das altehrwürdig Eigenartige zu erhalten? So finden wir den elegischen Ton in dem Büchlein — namentlich bei der Bestimmung desselben, als Begleitung und Ergänzung der prächtigen Minzloff'schen Bilder zu dienen — mehr am Platze, als den polemischen. Die leidenschaftliche Begeisterung des Verfassers für das littauische Volksthum, die aus seiner Schrift hervorleuchtet, macht diesen freilich begreiflich. Jedenfalls hat er es verstanden, durch seine Darstellung des littauischen Volkscharakters und die Beschreibung der littauischen Tracht, die durch eine Art „Kleiderphilosophie" nach Carlyle'schem Muster besonders lehrreich und anziehend gemacht ist, dem Leser selbst Interesse und ein warmes Gefühl für dieses Völkchen einzuflößen. Und dieses Gefühl verstärkt sich, wenn man die vorzüglichen, mit künstlerischem Auge aufgefaßten und technisch vollendeten Photographieen von Minzloff betrachtet, die littauische Trachten, Landschaften und Interieurs klar und zugleich malerisch-stimmungsvoll, anheimelnd wiedergeben. Die stumme Sprache dieser Bilder ist beredter als Worte und mehr als diese noch im Stande, für die Littauer zu wirken. — 1 —

Hifthornklänge. Von R. Winchenbach Blasewitz-Dresden, P. Wolff.

Die „Hifthornklänge" sind frische, formal gewandt geschriebene Jägerlieder, welche bei Freunden des edlen Waidwerks sicher Beifall finden werden, auf eine litterarische Bedeutung aber wohl keinen Anspruch machen. Waldleben, Frühlingsfreude, Jägerlust und Leid werden flott geschildert. Nur hie und da zeigt sich ein tieferes Gefühl, z. B. in dem Gedicht: „Am Bergsee." ls.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Allers, C. W., Unser Bismarck. Text von H. Krämer. Lieferung 7—10. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Johann Sebastian Bach, nach einem bisher noch nie veröffentlichten Original-Portrait im Besitze der Familie Edwin Bormann in Leipzig vervielfältigt in Photogravüre durch Meisenbach, Riffarth & Co., Leipzig, E. Bormann.

Becker, Dr., und Dr. med. Schlesinger, Grundzüge der Ernährung des gesunden und kranken Menschen. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Biographische Blätter, Vierteljahresschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Ernst Hofmann u. Co.

Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode. Mittheilung über deren Verhältniss. Heidelberg, Karl Groos.

Ensian, H. von. Clericale Umstürzler. Eine Studie zur Geschichte der ultramontanen „Volkspartei" in Ungarn. 2. Auflage. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Ewart, Felicie, Die Emancipation in der Ehe. Briefe an einen Arzt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.

Franklin, E., Die Amateurphotographie unter besonderer Berücksichtigung der Moment- und Blitzlicht-Aufnahmen. 5. Auflage. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Bad Harzburg, Soolbad und klimatischer Kurort. Herausg. v. Herzogl. Bade-Commissariat. Harzburg, Rud. Stolle.

Henne am Rhyn, Dr. Otto, Die nationale Einigung der Deutschen und die Entwickelung des Reiches, Festschrift zur 25jährigen Jubelfeier des neuerstandenen Deutschen Reiches. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Die Huldigungsfahrt der deutschen Studenten zum Fürsten Bismarck am 1. April 1895. Berlin, Julius Becker,

Jahresbericht der Stadtbibliothek Zürich über das Jahr 1894. Zürich, Friedrich Schulthess.

Janitschek, Maria, Lilienzauber. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Knackfuss, H, Michelangelo. Mit 78 Abbildung. von Gemälden, Skulpturen und Zeichnungen. Bielefeld & Leipzig, Velhagen & Klasing.

Kortzfleisch, Ida von, (J. Pillau), Der freiwillige Dienst in der Wirthschaftlichen Frauen-Hochschule. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausg. von Karl Schneidt. II. Jahrg. No. 36—39. Berlin, Hugo Storm.

Le Monde Moderne, Revue Mensuelle Illustrée Juillet 1895. Paris, A. Qantin.

List, Guido, Pipara, die Germanin im Cäsarenpurpur. Historischer Roman aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. 2 Bände. Leipzig, August Schulze.

Pastor, Willy, Stimmen der Wüste. Leipzig, Max Spohr.

Ostdeutsche Reform, Blätter zur Förderung der Humanität. Vierter Jahrg. No. 11. 12. Königsberg i. Pr., Braun u. Weber.

Rigutini, Giuseppe und Oskar Bulle. Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Lieferung 1. 2. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Ein Roman vom ersten Consul. Vom 18. Brumaire bis zum Frieden von Amiens. Kopenhagen, Andr. Fred. Host & Son.

Rosner, Karl, Shakespeare's Hamlet im Lichte der Neuropathologie. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für psychologische Forschung, München. Berlin—Prag, Fischer's Medicin. Buchh.

Neue deutsche Rundschau der Freien Bühne. Sechster Jahrgang, Juni 1895. Berlin, S. Fischer.

Schultz, Alwin, Kunstgeschichte. 4. Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Donau als Völkerweg, Schifffahrtstrasse und Reiseroute. Mit 300 Abbildungen und Karten. Lieferung 2—6. Wien, S. Hartleben.

Sybel, Heinrich von, Neue Mittheilungen zur Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. 6. und 7. Band, 5. Auflage, Sonderabzug. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Tille, Alexander, Von Darwin bis Nietzsche. Ein Buch Entwicklungsethik. Leipzig, C. G. Naumann.

Lawn-Tennis, Anleitung zur Erlernung des Spiels und Rathschläge bei Anschaffung der dazu nöthigen Utensilien, nebst einem Anhang: Wie man einen Lawn-Tennis-Platz anlegt. J. Webster. 2. Auflage. 3. bis 5. Tausend. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Westenholz, F. P. v., Sein Geheimniss. Schwank in einem Aufzug. Stuttgart, Fr. Fromman's Verlag (E. Hauff).

Wiesengrund, Dr. Bernhard, Die Elektricität, ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung (mit 44 Abbildungen). Für Jedermann verständlich kurz dargestellt. 2. Auflage 6. bis 10. Tausend. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Wilbrandt, A., Faust. Tragödie von Goethe Für die Bühne in drei „Abenden" eingerichtet. Wien, Litterarische Gesellschaft.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.


Band 74. — Heft 222.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
September 1895.
19. Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

September 1895.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Ola Hansson.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilage zu diesem Hefte
von
Franckh'sche Verlagshandlung in Stuttgart. (Scherr, Illustr. Geschichte der Weltlitteratur.)



An unsere Abonnenten!



Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXIV (Juli bis September 1895), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII

elegant broschirt zum Preise von M 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von M 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221

zum Preise von M 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXXIV. (Juli bis September 1895)

...... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII

zum Preise von M 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Ola Hansson.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXIV. Band. — September 1895. — Heft 222.

[illegible]



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

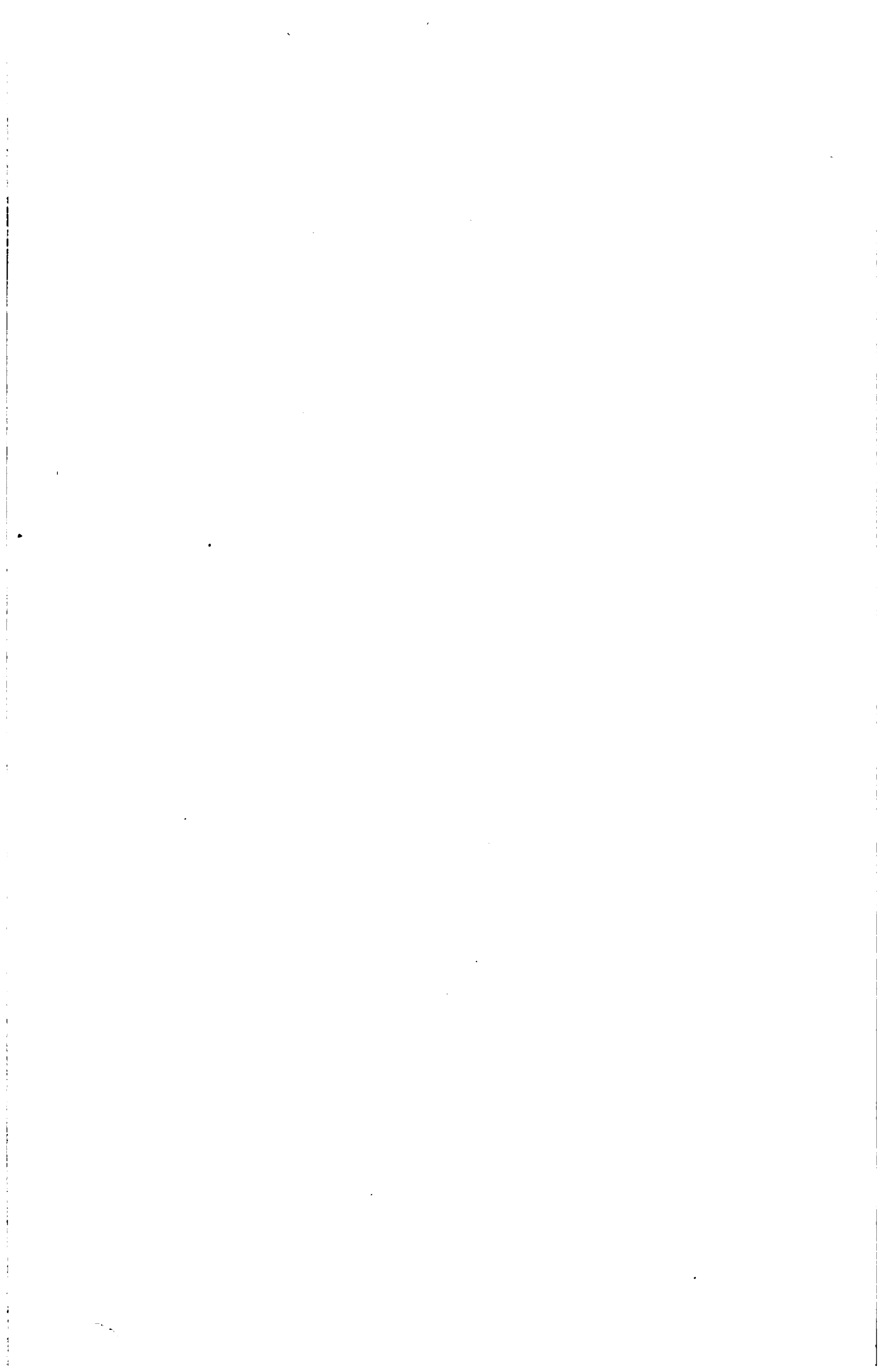
Paul Lindau.

LXXIV. Band. — September 1895. — Heft 222.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ola Hansson.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Hroswitha.

Erzählung aus dem 10. Jahrhundert n. Chr.

Von

E. v. Cymen.

— Breslau. —

„Und das hätte der Priester gewagt?!"

Zorn und Ueberraschung blitzte aus Herrn von Rossows Antlitz. Fast schien er nicht zu glauben!

„Eckardus wagt Alles!" gab Graf Gero finster zurück.

„Ich sah es — selbst ungesehen — wie der Pöbel die Alte ergreifen wollte. Schon schien ihr Schicksal gesprochen, da — Gott weiß, woher er kam — deckte der Priester das Weib mit seinem Leibe: ‚Seid Ihr von Sinnen?! Nur über mich geht der Weg zu ihr!' — ‚Flieht die Hexe! die Hexe muß brennen!' knirschte der Pöbel. Aber unbeweglich stand Eckardus wie ein Fels: ‚So lange in meinen Adern ein Tropfen Blut rollt, brennt sie nicht. Sie nicht und keine, denn' — da brach das Lärmen neu hervor; gut, daß es seine letzten Worte verschlang! Die jungen Bursche eilten ihm zu Hilfe. Die Alte ist gerettet."

„Verflucht!" knirschte der Herr von Rossow.

Aber ein stolz freudiges Lächeln glitt über das Antlitz des jungen Mädchens, das mit glühenden Wangen und fliegenden Pulsen im Erker gelauscht.

„Den Heiligen sei Dank!" jubelte sie selbstvergessen. „Das sieht Eckardus gleich!"

„Spricht man mit Dir? Und hat er auch Dir schon den Sinn verwirrt?"

Der Herr von Rossow wandte sich rauh.

Es war streng, fast hart, das verwitterte Gesicht, und kein Zug darin, der Vertrauen oder gar Liebe hätte erwecken können.

Das Mädchen schrak zusammen. Tiefe Gluth ergoß sich über das zarte Gesicht bis hinab über den weißen Hals:

„Verzeih'. Es war nicht mein Wille. Ich — dachte laut."

Des Alten Gesicht wurde immer strenger.

„Das schien mir jüngstens öfter so. Verfluchte Angewohnheit! Ich werde Dich lehren müssen, daß Weiber überhaupt gar Nichts zu denken haben!"

„Vater!"

Sie sprang auf. Das blaue Auge blitzte. Der kleine Kopf hob sich stolz. Fast sah man in diesem Augenblick, daß sie seine Tochter war!

Er hatte sich auch ihr zugekehrt, der finstere Gero, und sein Auge blitzte auch. Etwas wie Ueberraschung lag in seinen Zügen. Er hatte eine Entdeckung gemacht, und sie schien ihn zu freuen.

Helena fühlte den Blick. Er war ihr ebenso neu, und sie senkte plötzlich das stolze Köpfchen, trat wieder zum Fenster und schaute in die Ferne. Nur die zarte Brust hob und senkte sich leise, und die Lippen bebten ein wenig.

„Nun, Du besinnst Dich schon."

Der Herr von Rossow wandte sich zu Gero:

„Ihr müßt Hochachtung vor meiner Erziehung bekommen nach solchem Betragen — in der That; aber ich glaube, an dem Kopf prallte selbst Eure Faust ab. — Freilich, was sie von Eckard spricht — pah, sie ist noch ein Kind!"

„Aber sie weiß wohl, was sie spricht!" knirschte Gero.

Laut sagte er:

„Seid nicht zu hart mit ihr. Eben weil sie ein Kind ist, ist es natürlich, daß der freie Ueberzeugungsmuth dieses jungen Schwärmers sie reizt. Hätte sie schon jetzt Ruhe und Ueberlegung, seine Sache zu prüfen und darum — wie billig — zu verurtheilen, sie wäre nicht jung."

„Schockschwerenoth!"

Der Alte sprang auf. „Ihr wollt dem Kinde doch nicht helfen gegen den Vater!"

Helena hatte sich gewandt:

„Bemüht Euch nicht, Herr Graf, ich bin nicht gewillt, Euch zu danken."

„Ah!"

Gero fuhr auf, aber ehe er Etwas entgegnen konnte, hatte sie das Zimmer schon verlassen.

„Da habt Ihr's!"

Der Herr von Rossow lachte rauh.

Aber der Zorn hatte es nur einen Augenblick geröthet, das dunkle, von der Leidenschaft durchfurchte Antlitz des Grafen. Gelassen ließ er sich wieder in seinen Lehnstuhl nieder und strich sich den wirren, schwarzen Bart.

„Ihr irrt. Das gefällt mir.“

Wieder das heisere Lachen.

„Seltsamer Geschmack! Ich hätt' Euch für klüger gehalten.“

Gero blieb ruhig.

„Das Mädchen hat doch Blut in den Adern! — Diese willenlosen Geschöpfe sind mir langweilig. Diese hier muß man wenigstens zwingen. Das frischt auf. Das giebt gesunde Bewegung. — Hört, Herr von Rossow — der Jüngste bin ich zwar nicht mehr; aber die Faust ist noch von Eisen: Ihr könnt mir das Mädchen zum Weibe geben!“

„Gero!“

Der Alte fuhr zornig auf und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte und Pocale und Weinkrug in's Schwanken kamen.

„Mag die Tochter nun sein, wie sie will, aber solchen Spott hat der Vater nicht verdient!“

„Seid Ihr von Sinnen?“

Der Graf drückte ihn wieder auf den Stuhl.

„Spott? — Ich red' im Ernst, im tiefsten Ernst! — Ich — pah! Ich will Euch nicht sagen, daß ich das Mädchen liebe. Das ist Knabenthorheit! Ueber die Jahre bin ich hinaus. Aber — nun das Leben ist einsam: man sehnt sich zuweilen nach etwas — Gesellschaft. Und dann: der Weg geht aufwärts! Man möcht' auch einen Erben, für den man ihn geht. Und zuletzt: nun, das Mädchen reizt mich. Ich meine, sie wird mir die Langeweile vertreiben! — Schlagt ein, alter Freund. Ich biete mit meiner Hand Eurem Kinde eine Zukunft. Die Letzte Eures alten Geschlechtes soll die Mutter eines neuen werden, das dem Euren an Ruhm nicht nachstehen wird.“

Er wagte noch immer nicht, zu glauben, der alte, stolze, aber so bitter verarmte Edelmann, dessen Stolz eben nur noch auf der Vergangenheit ruhen konnte.

„Und das wäre Ernst, wirklich Ernst?“ stieß er heiser hervor.

Etwas, fast wie ein mitleidiges Lächeln glitt über des Grafen rauhe Züge:

„Hörtet Ihr jemals, daß Gero scherzte?“

„Nein. Ihr habt Recht.“

Feierlich erhob sich der Alte, und wie er sich so stolz aufrichtete, war er trotz des verblichenen Gewandes von fast ehrfurchtgebietender Vornehmheit.

„Ah! Markgraf! Ihr thut auch recht, Euch mit meinem Blute zu verbinden, denn älteres und edleres findet Ihr nicht. Und was Eurem Geschlecht vielleicht abgeht, das ersetzt mir Eure durch Manneswerth errungene Stellung.“

Es war gut, daß der schwarze Wirrbart das leise Spottzucken der fast etwas zu breiten Lippen verbarg. Worte kamen nicht darüber. Gero schwieg.

Augenblicklich fuhr der Alte auch fort:

„Nahm ich Eure Rede für Spott, so war es allein das Wesen meiner Tochter, das Ihr erst eben recht abschreckend kennen gelernt!"

„Pah!" Gero lachte. „Der Geschmack von Vätern und Gatten ist zuweilen verschieden! Meint Ihr nicht, daß die Hand sie schon zwingen wird? — Schlagt ein!"

„Nun denn — mit Freuden!"

Der Markgraf verzog vielleicht ein wenig den Mund, wie er den sauren Wein an die Lippen setzte; aber der Becher, aus dem er ihn trank, war ja das Erbtheil eines alten Geschlechtes.

So dachte wenigstens der Herr von Rossow — und leerte ihn bis auf den Grund.

Gero leerte ihn auch, wenn es wohl auch nicht der Pocal war, der ihm den Trank erträglicher machte.

In der Thür war von Neuem das holde Mädchen erschienen. Scharf trennte sich die lichte Gestalt von dem vom Alter dunklen Getäfel der Wand. Sie war vielleicht gar nicht so auffallend hübsch; aber in dieser Umgebung wirkte ihre Erscheinung unendlich reizvoll.

Herr von Rossow bemerkte den Blick des Grafen, und wie er ihm folgte und die Tochter gewahrte, wurde sein Antlitz jetzt doch ein wenig freundlicher wie vorhin.

„Helena, komm einmal her, mein Kind."

Zögernd — schüchtern fast — gehorchte sie.

Er nahm sie bei der Hand und führte halb sie dem Grafen entgegen.

„Dein halb verträumtes und doch wieder so trotziges Wesen hat mir oft Sorge gemacht. Ich hätte nie geglaubt, daß ich an Dir Freude erleben würde. — Danke Diesem da, daß es doch geschieht, und bitt' ihm ab, daß Du ihn vorhin verletztest. Er hält Dich der hohen Ehre werth, Dich zu seinem Weibe zu machen."

Röthe und Blässe hatten während der ganzen Rede des Vaters auf des Mädchens Antlitz gewechselt, wie sie Geros Blick unverwandt auf sich gerichtet fühlte.

Wie von einer Natter gestochen, fuhr sie bei diesem letzten Worte zurück, und das helle Auge blitzte wieder wie vorhin.

„Das ist allerdings sehr gütig von dem Herrn Markgrafen, und Deine Freude, Vater — ich sehe es ein — berechtigt. Darum thut es mir leid, daß ich dieselbe zerstören muß."

„Wie? Faselst Du? — Sprich deutlicher!"

Er schüttelte das Mädchen, der Alte, und auf Geros Stirn war brennende Gluth getreten.

„Die Herren vergessen nur, daß auch in Weiberköpfen eigener Wille lebt; und dem siegesgewissen Herrn Markgrafen zum Gedächtniß: daß Ehrgeiz ein echtes Weib noch nie in die Arme eines Mannes gezwungen, und

das, was meinen Ehrgeiz reizen könnte, wäre doch das Einzige, worauf er bauen dürfte! Denn ein Mann, der etwa auf die immer zwingende Gewalt seines Wesens zählte, der hätte bei mir schon von vornherein verloren!"

„Mädchen!"

Der Alte bebte vor Wuth, und sprachlos griff Gero fester an sein Schwert. Man sah es: jede Fiber in ihm bebte.

„Mich, Herr Graf, gewinnt man nur durch Liebe, und Liebe ist ein freies Geschenk, das man nicht immer dem Würdigsten verleiht. Als solchen will ich Euch anerkennen. Das sei mein Dank! Mehr kann ich nicht."

„Ehrvergessenes Kind — Gero, hört sie nicht!"

Es war, als ob aller Zorn, den das Wesen seiner Tochter längst in ihm erregt, sich jetzt auf sie ergießen wollte. Unheilvoll glühten Geros Augen. Seine Zähne knirschten auf einander; aber nicht auf das Mädchen goß sich der Strom seiner Leidenschaft. Der Zorn des Vaters kühlte den seinen. Der edle Stolz in ihm war doch stärker als der beleidigte Hochmuth. — Oder war es noch etwas Anderes —: war er zu klug? — —

Mit eiserner Hand zog er den Alten zurück, und hatte die Stimme, mit der er sprach, auch einen eigenthümlich dunkel verhaltnen Klang — er schien ruhig:

„Scheltet sie nicht. Ihr wart zu schnell; Ihr habt sie erschreckt. Wär' sie minder scheu und stolz — sie wär' minder schön und minder begehrenswerth. Nun — lieb' ich sie erst! — Scheltet sie nicht. Nicht ihr, mir thut Ihr ein Leid, denn Ihr entfernt sie erst von mir."

Um Helenas Lippen zuckte es; aber sie sagte kein Wort.

Langsam schritt sie zum Erker und sah hinaus. —

Man sah es, der Herr von Rossow hätte sich am liebsten auf alle Beide gestürzt; aber eisern ruhte die Hand des Grafen noch immer auf seinem Arm.

„Nein, schweigt. Redet nicht im Zorn. Wir werden uns kennen lernen, und dann gelingt es mir vielleicht, mir, wenn nicht Helenas Liebe, so doch ihr Vertrauen zu gewinnen. Jetzt kommt mit mir; ich habe noch Einiges mit Euch zu reden. — Fräulein, auf Wiedersehen!"

Sie wandte nur ein wenig das Köpfchen und neigte es stumm. Sie sah ihn nicht an.

„Nun, wir sprechen uns doch noch!" knirschte der Alte; aber bebend vor Wuth gehorchte er doch der zwingenden Gewalt des Grafen und ging mit ihm. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt wandte sie sich. Scheu, in namenloser Angst hing der bange Blick an der Thür, durch welche die Beiden sie verlassen. Seltsam starr wurde das blaue Auge — es war die schwüle Stille vor dem Sturm.

Ach, sie war gar nicht so ruhig, die stille Helena, so stolz wie sie schien. Jetzt, da sie allein war, brach sie zusammen und schluchzte, daß es einen Stein erbarmen konnte.

„O mein Gott, was soll nun werden! — Das — das hätt' ich doch nicht gedacht! Er und ich! — Was reizt ihn an mir, die er kaum kennt? — daß ich — jung bin?!"

Sie schnellte empor, und das helle Auge blitzte wieder so heiß wie vorhin:

„Ah!"

„Und die kleinen Hände ballten sich:

„Nun — hass' ich ihn! — hochmüthigster aller Männer, an meinem Weigern sollst Du erkennen, daß ich Deiner Liebe, die Du als eine Herablassung ansiehst, wahrlich nicht zu gering gewesen wäre!"

Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch. Sinnend sank der Kopf herab. Da spielte ein holdes Lächeln plötzlich um den rothen Mund.

„Wie anders er doch sein mag — wie ganz anders! —

Wenn ich ihn mir denke — gewiß; ich würde immer geben, und er empfangen! — Thöricht eitles Weiberherz!

Aber es thut so wohl, zu beglücken! — Ach wahrlich, und er ist nicht schlechter als dieser! Und doch! Ihm würd' ich Alles sein und diesem — ein Spielzeug, ein Kind! — — — — — — — — — — — — — —

Gottvergessene Sünderin!"

Tiefblaß wurde sie plötzlich. Sie bebte an allen Gliedern, und Todesangst sprach aus den großen Augen.

„So denk ich des Priesters! — Reine Jungfrau, verzeih mir!"

Und wie zu ihrem Schutzgeist griff sie nach der Laute, aber unsanft warf sie sie bei Seite, denn nur schrille Töne quollen unter den zitternden Fingern.

„Alle guten Geister fliehen die Sünderin!" flüsterte sie, und ihre Thränen versiegten. Kalt und starr war ihr Blick, wie sie sich langsam erhob.

„Von der Hölle gezeichnet, zum Unheil bestimmt!"

— „So lehrt Eckardus nicht, auf den Ihr schwört!" klang da eine ruhige Stimme an ihr Ohr. „‚Es giebt nicht Hexen, nicht Hölle und Teufel,' so spricht der Priester, ‚nicht Vorbestimmung zum Unheil. Der Herr will, daß selig werden Alle, die an ihn glauben.'"

Wohl schrak Helena zusammen bei dem unverhofften Wort; aber es war ein frohes Erschrecken.

„Und Du glaubst seiner Botschaft?" jubelte sie — beweglich wie sie war, fortgerissen von der Verzweiflung zur Freude.

Die Andere schüttelte das braune Haupt:

„Ich — nein! ‚Aber der Gerechte wird in seinem Glauben selig,' lehrt Eckard. Ihr glaubt ihm; nun, so freut Euch Eurer Freiheit."

Helena runzelte die Stirn:

„Dein Trost klingt mir wie Spott. Das ist schlechte Freundschaft. — Freiheit zur Sünde lehrt Eckard nicht. — Willst Du verletzen, triff mich, nicht ihn!"

Näher trat das braune Mädchen, und ernst legte sie die hartgearbeitete, aber wohlgeformte Rechte auf Helenas Schulter.

„Herrin, verzeiht ein offenes Wort. Daß ich nicht nur die Gespielin, sondern auch die Hüterin Eurer Kindheit war, giebt mir wohl ein Recht dazu. Des Priesters Weisheit versteh' ich nicht — ich weiß nur, daß sie anders ist, als das, was die Kirche lehrt von Alters her. Ihr seid zwar klüger als ich — aber klüger als unsere Väter? — Fräulein, Ihr liebt den Mann, darum liebt Ihr seine Lehre!"

„Irmentraut!"

Wieder blitzten Helenas Augen so heiß und stolz wie vorhin.

„Ja, ich liebe ihn! Ich bin stolz genug, zu bekennen, was ich verbergen sollte! Aber Gott weiß es: nicht die Lehre um den Mann — den Mann lieb' ich um seine Lehre!"

Hochaufgerichtet, stolz stand sie da. Ein seliges, sieghaftes Lächeln schwebte um den kleinen Mund.

Aber mitleidslos schüttelte Irmentraut das Haupt:

„Ihr schwärmt, Ihr täuscht Euch selbst. Vieles, was Eckard lehrt, mag gut und recht und schön sein. Aber das Hergebrachte ist Hüter des Friedens. Bröckelt ein Stein vom alten Bau, dann fällt ein zweiter bald. Zuletzt wird das Ganze zum großen Trümmerhaufen, der uns begräbt. Seht, Herrin, Ihr seid auch nur ein furchtsam Weib, und innerlich zittert Ihr und bangt, wenn sein tollkühner Geist die Fesseln sprengen will, die freilich oft drücken, uns aber schützen vor dem Verderben. Aber Ihr liebt den Mann; darum sagt Ihr ‚Amen', auch wenn er lästert!"

Wieder schüttelte Helena den Kopf:

„Du kennst die wahre Liebe nicht. Sie ist nicht blind. Vielmehr macht sie uns sehend, und schärfer schau ich jeden Fehler an dem, der meinem Herzen theuer ist. Was ich Anderen gern verzeih', ihm seh' ich's nicht nach, weil ich ihn besser und größer wünsche, als Andere sind."

Irmentraut zuckte die Achseln.

„Nun, das Streiten hilft Nichts mit Einem, der geschworen hat, daß er sich nicht überzeugen lassen will. — Nur Eines bitt ich Euch, Herrin, — doch nein, das hilft Nichts: Euer eigen Selbst hat nun den Werth für Euch verloren. — Fräulein, aber für ihn bangt Ihr doch — so wahret ihn vor Schande!"

Brennende Gluth war auf des Mädchens weiße Stirn getreten.

„Was glaubst Du von mir!" Und eine große Thräne rann ihr über die zarte Wange. „Ich will vor Qual und vor Sehnsucht vergehen; aber er — stolz und rein soll er bleiben auf seiner Höhe, und die kleine Welt soll zu ihm beten!"

* * *

Entfernt vom Dorfe, einsam lag das Häuslein der alten Gertrudis. Niemand wollte in ihrer Nähe sein, und wer vorbei gehen mußte, der schlug ein Kreuz.

Die Kinder erzählten sich, daß sie das Wetter mache, und die Großen erbaten sich früher vom Herrn Pfarrer Schutzsegen für Haus und Hof und Acker und Vieh. Denn man munkelte Allerlei von bösem Zauber und Hexenkünsten, die die Alte trieb.

Eckard freilich gab keinen Schutzsegen; saß er selbst doch sorglos auf der Herdbank und sah zu, wie die Alte das bescheidne Nachtmahl bereitete, und lauschte der Mär aus vergangener Zeit, die sie leise manchmal stockend erzählte.

Ach, sie war alt, sehr alt, und hatte viel gesehen und erlebt, seit sie mit ihren schimmernden Augen und dem leuchtenden Rothhaar den jungen Herrn von Rossow, einen viel älteren Bruder des jetzigen, verhext — wie man damals sagte.

Als sein Vater es gemerkt, da war er zornig, sehr zornig geworden und hatte gefordert, der junge Ritter sollte sich mit einem vornehmen Fräulein vermählen, das längst seine Braut gewesen. Und wie kein Flehen geholfen und man ihn zum Traualter geschleppt, da, als er das Jawort geben sollte, war er besinnungslos umgefallen. Fern im Dunkel aber, da hatte man ein schluchzendes Weib bemerkt. Man hatte ihn nach Hause getragen und eine Woche später den nun ewig stummen auf den Friedhof gebettet. Seitdem hatte Jeder scheu die nun so bleiche Gertrudis gemieden, und Jeder machte ein Kreuz, wenn er die Schluchzende auf dem Grabhügel gewahrte. Und als sie wenig später nicht mehr allein kam, sondern einen blonden, rosigen Knaben an ihr Herz preßte, da war des Aergernisses kein Ende. Und eines Tages hatte der alte Graf ihr das Kind entreißen lassen und Wachen auf den Friedhof gestellt, daß ihr Fuß ihn nimmermehr entweihen sollte.

Und wie herzzerreißend sie gefleht und gebeten, wie herzbezwingend auch ihre Schönheit mitgesprochen — eben die war ihr Verhängniß! Wie der harte Mann auch sein Herz erschüttert fühlte, da hatte er mit einem Fußtritt die Hexe vor die Thür gestoßen, und wenig fehlte, so hätte sie schon damals brennen müssen.

Der Knabe blieb verschwunden, der Friedhof blieb verschlossen, da schloß auch ihr Herz sich zu gegen Jeden, der selbstgerecht an eigene Tugend glaubte, gegen jeden, dem es unverdient gut ging.

Und wie sie sah, daß das der Menschen Mehrzahl ist, da wurde ihre Seele immer bitterer. — — — — — — — — — — — — — —

Sie lachte jetzt — wohl zum ersten Mal seit jener Zeit — es war ein bitter trauriges Lachen voll Spott und Verachtung: „Wahrhaftig, nun hab' ich — gebeichtet! hätt's nicht gedacht; aber man vergißt, daß Ihr ein Pfaff seid!"

„Mütterlein, was kümmert Euch das!“

Leise mißbilligend schüttelte er den Kopf. „Ihr solltet doch im Menschen nur den Menschen sehen! — Ja freilich, die Menschen haben's Euch nicht gelehrt — nun, so will ich's Euch lehren!“

Er hatte sich erhoben.

Er war nicht groß, fast zart die schmächtige Gestalt, fast zu blond das lichte Haar. Und doch! Wie es die mächtige Stimme so siegesgewiß sprach, dies „so will ich's Euch lehren,“ — wie das große, fast zu große tief dunkle Auge sich so zwingend auf die Alte richtete, da war sein ganzes Wesen von fesselnder Gewalt, und freundlicher wurde Gertrudis Antlitz:

„Ja Ihr!“ nickte sie. „Ihr seid ein Mensch. Aber nicht Viele sind's. Und darum — wenn ihr Euren Weg machen wollt, so seid ein Pfaff! Flieht Gertrud, wenn Ihr sie nicht tödten wollt. Aber hört, es wird Euch bös bekommen, daß Ihr die Hexe nicht brennen laßt.“

Stolz hob der Priester das Haupt:

„Ich handle nach Pflicht und Wahrheit — den Ausgang stell' ich Gott anheim. Und nun besinnt Euch, Mütterlein. Nehmt den Schutz meines Hauses an. Ihr seid nicht sicher hier.“

Heftig schüttelte die Alte das Haupt.

„Doch, Herr Eckard, doch! In das Haus der Hexe wagt sich kein Christenmensch, und Ihr seid dem Teufel verfallen, wenn ich das Eure betrete. Nein, erwidert Nichts; Ihr seid sehr gut. Ich weiß, was ihr sagen wollt; aber ich geh' nicht mehr von hier, wo ich alt geworden und wo ich glücklich gewesen!“

„Sie hat recht, Herr Eckard,“ klang es da leise von der Thür her, „aber Ihr seid sehr, sehr gut.“

Und wie sie sich wandten, die Beiden, da stand Helena in der Thür, hold und licht wie ein Frühlingstag, das leuchtende Auge voll heißer Bewunderung auf den bleichen Mann gerichtet.

Er war seltsam verwirrt. Und weil er nicht wußte, wie ihm geschah, klang seine Stimme fast rauh:

„Was sucht Ihr hier, Fräulein von Rossow? Ihr werdet's Eurem Vater büßen müssen!“

Sie schrak zusammen bei dem harten Klang. Aber nur einen Augenblick, dann hob sie den Kopf. Etwas fast wie Schelmerei spielte um den rothen Mund, als sie dennoch tiefernst erwiderte:

„Ich handle nach Pflicht und Wahrheit — den Ausgang stell' ich Gott anheim.“

Tiefe Röthe färbte des Priesters Stirn.

Sie achtete es nicht. Sie wandte sich jetzt zu Gertrudis mit einem unendlich liebreichen Lächeln.

„Freilich, gut machen kann ich Nichts — nur abbitten und Euch an Menschen glauben lehren.“

Sie sprach nicht, sie rührte sich nicht, die Alte.

Wie aus einer anderen Welt, so ruhte ihr glühender Blick auf der jugendfrohen Gestalt — lange, lange, bis endlich ein paar Thränen — die ersten wieder — über die welken Wangen rollten.

„Friedemann,“ flüsterte sie, „als wärst Du Friedemanns Tochter, so schaust Du aus — so ähnlich! so schön!“

Und nun brach sie zusammen, und ein Strom von Thränen quoll aus der bebenden Brust.

Und Helena kniete an ihrer Seite, und leise liebkosend schlang sie die weichen Arme der Alten um den Hals, und dann hob sie wieder den rathlosen, hilfeflehenden Blick zu dem jungen Priester.

„Was soll ich thun?“ flüsterte sie.

Aber er antwortete nicht.

Er neigte sich auch nur tiefer zu der Alten, und stumm ruhte sein mächtiger, räthselhafter Blick auf dem Antlitz des Mädchens, so unverwandt, daß sie verwirrt die Augen senkte. Da kam er zu sich.

Er wandte sich jäh und schritt zum Fenster.

„Es ist ein Zauber,“ flüsterte Gertrudis und schaute Helena an, „der in diesen süßen Augen wohnt. Kind, Kind, was läßt Du die Todten auferstehen! Ja, es wohnt die Auferstehung in diesem Blick — und doch — der Tod! — Kind, hörst Du, wenn Du an Pfaffen glaubst, dann laß Dir einen Schutzsegen geben auf Deine Augen — hörst Du — von dem Herrn Eckard dort!“

Sie sprang auf und sah von dem Einen zu dem Andern, von dem rathlosen Kinde zu dem bebenden Mann.

„Aber nein, der Herr Eckard ist kein Pfaff, der ist ein Mensch; und wenn er sie feien soll, Deine Augen, dann wird er sich verbrennen.“

„Gertrudis!“

Das Mädchen sprang auf. Und wie ihr nun graute vor der Alten, da wußte sie doch keinen andern Weg als zu ihm.

„Sie ist wahnsinnig,“ flüsterte sie, und schutzsuchend klammerte sie sich an Herrn Eckard.

Einen Augenblick bebte die Hand, die die ihre beruhigend faßte; aber die Stimme klang ruhig, als er mild entgegnete:

„Fürchtet Euch nicht. Es ist nur die Aehnlichkeit — es ist die lang erduldete Qual eines ganzen Lebens, die sich nun Bahn bricht.“

Und so war es.

In einen Strom erleichternder Thränen löste sich bald die Erstarrung, und willenlos duldete die völlig Ermattete es nun, daß Helena sie auf ihr Lager bettete — sanft, aber doch fest und bestimmt.

Und fast wie ein Lächeln glitt es über das welke Antlitz, als das Mädchen, sorglich wie eine liebende Tochter sich um sie bemühte und so viel Behaglichkeit um sie zu verbreiten suchte, als die ärmliche Kammer es eben zuließ.

Stumm verfolgte sie jede ihrer Bewegungen — nur zuweilen glitt ihr Blick nach dem Priester; aber er lehnte mit dem Rücken gegen das Fenster, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Aber wenn es still im Zimmer war, dann hörte man: sein Athem ging rasch und schwer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war dunkel geworden, und er mußte das Fräulein von Rossow nach Hause geleiten.

Helenas Herz schlug höher, und doch eine seltsame Bangigkeit überkam sie.

„Man wird Euch schelten, so man Euch bei mir sieht!“ wehrte sie scheu.

Aber Herr Eckard schüttelte den Kopf; seine Stimme klang fast rauh:

„Was müßt Ihr mich an den Priester gemahnen! Ich meine, seine Pflicht heißt, wie die jedes Mannes: die Schwäche schützen!“

Helenas Auge leuchtete auf; aber der Mund sprach anders:

„Die Kirche sagt: „Der Priester ist kein Mann.“

Sie schrak zusammen, so bitter lachte er auf. Ein vernichtender Blitz traf sie aus dem dunklen Auge.

„Was wehrt Ihr dann meiner Begleitung! Und wärt Ihr noch tausendmal schöner, dann dürfte ich Euch folgen überall.

Hastig schritt er vorwärts.

„Verzeiht!“ wehrte sie tief erschrocken, „ich meinte nur —“

„Laßt nur,“ beruhigte er sie wieder milder, „ich weiß schon, wie Ihr es meintet.“

„Daß das Priesterkleid Euch der Ritterpflicht entbindet,“ vollendete sie zaghaft.

Doch er schüttelte den Kopf.

„Und ich leugne das! — Ich halte es nicht für des Priesters Pflicht, Vorurtheile anzuerziehen, zu stützen und zu bewahren. — Er habe Muth, sie zu zerstören! Nur höchste Menschlichkeit vollenden, das ist sein heilig' Amt.“

Wieder traf ihn ein leuchtender Blick aus dem blauen Auge. Des Mädchens Brust hob und senkte sich hastig. Aber sie schwieg.

Und auch Eckard blieb stumm.

Der Mond lugte durch's Gezweig und wunderte sich, wie die Beiden dahin eilten, so nah und doch so fern!

Der Waldbach plauderte und schmiegte sich schmeichelnd der moosigen Erde an die weiche Brust und hüpfte dann lachend und höhnend von dannen. Aber im dunklen Gebüsch, da klagte die Nachtigall so süß und so sehnsuchtsschwer. — Da wird es so heiß im jungen Herzen. Man möchte die Arme ausbreiten und — — — —

Immer hastiger schritten die Beiden vorwärts.

Helena bebte.

Ihre Wangen glühten. Vor ihren Blicken flimmerte es.

So nah ihm! Und so spät! Und so allein!

Heiße Seligkeit durchrieselte sie. — Und doch! sie bebte vor ihm, und wie ein geängstetes Reh eilte sie vorwärts.

Und fast noch mehr beschleunigte Eckard den Schritt. Die Luft war so blüthenschwer.

Es legte sich ihm auf die Brust. Er hatte keine Luft.

Und doch! Wäre er stehen geblieben — scheu sah er nach dem Mädchen — nein, nein!

Nun war's ihm, als sei's ihre Nähe, die ihn bedrücke.

„Die Auferstehung," flüsterte er, „und doch — der Tod! — Ich glaube, sie hat Recht!"

Und er machte das Zeichen des Kreuzes.

„Wenn es ein Zauber ist, Mutter Maria, so hilf."

Doch auch als er sie, am Schloß angelangt, verlassen, stumm nur sich neigend, ohne die Hand zu bemerken, die sie ihm reichen wollte — ihm wurde nicht leichter.

Und zum ersten Mal in seinem Leben fand er keine Befreiung im Gebet.

* * *

Es war der Alpdruck einer Nacht.

Als der nächste Tag golden und rosig erwachte, da freilich wußte er Nichts mehr von Beklommenheit und Furcht.

Er war gewohnt, immer geradeaus zu gehen, und fühlte in sich die Kraft, das Rechte zu thun. Er war viel zu stark und zu edel — für ihn gab es keine Macht, die stärker ist als der Wille zum Guten, keine, die diesen Willen umlenken und dann stählen kann — auf verhängnißvoller Bahn.

Wenigstens er kannte sie nicht, und darum fürchtete er sich auch nicht.

Sorglos streifte er umher, hier und da seine Beichtkinder grüßend mit einem freundlichen Wort, mit einer theilnehmenden Frage. Die Armen liebten ihn, denn er hatte immer eine offene Hand. Und er kannte Kräuter und Naturkräfte und wußte Salben und Säfte zu bereiten. Manchen Sterbenden, den er schon mit den heiligen Sacramenten versehen, hatte er mit seinen Arzeneien wieder zum Leben erweckt. Freilich die Frommen verdachten ihm das: wie durfte er so dem lieben Gott in's Handwerk pfuschen! Er stand sicher mit dem Teufel im Bunde. — Und wo er Freunde gewann durch seinen Freisinn, da machte er sich wieder Feinde durch seine Strenge: manch Einem hatte er die Absolution versagt, weil er von der Sünde, die er beichtete, nicht ließ.

Das sollte jetzt der Anfang zum Unheil werden.

Er runzelte die Stirn, als er einen dieser Verstockten, den „langen Cunrad" mit dem Markgrafen daher kommen sah, ein widerliches Grinsen um den breiten Mund, als er den Priester gewahrte.

Schon ahnte er Böses, als er Geros finstern Blick voll Haß auf sich gerichtet sah.

Aber mit einer Geberde des Ekels wendete der Graf sich zunächst gegen den Burschen.

„Geh, Du Schuft! Und sorge vor Allen, daß ich Dich nicht wieder sehen muß. Dann aber“ — und sein Ton wurde unerbittlich streng; er deutete auf Eckard — „hüte Dich, daß Du diesen mit Deinen schmutzigen Anschuldigungen befleckst. Du willst Nichts, als Dich rächen, weil er Dir thut, wie Dir gebührt. Geh!“

Ein gebieterischer Wink — noch wollte der Bursche Etwas erwidern — ein zweiter, der einer Drohung glich! Feig gehorchte er. Aber verstohlen ballte er die Faust gegen Eckard.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die beiden Männer standen sich gegenüber — Auge in Auge.

„Ich fühle es,“ brach Eckard endlich das Schweigen, „Ihr spracht für mich, weil Euch graut vor Gemeinschaft mit diesem. — Aber Euer Blick ist voll Haß. — Nun, wir sind allein.“

„Eure Klugheit spart mir Mühe.“ Und finster trat Gero dem Priester näher. „Als Ihr dem alten Weib das Leben rettetet, hinderte ich Euch nicht, obwohl ich nahe war; aber,“ und sein Blick wurde drohend, „wenn ich Euch einmal mit dem Fräulein von Rossow auf nächtlichen Spaziergängen treffen sollte, so hütet Euch, Priester!“

Eckard wurde bleich bis in die Lippen; aber nur einen Augenblick. Dann färbte eine dunkle Blutwelle die hohe Stirn, und das mächtige Auge blitzte.

„Herr Markgraf, wollt Ihr mich verletzen, nach Belieben! Aber greift Ihr die Ehre des Fräuleins an, als deren Wächter ich sie gestern Abend geleitete, so muß ich Genugthuung fordern.“

Der Markgraf sah ihn an: so sehr der Priester ihn überraschte, das gefiel ihm! Aber nur einen Augenblick. Dann wurde seine Miene nur finsterer, und der Ton, mit dem er sprach, klang eisig:

„Ihr vergeßt, daß Ihr Priester seid und die Ehre des Fräuleins von Rossow Euch garnichts angeht. — Sie geht viel besser allein, als unter Eurem Schutz.“

Eckard preßte die Lippen fest zusammen.

„Nun, Herr Markgraf, wenn das Fräulein noch einmal in die gleich hilflose Lage versetzt sein sollte, so werde ich ihr die Entscheidung überlassen. Wenn sie klein genug ist, sich zum Sklaven des Vorurtheils zu machen — schade!“

„Ha, Ihr seid kühn!“

Nun wurde der Markgraf blaß und roth.

„So denkt Ihr weiter! — Eckard, ob auch frei, so glaubte ich Euch einen reinen Priester.“

Eckard sah ihn fragend an. Er schüttelte den Kopf.

„Ich — versteh Euch nicht.“

„Du — verstehst mich nicht?“ Näher trat ihm Gero, und eisern faßte er des Priesters Hand. „Thust Du's wirklich nicht, noch nicht, dann flieh das Mädchen.“ Und immer drohender wurde sein Blick. „Was willst Du ihr sein — Freund? — Es giebt nicht Freundschaft zwischen einem Mann und einem jungen Weibe! Es sei denn, der Mann hätte selbst ein Weib, das er liebt, — mehr als das! Des Mannes Liebe gleicht der zügellosen Flamme, die immer weiter glüht und Alles an sich reißt, je mehr, je mächtiger — es sei denn, er hätte ein Weib, das ihn liebt mit aller Kraft der starken Seele! Die zügelt jene Flamme und macht sie sich zu eigen, ein Segensquell dem eignen Selbst, der ganzen Welt; doch solch mächtige Liebe ist selten. Und Du, Priester, Du hast kein Weib!“

* * *

Laut und lärmend ging es zu im Wirthshaus der Frau Irmingardis. Alt und Jung aus der Umgegend war versammelt, und die Weiber und Kinder lärmten nicht zum Mindesten. Die Männer hatten lange getrunken, und rothe Gesichter wechselten mit finsteren und verängsteten Mienen.

Aber der lange Cunrad suchte Alle zu überschreien.

Wilder Haß sprühte aus seinem Auge, wie er mit dem harten Steinkrug auf den Tisch schlug, daß es dröhnte und krachte, und Frau Irmingardis, die blitzsaubere Wirthin, recht bange nach ihm schaute.

„Tugend predigen! Ha, das ist leicht! Unsereines schickt er heim aus dem Beichtstuhl, — pah! wegen so einer lumpigen Dirne! Und er! — da seht den frommen Herrn zur Nachtzeit im Walde mit dem Fräulein!“

„Das lügst Du!“ fiel ihm Frau Irmingardis in's Wort. „Das Fräulein ist rein wie ein Engel. Das wißt Ihr Alle und meine Pathin Irmentraut am besten.“

„Ha, ha! möglich!“ Cunrad brach in ein rohes Lachen aus. „Sie kann ja gebeichtet haben!“

Und lärmend stimmte die Menge ein.

„Und von dem werden wir uns beherrschen lassen?“

Er sprang auf. „Ha, niemals! — werden uns zwingen lassen, unser Leben, unser Hab und Gut von der Hexe da draußen verderben zu lassen? — Niemals! sage ich zum zweiten Mal! Die Hexe muß brennen!“

„Ja, die Hexe muß brennen!“ stimmte die Menge kreischend ein.

„Woher das Hagelwetter, das uns alle Saaten zerschlägt, woher die Seuche, die unser Vieh uns tödtet? — Gertrudis macht's! Und so lange die Alte ihr Wesen treibt, werden wir keinen Wohlstand haben! — Ja, und der Priester, der schützt sie; denn er hält es selbst mit den Kräutern und Salben.“

„Ja, er hat es von der Alten gelernt,“ fiel ein Anderer ein. „Ich sah ihn oft mit ihr im Walde. Und sie lehrte ihn Mischung und Sprüche.“

„Aber sie waren heilkräftig, die Salben,“ fiel ihnen ein junges Weib in's Wort, „mir hat er den Buben gerettet.“

„Gott that's! Oder der Teufel!" donnerte Cunrad. „Und wenn's der Teufel war, dann hätt'st Du den Buben besser verloren!"

„Ja, besser todt!" kreischten die Anderen, und Viele machten das Kreuz.

Weinend schmiegte der Knabe sich an die Mutter, und sie wußte das arme Kind kaum zu beruhigen.

„Ja, Ihr hättet ihn besser begraben," tönte da eine hohle Stimme in die Menge, „denn was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele."

Alle wandten sich.

Da stand mitten unter ihnen ein Mönch in brauner Kutte, barfuß, die Geißel an der Seite, nur einen Kranz brandrothen Haares um das habichtartige Gesicht, und auf diesem Antlitz stand geschrieben: „Wie ich die fröhliche Welt fliehe als den Vorhof der Hölle, so habe ich Freude an ihrer Vernichtung — zur Ehre des Reiches Gottes."

O wie fanatisch die Menge auch sein mochte, dieser Anblick wirkte doch lähmend. Einen Augenblick schwieg der rohe Lärm.

„Begnadigt scheint Ihr mir," fuhr der Mönch fort, „daß auch da, wo dieses Eckard Fehle Euch dienlich sind, Ihr das Spiel der Hölle erkennt.

Ja, Gott hat Euch zur Geißel berufen für diesen Gottvergessenen und seine ganze Brut. Und mich Unwürdigen hat er zum Werkzeug ersehen, Euch diesen Weg zu lehren und zu führen!" — — — — — — — —

„Kuno, Du?" brach da Cunrad aus, der lange schweigend den Braunen angestarrt, „Du, ein Mönch!" und er lachte — lachte schallend.

Zorn röthete des Bruders Angesicht; aber nur einen Augenblick; dann entgegnete er ruhig und salbungsvoll:

„Fra Anselm ist nun mein Name.

Der wilde Kuno, den Du kanntest, starb, und rein erstand ein neuer Mensch aus dem Feuerquell der Buße.

Komm, empfange gleiche Wohlthat nun von mir. Denn Schlüssel, zu lösen und zu binden, ließ uns der Herr, und keines Priesters Recht ist es, zu versagen, was er geben wollte. Kommt, helft mir vernichten diesen verlorenen Sohn unser heiligen Mutter, und der Herr wird es Euch segnen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Und los sprech' ich Euch aller Sünden, die Ihr begangen und begehen werdet, bis Eckardus fiel und die Hexe brannte!"

„Amen!" klang es aus Aller Munde, und Weiber und Kinder fielen auf die Kniee.

Nur die Mutter nicht mit dem Knaben!

* * *

Graf Gero und der Herr von Rossow hatten eine lange Unterredung.

Wieder einmal war der Alte bleich vor Wuth, aber der Markgraf forderte eisernes Schweigen.

„Es ist die Ehre Eurer Tochter, die ich besorge, und als ihr künftiger Gatte will ich ein Recht, sie zu schützen — um jeden Preis. Darum sprach ich mit Euch — nicht aus niederer Lust der Angeberei, und wehe Euch, wenn Ihr durch ein Wort mich verrathet!

Ihr macht meine Absichten zu Schanden!

Sie muß mein Weib werden — augenblicklich.

Oder sie muß für eine Zeit im Kloster bewahrt werden."

Der Herr von Rossow lachte bitter:

„Und Ihr meint, das Kloster sollte sie sichern vor dem Priester?"

Geros Auge blitzte:

„Ihr habt Recht. Die Liebe findet den Weg. — So darf ich sie zwingen, wie es auch sei?" — — — — — — — — — — — —

Wie er den Grafen vor sich sah so wildentschlossen, da regte sich doch das Gewissen des Vaters; aber nur einen Augenblick: war es denn ein Unrecht, die Thörin zu zwingen zum Glück?!

„Ich geb' Euch Freiheit," stieß er heiser hervor. „Graf Gero ist zu groß, als daß er mich betrügen könnte!"

* * *

Seltsam unruhig war Helena.

Ihr war so angst und bange.

Die Mauern des väterlichen Schlosses, sie waren so kalt und so grau.

Fröstelnd floh sie in den grünen Wald, aber so recht wohl wurde ihr auch hier nicht.

Der Himmel war so blau, die Bäume waren so grün!

Und die Welt war so goldig.

Ach, sie hätte jetzt zuweilen aufjubeln mögen über all' die Schönheit, viel tausend Mal mehr denn früher.

Und doch, dann war ihr wieder so bange. Ihr fehlte Etwas; sie wußte nicht, was. Im West sank goldig die Sonne. Ein schimmerndes Abendroth verklärte die Welt.

Da naht die Zeit der Sehnsucht.

Und sie ahnte es jetzt: Der Friede naht nur, wenn Herz am Herzen ruht.

Ja, freilich, auch ungestillte Sehnsucht hört endlich auf zu fragen; aber dann ist es ein kalter Friede, der in die gequälte Brust einzieht. Die Thränen sind versiegt; aber weil der Frost sie zu Eis erstarrte. Und schön ist auch der Winter; aber Blüthen treibt er nicht. Was Wunder, wenn ein junges Herz zurückbebt vor solcher Zukunft!

Helena seufzte tief und schwer, und die großen Augen schimmerten in feuchtem Glanz.

Ja, sie liebte ihn!

Ach, daß man an ihrer Unbefangenheit gerüttelt hatte!

Vorher hatte sie nicht darüber nachgedacht; aber als Irmentraut es ihr vorwarf, da war's ihr zum Bewußtsein gekommen! Und er! Noch fühlte sie das Beben seiner Hand, noch sah sie den tiefen Blick, noch hörte sie den gepreßten Athemzug, und sie war Weib genug, um zu wissen, was er nicht wußte!

Denn er wußte es nicht! Nein, Gott sei Dank:

„Nun schütz' ihn, Herr, vor Elend und Qual. Gefahrlos hält sich der Mondsüchtige über dem Abgrund — so lang er träumt! Und sicher kehrt er zurück. Aber weckt Ihr ihn, dann ebenso sicher stürzt er hinab.

So hilf, Gott, hilf, daß sie ihn nicht wecken, wie sie mich geweckt haben."

Und hastiger eilte sie vorwärts.

Aber dann glitt doch ein seliges Lächeln über ihr Antlitz. Was weiter denken und um die Zukunft klagen!

Noch lachte der Tag, noch blühte die Wange. Und das Künftige lag in grauer Ferne.

Soll man denn schon das Heute nicht genießen, weil man vielleicht morgen leiden muß? Das wäre ja Thorheit! Nein, nein! Freute man sich immer dessen, was man hat, man hätte gar nicht Zeit zu klagen.

Immer heiterer wurde ihr Antlitz. Immer schneller schritt sie vorwärts. Es zog sie zu Gertrud — seine und ihre Schutzbefohlene!

Da war doch ein Stück Gemeinschaft mit ihm!

Und höher klopfte ihr Herz, wenn sie zurückdachte an ihr letztes Zusammensein dort! — — — —

Doch was war das, Stimmen — Streit? — —

Da stockte ihr Fuß! — — — — — — — — — —

„Und wenn es bis zum Aeußersten kommt, thut, was Ihr wollt, ich thue, was ich muß!"

Einen Augenblick tiefe Stille —

„Nun denn!" brach da eine fürchterliche Stimme los, „so empfange, was Dich lüstet!"

Und ein schwerer Krach folgte dann.

Laut auf schrie Helena und stürzte vorwärts.

Aber hochaufgerichtet stand Eckard in der schmalen Thür der gebrechlichen Holzhütte.

Am Boden lag Cunrad und neben ihm ein wuchtiger Baumstumpf. Den nächsten handlichen Stamm hatte der riesige Kerl ergriffen, aber geschmeidig wie eine Katze war Eckard dem Schlage ausgewichen. Und weil der Hieb in die Luft ging, so riß seine Wucht den Mann zu Boden.

Im Augenblick hatte der Priester seinen Platz wieder eingenommen, der unverhoffte Fall, der Schrei Helenas, Alles hatte die Umstehenden gelähmt. Cunrad war der Erste, der wieder zu sich kam; aber blaß vor Wuth und Schmerz sank er stöhnend zurück.

„Rächt mich! 's ist aus mit mir!"

Und dann quoll ein schwarzer Blutstrom aus seinem Munde.

Da rafften sich die anderen Bursche auf:

„Ja, rächt ihn!“

Und nun wollten sie sich auf Eckard stürzen.

„Haltet ein!“ rief da Helena, und fest umklammerte sie den bleichen Mann.

„Seht Ihr nicht, daß Gottes Hand mit ihm ist!“ und schaudernd deutete sie auf Cunrad, „habt Ehrfurcht vor dem Tod“.

Ueberrascht und verwirrt taumelte Eckard zurück und seine Angreifer desgleichen.

Aber da raffte Cunrad noch einmal seine Kraft zusammen.

Gräßlich gellte sein Lachen durch die Waldesstille:

„Glaubt Ihr's nun? Und wollt Ihr beben vor der — Dirne?! Nicht nur sterben muß sie, nein — gefoltert werden — brennen — so — wie — er.“

Auf stöhnte Helena, aber nur einen Augenblick.

Fester, immer fester umschlang sie den Mann.

Da durchglühte Eckards Adern neue Kraft.

Er riß sich los von dem Mädchen, und eh' die Halbbetäubte sich wehren konnte, drängte er sie in die Hütte.

In der nächsten Minute lag er in schwerem Ringkampf.

Was ihm an Kraft mangelte, das ersetzte er durch Gewandtheit und Schnelligkeit; aber die Uebermacht war zu groß.

Schon wäre er fast unterlegen, da flog über seine Schulter eine Wolke und eine zweite und eine dritte.

„Teufel!“ schrie der Eine auf.

„Die Hexe!“ brüllten die Andern, „wir sind geblendet!“ und sie taumelten zurück.

„Was soll das?“ klang's da in strengem Tone.

Ach, die Stimme, vor der Helena sonst zitterte, jetzt klang sie ihr zaubermächtig wie Musik.

„Rettet ihn!“ stieß sie flehend hervor, „schützt ihn!“

Dann brach sie bewußtlos zusammen — zu den Füßen des Markgrafen. — — —

Ja, Eckard war gerettet, und zum zweiten Male Gertrudis durch ihn!

Denn wie die Bursche jetzt endlich zu sich kamen und ihre Wuth in Flüchen und Anklagen entladen wollten, da lachte Gero nur recht verächtlich:

„Zauber? — Sand war's! Weiberklugheit, die über Eure Rohheit siegte! Der nächste Quell macht Euch wieder sehend.“

Immer beißender wurde sein Spott. „Ihr mögt es dann dem Herrn Papst berichten, daß der ihn als heilig erkläre!“

Die Gegenwart des Markgrafen allein genügte schon, die Wuth zu bannen. Aber er hatte Begleitung, und so wäre ohnehin jeder Widerstand vergeblich gewesen.

Stumm schlichen sie von dannen, auf eine gebietende Bewegung Geros hin sogar den leblosen Cunrad zurücklassend, froh, daß ihnen selbst die Freiheit geschenkt wurde.

— — — — — — — — — — — — — — —

Unbeweglich stand der Graf, finster die Arme übereinandergeschlagen, schaute er auf Helena hinab. Um den festgepreßten Mund zuckte es zuweilen, wie Gertrudis und — Eckard sich um die Bewußtlose bemühten.

Er konnte des Priesters Antlitz nicht sehen, wie dieses sich tief über das Mädchen neigte; aber des Mannes Schläfe war tief roth, und sein Athem ging hastig.

Gero war es, als bebte die Hand, die auf der weißen Stirn nach Leben fühlte, und als glitte sie — aus Versehen — auch über das goldige Gelock.

Da hob Helena die Wimper. Als wäre ihr die Welt fremd geworden, wie ein neugieriges Kind, so schaute sie um sich. Dann traf sie Eckards Blick. Ein seliges Lächeln spielte um den bleichen Mund: „Wir sind gestorben," flüsterte sie, „und nun darf ich Dein sein, endlich Dein."

Da klirrte leise das Schwert an Geros Seite.

Entsetzt fuhr sie auf:

„Alle Heiligen, steht uns bei, wir leben ja noch!"

Und brennende Röthe färbte ihr Antlitz, als sie von Einem zum Andern schaute und sich jetzt bewußt wurde, was geschehen war.

Stumm winkte nur Gero, daß man Cunrad zu Hilfe kam:

„Er wird verpflegt, aber streng verwahrt. — Ihr geleitet den Herrn Pfarrer, und Ihr bleibt des Nachts Gertrudis zum Schutz. Ihr, Fräulein von Rossow, begebt Euch mit mir nach Haus."

Eckard zuckte zusammen und sah Helena fragend an; dann aber senkte er schweigend das Haupt.

Eine Minute hatte sich Alles in ihr empört. Aber dann gedachte sie der Worte, die sie eben noch zu dem Priester gesprochen. Und Wohlthat fast war ihr der strenge Befehl.

Sie wandte sich, und ohne einen Blick — ging sie.

Eckard machte einen Schritt, als wollte er ihr nach.

Dann aber wurde er plötzlich leichenblaß. Ein bittrer Zug voll tiefen Leides legte sich um den feinen Mund.

Auch er wandte sich, und tief aufseufzend kniete er bei Cunrad nieder, um nun ihm zu helfen.

Da schüttelte Gero den Kopf:

„Eckard, hier seid nicht Priester. Euer Todfeind wird Euch verderben, so Ihr ihm helft!"

Da hob Eckard das Auge, und der starke Mann wäre fast erzittert vor dieser Welt von Qual, die in diesem Blicke lag.

„Ich bin nicht Priester jetzt — hilf Gott — nur Mensch!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne war währenddessen gesunken.

Es begann im Walde zu dämmern.

Heiß wogte Helenas Brust. Was hatte sie eben durchlebt? Und — sie schauerte zusammen, wie sie jetzt Geros Schritt hinter sich hörte: was war ihr noch bewahrt für diese Stunde? Scheu wandte sie sich flüchtig nach ihm: er war so zwingend in seiner kraftbewußten Größe; und wieder wurde es dunkel. Sie war allein mit ihm wie jüngst mit Eckard.

Aber sie trug einen Talisman im Herzen, der mußte sie schützen gegen Alles!

Gegen Alles?

Hastiger eilte sie vorwärts.

Ach, damals hatte sie wohl gebebt, aber doch — gesehnt!

Heute sehnte sie nicht; aber sie würde beben müssen!

Doch immer noch schweigend schritt Gero neben ihr.

Nur sein Blick umfing sie heiß und glühend.

Wie Wetterleuchten glitt es zuweilen über das dunkle Antlitz. Es war die Stille vor dem Sturm.

Und schaudernd wußte Helena: es muß losbrechen, und vernichtend folgt dann: Donner und Blitz.

Da blieb er stehen.

Sie zuckte zusammen, und wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen, that sie desgleichen.

Einen Moment!

Dann wollte sie vorwärts! — vergeblich!

Fest legte sich Geros Rechte um ihr Handgelenk.

„Bleib! — ich bin ja nicht Eckard, dessen Berührung Dich — entehrt! Die meine darfst Du dulden, denn schon morgen bist Du mein Weib.“

„Niemals!“ schrie sie auf und wollte sich losreißen; aber — schmerzlos zwar — doch eisenfest hielt er die kleine Hand umschlossen.

„Schreie nicht,“ sagte er nur ruhig, „wenn es die Leute hören, so ist Dir's nicht gut, denn die Meinung ist ohnehin durch den Priester gegen Dich.“

Qualvoll stöhnte sie auf.

„So laßt mich gehen, daß man uns nicht beieinander sieht.“

Doch da nahm er nur ihre Hand in die Linke und legte den so frei gewordenen Arm fest um ihren bebenden Leib.

„Meinst Du?“ sagte er leise, „meinst Du, ich werde so gut und so tugendhaft sein?“

Und wie er dann leise, ganz leise lachte und der schwarze Bart ihr die weiche Wange streifte und die dunklen Augen in die ihren glühten, so heiß und so verzehrend, da graute ihr; aber sie vermochte sich nicht mehr zu rühren. Wie eine Lähmung kam es über sie.

Doch nur einen Augenblick.

Schon fühlte sie, wie die heißen Lippen die ihren berühren wollten, da riß sie sich los mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung.

„Ah, Graf Gero, seid Ihr der Weibesliebe so unwürdig, daß Ihr sie derart erzwingen müßt?“

Einen Augenblick taumelte er zurück, dann richtete er sich nur höher und stolzer auf.

„Der Weibesliebe!“ und er lachte verächtlich. „Meinst Du nicht, daß der Markgraf der Elblande mehr als Eine findet, die ihm, wenn nicht Liebe giebt, doch Liebe heuchelt! — Aber, —“ und immer heißer glühte sein Blick — „ich verachte sie alle, diese feilen Geschöpfe! Deine Liebe ist es allein, nach der mich verlangt. Und was Du mir versagst, das werde ich erzwingen!“

Wieder wollte er sie umfangen, da — ein schneller Blick Helenas, ein Griff — es blitzte etwas durch die Luft auf ihre Brust. —

„Ah!“ und nun schrie er auf.

Doch weit fort hatte auch sie schon den Dolch geschleudert, den sie ihm entrissen.

„Nein, ich will nicht so feig sein!

Und die Welt ist so schön! Und ich bin noch so jung,“ hochauf richtete sie sich plötzlich.

Eine seltsame Festigkeit kam über sie.

Und wie der Löwenbändiger das Königsthier bannt durch den Blick, so sah auch sie ihn nun an, groß und voll:

„Wohlan! Ich bin in Eurer Hand, Graf Gero; doch — das ist mein Schutz.“

„Wie!“ überrascht fuhr er zurück.

„Ja, denn Graf Gero ist viel zu groß, um ein wehrloses Weib zu verletzen.“

„Du könntest Dich täuschen,“ flüsterte er bebend, „denn ich liebe Dich — nun lieb' ich Dich zum Wahnsinn, und ich will Dich — zum — Glücke — zwingen!“

Heiß drang es ihr wieder zum Herzen, aber sie wich nicht mehr. Gleich unverwandt ruhte ihr Blick in dem des Mannes: „Darf ich gehen?“ flüsterte sie. „Gero, nicht wahr, Ihr thut mir Nichts?“

Er kämpfte, er rang. Sie war so schön in ihrem Flehen, in ihrem sieghaften Vertrauen. Immer heißer lohte das Begehren in ihm auf; aber, nein — nein!

Krampfhaft umklammerte die markige Rechte den Schwertgriff; — es schien eine Kraft auszugehen aus dem kalten Stahl.

Hochauf richtete er sich plötzlich. Und nun hätte Helena fast doch noch den Blick gesenkt, so groß und so eigen war der seine, der sie jetzt traf.

„So geh!“ rang es sich gepreßt aus der wogenden Brust „Deine Reinheit — brechen — kann — ich — nicht!“

Und ohne sie anzublicken, schickte er sich an zu gehen.

„Komm. Ich muß Dich geleiten, denn es ist spät. — Ich thue Dir Nichts."

Aber sie kam nicht, noch nicht.

Jetzt faßte sie des Grafen Hände, und flehend hielt sie ihn fest:

„Gero, nun, großer Gero, macht Eure Größe voll — schützt Eckard."

„Weib!"

Hell auf sprühten seine Augen, und der Zorn röthete seine Stirn.

„Und das sagst Du mir jetzt, jetzt? — Bist Du wahnsinnig?"

Sie zitterte; aber nur einen Augenblick. Dann sah sie zu ihm empor mit dem alten Flehen und dem alten Vertrauen.

„Nein, ich weiß, was ich thu'!

Ich weiß, daß ich Euch nie wieder so haben werde wie jetzt — so allein, und ich weiß auch, daß Ihr der Einzige seid, der helfen kann, weil er die Macht hat, und der helfen wird — weil er mich liebt!"

„Weil ich Dich liebe!" Und wieder glühten seine Augen unheilvoll, „und darum meinst Du, werde ich Dir den Geliebten schützen, ihn, um den Du mich verschmähst?!"

Und er lachte — es war ein schneidendes Lachen, und Helena traten die Thränen in's Auge.

„Gero, verzeiht mir! Ich weiß doch Keinen außer Euch. Und Ihr helft ja nicht mir zum Glücke. — Er liebt mich nicht!"

„Er liebt Dich nicht — liebt Dich nicht?" und unheimlich nahe kam er wieder dem thränenfeuchten Antlitz, „meinst Du wirklich, Du könntest lieben und nicht geliebt werden?"

Thräne auf Thräne rann über des Mädchens Wange, da glitt es wie Mitleid über des Mannes Züge, und wie er jetzt den Arm um sie legte, ganz sanft nur, um sie zu stützen, da duldete sie es still.

„Armes Kind," sagte er mild. „Ja, Du hast Recht. Es giebt kein Glück für Dich.

Nun, weine nicht. Ich will thun, was ich kann, obwohl Du meine Macht überschätzest. Aberglaube und Vorurtheil sind stärker als Alles.

Aber," und jetzt athmete er wieder schwer, und glühend wurde sein Blick — „küß ihn nie."

Tief erglühend wandte sich Helena.

„Hörst Du!" drängte er noch einmal. „Das sei mein Dank."

Helena sah ihn an; sie konnte nicht reden; aber sie neigte das Haupt.

„Nie," flüsterte sie nach einer Weile, und fröstelnd schloß sie die Augen.

* * *

Am Lager des Sterbenden stand Eckard.

Er hatte ihm beruhigende Mittel eingegeben, und sie hatten für eine Weile den Schmerz gelindert.

Aber er sah jetzt:

Der Mann hatte bei dem schweren Fall so tiefe innerliche Verletzungen davon getragen — hier war nicht mehr zu helfen. Für Stunden blieb schon das Bewußtsein weg.

Zwischen Tod und Leben schwankte die Nacht und auch noch der folgende ganze Tag.

Die Umstehenden drängten Eckard, ihn mit den heiligen Sacramenten zu versehen:

„Bewahrt seine Seele vor dem ewigen Tode!“

Und schaudernd machten sie das Kreuz.

Doch unbeweglich stand Eckard; verwundert schüttelte er das Haupt:

„Einen Bewußtlosen? Das hieße, Spott mit dem Heiligen treiben!“

„Priester!“

Entsetzen ergriff nun Alle.

„Er muß in der Hölle brennen, versagt Ihr's ihm!“

„Ah!“ und hoch auf richtete sich Eckard, „und meint Ihr, ob er ein Sünder war, der Genuß, der körperliche Genuß des Leibes Jesu genügte, ihn zu retten?“

„So lehrt es die Kirche!“ riefen sie zitternd, und Alles warf sich auf's Knie.

Da richtete sich auch Cunrad auf. Im Fieber glühten die Augen.

Seine Stimme klang hohl.

„Ja, so lehrt es die Kirche — Priester — Absolution!“

Da schwand das verächtliche Lächeln, mit dem Eckard auf die Knieenden geschaut. Mild legte er die kühle, weiße Hand auf die heiße Stirn des Kranken, und ernst, aber sanft klang die schöne Stimme:

„Vergebung! Das ist das rechte Wort. Nicht durch die That eines Augenblickes wird der Mensch entsühnt — ein zerschlagenes Herz und ein geängsteter Geist, das sind die Opfer, die dem Herrn gefallen.

Ich kann Dich nicht lossprechen dessen, was Du begingst, aber trösten kann ich Dich und Dir verkünden, daß Gott Dir verzeiht, wenn Du treu und wahr bereust!“

Schaudernd fuhr er zurück, denn über die Lippen des Kranken gellte ein heiseres Lachen:

„Absolution,“ wiederholte er, „nicht Trost! Das Sacrament, nicht Reue!“

„Zum Tode empfängt es, wer nicht bereut!“ rief Eckard entsetzt. „Unseliger, vielleicht nur wenig Augenblicke, und Du stehst vor Deinem Richter. Empfindest Du wirklich Nichts als feige Höllenfurcht — keinen Schmerz über Dich selbst?“

Wieder lachte Cunrad. Es wirkte grauenhaft, wie er die Worte nur noch stoßweiße hervorbrachte, während immer von Neuem Blut aus seinem Munde quoll:

„Schmerz? ha, ha! Es war lustig das Leben. Grüßt mir Gerda. Sie soll sich weiter freuen, und droben, da treiben wir's auch weiter — aber jetzt — Ab—so—lu—tion!"

„Besinne Dich!" rief Eckard noch einmal voll Grauen. „Es geht zum Sterben!"

Und „beichte, bereue!" riefen auch die Andern.

„Absolution!" stöhnte Cunrad noch einmal, „und droben treiben wir's weiter."

„Sei seiner Seele gnädig!" flehte Eckard, „er ist wahnsinnig!"

„So rette ihn!" riefen da Alle, „gieb ihm das Sacrament."

Aber voll Verachtung wandte sich der Priester:

„Einem Irren — niemals!"

Da stürzten sie sich auf ihn — man wollte ihn zu dem Sterbenden schleppen:

„Ich bin nicht irre," kreischte Cunrad; „er hat mich vergiftet, — vergiftet mit seinen Kräutern — nun will — er auch die Seele tödten."

„Bereust Du?" rief Eckard noch einmal beschwörend.

„Bereust Du?" krächzte der Kranke, und schauerlich klang sein Lachen. „Ich — nein! droben — weiter!"

Und er sank zurück, und seine Augen brachen.

Laut auf schrien die Umstehenden.

Stumm blieb nur Eckard, und auch er schloß die Wimpern. Als er sich endlich wandte zum Gehen, da — seltsam — hielt ihn Keiner; doch verstohlen ballte sich jede Hand. Er hatte das Schwerste verbrochen, was ein Mensch begehen kann, denn er hatte gerüttelt an dem Grund, auf dem die Schwäche allein zu bauen vermag.

* * *

„Das Sacrament versagt," stöhnte Helena. „O sag', daß es nicht wahr ist!"

Und zitternd umklammerte sie des jungen Weibes Hand.

Aber mit großen, ängstlichen Augen nickte die Gefragte:

„Doch, Fräulein, er that dem Sterbenden, wie er dem Lebenden gethan. Nun sei Gott ihm gnädig! Er ist verloren."

„Verloren!" stöhnte Helena, „o es ist ja nicht möglich. Es kann ja nicht sein! Eckard, Eckard!"

Und schluchzend brach sie zusammen; rathlos und verwundert stand das junge Weib an ihrer Seite:

„Es geht mir halt auch nah, denn er hat mir den Bub gerettet — aber so, so — Fräulein, was ist Euch?"

„Den Bub!" Da sah Helena plötzlich auf, nicht wahr, er hat Dir auch Gutes gethan, wie Allen," und ein Hoffnungsschimmer verklärte ihr Antlitz — „ach, sie können ihn ja nicht verderben! — Aber das Sacrament!"

Und Grauen ergriff sie, „Hilda, eile! Geh' zu dem Markgrafen. Er soll helfen, ihn schützen. Ich, ich fleh' ihn an. Geh', geh'. Denn wenn er verloren ist, dann muß ich zu ihm, ihm sagen, daß er zu Gero flieht, ihn retten oder mit ihm sterben."

Und halb betäubt, stürzte sie fort.

Verwundert schaute ihr Frau Hilda nach.

Aber das Schicksal des jungen Priesters ging auch ihr zu Herzen.

Ja, freilich, daß er Einen sterben ließ ohne Sacrament, das war nicht zu verzeihen; aber dafür strafte ihn die Kirche. Vor der Wuth des Pöbels konnte man ihn schon schützen. Und sie wandte den Schritt nach dem Schlosse des Markgrafen. Freilich, es war eine gute Stunde zu gehen, und wer weiß, ob er daheim war.

* * *

Zitternd an allen Gliedern eilte Helena vorwärts. Der Himmel war dunkel. Der Wind heulte durch den Wald und zauste ihr in den goldenen Locken und peitschte ihr die niederen Zweige in's Gesicht — sie achtete es Alles nicht.

„Er ist verloren, verloren!" klang es immerwährend in ihr Ohr, und vorwärts eilte sie, weiter, immer weiter!

„Das Sacrament versagt!" flüsterte sie, und es ergriff sie ein Grauen.

‚Ihr seid auch nur ein furchtsam Weib,' klangen Irmentrauts Worte in ihrem Innern, ‚und innerlich zittert Ihr und bangt, wenn sein tollkühner Geist die Fesseln sprengen will, die freilich oft drücken, uns aber schützen vor dem Verderben!'

Ja, ja, fast graute ihr vor ihm!

‚Ihr liebt den Mann, darum sagt Ihr ‚Amen', auch wenn er lästert!'

Nein, und tausendmal nein, das war zu viel. —

Und doch! — wenn er's gethan — mußte es dann nicht Recht so gewesen sein!

‚Ich handle nach Pflicht und Wahrheit — den Ausgang stell' ich Gott anheim!'

Daß er so dachte, er hatte es hundertmal bewiesen!

„Ah!" und ihr Blick wurde heiß, und ihre Brust wogte stürmisch. „Und war er zu hart und that er Unrecht — ich lieb' ihn doch! Ich lieb' ihn noch mehr. Und mein Leben will ich geben für ihn — doch für ihn! Hör' es, Mutter Maria, wenn die Kirche ihm nicht verzeiht, dann — mein Leben zur Buße! In treuem, strengen Dienst als Nonne will ich ihn entsühnen.

Hilf, Gott, hilf!"

Es blitzte, es krachte — zitternd hielt sie sich an einem Stamme. „Du hörst es," flüsterte sie bebend.

Aber vorwärts, vorwärts! drängte sie dann.

Doch wohin?

Wo war er?"

Und heiße, unbeschreibliche Sehnsucht kam über sie.

Einmal, einmal glücklich sein!

„Wir sind ja doch verloren! Und dann — dann folgt ja eine lange Buße.

Ah!" Sie schauderte.

„Bin ich auch so tief gesunken? Ich will — will sündigen — dann — büßen!?

Immer heißer und brennender wurde ihr Blick:

„Das Schicksal ist stärker als ich. Ich kann nicht mehr.

Nur einmal glücklich sein — und muß ich zur Hölle!"

Da wogte der See. Da rauschte die Fluth.

Hell auf leuchtete der Wetterschein. An der scharfen Felskante inmitten des Wassers sah sie eine dunkle Gestalt.

„Eckard!" schrie sie auf.

In der nächsten Minute stürzte sie über das schmale Brett, welches das Riff mit dem Lande verband.

Da zuckte es durch des Priesters Leib.

Bebend klammerte er sich an die schroffen Zacken. Aber hell strahlte das wunderbare Auge.

Stumm, verwirrt stand sie vor ihm — was nun?

„Fräulein von Rossow," fragte er endlich, „wißt Ihr, was Ihr thut?" und tiefernst wurde seine Stimme. „Schon morgen hat die Kirche den Bann über mich gesprochen, und wer mir naht, der theilt mein Loos."

„Ich weiß es," flüsterte sie und — sah ihn an.

Da schien der Wetterschein am Himmel auch über des Mannes Antlitz zu zucken:

„Dank," stieß er hervor. Es war ein einziges Wort; aber in seiner verhaltenen Gluth genügte es, um Helena erzittern zu machen.

Er zog sie nicht an sich. Er küßte sie nicht.

Er faßte nur ihre Hand, und stumm hielt er sie fest an seiner Seite.

Und doch! Helena meinte, das Herz sollte ihr zerspringen.

Sie schloß die Augen und lehnte das Haupt an die scharfe Felskante, um sich aufrecht zu halten.

Und weiter rauschte der See.

Und der Sturm heulte, und die Blitze zuckten.

Da gellte ein scheußliches Lachen vom Ufer.

Leichenblaß wurden Beide, und schaudernd klammerte sich Helena an Eckard.

„Die Todten stehen auf," murmelte dieser.

Am Ufer stand Cunrad und schrie.

„Seht Ihr's nun. Da steht er, der Priester mit seiner Buhle, und mich — läßt er sterben!"

Ein Axthieb — röchelnd brach er zusammen, aber auch der Steg sank zerborsten in den See, und von Ost her strömte plötzlich die Fluth mit rasender Gewalt. Auch die Schleuse war zerborsten, die die Gewalt des Stromes hemmte, und wie es hell wurde vom Blitz, da sah Eckard Fra Anselm, den Mönch.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jeder Blutstropfen war aus Helenas Antlitz gewichen.

Sie war auf die Knie gesunken, und stumm hatte sie das Gesicht in den Händen verborgen.

Höher, immer höher stieg die Fluth. Vergeblich spähte Eckard nach Hilfe, da war Keiner, der nicht Schmähungen ausstieß gegen ihn und das Mädchen.

Schon netzte das Wasser seinen Fuß, schon faßte es Helenas Gewand.

Hilfe suchend schaute er empor.

Aber bald würde auch der Schroffen im Wasser begraben sein, und senkrecht stieg er empor. Da gab es kein Aufwärtsklimmen.

Er sah auf das Mädchen, und tiefer Schmerz zuckte um seinen bleichen Mund.

„Helena," flüsterte er, „nun mußt Du mein Loos theilen."

Sie sah nicht auf.

Er sah nur, wie sie bebte bei seinem Wort.

Da zog es in sein Herz wie tiefe, tiefe Trauer.

Furcht bei ihr? — doch nein, das war nicht möglich!

Noch ein Gedanke kam ihm — das war Erlösung!

„Helena," flehte er noch einmal, und heiß und beschwörend war der Ton, „wir sterben! Soll es uns trennen, das häßliche Wort aus niederem Munde; — weil diese Dich schmähen, zweifelst Du selbst an Deiner Reinheit?"

Da sah sie auf.

Ein heißer Strahl brach aus dem feuchten Auge und verklärte das bleiche Gesicht.

„Du hast Recht," flüsterte sie, „wenn Du an mich glaubst, dann mag die ganze Welt versinken!"

Und stumm verbarg sie den Kopf — nun an seiner Brust.

Einen Augenblick faltete Eckard die Hände über ihrem schimmernden Haar und schaute empor.

Dann zog er sie in den Schutz des Felsens.

Eine schmale, höhlenartige Vertiefung entzog sie den Blicken.

Der Sturm heulte. Der See tobte.

Sie hörten nichts mehr.

Nur die Blitze leuchteten ihrem Glück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ha!" rief da Anselm, „der Fang darf der Kirche nicht entgehen! — Wer rettet?"

Aber da war Keiner, der es wagte.

Immer höher peitschten die Wogen.

Immer schneller zuckten die Blitze.

„Absolution! Absolution für alle Eure Sünden!" schrie der Mönch, „hört Ihr nicht? — Rettet! Rettet!"

Aber „der Teufel ist los, und der See fordert sein Opfer," klang es zurück. „Da kehrt Keiner wieder!"

„Feiglinge!" schrie da Anselm, „so thu' ich's allein!"

Und los riß er das Boot vom Strande. Nur wenig Secunden, und es war den Blicken entschwunden.

Nur wenn die Blitze zuckten, dann hin und wieder sah man es tanzen auf einer Woge.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Priester und das Mädchen waren gerettet.

„Ich mußte," flüsterte Eckard, wie er auf die leblose Helena schaute, — „für Dich. Und doch, ich glaube, auch Du wärst besser gestorben!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Blitz — ein Krach — eine Schaar von Reitern sprengte heran.

„Dem Priester zu Hilfe! —

Ha, was ist das?"

„Ein Verlorener, ein Verruchter!" schrie die Menge.

Wild glühte Geros Blick:

„Eidvergessene!" knirschte er und riß sie empor auf sein Pferd.

Auf schrie Helena.

Ein Stöhnen rang sich aus Eckards Brust:

„Rette!"

Aber nur ein wildes, grausames Lachen drang durch die Nacht.

„Zurück! Der Kirche ihr Recht! Der Priester ihren Dienern!"

Und fort sausten die Reiter.

* * *

Auf den Knieen lag Helena.

Die Fluth der goldenen Haare war über ihr Antlitz geglitten; aber an dem Zucken ihres Körpers sah man, daß sie schluchzte.

Finster, die Arme über der Brust gekreuzt, schaute Gero auf sie herab.

„Nun, Fräulein von Rossow, ich warte auf Eure Entschließungen."

„Ha!"

Da fuhr sie auf aus ihrem Schmerz.

Wohl stürzten ihr die Thränen hervor; doch heiß blitzte ihr blaues Auge:

„Spottet Ihr noch! — — — — — — — — — — — — — — —
Ich bin ja in Deiner Gewalt!
Jetzt zerbrich mich — ich kann's nicht wehren! Aber ich kann Dich verachten!"
Und sie schauerte zusammen.
Um Geros Lippen zuckte es nur leise:
„Die Eidbrüchige — mich?" —
„Grausamer!"
Da hob sie flehend die Hände.
„Es ging zum Sterben."
„Schon, als Du zu ihm gingst?"
Wild glühte sein Blick.
Sie zuckte zusammen und barg das Antlitz in den Händen.
Aber nur einen Augenblick.
Dann sah sie auf, und ein seliger, sieghafter Strahl brach aus ihrem Auge und machte es — so schön!
„Nein, Graf Gero, — armer, armer Mann! damals hatten ihn nur die Menschen verlassen!
O Du kennst sie nicht, die allbesiegende Kraft ewiger Liebe — die stärker ist — ach! auch als Eid und Pflicht!"
„Meinst Du?"
Wild lohte es auf, das schwarze Auge.
Schon hatte er sie an sich gerissen, schon — aber er sah sie zucken vor Qual und — Todesfurcht!
Er ließ sie aus seinen Armen, und wie er sich abwandte, lachte er leise:
„Du hast Recht.
Ich bin lange zu alt zu solcher Thorheit!
Und auch Du — wirst — ach nur zu bald — erkennen, daß das Glück nur ein Traum ist und die Liebe ein Wahn, die den armen Tölpel zu Grunde richtet, der nicht früh genug die Kunst des Lebens, die einzig übenswerthe, lernt: Entsagung."
Da wandte Helena sich nach ihm um; lang und ernst. Zum ersten Mal lag eine tiefe Frage in ihrem Blick.
„Armer Mann," flüsterte sie dann wieder, „das dacht' ich nicht. Die Welt ist Dein — so scheint es!"
„Die Welt!" er lachte. „Ja; doch ich verachte sie. —
Mich wundert's nicht, daß Dir vor mir graut!"
„O Gero!"
„Nein, nein. Läugne es nicht. Laß Du nicht auch von Wahrheit. — Ich habe schon Manche begehrt; um Deine Wahrheit lieb' ich Dich!"
Da flog ein seltsam Leuchten über Helenas Züge; aber zu ihrem Herzen drang es heiß und qualvoll.

Ihr war's, ein Zauberbann ging zwingend aus von diesem dunklen Antlitz; und doch, ein lichter Bild lebt' ja in ihrem Herzen lange — lange. „Sei treu!" so rief es mahnend, „denn ich — ich habe Nichts als Dich!"

Und sie preßte die Hände fest auf die Brust und flüsterte leise: „Entsagung."

Aber er hörte es, das eine Wort, und wie er die Qual auf ihrem Antlitz gewahrte, da lachte er bitter und grausam:

„Was träumst Du! Was weinst Du?

Entsagung ist nur schwer für Kinder.

Bald glaubst auch Du Nichts mehr — keine Liebe und kein Glück, und dann — dann lachst Du der Qual, die Thorheit ist! — Leb' wohl, für heut. Ich lass' Dir Zeit zur Entscheidung: Dein Leben ist verwirkt, fällst Du in die Hand des Pöbels. Nur ein Gatte oder ein Kloster vermag Dich zu schützen.

Gute Nacht, Helena".

Und verschwunden war er — schnell wie ein Gedanke.

Noch klang in Helenas Ohren sein grausames Lachen.

Er aber, er lehnte das heiße Haupt an den kalten steinernen Thürpfosten, und sein Fuß zögerte auf der Schwelle:

„O Herr, wenn Du wirklich wohnst über den Wolken, dann sende mir nur einmal das Glück — spät ist's — ach, aber — ich möchte doch glauben dürfen — wie Andere!"

Und Helena?

Sie weinte nicht mehr. Sie starrte hinaus in die Nacht, und ihre Züge waren kalt wie Eis:

„Er ist in den Händen seiner Feinde, und ich — sterbe nicht! und dieser zwingt mich mit der Gewalt seines Wesens, sein zu denken, und deutlicher fühl' ich es täglich: ich hass' ihn darum! — ‚Keine Liebe und kein Glück,'" sie schauerte fröstelnd zusammen.

„Eckard, Eckard, zu Dir!"

Und doch — nein, nein!

Im Herzen ist's kalt geworden — plötzlich!

Dann war's ein Wahn! O Gott und wenn das ein Wahn war — das, das — dann giebt es keine Wahrheit! Die ganze Welt ist eine große Lüge, und ich — ich bin der Lügen ärgste!"

* * *

Fra Anselm führte die Klage gegen Eckard.

Ein eigenthümliches Zucken glitt um des Priesters Mund, als sein Auge dem des Mönches begegnete

Aber nur einen Augenblick.

Dann neigte er stumm das bleiche Haupt und — hielt aus.

„Gemeinschaft mit der Hexe —

Vergiftung Cunrads —
Weigerung des Sacramentes — —
Verbindung mit Helena von Rossow!"
Da blitzte manches Auge voll Zorn.

Und am heißesten das eines Mannes, der die schwarze Kapuze tief in's dunkle Antlitz gezogen und an dessen Arm — streng verhüllt wie er — ein zitterndes Weib oder Mädchen sich klammerte.

Aber viel mehr waren, die empfanden Neugier und — Freude!

Es ist eine Wonne für niedere Naturen, Steine werfen zu dürfen auf Einen, der bisher so rein war oder schien, daß man ihn nicht erreichen konnte. Nun ist er hinabgezerrt in den Schmutz der eigenen Atmosphäre — auch nicht mehr besser als wir!

Das ist die Gleichheit und die Brüderlichkeit!

Kein Anderer auf der Höhe: so brauchen auch wir nicht streben, sie zu erreichen — ein Zug, der die Menschheit sicher zuletzt zum Ideale führen wird!!!

Der Bischof winkte:

„Vertheidige Dich, Eckardus!"

Er blieb noch stumm, das Haupt gesenkt in schwerem Kampf — eine Weile.

„Nun," wiederholte Benedictus, „oder willst Du — widerrufen?"

Da zuckte Eckard zusammen.

Wie Feuer schien es seine Adern zu durchrieseln:

„Nein!"

Und wie er das Auge aufschlug so mächtig und groß, da schien er zu wachsen.

„Meine Lehre werde ich vertreten, so lange ein Athemzug in mir lebt. Jenes arme Weib dort habe ich beschützt, und so lange es in meiner Macht liegt, werde ich sie schützen gegen den Aberwitz, der sie angreift!"

„Ha, der Lästerer!"

Zorn und Furcht röthete fast jedes Antlitz, und der Bischof erhob sich vom Sitz:

„Der ‚Aberwitz', Priester, gründet sich auf ein Dogma, das die Kirche lehrt."

Ruhig und fest hob Eckard den Blick:

„So hat eben der Aberwitz die Kirche verblendet und das Dogma geschaffen. — Es giebt keine Hexen!"

„Anathema sit!"

„Brecht die Versammlung ab!"

Ein Toben, ein Lärmen brach los.

„Was braucht es der anderen Klagepunkte! Dies eine Wort genügt! Er hat sich selbst gerichtet!"

„Ja, es genügt, wenn die Kirche der Liebe: die Mutter geschworen hat, den Sohn zu tödten,“ knirschte der Mann in der dunklen Kapuze.

„So rette ihn!“ flehte das Mädchen.

„Zu spät!“ gab er düster zurück. „Mein Wort nicht; Gewalt allein hätte hier helfen können. Und meinst Du, Eckard hätte durch Gewalt sich dem Arm der Kirche entziehen lassen? — Er ist doch ein Priester — die Stunde wird's Dich lehren — armes, armes Kind!“

Sie klang sehr weich und traurig die dunkle Stimme; das Antlitz sah man nicht.

Aber fester klammerte das Mädchen sich an ihn: — zuckte er — der Starke?

Vergiftung Cunrads — Weigerung des Sacramentes einem Sterbenden — immer lauter wurde das Toben, immer wüthender die Menge, und immer stolzer, immer sieghafter, immer freier und größer sprach Eckard — all' jene Worte, die er schon am Lager des Sterbenden gesprochen.

Aber dort hatte der Schauer des Todes die Wuth gebannt — hier drohte sie zügellos zu werden!

„Anathema sit!“

Wieder ward er verflucht!

Und es war, als wüchse er bei jedem dieser Schreckensworte um einen Kopf.

„Schad' um den blonden Knaben!“ flüsterte ein graubärtiger Krieger dem Genossen zu.

„Wie straff er da steht, wie muthig und groß — wenn der ficht mit dem Schwert wie mit dem Wort —“

„Einen Feldherrn hätt's gegeben, er bannt ja mit dem Blick!“

„Und seine Rede zündet!“

„Und hinter der Stirn birgt er wohl eine Welt von Gedanken!“

„Helena, Fräulein von Rossow,“ tönte da laut der Ruf durch den Saal. „Auch Ihr seid geladen. Auge in Auge vertheidigt Euch der Anklage!“

Los wollte das Mädchen sich reißen; aber fest preßte der Mann ihr Haupt an die Brust. Sie konnte nicht sprechen, nicht rufen.

„Schweig'; Du rettest ihn doch nicht mehr,“ gebot er fast drohend. „Du verdirbst nur Dich — und mich!“ setzte er dann schnell hinzu — und gab sie frei.

„Auch Dich?“ fragte sie bebend.

„Ja.“

Da seufzte sie und senkte schweigend das Haupt. —

„Gero, der Markgraf der Elblande, hat uns das Mädchen entrissen und ist mit ihr verschwunden seit der Gewitternacht.“

„Helena von Rossow ist nicht hier.“

„So bekennt sie ihre Schuld!“

„Fluch der Dirne!!! Fluch, Fluch! und Bann!

„Und Fluch dem Markgrafen, der sie der Strafe entzieht!“

„Er theilt den Bann!"

Auf stöhnte das Mädchen und sah zu ihm empor; aber stark und ruhig und mild zog der Mann sie nur fester an sich, als wollt' er sie schützen gegen eine Welt.

„Eckard, so vertheidige Dich allein!"

Aber — stumm wurde plötzlich das Toben, denn — stumm blieb Eckard.

Noch stand er unbeweglich an seinem Platz — ruhig scheinbar wie vorher; aber er hatte jetzt das Haupt gesenkt, und ein seltsamer Ausdruck spielte über seine Züge.

„Ja, er schweigt, muß schweigen!"

„So ist er schuldig," rief Anselm, und häßliche Freude verzerrte sein Antlitz.

Eckard rührte sich nicht.

Groß und starr wurde des Mädchens Auge, und Todesqual war darin zu lesen:

„Er schweigt? Hilf Gott! So war er ihm Sünde — der Augenblick. Ich — war nie so rein — der Tod war ja über uns: hätten wir denn das vergessen können?"

„Armes Kind," flüsterte der Mann, „er ist Priester."

„Aber wenn er zu stolz ist, um sich zu vertheidigen, er klagt ja mich an — so er schweigt! Das ist nicht möglich. Dann wär' er der Eckard nicht, den ich glaubte und liebte!"

„Du warst ein Kind!" sprach der Mann noch einmal langsam, „und er ist ein Priester!"

Da stöhnte sie leise und schloß die Augen:

„So fahrt denn hin, Glaube, Liebe, Hoffnung!"

Immer drohender wurde das Toben der Menge, immer häßlicher die Schimpfworte Einzelner.

„Vertheidige Dich, Eckard," rief der Bischof noch einmal — „Deine Irrlehren vertratest Du selber, vom Satan besessen; aber die Schuld, die Du nicht bekennst, die will ich nicht glauben! Es ist ja nicht möglich, daß ein Sohn der heiligen Kirche sinken könnte zu solcher Schmach."

Und „vertheidige Dich!" stimmten Alle ein, die er gewonnen durch seinen hohen, edlen Ueberzeugungsmuth.

Aber Eckard sah nicht auf.

„Mich — vertheidigen kann ich nicht!"

„Ah!"

Auf schrie die Menge.

Aber auch das Mädchen schrie auf und riß sich los von ihrem Schützer.

Die Kapuze riß sie vom Kopf, und wie sie zu den Füßen des Bischofs niederstürzte, da rieselte eine Fluth von goldenen Locken über das dunkle Gewand und bis hinab über den Marmorestrich.

„Aber ich kann es, ich, Helena von Rossow selber, um die Ihr ihn anklagt!

Ja!“ und sie sprang auf. Groß und voll traf ihr leuchtendes Auge den jetzt Bebenden, und sie lachte verächtlich.

„Thoren, die Ihr seid!

— Sein Schweigen soll ihn anklagen? — es spricht ihn frei! Liebte er mich, dann — und hätt' er die schwärzeste Sünde gethan — er würde sie leugnen, um mich zu schonen. Ich — ich liebe ihn, darum stehe ich hier trotz Acht und Bann, ihn zu reinigen von der Schuld, die ich beging, nicht er!

— Schuld — ach, auch ich habe keine zu bekennen!

Denn daß meine Liebe Schuld ist, davon überzeugt mich kein Priester und kein Bischof.

Und gethan, gethan habe ich Nichts, als daß ich zu dem Bannverfluchten eilte an jenem stürmenden Abend!“

„Aber man fand Dich in seinen Armen!“ schrie Anselm.

„Nachdem Du die Schleusen des Sees geöffnet,“ tönte da Eckards Stimme dumpf und schwer. Es war, als erwache er erst jetzt aus einem Traume.

„Und der See berührte uns schon die bebenden Füße — eiskalt wie der grausige Tod,“ rief Helena schaudernd. „Anselm, da hätte man vielleicht auch Dich in Eckards Armen gefunden!“

Ueber manch' bärtiges Antlitz glitt wohl ein leises Lächeln bei diesem Ausruf; aber es war nur flüchtig wie ein Gedanke.

Der ganze, furchtbare, folgenschwere Ernst all' dieser letzten Worte ergriff Alle bis in das Mark der Seele.

„Heil der Edlen, Reinen!

Wer sie ansieht, der weiß ja, daß sie unschuldig ist, wie das Licht. Und nichts Unreines kann erwachsen unter ihrem Blick!“

Und „Heil Eckard, dem Guten!“

„Der ihn anklagte, ist ja ein Elender!“

„Hört Ihr's, er, er hat die Fluth des Sees entfesselt!“

„Daß man sie bei einander fand!“

„Und dann, dann hat er sie gerettet, um sie zu richten!“

„O Schandfleck eines Mönches!“

„Eines Menschen!“ rief der Bischof — „wenn es wahr ist! Solches zeugt die heilige Kirche nicht!“

„Fluch über ihn und Bann!“

Wie Eckard es ausgesprochen, das schwere Wort, da hatte Fra Anselm einen Augenblick gewankt.

Nur einen Augenblick.

Ein scheußliches Grinsen um den breiten Mund, sah er sich jetzt um.

„Ha, ich sehe doch noch manches Mädchen, manche Frau dort in der Menge — kommt Keine, um mich zu vertheidigen? Die Weiber haben

ja das Wort hier im Priesterrath! Aber mein Gesicht ist nicht so glatt wie Herrn Eckards, und mein Wesen nicht so gewinnend, und nicht Viele haben Liebesmuth, wie das edle Fräulein von Rossow!"

„Elender!"

Da sprang der Vermummte an die Seite des Mädchens. Er hatte das Schwert aus der Scheide gerissen; aber es bedurfte nicht derer, die ihm in den Arm fallen wollten.

Verächtlich steckte er es selber wieder ein.

Dunkel blitzte das schwarze Auge aus der finsteren Hülle nieder auf den Erschrockenen.

„Ein Verworfener ist dieser, ein Betrüger, ein Mörder, dem einst Eckard — wie Cunrad — die Absolution versagte, weil er sich nicht bessern wollte! Freilich," er lachte verächtlich, „ein anderer — gewissenloser Priester hat ihm wahrscheinlich die Sünde abgewaschen, und nun ist er ein frommer Mönch, und Ihr habt zweifellos Recht, ihn als Ankläger wider Eckard zu hören! —

Und daß Ihr mir glaubt —" nun riß auch er die Hülle vom Haupt: „Mit Ritterwort und Ritterschwert vertritt diese Klage und — bürgt für die Reinheit Helena von Rossows: Gero, der Markgraf der Elblande!"

„Ah!"

Ein Murmeln, ein Rufen glitt durch die Menge.

Ein Blick, ein leuchtender, aus Helenas Auge traf ihn.

Er sah ihn nicht; aber Eckard.

Und der Priester schloß einen Augenblick die Lider.

Der Bischof erhob sich:

„So schließe ich für heut die Versammlung.

Das Fräulein von Rossow ist für jetzt frei; wir nehmen die Bürgschaft des Herrn Markgrafen an. Fra Anselm wird in Klosterhaft bewahrt; die gegen ihn aufgeworfene Klage wird in einer zweiten zu berufenden Versammlung geprüft werden.

Desgleichen Eckardus.

Ist er des letzten Klagepunktes auch nicht überwiesen, in allen vorhergehenden hat er durch sein eigen Wort sich selbst verklagt.

Aber man soll nicht sagen, daß die heilige Kirche dem Recht zuwiderhandelt. Er werde nicht gerichtet, bevor Anselm gerichtet oder freigesprochen.

Ich löse das Concil.

Der Herr sei mit Euch!"

Er sprach den Segen.

Die Menge fiel auf die Knie.

Der Bischof und die ersten Würdenträger schritten hinaus.

Auch Anselm wurde hinweggeführt.

Eckardus wandte noch einmal das Haupt, noch einmal mit jenem tiefen, jenem räthselhaften Blick.

Da kam sie wieder über Helena, die alte, die Alles besiegende Liebe.

Auch aus ihrem Auge brach jener einzige, ewige Strahl, und Alles vergessend, wollte sie zu ihm stürzen — da faßte sie plötzlich eine eiserne Hand zur rechten Zeit.

Denn Eckard machte das Zeichen des Kreuzes, wandte sich, winkte seinen Kerkerwärtern und — ging.

Und Helena?

Sie schrie nicht auf. Sie fiel auch nicht in Ohnmacht.

Aber sie stützte sich auf Geros Arm, so schwer, daß es ihn schmerzte. Und ihr Gang war der einer Greisin.

Willenlos ließ sie's geschehen, daß er sie auf sein eigen Pferd hob und sie vor sich auf den Sattel nahm:

„Wohin?" fragte er nur leise und sehr sanft, „zu Deinem Vater?"

Da schauerte sie aber leise zusammen:

„Nein, in's Kloster! in's — Grab!"

Hoch auf bäumte der edle Rappe, aber nur einen Augenblick. Dann zügelte ihn die eiserne Hand des eisernen Mannes.

* * *

Und so war sie eingezogen in das Kloster zu Gandersheim — die stille, bleiche Helena.

Denn still und bleich war sie nun geworden — die Waldblume. Und Keiner sah sie wieder lächeln.

Nur Irmentraut hatte man ihr gesandt, und diese brachte ihr als einen Gruß von Gero — ihre Laute!

Da hatte noch einmal ein schwaches Leuchten für einen Augenblick ihr Antlitz verklärt.

Und die Aebtissin Gerberga war eine kluge, eine liebreiche Frau: sie ließ ihr Zeit und Freiheit.

Stundenlang saß Helena allein im blühenden Klostergarten, und träumend griff sie in die Saiten und sann und sang, und wenn dann auch wohl Thränen über die zarte Wange rannen: sie vergaß doch zuletzt die Welt um sich her — die Welt und ihre Qual, und ihrer Harfe wildes Klagen klärte sich zu einem Lied vom Stillesein, und über das holde Antlitz legte sich endlich holder Friede.

Und hinter den Gittern lauschten die Nonnen.

Und manche schüttelten verwundert das Haupt; aber die meisten nickten leise: sie waren auch einmal jung gewesen, draußen in Lenz und Freiheit!

— Leise, unhörbar fast glitt eine hohe, edle Frauengestalt durch die schattigen Gänge. Wie eine Königin war sie zu schauen; und doch, wie sie sich jetzt zu Helena niederbeugte und ihr sanft die geliebte Laute aus den Händen nahm, da war sie ein ernstes, aber mildes — Weib.

„Kind, ein ernstes Wort!"

Helena erschrak nicht; sie barg das Haupt an der Brust der Gütigen.

„Ich wußt' es längst," flüsterte sie, „er ist gerichtet." Aber da lief doch ein Zittern durch den zarten Leib.

„Wenn Du es so nennen willst. Ein Kloster nimmt ihn ewig auf zur Buße wohl, doch nicht zur Strafe: um Frieden seiner armen, ruhelosen Seele zu bringen!"

Sinnend schweifte Helenas Blick in die Ferne:

„Ob man wohl Friede findet durch Flucht und durch Zwang?"

Mild strich die Aebtissin über des Mädchens blondes Gelock:

„Nicht durch Flucht und Zwang, aber durch Entsagung. Und hinter unsern stillen Mauern entsagt es sich leichter als draußen im Strom der wilden Welt."

„Aber ist es nicht feig, die Versuchung fliehen?"

„Es ist schwer, sie zu meiden, denn auch die Versuchung ist süß, ach, viel süßer oft als die Sünde selbst. Unser Wünschen ist heiß; doch die Erfüllung stürzt uns oft aus dem geträumten Himmel."

Helena seufzte.

„Recht hast Du! Als ich wünschte, war ich glücklich — selig — trotzdem ich wußte: nie darf sich Dein Wunsch erfüllen! — Er ist erstorben — mir zum Frieden? — O nein! Gern trüg' ich die alte Qual — nur nicht diesen Frieden, der mich tödtet!"

In plötzlich ausbrechender Leidenschaft war sie niedergesunken zu den Füßen der hohen Frau, und schluchzend und krampfhaft umschlang sie die mütterliche Freundin.

Mild beugte diese sich zu ihr nieder. Ein seltsames Etwas glitt plötzlich über ihr Antlitz — wie ein Schatten der Vergangenheit.

„Kind," sagte sie dann sehr sanft, „ich glaub' es selbst, Du bist zur Nonne nicht geboren! Nur im Lichte der Liebe, von der das Kloster Nichts wissen darf, kann Deine Blüthe sich entfalten!"

„Mutter!" schrie Helena auf.

„Leise!" mahnte die Aebtissin. „Was ich Dir nun sage, verzeih' mir's Gott, denn Keiner, der athmet, darf es hören!

Aber ich will die Blume nicht reißen aus dem mütterlichen Grund. Du hast geliebt, und doch, mein Kind — wir können wieder lieben, so lang die Sehnsucht nach Liebe in uns lebt! Denn ewig ist die Liebe nur allein die sich im Doppelsein ergänzt, vertieft. Die Deine war nur ein Unheil!"

„Nein, nein!" Helena schüttelte abwehrend das Haupt.

„Doch, mein Kind. Von Gott gesendet zwar; doch auch das Unheil kommt von ihm — selten zur Strafe, öfter zur Prüfung.

— Doch Einen weiß ich — auch er ist viel geprüft und nicht zum Mindesten von Dir. Helena, er liebt Dich mit aller Kraft seiner starken, dunklen Seele — aber dunkel ist er — geh' und erleuchte ihn mit Deiner Liebe! Auch das ist Priesteramt!"

„Mutter!“ schrie da Helena noch einmal auf: „Was thut Ihr!“

Und dann barg sie das Antlitz in den beiden bebenden Händen.

„Das Rechte!“ sprach Gerberga ernst. „Nonne werden soll nur der, der das Größte nicht vermag: ein Weib zu sein! — — —

Mit schwerem Herzen nur brachte er Dich her — zu zart nur, in jener Todesstunde Deines Jugendglückes neu um Dich zu werben — im Vertrauen auf die Zeit und auf die Zukunft! Er kam oft genug zu Dir — nun geh Du zu ihm!“

Aber tiefer nur senkte Helena das Haupt:

„Ich habe gelobt, im Schleier für Eckards Seele zu beten!“

Da zuckte es über Gerbergas Antlitz:

„Auch Du? — So helfe Dir Gott! Ich kann's nicht mehr!“

Noch einmal preßte sie das Mädchen an sich; dann eilte sie wie gejagt davon.

Erst als die Klosterpforte kreischend und ächzend hinter ihr in's Schloß fiel, da stockte ihr Fuß, und eine Thräne rann über die edelgerundete Wange.

Aber schnell tilgte sie die verrätherische Spur, und ruhig, ernst und mild ging sie weiter den Weg zur Pflicht.

* * *

Leise läuteten die Glocken zu Gandersheim.

Blaß und finster war Geros Antlitz, wie er traurig zu Boden sah.

Und über Irmentrauts braune Wangen liefen große Thränen:

„Nichts, Nichts kann sie davon abhalten. Herr, hättet Ihr selbst Gewalt gebraucht. Ich haßte Euch einst wie sie. Aber jetzt — jetzt! O, viel lieber hätt' ich sie als Euer Weib gesehen, denn im Kloster verdorren.“

„Das verstehst Du nicht!“ sagte er leise; aber er wandte sich seufzend ab.

„In einer halben Stunde?“ fragte er dann.

„Ja, in einer halben Stunde,“ tönte es da leise zurück, „wird Helena von Rossow — begraben! Und — wollt Ihr dann noch einmal von ihr hören, so müßt Ihr fragen — nach der Nonne Hroswitha.“

Die Thür der Klosterkirche hatte sich geöffnet.

Da stand Helena — schon im weißen Nonnengewande, aber noch einmal im Schmuck der goldenen Locken.

Und wie der Strahl der scheidenden Sonne den blonden Scheitel küßte, da legte es sich wie ein Glorienschein um die weiße Stirn.

Gero wankte.

Er mußte sich an die eisige Steinwand lehnen: ihm war, so schön war sie noch nie.

„O hättet Ihr selbst Gewalt gebraucht!“ klangen Irmentrauts Worte in seinem Herzen.

„Helena!“ rief er, „muß es sein? — Du sollst frei sein, wie Du warst. Ich will kein Recht, als das, Dich zu schützen!“

Sie zuckte zusammen, und tiefe Gluth färbte die weiße Stirn:

„Was träumt Ihr? Wißt Ihr nicht, daß nah sein und doch nicht halten dürfen viel tausendmal schwerer ist, als voll entbehren!? — Das ist es ja nicht! — Meine Dankbarkeit — ich — ich — ich hätte Eure Wünsche nun erfüllt!"

Fast brach sie zusammen, und wieder mußte der starke Mann sich an die Säule halten.

„Das Gelübde!" stieß sie hervor. „Ich kann nicht!"

„Grausame," flüsterte er „und das sagst Du mir?"

Aber flehend hob sie die Hände:

„Das Gelübde! Erbarmt Euch. Ihr könnt mir die Treue nicht rauben — nur den Frieden!"

„Ich weiß es," stöhnte er, „denn Du liebst mich ja nicht — noch nicht! Einem dunklen Schatten gleich hätte sich die Vergangenheit Dir auf die Kinderseele gelegt, und nie hättest Du Frieden gefunden. Wo Andere stärker sind als ihre sogenannte Schuld, weil der Bruch eben naturnothwendig ist, Du — Du — würdest welken, wie eine Blume ohne Licht, wenn Du Dir nur den Schatten eines Vorwurfes machtest."

Sie sah zu ihm auf — voll, warm, innig:

„Dank, Gero, Du bist so groß, als ich dachte!"

Dann faßte sie Irmentrauts Hände und führte sie ihm zu:

„Und nun hier mein letztes Vermächtniß. Schütze sie! Es ist die Einzige, die mir treu war — außer Dir!"

„O Herrin!"

Und wie zum Segen legte sie die Hände auf des Mädchens Haupt:

„Du warst sehr klug! Und doch, *wenn* ich thöricht war, ich bereue es nicht. Hätte ich die erste Blume nicht gesehen, ich wäre auch an der zweiten vorüber gegangen!

Doch nun — in der Todesstunde — laß mich allein! Das Scheiden wird mir sonst zu schwer!"

Und sanft schob sie die Widerstrebende hinaus. — —

Noch einmal waren der Mann und das Mädchen allein — zum letzten Mal.

Zögernd, tiefer Bewegung voll, wandte sich Helena.

Der Graf kehrte ihr den Rücken zu; aber wie gebrochen fast sie aussah, die sonst so markige Gestalt!

Da konnte sie nicht mehr an sich halten:

„Gero, und nun zum Dank, nimm das Bekenntniß: ach, hätt' ich noch ein Herz *gehabt*, jetzt, jetzt wär' es doch Dein!

— O nein, nicht dieser wilde Blick!" sie floh zurück. „Willst Du die Nonne vom Altare reißen? Ich liebe Dich nicht, denn ich *glaube* ja nicht Liebe mehr, nicht Glück — gleich Dir! *Du* sagtest so — lebe wohl!"

„Kein Glück — aber doch Liebe! *meine Liebe*!" rief er in noch einmal vorbrechender Leidenschaft!

Und eine solche Welt von Qual lag auf seinem Antlitz — zitternd, bebend sah Helena zu ihm hinüber. Da begannen die Glocken von Neuem zu läuten, und fern, fern ertönte der Gesang der Schwestern.

„Mein Grablied,“ flüsterte Helena schaudernd.

„Befleck' ich mein Nonnenkleid? — nein!“

Und die letzte Regung der Lebenden —: sie eilte — einer Flüchtigen gleich — zu Gero und — küßte ihn!

Noch einmal wollte der Halbbetäubte sie an sich reißen; aber da stand sie schon in der Thür der Klosterkirche.

„Leb' wohl. Verzeih' mir. Nun hab' ich gut gemacht, nicht wahr? Aber hier — scheiden sich unsere Wege!“

Ein letzter Blick, und die Pforte fiel in's Schloß.

Und näher und näher kamen die Nonnen: Todtenklage war ihr Lied.

Und Gero vergaß, daß man ihn nicht sehen durfte!

Unbeweglich starrte er noch immer nach der Thür, hinter der sein Sonnenschein verschwand.

Aber die frommen Schwestern sahen ihn auch nicht: sie hatten ja den Blick gesenkt.

Nur die Aebtissin hätte ihn beinahe sehen müssen; aber sie zog den Schleier dichter über's Antlitz und wandte sich ab. Er kam erst wieder zu sich, als das Lied da drinnen verstummte.

Und als er die müden Lider hob, da lag zu seinen Füßen auf dem kalten Gestein — eine weiße Rose!

Und die Vöglein saßen im epheuumrankten Gemäuer und lugten in's Kirchenfenster: da stahl man dem Liebling die goldenen Locken und bettete die Holde in einen schwarzen Sarg. Wehe! Wehe!

„Ja, die Menschen! Das Licht und der Lenz und die Liebe, die Schönheit, die Gott ihnen gab: sie gilt ihnen Sünde!

Aber getrost!

Das goldige Haar können sie ihr nehmen und die goldige Freiheit, aber nimmer ihr goldiges Lied!“

Und oft und oft lauschten sie noch dem Sang der Nonne „Hroswitha.“





Ola Hansson.

Von

Hans Schmidkunz.

— Nymphenburg bei München. —

I.

„Aber mit dem Lärm um mich herum wächst die Stille inwendig in mir; sie wächst und wächst, steigt und steigt; sie füllt mich, sie schwillt über; sie hüllt mich ein und breitet sich nach allen Seiten um mich herum aus; sie sondert mich ab von der Umgebung und legt gleichsam einen unendlichen Abstand zwischen mich und sie. Wie ich auf einmal merke, diese Stille ist selbst wie ein einziger klingender Ton, der sich reinstimmt von all dem äußern Lärm, um dann bei der ersten Gelegenheit sich zu einem ganzen Liede auszuwachsen, einem starken vollen Violoncellsolo unter einer gedämpften Orchesterbegleitung . . .“

Diese Stelle aus Ola Hanssons letztem, uns vorliegenden Poesiestück, das da heißt „Ueber den Tod“, mag durch ihre Darstellung eines künstlerisch innenlebenden und sich von außen losringenden Ich und durch ihren breiten losen Satzbau wie in einem eng zusammengezognen optischen Bild die Eigenart kennzeichnen, die jener Dichter als das Ergebniß seiner bisherigen Entwicklung erreicht hat. Er gehört zwei Litteraturen an: einerseits der scandinavischen — soweit es eine solche in dieser Zusammenfassung giebt, oder soweit er selbst zur Existenz einer solchen beiträgt — andrerseits der deutschen. Er ist in dieser, was in der Sprache ein Fremdwort; von dem eigenen Gewicht des Fremdwortes wie des Fremdpoeten und von den verwandten Vorstellungen, die das eine in der Sprache, der andre in der Litteratur findet, wird es wohl abhängen, ob sie beide auf die Dauer als fremd oder als heimisch gefühlt werden; und eine Lebensgeschichte des Poeten wird ähnlich wie eine Geschichte des Wortes zur Erkenntniß der Beziehungen zwischen der Fremde und der Heimat beitragen.

* * *

In Deutschland dürfte die Vorstellung, die man sich von dem sogenannten Scandinavien macht, beinahe deutlicher sein als die von jedem der drei Bestandtheile ihres Gegenstandes. Zumal der Einfluß sowohl der dänischen als der norwegischen als der schwedischen Dichter auf die neuesten Veränderungen in der Weltlitteratur und besonders im Schriftthum Deutschlands hat jene Vorstellung vervollkommnet. Von den Gegensätzen, die sich in ihr bergen, spüren wir dabei weniger; nur daß uns die Zeitungsberichte aus Christiania über den „Unionsstreit" eine beträchtliche Kluft zwischen den durch lockeres Staatsband vereinigten Brudervölkern, den Norwegern und den Schweden, merken lassen. Klarer wird uns die Sache, wenn wir von näheren Unterschieden zwischen beiden hören — beispielsweise hat Schweden noch den Adel, Norwegen keinen — und gar wenn wir erfahren, daß der Norweger geschichtlich und sprachlich dem Dänen näher steht als dem östlichen Dritten, daß sogar die dänische Sprache sozusagen die officielle Sprache Norwegens ist und nur den Ansturm norwegischer Mundarten seitens der „Sprachkämpfer" auszuhalten hat. Ein kleines Bild der nationalen und anderer Verschiedenheiten zwischen diesen drei Staaten ergiebt sich aus einem Buch von Hansson selbst, aus seinem „Jungen Scandinavien", zum Theil sogar aus seinem eigenen Ursprung.

Die gegenseitige staatliche Abgrenzung der drei scandinavischen Völker entspricht nicht genau ihrer nationalen, geschichtlichen und culturellen. So würde z. B. schon die Union, die seit 1814 zwischen Norwegen und Schweden besteht, zwischen Norwegen und Dänemark natürlicher sein und hat früher (1397—1814) in der That so bestanden; Island ist gegen Dänemark ziemlich selbstständig und wäre wohl eher zu Norwegen zu denken; und ebenso ist der südlichste Theil Schwedens, die Landschaft Schonen, fast mehr dänisch als schwedisch und gehört auch staatlich erst seit 1658 zu Schweden. In Hanssons „Frau Ester Bruce" lesen wir von dem Stolz der „Hochschweden" gegenüber anderen Schweden, der Stockholmer gegenüber halben Kopenhagenern. Mit diesem Gegensatz hängt noch eine Grenzlinie zusammen, die Gesammtscandinavien mehr oder minder deutlich und nach verschiedenen Richtungen in die mehr „europäischen" und die mehr „nationalen" Elemente theilt. Dänemark, das uns ja jedenfalls am nächsten steht, hebt sich schon durch diese mehr „europäische" Art von den scandinavischen Theilen ab, die „norderwärts der Civilisation" liegen; und von Schweden gehört seine berühmte Kornkammer, die Provinz Schonen, allerdings auch nur Schonen, zu diesem Europa — und mit ihm Ola Hansson.

Dort, im europäischesten Stück Schonens, lebte seit mehr als zwei Jahrhunderten auf ein und demselben Bauernhof die Familie Hansson, freie Bauern, nach des später zu erwähnenden Jean de Néthy Bericht „ohne Verbindung mit der Außenwelt und nur unter einander heirathend".

Da geschah „ein ganz außerordentliches Ereigniß, fast unbegreiflich in der Ueberlieferung der Familie“: der eine Hansson heirathete, in zweiter Ehe, eine „Fremde“, die Tochter eines Einwanderers aus Ostschonen, der den Nachbarhof des alten Hansson gekauft. Das hat sich denn auch gerächt: der ältere Sohn dieser Ehe war der erste Universitätsstudent in der Familie, der jüngere — geboren am 12. November 1860 — wurde der Dichter des „Wegs zum Leben;“ allerdings hofft er, daß seine Familie noch einige Jahrhunderte auf ihrem Hof sitzen werde. Auch er hat, 1881 und 1882, auf der Landesuniversität Lund studirt, und zwar in der philosophischen Facultät, deren Examen er 1882 bestand. Auch er hat typische Schicksale dieses Lebensalters erfahren. Mit 23 Jahren schrieb er jene Sammlung liedartiger Erzählungen, die den Namen einer Pflanze, und zwar einer Mimose, „Sensitiva amorosa“, trägt. Im Jahr 1884 erschienen von ihm „Gedichte“, im Jahr 1885 „Litterarische Silhouetten“ und ein „Nachtstück“ in Versen; alle drei schwedisch und nicht in's Deutsche übersetzt. Im Jahr 1887 gab er bei einem kleinen Buchdrucker in Helsingborg — anders war's wohl nicht möglich — die „Sensitiva amorosa“ heraus. Sie sollte eine Art Vermächtniß sein und wurde, wie Néthy sich ausdrückt, der „psycho-physiologische“ Schlüssel seines ganzen künftigen Werks. Sie wurde aber auch Anlaß, daß ihn die Gesellschaft seines staatlichen Heimatlandes verfehmte, und daß seine Zukunft finster schien; nur weniges konnte mehr von ihm schwedisch erscheinen.

Um so Größeres gewann er durch den persönlichen und litterarischen Bund mit der deutschen Schriftstellerin L. Marholm, die er im September 1889 heirathete, und durch seinen Aufenthalt in Deutschland; dieses wurde ihm bald, abgesehn von mehreren Reisen, von einem Aufenthalt am Genfer See und gelegentlicher Rückkehr in seine dänischen Mutterländer, eine zweite Heimat. Nicht in dem Sinn Heimat, daß die Umgebung ein wesentliches Bestimmungsstück wäre — lebt er doch beinahe ausnahmslos in ländlicher Abgeschiedenheit; allein auch dieses negative Verhalten, das schon seinen halb unschwedischen Ursprung und seine Anfänge in Schweden gekennzeichnet hatte, scheint sich hier allmählich gesteigert zu haben, indem sein erster Hauptaufenthalt Friedrichshagen bei Berlin war, also ein naher Vorort einer ihm litterarisch wichtigen Stadt, während er sich jetzt fast völlig nach dem Gebirgsdorf Schliersee an dem gleichnamigen Alpensee zurückgezogen hat, zwei Bahnstunden von dem ihn geistig kaum berührenden München.

Im Jahr 1890 erschien zu Kopenhagen ein Band „Skaebnenoveller“, der eine dänische Ausgabe einerseits von „Sensitiva amorosa“, andrerseits von einem unvollständigen neuen Werk enthielt, das zugleich vervollständigt deutsch erschien: „Parias. Fatalistische Geschichten“ (Berlin 1890). Durch dieses wurde Hansson einem weiteren Litteraturkreis bekannt. Es kam gerade in einer Zeit, da man nach „Ueberwindungen“ des Naturalismus

suchte. „Fatalistische" Geschichten, mit kurzen, dünnen, abstracten Strichen gezeichnet, einbohrend in ein mystisch unaufgedecktes Seelenleben, ohne rechtes Milieu — die konnten willkommen sein. Damals verstärkte Hermann Bahr seinen Hinweis auf einen behaupteten allgemeinen Zug gegen den Naturalismus mit dem fragenden Ausruf: „Warum spricht jetzt alle Welt von Ola Hansson?" Sieht man heute auf diesen Ausspruch zurück, so verräth er sich — abgesehn von seiner wienerischen Färbung — als eine der Aufgeregtheiten litterarischen Parteilebens, die sich bald richten. Hansson hat durch seine „Parias" und seit ihnen viele Achtung und manchen Widerspruch erfahren; um indessen alle Welt von sich sprechen zu lassen, dazu besitzt er aller Wahrscheinlichkeit nach keine dieser Welt entsprechende Kunstweise und in der That auch nicht einen solchen Erfolg, wie ihn genug Kunstärmere genießen.

Es ist charakteristisch, daß Hanssons bisherige Bedeutung nicht wie bei so vielen Schriftstellern aus irgend einem Hauptwerk herausgelesen werden kann, auf das sie sich für länger sammeln; vielmehr muß das Bild dieses Dichters aus einer mit jeder Saison mehrfach vergrößerten, immer weniger übersichtlichen Schaar kürzerer Erzählungen und sonstiger Stücke zusammengelesen werden. Möglich, daß dazu äußere Verhältnisse des litterarischen Marktes beitragen. In der Hauptsache handelt es sich jedoch um seine künstlerische Eigenart, der nicht bald Etwas widerlicher ist als die ausführliche, hinter der Natur hergehende Breite, nicht bald Etwas erwünschter als die Eröffnung eines möglichst weiten und tiefen Blickes durch einen einzigen Hinweis, durch eine einzige zeigende, bezeichnende, deutende Bewegung seiner Phantasie. Wenn in der That die dadurch eröffneten Blicke nicht so weit und tief sind, wie der Autor wohl hofft, und wenn sich unter vielen seiner dichterischen Hinweise der aufgeschlossene Gesichtskreis vom einem zum andern Mal wenig ändert, so liegt dies eben an einer seinem künstlerischen Programm von Haus aus eigenen Unvollkommenheit, erschwert aber auch seine allgemeine Würdigung. Namentlich fehlt es jetzt noch an einer dem Bewußtsein sich eingrabenden Verbindung zwischen der Vorstellung von dem Dichter und der von einem ihn vertretenden Werk, von Gestalten oder Situationen aus einem solchen, die dem Publicum so vertraut würden wie die anderer Dichter. Zum Roman vollends ist Hanssons Stift nicht recht geeignet; „Novellen" bleiben seine Erzählungen auch bei längerem Umfang. Nur daß sie sich einigermaßen in Bündel gruppiren lassen, was freilich wieder zur festeren Einprägung seiner Vorzüge in die Anschauung der Leser nicht hinreicht. Als solche Bündel liegen uns außer den schon genannten Werken, unter denen „Sensitiva amorosa" und „Parias" wohl zu Einem zusammengehören, und außer Vereinzeltem drei vor: Die „Heimatgeschichten", die „Alltagsfrauen" und der „Weg zum Leben".

Die erstgenannte Gruppe, die erst jetzt gesammelt im Verlag der „Schlesischen Verlagsanstalt" erscheinen soll, dürfte einerseits zu Hanssons

schwächeren Werken gehören und kennzeichnet andrerseits noch ziemlich frühe Strecken seiner Entwicklung. Sie wird eröffnet mit einer Novelle „Meervögel“, die bereits im Juniheft 1891 von „Nord und Süd“ enthalten war und wohl die bedeutendste der Sammlung und für unsere Kenntniß ihres Verfassers eines der wichtigsten Stücke überhaupt ist. Ihr schließt sich die Novelle „Liebestäuschung“ an, erschienen August und September 1890 in der damaligen von Fritz Mauthner herausgegebenen Wochenschrift „Deutschland“. Dann die Novelle „Im Huldrebann“ (aus „Nord und Süd“, Märzheft 1892), eine eindrucksvolle Vereinigung mystischer Stimmung mit ganz irdischem Treiben, wie sie Hansson überhaupt liebt. Ein Stück Occultismus, „Nachtspuk“, erschien als Feuilleton der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ im Frühling 1889. Schließlich eine wenig hervorragende Novelle aus dem Novemberheft 1894 von „Westermanns Illustrirten deutschen Monatsheften“, „Amors Rache“. Im Ganzen entspricht diese Sammlung dem Rest von engerer Verbindung, den der Dichter mit seiner schwedisch-dänischen Heimat behalten hat. Seine folgenden Erzeugnisse greifen immer mehr in's Internationale hinaus, gleich dem persönlichen Leben des Dichters. Noch im Frühjahr 1891 hatte er in seinem weltfernen Aufenthalt am Genfersee eine starke Sehnsucht nach der zwei Jahre lang verwaisten Heimat gefühlt und sie durch rasche Heimreise befriedigt. Allein schon drei Monate später überkommt ihn „Heimweh nach dem Ausland;“ bald darauf erkennt er, daß Deutschland doch mehr und mehr seine zweite Heimat wird, und kann zwei Jahre später feststellen, daß es ihm das zweite Vaterland geworden. So geschah es auch und noch ausdrücklicher mit den inneren und äußeren Verhältnissen seines litterarischen Schaffens, wenngleich auch später heimische Erinnerungen auftauchen.

Wie rasch diese Wandlung vor sich ging, zeigt die zweite jener drei Sammlungen, die „Alltagsfrauen. Ein Stück moderner Liebesphysiologie“. Sie erschien bereits, als der Dichter persönlich noch etwas warm für sein heimisches Schweden war, und zwar bald gesammelt in dem Verlag, der überhaupt die moderne und insonderheit die moderne ausländische, zumal scandinavische Litteratur zum großen Theil auf den deutschen Markt gebracht hat, bei S. Fischer in Berlin, 1891. Bezeichnend ist, daß gerade diese markanteste seiner größeren Veröffentlichungen über die deutsche Ausgabe — die allerdings gleich der von „Parias“ und „Sensitiva amorosa“ seit längerer Zeit erschöpft sein soll — nicht hinauskam, während doch Anderes auch oder blos in einer scandinavischen Sprache erschien. Eine besondere deutsche Bedeutung hat sie darum noch nicht. Sie scheint aber auch nicht in dem Maß, wie es der Titel „Alltagsfrauen“ oder der früher beabsichtigte Titel „Frauen der Zeit“ beansprucht, ein Merkzeichen der gegenwärtigen Cultur in ihrem Durchschnitt — abgesehn von „interessanten Fällen“ einer Steigerung — darzustellen. Um so werthvoller ist sie zur Feststellung der

besonderen Eigenheit Hanssons, Einzelfälle aus seinem Gesichtskreis und in der einfarbigen Beleuchtung durch sein Ich zu Typen der über ihn hinausliegenden Welt zu erheben. — Ein zweiter Band „Alltagsfrauen" war beabsichtigt, ehe der erste erschien. Eine Novelle „Ausgeschlossen", im Decemberheft 1893 der „Freien Bühne", gehört in eine Sammlung „Männer der Zeit".

Die dritte jener drei Sammlungen ist Hanssons jüngstes noch unvollendetes Werk, der „Weg zum Leben". Ihr Hauptstück bildet die Novelle „Der Weg zum Leben", erschienen als „Der Weg des Lebens" in der „Neuen Freien Presse" vom 13. und 14. Juni 1894; sie dürfte die für Hanssons jetzigen Stand bezeichnendste Leistung sein. Die Sammlung soll daran den „Punkt des Archimedes" anreihen, der im Octoberheft 1894 von „Nord und Süd" erschienen war, und soll mit dem kleinen Cabinetstück „Ueber den Tod" schließen. Alles dies noch weniger als die früheren Werke eigentliche Erzählungen oder Novellen, sondern eine Art Stimmungsstücke, man möchte beinahe sagen Fühlhörner, die sich aber nur dann voll entfalten, wenn man sie gänzlich unberührt läßt. Der Versuch, sie im Ganzen kritisch anzufassen, ja selbst sie durch einen Bericht zu vermitteln, läßt ihre Augen sich sofort in's Innere zurückziehen und auch gleich die Hörner selbst den Augen nach rückwärts folgen. Die Hörner kommen jedoch bald von selbst wieder, wenn nur nicht weitergetappt wird, und bald rollen auch geheimnißvoll die Augen nach. Bei dieser Eigenthümlichkeit geht es überhaupt Hansson gegenüber nicht recht an, den einzeln erwähnten Werken einen Inhaltszettel anzuhängen, zumal sie sich durchgehends durch Kürze auszeichnen und von der Kenntniß des einen aus meist wenig zur Kenntniß des andern fehlt.

Neben diesen drei Sammlungen steht selbstständig die längste Erzählung Hanssons, „Frau Ester Bruce", erst norwegisch 1893, dann deutsch in den ersten 2 Heften 1894 von „Nord und Süd" und danach in Buchform erschienen (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt, 1895). Sie ist — auch von ihm selber — als Roman bezeichnet und mag diesen Titel führen, weil sie länger und an gegenständlichem Stoff reicher ist als die übrigen Werke, Mitteldinge zwischen Erzählung und Stimmungsstück, fast immer „Novellen" genannt. Ein besonderer Beitrag zu dem vielberedeten Unterschied zwischen Roman und Novelle dürfte hier um so weniger festzustellen sein, als bei Hansson meines Wissens nicht die geringste Anknüpfung an deutsche Poetik vorliegt. Nach ihr wird wohl auch „Frau Ester Bruce" eine Novelle, und Hansson einerseits überhaupt ausgesprochener Novellist, andrerseits ein Umbildner der Novelle nach Seite der Lyrik hin, genauer, der Erzählungsdichtung zur Gedankendichtung sein. Das genannte Werk ist kaum zu denen zu zählen, die Hanssons innerstes Kunststreben bekunden; es steht der landläufigen modernen Epik näher als seine meisten übrigen Werke. Indessen zeigt es eine an ihm sonst weniger hervor-

tretende Fähigkeit, Personen in drastischer Komik darzustellen, doch ohne sie mit einem Humor zu vergolden und ohne den Gesammtton der Dichtung durch sie beeinflussen zu lassen; vielmehr wirken sie als gegensätzlicher Untergrund für die Zeichnung der Interessen und Personen, um die es dem Dichter als um das für ihn Höhere eigentlich zu thun war. Aehnlich, doch unbedeutender ist der kleine — von ihm selbst als längere Novelle bezeichnete — ‚Roman' „Vor der Ehe", der Januar 1895 in der „Collection Otto Janke" erschien; hier ist wenig mehr als der Bodensatz von Hanssons Kunst zu finden, und es erinnern häuptsächlich nur einige epische Kunstgriffe an seine hauptsächliche Eigenart.

Außer diesen deutschen Werken waren unterdessen fremdsprachig andere Stücke und besonders Parallelausgaben erschienen. So 1892 schwedisch: „Jung Ofegs Lieder" („Ung Ofegs Vigor", Stockholm), mit denen Hansson anscheinend noch ausdrücklicher als zuvor in die Bestrebungen nach der Kunstform der Gedichte in Prosa (genauer: in ungebundener Rede) eintrat, die zwar nicht neu ist und bereits bei Jean Paul und Heine, wahrscheinlich noch bei manchen Anderen vorkommt, in jüngster Zeit jedoch namentlich durch O. J. Bierbaum, Gustav Falke und Anna Croissant-Rust üblicher geworden ist. Der deutschen Litteratur ist Hanssons Antheil an diesen Bestrebungen in der ausdrücklicheren Form noch nicht recht zu gute gekommen; doch hatte er eins, das fünfte der Ofegslieder in der später zu erwähnenden „Suggestion" übersetzt. Eine neuere Schriftstellerin Englands, die Verfasserin der beliebt gewordenen „Grundtöne" („Keynotes"), die dem deutschen Publicum zumal in dem „Buch der Frauen" von Hanssons Gattin (Wien 1895) vorgestellt worden, begann mit diesen Liedern eine Reihe von Uebersetzungen Hanssons in's Englische („Young Ofegs Ditties", London, John Lane, 1895). Eine deutsche Gedichtsammlung „Alltagslieder" ist seit einiger Zeit eine der nächsten Absichten des Dichters selbst.

Noch erschienen schwedisch „Kärlekens trångmål" (1892) und norwegisch die zwei Novellen „Amors Rache" und „Vor der Ehe" (Christiania 1894) sowie das autobiographische Buch: „Die Heimreise. Eine Jugend- und Wandergeschichte". („Reisen hjem. En ungdos og vandringshistorie". Ebenso). Die „Sensitiva amorosa" kam 1892 deutsch heraus, ohne jedoch trotz aller Anerkennung sonderlich aufregend zu wirken.

II.

Mit diesem Ueberblick über Hanssons schöpferische Leistungen würde jedoch nur die eine, allerdings wohl bedeutendste Seite seiner Thätigkeit bezeichnet sein: die dichterische. Nun liegt es kaum allzu ferne, den Dichter niedriger zu schätzen, als es sonst geschieht, und seine andere Thätigkeitsseite, die litterarkritische, um so höher zu stellen. In der That liegt von

ihm eine Reihe solcher Essays vor, die vermuthlich allgemein als hervorragende Leistungen aufgenommen werden können. Indeß wird zwischen ihrem sachlichen und ihrem schriftstellerischen, dem eigentlichen Essay-Werth, zu unterscheiden sein. In diesem scheint uns der Dichter Hansson seine zahlreichen Vorzüge abermals zu bewähren, was in unserer, dem Essay nicht eben günstigen Zeit hoch anzuschlagen sein mag. In jenem, dem sachlichen Werth, dürfte das stark und schön entwickelte Vorstellungsvermögen Hanssons die rein reproductive Aufgabe, die Darstellung des Gegenstandes in einem zusammengezogenen, verschärft deutlichen Bild, vorwiegend glücklich gelöst haben. Ob sich sein Urtheilsvermögen, namentlich die kritische Kraft, in gleichem Maß bewährt, ob zumal die historischen Zusammenhänge richtig wiedergegeben sind, darüber müßte wohl die Entscheidung einer näheren geschichtlichen und ästhetischen Einsicht überlassen werden, wie sie vielleicht erst in größerer zeitlicher Entfernung von den behandelten Gegenständen möglich sein wird. Von vornherein ist zu vermuthen, daß die scharf ausgesprochene künstlerische Richtung Hanssons seinen objectiven Blick nach sich bestimme; allein die Ansicht, daß Hanssons Kunst geringer als seine raisonnirende Gabe sei, ist ebenfalls nicht unerhört, und es sollte uns nicht wundern, wenn sie weiter verbreitet wäre.

Als das allgemeine Interesse für die dichterischen und moralkritischen Schöpfungen Friedrich Nietzsches noch erst in seinem Anfang stand, im Jahr 1890, veröffentliche Hansson in der damaligen Monatsschrift „Unsere Zeit“ (Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig) einen, wohl den ersten größeren deutschen Essay über „Friedrich Nietzsche. Seine Persönlichkeit und sein System“, der dann in unansehnlicher Sonderausgabe (Leipzig bei E. W. Fritzsch) und zugleich norwegisch erschien. Das folgende Jahr brachte ein eigenes Büchlein: „Das junge Scandinavien. Vier Essays.“ (Dresden und Leipzig bei E. Pierson.) Von den drei nordischen Ländern ist hier Dänemark durch J. P. Jakobsen, Schweden durch August Strindberg (anscheinend den Liebling unseres Hansson, dessen immer wiederkehrendes Eintreten für Strindberg geradezu auffällig werden konnte), Norwegen durch Arne Garborg vertreten. Dem Gemeinsamen dient das erste Stück „Die neue Richtung (Georg Brandes).“ Im Herbst 1891 führte der Schreiber dieser Zeilen in einem Fachbuch auch einen Beitrag Hanssons vor die Oeffentlichkeit, der die Bedeutung der Suggestion für sein dichterisches Schaffen zu erläutern hatte, und gab in den Flugschriften „Gegen den Materialismus“ den „Materialismus in der Litteratur“ von Hansson heraus, nach dessen Meinung sein Bestes bis dahin, im Grund eine Bekenntnißschrift für seine eigenen künstlerischen Absichten, eine Hoffnung, das Losungswort für die Dichtung der Zukunft ausgesprochen zu haben (schwedisch 1892). An beiden mit besonderer Zuversicht hinausgegebenen Aufsätzen und der geringen Beachtung, die sie fanden, dürfte es sich so recht gezeigt haben, wie schwer das von solchen Erörterungen übersättigte Publicum für derartige Richtungs-

bekenntnisse zu gewinnen ist, und wie wenig schließlich der durch sie hingestellte Unterschied vom Bisherigen beträgt.

Ein neues, zu Hanssons Künstlerbild wie ein Symbol gehörendes Essaybuch erschien norwegisch 1893 und deutsch 1894: „Seher und Deuter" (Berlin, Rosenbaum und Hart). Diese fünf Aufsätze über Poe, Garschin, Stirner, Bourget, Böcklin waren wie noch manche andere Kleinarbeiten Hanssons schon vorher in der Tageslitteratur veröffentlicht, sind aber hier durchgehend vervollkommt worden und zusammen als ein „Totalbild" der individuellen Entwickelung gedacht, die für die Jugend der Gegenwart in allen Ländern allgemein und typisch sei, oder die wenigstens Hansson dafür hält. Eine Sammlung „Seher und Deuter", unter dem Titel „Germanische Geister", und ein eigenes Buch über Böcklin sind in Vorbereitung.

Schließlich ist neben Anderem aus der „Freien Bühne" III/1 ein Aufsatz „Kritik" und aus dem Juliheft 1894 der „Revue" ein Artikel „Le Mouvement litteraire en Suède" zu erwähnen.

Ein anderer Versuch litterarischen Eingreifens, bisher fehlgeschlagen, darf trotz dessen, wegen seiner Bedeutung und wegen allgemeinerer Beziehungen, im Rahmen eines Bildes von ihm nicht fehlen. Als in den achtziger Jahren die scandinavische Keuschheitsbewegung, namentlich vertreten durch Björnsons „Monogamie und Polygamie" und durch sein Drama „Der Handschuh" (1883) mit dem berühmt gewordenen Typus der die männliche Reinheit fordernden Svava, in Blüthe stand, erschien ungefähr 1888 von dem Professor an der Universität Lund, Seved Ribbing, ein Buch „Die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Consequenzen. Drei Vorlesungen," das lebhaften Beifall fand und auch in Deutschland, wenngleich nicht widerspruchslos, so beliebt wurde, daß seine Uebersetzung (zuerst 1890) mehrere Auflagen erlebte. Dichter wie Strindberg, Hansson, Garborg werden darin als Perverse und als Verfasser von Büchern, die zur Lüsternheit reizen, dem Abscheu des Publicums empfohlen. Man wird es leicht begreifen, daß unser Dichter, der selbst unter jener Bewegung persönlich wie künstlerisch zu leiden hatte, seinen Landsmann Ribbing (brieflich) den schwedischen Mantegazza nennt, ihn als eine gemeingefährliche Erscheinung betrachtet, die mit pikanten Titeln in schlechter Popularität mache, und seine Tendenz darin sieht, der Moderichtung im Norden zu gefallen — „Keuschheitspredigt in unbegrenzter Ausdehnung zum hygienischen Wohlergehen." Daß Bestrebungen wie die Ribbings auch ohne eine solche Tendenz zu denken sind, vielmehr sachlichen Ueberzeugungen entstammen können und in diesem Fall wahrscheinlich auch der Hauptsache nach entstammen, darf Hansson gegenüber, für den sie kurzweg „Humbug" sind, doch wohl betont werden. Nun hatte ein auch in Deutschland bekannter junger Nationalökonom, Dr. Knut Wicksell, in Gemeinschaft mit einem Arzt einen eingehenden Widerlegungsversuch jenes Buchs sowie der „Monogamie und Polygamie" Björnsons veröffentlicht; Ribbing soll sich darauf in Schweigen

gehüllt haben. Hansson jedoch trug sich mit der Hoffnung, Wicksells Buch deutsch veröffentlicht und seine Gründlichkeit über die „unehrliche und unwissenschaftliche Basis", auf der ihm jene beiden Werke zu ruhn schienen, triumphiren zu sehn: „uns kann ja nicht damit gedient sein, daß man unserer ehrlichen Arbeit solche Klötze aus der lieben Heimat zum Frommen auch der deutschen christlichen Jünglingsvereine und der Frauenvereine zur Förderung der männlichen ‚Reinheit' zwischen die Beine wirft;" und: „die nordischen Emancipationsdamen tragen in erster Reihe die Schuld daran, daß denen unter ihren männlichen Collegen daheim das Leben sauer gemacht wurde, die Anderes schaffen wollten als kleinbürgerliche Broderie, naturalistische, oder à la Gartenlaube". Wicksells Buch wurde denn auch in der That unter Anpassungen an's Deutsche übersetzt und der neue Text sorgfältig zum Druck vorbereitet. Allein die Frage nach einem deutschen Verleger kam zu keiner Lösung, sei es, daß hier Ueberfülle an solcher Litteratur besteht, sei es, daß die mehr statistische als belletristische Schreibweise Wicksells keinen äußeren Erfolg verhieß, sei es, daß durch langes Hinausziehn der Sache von einer Verlegerseite her die für das Unternehmen günstige Zeit verpaßt wurde; das Manuscript blieb sammt dem von mehreren Kräften daran gewendeten Eifer unverwerthet. Unseres Erachtens scheint jedoch, wenn Wicksells Buch thatsächlich geeignet ist, seinen Gegner auch nur sachlich zu schlagen, die Zeit weitaus nicht verpaßt und der Fall für einen Verleger immer noch so aussichtsreich zu sein, daß sich ein Zugreifen lohnen mag.

Dem litterarischen Aeußern Hanssons sei noch das Wichtigste aus den Stimmen über ihn angereiht. Deutschland erfuhr von ihm zum ersten Mal Näheres durch zwei Feuilletons seiner Frau über ihn, die nach seiner Meinung noch das Beste seien, das über ihn geschrieben worden. Sie waren in der „Neuen Freien Presse" erschienen; das eine, in Nr. 8529 vom 24. Mai 1888, „Ein schwedischer Liebesdichter", widmete der „Sensitiva amorosa" eine ungewöhnlich eingehende, anschmiegende Darstellung und war geschrieben, ehe die beiden Persönlichkeiten von einander wußten. Das zweite, in Nr. 8779 vom 1. Februar 1889, hieß „Zwangsvorstellungen in der Dichtung" und galt den dänisch vorliegenden „Parias"; als es verfaßt wurde, hatten sich Beide nur einmal flüchtig begegnet. Bemerkenswerth ist, daß hier auch unser Gottfried Keller in einer ähnlichen Beleuchtung wie Hansson geschaut wird, als Vorbedeutung des späteren ausführlichen Essays über ihn von Laura Hansson.

Im Jahr 1892 begann Stanislaus Przybyszewski eine bis zu 2 Heften gelangende Studienfolge, „Zur Psychologie des Individuums" (Berlin, Fontane). Das erste Heft hieß „Chopin und Nietzsche"; Hansson war von den „kritischen Perspectiven" dieser Arbeit „entzückt" und sah in ihm einen „absolut genialen Kopf", der es weit bringen werde, wenn er nicht früh zu Grunde geht. „Ich habe das fundamental Neue in der

Persönlichkeitsauffassung niemals auf so fester Basis aufgebaut gesehn; er hat, was so selten vereint ist, die Gelehrtheit und die Divination." Das zweite Heft jener Serie behandelte Ola Hansson; dieser selbst fand es „überschwänglich und einseitig, aber tief". Referent muß leider auf ein eigenes Urtheil darüber verzichten, da er nach der Lesung des ersten und nach Stichproben des zweiten Heftes für dieses nicht die nöthige Entsagung des Lesens fand. Zur Kennzeichnung der Verwandtschaft beider Naturen kann Hanssons Essay über Przybyszewskis eigenartige Dichtung „Todtenmesse" dienen, der im ersten Octoberheft 1893 der „Nation" erschienen ist. Ein anderer Pole, Jósef Kotarbińsky, widmete dem sammt dem „Materialismus" 1893 in's Polnische übersetzten „Jungen Scandinavien" Hanssons einen Aufsatz in „Biblioteka Warszawska", III/1, 1893.

Ein Heft der Pariser „Revue des Revues" (VIII/4, 15. Februar 1894 S. 331—337) brachte eine wahrscheinlich alle bisherigen Leistungen des Dichters überschauende Darstellung von Jean de Néthy, die sich namentlich nach einem Herauserklären Hanssons aus seiner engsten und seiner weiteren scandinavischen Heimat bemüht. Sonst enthält sie kaum etwas Eigenes. Wohl an allen vorliegenden Versuchen über Hansson, vorzüglich an dem Néthys, fällt besonders auf, daß sie eher Nachahmungen seiner Art und Perspectiven von seinem eigenen Standpunkt aus sind, namentlich aber in seinem eigenen Jargon sprechen. Außerdem blicken sie — wie überhaupt Kritiken über Dichterisches mit Vorliebe thun — vorwiegend auf die Inhalte und Richtungen, weniger hingegen auf die künstlerische Art seines Schaffens. — Eine knappe Zusammenfassung des bisher von Hansson Geleisteten, mit dem Versuch, das Sachliche und das Dichterische auseinander zu halten, hat Referent in der „Deutschen Zeitung" zu Wien, Nr. 8141 und 8156, 28. August und 13. September 1894, gegeben.

III.

Die Frage, wer Hanssons Meister gewesen, wer seine Bildner und Vorbilder, möchte ich zunächst kurz damit beantworten, daß es nicht weit gefehlt sei, wenn man ihm solche überhaupt abspricht. Aus einer „Schule" ist Hansson nun einmal nicht hervorgegangen; darum ist er jedoch noch nicht aus der Entwicklung unserer Litteratur herausgesprungen, ebensowenig als er etwa mit beiden Beinen in sie hineingesprungen wäre. Er hat aus dem letztvergangenen Reichthum der Litteratur Vieles zu seiner Nahrung gemacht, was ihm appetitreizend war; seine Früchte sind durchdrungen von den daraus gewonnenen Säften. Allein er ist — wenn dieser Ausdruck auf's künstlerische Gebiet übertragen werden darf — Autodidakt in dem Sinn, daß er seinen Weg nicht von der vorherrschenden Ueberlieferung aus genommen, daß er nicht nachgebildet hat, daß er vielmehr gleich von Anfang an gegen jene Ueberlieferung gestanden ist.

Die andere Frage, die sich daneben und zumal in einer Zeit vielseitiger Neuanfänge aufdrängt, die Frage, wie weit dieser Autodidakt gleich anderen Genossen auch ein Dilettant geblieben, wird vielleicht zwar in der Hauptsache, aber doch kaum vollständig zu seinen Gunsten zu beantworten sein. Wie bei so vielen heutigen Dichtern, insonderheit den specifisch modernen, scheinen bei ihm nicht nur künstlerische, sondern auch außerkünstlerische Interessen, die einer eigenen Erkenntniß oder wenigstens Auffassung der Welt, maßgebend zu sein; in seinen früheren Werken allerdings mehr als in seinen späteren. Auch wenn man nicht den Gedanken des l'art pour l'art preßt, auch wenn man es Hansson dankt, daß er die Kunst auf einen neuen Boden gestellt, so wie etwa die Malerei der früheren Jahrhunderte auf dem religiösen Boden gestanden: auch dann wird sich noch fragen, ob seine Kunst in ihrer Stellung auf diesem Boden sich uns ganz als Kunst oder zum Theil als etwas Anderes, als eine Tendenz, als eine Parteistellung, als ein Urtheilen über dies oder das und dgl. mehr zeigt. Nun bleibt unserm Gefühl nach dem Genießer der Hansson'schen Dichtungen — abgesehn natürlich von seinen kritischen Schriften — ein solcher Eindruck oft nicht erspart; allein darüber hinaus beherrscht Hansson die künstlerische Weise, die er sich einmal geschaffen, als ein Meister dieser Weise; namentlich entsteht für uns kaum irgendwo das Gefühl, als mißlinge ihm das Herausarbeiten dessen, was seine Phantasie will, in die Wirklichkeit des künstlerischen Ausdrucks; was er zu sagen hat, sagt er in einer Sprache, die ihm selbst gehorcht, und von dem Verdacht, als sei auf jenem Weg von innen nach außen Wesentliches stecken geblieben, werden wir verschont.

Sind nun auch die Kräfte, mit denen er schafft, vorwiegend seine eigenen, so spielen doch hinwider die auslösenden Ursachen oder Bedingungen für das Wirken jener Kräfte eine bedeutende Rolle. Muß man aber anderen Künstlern ihre Anreger erst nachrechnen, und wehren sich Andere eher gegen ein Bekenntniß der vielleicht die Hauptsache erst darbietenden Beeinflussung, so ist Hansson trotz oder vielleicht gerade wegen seiner künstlerischen Selbstständigkeit darauf erpicht, seine Eingeber in künstlerischen und anderen Dingen hervorzuheben. Vor nicht ganz zwei Jahren bezeichnete er sie in einem Brief an mich folgendermaßen: „Die ersten starken litterarischen Eindrücke bekam ich aus Dänemark: Jakobsen, Topsöe," — von dem Hanssons Studie „Die dänische Erotik und ihr Herold" im „Magazin für Litteratur", 1891, 14 f., handelt —, „Drachmann, Bang, weniger Brandes . . . dazu kamen später die modernen Franzosen: besonders Taine und Bourget, — Zola habe ich nie leiden können; auch Turgenjeff übte auf mich einen tiefgehenden Einfluß. Das dritte Stadium bezeichnen die Deutschen: Nietzsche, Böcklin, ‚Rembrandt als Erzieher'; den Uebergang bildet Poe." Und vor etwa fünf Jahren hatte er mir u. A. geschrieben: „du Prel war ja meine erste Liebe durch seine ‚Philo-

losophie der Mystik', eine der ersten Anregungen für die Richtung, die meine Production genommen." Wozu freilich bemerkt werden muß, daß dieses Werk erst im Jahr 1885 erschien, also nachdem Hansson seine ersten künstlerischen Anfänge bereits selbst gemacht. Kurz darauf schrieb er sich gelegentlich eines Erörterns von Büchersendungen folgende Worte von Herzen, die wir wegen ihres Vorzugs vor fremden Versuchen einer Darstellung dieser Verhältnisse ohne Weiteres hierher setzen wollen. Sie knüpfen an Krafft-Ebings „Psychopathia sexualis" folgendermaßen an:

„Es ist sehr lange her, seit ich ein Buch gelesen, das eine solche Bedeutung für meine intimsten geistigen Interessen gehabt hätte. Ich bin nun zwei Jahre mit diesem Buchtitel in meinen Gedanken herumgegangen, ohne daß es dazu gekommen wäre, es mir anzuschaffen. Daß ich gerade in diesen Tagen damit Bekanntschaft machte, betrachte ich als ein besonders geniales Arrangement des Schicksals. Die Lecture desselben hat ein wahres Gewimmel von Beobachtungen, Erinnerungen, Ideen ausgelöst, die wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel des Unbewußten lagen. Wie Sie wissen, arbeite ich seit geraumer Zeit an Dichtwerken mit Motiven aus demselben Gebiet, das hier wissenschaftlich zurechtgelegt wird. Ich habe mich als Novellist und Nichtfachmann in Vielem auf meinen Instinct verlassen müssen; Sie verstehen, welch unschätzbares Selbstvertrauen es giebt, alle seine Gestalten auch einmal auf einen wissenschaftlichen Sockel versetzt zu sehen. Ich glaube, Sie werden mich noch besser verstehen, wenn Sie meine beiden Novellensammlungen gelesen haben werden." (Die erste von diesen erschien als „Alltagsfrauen".)

„Ein Detail besonders ist so auffällig, daß ich nicht unterlassen kann, es zu unterstreichen. Es war daheim in Schweden unter meinen Umgangsfreunden mein Lieblingsthema, daß im Verhältniß zwischen Mann und Weib der Geruch eine dominirende Rolle spiele, in gleicher Weise wie zwischen den Mitgliedern verschiedener Racen. Für mich selbst bestand kein Zweifel an der Richtigkeit meiner Behauptung — das Factum hatte ich persönlich selbst vielmals constatirt —, aber meine Landsleute lachten. Und nun sehe ich es hier über aller Discussion erhaben. Ich bin bestimmt überzeugt, daß Geruchsempfindungen als Sym- und Antipathien bestimmender Factor im Geschlechtsgefühl zweier Individuen gerade bei Menschen mit ausgeprägtem und feinem Geschlechtsleben eine bedeutende Rolle spielen — das trotz Krafft-Ebings Ansicht."

„Krafft-Ebing mit seiner ‚Psychopathia sexualis' ist der sechste in der Reihe der Geister, die in großem Sinne productiv auf mich gewirkt haben, d. h. gebundenes Capital ausgelöst haben; die fünf früheren waren: Darwin, Taine, Lombroso, Poe und Nietzsche. Könnte ich Etwas produciren, was dieser Mann vollöthig fände, so würde mich das für die vielen idiotischen Blattrecensionen schadlos halten, die ich verdauen muß. Ehrlich gesagt, traue ich mir das selbst zu."

Hier sei eingeschaltet, daß ich später die „Alltagsfrauen“ an Professor Krafft-Ebing sandte und von ihm unter'm 30. December 1891 folgendes Urtheil erhielt, das ich mit seiner Erlaubniß wiedergebe: „Das Buch von Hansson hat mich recht interessirt, nur möchte ich meinen, daß der Titel ‚Ausnahmsfrauen‘ eher passen würde, als der der ‚Alltagsfrauen‘. Die Sprache und Ausdrucksweise von Hansson ist ganz ausgezeichnet.“ Gleichzeitig erschien im „Magazin für Litteratur“ eine Parodie: „Sonntagsfrauen. Von Hanna Olsson,“ deren treffende Weise auf die Hand des Meisters von dem Buch „Nach berühmten Mustern“, Fritz Mauthners, deutet.

Hansson fährt an jener Briefstelle fort: „Man wirft mir vor, daß ich Wilddieberei auf wissenschaftlichen Jagdgebieten treibe. Herrgott, kann ich dafür, daß mein dichterischer Instinct sich zu denselben Dingen riecht, die der Gelehrte methodisch erreicht. Poe hatte sicherlich nie eine Linie über Perversität gelesen, als er ‚The tell-tale heart‘ und ‚William Wilson‘ und seine Frauenskizzen schrieb; gab es überhaupt eine wissenschaftliche Litteratur über dieses Thema 1840? Und doch giebt es wohl keine bessere Illustration zu Ribots ‚Maladies de la volonté‘ als diesen Poe'schen Doppelmenschen William Wilson. Dieser Fall ließe sich ganz einfach in eine Beispielsammlung à la Krafft-Ebing folgendermaßen einregistriren: Fall x. Herr X, Patient so und so 2c. 2c.“

Als weitere Bedenken von mir kamen, die namentlich eine eigentlich künstlerische Ausführung und Bekleidung des nackten Inhaltlichen vermißten, wie sie innerhalb seiner „Parias“ noch am meisten in der längeren Erzählung „Heimlos“ gelungen sei, schrieb er mir unter'm 15. Januar 1891: „Aber nun hören Sie mal! Glauben Sie denn, daß ich schlafwandelnd schreibe! Die Form meiner jetzigen Novellensammlung ist gerade eine sorgfältig überlegte, ein künstlerisches Princip, — jede von ihnen soll Nichts sein als ein Senkblei in den centralen Punkt unter der Persönlichkeitsoberfläche oder der Bewußtseinsschwelle, — es ist eine Tiefenpeilung, und dafür bedarf ich der glatten dünnen festen Leine, die sich rasch abspult und gerade hinabgleitet. Ich will eine neue Form, ohne Dialoge, die von einem Fuß auf den anderen treten und nicht von der Stelle kommen, ohne Oberflächennaturalismus, der sich ausbreitet, wie Wasser, das man auf die Diele gießt, ohne Schilderung des Selbstverständlichen, das Jeder kennt und mit Behagen wiederfindet. Nun habe ich überall mein ‚Heimlos‘ rühmen hören, weil ich da im alten Trott ging; ich hatte mich müde geschrieben an Anderem, und es ruhte mich aus, in den alten Geleisen zu fahren. Sehen Sie, die künstlerischen Ideale, die man jetzt in Deutschland aufstellt, die begrüßten mich als Zwanzigjährigen in Scandinavien, drüben wie hüben importirt. Unter uns: keiner der schreibenden Franzosen wird so rasch veralten wie Zola, — noch zehn Jahre, und man kann ihn nicht mehr lesen. Das ist die triviale Ausgeflossenheit, der Doctrinarismus mit Arbeiterfäusten und einem Arbeitergehirn. Ich gebe Ihnen gern zu, daß

ich die lakonische Durchsichtigkeit und zugleich die Oeffnung einer Perspective in den physiologischen Naturgrund noch nicht erreicht habe, vielleicht fühle ich selbst beim späteren Durchlesen meiner Novellen, daß die Leine knarrt und hapert; aber, lieber Freund, ich weiß so gut, wie raschen Ruhm und Mammon ich auf dem Wege, den Sie mir vorschlagen, erreichen könnte! Dann wäre ich in zwei Jahren eine anerkannte Berühmtheit, was ich auf meinem selbstzuschlagenden Wege auch in zwanzig nicht sein werde. Aber ich kann eben den Litteraturkritiker in mir nicht todt machen, und ich sehe wenigstens stetig den Weg, wo die neue Aera liegt, sie, die nicht das Neue von heute gegen das Alte von gestern, sondern das fundamentale Neue gegen alle Compromißformen ist." „Was wir Dichter von morgen brauchen, das ist das ganze Wissen unserer Zeit bis in seine kühnsten Hypothesen, damit unsere Intuition einsetzt, wo sie aufhören. Wir sind keine Nachtreter, wir sind Vorläufer.

Und darum muß ich mir auch meinen Stil reserviren . . . es handelt sich für mich nicht um Schönheiten oder Unschönheiten des Ausdrucks, sondern um ein Gefügigmachen der Sprache. Greife ich da fehl, so sind das meine eigenen Fehlgriffe. Meine Frau, die als Stilistin anerkannt ist, geborene Deutsche, genau vertraut mit den nordischen Sprachen, übersetzt mich und hält sich so eng an den Puls und die Körperschwingungen meiner Sprache wie möglich."

Hier ist zugleich Hanssons Ueberzeugung angedeutet, daß die kommende Dichtkunst, die „neue Aera", gleicher Art sein werde wie seine eigene Weise. In diesem Sinn dürfte auch der Ausblick am Schluß seines „Materialismus in der Litteratur" zu verstehen sein, darin er selbst das anscheinend noch fehlende Losungswort der kommenden Dichtkunst gefunden und ausgesprochen glaubte: „Was man zuerst und vor Allem als Wesenszeichen und Grundzug in der dichterischen — künstlerischen Zeugung feststellen kann, das ist die Oberherrschaft des subjectiven Elements. Das echte Dichtwerk ist eine Manifestation des Ichs, der Individualität. Der eigentliche Moment für die dichterische Zeugung — das, was man früher „Inspiration" nannte — besteht aus einem Moment des denkbarst intensiven Lebens der Persönlichkeit; der dichterische Schöpfungsact ist nichts Anderes als ein Zustand solchen Lebens mit allen den Vorgängen, die sich darin organisch nothwendig vollziehen; das Geschaffene, das, worin diese Vorgänge ausmünden, ist nichts Anderes, als die Art der Schwingungen gerade dieser Individualität, — die individuellen Schwingungen hörbar gemacht in einem Raum des absoluten Schweigens der äußeren Wirklichkeit, Laut geworden, Licht geworden, Körper, Farbe und Form, eine ganze Welt geworden im Bilde der objectiven. Aber auch nachdem der neue Organismus, der das Dichtwerk ist, sich vom Mutterorganismus frei gemacht, trägt er noch Etwas in sich, was dessen Leben war und was ihn zum Dichtwerk macht: die Schwingungsart der Seele, aus der es hervorgegangen. Es sind diese zugleich intensiven und

feinen Schwingungen, die den individuellen Menschen und das echte Dichtwerk, die Persönlichkeit und die Kunst machen; darin liegt auch der Grund, weshalb die Kunst die höchste, vollkommenste und tiefste Aeußerungsart des menschlichen Wesens ist." Und endlich die Schlußworte: „Die Kunst kann blos dadurch ihre rechte Formel, ihr Gedeihen und ihr volles Leben wiederfinden, daß ihre Auserkorenen in souveränem Selbstvertrauen der Umwelt den Rücken kehren und das Ohr lauschend dicht an ihr eigenes Innere legen; sie werden dann den Geist dieses Jahrhunderts über ihren Häuptern hinfahren hören wie ein leeres Windeblasen, während ganz andere Weisen zu ihnen emporsteigen werden aus der Tiefe, mit dem Klang aus der Tiefe wie Nietzsches ‚Mitternachtslied'".

IV.

Hat der Dichter mit dieser Betonung des Subjectiven oder Innerlichen eine Kunstauffassung dargeboten, die ihren Platz ganz wohl innerhalb des bisherigen Auf- und Abwogens dieser und jener Dichtungen findet, so dürfte er mit der gleichzeitigen Betonung des Ich oder der Individualität — welche Betonung allerdings von der vorhergenannten nicht sauber geschieden wird — weniger das Wesen der Kunst schlechtweg als das seiner Kunst und seiner persönlichen Beschaffenheit getroffen haben. In der That handelt es sich bei ihm um eine der ausgesprochensten Ich-Naturen. Schon in einer äußerlichen Kleinigkeit kann dies auffallen: in der Vorliebe des Beginnens einer Erzählung, Liedskizze oder Abhandlung mit dem Ich. „Ich las vor einigen Monaten" . . . „Mir ist von dem Verfasser" . . . „Ich gehe eines Tages" . . . „Mein alter Schulkamerad . . .". Und so namentlich in den Ofeg-Liedern. Ob nun eine theoretische Gründung der Kunst auf das Ich mehr oder minder neu ist, vermag ich nicht sicher genug zu entscheiden; daß die praktische Benützung des Ich innerhalb der Dichtung nichts Neues ist, wissen wir z. B. aus den Uebersetzungen und Nachdichtungen orientalischer, zumal persischer Poesie und wissen es von der zweiten Hälfte unseres achtzehnten Jahrhunderts; noch jüngst hat Spielhagen in seiner Goethe-Rede darauf hingewiesen. Die Hauptfrage wird dabei wohl die sein, ob der Dichter dem Publicum wirklich ein der Beachtung und Zuneigung werthes, ein Wärme weckendes Ich, ja überhaupt ein Ich zu bieten hat, das mehr ist als die bloße Form des Gegensatzes zu Anderen. Vielleicht will Hansson es nicht bieten, vielleicht hat er es nicht zu bieten, jedenfalls bietet er es unseres Erachtens nicht. Um so voller tritt jener allgemeine Gegensatz hervor und zwar nicht nur in der ursprünglichen Form, daß irgend ein Stück der Außenwelt durch's Anschauen in's Innere aufgenommen wird, sondern auch noch dadurch, daß es sich in irgend einer tieferen Weise zu einem Bestandtheil dieses Inneren entwickelt.

Das ist ja zweierlei: das Ich, das einen Besitz hat, und dieser Besitz, der ihm gehört; also das Ich und das Mir, wie es einigermaßen

sprachdeutlicher die Franzosen durch ihr Je und Moi, die Engländer durch ihr I und Me unterscheiden. Ein hübsches Beispiel aus der Novelle „Der Weg zum Leben" scheint anzudeuten, daß Hansson es geradezu in jenem ersten Sinne meint, in dem des Ich und zwar noch weiter in dem eines Ich, das Etwas nicht blos betrachtet, sondern selber ausführt oder an sich geschehen läßt: „Es füllt die Zimmer drunten, dieses Lachen; es steigt in jubelnder Eile und wie ein Triumph die Treppe hinauf; es singt um ihn herum und wird zu einer sonnigen Beleuchtung in der Stube, wo er liegt; und wie er da liegt, sieht und horcht, nicht blos mit dem Ohr allein, sondern auch mit der Seele und allen Sinnen, empfindet er dieses Lachen plötzlich inwendig in sich, und nicht mehr wie einen fremden, von draußen gekommenen Klang, sondern wie den warmen, lichten, schwellenden Wogengang seines eigenen Blutes." Aehnlich im „Punkt des Archimedes" (V): „Was mich jetzt erfüllt, ist der vollkommene Frieden. Es ist der Frieden des Alls, das sich selbst in mir, dem Menschen, empfindet. Aber es ist auch etwas Anderes, Etwas, das mein Wesen zittern in einer Erwartung läßt, die das Glück ist. Als die Sonne nur noch mit der halben Scheibe über dem Horizont steht, ist es mir auf einmal, als ob inwendig in mir auch solch' ein Sonnenuntergang glühe, wie der heut Abend, aber doch nicht derselbe; und in einem Blicke — es steht Alles vor mir, ohne daß ich weiß, wie es gekommen — taucht ein Bild auf, das in den allertiefsten Schichten meines Unbewußten eingebettet gewesen sein muß; und ich sehe mich selbst, einen kleinen Buben, mit Vater und Mutter vor meinem friesischen Väterhof sitzen, den ich jetzt zum ersten Mal sehe in dieser auferstandenen Erinnerung, und es ist Sommerabend, und die große rothe Sonne sinkt hinab in's Meer. . . ."

Aber das Merkwürdigste an dieser Vorliebe Hanssons für den Gegensatz von Außen und Innen, von Nicht-Ich und Ich ist dies, daß er den Gegensatz sich auf eine ähnliche Weise einerseits draußen und andererseits drinnen wiederholen läßt, einen Gegensatz zwischen dem, was ferner bleibt, und dem, was näher gerückt ist. So heißt es als Abschluß jener Stelle: „Ich fühle ein Licht aus dieser meiner ältesten und wieder lebendig gewordenen Erinnerung fallen und die Brücke sich wölben zwischen meinem Da und Jetzt, und den verlorenen Zusammenhang im Ich wieder angeknüpft. Ich finde mein wirkliches, eines und einziges Ich wieder und empfinde mich zum ersten Mal in meinem Leben als eine Einheit mit der Harmonie und Ruhe der Einheitlichkeit." Diese stille Einheitlichkeit erscheint als das Ergebniß eines Kampfes, der in Folge solcher Spaltungen zwischen dem Fernerbleibenden und dem Näherrückenden eingetreten war; dieses hat gesiegt. Erst gab es selbst nicht so viel Ordnung: „Ich kann nicht einmal mein eigenes Ich festhalten; ich erkenne mich selbst nicht wieder; ich finde keinen Zusammenhang zwischen mir" und „allen den anderen Ichs" (ebenda II). Kurz vor jener Stelle dann, die mit dem Einheitsgefühl

ausklingt, war die Spaltung noch ein störender Contrast, und gerade das an ihm hatte gestört, was schließlich die Befriedigung bringt. Dort schreibt der Dichter: „Es ist mir Alles näher gekommen, auf den Leib gerückt, hat sich vor meine eigene Thür gesetzt. Es drückt mich ein bischen, es ist mir ein Unbehagen, und ich empfinde es, als ob eine unbequeme Person, mit der ich doch keinen rechten Anlaß habe, Händel zu suchen, sich ganz nonchalant in meinem Zimmer niedergelassen hätte. Aber zugleich ist der Contrast concreter geworden, der Contrast da draußen; und der Contrast da drinnen, in mir, ebenso. Es schneidet sich, es gerinnt in mir, das Eine scheidet sich reinlich von dem Andern; und im selben Maße, wie das Eine als das Fremde, das meinem Instinct zuwider, vor mir steht, im selben Maße klärt sich das Andere und wird immer durchsichtiger, und ich fange an, zu unterscheiden, was das stets aufgerührte Wasser mir nie gestattete, zu sehen: den Boden meines eigenen Ichs. . . .“

Dieser Boden des eigenen Ichs ist Hanssons Lieblingsgegenstand; ihn schauen zu lassen, soll eine Hauptaufgabe seines reiferen Dichtens sein. Kein Verweilen auf dem Weg dahin, keins bei der Beschreibung des Bodens; vielmehr: „da hast Du, da sieh!“ Kurz nach jener Stelle (in VI) war es zu noch einer Spaltung gekommen, „der letzten in meinem nun heilgewordenen Ich. Es ist eine Spaltung zwischen dem Ganzen und einem Theil desselben, zwischen meinem Wesen, das unmittelbar sein will, und meinem raisonnirenden Kopf.“ Dieser docirt und grübelt; jenes läßt eine Neigung aufsteigen, die nicht nach Berechtigung fragt und keiner Wahl entstammt. Es wächst sich „immer fester in der kleinen Welt, in der ich lebe, wie die Muschel an den Stein. Ich werde unbewußt in diesen, von außen gesehen, so engen Kreis gezogen, in welchem das Leben dieser Menschen sich abwickelt“ &c. „Es ist nicht länger blos ein kleines, ausgeschnittenes Stück Leben, dieser geschlossene Kreis; seine Grenzen scheinen mir mit denen des Lebens überhaupt zusammenzufallen.“ Dann die dasitzende Gruppe dieser Menschen: sie „scheint mir hervorgewachsen aus dem menschlichen Organismus selbst, — eine Gruppe, zu der mein eigenes ganzes Ich, seinem eingeborenen Triebe folgend, auswachsen möchte.“

Beim bloßen Gegensatz von Außen und Innen bleibt es jedoch nicht; Hanssons Vorliebe für das Ich läßt die äußere Welt in die innere umwandeln oder aufnehmen oder von ihr verzehrt werden, läßt das Ich mit dem Nicht-Ich einen Kampf bestehen, dessen wechselnde Lagen zu den schönsten Bildern seiner Kunst gehören. Manchmal macht sich das Alles ohne Kampf, als Harmonie ohne vorausgeschickte Disharmonie. So zu Beginn der Novelle „Im Huldrebann“ „der Geist der Mondscheinnacht, der aus seiner Unbeweglichkeitsverzauberung gelöst worden und leise in der Menschenseele anklopft. Es geht wie ein Zittern durch die Natur und hinüber in die Menschenseele. Das Gebundene ist frei geworden, das Todte Leben, das Stumme Rede, das Getrennte Eins; und das räthsel-

hafte Wesen der Sommernacht, der Mondscheinnacht, der Plattlandnacht steigt im Menschen empor wie ein gesammeltes, lebendiges Etwas, das als singender Ton, als weiße Farbe, in secundenkurzem Traum, in schmerzhaftem Wonnegefühl am Strande des Bewußtseins aufschlägt, wo es sich doch immer bricht und zurückgleitet, blos einen Schaum hinterlassend, der im selben Nu zerronnen ist, wie er entstanden."

Je nach Gelegenheit erscheint statt eines solchen Aufsaugens eines Stückes Außenwelt ein Wegstoßen; allein es ist vorwiegend dem früheren Hansson eigen und verliert sich mit dem späteren. In den „Meervögeln" stehn gegen den Schluß die Worte: „Es erfüllte sie Beide an diesem Abend eine unbestimmte, unbewußte, ganz allgemeine Empfindung, daß alles Andere, Alles, was außer ihnen war, die Dämmerung, die graue Luft, die schwere, öde, weite Landschaft, die Menschen, ein Ganzes für sich war, und daß sie Beide ein anderes Ganzes für sich waren und daß zwischen jenem und ihnen kein Zusammenhang bestand" ꝛc. Oder in der „Liebestäuschung" (I): „Was half es, daß die Sonne auf- und unterging, daß der Sommer blühte und der Winterhimmel mit Sternen besäet war; — was bedeutete Alles das für sie, was für einen Zusammenhang hatte es mit ihrem eigenen Leben? Es lebte sein Leben, und sie lebte ihr Leben, und Beide ließen sich nie zusammenflechten; — und vielleicht lag es darin, das, was ihre Angst, Reue, Sehnsucht verursachte — —"

Am höchsten hat sich der Gegensatz zwischen Ich und Nicht-Ich gesteigert in dem sechsten der sieben Blätter der „Sensitiva amorosa". „Was sind sie — jenes athemlose Entsetzen, jene Beklemmung der Seele, jener Fistelschmerz des Wesens, der reißt, wie wenn die Fleischfibern in einer frischen Wunde um das scharfe Instrument zittern, jene allgemeine Lebensangst, mit der so Viele des gegenwärtigen Geschlechts umhergehen — was sind sie, was ist ihr Wesen und ihre Ursache?" „Ist es die Vergänglichkeit, die dem Gegenwartsmenschen näher gekommen ist, der Tod, den er sich wie seinen eigenen Schatten folgen sieht, den er beständig hinter sich rascheln hört, dessen eisigen Athem er in seinem Nacken spürt, der Knochenmann, der sich mit seinen weißen, zahnlosen Kinnladen, mit seinen leeren, schwarzen Augenhöhlen ihm an's Antlitz drückt?" U. s. w.

Und am höchsten hat sich die Ueberwindung des Nicht-Ich durch das Ich gesteigert, am deutlichsten hat sich der Weg zum Ich, der Weg zum Eigenleben abgezeichnet in jenen Worten aus dem Schlußstück der Sammlung „Der Weg zum Leben", mit denen wir unsere Zeilen eröffnet hatten. Ein charakteristisches Spiel endlich zwischen einem „alten" und einem „neuen" Ich enthält das 6. Ofeg-Lied.

Das immer schärfer abgegrenzte, von Haus aus eigensinnige und mit der Zeit nur noch schroffere Eigenleben, das Bedürfniß, überall das Eigene wiederzufinden, verborgen unter einem scheinbaren großen Lernbedürfniß — das scheint der schließliche Grundzug der Eigenart unseres Dichters zu sein.

Nicht die Freude an der Welt und an ihrer künstlerischen Wiedergabe, vielmehr die Freude am Eigenleben, für das die Welt und ihre Bilder nur Vermittlerinnen sind, dürfte den Schlüssel für das Verständniß seines Schaffens bieten. Ein übergewaltiger Productionsdrang, der ihm eigen ist, würde ihn von anderen Künstlern noch nicht unterscheiden; wohl aber unterscheidet ihn von den meisten die Sonderart dieses Dranges. Vor mehr als drei Jahren schrieb er mir: „Wir Neuen bedürfen einer psychologischen Zeitschrift! So arbeitet man nur mit halber Kraft! Man weiß, daß das Beste und Tiefste, was man zu sagen hat, doch in allen gegenwärtigen Zeitungen und Zeitschriften nicht gedruckt und verstanden werden kann, man kann sich überhaupt nur unter Concessionen an alle möglichen Arten Zöpfe mittheilen, d. h. man kann sich eigentlich nicht mittheilen. Wir haben keinen Sammelpunkt, wir können uns nicht geltend machen!“ „Wir müssen von Grund aus neu anfangen.“ „Ich selbst weiß, daß mit der Möglichkeit einer Publication eine ganze Schicht meines Wesens, das jetzt niedergehalten wird, an's Licht gehoben würde. Tausend Aperçus, Skizzen, Momentstudien, die das Unbewußte im Menschen — den arrière-fonds — behandeln, würden entstehen und die neue Erkenntniß vom Menschen aufbauen helfen.“

Wer mit einem anderen Blick als diesem Hansson'schen die gegenwärtige Litteraturwelt Deutschlands übersieht, wird dazu leicht ungläubig den Kopf schütteln. Allerdings ist das Auftreten der Kunst vor dem Publicum einigermaßen beschränkt — durch mehrere Gesetzesparagraphen und durch die Prüderie der Mehrheit des Publicums. Allein Hansson scheint gerade dies nicht zu meinen; und wenn er es meint, darf erwidert werden, daß Mittel, sich ein- oder das andere Mal zu helfen, nicht fehlen. Genug, wenn dem Ideal Ausdruck gegeben werden kann; die irdische Entschädigung, auf die der Künstler vollen Anspruch hat, müßte allerdings anderswo gesucht werden. Was aber Hansson anscheinend meint — Gelegenheit sich auszusprechen — besteht unseres Erachtens zur Genüge; wenn das Publicum kühl dagegen bleibt, ersieht man daraus, daß diese Gelegenheiten reichlich vorhanden sind und überreichlich benützt werden. Was für Litteratur wird in Deutschland nicht gemacht und gedruckt! Was für Standpunkte und Perspektiven, Ausweinungen und Ausschleimungen und dgl. muß nicht das Publicum über sich ergehn lassen! Daß aus diesen Hunderten von Weltanschauungen und Kunstauffassungen, von Weckrufen und Reformen, von Verwicklungen und Lösungen aller möglichen Fragen, von Knackungen des Welt-, Mensch-, Weib-Räthsels, von Philosophien, Psychologien und Physiologien, von Litteraturprogrammen und Hebeln zu ihrer Verwirklichung ein großer Theil auf dem Boden liegen bleibt, weil das Alles allzuviel ist — dies scheint Hansson nicht zu merken. Oder war er bei seinem „Materialismus in der Litteratur“ irgendwie in der Rede beschränkt und das Publicum irgendwie in der

Freiheit des Verhaltens dagegen gehindert? Und doch hat sich darob wenig öffentliches Wasser gekräuselt — geschweige denn, daß jenes Aussprechen einem Bedürfniß entgegengekommen wäre, eine Lücke ausgefüllt hätte. Trotzdem soll immer noch Mehr ausgesprochen, sollen immer noch neue Schichten eines Dichterinneren zu unglücklichem Lebenslauf künstlich hervorgezogen, soll immer noch Unerhörteres gesagt werden? Es scheint doch gerade das Gegentheil nöthig zu sein: ein Abdämmen der Litteraturfluthen, eine Fürsorge, daß nicht immer wieder Massen von Schriftgeschöpfen entstehen, für welche man, sind sie nur einmal da, nicht gut anders kann als sorgen.

Wenn Hansson einmal eine Gestalt schildert, mit Gesichtszügen, die eine deutliche Aehnlichkeit mit seinen eigenen verrathen — „und er wandert und wandert, und die Sonne geht wieder auf, und es wird wieder Abend, und Jahrhunderte steigen herauf und gehen unter, und bei jedem verdämmernden Jahrhundert klingen seine Schritte müder und schwerer und wird sein Antlitz mehr das Antlitz eines Mannes, der sein Heim sucht und sich nicht mehr zurechtfindet auf seinem eigenen Feld und in die Irre geht auf seinem eigenen Grund und Boden . . . darum wandert er umher mit einem Gefühl des Nirgendsheimischseins, er, der letzte Germane auf der Wanderung nach dem Punkt des Archimedes — — — —": wenn Hansson so spricht, dann liegt allerdings auch die Antwort nahe, daß Einer mit dieser Einzigkeit alle Aussicht hat, irre zu wandern, und daß auf dem Weg litterarischer Erörterungen der Punkt des Archimedes am allerwenigsten zu finden sein dürfte.

V.

Dieses eigenrichtige Wesen prägt sich nun noch in mancherlei Formen aus. Zunächst dort, wo Hansson ausdrücklich theoretisch wird. Von einem Suchen nach dem Richtigen ist dort wenig zu spüren; desto mehr von der Verfassung, in der man sich vielleicht befindet, wenn man genug viel Richtiges besitzt, um nicht mehr suchen zu müssen. In seinen Erörterungen kehren mit einer fast kindlichen Vorliebe solche Ausdrücke wie „fundamental", „sicherlich" und besonders — noch dazu bei recht wenig passenden Gelegenheiten — der Ausdruck „absolut" wieder. Ueber das Suchen dessen, was man noch nicht weiß; über das Zweifeln an dem, was man gefunden zu haben glaubt: über solche Kindereien scheint unser Autor hinaus zu sein. Selbst ein Nichtwissen wird gleicherweise dogmatisch behandelt, indem einmal die Behauptung daherläuft: „ungewiß woher wie aller Ursprung" (in „Amors Rache" S. 213). Und wie Hansson zu den Bildern, die er künstlerisch schafft, nur wenige Punkte und Striche braucht, so machen auch seine eigene Natur, inwiefern sie uns hier angeht, wenige Punkte und Striche aus. Wie einer seiner Darsteller, Réthy, ihn eine Seele von erschreckender Zusammengesetztheit oder Vielseitigkeit (d'effrayante complexité) nennen, und

wie seine englische Uebersetzerin, George Egerton, sagen kann: „seine vornehme empfindungsreiche Seele reagirt auf jede Saite im menschlichen Dasein" (his noble sensitive soul answers to every chord in the existence of humanity) — das würde uns unbegreiflich sein, dürften wir nicht vermuthen, es beruhe auf einer Verwechslung der Vorliebe Hanssons für sehr zusammengesetzte oder wenigstens so scheinende Vorgänge und für außergewöhnliche Töne der menschlichen Natur einerseits, mit einer angeblichen Reichhaltigkeit und weiten Resonanzfähigkeit seiner Auffassung andrerseits.

Gerade das Gegentheil des Gesagten scheint uns zuzutreffen: seine Seele von einer erstaunlichen Einseitigkeit zu sein und immer nur einige Töne aus dem Menschenleben wiederzugeben. Allerdings „fühlt er mit zarten Fühlhörnern des Geistes, die dem Alltagsmenschen ungewohnt sind" (feels with delicate intellectual antennae uncommon to ordinary humanity—Egerton); allerdings ist er (wie dieselbe sagt) ein „Aristokrat"; allerdings mag man ihn (mit derselben) „die Verleiblichung des Nervenlebens von heute" nennen, falls man unter diesem Nervenleben das versteht, was im modernen Litteraturjargon darunter verstanden wird. Allein es bedarf keines besonderen Studiums seiner Werke, damit man einsehe, wie eng verwandt die Eindrücke sind, die er empfängt und wiedergiebt, und welche Welten von Eindrücken für ihn wegbleiben. Auch seine Essays wiederholen diese Eigenart seiner Dichtungen, und abermals vernehmen wir mit Kopfschütteln den Hinweis Néthys auf seine „wunderbare Fähigkeit, die verschiedensten Eindrücke zu bekommen und wiederzugeben" (son étonnante capacité à recevoir et à rendre les impressions les plus diverses). Es ist ja immer nur ein Dies und Das, ein stets wiederkehrender Kreis von Besonderheiten, worauf Hansson mit eigensinniger Hartnäckigkeit hindeutet, und worauf er mit ebensolcher vorher fertiger Meinung lossteuert. Wie das Leben wirklich in seinen Tiefen ist, und wie uns diese Tiefen in Phantasiebildern, die sich nach jenen richten, zu zeigen wären — das scheint bei Hansson gar nicht in Frage zu kommen. Auch rein sachlich erfährt man bei ihm trotz seiner theoretischen Liebhabereien, trotz des beständigen Rühmens von Psychophysiologie u. dgl. recht wenig; und handelt sich's einmal um Näheres, so kann man einer Verwechslung wie der zwischen Hallucinicren und Hellsehen (im „Nachtspuk") gewärtig sein.

Ebenso scheint es sich mit seiner Internationalität zu verhalten. Das Nationale spielt in seinen weiter zurückliegenden Werken — sowie in ein oder dem anderen mehr seitab stehenden von später — eine bedeutungsvolle, aber doch nicht führende Rolle; im Uebrigen tritt es ab, und wir haben Dichtungen ohne das, was man Localton oder dergl. nennt, vor uns. Ein internationaler Zug würde uns nun vermuthen lassen, daß zu dem einen Localton noch viele andere dazugenommen werden, oder daß an ihrer aller Stelle ein besonders reichhaltiger neuer tritt. Statt dessen dürfte,

abgesehn von Eisenbahnluft und Pensionsgeruch, lediglich eine negative Form, eine Schablone von Weltthum vorhanden sein, auf deren Ausfüllung wir vergeblich warten. Hansson scheint nicht zu ahnen, wie sehr die Charakteristik, die er einmal von dem Verhältniß des Weltbummlers zu seinen Mitmenschen giebt, seinen eigenen Mangel an tieferem und objectivem Eindringen in die Dinge — theoretisch wie künstlerisch — mitberührt. „Wir moderne Menschen sind ja eine Art Reisende im Großen, die ewigen Reisenden des Lebens, die sich nirgendwo fremd fühlen, so wenig wie sie sich irgendwo zu Hause fühlen. Wir richten uns überall nach unserer Bequemlichkeit ein, gerade so wie wir irgendwo Wurzel schlagen. Unser Leben ist eine Art ununterbrochenen Pensionswechsels: man zieht ein, wohnt und ißt zusammen mit diesen fremden Menschen, um am anderen Tag an einen anderen Ort einzuziehen und mit anderen fremden Menschen zu wohnen und zu essen." „Und wie wir überall und nirgend zu Hause sind, so kennen wir auch Alle und Keinen. Wir haben mit so Vielen zusammengelebt, daß wir nicht einem Einzigen auf den Grund gekommen sind, ganz ebenso, wie wir unser Leben an so vielen Orten zersplittert haben, daß wir mit keinem einzigen verwachsen konnten." („Der Punkt des Archimedes", II.)

Völlig aber stimmt der Vergleich von Hanssons theoretischem Interesse für die Dinge mit dem Weltbummlerthum keineswegs. Es sind doch beinahe immer nur ein paar Bezirke, in denen sich dieses tummelt, und von diesen Bezirken wiederum nur einige Striche. Allerdings beansprucht unser Dichter auch nicht, nähere Auskünfte darüber zu geben: „Was weiß ich von dem Proceß, der in mir vorgegangen, worin er besteht und wodurch er bewirkt ist; er ist wohl nichts Anderes, als eine naturnothwendig hervorgerufene Umformung meiner physischen Gefäß- und Zellensubstanz, eine Disposition, die eine unwillkürliche Wirkung einer gegebenen Ursache ist, die nicht gesehen und nicht beschrieben werden und die durch Nichts verhindert werden kann." So in der „Sensitiva amorosa" (II). Wie hier eine vorübergehende, so sonst eine dauernde Beschaffenheit. Um sie namentlich dreht es sich in den „Alltagsfrauen". Oder in der „Liebestäuschung" (III): „Was bestimmt Sym- und Antipathien zwischen Mann und Weib? Sicherlich" — so! — „physiologische Bedingungen, von dem andern Theil ganz unaufgelöst, unbewußt, instinctiv empfunden, vielleicht blos in der einen oder anderen unbedeutenden äußeren Eigenthümlichkeit sich verrathend. In der eigenthümlichen Structur der individuellen Urmaschine wohnen, verborgen und unwahrnehmbar, die Kräfte, die zwei Räderwerke so verketten, daß sie mit ihren Zähnen ineinandergreifen, ebenso wie das intimste Wesen der Persönlichkeit davon bedingt wird, wie der tiefste, einfachste Urapparat in ihm fungirt, und sich eine rein physiologische Disposition solchermaßen in den subtilsten, flüchtigsten Lebensäußerungen der Seele bemerkbar macht." U. s. w.

Sind nun auch Dichtungen nicht der Ort, wo man Belehrung darüber zu suchen hat, so kann doch ein solches Hindeuten ohne näheres Zeigen eine Unbefriedigtheit hervorrufen; zumal wenn es allzu häufig in ähnlicher Weise wiederkehrt. Die Frage, ob es trotzdem gefällt, ist eine rein künstlerische und läßt sich genauer nach keinen Formeln behandeln. Indessen sind vielleicht Beispiele im Stande, auf die thatsächlichen Unterschiede im künstlerischen Eindruck aufmerksam zu machen. An die zwei eben gegebenen Stellen, denen die weniger künstlerische als theoretische Färbung vielleicht auch in dieser Herausgerissenheit aus dem Zusammenhang anzumerken ist, mag sich folgende aus „Frau Ester Bruce" (VI) reihen: „Da begegneten sich ihre Augen, wie von demselben Instinct in Bewegung gesetzt"; u. s. w. „Einer jener Augenblicke, die unbemerkt vorübergehen und ungesehen zur Erde fallen wie ein Samenkorn, das der Zufall ausstreut und aus dem manchmal ein Leben und ein Lebensschicksal hervorwächst . . ." Hier, in einer mehrere Jahre jüngeren Erzählung als die vorigen, dürfte der Fortschritt zu einer künstlerischen Behandlung solcher Stellen unverkennbar sein. Daß diese theoretischen Interessen nur als Mittel für künstlerische Zwecke da sind, dafür giebt Hansson auch in kritischen Aeußerungen Zeugniß. „Es sind ja nicht die Factadetails," — schrieb er mir bereits zu Beginn 1891 — „die auf einen außerhalb stehenden Dichter wirken; es ist der Ausblick, der sich hinter ihnen öffnet, die allgemeine Lebens- und Weltansicht, die ihn productiv macht. Darum kann ich z. B. sehr wohl einsehen, daß ein Buch wie das von Lombroso ‚Genie und Irrsinn', das ich vor einem halben Jahre in der Reclambibliothek las, der reine Jur ist; aber das verhindert nicht, daß sein Verfasser für mich als einer der Wegweiser dasteht, blos weil er den ‚Verbrecher' geschrieben, selbst wenn auch dieses Buch auf einer schwankenden Basis von Facten ruht. Ueber all das springen wir weg, es existirt nicht für uns; wir behalten blos jenes Eine, Bestimmte zurück, das unseren dichterischen Geist befruchtet, schlummernden Tönen in uns Laute gegeben, gebundenes Capital freigemacht hat." Ob freilich dieses ästhetische Ideal auch immer unberührt bleibt von einem Verlieren in theoretischen Interessen, das darf nach wie vor gefragt werden.

Kurz vor jener Mittheilung hatte er mir geschrieben: „Wofür ich mich ganz besonders interessire, ist Geschlechtspsychologie; ich habe gerade eine Sammlung längerer Novellen beendet, die davon handeln, und stehe im Begriff, die erste Hand an eine zweite Novellensammlung zu legen, die dasselbe Thema behandelt." Dann ersuchte mich Hansson um Weiteres von Krafft-Ebing, z. B. „Die transitorischen Störungen des Selbstbewußtseins". Binnen kurzem kam darüber folgende Bemerkung: „Hätte ich vor ein paar Jahren Krafft-Ebings ‚Transitorische Geistesstörungen' gekannt, so hätte ich nie gewagt, die ‚Parias' zu schreiben." Eine Bemerkung, die zeigt, wie sehr es ihm dennoch nicht blos um den Ausblick hinter diesen

Dingen, sondern auch um diese selbst zu thun ist; man denke sich die Analogie eines Wallenstein-Dichters und wird dann den Zusammenhang um so eher durchschauen.

Wofür sich Hansson noch außerdem ganz besonders interessirt, mehr, als er selbst meint, ist das Abnorme und zwar vorzugsweise das Psychopathische. Es tritt jedoch gleichwie bei Anderen, zumal modernen Dichtern — ich erinnere nur an Strindbergs „Gläubiger" — nicht immer ausdrücklich als solches auf; Manches bei Hansson, das normal aussieht oder das einer künstlerischen Erklärung zu bedürfen scheint, ist schlechthin als psychopathisch zu fassen — vielleicht wenigstens als neuropathisch oder überhaupt pathologisch. Beispielsweise in „Sensitiva amorosa" das VI. Stück mit dem Thema der Lebensangst; oder namentlich die „Alltagsfrauen", für die ein Sachkundiger statt des Untertitels von der „Liebesphysiologie" die Bezeichnung „sexualpathologische Minderwerthigkeiten" vorgeschlagen hat.

VI.

Wofür sich aber Hansson am wenigsten interessirt, noch weniger wohl, als er selber meint, ist das sogenannte Sinnliche. „Ich gebe gern" — heißt es in „Sensitiva amorosa" I bei einer Augenblicksschilderung — „alle meine heißen Wollustrausche und alle meine wohlig-matten Wollustnächte für diesen einen stummen, thränenden Blick, der meine Wollust so fein und ängstlich spröde machte, daß sie zum Schmerz ward." Hansson liebt es sogar, das Sinnliche und insonderheit das geschlechtlich Sinnliche von oben herab zu betrachten, als etwas Thierisches, als die brutale Sättigung, der er seine Figuren höchstens tragisch erliegen, am liebsten aber ausweichen läßt. So in „Sensitiva amorosa" öfters, z. B. (III) bei der Schilderung einer unglücklichen Ehe: „Und Tage hindurch quält sie sich in nervösem Warten auf seine nächste Glosse, und Abends, wenn sie zu Bett gegangen und es im Hotel still geworden, krümmt sie sich in angstvollem Ekel in der Erwartung des Augenblicks, wo sie sein kaltes, weiches Gesicht wie einen klebrigen Wurm auf dem ihren fühlen und seine tastende, zitternde Hand . . ." Oder ausdrücklich (im VII. Stück): „Denn ist in Wirklichkeit eine physische Vereinigung zwischen einem Mann und einem Weib etwas Intimeres, als dieses Zusammenschmelzen des Wesens zweier Menschen, in dem die Gefühle sich vermischen und einander befruchten und die Gedanken sich zusammenschlingen, und neue Keime ansetzen?" Auch sein Schilderer Réthy sagt wohl mit Recht von ihm: „Aber er trägt in sich ein unsagbares Etwas von Reinheit, von intimer und verhüllter Keuschheit, von ungebrochener Empfänglichkeit, die jenes Buch in einen ganz eigenartigen Zauber kleidet . . . und einen allgemeinen Schrecken hervorrief, da seine verständnißlosen Landsleute darin eine unbestimmte Anreizung zu den

schändlichsten Verderbtheiten sahen." In der That scheint die heimische Verfehmung Hanssons ob seiner „Sensitiva amorosa" — ausgesprochen, z. B. von Ribbing in dem erwähnten Werk — viel eher selbst unter die schändlichen Verderbtheiten zu gehören. Hansson sollte sinnlich sein! Verführerisch! Nicht einmal dem äußeren bürgerlichen Anstand dürfte er gefährlich sein; bewegen sich doch seine Figuren vorzugsweise in jener alten Anstandswelt, in der man Verlobung feiert u. dgl. m. Allerdings kommt auch die Liebe rein als solche bei Hansson meistens nicht sehr gut weg; „es gebe keine größere Misère als die Liebe. Das sei ein einziges Mißverständniß, so lange es dauere, Pein, wenn es aufhöre, Bitterniß, wenn es vorüber sei." („Meervögel" III.)

Das Sinnliche aber, in seinem vollen Umfang, spielt bei Hansson eine wichtige und richtige Rolle als Unterbau oder Vermittler für Höheres. Mit Vorliebe holt sich seine Phantasie aus dem Sinnlichen die Analogien für Bilder von Uebersinnlichem. „An den Herbstabenden sitzt die Familie um die Arbeitslampe in der großen, niedrigen Wohnstube mit den schmalen Fenstern und jener altfränkischen, stilvollen Eleganz in der Ausstattung, die auf die Nerven wirkt wie der Duft aufbewahrter Winterfrucht." („Sensitiva amorosa" III.) Oder (ebenda V): Es war ihm, als schiele die Landschaft „auf ihn mit dem Blick eines Tollen, wie sie dalag, halb im Abenddunkel, halb in einer Beleuchtung wie der kalte Glanz des Stahls; er fühlte sich, als wäre seine Hirnschale aufgehoben und sein Gehirn läge blos und ein feiner, kühler, scharfer Stahl würde in dasselbe gestochen. Das Fieber der Natur siedete in seinem Blute, es war Feuer und Frost, bald heiße Brunst, bald ein Wahnsinnsschwindel, der wie eine scharfe Eiskante schnitt; und Gesichte zuckten vor ihm auf, abwechselnd die eines Wüstlings und die eines Tollen." Ueberhaupt wären für die Anschaulichkeit seiner Darstellung, zumal für die Wirksamkeit seiner Bilder, zahlreiche und zur Erörterung ihrer Wirksamkeit herausfordernde Beispiele beizubringen. Etwa aus „Frau Ester Bruce" (XIV S. 166 f.) die Schilderung des alten Herrensitzes im Mondschein: „In seiner grauen Ruinenfarbe sah er aus wie ein Gespenst aus der Geschichte, das in einer gewitterschwülen Mondscheinnacht keine Ruhe im Grabe gehabt, sich gewunden in der Erinnerung, was in solchen Nächten Jahrhunderte lang in seinen Mauern geseufzt und gesündigt worden, und schließlich, aus seinem Banne gelöst, noch einmal auf die Erde emporgestiegen war, um mit seinem Todtengesicht und seinen vier Reihen leerer Augenhöhlen hinauszustarren in die gefährliche Augustnacht, wo das Fieber des Gewitters in die Sinne der Menschen fährt und der Mond ihr Blut saugt." Oder im selben Roman (VI) die drollige Darstellung: „Vater Bertelson war ein Gebilde aus lauter Kugeln" u. s. w.

Das Bedeutendste darin dürften die „Meervögel" bieten. Wie anschaulich taucht vor dem Leser der Steingeröllboden jener Insel auf, über den das einsame Menschenpaar dahinbummelt! Dann das Meer — „wie

eine gigantische, sorglose Bestie, die in einer Stunde der Ruhe und guten Laune ihre musculösen Glieder wohlbehaglich ausstreckt, während ihre blanke Haut glänzt und funkelt" (in II). Dann wieder ein graues, einförmiges Nichts „über dem ganzen schönen Anblick, Etwas, das weder Sonnenrauch, noch Nebel, noch bewölkte Luft war, das aber auch all die leuchtenden Farben auswischte, wie ein schmutziger Finger" (V). Oder ein Schiff. „Unter einem Höllenconcert von Pfeifensignalen für die Segelböte, die in der Einfahrt herumwimmelten, schoß das enorme Ding in den Hafen" (I). Oder der Ausblick auf diesen: „das innere Fahrwasser voll von Segelböten, die aussahen wie kleine weiße Schmetterlinge auf blauer Fläche, von größeren mastenreicheren Böten, dazwischen dann und wann ein schwarzer, gerader, niedriger Dampfer, der seines Weges vorwärtsschoß wie ein von seinen Affairen erfüllter Geschäftsmann zwischen der Menge koketter, eleganter, gemächlich vorwärts schaukelnder Segelschiffe, die sich Zeit lassen" u. s. w. (II). Endlich das Seelische. „Ich glaube, daß Menschen, die dazu angelegt sind, einander zu verstehen, es ohne viele Worte thun. Und sind sie nicht angelegt, einander zu verstehen, so kann kein Lastwagen voller Worte sie über's Wasser zu einander bringen. Alle Beziehungen knüpfen sich von selbst, spontan und im Geheimen; Worte sind bei solchen Vorgängen meist dazu da, um Unordnung in den Garnknäuel zu bringen, gleich ungeschickten Fingern" (III). Und gegen Ende: „O es wird immer enger um Einen herum, immer leerer. Und man sieht es an und weiß, daß es so kommen muß. Und die Jahre gehen, und man ist wie ein Blatt, das der Wind treibt, es hüpft und bleibt liegen und dreht sich und rollt und rollt, und endlich ist es weg. Und Keiner bemerkt, daß es weg ist."

Der Schwerpunkt der Schilderungen bei Hansson ist gemäß seiner von einem sogenannten Naturalismus abgewandten Art nicht das, was er aus der Natur herausliest, sondern was er in sie hineinliest. So schildert er mit Vorliebe das Hören des Schweigens, benützt jedoch dazu die zuvörderst erweckte Illusion der unveränderten Natürlichkeit als Grundlage, getreu seiner Behandlung des Sinnlichen als eines Mittels für Höheres. In „Sensitiva amorosa" (VII): „Wir blieben dann und wann stehen; um uns herum war es feucht und still, der Pfiff einer Locomotive durchschnitt in weiter Ferne die Stille, gleich darauf ertönte der Schrei eines Kindes, gellend und vereinzelt, wie wenn ein Raketenstreif die Luft zertheilt, in seiner Fahrt nachläßt, anhält und erlöscht; und die Stille und der graue Raum schlossen sich wieder um den Riß zusammen, und es war, als ob das Schweigen sich zu jenen Tropfen verdichtete, die fielen, einer nach dem andern, groß und schwer, der eine hier, der andere dort." Oder im ersten Ofeg-Lied: „Und die Sterne flimmerten so lebhaft, daß, wäre ein lebendes Geschöpf dabei gewesen, es hätte hören können, wie sie durch das Schweigen zitterten." Oder am Eingang der Novelle „Im Huldrebann": „Es ist gerade jene Stunde der Nacht, wo die Schatten am

tiefsten liegen und die gekalkten Wände am weißesten scheinen und die Unbeweglichkeit aller Dinge so massiv ist, daß der Mensch auf einmal zu horchen anfängt, sie um sich herumstehen fühlt wie einen körperhaften Gegenstand und schließlich die Stille hört." „Und auf einmal zerreißt die Stille zu einem wimmelnden Leben, zu einer Millionenfältigkeit von Lauten, keiner für sich allein da und bemerkbar, außer im andern, aber alle zusammen Einem im Ohre singend wie ein kaum vernehmbarer, unbestimmbarer Ton ... Darauf kommt ein Laut, der die ganze stille Symphonie zerspaltet und die ganze Zauberherrlichkeit wegfegt, ein roher Laut, ein Laut mit Anfang und Ende, ein Laut von dieser Welt." U. s. w. Etwas Aehnliches ist auch in „Frau Ester Bruce" (XIII) die in's Einzelne durchgeführte Beschreibung eines nicht wirklichen, nur im Wachen geträumten Gewitters. Mit besonderer Kunst, die eine Analyse lohnen würde, versteht es Hansson, an seinen Gegenständen das herauszuarbeiten, was man den „umgebenden Schein" oder den „Nimbus" nennen könnte, und wofür der Engländer die bereits so verwendeten Worte halo, penumbra, fringe, suffusion besitzt: die begleitenden Gedanken oder Gefühle, die an der Vorstellung des Gegenstandes unvermeidlich sind; vergleichbar in der Gehörswelt den Ober- und Untertönen. Auch Hanssons englische Uebersetzerin erwähnt sein Wiedergeben der „kaum hörbaren Untertöne des Lebens".

Ein solcher Schein, der die Gegenstände umzieht, bleibt sich natürlich kaum jemals gleich, ist vielmehr selbst wieder von der noch weiteren Umgebung abhängig und läßt den so umzogenen Gegenstand anders und anders erscheinen. Um so wirksamer wird der von Hansson öfter angewendete Kunstgriff, nach einem längeren inhaltreichen Umweg und meist mit annähernder Wiederholung früherer Worte, an den nämlichen Punkt, zu demselben Ding oder Zustand, zu einem gleichen Vorgang u. s. w. zurückzukehren. Es ist der altbekannte epische Kunstgriff, nur in ausgesuchterer Anwendung. So spurweise, doch eindrucksvoll, im III. Stück der „Sensitiva amorosa". So ausgeführter in dem Roman „Vor der Ehe". Das erste und das letzte Capitel davon beginnen gleich: „Im Billard-Café des Eisenbahn-Hotels war es schon ganz dämmrig in der Ecke" u. s. w. „Es war sehr still im Zimmer; die Uhr tickte hörbar an der Wand." Aber beim zweiten Mal klingt dieser Satz um einen Ton höher: „Es war ganz still im Zimmer; nur die Uhr tickte laut an der Wand". U. s. w., bis es sich schließlich in die gänzliche Verschiedenheit des Fortgangs auflöst.

VII.

Indem wir so mehrfach die Kunst erörtert, mit der Hansson den Inhalt seiner Dichtungen behandelt, haben wir seine Kunst der sprachlichen Form vorerst unerwähnt gelassen. Was wir über sie hauptsächlich zu sagen haben, ist, um es gleich kurz herauszuheben, Folgendes: Wie Hansson es

besser vermag, die Gedanken nebeneinander zu stellen, als auseinander zu entwickeln, ohne jedoch eine gewisse Liebhaberei zu dieser Weise zu unterdrücken, ebenso vermag er es besser, seine Satztheile nebenzuordnen als unterzuordnen, ohne freilich einer Vorliebe für syntaktische Subordinationen, die ihn manchmal in die auffälligsten Schlingungen und Windungen gerathen läßt, aus dem Weg zu gehen. Und je weiter wir Hanssons eigene künstlerische Entwicklung nach vorwärts verfolgen, desto voller entfaltet sich in seiner Sprache die Parataxe oder Coordination, desto sicherer scheint die klippige Subordination überwunden.

Man erinnere sich des Satzes aus Hanssons „Ueber den Tod“, mit dem wir unsere Darstellung eröffnet hatten. Er entstammt der letzten Schaffenszeit des Dichters. Aus seiner früheren Zeit sei der Anfang von „Sensitiva amorosa“ danebengestellt: „Wir waren drei gute alte Freunde, die lange zusammen in intimem täglichem Verkehr gelebt und einander aus- und inwendig kannten und die das Leben auseinander geführt und die sich jetzt wiedertrafen nach vieljähriger Trennung, während welcher der eine nicht viel vom andern gehört, außer was das Gerücht und die flüchtig aufgefangenen Worte gemeinsamer Kameraden erzählten, denen man gelegentlich auf seinem Wege durch's Leben begegnete.“ Wir sehen in dieser Periode an die „Freunde“ einen Relativsatz angehängt; an das letzte Wort dieses Satzes, an „Trennung“, ist ein zweiter Relativsatz angehängt; dieser hinwider wird durch einen von ihm abhängigen Nebensatz — „außer was“ u. s. w. — eingeschränkt, und in diesem erfährt das Wort „Kameraden“ abermals eine nähere Bestimmung, wie sie der die Periode abschließende Relativsatz giebt. Allein mitten in diesem Hängen des einen Gliedes am andern findet sich ein kleiner Reigen von Coordination: „die lange zusammen in intimem täglichem Verkehr gelebt und einander aus- und inwendig kannten und die das Leben auseinander geführt und die sich jetzt wiedertrafen nach vieljähriger Trennung“; dieser Reigen aber ist weit mehr Hansson als die Gliederung, die ihn umschließt. — Aehnliche Gesammtfügungen finden sich namentlich im IV. Stück desselben Werkes.

Indessen gehen andre Beispiele wohl über das Maß des Erträglichen, über die Leichtfüßigkeit, die einem Künstler ganz besonders den Erfolg verbürgt, hinaus. So einige Satzwürmer im VI. Stück der Sensitiva. Da ist z. B. eine Periode mit dem Gerippe: „Es dauerte . . . nicht lange, bis er . . . merkte; . . . und schon jetzt . . . war es . . . daß er constatirte . . .“ Zur Bekleidung des Gerippes dienen noch zwei Relativfügungen, drei unterordnende Bindewörter, gegen ein Dutzend Vorwörter und etliche Umstands- und Mittelwörter. Von einem bald darauf folgenden Satzgefüge sei nur der kleinere Schlußtheil angeführt: „und oft, wenn er ihrem, von Jubel, oder Träumerei gesättigten Blick begegnete, fühlte er einen Groll in der Seele, und es that ihm weh, das, was er auf dem Grunde ihres Blicks fand, diese innerste Gewißheit, daß ihr Leben un-

widerruflich mit dem seinen verbunden sei, und daß sie da saß und glaubte, als wäre es eine natürliche Sache, die gar nicht anders sein konnte, daß er fühle, wie sie, — und er zog sich in sich selbst zusammen in zurückscheuender Angst, wie ein erschreckter und mißhandelter Igel." Hier wird wohl nur eine besondere Nachforschung überzeugen, daß dies ohne Annahme eines Druckfehlers zu deuten möglich ist.

Auch später noch sind solche Beispiele zahlreich. „Im Huldrebann" V: „Als er mit diesem Weib, das in einer halben Stunde seine Gattin sein sollte, aus der Brautstube in den großen Saal trat, wo der achtzigjährige Propst, der seinen Vater und seine Mutter begraben und nur aus Achtung für seine Familie, die eine der ersten der Gemeinde war, in eigener Person die feierliche Handlung übernommen, hoch und weißhaarig vor dem Brautschemel stand, mit dem großen schwarzen Buch in der Hand, während die Verwandten, ernst und unbeweglich, sich in zwei Reihen an beiden Seiten anschlossen, da" u. s. w. Auf den ersten Seiten der „Meervögel" drängen sich solche Beispiele besonders auffallend: „Während er nun an dem lauen, hellen, stillen Sommerabend am Hafen von Åbo auf- und niederwanderte, zur kleinen Stadt hinauf, die den Abhang hinankletttert, der den Horizont nach dieser Seite hin verschließt" u. s. w. Kurz nachher ein Satz, durch dessen Ende die Coordination gleichsam nur durchschimmert, als eine Spur von Erlösung aus den hypotaktischen oder überhaupt den syntaktischen Fesseln: „Es war ihm gerade so zu Muth, wie ihm jedesmal zu Muth war, so weit seine Erinnerungen zurückreichten, wenn ihm Etwas bevorstand, das stark gegen den gewöhnlichen Gang seines Lebens abstach, oder wovon er wußte, daß es in höherem oder geringerem Grade entscheidend auf dasselbe einwirken würde, — unausweichlich, wie die Minuten gingen, stand es bevor, und hatte man so und so viele Secunden gerechnet, so war es da, auf den Stundenschlag." Gleich darauf ein solches Satzstück ohne diese Milderung: „und etwas Anderes, wohinter er nicht recht kommen konnte, was an ihr es war und worin es bestand, Etwas, das dem Ausdruck des Blickes verwandt war, und das ihm in irgend einem geheimen Zusammenhang mit der Eigenheit in ihrer Stellung zu stehen schien, damit, daß sie halb abgewendet, die eine Hand versteckt oder in die Tasche ihres Kleides gesteckt hielt." Bezeichnender Weise fallen diese Beispiele in den Anfang der Erzählung, dorthin, wo die Gedankenfäden und Schicksalsleinen ineinander geschlungen werden; wo sie aber zur Entwirrung und Lösung kommen, dort stören auch sie nicht mehr das glattere Nebeneinanderliegen der Fäden und Leinen.

In den späteren Werken werden solche Beispiele überhaupt seltener und werden immer mehr nur eingesprengt zwischen die Reigen der Nebenordnung. In „Frau Ester Bruce" (XIV): „Da hatte auch sie, im selben Moment wie er, so rasch, als hätte sie schon längst instinctiv gefühlt, daß er sich näherte, und gerade in diesem Augenblick mit Gewißheit erwartet, daß

er durch die Thür treten würde — da hatte auch sie seinem Blick mit dem ihren begegnet." Im „Punkt des Archimedes" (I): „Als Ersatz, sage ich am andern Tage zu mir, wie ich Nürnberg bei Tageslicht sehe und die modernen Paläste gewahr werde, die sich zwischen die alten Häuser eingedrängt haben, seit ich zuletzt hier war, und jetzt überall wie aufgeblasene Emporkömmlinge mit Talmigoldketten und neuen Kleidern vom berühmtesten Schneider zwischen den Abkömmlingen der Fürstenfamilie einer alten Cultur in ihren stilvollen Lumpen herumstehen — zum Ersatz, sage ich zu mir, besaßen jene früheren Gäste des ‚Bratwurstglöckleins' Etwas, das wir, die Gäste von heute, nicht haben, weder diese zeitgenössischen Nürnberger Bürger, noch ich, der mit dem Expreßzug von Berlin kam, um Etwas zu suchen und zu finden, ich weiß nicht was, irgendwo zu suchen und zu finden, ich weiß nicht wo." Dies ist allerdings eins von den Beispielen, in denen bei glücklicher Bestimmung oder Vortragsweise sogar der Vorzug eines langen Athems — im uneigentlichen und eigentlichen Sinn — erfolgreich wirken kann. Andere Beispiele dürfen höchstens auf das Glück rechnen, daß sie bei flüchtigem Aufnehmen unbemerkt bleiben. So der amtsstilige Satz aus demselben Werk (VI): „Mein ganzes Ich sagt Nichts dazu, obgleich es sich durchaus nicht als etwas Relatives fühlt, sondern als etwas Absolutes, und mein Kopf geht dazu über, die vielen Versuche, die aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken, die von unserer eigenen Zeit, diesem grübelnden Hamlet, der blos ein grübelnder Kopf ist, gemacht worden, zu untersuchen und gegen einander abzuwägen."

Abgesehn von solchen Verwickelungen liebt Hansson einfache, aber oft lange Parenthesen und bleibt damit ziemlich harmonisch im Zug seines sonstigen Stils, sofern ihn eine vornehme Ruhe und Schlichtheit kennzeichnet. Ein verwickelteres Parenthesenspiel wird sich in einem leidenschaftlich bewegten Stil immerhin unterbringen lassen; ein freies Spiel mit dem Satzbau und zumal der Wortstellung wird in einem solchen Stil und für eine entsprechende Färbung des Inhalts ebenfalls passen, wie beispielsweise in Hermann Bahrs „Guter Schule" der Satz: „Die Kleider herunter, in Fetzen, bog sie über und mit seiner Hundspeitsche." Bei Hansson jedoch dürfte der Leser oder Hörer noch nicht in der richtigen Verfassung sein, wenn er an die folgende Stelle kommt („Punkt des Archimedes" III): „Gerade wie ich wieder vor meinem Wirthshaus stehe, ‚Zum Brückenfischer' lese ich, und ganz rathlos, was ich jetzt unternehmen soll, den Blick mit gemachtem Interesse über Alles schweifen lasse, was er schon gesehen hat, eigentlich in beherrschter Verzweiflung, ob sich denn Nichts darbieten will, was des Interesses werth ist, — denn ich fühle, daß alle Fensterscheiben rund herum voll sind von plattgedrückten Eingeborenengesichtern, die mich voll Verwunderung anstarren, wonach ich denn hier zu gaffen habe —, da bleiben meine Augen an einem Hofe hängen, der ganz allein und frei, hoch auf einem mächtigen Abhang liegt, die Vorderseite

mit ihren massiven Mauern und kleinen Fenstern dem See zukehrend. Er sieht so uneinnehmbar aus, ist mein Eindruck, wie eine Festung; — und was für eine Aussicht, füge ich hinzu; besehen wir ihn uns näher!" Worauf die kurzen Coordinationen beruhigt weiter fließen.

In ihnen hat das freiere Spiel mit dem Satzgefüge seinen guten Erfolg. Sie haben oft genug mit dem Drang nach eigensinnigen Subordinationen — wie der Künstler Hansson mit dem Theorienliebhaber und Litteraturkritiker Hansson — zu kämpfen. Ein annähernder Sieg für sie ist etwa der Satz in „Frau Ester Bruce" (XIV): „Jetzt verlangsamte er unfreiwillig seine Schritte und versank in Träumereien, erst düster und still wie die des Waldes selbst, dann immer heller, bis all das Licht zu einer weißen Gestalt wurde, die ganz in der Ferne stand und zu warten schien, daß er kommen möchte, sich darauf in Bewegung setzte und auf ihn zukam, immer näher, immer näher, bis sie mit einmal dicht vor ihm auf dem Fußsteig im Waldesdunkel stand ..." Knapper einmal in „Amors Rache": „Sie wagte nicht aufzusehen, aber empfand seine Augen und daß er lächelte," u. s. w. Am eigenartigsten wird ein solcher Sieg, wenn das Gedankengefüge in der Hauptsache eine deutliche Unterordnung ist, sein sprachlicher Ausdruck aber unerschüttert bei der Nebenordnung bleibt. In „Frau Ester Bruce" (XIII): „Es war ein bitterer Wundschmerz, eine Wunde, die immer wieder aufbrach und immer wieder aufbrechen würde: — der Mann hatte sie besessen, jahrelang mit ihr zusammengelebt." So packend ein derartiger knapper Griff ist, so leicht verfehlt er doch seinen Erfolg und wird zur unfreiwilligen Komik, wenn der Schriftsteller zu viel im Satzrahmen unterbringen will und so gerade seine eigensten Vorzüge aus der Hand läßt. Ein dem letztangeführten Satz inhaltlich ähnliches Gefüge (ebenda XI) ermöglicht den Vergleich: „Zuerst war es nur Widerwille, ein fader Geschmack in der Seele; aber daraus löste sich schon im nächsten Augenblicke Etwas, das ihn band, ihn zwang, ihn trieb, zu bleiben, zu verweilen, obgleich er am liebsten gegangen wäre, ganz weggegangen wäre, ohne sich umzusehen, das ihn trieb, hinzugehen, wo er saß, er, der Andere, ihr früherer Mann, der sie gehabt hatte, sie besessen hatte, dessen Kind sie bei sich hatte . . ."

Daneben sind genug Stellen, in denen sich die Beiordnung in ungetrübter Selbstständigkeit entfaltet. Sie vermeidet auch glücklich die Unart der kleingehackten Gigerlsätze: „Aber Frau Bruce war zu Hause; saß im Salon, glaubte das Mädchen" (ebenda XII). Ihren größten Glanz erreicht sie wohl in Schilderungen breiten Inhalts, besonders wenn dieser so recht eindringlich vertieft oder in seiner Breite ausgeschöpft werden soll. In den „Meervögeln" (II): „Schließlich gelangten sie wieder an die kleine Bucht mit ihrer Badestelle, gingen schräg an ihr vorbei, vorwärts durch ein breites langes Grasthal zwischen Bergknollen, stiegen an ihnen empor, stiegen und stiegen, bald ein bischen aufwärts, bald ein bischen abwärts,

dann wieder aufwärts, immer höher —" Aehnlich findet es sich in dem theilweise bereits citirten Eingang vom „Huldrebann"; oder in dem von „Amors Rache": „Spinngewebe glitten lautlos durch die unbewegliche Luft, Faden auf Faden, glänzten einen Augenblick in der Sonne, glitten weiter, leuchteten wieder auf und verschwanden." Mehr als durch solche Stellen erhebt sich Hansson zu einer Originaliät seines Beiordnens, wo er besondere Seelenzustände darstellt; seine letzte Gruppe von Dichtungen, der „Weg zum Leben", bietet dafür die meisten Beispiele.

Die Classiker unserer Litteratur hatten, zumeist wohl unter dem Einfluß des griechischen und lateinischen Satzbaus, im Allgemeinen einen ziemlich langzügigen Periodenstil geschrieben, der nachgerade den Eindruck einer vornehm wechsellosen Höhe über dem, was uns aus der Wirklichkeit heraus nahe geht, machen konnte. Die lebendigere Anschmiegung an die Wechselfülle des vom Inhalt dargebotenen Interesses, wie sie Lessings Stil ausgezeichnet, dürfte wenig nachgewirkt haben. Um so mehr steigerte sich jene Stilart bei den Epigonen zu einem „ruhig dahinfließenden, langwelligen, abgeklärten" Stil. Er wird z. B. („Beilage zur Allgemeinen Zeitung" 1895 Nr. 133) an Spielhagen gerühmt; wir kennen ihn an Heyse und Anderen, unter den philosophischen Schriftstellern an Lotze, und oft genug mag ihm der Vorwurf gemacht worden sein, er wirke einschläfernd wie ein gleichmäßig sanftes Geschaukel. Er war gleich anderen Zügen unseres Epigonenthums ein Angriffspunkt für die litterarische Moderne, ein Gegensatzgrund für ihr Tasten nach einem mehr unruhigen, mehr in die Wirklichkeit hineinbohrenden Stil. Die Sprache der dramatischen Personen Ibsens gab wohl eine der ersten und merklichsten Aufrüttelungen aus dem weichen Lager classicistischer Sprechweise. Und als ein gutes Stück in dem Entwickelungsgang des modernen Sprachstiles darf Hanssons Schreibweise angesehen werden. Einen Reichthum von Mitteln zum Anschmiegen an reiche Inhalte besitzt auch er nicht; dazu fehlen schon solche Inhalte. Doch auch dem vorhandenen Inhaltsreichthum scheint der Reichthum an Stilnüancen nicht zu entsprechen. Auch bei Hansson kommen wir aus einem ziemlich gleichmäßigen Fluß wenig heraus; die auffälligsten Unterbrechungen sind noch seine herben, aber nicht so sehr aufrührenden als ernüchternden Subordinations-Verschlingungen, zumal die Relativgefüge. Mit ihnen fährt mitten in die anschaulich beschäftigte Phantasie oft ein Wind der Reflexion hinein, der die Illusion auseinanderwirbelt; und um die Unanschaulichkeit voll zu machen, schieben sich trockene Fürwörter mit ihrem Fluch des Secundären, Uneigentlichen vor's Auge. In „Sensitiva amorosa" (V): „Er setzte sich auf einen Baumstumpf und starrte abwechselnd auf die Landschaft und auf sie, die an einen Stamm gelehnt stand. Es war ihm, als schiele erstere" — brr! „erstere"; und darauf die schon erwähnte Stelle: „ . . . sein Gehirn läge blos und ein feiner, kühler, scharfer Stahl würde in dasselbe gestochen." In „Amors Rache": „und erst lange nachdem

die Worte ausgesprochen waren, tauchten sie nach und nach in ihrem Bewußtsein auf. Sie hätten sicher in Uebereinstimmung mit ihnen gehandelt" ꝛc. (vielleicht soll es statt „hätten" „hätte" heißen). Zu einem typischen Mißgeschick im Rahmen des Kladderadatsch-Briefkastens ist der Anfang der Novelle „Der Weg zum Leben" geworden: „Der Zug brauste in die Station von Lausanne und hielt. Es dauerte eine halbe Stunde, ehe er weiterreisen konnte. Er stürzte in strömendem Regen über die Bahnspur zur Restauration, um sich an dem feuchtkalten Februarmorgen mit heißem Kaffee zu stärken."

Wo Hansson statt der künstlerischen Phantasiebilder Folgerungen, Erörterungen und dgl. bringt, dort verläßt ihn die Künstlerschaft der Sprache oft so sehr, als führte plötzlich eine andere Hand seine Feder. In „Sensitiva amorosa" (VII) steht ein Satz, dessen erste anscheinend mißglückte Hälfte durch ihren auffälligen Gegensatz zur schönen zweiten Zeugniß dafür geben dürfte: „Wäre sie mir nicht begegnet, so wären vielleicht diese zwei Monate so ausgelöscht, als wären sie nie gewesen, und nun kehre ich wieder und wieder zu dieser Erinnerung zurück, als zu Etwas, das Einem innerlich gut gethan hier im Leben, und das vorbeigeglitten ist und verschwunden." Von jenen drei kurz aufeinander folgenden „wäre" scheint doch statt des zweiten ein „würde . . . sein" besser: erstens weil dies die Regel für bedingte Sätze — im Gegensatz zu den bedingenden — vorschreibt, und zweitens aus der einfachen Rücksicht der Abwechslung. Der Stilist, mit dem wir's hier zu thun haben, hat wahrscheinlich diese Abwechslung absichtlich vermieden und durch Gleichheit der Tönung wirken wollen; hat aber nicht bedacht, daß dies für ein Spiel mit anschaulichen Vorstellungen, nicht jedoch für eine solche Erörterung passen mag. Auch das geringfügige Versehn im „Weg zum Leben" (IV): „ganz unmittelbar kam es ihm vor, als strömte Alles, was er an Leben in sich trug, zurück zu ihr, in der es seinen Ursprung und Heimstatt hatte" — diese Weglassung des „seine" vor „Heimstatt", das erforderlich war, wenn nun einmal diese Wortgruppe mit „seinen" begann, scheint leichter einem bildnerischen und einfarbig vorstellenden als einem erklärenden und unterscheidenden Geist in die Feder zu gerathen. Einen ähnlichen Ursprung mögen die häufig überraschenden ungebräuchlichen oder gänzlich neuen, doch schwer deutbaren Wörter haben, die sich bei Hansson finden. So im „Punkt des Archimedes" (IV) das „Landkind"; in dem Roman „Vor der Ehe" (V) „wibbelte"; in der „Liebestäuschung" (II) das — vielleicht verdruckte — „jappt nach Athem". In den „Meervögeln" (II) dürfte das „schäffern" und in der „Huldrebann"-Novelle (III) das „quintiliren" (für Quintenspiel auf der Geige) ein glücklicher Einfall sein. Und so noch andere Einzelheiten. Im Allgemeinen liebt Hansson Ausdrücke, von denen je ein einziger möglichst viel sagt, möglichst unterstrichen und starkschrittig vor uns tritt, möglichst unmißverständlich und unvermischbar wirkt. Das Wort „Factadetails" in einer früher angeführten Briefstelle kann als Beispiel genügen.

•

Man sieht, wir sind jedenfalls über die Eigenthümlichkeit des Epigonenthums hinaus, die Sprache für sich als ein eigenes Kunstmaterial vollendet zu behandeln, ohne sie als Glied des aus Gedanke und Wort zusammengesetzten dichterischen Ganzen zu benützen; ebenso über die sanften Wogungen, die einer früheren Zeit so wohlgefielen. Nöthys Vergleich des Hansson'schen Stiles mit der wellenlinigen Ebene Schonens scheint höchstens für die älteren Schriften zu passen.

VIII.

Wenn sich im Stil eines Menschen sein Charakter ausprägt, so ist dies vielleicht nur ein Sonderfall davon, daß eine solche Ausprägung möglicherweise in Allem stattfindet, was er thut: in seinen Werken und Handlungen jeglicher Art, von den einfachsten Körperbewegungen angefangen bis hinauf etwa zu seinen architectonischen, politischen und sonstigen Schöpfungen. Dient nun ein Werk, eine Handlung unmittelbar der Aeußerung seiner seelischen Vorgänge, so wird dieses Ausdrucksverhältniß und diese Möglichkeit, vom Ausdruck auf den Ausdrückenden zu schließen, noch eher als sonst zur Geltung kommen. Für die Handschrift behauptet dies die Graphologie; allerdings ist ihre Grundvoraussetzung noch ein Gegenstand des Streites. Vielleicht trägt zur Ueberwindung dieses Streites der Versuch bei, die Persönlichkeit Hanssons, wie von seinem künstlerischen Schaffen und zumal seinem Stil, so auch von seiner Handschrift aus zu erforschen; die moderne Vorliebe für eine Deutung künstlerischer Leistungen aus der seelischen Eigenart des Künstlers, diese Vorliebe, die den Milieu-Begriff überwinden will, und die gerade einen Hansson als Litteraturkritiker kennzeichnet, mag das graphologische Hilfsmittel besonders willkommen heißen. Dem unbetheiligten Zuhörer endlich wird es zumeist darauf ankommen, die Ergebnisse des bisherigen Bemühens nach einem Eindringen in die fragliche Persönlichkeit, die unabhängig von dem graphologischen Ergebniß gewonnen wurden, mit diesem zu vergleichen. Dieses selbst stammt nicht von dem Verfasser des vorliegenden Essays, sondern wurde auf sein Ersuchen von dem „Institut für wissenschaftliche Graphologie" zu München (Hans H. Busse) geliefert.

Eine Bestimmung der Handschrift Ola Hanssons begegnet vor Allem der Schwierigkeit, daß seine Schriftarbeit zum Theil von seinem litterarischen Genossen, von Frau Laura Hansson-Marholm, besorgt ist, und daß Beider Schriftzüge für den oberflächlichen Blick zur Verwechslung ähnlich erscheinen. Es bedarf einerseits einer selbstständigen Sichtung des vorliegenden Schriftstoffes, andrerseits einer längeren Vergleichung des Gesichteten, um sowohl jede der beiden Personen als auch ihr geistiges Ineinandergreifen aus dem einheitlich scheinenden Ganzen ihrer Doppelschrift herauszuarbeiten. Wir beschränken uns hier auf das für die Betrachtung

Ola Hanssons allein zu Gewinnende. Der graphologischen Untersuchung lagen zu Grunde eine Reihe von Postkarten und von Unterschriften unter solchen und ein als Handschriftprobe bezeichneter Brief — also Schriftstücke, die keiner Discretion unterworfen sind. Sie reichen vom Beginn des Jahres 1891 bis Anfang Mai 1895, umfassen demnach erstens die Reisezeit und den Berliner Aufenthalt, zweitens den durch einen Sommeraufenthalt in Dänemark unterbrochenen Aufenthalt im bairischen Gebirg (Schliersee). Die graphologische Bestimmung hielt sich an die Schriften aus dem Jahr 1895 und zog das übrige Material nur vergleichsweise, zum Feststellen der Entwicklungsrichtung heran; ihr Ergebniß ist ungefähr folgendes.

Die Handschrift Ola Hanssons zeigt zwar keine einfache ruhige Harmonie, aber sie ist eigenartig, fast posirt-eigenartig. So fehlt auch dem Schreiber das ruhig-harmonische Gleichmaß: er ist keine bestandfeste Persönlichkeit, doch eine um so ausgeprägtere Individualität.

Wie Chateaubriands Handschrift, läßt auch die Hanssons auf den ersten Blick die ganz hervorragende Entfaltung des intellectuellen Gefühls erkennen. Gegenwärtig giebt er sich fast völlig den eigenen Ideen hin ohne viel Berücksichtigung andrer Ansichten. Dieses unmittelbar-anschauliche Denken, dieses instinctive Errathen s e i n e r Wahrheiten wird ihn vielleicht auf etwas eigenartige Wege führen; dort aber kennt er sich aus und fühlt sich wohl. Diese intuitive Eigenart hat sich erst während der letzten Jahre so scharf herausgebildet. Während der Berliner Jahre (Herbst 1891 bis Frühjahr 1893) war sein Assimilationsvermögen weit stärker thätig; damals war er ziemlich gewohnt, logisch-klar zu denken — Gedankenglied für Gedankenglied. Dieses bewußte Zusammensetzen feinster Beobachtungen scheint gegenwärtig unmittelbar vor sich zu gehen.

Mit den eben festgestellten Fähigkeiten verbinden sich andere Fähigkeiten und Eigenschaften derartig, daß Hansson uns als der Typus einer fein sensiblen, femininen Künstlerseele erscheint. Biegsamkeit des Geistes, hervorragend viel Phantasie, Beweglichkeit, Erregbarkeit, und nicht ohne Nervosität; allerdings ist künstlerische P r o d u c t i v i t ä t aus der Handschrift nicht zu erkennen. Dazu kommen viel Geschmack in formaler Hinsicht und viel Werthlegen auf „angenehmes Aeußeres“, auf Eleganz. Hier fehlt jede Einfachheit und jede Natürlichkeit. Das Individuelle artet oftmals aus. Hansson strebt nach äußerem Effect, er schauspielert und posirt gern, und sein Wunsch, eigenartigen Geschmack zu bethätigen, führt ihn häufig zur Geschmacklosigkeit. Das „Hängenbleiben an Details“ zeigt sich auch auf anderem Gebiet als Neigung, hie und da herumzunörgeln und ewig-kritteln an der Form herumzufeilen. Die äußerliche Selbstgefälligkeit scheint zwar mehr und mehr die Form der Selbstüberschätzung zu gewinnen; doch vielleicht äußert sich all dies nur im Verkehr und ist von ihm beabsichtigt, um den Blick der Anderen auf Nebensächlichkeiten zu lenken. Wohl hat Hansson etwas vergleichenden, aristokratischen Stolz; allein dieser bildet sich

erst in den letzten Jahren und zeigt keine Spur von Hochmuth und Herablassung Anderen gegenüber. Seine Namensunterschrift ist trotz einiger formaler Gesuchtheiten jedenfalls im Großen und Ganzen als einfach und sympathisch zu bezeichnen.

Für die Richtigkeit der vorher geäußerten Vermuthung sprechen noch einige andere Momente. Hansson ist eine recht verschlossene und zurückhaltende Natur, die es nicht liebt, ihren feinfühligen Gemüthsmenschen auf offenem Markte nackt spazieren zu führen. Besorgniß vor der eigenen Sensibilität, Weichheit und Nachgiebigkeit zwang ihm diese Zurückhaltung auf, die sich peinlich-eitel und vielleicht blasirt geberdet. Härte und Strenge, ein kräftig-entfalteter Wille fehlen ziemlich. Ab und an findet sich wohl eine fast rücksichtslos-brutale Willensäußerung, aber sie ist im Grunde nur die natürliche Kehrseite der übergroßen Empfindlichkeit, gegen die angekämpft wird. Uebrigens hat der Wille in den letzten Jahren doch etwas an Bestimmtheit gewonnen; auch ein wenig Starrsinn hat sich entwickelt. Derartige Naturen, die nicht viel Energie besitzen, sind häufig nicht ohne diplomatische Gewandtheit: hier ist ihre Waffe, wenn sie angegriffen werden oder angreifen wollen. So ist auch Hansson nicht ohne „diplomatische" Anlagen und Fähigkeiten.

* * *

Ein anziehendes Gegenstück zu dieser graphologischen Betrachtung würde durch eine physiognomische zu geben sein. Unser Versuch über Ola Hansson wird durch ein diesem Heft vorgesetztes Bildniß ergänzt, das dafür als Grundlage dienen könnte. Indeß ist dem Schreiber dieses eine der Graphologie analoge Physiognomik nicht bekannt oder wenigstens nicht zugänglich. So mag das charakterdeutende Vertiefen in die freilich erst einer sorgsamen Beschreibung bedürfenden Züge des Körpers und Gesichts und Besonderheiten der Haltung der etwaigen Liebhaberei für solche Betrachtungen oder der eventuellen Einsicht in diese Dinge überlassen bleiben. Ein anatomisch geschulter Betrachter kleidete den ungefähren Eindruck, den er von dem Bildniß bekam, in die Worte: „Ziemlich selbstbewußt und anscheinend ohne Eitelkeit, bestimmt, geradeaus gehend, willensstark, frisch; wohl etwas reservirt. Doch mögen all diese Züge durch ein gut Stück Träumerei, das aus den Augen schaut, mehr weniger modificirt sein."

Uns sei noch die Bemerkung gestattet, daß das vorliegende Portrait der letzten Zeit entstammt und sich von früheren ganz auffällig durch die Betonung eines selbstgefälligen Zuges unterscheidet, ähnlich wie wir es an der allmählich steigenden Betonung des Ich in Hanssons Schaffensart zu zeigen versucht. Diese Uebereinstimmung mag dafür entschädigen, daß unseres Erachtens ein anderes Bildniß einen günstigeren Eindruck gegeben hätte.



Flüssige Luft.

Von

Otto Prinz.

— Sesto Fiorentino. —

Wer Immermanns Münchhausen gelesen hat, mag in dem Trubel der Siebziger Jahre sich an diesen liebenswürdigen Schwindler erinnert haben, der in seiner genialen Idee, Backsteine aus Luft zu fabriciren und in der Errichtung der Luftstein-Actiengesellschaft das Muster einer regelrechten Gründung gab. Jenes kühne Unternehmen brachte es freilich nur auf einen Actionär, den alten Baron, den der Dichter, gleichsam zu seiner Entschuldigung, verrückt sein läßt; die Gründerperiode hat indeß gelehrt, daß diese Art von geistiger Befangenheit außerordentlich verbreitet ist. Wie die Gründungen der Siebziger Jahre eine Verwirklichung der Träume Münchhausens geworden sind, so ist merkwürdigerweise auch seine andere Idee heute Wahrheit geworden: die Versteinerung der Luft. Die Gedankenspielerei eines phantasiereichen Romanciers hat freilich mit der ernsten Arbeit des modernen Naturforschers wenig gemeinsam, nur die Zufälligkeit desselben Namens: feste Luft. Zwischen den luftigen Bausteinen Münchhausens und der zu Eis erstarrten Luft Dewars ist ein himmelweiter Unterschied.

Um die Bedeutung der Arbeiten des englischen Physikers recht zu würdigen, ist es nothwendig, den Gegenstand „etwas näher zu betrachten". Das scheint auf den ersten Blick absurd, denn die Luft läßt sich nicht sehen, wenigstens glaubten wir so bisher. Und doch ist der Physiker bei seiner Forschungsarbeit in Bezug auf sinnliche Wahrnehmung fast ausschließlich auf das Auge angewiesen. Sehen wir zunächst zu, wie man gelernt hat, die Luft zu sehen.

Der dritte Zustand des Stoffs wurde zu Beginn des 17. Jahrhunderts von einem belgischen Alchemisten, van Helmont, von den übrigen unterschieden. Helmonts Entdeckung, daß es Körper giebt, die man nicht sehen und nicht fühlen kann, wäre aber wohl in's Meer der Vergessenheit versunken, hätte er sie nicht durch die Erfindung eines Namens verherrlicht. Er nannte diese Körper „Gase“. So werden sie heute noch genannt. Die atmosphärische Luft rechnete er jedoch nicht dazu: sie galt in jenen Zeiten als ein Element im Sinne von Aristoteles. Boyle erkannte indeß, daß sie von zusammengesetzter Art ist, obschon es ihm nicht gelingen wollte, den eigentlichen Lebensbestandtheil abzuscheiden. Erst ein Jahrhundert später gelang es Priestley und Scheele, das Lebensprincip, den Sauerstoff, endgiltig zu fassen. Inzwischen war die „fixe Luft“, die Kohlensäure, von Black untersucht worden; Cavendish beschrieb im Jahre 1766 die Eigenschaften der „brennbaren Luft“, des Wasserstoffs, und Priestley erkannte im Jahre 1772 den Stickstoff als den Begleiter der „Lebensluft“ in der gewöhnlichen Luft. Lavoisier zog diese werthvollen Entdeckungen aus dem Nebel von Vorurtheilen, in welchen sie die naturwissenschaftlichen Begriffe jener Zeit eingehüllt hatten, an's Licht, brachte sie in logischen Zusammenhang mit den Ergebnissen seiner eigenen Untersuchungen und schuf damit die neue Wissenschaft der Chemie der Luftarten.

Nachdem man die Gase als vollberechtigte Körper anerkannt hatte, wurde der Stoff systematisch in den drei Aggregatzuständen, dem starren, dem flüssigen und dem luftartigen, erforscht. Daß zwischen diesen Zuständen Uebergänge vorhanden sind, hatte man bald gefunden. Es lag nahe, zu vermuthen, daß jede Stoffart im Stande sei, unter geeigneten äußeren Verhältnissen diese drei Aggregatzustände anzunehmen. Indeß glückte es doch nur in den wenigsten Fällen, diesen Satz in die Wirklichkeit zu übersetzen. Ein Beispiel für eine solche Verwandlungsfähigkeit war freilich zu allen Zeiten bekannt gewesen: das Wasser, das seinen Kreislauf von Eis zu Dampf und umgekehrt in der Natur und unter den Augen Aller ausführt. Es war indeß kein Kennzeichen vorhanden, mit dessen Hilfe man hätte entscheiden können, ob das Wasser in diesem Verhalten eine Ausnahme darstellt oder einer Regel folgt. In der That wissen wir auch heute noch nichts Sicheres. Selbst das Wasser weicht unter veränderten Verhältnissen von der von ihm gegebenen Norm ab. In einem luftverdünnten Raume kann Eis nicht zum Schmelzen gebracht werden: wird es in einem Gefäße, das bis zu einem gewissen Grade luftleer gemacht worden ist, über seinen Schmelzpunkt erhitzt, so verwandelt es sich unmittelbar in Dampf. Auf einem Planeten, welcher eine Lufthülle besitzt, die 165mal dünner ist als die unserer Erde, kann flüssiges Wasser nicht bestehen. Ein solcher Planet kann also weder Meere noch Ströme besitzen, kein Regen kann darauf niederfallen, kein Thau sich darauf niederschlagen: die wässerigen Verdichtungen würden stets die Form von

Schnee besitzen. Auch die Erfahrung auf unserer Erde macht uns mit vielen sehr zusammengesetzten festen Körpern bekannt, die ihren Zustand nicht ändern können, weil die Anwendung von Wärme sehr rasch ihr innerstes Gefüge zerreißt. Wer würde z. B. Holz oder Leder schmelzen wollen? Der bloße Gedanke erscheint widersinnig, weil Jedermann weiß, daß diese Substanzen verkohlen oder verbrennen, während sie noch feste Körper sind. Das heißt also, sie hören auf, Holz oder Leder zu sein, bevor sie ihren idealen Schmelzpunkt erreicht haben. Die elementaren Stoffe können natürlicherweise nicht zerlegt werden, aber dennoch widerstehen einige dem Versuche, sie zu verflüssigen, und, wenn nicht absolut, doch infofern, als sie sublimiren, ohne vorher zu schmelzen, wie Eis in der Luftleere. Zu diesen Elementen gehört z. B. Arsen. Und Kohle verflüchtigt sich erst bei außerordentlich hoher Temperatur und ist niemals im flüssigen Zustande erhalten worden. Der Uebergangszustand läßt sich möglicherweise erzwingen durch Anwendnng von hohem Druck gleichzeitig mit Hitze, doch sind die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen chemischen Stoffe von so besonderer Art, daß dieses Widerstreben ein wirkliches Unvermögen, in den flüssigen Zustand überzugehen, darstellen kann.

Abgesehen von den Lücken, welche eine Uebersicht des Stoffs, vertheilt über das Gebiet der drei Aggregatzustände, aufweist, gilt doch für alle dasselbe allgemeine Gesetz. Die Macht, welcher sich alle Körper beugen, ist die Wärme. Auf den untersten Sprossen der Temperaturleiter ist das Gebiet des Festen, Starren, am entgegengesetzten Ende das Bereich des Dampfförmigen, Luftartigen. Um wieder ein Beispiel aus dem Reiche der Gestirne zu nehmen, mag der Mond als der Sitz des Starren, Kalten, die Sonne als die Welt des Dampfförmigen, Heißen gelten. Zwischen beiden steht unsere Erde, in welcher die Elemente und deren chemische Verbindungen in den drei Aggregatzuständen neben einander vorkommen. Mit andern Worten, sie ist aus den drei alten Elementen, Erde, Wasser und Luft, zusammengesetzt. Diese Mannigfaltigkeit ist Bedingung für den Bestand des Lebens; ohne sie wäre unser Dasein undenkbar. Wir sind durch die tägliche Erfahrung gewohnt, die Ordnung der Dinge, in der wir sie um uns sehen, als für alle Zeiten feststehend zu betrachten. Wir meinen, daß stets eine ätherische Atmosphäre die Erde einhüllen wird, daß zu allen Zeiten starre Felsen ein wogendes Weltmeer eingeschlossen haben, daß Quecksilber das einzige Metall ist, welches wie Wasser fließt. Die Frage nach der Ursache für diese Ungleichheiten greift ein in die tiefsten Geheimnisse des Weltalls; indeß kann man doch mit Hilfe der heutigen physikalischen Theorien zu einer Ahnung des Wesens des Stoffs durchdringen.

Nach dem Vorgange des italienischen Physikers Avogadro im Jahre 1811 benutzten die Naturforscher das Wort Molecül, welches „kleine Masse" bedeutet, um das kleinste Theilchen irgend eines Stoffs, ob fest, flüssig oder

gasförmig, zu bezeichnen, welches noch die charakteristischen Eigenschaften in ihrer Gesammtheit besitzt. Diese letzten Theilchen eines Stoffs sind nicht untheilbar; sie können in Atome gespalten werden, welche sich allerdings nur einen undenkbar kurzen Zeitraum in Freiheit befinden können: sie treten sogleich wieder zu Zweien oder Dreien oder noch mehr zusammen zu neuen Molecülen. Bei diesem Vorgange wird der ursprüngliche Körper zerstört und werden neue gebildet, oft von ganz anderer Art und stets mit anderen Eigenschaften. So besteht jedes von den letzten Theilchen oder Molecülen des Wassers aus drei außerordentlich kleinen Theilchen oder Atomen, von welchen zwei gleichartig sind und aus Wasserstoff bestehen, während das dritte Atom Sauerstoff ist. Die Trennung dieser drei Atome von einander hat die Zerstörung des Wassers zur Folge. An seine Stelle treten zwei elementare Gase, welche aus den Molecülen bestehen, die aus der gegenseitigen Verbindung von je zwei Atomen Wasserstoff beziehungsweise Sauerstoff hervorgegangen sind. Läßt man durch solchen Sauerstoff den elektrischen Funken schlagen, so spalten sich seine Molecüle, und die freigemachten Atome treten zu Molecülen zusammen, welche aus drei Atomen bestehen. Dieser Körper ist das Ozon; obschon nichts Anderes als chemisch verdichteter Sauerstoff, besitzt es doch Eigenschaften, die in hohem Grade charakteristisch sind.

Der Bau des Molecüls also und die Kräfte, die auf das Molecül einwirken und seine Thätigkeit modificiren, bestimmen die Eigenschaften des Stoffes. Ein Molecül ist ein mit dem Vergrößerungsglas nicht mehr erreichbarer Mechanismus von außerordentlicher Beweglichkeit und Schmiegsamkeit, wozu sich in vielen Fällen ein hoher Grad von Beständigkeit gesellt. An sich fertig und vollkommen, ist es trotzdem den mannigfachsten Einflüssen von Außen her zugänglich. Es wird belebt durch Energie in Form von Bewegung; die bewegende Kraft wird durch die Wärme zugeführt. Wenn dieser Antrieb fehlte, wäre es träge und schwerfällig wie eine Locomotive, deren Dampf abgeblasen ist. Stoff in diesem Zustande von Winterschlaf liegt freilich außerhalb des Bereiches der irdischen Erfahrung. Selbst bei den durch die vollkommensten Kühlungsmittel erreichbaren niedrigen Temperaturen erzittern seine Theilchen in den verschiedenartigen Bewegungen.

Diese Bewegungen nehmen durch Aufnahme von Wärme an Stärke zu. Die Molecüle werden durch die wachsende Bewegung dazu gedrängt, sich von einander zu entfernen. Eine Kraft wirkt dieser Trennung der letzten Theilchen von einander entgegen: die Cohäsion. Quincke hat berechnet, daß die gegenseitige Anziehung von zwei Molecülen unendlich klein ist bei Entfernungen, welche 1/20000 eines Millimeters überschreiten, doch innerhalb dieses kleinen Zwischenraums ist sie von erstaunlicher Stärke. Die unwiderstehliche Energie der Wärme vermag allerdings das Band der Molecüle zu lösen, doch nur, wenn sie in sehr großer Menge zur Anwendung kommt. Die Kraft, welche erfordert wird, um ein Pfund Eis zu schmelzen, würde, mechanisch angewendet, ausreichen, um es ungefähr 35 Kilometer

hoch zu heben. Die Verdampfung des entstandenen Pfundes Wasser stellt eine noch ungefähr 7 Mal größere Arbeitsleistung dar. Die Wärmemengen, welche dergestalt verbraucht werden, um die Fesseln der Cohäsion zu sprengen, werden von dem Thermometer nicht angezeigt. Sie bleiben in den Körpern gebunden, „latent", und werden in unverminderter Menge wieder ausgegeben, wenn sich der umgekehrte Vorgang des Verflüssigens und Erstarrens abspielt.

Die Unterschiede zwischen den drei Aggregatzuständen sind nun auf Abweichungen in der Beweglichkeit der letzten Theilchen zurückzuführen. In den starren Körpern vollzieht sich die gesammte innere Bewegung innerhalb des Systems des Molecüls, also in Form von Atom-Schwingungen, deren Natur noch so gut wie unbekannt ist. Das Molecül selbst hat hier keine eigene Bewegung. Durch die Verflüssigung wird den Molecülen so viel Energie zugeführt, daß sie im Stande sind, sich gegen einander zu verschieben. Die letzten Theilchen einer Flüssigkeit sind in fortgesetzter Bewegung begriffen, auch im scheinbar ruhenden Zustande. Das läßt sich sehr leicht beweisen durch vorsichtiges Zugeben eines Tropfens einer gefärbten Lösung in ein Glas Wasser. Nach einiger Zeit hat das Wasser die Färbung gleichmäßig angenommen. Zwischen starrem und flüssigem Zustande bestehen noch enge Beziehungen, z. B. ist die Masse des Stoffs in gleichen Raumtheilen noch annähernd die gleiche: die Zahl der letzten Theilchen in jedem Kubikcentimeter zählt nach Quadrillionen. Die relative Freiheit der letzten Theilchen im flüssigen Zustande ist jedoch strenge Gefangenschaft im Vergleiche mit der zügellosen Ungebundenheit des gasförmigen Zustandes. Im Gaszustande ist jedes letzte Theilchen nicht nur ganz und gar unabhängig von den andern, sondern strebt vielmehr darnach, sich immer weiter von ihnen zu entfernen. Wird eine Gasmasse auf der Oberfläche der Erde entwickelt, so strebt sie sogleich, sich im Raume zu vertheilen. Deshalb hat ein Gas keine bestimmte Oberfläche. Indeß stellt der Stoff im Gaszustande doch immer noch Stoff dar mit allen seinen Eigenschaften, gehorcht also der allgemeinen Gravitation. Die Gasmasse der Erde lagert sich demgemäß in einer gleichförmig dicken Schicht um die Erdkugel herum. Die Luft, die wir zum Leben so nothwendig brauchen, entweicht nicht von der Erdoberfläche in den Weltraum, weil sie, in Folge der Schwerkraft, unter einem Drucke von 10 Kilogramm auf das Quadratcentimeter Querschnitt zusammengepreßt wird, welcher Druck von eben solcher Luft, wie sie selbst ist, ausgeübt wird. Dieser Druck ist für die letzten Theilchen eines anderen Gases nicht vorhanden, denn dieselben vertheilen sich in dem fremden Gase gerade so rasch und so vollständig, wie in dem leeren Raume. Hat man daher eine Gasmenge auf der Erdoberfläche entwickelt, so kann sie nur durch Gefangenhalten aufbewahrt werden, denn ihr innerstes Wesen ist schrankenlose Zerstreuung.

Die Wärme ist also Herrin über die Aggregatzustände. Sie schafft die Bewegung, durch welche die Cohäsion überwunden wird. Nichts vermag

diesem dienstbaren Geiste unserer Loboratorien zu widerstehen. Selbst Platin verflüchtigt sich in der Hitze des elektrischen Lichtbogens, bei einer Temperatur von ungefähr 2500° C. Zur Herstellung hoher Hitzegerade besitzen wir mannigfaltige und ökonomische Mittel. Starke Kälte hingegen ist weit schwieriger herzustellen. Deshalb blieben die Aenderungen von Aggregatzuständen, welche an das Dasein sehr geringer Wärmemengen gebunden sind, bis in die letzte Zeit unbekannt.

Man hatte zwar versucht, die Gase durch starken Druck zu verdichten. Natterer brachte im Jahre 1853 große Mengen von Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff unter Drucke bis zu 20 Tonnen auf den Quadratzoll. Es zeigte sich aber nicht die geringste Wirkung in Bezug auf Aenderung des Aggregatzustandes. Die atmosphärische Luft wurde zu einer Masse zusammengepreßt, welche specifisch schwerer als Wasser war, ohne daß Andeutungen von Verflüssigung beobachtet wurden.

In der That muß die Wärmethätigkeit unter einen gewissen bestimmten Punkt herab gemindert werden, ehe der Uebergang eines Gases in einen flüssigen Körper möglich wird. Dieser allgemeine Grundsatz wurde schon 1826 von Faraday erkannt, aber seine Begründung und Entwickelung im Einzelnen durch Andrews im Jahre 1869 bildet eine neue Entdeckung von der größten Wichtigkeit. Andrews zeigte, daß die elastisch flüssigen Körper, wie man auch wohl die Gase nennt, oberhalb einer gewissen genau festzustellenden Temperatur, die für jeden Körper eine andere ist, den flüssigen Zustand nicht annehmen können. Viele dieser „kritischen Temperaturen" wurden von ihm bestimmt. Die der Kohlensäure z. B. fand er bei + 31° C. Oberhalb dieser Temparatur ist kein Zwang im Stande, das Gas flüssig zu machen. Unter + 31° C. ist Druck wirksam und zwar um so mehr, je weniger Wärme vorhanden ist. Unter gewöhnlichem Atmosphären-Druck muß Kohlensäure auf — 80° C. abgekühlt werden, um sich verflüssigen zu können. Mit anderen Worten, in Gegenden, die sich wenig über die Meeresoberfläche erheben, siedet Kohlensäure bei — 80° C. Der Kochpunkt des Wassers liegt bekanntlich 180° höher, bei 100° C. Aber er kann durch fortwährend erhöhten Druck bis auf + 412° C. getrieben werden. Rothglühendes Wasser ist demnach eine Unmöglichkeit. Das Wasser ist in der Nähe seiner kritischen Temperatur in gefährlicher Weise explosiv. Vulcanische Ausbrüche mögen oft dadurch verursacht worden sein, daß größere Mengen solchen „überhitzten" Wassers in Folge von Druckentlastung plötzlich zu Wasserdampf verpufften.

Die kritischen Temperaturen der verschiedenen Stoffe erstrecken sich über ein weiteres Gebiet, als bis jetzt mit Hilfe des Thermometers erforscht worden ist. Bei einigen Metallen sowie bei Kohlenstoff und Silicium mögen sie außerordentlich hoch liegen. Andererseits sind sie für manche Gase bei den allerniedrigsten Kältegraden zu suchen. Die verschiedene Lage dieser Punkte ist abhängig von der Wegstrecke, in welcher

das Zünglein der Waage in jedem gegebenen Falle zwischen den beiden entgegengesetzten Kräften Wärme und Cohäsion auf und ab spielt. Denn so sehr auch immer die letzten Theilchen eines Körpers einander genähert werden, sie werden so lange keine Cohäsion zeigen, als sie sich in besonders rascher Bewegung befinden. Diese Anschauungsweise ist von großer Bedeutung für die physikalische Theorie, und die sich unmittelbar aus ihr ergebenden Folgerungen geben Fingerzeige, wie man widerspenstige Stoffe zwingen kann, andere Aggregatzustände anzunehmen.

Black erkannte, daß die Körper bei dem Uebergange aus einem Aggregatzustande in den anderen Wärme verschlucken oder ausgeben, die er „latent" nannte. Lavoisier ahnte die nicht gerade sehr offen zu Tage liegende Wahrheit, daß der „Zustand" eines jeden stofflichen Körpers eine bloße Frage der Temperatur ist und daß, in Folge hiervon, die sogenannten „permanenten" Gase durch starke Kälte zu Flüssigkeiten verdichtet werden können und diese ihrerseits zu starren Körpern. Und Dalton schrieb im Jahre 1801: „Es kann nicht zweifelhaft sein, daß alle elastischen Flüssigkeiten von jedweder Art in Flüssigkeiten übergeführt werden können, und wir sollten nicht daran verzweifeln, diese Umwandlungen mit Hilfe niederer Temperaturen und starken Drucks auf die unvermischten Gase zu verwirklichen."

Mit der Arbeit, diese Voraussagung wahr zu machen, begann Faraday. Im Jahr 1823 machte er bekannt, daß er Chlor verflüssigt habe, und gleichen Erfolg hatte er mit Kohlensäure, Stickoxyd, Cyan, Ammoniak und einigen anderen Gasen. Ihre stetige Entwickelung in geschlossenen Röhren lieferte den Druck, der für die Verflüssigung unerläßlich war; die Hilfe der Kälte wurde nicht in Anspruch genommen, denn die schwierige Kunst der Kühlung war damals noch in den Kinderschuhen. Ihr wunderbarer Fortschritt in neuerer Zeit begann seit Thiloriers Herstellung fester Kohlensäure im Jahre 1865. „Schnee" von dieser besonderen Art könnte, dem Anscheine nach, von einer Alpenlawine oder von einem gewöhnlichen Schneefall stammen. Er ist zwar so kalt, daß er im Stande ist, gefährliche Wunden zu erzeugen, die merkwürdigerweise viel Aehnlichkeit mit Brandwunden haben, kann aber ohne Gefahr in die Hand genommen werden, wenn man Aufdrücken vermeidet, und hält sich auch ziemlich lange, sogar in warmer Luft. Durch Vermischen dieses Schnees mit Aether sah sich Faraday im Jahre 1844 in den Stand gesetzt, seine Verdichtungsversuche wieder aufzunehmen, jetzt mit Zuhilfenahme von Temperaturen bis zu — 110° C. Sechs Gase jedoch fuhren fort, ihre Natur zu bewahren. Die hauptsächlichsten waren Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Bis auf den Wasserstoff sind aber seitdem alle bezwungen worden.

Die Verflüssigung des Sauerstoffs durch zwei unabhängig von einander arbeitende Forscher, Pictet von Genf und Cailletet von Paris,

wurde der französischen Akademie der Wissenschaften an demselben Decembertage des Jahres 1877 mitgetheilt. Ohne von einander zu wissen, hatten sie mehrere Jahre lang in der gleichen Richtung gearbeitet. Ihr Erfolg war in der That bedingt durch Anwendung derselben Methode. Das Gas, bei einer Temperatur von ungefähr — 90° C. mit einem Druck von 5—600 Atmosphären beladen, wurde plötzlich durch eine enge Oeffnung in's Freie gelassen. Die dadurch bewirkte starke Ausdehnung verbrauchte eine große Menge Wärme, die den umgebenden Mitteln und dem übrigen Theil des zusammengepreßten Gases entzogen wurde — dieser Gasrest kühlte sich dergestalt bis zu seinem Verdichtungspunkte ab, und so wurde flüssiger Sauerstoff zum ersten Male auf unserem Planeten gesehen: doch nur in einem winzig dünnen Strahl und während einiger Secunden. Seine Fesselung für die weitere Untersuchung lag außerhalb der Möglichkeit.

Greifbarere Ergebnisse wurden im Jahre 1883 von den Krakauer Chemikern Wroblewski und Olczewski erhalten. Ihr flüssiger Sauerstoff war nicht mehr die Erscheinung eines bloßen Augenblicks, sondern er lag in einer Capillarröhre bereit zur Beobachtung und Messung. So konnten seine Eigenschaften bestimmt werden, und die Untersuchung führte zu sehr werthvollen Erfahrungen bezüglich der Versuchsanstellung bei niedrigen Temperaturen.

Diese Methoden sind in letzter Zeit in dem Laboratorium der Royal Institution in London zu einem außerordentlich hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet worden. Die dort ausgeführten Versuche — über welche Professor J. Dewar in mehreren Gelegenheitsreden berichtete; wir folgen hier im Wesentlichen dem kritischen Auszuge in „The Edinburgh Review" — sind nicht nur in einem Maßstabe angestellt, der denjenigen früherer Jahre weit hinter sich läßt, sondern sie bilden auch ein Beispiel für bemerkenswerthen Scharfsinn in der Anpassung von Hilfsmitteln zur Erreichung eines bestimmten Zieles. Dewar ist seit wenigstens zehn Jahren mit diesen Versuchen beschäftigt, aber ihre schlagenden Ergebnisse wurden der Welt erst bei Gelegenheit der hundertjährigen Feier von Faradays Geburtstag im Jahre 1891 bekannt. Die zahlreiche Zuhörerschaft, die sich Freitag den 26. Juni jenes Jahres, Abends in dem „Theater" der Royal Institution versammelt hatte, sah zu ihrem großen Erstaunen flüssigen Sauerstoff „frisch vom Faß" abziehen oder aus einer spitzen Röhre abblasen, ähnlich wie Dampf aus einem Kessel abbläst. In Wirklichkeit kochte er bei einer Temperatur von — 182° C., und sein dampfähnliches Aussehen beruhte auf der Umwandlung der Feuchtigkeit in der umgebenden Luft in Berührung mit dem rasch entweichenden Gase in Eisstückchen. Wurde er durch Filtriren durch Fließpapier von etwas feinem Staub von flüssiger Kohlensäure befreit, so zeigte er das Aussehen von durchsichtigem, hellblauem Wasser. Ließ man aber ein paar Tropfen davon auf eine Oberfläche von wirklichen Wasser fallen, so spritzte und kochte dieses, wie wenn

ein rothglühendes Eisen in ein kaltes Bad getaucht wird, und bald schwamm jedes Sauerstofftröpfchen in einem selbstfabricirten kleinen Napf aus Eis. Wurde etwas Alkohol in die geheimnißvolle Flüssigkeit geschüttet, so erstarrte er sofort zu einem harten Block. Nun widersteht aber Alkohol der strengsten arktischen Kälte! Er gefriert in der That erst bei — 130° C. Nachdem er aus dem Sauerstoff heraus genommen, schmolz er zu einer dickflüssigen Masse, die nicht eher angezündet werden konnte, bis sie so viel Wärme aufgenommen hatte, daß die gewöhnliche Beschaffenheit wieder hergestellt war. Die chemische Trägheit, welche durch sehr starke Kälte erzeugt wird, wurde ferner zur Anschauung gebracht durch Eintauchen von einem Stück Phosphor in den flüssigen Sauerstoff. Es zeigte sich kein lebhafter Lichtausbruch, wie er bei dem Aufeinanderstürzen der Molecüle dieser beiden so große chemische Verwandtschaft zu einander zeigenden Elemente bei gewöhnlicher Temperatur statthat. Der Phosphor blieb eben so indifferent wie kalter Stahl beim Eintauchen in kaltes Wasser.

Die kritische Temperatur des Sauerstoffs ist — 113° C. Oberhalb dieses Punktes bleibt er hartnäckig gasförmig: die Bewegungen zwischen den Molecülen sind zu kräftig, um ihnen zu gestatten, sich dicht an einander zu legen. Der Stickstoff ist noch schwieriger zu fassen, denn bei ihm liegt dieser Punkt noch viel tiefer, bei — 147° C. Solche Kälte läßt sich durch directe Mittel nicht erzielen, dazu muß flüssiger Sauerstoff seine Dienste leihen. Das Princip, welches hierbei befolgt wird, ist leicht erklärt. Die Bewohner der Hochgebirge wissen aus Erfahrung, daß in großen Höhen kein guter Thee zu machen ist, weil das Wasser nicht so hoch erhitzt werden kann, um das Kraut genügend auszuziehen. Auf der Spitze des Monte Rosa ist der Kochpunkt des Wasser von 100° C., wie in Meereshöhe, auf 85° C. hinabgedrückt. Diese Erscheinung ist Nichts weiter als eine Wirkung des verminderten Druckes der Atmosphäre und kann in ganz derselben Weise und mit weniger Anstrengung als durch einen Aufstieg von 15000 Fuß durch ein paar Züge einer Luftpumpe herbeigeführt werden. Nun ist kochender Sauerstoff, gerade so wie kochendes Wasser, in der Luftleere kälter als in der freien Luft und zwar in der That so viel kälter, daß er eine Temperatur von — 200° C. zeigt. Diese Kälte reicht hin, um nicht nur Stickstoff, sondern auch atmosphärische Luft zu verflüssigen. Am 2. Juni 1892 wurde während eines Vortrages Professor Dewars das eigenartige Schauspiel beobachtet, daß gewöhnliche Luft, die in Folge der heißen Jahreszeit mehr als gewöhnlich warm und elastisch war, freiwillig in ein offenes Gefäß tropfte, das ein Probirröhrchen umgab, in welchem Sauerstoff unter Luftverdünnung kochte. Die Luft ist, wie wir kaum zu sagen nöthig haben, eine mechanische Mischung von 4 Theilen Stickstoff mit 1 Theil Sauerstoff. Von dem Letzteren, welcher ja der Kälte weniger Widerstand entgegensetzt, als der Stickstoff, hätte man erwarten sollen, daß er sich zuerst verdichten würde. Aber in Wirklichkeit verhält sich die Sache

ganz anders. Die beiden Gase verflüssigen sich zusammen, verdampfen jedoch jedes für sich. Der Stickstoff kocht für sich ab und hinterläßt fast reinen Sauerstoff. Etwas ähnlich verhält sich ja starke Salzlösung, welche gefriert, ohne die Salze abzuscheiden, die sie indeß beim Verdampfen zurückläßt. Die Analogie ist freilich durchaus nicht vollständig, aber sie zeigt doch, daß das Verhalten der Gase nicht gar so abweichend ist, wie es auf den ersten Blick erscheint.

Der Haupterfolg der Arbeiten Dewars ist bis jetzt das Gefrieren von Stickstoff und von Luft zu starren Körpern. In jedem Falle entsteht eine Masse, die sich in ihrem Aussehen von Eis nicht unterscheidet. Unvermischter Sauerstoff konnte noch nicht zum Gefrieren gebracht werden. Sicherlich nicht aus dem Grunde, weil er unfähig ist, den starren Zustand anzunehmen, sondern weil die dazu nöthigen Bedingungen noch herausgefunden und hergestellt werden müssen. Bemerkenswerth ist indeß die Eigenthümlichkeit, daß er im Verhältniß zum Stickstoff so leicht zu verflüssigen ist, während er dem Erstarren so großen Widerstand entgegensetzt.

Und nun mögen wir wohl fragen: Wie ist Dewar zu seinen glänzenden Resultaten gekommen? Welches weiß beschwingte Schiff hat ihn zu den Regionen des starrenden Eises hinübergetragen? Wer von den Olympiern hat ihm beigestanden, so daß er seinen Mitbewerbern in dem Wettlaufe nach dem Ziele der absoluten Kälte zuvorkam? — Die Arbeit war sauer. Um sie zu bewältigen, waren intellectuelle, moralische und materielle Hilfsquellen erforderlich, und zwar ohne Einschränkung. Schon was den Maßstab allein anlangt, so sind großartige Fortschritte gemacht worden. Noch vor ein paar Jahren enthielt ein Capillarrohr den ganzen Sauerstoff, der auf einmal verflüssigt werden konnte. Und Dewar selbst war zufrieden, mit einem Fingerhut voll von einer Substanz arbeiten zu können, die, was Seltenheit anlangt, mit „einem Haar aus dem Barte des großen Cham" in eine Reihe gestellt werden konnte. Jetzt kann sie buchstäblich nach Oxhoften dargestellt werden. Mit großen Kosten, das versteht sich. Es ist nicht sicher, ob bei Berücksichtigung der „Anlagekosten" ein Nutzen zu erzielen wäre, wenn die Substanz zu 100 £ die Gallone (= 450 Mark das Liter) verkauft werden könnte. Und bei den Untersuchungen eines einzigen Nachmittags werden oft ein paar Gallonen verbraucht.

Die stärksten Apparate, welche jemals in der Gas-Chemie zur Anwendung gekommen sind, sind unter Dewars Leitung errichtet worden in dem Laboratorium, in welchem Davy und Faraday ihre denkwürdigen Arbeiten ausführten. Dazu gehören eine Gaskraft- und zwei Dampfmaschinen, vier Stahlcompressoren, ein paar große Luftpumpen nebst Vorgelege, Transmissionen und Kuppelungen, quantum sufficit. Die innern organischen Einzelheiten der Maschinerie indessen enthalten das wahre Geheimniß ihrer Wirksamkeit. Sie sind durch Aufwendung von ungewöhnlichem Erfindungstalent zusammen mit ausdauerndem Fleiß ausgedacht und

vervollkommnet worden. Die Richtung von Gedankenarbeit auf einen Punkt hat ihren Ausdruck gefunden in der Zusammenstellung sinnreicher Vorrichtungen zur Erreichung eines einzigen Zwecks.

Das Princip der Methode, welche befolgt wurde und nach welcher schon Pictet und Cailletet gearbeitet hatten, besteht in der Erniedrigung von Siedepunkten mittelst Druckverminderung. Es wird eine Reihe von Stoffen ausgewählt, welche mehr und mehr Schwierigkeiten bei der Verflüssigung darbieten; jeder davon wird benutzt, um die Widerspenstigkeit seines nächsten Gefährten zu besiegen. So ist durch stufenweises Fortschreiten die Temperatur von — 210° C. erreicht worden. Die Arbeit, die freilich in der Praxis gewöhnlich etwas abgekürzt werden kann, beginnt mit dem Gefrierenlassen von Kohlensäure durch rasches Verdampfen von Aether. Kohlensäure kocht unter Atmosphärendruck bei — 80° C., läßt man aber die Luftpumpe gehen, bei — 110° C. Stickoxyd ergiebt sich bei dieser Temperatur auf Gnade und Ungnade und liefert, seinerseits unter Thätigkeit der Luftpumpe zum Kochen gebracht, das Mittel, um Aethylen zu verflüssigen, welches bei ähnlicher Behandlung bis zur Temperatur von — 145° C. abgekühlt wird. Hier ist endlich die fast unzähmbare Bewegung der Theilchen des Sauerstoffs soweit vermindert, daß sie unter einem Drucke von 1500 Pfund auf den Quadratzoll in das Bereich der Wirkung der Cohäsion gebracht werden können. Die beschleunigte Verdampfung von Sauerstoff liefert alsdann hinreichend Kälte, um Luft und Stickstoff zu verflüssigen, und diese wiederum, wenn sie in doppelten Vorlagen durch zwei mächtige Luftpumpen behandelt werden, vereinigen ihre Kühlkraft, um starren Stickstoff zu liefern, ein Versuch, der am 19. Januar 1894 zum ersten Male vor der Oeffentlichkeit erfolgreich durchgeführt wurde. Er scheint für jetzt das Ne plus ultra des durch künstliche Kälte Erreichbaren darzustellen. Es bleibt noch eine Aufgabe zu lösen, doch die Zeit ist noch nicht reif dazu. Die Verflüssigung des Wasserstoffs läßt sich mit den augenblicklich befolgten Methoden nicht durchführen; es ist auch für die nächste Zukunft wenig Hoffnung vorhanden, daß diese Verflüssigung verwirklicht werden wird.

Das allerwesentlichste der Kühlmittel, welche Dewar verwendet, ist das „ölbildende Gas", Aethylen, von welchem Faraday im Jahre 1845 eine kleine Menge verflüssigt hatte. Dieser Körper ist eine Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff und wird dargestellt durch Behandlung von Alkohol mit starker Schwefelsäure. In dem Laboratorium der Royal Institution wird er jetzt centnerweise auf ein Mal dargestellt trotz der großen Gefahren, von denen die Fabrikation begleitet ist, wenn nicht die allerpeinlichste Vorsicht beobachtet wird. Denn Aethylen ist sehr explosiv, und die kleinste Undichtigkeit der Röhren, durch welche es hindurchgeleitet wird, kann jederzeit zu gefährlichen Unfällen führen. Nichtsdestoweniger sind seine Dienste nicht zu entbehren und werden in hohem Grade ausgenützt. Jede neu hergestellte Menge muß immer und immer wieder Arbeit

verrichten, indem sie einen unablässigen Rundgang von abwechselnder Verflüssigung und Verdampfung auszuführen hat, und in gleicher Weise hat das Stickoxyd eine ähnliche Kreislaufsarbeit zu verrichten.

Dewars Versuche mit flüssigem Sauerstoff, um damit zu beginnen, hatten mit einer großen Schwierigkeit zu rechnen, der Heftigkeit, mit welcher er kocht. Kein einziges Theilchen davon blieb einen Augenblick in Ruhe. Die Bestimmung seiner Eigenschaften war ebenso unmöglich, wie etwa genaue astronomische Beobachtungen durch die wogenden Dämpfe hindurch, welche den Gesichtskreis erfüllen. Aber Schwierigkeiten sind oft nur ein Sporn zu Erfindungen, und sie veranlaßten hier die wichtige Einrichtung der „Vacuumgefäße“, welche gestatten, derartige Flüssigkeiten bei gleichbleibenden Temperaturen zu erhalten. Die Luftmolecüle sind unermüdliche Träger der Wärme. Auf jedes Quadratcentimeter von kalter Oberfläche, die ihnen ausgesetzt ist, schlagen sie zu Billionen in der Secunde auf, und jedes Molecül hinterläßt bei seiner Rückkehr irgend einen kleinen Theil seines Wärmevorraths. Verhindert man jedoch ihren Zutritt, so läßt sich der Vorgang des Temperaturenausgleichs so ziemlich beseitigen. So zeigt denn flüssiger Sauerstoff, wenn er von einem „Vacuum-Mantel“ geschützt ist, kein Anzeichen von jener stürmischen Bewegung, sondern verdampft ruhig an der Oberfläche ohne sehr merkliche Verluste. Das Vacuum wird in dem äußern Mantel eines doppelten Condensators erzeugt, aus welchem jede Spur von Luft nach dem Princip von Torricelli ausgetrieben worden ist; friert man alsdann das Quecksilber aus, so erhält man einen außerordentlich hohen Grad von Verdünnung. Die Spannung des Quecksilberdampfes — die einzige Art von Stoff, welche in einer derartig behandelten Kugel zurückbleibt — ist nicht größer als der 400000ste Theil eines Millimeters. Indeß die äußere Anwendung eines Baumwollpfropfens, der in flüssigen Sauerstoff getaucht worden ist, verdichtet dieses verschwindende Ueberbleibsel von metallischem Gas rasch zu einem glänzenden Spiegel, gerade so wie die Feuchtigkeit während einer Frostnacht an der Innenseite einer Fensterscheibe als Eis abgesetzt wird. Durch die fast absolute Leere in der mit Quecksilberspiegel belegten Kugel geht eine elektrische Entladung nur mit der größten Schwierigkeit hindurch, und die Schwierigkeit würde wahrscheinlich zur Unmöglichkeit, wenn es gelänge, die wenigen zurückgebliebenen Molecüle ganz hinauszufegen. In solche Vacuumräume eingeschlossen, ist flüssiger Sauerstoff so gut wie theilnahmlos gegen die Angriffe der Wärme, und es lassen sich Versuche zur Erkennung seiner Absonderlichkeiten mit Muße und Bequemlichkeit anstellen.

Sauerstoff kann man als das herrschende irdische Element betrachten. Er bildet acht Neuntel des Gewichts des Wassers, ein Fünftel des Gewichts der Erdatmosphäre und ungefähr die Hälfte des Gewichts der Erdkruste. Es besteht jedoch keine Gewißheit darüber, daß er in Tiefen von, sagen wir, 50 Kilometern vorhanden ist. Es ist wahrscheinlicher, daß die

Oxydation auf die oberflächlichen Schichten der sich abkühlenden Erdkugel beschränkt geblieben ist, als daß sie sich bis in's Innere fortgesetzt hat. Von größerer Bedeutung für uns selbst ist die Thatsache, daß unser Körper hauptsächlich aus diesem normalen Luftbestandtheil zusammengesetzt ist, daß er in hohem Grade von ihm ernährt wird und daß in der That alles Leben auf ihm beruht. Sauerstoff ist das große Bedürfniß in dem Haushalt der Natur. Die meisten anderen chemischen Elemente streben nach der Vereinigung mit ihm, und haben sie ihn einmal festgenommen, so lassen sie ihn nicht leicht wieder los. Ist er also überhaupt jemals in der Luft und in den Meeren des Mondes zugegen gewesen, so ist er wohl schon seit langer Zeit durch chemische Wirkung „aufgesogen" worden. Außerhalb der Erde kommt er unzweifelhaft vor in den Meteorsteinen und wahrscheinlich auch in einigen der Planeten, aber weder die Sonne noch die Sterne geben irgend ein Anzeichen, daß sie Sauerstoff enthalten. Dunkle Bänder, die durch seine Absorption verursacht werden, sind allerdings in den Hieroglyphen enthalten, die uns das Sonnenspectrum schreibt, aber ihr irdischer Ursprung wurde von M. Janssen bewiesen, der im letzten September zum zweiten Male auf den Mont-Blanc stieg, um dort ihr allmähliches Schwächer- und Schwächerwerden mit der Erhebung in der Erdatmosphäre zu studiren. Das Endresultat war, daß außerhalb der Grenze der Atmosphäre keine Spur dieser Bänder übrig bleiben würde. Sie sind also Gebilde unseres eigenen Heims. Die Sonne hat mit ihnen Nichts zu schaffen.

Diese atmosphärischen Banden und Streifen sind den Spectren des luftförmigen wie des flüssigen Sauerstoffs gemeinsam. Dieselben prismatischen Elemente werden bei Ausschluß allen Sonnenlichts aus einem elektrischen Lichtstrahl ausgeschieden, welcher eine ein paar Zoll dicke Schicht flüssigen Sauerstoffs durchquert hat. Diese Identität, welche zum Theil bereits von Olczewski im Jahre 1887 nachgewiesen worden ist, wurde von Liveïng und Dewar im Jahre 1889 vollauf bestätigt. Sie beweist nicht nur, daß die Molecüle des Sauerstoffs bei ihrer Verflüssigung keine Veränderung ihres Baues erleiden, sondern auch, daß eine 900fache Verdichtung, im Verein mit den Fesseln der Cohäsion, ihnen die Freiheit läßt, ihre ihnen eigenthümlichen Schwingungen auszuführen. „Diese Erhaltung der molecularen Zusammensetzung," bemerkt Dewar, „ist um so bemerkenswerther, wenn man erwägt, daß keine Verbindung des Sauerstoffs, so weit bekannt ist, die Sauerstoff-Absorptionsbänder giebt". Auch Ozon nicht, denn dieses zeigt ein durchweg verschiedenes Spectrum. Flüssiges Ozon ist intensiv blau. In flüssigem Sauerstoff gelöst, verändert es dessen klare Farbe zu ausgesprochenem Indigo. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß seine Bildung als Gas in der Atmosphäre die Wirkung haben muß, das Blau des Himmels zu vertiefen. Es ist das indeß wahrscheinlich nur eine Nebenwirkung. Die Haupterklärung für des Himmels Blau — nach

der Meinung von Olczewski, mit welcher Dewar übereinstimmt — ist in der wahren, ursprünglichen Farbe des Sauerstoffs zu suchen. Und seine Farbe ist das naturgemäße Resultat des Vorwaltens des blauen Endes seines Spectrums in Folge der Auslöschung vieler rothen, gelben und orangefarbenen Strahlen.

Die Unveränderlichkeit bezüglich der Absorptionswirkung auf das Licht in seinem neuen Aggregatzustande steht im Zusammenhang mit dem Erhalten seiner übrigen Eigenschaften. Nach der Verflüssigung ist er ein schlechter Leiter von Wärme und Elektricität wie zuvor, und von seinem Wärmedurchlassungsvermögen hat er Nichts verloren. In einem Versuche Dewars wurde ein mit flüssigem Sauerstoff gefülltes kugelförmiges Glasgefäß als Brennglas benutzt. Die Strahlen eines elektrischen Bogenlichts, welche durch das Brechungsvermögen dieser Linse in einem Punkte vereinigt wurden, entzündeten in der That ein Stück Papier, das an jene Stelle gebracht worden war, während die kalte Linse, durch welche die Strahlen hindurch gegangen waren, kaum etwas lebhafteres Kochen zeigte. Demnach trifft strahlende oder ätherische Wärme bei ihrem Durchgange durch Sauerstoff keinen Widerstand, während die moleculare Wärme, welche nur von Theilchen zu Theilchen sich fortpflanzen kann, den Weg gleich am Eingang verschlossen findet.

Sodann war von gasförmigem Sauerstoff bekannt, daß er magnetisch ist, aber es war daraus durchaus nicht zu folgern, daß auch flüssiger Sauerstoff so sein müsse. Am 10. December 1891 brachte Dewar Etwas von diesem Körper in einem Steinsalzgefäße zwischen, und zwar gerade unter die Pole eines Elektromagneten. Kaum war der Stromkreis geschlossen, als die Flüssigkeit in einer Masse an die Pole sprang, und hier blieb sie so lange haften, bis der letzte Tropfen verdampft war. Mit flüssigem Sauerstoff durchfeuchtete Baumwolle haftete mit großer Hartnäckigkeit fest, bis sie durch die Verdunstung trocken geworden war. Die magnetische Capacität des flüssigen Sauerstoffs beträgt allerdings nur 1/1000 von der des Eisens, doch die Entdeckung derselben ist von weittragender Bedeutung.

Flüssige Luft scheint keine besonderen Eigenschaften zu besitzen. Sie ist magnetisch in dem Verhältniß, in welchem Sauerstoff in ihr enthalten ist; ihr Spectrum ist dasjenige des Sauerstoffs, nur abgeschwächt; ihre Farbe ist die des Sauerstoffs in heller Schattirung. Der Antheil, welchen Stickstoff in dieser Masse spielt, ist der eines einfachen Verdünnungsmittels. Stickstoff, das heißt freier, das Molecül (das Atom zeigt eine außerordentliche Reactionsfähigkeit und Mannigfaltigkeit in seinen Verbindungen), ist der indifferenteste aller Stoffe. Seine kennzeichnenden Eigenschaften sind in der Hauptsache negative. Er leitet nicht Wärme und Elektricität, aber er läßt strahlende Wärme und strahlendes Licht durch sich hindurchgehen, ohne irgend welche merkliche Mengen davon zurückzuhalten. Chemisch träge vereinigt er sich selbst mit Sauerstoff nur unter dem Zwange elektrischer Er-

regung. Wäre er anders beschaffen, so könnte er nicht die Rolle der Neutralität spielen, die ihm in unserer Atmosphäre zugewiesen ist. Bei jedem Gewitter wird allerdings eine kleine Menge Salpetersäure gebildet, die, durch den Regen in den Erdboden geführt und von den Pflanzen aufgenommen, dazu beiträgt, die stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe zu liefern, welche für die Erhaltung des thierischen Lebens unbedingt nothwendig sind. In dieser Bildung von Stickstoff-Verbindungen durch die atmospärische Elektricität sah man noch vor ein paar Jahren die einzige Quelle für die Vermehrung der für die Pflanze verfügbaren stickstoffhaltigen Nahrungsmittel, deren Bestand durch Fäulnißvorgänge, Verbrennung und andere Ursachen unablässig verringert wird. Berthelot zeigte, daß die durch die Elektricität gebildeten gebundenen Stickstoffmengen bei Weitem nicht ausreichen, den Abgang zu decken, und er und Hellriegel und Schloesing wiesen nach, daß die Pflanzen in den mit ihnen „zusammen lebenden" (symbiotischen) Bacterien ausgiebige Producenten und Lieferanten von Stickstoffverbindungen aus dem Luft-Stickstoff besitzen. —

Die Erzeugung von außerordentlich niedrigen Temperaturen besagt viel mehr als die Leistung einer Waffenthat in einem wissenschaftlichen Feldzuge. Flüssiger Sauerstoff und flüssige Luft sind in der That Beutestücke eines Sieges über die Natur; sie bilden die Verwirklichung von Etwas, das in der regelmäßigen Ordnung der Dinge als unmöglich bezeichnet worden war, aber sie bedeuten noch viel mehr. Denn sie sind ebensowohl Werkzeuge der Forschung, wie Gegenstand der Neugierde. Unter normalen Verhältnissen auf der Oberfläche der Erde ist es unmöglich, eine gründliche Kenntniß der wesentlichen, charakteristischen Merkmale des Stoffs zu gewinnen. Daher ist es das beständige Streben der Physiker gewesen, das Gebiet zu erweitern und die Beobachtungsbedingungen mannigfaltiger zu gestalten. Um das zu erreichen, haben sie Feuer und Frost zu Hilfe gerufen, haben sie den Ossa auf den Pelion gethürmt, um mechanischen Druck zu erzeugen; haben sie so ziemlich das letzte Molecül aus bis dahin für luftleer gehaltenen Räumen hinausgeschafft; sie haben die noch dunklen Kräfte Elektricität und Magnetismus als Bundesgenossen in's Feld geführt, sie haben das Licht verdichtet und analysirt, sie haben tief in die feste Erde hinein gegraben, sie haben die Abgründe des Himmels erforscht.

Die allgemeine Aufgabe, deren Lösung sie durch ihre Anstrengungen versuchten, ist freilich von solcher Art, daß sie das Interesse jedes denkenden Gemüths erregen muß, obschon sie in der That in das Gebiet des Unerkennbaren hinüberspielt. Was ist die materielle Grundlage der Erscheinungen? fragen sich sowohl Philosophen wie Physiker. Was bleibt übrig, wenn man die Kraft von dem Stoff wegnimmt? Etwas, das Masse hat, können wir ohne Zögern antworten, Etwas, das widersteht, wenn es, ruhend, in Bewegung gesetzt wird, oder, bewegt, zur Ruhe gebracht wird. Aber dieses Etwas kann kein Gewicht haben, denn die Schwere

ist eine Kraft; es kann keine Consistenz haben, weil es keine Cohäsion besitzt; es muß unfühlbar sein, denn Widerstand gegen Druck setzt Thätigkeit voraus, nicht bloße passive Undurchdringlichkeit. Bei der Wahl eines Namens für dieses Caput mortuum geht das Wort „kosmischer Staub" nicht weit genug, um seine wirkliche Natur zu kennzeichnen, welche in der That für uns stets unvollkommen gekannt sein wird, in Folge unserer Unfähigkeit, den Stoff getrennt von Kraft, oder die Kraft getrennt von Stoff, zu begreifen. Der nächste Weg zum Kernpunkt der Frage führt zweifelsohne durch das Studium der Beziehungen des Stoffs zur Wärme. Alle seine Umwandlungen vollziehen sich, alle seine Thätigkeiten kommen in's Spiel unter dem Einfluß der Wärme. Was wäre also wohl zu erwarten, wenn man ihm die Wärme völlig entziehen würde?

Eine untere Grenze für die Temperatur muß es geben. Denn die Temperatur mißt die moleculare Energie der Bewegung. Da diese Bewegung regelmäßig abnimmt mit fortschreitender Wärmeentziehung, müssen wir folgern, daß dieses Abnehmen schließlich in einem völligen Verschwinden endigt. Ferner, jedes vollkommene Gas, wie z. B. die Luft, zieht sich bei der Abkühlung zusammen auf $^1/_{273}$ seines Volums bei 0^0 C. für jeden Grad Celsius. Dieser Vorgang muß also nothwendig zu einem Endpunkt führen, welcher erreicht wird, wenn das Gas kein merkliches Volum mehr besitzt. Fände diese Zusammendrückung ganz regelmäßig statt, dann läge dieser Punkt bei — 273^0 C. Das heißt also, der unterste Punkt der Scala an einem vollständig graduirten Luft-Thermometer ist — 273^0 C. Wir finden aber jetzt, daß diese theoretische Zusammenschrumpfung zu Nichts niemals statthaben kann, da die Luft lange vorher, ehe sie diesen Nullpunkt erreicht, erstarren würde. Indessen, durch diese Thatsache wird jene Folgerung, daß der „Tod des Stoffs" durch gänzliche Entziehung von Wärme bei — 273^0 C. stattfindet, durchaus nicht erschüttert. Ueberdies leiten mehrere Wege der Forschung übereinstimmend auf diesen „absoluten Nullpunkt". Es ist unwahrscheinlich — vielleicht mehr als unwahrscheinlich, daß er jemals mit unseren Versuchsmitteln erreicht werden wird. Das Absolute, in jedweder Form, entzieht sich der unmittelbaren Wahrnehmung.

Die Erkennung einer unbedingten Temperatur-Scala ist indeß für viele physikalische Untersuchungen von großer Wichtigkeit, und sie wird durch die Thatsachen durchweg unterstützt. Inzwischen ist der Puls der Wärme, obwohl er wahrscheinlich unfähig ist, ganz und gar zum Stillstand gebracht zu werden, in dem Laboratorium der Royal Institution zu sehr langsamem Schlagen gezwungen worden. Mit was für Wirkungen in Bezug auf die Eigenschaften des Stoffs, haben wir eben zu sehen angefangen, denn Professor Dewar meint erst auf der Schwelle der Untersuchungen zu sein. Seine meisterhafte Rede: „Ueber die wissenschaftlichen Anwendungen der flüssigen atmosphärischen Luft," die er am 19. Januar 1894 hielt, war trotzdem in einigen Punkten abschließend und in vielen anderen in hohem

Grade anregend. Die flüssige, unirdische Substanz hat er jetzt so ganz in der Gewalt, daß er sie ohne Einschränkung als Kühlmittel verwenden kann. Demnach kann Stoff, welcher auf — 200 ° C. abgekühlt worden ist, unter seinen verschiedenen Gesichtspunkten untersucht und mit Stoff von gewöhnlicher Temperatur verglichen werden. Die Unterschiede sind belehrend.

Die Elasticität, um damit anzufangen, wird in hohem Grade vermehrt. Metalle, welche in flüssige Luft getaucht sind, brechen viel weniger leicht als bei gewöhnlicher Temperatur. Einige, wie Eisen und Neusilber, besitzen verdoppelte Zugfestigkeit. Ihr Gefüge wird durch das ungehinderte Spiel der molecularen Anziehung zäh gemacht und gedichtet. Das war aber nur zu erwarten. Cohäsion und Wärme sind naturgemäß entgegengesetzt. Unter dem Einflusse der ersteren zieht sich der Stoff zusammen, und wird hart, er sammelt seine Kräfte im engeren Raum. Der letzteren unterworfen, dehnt er sich aus, wird weich und bietet mechanischen Kräften verminderten Widerstand dar. Die Cohäsion zieht die Theilchen zusammen, die Wärme treibt sie aus einander. Sie beschwingt sie mit Geschwindigkeiten, die zum Zerfall führen, und zwingt sie zu unbegrenzter Vertheilung.

Die magnetischen Eigenschaften des flüssigen Sauerstoffs bilden keine allein stehende Erscheinung. Die Empfindlichkeit für diese besondere Art von Thätigkeit wächst stetig und allgemein, so weit bis jetzt bekannt ist, mit abnehmender Temperatur. Die Ursache dieses Wachsthums mit zunehmender Kälte ist eben so wenig bekannt wie die Ursache der Abnahme des Magnetismus mit zunehmender Wärme. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Eisen bei einer Temperatur von gegen 800 ° C. nicht magnetischer ist als Holz und Glas. Nickel wird schon bei 207 ° C. von den stärksten Magneten nicht mehr angezogen. Die Lehre, daß die Sonne der Mittelpunkt eines großen magnetischen Feldes sei, stößt demnach bei deren ungeheuer hoch erhitzten Zustande auf ernste Schwierigkeiten.

Das Gesetz, welches elektrischen Widerstand mit Temperatur in Zusammenhang bringt, ist viel weniger gleichförmig. Metalle, welche durch keine Spur fremder Stoffe verunreinigt sind, leiten immer besser, je kälter sie sind. Professor Dewar und Professor Fleming stellen fest, daß

> „der elektrische Widerstand eines gegebenen reinen Eisendrahts bei — 197 ° C. nur $^1/_{23}$ des Widerstands bei + 100 ° C. ist. Bei reinem Kupfer ist das Verhältniß der Widerstände für dieselben Temperaturen wie 1 : 11. Die geringste Verunreinigung hat großen Einfluß auf diese Abnahme. Für die vollkommen reinen Metalle scheint demnach in dem Maße, als die Temperatur dem absoluten Nullpunkte genähert wird, der specifische elektrische Widerstand abzunehmen, so daß dieser am absoluten Nullpunkte entweder ganz verschwindet oder einen sehr kleinen rückständigen Werth annimmt."

Dieser Satz gilt jedoch keineswegs für Legirungen. Ihr Leitungsvermögen wird durch die Temperatur nur wenig beeinflußt, insbesondere,

wenn ihre Bestandtheile chemisch unähnlich sind. Solche Legirungen sind Neusilber und Platinsilber. Sind andererseits die mit einander legirten Metalle chemisch ähnlich, wie bei Platiniridium und Platinrhodium, so nimmt der Widerstand mit zunehmender Kälte merklich ab, obschon in weit geringerem Grade, als bei den reinen Metallen beobachtet wurde. Es ist also kein Anzeichen dafür vorhanden, daß der elektrische Widerstand hier beim absoluten Nullpunkte verschwinden wird. Das Gesetz, nach welchem diese Aenderungen vor sich gehen, ist außerdem bei gewissen metallischen Stoffen thatsächlich umgekehrt. Einer dieser Stoffe ist Kohle. Ihr elektrischer Widerstand wächst regelmäßig mit Entzug von Wärme, während er bei der Temperatur des elektrischen Flammenbogens so gut wie Null ist: der Strom geht durch die Enden der Kohlenstäbe ohne Hemmniß hindurch. Isolatoren, wie Glas, Guttapercha und Glimmer, werden sich wahrscheinlich gleichartig verhalten; sie sind bislang noch nicht über dasselbe große thermometrische Gebiet hin geprüft worden. Diese Verschiedenheiten lehren, wie außerordentlich zusammengesetzt die Beziehungen sind, in welchen Stoff zu Wärme und Elektricität steht, und mögen wohl das kühnste speculatorische Talent an der Verbindung derselben zu einer gesetzmäßigen Verallgemeinerung verzweifeln lassen.

Chemische Verwandtschaft wird in der Regel durch Wärme gesteigert; wir sind also nicht unvorbereitet, sie durch Kälte vernichtet zu sehen. Ausnahmen von dieser Regel mögen freilich gelegentlich an den Tag kommen, aber die Regel selbst wird schwerlich erschüttert werden durch die Thatsache, daß die photographische Wirkung bei der Temperatur des siedenden Sauerstoffs fortbesteht. Denn die Aenderung, welche an einer empfindlichen Platte durch den Aufprall der Lichtstrahlen zu Wege gebracht wird, besteht hauptsächlich in dem Durcheinanderschütteln der Molecüle der Silbersalze darin, deren Schwingungsintensität durch die zugeführten Lichtstrahlen erhöht wird. Die Wirkung ist mehr eine mechanische als eine chemische. Wir haben noch zu lernen, ob Photogramme bei den stärksten Kältegraden ebenso erfolgreich, wie exponirt, entwickelt werden können. Ist das der Fall, so würde daraus folgen, daß echte chemische Vorgänge sich abspielen können, bis allgemeine Erstarrung ihr Siegel auf die Natur drückt.

Die Wirkungen der Kälte auf Farben sind außerordentlich merkwürdig. Bei — 192 ° C. wird Schwefel weiß, das Orangegelb von doppelt chromsaurem Kali verschwindet, Zinnober wird fahl orangefarben, Eisenchlorid verliert sein tiefes Roth, eine Lösung von Jod in Alkohol ihr gesättigtes Violett. Mit der Rückkehr der Wärme erlangen jedoch alle diese Körper ihre früheren Farbentöne wieder. Blaue Farbenabstufungen sowohl wie organische Farbstoffe von jeder Nüance scheinen von der Temperatur nicht beeinflußt zu werden. In diesem neuen und interessanten Versuchsfelde hat Dewar bis jetzt erst wenige Pionierversuche angestellt. Ihre Ergebnisse konnten nicht

vorausgesehen werden, und sie stehen abseits der früher für die Farbenlehre festgestellten Thatsachen. Sie sind vielleicht berufen, in zukünftigen Rückblicken Denksteine einer neuen Aera in der Wissenschaft der Farbe darzustellen.

Ebenso wenig konnte vorausgesehen werden, daß das Leben, wenn auch in seinen einfachsten Formen, ein Bad in die kalte Tiefe, wo Sauerstoff in einem vacuumummantelten Gefäße zischt, überdauern könnte. Nichtsdestoweniger sind die Sporen von Mikroben und die Samen vieler Pflanzen von Professor Mc. Kendrick dieser harten Probe ausgesetzt worden, ohne daß ihre Lebensfähigkeit geschädigt worden wäre. Durch diese Versuche hat Lord Kelvins phantasiereiche Vermuthung, daß das Leben auf unseren Erdball durch Meteorite gekommen sei, anscheinend eine Stütze gewonnen, denn man kann nicht länger sagen, daß Keime im Innern oder an der Oberfläche von Meteorsteinen in der Kälte des Sternenraumes, die sich dem absoluten Nullpunkte nähern mag, nothwendigerweise hätten absterben müssen. Nachdem dieser eine Einwand beseitigt, mögen freilich andere, ebenso schwerwiegende, erhoben werden.

Dewars erstaunliche Erfolge bei seinen Arbeiten mit niedrigen Temperaturen haben es möglich gemacht, wenigstens eine vorläufige Vorstellung über den Zustand des Stoffs zu gewinnen, welcher nach vollständiger oder nahezu vollständiger Wärmeentziehung unbeseelt zurückbleibt. Er wird offenbar nicht hinwegschlüpfen in einer metaphysischen Abstraction. Im Gegentheil, er wird solider, griffiger, als wir ihn zu finden gewohnt sind. Die Hypothese des Zerfalls durch Kälte kann auf die andere Seite des Mondes verwiesen werden.

Dieselbe eiserne Fessel der Cohäsion, welche verschiedenen Stoffarten eine diamantene Härte verleiht, vermag jede Aenderung in ihren gegenseitigen Verbindungen wirksam zu unterdrücken. Unter der Herrschaft der Cohäsion würde der chemische status quo in alle Ewigkeit ausgedehnt. Die chemische Verwandtschaft, wenn sie noch vorhanden wäre, würde machtlos sein. Ihre Wirksamkeit wird, aus einem entgegengesetzten Grunde, durch sehr starke Hitze ebenfalls verhindert. Die Molecüle sind in dem einen Falle gefesselt wie mit eisernen Banden, in dem andern werden sie in einer Bewegung erhalten, welche durch chemische und durch Cohäsions-Kräfte nicht zu bändigen ist. Ueberdies spaltet die Wärme solche Verbindungen, welche bei niederer Temperatur gebildet werden, und bei hohen Hitzegraden duldet sie nur noch das Dasein von einfachen Stoffen. Kälte hingegen hat keine Dissociationswirkung. Wir haben gesehen, daß sie selbst die mechanische Mischung von Stickstoff und Sauerstoff in unserer Atmosphäre respectirt und daß Salzwasser Salzeis bildet. Würde also unsere Erde, die in vorgeologischen Zeiten zu heiß war, um andere als elementare Art von Stoff zu tragen, in den Sternenraum außerhalb des Sonnensystems gebracht, so würden ihre Bestandtheile — die Mineralien

und das Wasser — zu Starrheit und Trägheit erhärten, aber sie würden keine chemische Veränderung mehr erleiden. Der Wasserdampf und die Kohlensäure der Atmosphäre würden augenblicklich als Schnee herabkommen, während der Sauerstoff und der Stickstoff sich zunächst verflüssigen würden, um dann zu krystallisiren. Ihre vereinte verfestigte Masse würde jedenfalls den ganzen Erdball als eine Eisschale von 12—13 Meter Dicke einhüllen. In Folge der Durchlässigkeit dieser Substanz für strahlende Wärme könnte sie nicht ein Mal durch die großen Beträge von unterirdischer Wärme geschmolzen werden, welche unausgesetzt durch Strahlung an den Himmelsraum abgegeben werden. Unter solchen Bedingungen könnte also die Erde an der Oberfläche mit ewigem Luft-Eis bedeckt sein, während sie im Innern noch weißglühend wäre.

Noch ein Gas ist durch die Kälte zu bezwingen. Wasserstoff ist niemals verflüssigt worden. Allerdings ist öfters das Gegentheil behauptet worden, aber diese Behauptungen gründen sich auf mißverständliche Erklärungen von falsch beobachteten Erscheinungen. Es ist Nichts so gewiß, wie daß bei — 210 ° C., der augenblicklichen Grenze für die Forschung nach niederen Kältegraden hin, dieser elastischste aller Stoffe sich wie ein vollkommenes Gas verhält. Er gehorcht getreulich den Gesetzen für die Ausdehnung der Gase, er vermindert also sein Volum regelmäßig in dem Maße, wie der Druck wächst und die Wärme abnimmt, und nach diesem Verhalten kann er als brauchbares Mittel dienen, um Kältegrade zu messen, welche hinreichen, Sauerstoff zu verflüssigen und Stickstoff zum Erstarren zu bringen. Unterhalb des Gefrierpunktes des Quecksilbers benutzte Faraday ein Alkohol-Thermometer; unterhalb des Gefrierpunktes des Alkohols nimmt Dewar seine Zuflucht zu einem Wasserstoff-Thermometer. Das wäre nicht möglich, wenn man den kritischen Punkt des Gases erreicht hätte, da es alsdann bei allen niedriger gelegenen Temperaturen sich im Zustande eines Dampfes befinden und unregelmäßigen Veränderungen ausgesetzt sein würde. Ehe der Experimentator der Royal Institution den Wasserstoff zum Führer nahm, versicherte er sich, wie kaum nöthig ist zu erwähnen, daß er es nicht mit einem solch' launischen Wesen zu thun hatte.

Wasserstoff hat also, so weit Menschenwissen in Betracht kommt, niemals als Dampf existirt; bei — 210 ° C. ist er nicht weniger ätherisch als bei + 15 ° C. Seine kritische Temperatur wird bei ungefähr — 240 ° C. liegend geschätzt, während sein hypothetischer Kochpunkt bei — 250 ° C. liegt. Könnte also Wasserstoff verflüssigt werden, so ließe er sich unter der Luftpumpe zum Kochen bringen, und dann würde man eine Temperatur erreichen, die nur noch ungefähr 17 Grade oberhalb des absoluten Nullpunkts läge. Wird man je dazu kommen? Es ist zweifelhaft. Die sanguinischsten Forscher wagen hierauf nicht bestimmt mit „Ja“ zu antworten. Der niedrigste Punkt, den man bis jetzt erreicht hat, steht immer noch 30 ° C.

höher auf der Scala als der Punkt, bei welchem dieses widerspenstige Gas durch Druck zum Annehmen der flüssigen Form genöthigt werden könnte, und die Ueberbrückung dieser Kluft ist jetzt nicht möglich, und es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß sie jemals überbrückt werden wird. Vor dieser einen verschlossenen Thür muß die Wissenschaft Halt machen. Welche Geheimnisse dahinter verborgen sein mögen, kann nur geahnt werden. Würde sie geöffnet, so wäre es möglich, mit einiger Zuverlässigkeit die Kennzeichen des bevorstehenden „Todes des Stoffs" zu skizziren. So aber können wir nur vermuthen, daß sie Nichts weiter sind als eine Verschärfung derjenigen, die bei der Kochtemperatur der flüssigen Luft beobachtet worden sind. Aber Vermuthungen, die anscheinend wohl begründet sind, werden nicht immer durch die Thatsachen bestätigt. Die Beziehungen zwischen Stoff und Kraft sind außerordentlich verwickelt. Es ist unmöglich, von vorn herein als sicher anzunehmen, daß sie nach vorgeschriebenen Abstufungen sich abändern müssen. Das sogenannte Continuitäts-Gesetz ist überhaupt kein Gesetz, sondern lediglich eine beobachtete Folge in einem beschränkten Gebiete. Der Strom der Abänderungen mag eine Zeit lang ruhig fließen, dann aber plötzlich, wie der Fluß an einem Wasserfall, sich überstürzen. Ein solcher „Wasserfall" kann möglicherweise vorhanden sein zwischen dem jetzigen Haltpunkte beim Abstiege und dem letzten untersten Niveau, wo keine Temperatur mehr da ist.

Der Wasserstoff nimmt unter den irdischen Stoffen eine besondere Stellung ein. Obschon das leichteste aller Gase, besitzt er unverkennbar metallische Eigenschaften. Wie die Metalle ist er stark elektropositiv, wie sie ist er ein Leiter für Wärme und Elektricität, und zwar gewinnt er in dieser Hinsicht mit zunehmender Dichte, während andere Gase um so schlechter leiten, je enger ihre Theilchen einander genähert werden. Außerdem bildet er wahre Legirungen mit Palladium, Natrium und Kalium. Auf diese Thatsachen gründete Faraday seine Voraussagung, daß fester Wasserstoff das Gefüge und den Glanz eines echten Metalles zeigen würde. In diesem Falle wäre das Wasser als ein Metalloxyd aufzufassen, als eine Art Wasserstoff-Rost. Bei seiner Bildung beobachtet man mit stets erneutem Erstaunen, daß Sauerstoff und Wasserstoff zusammen sich freiwillig verflüssigen und noch dazu bei hoher Temperatur; doch getrennt von einander können sie durch den allergewaltigsten Zwang der Kälte kaum dazu gebracht werden. Chemische und durch Cohäsion bewirkte Aenderung des Aggregatzustandes sind in der That von Grund aus, obzwar unerklärlich, von einander verschieden.

Die Stärke der chemischen Wirkung läßt sich durch das gleichzeitig eintretende bedeutende Freiwerden von Energie messen. In mechanischen Größen ausgedrückt, ist die Vereinigung von einem Pfund Wasserstoff mit acht Pfund Sauerstoff gleichwerthig mit dem einen Fuß hohen Erheben von einer Masse von 47 Millionen Pfund. Ein ganz gleicher Aufwand von

Energie wäre erforderlich, um wieder die Zersetzung der neun Pfund Wasser, die bei dem vorigen Vorgange entstanden, zu bewirken. Im ersten Falle wird also Arbeit geleistet durch die Kraft, die wir chemische Verwandtschaft nennen, im anderen wird Arbeit gethan gegen dieselbe. Der verstorbene Professor Tyndall konnte wohl sagen, „daß er die Dinge nicht überschätzte, wenn er behauptete, daß die Kraft der Schwere, wie sie sich in der Nähe der Erdoberfläche äußert, im Vergleich mit den molecularen Kräften fast eine verschwindende Größe darstellt."

Um in denselben neun Pfund Wasser die Cohäsion zu überwinden, die bei der Umwandlung von Eis (von 0° C.) in Dampf (von 100° C.) in Frage kommt, wäre ungefähr der sechste Theil derjenigen Arbeit nothwendig, die zur Spaltung derselben Wassermenge in die Elemente anzuwenden ist.

Aber die Kraft der chemischen Verwandtschaft und der Cohäsion wechselt bei verschiedenen Körpern in weiten Grenzen, sowohl relativ als absolut.

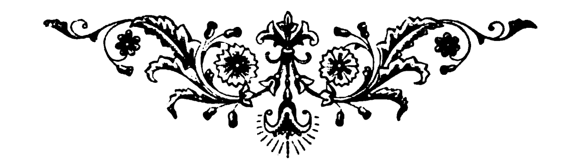
Auch die Umstände, unter denen eine jede am vollständigsten in's Spiel kommt, sind sehr widerstreitend. Mit abnehmender Wärme kommen chemische Umwandlungen zum Stillstande, während die Cohäsion wächst und die Oberherrschaft erlangt. Und Temperaturen, die hoch genug sind, um die Cohäsion ganz zu vernichten, begünstigen oft chemische Wirkung, obschon Beide ruhen, wenn die Wärme sehr hoch gesteigert ist. In der Sonne sind demzufolge die verschiedenen Arten von Stoff gesondert vorhanden, da deren Vereinigung durch die Wärme augenscheinlich unmöglich gemacht wird; in dem Monde hingegen sind ihre chemischen Verwandtschaften wahrscheinlich durch die Kälte gelähmt. Die Mittelstellung, wo bei jeder kleinsten Schwingungsbewegung Aneinanderlagerung und Trennung miteinander abwechseln, nimmt unser eigener Planet ein und ebenso — wir können hier nur muthmaßen — jedes andere Heim von organischem Leben.

Durch die Untersuchungen Dewars ist man zum ersten Male in den Stand gesetzt, im Laboratorium annähernd solche Bedingungen zu schaffen, wie sie im Sternenraume gegeben sind. Seine Besprechung der Folgerungen, die man daran knüpfen kann, klingt in ungeübten Ohren wie die Erzählung der Erlebnisse eines Reisenden in einer andern Welt. Und diese Bedingungen sind in einem gewissen Sinne festgelegt; sie können von jetzt ab nach dem Willen des Menschen wieder hergestellt werden. Das dadurch erlangte Vermögen, ausgedehnte Untersuchungen bei Temperaturen ausführen zu können, welche nicht weit von dem absoluten Nullpunkte entfernt liegen, bildet einen unschätzbaren Zuwachs zu den Hilfsmitteln der Physiker. Eine reiche Entdeckungen versprechende Methode ist zu ihrer Verfügung gestellt. Das Feld vor ihnen ist in unerwarteter Weise erweitert worden. Wenn sie es betreten, bieten sich von allen Seiten Fragen dar, die gelöst sein wollen. Viele ausgezeichnete Ergebnisse sind bereits gesichert. Unzweifelhaft ist ein klarerer Begriff der Natur des Stoffs gewonnen worden. Der

Anfang eines Einblicks in die gegenseitigen Beziehungen der Kräfte, die ihn beeinflussen, scheint jedenfalls nächstens zu erwarten zu sein. Ungeahnte Erscheinungen sind erschlossen, haltlose Speculationen sind durch begründete Folgerungen ersetzt worden. Und das Alles durch einen bloßen Ueberblick des reichen Gebiets, das nun der Wissenschaft zugänglich gemacht worden ist. Daß seine Pflege eine reiche Ernte bringen wird, steht außer Zweifel. Der Same keimt unter unseren Augen; der Zukunft bleibt vorbehalten, sein Wachsthum zu hüten und die gereiften Garben zu sammeln.

* * *

Seit das Vorstehende geschrieben, ist wieder ein Schritt vorwärts in der Erforschung der atmosphärischen Luft gethan worden, mit der Entdeckung des Argons seitens der englischen Physiker Lord Rayleigh und Prof. Ramsay. Von diesem Gase, das man seltsamer Weise bis jetzt übersehen hatte, enthält die Luft 1%. Es ist 20 Mal schwerer als Wasserstoffgas (Luft nur $14\frac{1}{2}$ Mal schwerer). Olczewski ermittelte, daß das Argon unter gewöhnlichem Druck bei — 187 ° C. flüssig wird und bei — 191 ° C. zu einer krystallähnlichen Masse erstarrt. Die kritische Temperatur wurde auf — 121 ° C. bestimmt. Das Spectrum zeigt charakteristische Linien. Ueber die elementare Natur des Argons sind jedoch Zweifel laut geworden: Mendelejeff in St. Petersburg hält es für eine Modification des Stickstoffs, analog dem Ozon.





Das christliche Weltdrama in Deutschland.

Von

Friedrich Vogt.

— Breslau. —

Die Wurzeln dramatischer Poesie reichen bis in die ältesten Schichten menschlicher Cultur hinab. Es giebt kaum ein Naturvolk, welches nicht irgend eine Art mimischer Darstellung kennte, seien es Waffentänze, die den Krieg nachahmen, seien es Aufführungen von Scenen anderer Art in Reigen, Maskeraden, Umzügen oder symbolischen Handlungen. Tactschritt, Gesang, Instrumentalmusik pflegt mit solchen Darstellungen verbunden zu sein, und öffentliche Feste sind es, bei denen sie stattfinden. Vor Allem Cultusfeste und Jahrzeitfeiern. Bei solchen beziehen sich dann wohl die Gesänge des Chores, seine Bewegungen und Handlungen auf Thaten und Schicksale irgend einer mythischen Gestalt, auf Abschnitte im Leben irgend einer Gottheit, in welche die religiöse Phantasie das wechselnde Wirken der Naturkräfte umgesetzt hat. Aus derartigen Keimen ist das griechische Drama erwachsen; die ersten Bedingungen für eine entsprechende Entwickelung waren auch in Deutschland gegeben. Denn auch das deutsche Alterthum kannte Processionen mit bestimmten sinnbildlichen Darstellungen, Umzüge mit Gesang und Tanz, Verkleidungen und Aufführung bestimmter Scenen, mit denen ein Abschnitt im Leben der Natur in mystischer Symbolik festlich begangen wurde. Dergleichen hat sich ja in Volksbräuchen hie und da bis auf den heutigen Tag erhalten. Und aus den mit alten sinnbildlichen Frühlingsbräuchen verbundenen Maskenumzügen der Faschingszeit ist sogar wirklich eine Art dramatischer Litteratur, das Fastnachtsspiel, entstanden. In den Denkmälern dieser Gattung, die uns seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts

vorliegen, entwickelt sich vor unseren Augen aus der bloßen Maskerade das Wechselgespräch der Verkleideten, die komische Scene, das kleine Lustspiel.

Anders das ernste Drama des Mittelalters. Seine Anfänge treten uns schon ein halbes Jahrtausend vor den Fastnachtsspielen in der Litteratur entgegen. Sie bieten eine gewisse Analogie zur dramatischen Ausgestaltung alter Cultushandlungen bei heidnischen Völkern; aber nach Geist und Inhalt haben sie keinen Zusammenhang mit solchen nationalen Bräuchen; sie sind rein christlicher Natur, sie ruhen einzig und allein in dem kirchlichen Festritual.

Der christliche Gottesdienst hatte ja von vornhein etwas viel Abstracteres als der heidnische; die ganz auf das Uebersinnliche gerichtete Religion verschmähte und verwarf die sinnliche Natursymbolik des Heidenthums. Auf die sinnlichen Mittel des Cultus aber konnte auch sie nicht verzichten. Chorgesang, Wechselgesang, Umzug und symbolische Handlung sind so gut christliche wie heidnische Formen öffentlicher Gottesverehrung. Und auch die christliche Kirche wendet sie bei ihren großen Hauptfesten an, Festen, die auch sie an die wichtigsten Lebensabschnitte der Gottheit anschließt. Mit dem Leben der Natur hat das Leben Christi Nichts zu thun; aber die Feier seiner wichtigsten Momente hat doch die Kirche auf eben jene bedeutsamen Abschnitte im Naturleben gelegt, die auch von den Heiden festlich begangen wurden, insbesondere auf die Wintersonnenwende und den Frühlingsanfang. In die alte festliche Zeit, wo die Sonne sich von ihrem niedrigsten Stande wieder zu heben beginnt und ein neues Aufleben der schlummernden Erdenkräfte verheißt, fällt die Feier der Geburt des Gottessohnes. In die Zeit nach der ersten Tag- und Nachtgleiche, wo das Licht den Sieg über die Finsterniß errungen hat und wirklich frisches Leben überall emporblüht, fällt die Feier seiner Auferstehung von den Todten. Und auch bei diesen christlichen Festen entsprießen jenen alten Cultusformen die Keime des Dramas. Aber innerlich knüpft Nichts das geistliche Spiel an die alten Naturfeiern. Nicht die Jahr für Jahr sich wiederholenden Schicksale der Natur, sondern die über alle Zeiten hinreichende Heilsgeschichte des Menschengeschlechtes bildet seinen Ausgangspunkt, und von der Behandlung eines einzelnen Moments derselben schreitet es fort zur Darstellung ihres gesammten Inhaltes, es wird zum christlichen Weltdrama.

Die ersten Denkmäler des geistlichen Schauspiels führen uns in einen Kreis von Bestrebungen für die reichere Ausbildung des Kirchengesanges, wie sie in Deutschland seit dem Ende des 9. Jahrhunderts besonders im Kloster St. Gallen gepflegt wurden*). Hier schuf Notker Balbulus für Deutschland die Form der Sequenz, hier der vielseitige, besonders als Musiker bekannte Tuotilo seine Tropen, gewisse Erweiterungen evangelischer

---

*) Auf diesen Zusammenhang hat in neuerer Zeit besonders Creizenach in seiner vortrefflichen Geschichte des neueren Dramas (Band I. 1893) hingewiesen.

Texte für den Chorgesang. In einer Sanctgallischen Sammlung solcher Tropen befindet sich auch eine derartige Zurichtung des Osterevangeliums nach Marcus 16, 3. 6 und 7. Ob das Stück von Tuotilo selbst verfaßt, ob es etwa das älteste seiner Gattung ist, läßt sich nicht bestimmen; man weiß nicht, wann es zuerst aufgezeichnet wurde. Jedenfalls taucht es mit geringen Abweichungen auch sonst in Deutschland auf; ebensowohl aber auch in Frankreich und in den anderen Ländern der römischen Kirche. Nach den erhaltenen Denkmälern zeigen die ersten Anfänge und auch die nächste Weiterentwickelung des geistlichen Dramas einen internationalen Charakter. Jener Ostertropus wurde nun am Festmorgen in der Kirche als Wechselchor von zwei Parteien aufgeführt, deren eine, in der Regel aus zwei Priestern oder Knaben bestehend, die Engel am heiligen Grabe bezeichnete, während die andere, durch die Priester vertreten, die Frauen darstellte, welche den Auferstandenen suchen. Die Engel standen am Altar, die Frauen an einem anderen Orte des Chores, oder sie schritten während des Gesanges auf jene zu. Aber schon im 10. Jahrhundert ging man auch weiter in der scenischen und mimischen Darstellung. Bereits am Charfreitag pflegte man, um die Bestattung Christi anzudeuten, an einem als Grab gekennzeichneten Orte der Kirche ein in Tücher eingewickeltes Kreuz feierlich niederzulegen. Am Ostermorgen saßen dann dort während der Messe ein oder zwei Geistliche als Engel in weißem priesterlichen Gewande, auch wohl mit einem Palmenzweige in der Hand. Langsam schritten die Darsteller der drei Frauen, Rauchfässer schwingend, auf sie zu, bald stumm, bald mit dem Gesange der evangelischen Worte: quis revolvet nobis lapidem ab ostio monumenti (wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?) Die Engel aber begrüßten sie singend: quem quaeritis in sepulchro o Christicolae? (Wen sucht ihr in dem Grabe, o ihr Christusverehrerinnen?) Und jene erwidern in gleicher Weise: Jesum Nazarenum crucifixum o caelicolae; (Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten, o ihr Himmelsbewohner); darauf wiederum die Engel: Non est hic, surrexit sicut praedixerat, ite, nunciate, quia surrexit de sepulchro (er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er vorausgesagt hatte; gehet und verkündiget, daß er auferstanden ist aus dem Grabe). Dann heben die Frauen die Tücher, in welche man am Charfreitag das Kreuz eingeschlagen hatte, nunmehr leer empor und zeigen sie unter dem Singen eines mit surrexit beginnenden Satzes allem Volk, als Beweis dafür, daß der Leib des Herrn nicht mehr im Grabe ist.

Das ist eine der ältesten Formen dieser kleinen Scene. Sie hält sich noch ganz im Rahmen der Osterliturgie, schließt sich noch eng an das Evangelium an und hat doch schon einen entschieden dramatischen Charakter. Sie bildet den eigentlichen Keim der großen Hauptgattung des mittelalterlichen Dramas, der Oster- und Passionsspiele. Zugleich hat sie sich aber auch unverändert, oder doch nur mit geringen Zusätzen versehen, bis in

das vorige Jahrhundert hinein als kirchliche Feier erhalten. Aus dem Osterevangelium des Johannes wurde ihr die Scene angegliedert, wie Petrus und Johannes um die Wette zum Grabe laufen, da Jeder sich zuerst von der Auferstehung des Herrn überzeugen möchte, oder auch die Erscheinung des Auferstandenen vor der Maria Magdalena. Auch Kirchengesänge setzten sich an jenen ältesten Kern an, und durch selbstständige Verse ward er hie und da erweitert. Aber bei alledem konnte das Ganze immer noch ein Theil der Osterliturgie bleiben, selbst zu einer Zeit, wo sich andererseits aus dem gemeinsamen Grundbestandtheil schon längst gewaltige Massenaufführungen entwickelt hatten.

Auch die Feier der Passion enthielt dramatische Keime, denn auch das Passionsevangelium wurde in der Charwoche im Wechselgesang vorgetragen; dazu kam jene symbolische Kreuzlegung und in späterer Zeit die Marienklage, ein Trauergesang, welcher der unter dem Kreuz stehenden Gottesmutter in den Mund gelegt wurde.

Am Weihnachtstage war die Aufstellung einer Krippe am Altar ein sehr alter Gebrauch. Die Verkündigung der Geburt Christi durch den Engel an die Hirten und die Anbetung des Kindes bilden die dramatischen Scenen, die sich auch hier seit dem 10. Jahrhundert an jene Sitte zunächst anlehnen. Ein hervorragendes kirchliches Fest war auch von jeher Epiphanias gewesen, das Fest der Erscheinung, d. h. der Offenbarung der göttlichen Natur Christi. Ursprünglich hatte es der Niederlassung des göttlichen Geistes auf Christus bei der Taufe gegolten und war höher geachtet gewesen als das Fest seiner leiblichen Geburt. Aber auch als das Weihnachtsfest an Bedeutung gewachsen war, erblich der Glanz der Epiphaniasfeier nicht. Die Offenbarung der Gottheit des Christkindes durch die Anbetung der heiligen drei Könige trat in den Vordergrund, und das war ein dankbares Motiv für ein dramatisches, mit phantastischen Costümen ausgestattetes Bild. Mit ihm verband sich alsbald die Darstellung der nächstliegenden Stücke evangelischer Geschichte: Das Auftreten der drei Könige vor Herodes, der bethlehemitische Kindermord, auch die Flucht der heiligen Familie. Wurde das Ganze durch die Christnachtscene eingeleitet, so bildete sich schon ein kleines Drama, das alle Hauptscenen aus den Evangelien der Weihnachts- und Epiphaniaszeit umfaßte. Ein solches vereinigtes Weihnachts- und Dreikönigsspiel ist uns in lateinischen Versen schon aus dem 11. Jahrhundert aus Baiern überliefert. Es ist noch in der allerknappesten Form gehalten, sodaß die ganzen Ereignisse von Christi Geburt bis zur Flucht nach Egypten in kaum hundert Versen abgethan werden.

Aus diesen kleinen Anfängen entwickelt sich das eigentliche geistliche Schauspiel seit dem Ausgange des 11. und im Verlaufe des 12. Jahrhunderts. Das ist eine wichtige, noch nicht genügend beachtete Thatsache. Die Zeit jenes gewaltigen Aufschwunges der Kirche auf dem Gebiete der

Politik wie auf dem der gelehrten Studien, das Zeitalter der klerikalen Reform, des Investiturstreites, der Kreuzzüge, der Scholastik, ist auch die Zeit der Ausbildung des geistlichen Dramas in lateinischer Sprache. Jener großen Bewegung auf den Höhen des politischen und des wissenschaftlichen Lebens läuft eine Bewegung in der populären Litteratur dieser Zeit parallel. Denn alle Lebensgebiete wollte die Kirche mit ihren Anschauungen und Lehren durchdringen und beherrschen, auch die gesammten geistigen Interessen des Laienstandes. So entsteht seit dem Ende des 11. Jahrhunderts eine reiche geistliche Dichtung in deutscher Sprache, die den ausgesprochenen Zweck verfolgt, die alte weltliche Heldenpoesie zu verdrängen und den Laien ganz in den Ideenkreis der Kirche hineinzuziehen. Zu einem populären Inbegriff der ganzen kirchlichen Weltanschauung setzt sich der Inhalt dieser epischen, lyrischen und didaktischen deutschen Gedichte zusammen. Das gesammte Leben der Völker wie des Einzelnen erscheint da eingespannt in ein altes System geistlicher Weltgeschichte, welches Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umschließt. Gottesdienst und Popularpoesie vereinigen sich, um es dem Hörer fort und fort einzuprägen; es wird eine der wesentlichsten Grundlagen für die geistige Verfassung des Laienthums; es ist auch die Grundlage, auf der das mittelalterliche Drama sich aufbaut.

Im Anfang der Dinge schuf Gott zehn Engelchöre und im zehnten den Lucifer, der alle seine Genossen überstrahlte. Aber Hochmuth und Herrschsucht treiben den Unbesonnenen, daß er mit seinem Chore sich verschwört, ein Reich zu gründen, in dem er gewaltig sei wie Gott selbst. Da gebietet der Herr dem Erzengel Michael, den zehnten Chor mit gewaltigem Streich zu zerstören, und Lucifer wird mit seinen Gesellen aus dem Himmel hinab in den tiefsten Abgrund, in die Hölle, gestoßen. Um den erledigten Himmelschor wieder zu füllen, erschafft Gott den Menschen, daß er sich mehre und nicht sterbe, solange er sein Gebot hält; dann soll er die Stelle der verstoßenen Engel einnehmen. Aber die Herrlichkeit, die er selbst für immer verscherzt hat, mißgönnt der racheburstige Lucifer dem Menschen. In Gestalt der Schlange verleitet er Adam und Eva zur Sünde. Damit hat der Mensch seine hohe Bestimmung verwirkt. Er wird sterblich, und von der forterbenden Sünde des ersten belastet, fahren auch alle kommenden Geschlechter zur Hölle. Das ist das Schicksal von fünf Weltaltern — einer Zeit der Finsterniß, in der nur als vereinzelte Sterne die Gottesmänner des alten Bundes aufleuchten. Sie weissagen das Erscheinen des Erlösers; ihr Leben und ihre Thaten deuten Ereignisse aus der Geschichte Christi bildlich voraus; die ganze vorchristliche Weltgeschichte erscheint schließlich nur wie eine Vorbereitung auf das Erscheinen des Gottessohnes. Dieser selbst, sein Leben und Leiden, bildet natürlich den Mittelpunkt des großen welthistorischen Gemäldes. Durch seinen Opfertod ist Lucifers Macht gebrochen. Aus dem Grabe fährt der Heiland hinab in die Tiefe. Mit

Löwenkraft sprengt er die Pforte der Hölle und entreißt dem Teufel die Seelen, die dort von Anbeginn der Welt nach Erlösung schmachten. Dann erscheint der Auferstandene seinen Getreuen und fährt aufwärts zum Vater. Nun ist dem Menschen wieder wie ehedem das Himmelsparadies beschieden. Aber Lucifer will Ersatz für den erlittenen Verlust, und den Versuch, der ihm beim ersten Menschen gelungen war, wiederholt er jetzt bei jedem einzelnen. Durch die Lockungen der Weltlust sucht er ihn zu bethören und ihn um den Gnadentheil zu bringen, den ihm der Gottessohn verschafft hat und den ihm die Kirche vermittelt. Da gilt es denn alle Freuden der Welt zu fliehen, um der größeren und dauernderen des Himmels theilhaftig zu werden. Memento mori, der Gedanke an den Tod und die Weltflucht — das ist der Weisheit letzter Schluß. Diejenigen, die allem Schönen, das die Welt zu bieten vermag, entsagt, die Marter, Noth und Tod erduldet haben, um den himmlischen Lohn zu erwerben, die stehen als glänzende Vorbilder da, als die Heiligen, deren mannigfaltige Legenden die christliche Phantasie erfüllen und das Streben zur Nachfolge anregen sollen. Die Vorbereitung auf den Tod erscheint als der eigentliche Zweck des Einzellebens; die Vorbereitung auf das Weltende erscheint als der wichtigste Inhalt der Geschichte der Menschheit. Wie das erste Erscheinen des Gottessohnes das Ziel der vorchristlichen, so bildet seine Wiederkunft am jüngsten Tage das Ziel der christlichen Geschichte. Alles ist da schon fest voraus bestimmt, und wie nach einem längst fertigen Programm spielen sich die letzten Weltgeschicke ab. Ein fränkischer Kaiser unterwirft sich das ganze Erdreich; dann legt er zu Jerusalem seine Krone nieder, damit Gott allein herrsche. Aber es erscheint der Antichrist, der die Menschheit bethört, daß sie an ihn als an Gottes Sohn glaubt. Viertehalb Jahre währt seine Herrschaft; dann wird er gestürzt, und Alles bekehrt sich. Nun geschehen fünfzehn fürchterliche Zeichen. Die Welt wird in Feuer verzehrt, die Todten stehen auf, wieder vereinigt fahren Leib und Seele zum jüngsten Gericht, um durch den großen Urtheilsspruch für alle Ewigkeit zu den grausamsten Höllenqualen oder zu den Himmelfreuden, zu Lucifers oder zu des Gottessohnes Gefolge geurtheilt zu werden.

Das sind die Grundzüge der Weltanschauung, die dem deutschen Laien im Zeitalter der siegreichen Kirche in Fleisch und Blut übergeführt wurden. Auf ihnen fußt auch das Drama. Im Gegensatze zu den übrigen Gattungen geistlicher Poesie konnte in diesem zunächst noch die lateinische Sprache festgehalten werden; sah doch hier der Zuschauer die Dinge vor seinen Augen sich abspielen, begriff er doch die Handlung, auch wenn er die Worte nicht verstand. Der große Zusammenhang, in den das Einzelne hineingehörte, war ihm vertraut. Und das ist nun auch für die Weiterentwickelung der geistlichen Spiele von entscheidender Bedeutung. Jenes christliche System der Weltgeschichte, was war es anders als ein gewaltiges vom Anfang bis zum Ende der Dinge reichendes Drama? In

seinen großen Zusammenhang ordnete die mittelalterliche Phantasie von vornherein jedes geistliche Spiel als eine Scene oder als einen einzelnen Act ein. Nichts war natürlicher, als daß man die ausgeführten Theile dieser Welttragödie mit einander zu verbinden strebte oder daß man diesen und jenen bisher noch nicht bearbeiteten Act neu hinzufügte.

Vor Allem wurde das Weihnachts- und Dreikönigsspiel mit weit zurückliegenden Momenten aus der geistlichen Geschichte verknüpft. Dazu bestand hier noch ein besonderer Anlaß. In den Weihnachts- und Epiphaniaspredigten bildeten bestimmte alttestamentliche Prophezeiungen, die auf das Erscheinen Christi bezogen wurden, ein stehendes Thema. Insbesondere wurde da eine dem heiligen Augustinus beigelegte Weihnachtspredigt benutzt, in welcher der Redner die einzelnen Propheten des alten Testamentes und die heidnische Sibylle in lebhafter Anrede aufforderte, gegen die Juden für Christus Zeugniß abzulegen, worauf er dann jedesmal selbst im Namen der betreffenden Person mit der jeweiligen messianischen Weissagung antwortete. Also schon eine Art dramatischer Scene im Munde des Predigers. Es lag nahe genug, sie zusammen mit der Weihnachtsgeschichte, auf die sie vorbereitete, wirklich aufzuführen. Und so ließ man denn zur Einleitung des Weihnachtsspieles thatsächlich den heiligen Augustinus mit allen seinen Propheten und der Sibylle in Person auftreten und ihnen ihre Prophezeiungen abfragen. Zugleich aber wurden ihnen zur weiteren Belebung der Scene die Juden mit ihren Einwänden gegenübergestellt, so daß dies Prophetenvorspiel nebenbei zu einer Disputation zwischen Christenthum und Judenthum wurde, die dann für die ganze Folgezeit ein beliebtes Motiv der geistlichen Spiele blieb. War so einmal ein Schritt in die vorchristliche Geschichte hineingethan, so ging man auch weiter, und schon im Jahre 1194 wurde in Regensburg ein Spiel aufgeführt, welches die Erschaffung der Engel, den Sturz des Lucifer, des Menschen Schöpfung und Sündenfall und die Propheten behandelte, also die ganze geistliche Weltgeschichte bis auf Christi Geburt. Andererseits wurde auch der letzte Act des großen Weltdramas zu geistlichen Spielen gestaltet. Die Antichristspiele gehörten schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts mit zum geistlichen Dramenrepertoire, und das hervorragendste in dieser Gattung, das berühmte Tegernseeer Antichristspiel, wurde in der ersten und glänzendsten Zeit Friedrich Barbarossas verfaßt. Nicht ein fränkischer, sondern der deutsche Kaiser ist es hier, der sich am Ende der Dinge das Erdreich unterwirft, und in der Ausführung dieses Motives macht sich eine stolze Vorstellung von der Größe und den weltumspannenden Aufgaben des deutschen Kaiserthums geltend, die in einem geistlichen Drama fremdartig genug berührt; denn Nichts liegt dieser Dichtungsgattung sonst ferner als Patriotismus und Politik.

So erstreckte sich das Stoffgebiet des geistlichen Dramas im 12. Jahrhundert wirklich schon über jene ganze christliche Weltgeschichte hin. Zu-

gleich aber werden nun auch die einzelnen Spiele immer weiter und reicher ausgestaltet und ausgestattet. Die biblischen Bestandtheile wurden mehr und mehr durch Ausführung und Beiwerk überwuchert, der Zusammenhang mit dem Gottesdienste ging verloren. Am längsten scheinen noch die Osterspiele ihren liturgischen Charakter gewahrt zu haben. Aber die Weihnachts- und Epiphaniasspiele erhielten ebenso wie die Antichristdramen einen Apparat, der ihre Aufführung in der Kirche Strengergesinnten als ein großes Aergerniß erscheinen ließ. Propst Gerhoh von Reichersperg († 1169) und die Aebtissin Herrad von Landsperg (1167—1195) eifern dagegen, daß man beim Weihnachtsspiel in der Kirche das Schreien des neugeborenen Christkindes hört, daß der Kindermörder Herodes dort wüthen darf, daß Priester sich in einen Trupp Kriegsknechte verkleiden, daß der Antichrist und die Gesellschaft von Teufelsmasken, die ihn umgiebt, dort ihr Wesen treiben, und daß bei solchen Aufführungen Possenreißen, Fressen und Saufen, Waffenklirren und Streit das Gotteshaus entweihen. Unter solchen Umständen mußten allerdings die geistlichen Spiele aus der Kirche weichen. Aber über ihre nächste Umgebung, wie den Kirchhof oder ein benachbartes Gebäude kamen sie zunächst kaum hinaus. Im Speisesaal des an die Kirche stoßenden Domstiftes hatte ehedem zu Augsburg derselbe Gerhoh, der die kirchlichen Aufführungen späterhin so verdammte, den Kindermörder Herodes und andere Stücke spielen lassen. Er war damals Vorsteher der Domschule; seine Zöglinge waren die Darsteller, die er mit größtem Eifer einexercirte. Und auch sonst erfahren wir, daß Schüler an den geistlichen Aufführungen betheiligt waren, jugendliche sowohl wie erwachsene. Sie haben als Schauspieler, aber auch als Dichter mitgewirkt, und in den flüssigen lateinischen Reimversen, die seit dem 12. Jahrhundert in diese Dramen Eingang finden, gewiß auch in den von Herrad gerügten Possen, verrathen sich jene fröhlichen, poesiebegabten Gesellen, die seit dem Aufblühen der Studien in Frankreich und seit Abälard auch in der lateinischen Lyrik dort mit glänzendem Beispiel vorangegangen waren, an den hohen Schulen und an den geistlichen Höfen herumzogen und mit ihren lateinischen Liedern um Gunst und Gabe der geistlichen Herren warben, die vielgenannten Vaganten, die unter den Klerikern etwa dieselbe Rolle spielten wie die Spielleute in der weltlichen Gesellschaft. Die reichste und wichtigste Sammlung der Vagantenlyrik in Deutschland enthält auch ein Propheten- und Weihnachtsspiel und ein Passionsspiel der angedeuteten Art.

Für komische Scenen waren schon in den alten liturgisch-dramatischen Stücken Anknüpfungspunkte gegeben. Des Petrus und Johannes gemeinsames Eilen zum Grabe des Auferstandenen wird später zu einem possenhaften Wettlauf ausgestaltet. Die drei Frauen, welche zum Grabe gehen, um den Leib des Herren zu salben, müssen jetzt das Nöthige bei einem Krämer einkaufen, der dann als das Urbild des Quacksalbers gezeichnet wird und dem sodann als weitere komische Personen ein Knecht und ein

Weib beigegeben werden. Die Ritter, die das Grab hüten sollen, werden als lächerliche Prahlhänse geschildert, deren Maulheldenthum mit ihrer kläglichen Rolle bei der Auferstehung komisch contrastirt. Als das Osterspiel durch Christi Höllenfahrt erweitert wurde, gab diese Gelegenheit zu possenhaften Teufelscenen, wie sie auch in Antichristspielen längst vorkamen. Die Juden werden in Reden und Bewegungen, in Tänzen, die sie aufführen, und in kauderwelschen Gesängen, die sie dazu anstimmen, auf grobkomische Weise charakterisirt. In diesem Sinne wurde auch das Prophetenvorspiel des Weihnachtsdramas früh verwerthet, und dieses selbst wurde besonders reich mit possenhaftem Beiwerk ausgestattet. Die Hirten werden als Tölpel gezeichnet, in denen der Bauernstand nicht weniger verspottet wird als in den Grabeswächtern des Osterspieles das Ritterthum. Groteske Tänze werden um die Krippe des Christkindes unter den Klängen eines Wiegenliedes oder anderer Gesänge aufgeführt: Das Alles waren Zugeständnisse an den Geschmack des Volkes; Anlehnungen an volksthümliche Ueberlieferungen sind dabei jetzt gewiß nicht mehr ausgeblieben.

Was für die deutsche Poesie der Geistlichen des 12. Jahrhunderts, ja, was in gewissem Sinne für die ganze geistliche Bewegung der Zeit überhaupt gilt, das zeigt sich auch beim geistlichen Drama: jene klerikalen Bestrebungen, die der Beherrschung der weltlichen Lebensmächte galten, nahmen mit ihrer wachsenden Bedeutung selbst einen immer weltlicheren Charakter an. Beim Drama gehört dazu auch die Veränderung seiner Sprache, mit der auch die Ansätze zur Komik erst zur rechten Ausbildung kommen. Im 12. Jahrhundert hatte in ihm noch ausschließlich das Lateinische geherrscht; mit dem 13. beginnt das Deutsche einzudringen. Vereinzelt bleibt zwar der Versuch, die glatte Form der ritterlichen Dichtung der Blüthezeit auf das geistliche Spiel zu übertragen, den das älteste deutsche Drama, ein fragmentarisches Osterspiel aus der Schweiz, zeigt. Nicht in die Periode der ritterlichen, sondern erst in die der bürgerlich-volksmäßigen Poesie fällt nach Zeit und Charakter die eigentliche Ausbildung des Dramas in deutscher Sprache, und statt der rein deutschen Form jenes vereinzelten Stückes bildet zunächst die Regel das Durchflechten des lateinischen Textes mit deutschen Uebersetzungen und Einlagen. Aber mit der Zeit nimmt die Nationalsprache mehr und mehr überhand. Nur für den kleinen liturgischen Grundbestand an Gesängen und Bibelworten blieb noch lange die lateinische Fassung beliebt, die dann fremdartig feierlich zwischen die derbe Volkssprache hineinklingt. Je mehr nun die deutsche Sprache in den geistlichen Spielen angewendet wurde, umsomehr konnten sich auch Laien an ihrer Aufführung, gelegentlich auch an den Erweiterungen ihrer Texte betheiligen. Fahrende Volkssänger, Spielleute, haben in den Versen dieser deutschen Dramen und besonders in den komischen Einlagen sicherlich ihre Hand gehabt. Wurden die lateinischen Spiele von Priestern, Vaganten und Kloster- oder Domschülern aufgeführt, so konnten

bei den deutschen nun neben solchen oder statt solcher auch Bürger, Angehörige der Zünfte, insbesondere Meistersinger mitwirken. Der Grundbestand dieser Spiele bleibt der alte; aber auch bei seiner breiteren Ausführung und seiner Erweiterung durch Einlagen strebt Niemand nach Originalität. Stoff, Auffassungsweise und Geschmacksrichtung sind gegeben; was aus diesen Neues gewonnen wird, verschafft weder auf Verfasserrecht noch auf Verfasserruhm Anspruch; das Alte wie das Neue ist Gemeingut, und wer ein Spiel für die Aufführung redigirt, benutzt das Eine wie das Andere, so viel er mag. An Einzelspielen biblischen wie legendarischen Inhaltes ist kein Mangel; aber kein geistliches Spiel giebt es, welches nicht an irgend einer Stelle der großen Welttragödie seinen Platz fände, und diese selbst wird in immer größerem Umfange und mit immer größerem Apparate ausgeführt.

Ein neuer Anlaß und eine neue Form für ihre Darstellung ergab sich aus der im Jahre 1264 erfolgten Einführung des Frohnleichnamfestes. Bei den großen, glänzend ausgestatteten Frohnleichnamsprocessionen wurde es Sitte, die Hauptscenen der christlichen Heilsgeschichte alten und neuen Testamentes durch costümirte Gruppen des Festzuges anzudeuten. Mimische Bewegungen, Aufschriften, gesungene oder gesprochene Worte kamen hinzu, um die Bedeutung der meist von den verschiedenen Zünften dargestellten Einzelgruppen klar zu machen, die theils zu Fuß, theils auf Wagen sich einherbewegten und zu den Zeiten, wo der Zug Halt machte, einzelne Scenen wirklich spielen konnten. Es lag nahe, diese Scenenreihe zu einem Drama mit ausgeführtem Texte für die Darstellung auf festem Schauplatze zu gestalten, und so entstanden denn große Frohnleichnamsspiele, die thatsächlich das ganze Weltdrama von der Schöpfung bis zum jüngsten Gerichte umfaßten. Aber auch jene alte Gattung, welche den Mittel- und Höhepunkt der Welttragödie behandelte, wurde über den größten Theil ihres Inhaltes hin ausgedehnt: mit dem Osterspiele verbindet sich nicht nur die Passion in breitester Ausführung, die Darstellung greift auch auf das ganze Leben Jesu zurück und darüber hinaus auf die Weissagungen und vorbildlichen Scenen des alten Testamentes, ja gelegentlich sogar auch auf die Erschaffung der Engel und Lucifers Sturz. Schon seit dem 14. Jahrhundert erwuchsen daraus gewaltige Massenaufführungen, die sich über mehrere Tage erstreckten. Mochte daneben auch die alte dramatisch-liturgische Osterfeier noch in der Kirche begangen werden, mochte sie der Dorfpfarrer mit seiner Köchin, dem Meßner und zwei Bauern als das „Marienspiel“ in aller Einfalt und Einfachheit darstellen, mochte gelegentlich auch eine Gesellschaft von Vaganten und Spielleuten ohne große Vorbereitungen auf den Marktplatz einer Stadt ziehen, die Menge ein wenig zurücktreten heißen und mit der Ankündigung: „Wir wollen halten ein Osterspiel, das ist fröhlich und kost't nicht viel,“ in kurzer Zeit eine burleske Fassung solches Stückes herunterspielen — jene weit ausgreifenden Dramen,

die Christi Leiden und Auferstehung als den Mittelpunkt der geistlichen Weltgeschichte erscheinen lassen, erforderten ganz andere Zurüstungen.

Die Veranstaltung einer derartigen Aufführung war ein Ereigniß für die ganze Stadt. Verhandlungen mit dem Rathe wegen der Erlaubniß zu solcher Feier mußten vorausgehen; eine gewaltige Anzahl von Darstellern war Monate hindurch einzuüben; der Stadtmarkt war in den Himmel, Erde und Hölle umfassenden Schauplatz des Weltdramas zu verwandeln. In der Anlage dieser großen Scenerie bestand überall eine gewisse Uebereinstimmung; aber das gemeinsame Normalschema der dreitheiligen Passionsbühne, welches seit Devrients Geschichte der Schauspielkunst lange Zeit zu den litterarhistorischen Dogmen gehörte, hat nicht existirt. Nicht einmal das Aufschlagen einer Bühne war überall üblich; die Decorationen konnten auch zu ebener Erde angebracht werden, und sie wurden auf dem Schauplatz vertheilt, wie es jeweilig am zweckmäßigsten schien. Gemeinsam war nur der offene, große, für die Dauer des Spieltages unveränderliche Schauplatz, der niemals durch einen Vorhang abgeschlossen wurde und auf dem sich die sämmtlichen Darsteller befanden, so lange das Spiel dauerte oder wenigstens so lange sie zu den Personen des Spiels gehörten. Den Hintergrund bildete gewöhnlich eines der Häuser des Marktes, an welchem ein Balkon den zur Decoration gehörigen Himmel darstellte. Ihm zunächst wurde dann meistens Golgatha mit den drei Kreuzen oder auch der Oelberg angedeutet. An den beiden Längsseiten des Schauplatzes standen, immer durch beträchtliche Zwischenräume von einander getrennt, feste Decorationen, welche einzelne Häuser oder „Burgen" darstellten, z. B. das Haus des Pilatus, des Kaiphas, des Herodes. Sie waren theilweise wohl nur durch niedrige Zäune, theilweise durch vier Pfosten mit einem Dache bezeichnet; denn sie durften den Blick auf den Schauplatz für die rings herum postirten Zuschauer nicht hemmen. Im Vordergrunde war die Hölle zu schauen oder vielmehr deren Pforte, die manchmal wie das Gesicht eines Ungeheuers gestaltet war, durch dessen Rachen die Teufel und die im Laufe des Spieles gefangenen oder befreiten Seelen aus und eingingen; sonst waren die Höllenbewohner den Blicken des Zuschauers entzogen, machten sich jedoch auch dann in der Grube, oder wo sie sich sonst aufhielten, gelegentlich durch ein gewaltiges Rumoren mit Kesseln, Pfannen oder gar durch Böllerschüsse bemerklich. In der freien Mitte des Schauplatzes spielte sich die Handlung ab, wenn sich die dargestellte Begebenheit nicht an einem der durch Decorationen markirten Orte zutrug; sonst versammelten sich an diesem die jeweilig betheiligten Spieler. Aber auch in Scenen, bei welchen sie nicht zu agiren hatten, mußten sich die betreffenden Schauspieler in derjenigen Burg, oder bei der Decoration aufhalten, an welcher sich ihre Handlung zumeist bewegte. So hatte jede Truppe auch außerhalb des Spiels ihren bestimmten Standort. Die Zuschauer standen oder saßen theils um die Scene herum, theils blickten sie aus den Fenstern

und Lauben der Häuser herab, die den Markt umgaben. Gelegentlich wurden auch besondere Zuschauerlogen, sogenannte Brücken, an diesen Häusern angebracht, die sich dann amphiteatralisch um die Marktbühne hinzogen.

War der Tag der Aufführung gekommen, so strömte Alles auf dem Platze zusammen. Die Bürgerschaft war so durch das Zuschauen in Anspruch genommen, daß in solcher Zeit auch die Thorwache verstärkt und die Wartthürme mit Wächtern besetzt wurden, damit nicht etwa irgendwelche Nachbarn, mit denen die Stadt in Fehde lag, sich die allgemeine Feier für einen plötzlichen Ueberfall zu Nutze machten. In den von den meisten Bewohnern verlassenen Häusern wurden besondere Vorkehrungen gegen Feuergefahr getroffen. Das Judenviertel wurde abgeschlossen und bewacht; denn die Stimmung des Volkes wurde durch die Spiele derartig gegen die Juden aufgeregt, daß man antisemitische Ausschreitungen fürchtete. Endlich konnte das Spiel beginnen. Von Spielleuten und einem Vorläufer oder Herold geführt, betrat der ganze Zug der Darsteller die Bühne und schritt unter dem Klange der Musik feierlich über sie hin. Da sah man denn schon die ganze heilige und unheilige Gesellschaft in ihren originellen Costümen beisammen, von Gott Vater, den ein reiches Priestergewand, eine Krone, langes Haar und langer Bart kennzeichnete, bis herab zu dem Künstler, der in der Scene von Petri Verleugnung als Hahn dreimal zu krähen hatte — Alles in Allem manchmal gegen dreihundert Personen. Nachdem sie dann sämmtlich an ihren Standorten gruppenweise Platz genommen hatten, geboten Engel durch den Gesang Silete! Silete! silentium habete! allgemeine Stille. Gewöhnlich folgte noch ein Prolog und dann etwa jenes Vorspiel, in welchem die Propheten des alten Bundes, von Augustinus geführt, den widersprechenden Juden die Erscheinung Christi verkündigen, oder auch Stücke aus der alttestamentlichen Geschichte und neutestamentliche Parabeln von vorbereitender oder sinnbildlicher Bedeutung für das Leben Christi. Und nun wird dieses selbst in breiter Darstellung vorgeführt mit einem Wechsel von Gesang und Recitation, der diesen Spielen überhaupt eigen ist. Bei einer Aufführung, die zu Pfingsten des Jahres 1498 zu Frankfurt am Main stattfand, kam man erst am zweiten Tage bis zur Gefangennahme Christi. Zum Schluß wurde damals der Geistliche, der erst Gott Vater, dann den Heiland gespielt hatte, in dieser Rolle gefesselt durch die Stadt geführt. Der gleiche Aufzug wiederholte sich am nächsten Morgen; dann folgte das Spiel der Passion. Gewöhnlich werden in diesen späteren großen Spielen die Leiden des Heilandes in einer abschreckenden Ausdehnung und in grob naturalistischer Ausführung, nicht ohne barbarisches Behagen am Gräßlichen dargestellt. Zwei Stunden lang hing bei jener Frankfurter Aufführung der Christus am Kreuz. Ein großer Theil dieser Zeit wurde durch die weit ausgesponnene Klage der Maria ausgefüllt, deren Kern uns schon im 12. Jahrhundert be-

gegnete. So ermüdend uns die Kreuzigungsscene in so umfänglicher Form erscheint, im Einzelnen spricht uns bei ihr doch manche Rede und mancher Gesang durch rührend wahre Empfindung an, und vor Allem dürfen wir die scenische Wirkung solcher Hauptmomente des Dramas nicht vergessen. Man denke sich Hunderte von Darstellern in mannigfaltigen Gruppen, in den verschiedensten Stellungen und Costümen um die Kreuze des Heilands und der Schächer versammelt, keine geschminkten Schauspielergesichter, sondern derbe Gestalten aus der Bürgerschaft, die in ihren Gesichtszügen und in ihrer ganzen Erscheinung jene charaktervolle Verschiedenheit zeigten, wie die verschiedenen Arten des Berufes und der Lebenserfahrung sie ihnen aufgeprägt hatten. Hier konnten die altdeutschen Maler und Schnitzer die lebendigen Vorlagen für ihre gestaltenreichen Darstellungen aus der biblischen Geschichte finden, die von so echt realistischen, mitten aus dem Leben gegriffenen Physiognomieen belebt sind. Der Zusammenhang der bildenden Kunst des Mittelalters mit den geistlichen Spielen läßt sich in der Behandlung großer Scenen wie einzelner Figuren und Requisite zweifellos erweisen*).

Gegenüber dem gewaltsam erschütternden Charakter der Passionsscenen kommt dann in der Darstellung der Auferstehungsgeschichte, die in Frankfurt den vierten Tag füllte, das komische Element des späteren Dramas vor Allem zur Geltung. Da treten zuerst jene bärbeißigen Ritter auf und stellen sich mit entsprechenden Namen vor. Einer ist der Ritter Hauschild, ein anderer her Isengrîn, der haut um sich als ein swîn; ein dritter versichert wohl, daß er durch einen Eisenhut hindurch einen Floh zerbeißen könne, und was dergleichen mehr ist. Und nachher müssen diese milites gloriosi es widerstandslos geschehen lassen, daß der ihrer Hut Vertraute die Fesseln seines Grabes sprengt. Die Auferstehungsscene selbst ist ebenso wie die damit verbundene Höllenfahrt ein Motiv von gewaltiger dramatischer Kraft. Eine mächtige Bewegung erhebt sich in der Hölle, als der Auferstandene naht. Sehnsucht, Hoffnung, Freude der nach Erlösung schmachtenden Seelen, Sorge und Wuth der Teufel machen sich Luft. Schon pocht der Herr sammt seinen Engeln an die Pforte; ihre dreimalige Aufforderung, zu öffnen, die Zwischenreden der Teufel, der Gesang der gefangenen Seelen steigern die Erwartung auf das Höchste — da bricht der Herr dem Widerstande der Höllengeister zum Trotze das Thor — und nun kommen sie alle an's Tageslicht, die wohlbekannten biblischen Gestalten von Adam und Eva bis auf Johannes den Täufer, jubeln und danken für ihre Erlösung. Aber auch diese großartige Scene wird mehrfach mit einem burlesken Anhängsel versehen: Die Teufel versuchen mit komisch vergeblichen

*) An einem einzelnen Motive ist dies soeben in sehr gründlicher Weise in einer Schrift von P. Weber dargethan: Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst in ihrem Verhältniß erläutert an einer Ikonographie der Kirche und Synagoge. Stuttgart 1894. Vergl. auch die folgende Anmerkung.

Mitteln Erlöste zurückzuhalten*); eine verworfene Seele, die von der Befreiung ausgeschlossen ist, sucht sich heimlich mit davon zu machen, wird aber alsbald wieder ergriffen; um die in der Hölle entstandene Lücke wieder auszufüllen, fangen die Teufel die Seelen von Vertretern der verschiedenen Stände ein, die denn nun vor den Zuschauern ein Bekenntniß ihrer Standessünden ablegen müssen. Indeß wird die Auferstehung dem Pilatus gemeldet, und nun folgt jene alte Scene, die den Ausgangspunkt für diese ganzen Spiele bildete, der Gang der Frauen zum Grabe. Doch da wird jetzt zunächst der Krämer eingeführt, der ihnen für ihr Vorhaben seine Salben anpreist. Er hat sie aus Gott weiß was für Ländern zusammengebracht, und sie thun Wunder gleich denen eines Haarbalsams oder Universalmittels neuester Sorte. Ueber den Preis, den er dafür fordert, kommt er mit seiner Gattin in Streit; der pfiffige Knecht Rubin mischt sich hinein, und die Scene endigt mit einer großen Prügelei. Unmittelbar darauf setzt sich dann der Grabesbesuch der Frauen in dem alten feierlichen Ernste fort, um alsbald dem komischen Intermezzo vom Wettlauf des Petrus und Johannes Platz zu machen, bei dem Petrus dann auch wohl stürzt, sich das Bein verletzt und unter derbem Schimpfen humpelnd seinen Weg fortsetzt. Dann folgen die Erscheinungen des Auferstandenen, und das Spiel kann sich beliebig weiter, etwa bis zur Himmelfahrt oder bis zur Ausbreitung des Evangeliums durch die Apostel, ausdehnen. Bildete doch das Alles immer nur Theile des großen Ganzen, dessen Zusammenhang und eigentlicher Abschluß Jedem bekannt war. Bis zu Ende pflegte die Welttragödie nur in den Fronleichnamsspielen vorgeführt zu werden; sonst wurde die Geschichte des Antichristes und des Weltgerichtes für sich gespielt.

Wie uns aus den kunstvollen Verzierungen eines großartigen Domes nicht selten irgendwo eine curiose Fratze entgegengrinst, wie wir wohl in einer mittelalterlichen geistlichen Handschrift gelegentlich durch die komischsten Randzeichnungen und Initialen überrascht werden, so schlingt sich durch das erschütternde christliche Weltdrama jenes possenhafte Beiwerk. Dies Springen vom Erhabenen zum Lächerlichen ist für das Mittelalter, das Zeitalter der Gegensätze, sehr charakteristisch. Aber ein wesentlicher Theil jener Kunstwerke sind darum solche tollen Arabesken noch nicht. Das geistliche Spiel konnte auch ohne sie bestehen. Mochte es komische Einlagen haben oder nicht, sein Wesen und seine Lebensfähigkeit war solange gesichert, als es die lebendige Verkörperung des gemeinsamen religiösen Empfindens und der gemeinsam Weltanschauung seines Zeitalters war. Wohl waren es zum guten Theil Gründe äußerer Art, die dahin wirkten,

---

*) Auch dies Motiv wurde von den Malern aus den geistlichen Spielen aufgenommen. So haut auf einem Bilde der Elisabethkirche in Breslau ein Teufel **mit der Pritsche** auf die befreiten Seelen ein!

daß seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts das geistliche Volksschauspiel sich mehr und mehr auf einzelne der litterarischen Entwickelung unzugängliche Gebiete zurückzog: das Auftreten der Berufsschauspieler und das Entstehen einer fremden Mustern folgenden Kunstpoesie des Gebildetenstandes. Die Verachtung der mimischen und dichterischen Leistungen des Volkes war die nächste Folge davon. Sie ist jetzt überwunden; was von den geistlichen Spielen die Jahrhunderte überdauert hat, wird liebevoll gepflegt und in veredelter und vervollkommneter Gestalt mit historischem und ästhetischem Interesse aufgenommen. Aber die inneren Lebensbedingungen des geistlichen Nationaldramas, wie es das Mittelalter besaß, sind inzwischen geschwunden. Die Zeiten, wo die Zuschauer aller Stände, von Gedanken an ihr Seelenheil bewegt, in dem christlichen Weltdrama Inbegriff und Ziel alles menschlichen Lebens sich greifbar vor Augen treten sahen, sind für immer dahin, und kühn hinausschweifend über die engen Schranken des mittelalterlichen Systems der Weltgeschichte sieht der moderne Geist in dem unbegränzten Vorwärtsstreben und Vorwärtsschreiten seines Geschlechtes das große Drama der Menschheit.





Zu spät.

Erzählung.

Von

Marie von Glaser.

— Wien. —



Und nun ist sie frei!“ Ferdinand Holder las die kleine Karte, las die wenigen Worte in der knappen, klaren Schrift zum unzähligsten Male. „Man bringt mir in dieser Stunde die Nachricht, daß Hermann Lorenz todt ist! Er ist in England gestorben, in einem entlegenen Dorfe, wohin er, man weiß nicht warum, noch wozu, gekommen. Sein Leben endet, wie er es geführt. Möge ihm die Erde leicht werden. Nun bin ich Witwe. Ist es denn möglich, daß dieses Wort für Manche eine Welt von Bedeutungen umfaßt?! Christa.“

In diesen Worten, in der Art, ihm diese Mittheilung zu machen, lag ihr ganzes Wesen. Ihr Stolz ihre unbeugsame Frauenwürde, die sie durch die Oede eines leeren Lebens, über das Darben ihres armen Herzens hinweggetragen, die durch Stunden unendlichen Sehnens, durch Augenblicke schwülen, lechzenden Empfindens unversehrt hervorgegangen.

Ferdinands Blicke irrten in's Weite, von dem großen Schreibtische weg, über die entlaubten Bäume des Gartens suchten sie die Thürme und Kuppeln, das Dächermeer der großen Stadt; in einem dieser Häuser wußte er eine einsame, alternde Frau, deren ganzes Sinnen, deren ganzes Sein seit zwei Jahrzehnten ihm galt. Und nun war sie frei! Wieder las er die kleine, inhaltsvolle Karte. Ach! Ueber die Tücke des Schicksales! Es hatte Tage, Jahre gegeben, wo er diese Stunde herbeigesehnt, wo er litt und bitter litt, da diese Stunde nicht kommen wollte, und nun! — Unruhig durchschritt er das Gemach. Seine Gestalt war hoch und ungebeugt, sprunghaft fast in ihren Bewegungen. Kein Silberfaden noch in dem kurzen, vollen Blondhaar, und die Augen hatten nichts von ihrem Feuer

verloren. Er war ein Mann, von dem man auf lange hinaus nicht sagen würde, er sei ein alter Mann. Er hatte seine Stellung in der Stadt und in der Welt, man sah ihn überall gerne, und wo er fehlte, verlangte man nach ihm . . . Und sie — und sie! Er sann nach. Er ging zwanzig Jahre zurück. Er dachte sich sie, wie sie gewesen diese lange Zeit hindurch: er sah sie vor sich, immer aufrecht, immer standhaft, standhaft bis zum Heldenmuthe. Fast grollte er ihr darob. Wenn sie anders gewesen, anders, wie tausend andere Frauen . . . dann wäre es ihm wohl erspart geblieben, diese peinliche Stunde zu durchleben. Die Nachricht, sie sei Wittwe geworden, hätte ihn dann nicht aufzurütteln gebraucht, nicht aufzuschrecken aus seiner ruhigen Gemüthsstimmung, aus einem Junggesellenthum, das ihn allmälig — er gestand es nur nicht ein — lieb geworden war. Und wenn er gerecht gegen sich hätte sein wollen, dann müßte er sich auch weiter eingestehen, daß er sich diese Frau nun schon seit Langem, Langem gar nicht anders wünsche, als sie eben war. Wenn er Vorwürfe gegen sie erhob in dieser Stunde, so war es eben, weil ihm vor der Zukunft bange geworden. Er konnte sich sein Leben einerseits nicht mehr denken, ohne sie, ohne diese Abendstunde bei ihr, in dem kleinen, stillen Zimmer, wohin er allen Kummer, alles Klagen, alle Pläne, alle Eindrücke tragen konnte, und anderseits wieder bangte, quälte ihn — das Was nun? Was würde sie von ihm erwarten?

Ihr Bild stieg vor ihm auf, das Bild einer traurigen, fast düsteren Erscheinung, er sah sie in ihren langen, schwarzen Kleidern, er sah ihr Antlitz, in das der Gram seine Zeichen gefurcht, er sah ihr Lächeln, und das Lächeln, das sie nur für ihn hatte; ihre Stimme hörte er, die hin und wieder von einem Klang war, von einer Wehmuth, die unzählige zurückgedrängte Liebkosungen, eine verleugnete Weiche verrieth. Das Alles peinigte ihn heute, das Alles beklemmte ihn seltsam. Er hätte sich selbst entrinnen mögen. Und in seinem unstäten Hin und Her, zwischen dem, was gewesen, was war, und was nun sein sollte, sein könnte, fand er nur einen Ausweg, den Vorwurf gegen sie: warum hatte sie sich ergeben, kampflos — so wollte es ihm in dieser Stunde scheinen — gebeugt vor dem starren Gesetz der Kirche? Warum hatte sie nicht Urtheilen und Vorurtheilen einer Welt zum Trotze ihr Glück, sein Glück mit beiden Händen zu fassen und festzuhalten gewußt? Hatte er ihr nicht, im Grunde genommen, sein ganzes Leben zum Opfer gebracht. War er ihrethalben nicht einsam geblieben? Und nun war es zu spät, viel zu spät — und das stand ja auch zwischen ihren Worten. Und dabei war es ihm, als riefe ihn eine wohlbekannte Stimme in einem wohlbekannten Raum. Er wurde unruhiger und unruhiger. Die Vergangenheit in all' ihren großen Zügen, in all' ihren kleinen Einzelheiten kam ihm wieder, und es verfolgte ihn wie bittere Ironie und wie böser Spuk zugleich dieses — und nun ist sie frei! — — —

— — — Die Generalin-Tante sagte von jeher im Flüstertone zu der

Hauptmannauditorswitwe, ihrer Nachbarin, die sie mit ihrem Vertrauen ehrte, daß Christa von Lorenz der „Roman" der Familie sei. Ihre ohnehin lange und spitze Nase bog sich dabei zu einem klagenden rechten Winkel herab, die beiden hageren, hochblonden Rechnungsrathstöchter — ihre Nichten — verzogen dann regelmäßig schelmisch die verblühten Gesichter und kicherten insgeheim dazu. Laut zu lachen wagen sie nicht, denn sie gehörten zu denen, die da behaupten, bis zu den „Dreißigern" dürfe ein Mädchen überhaupt gar nicht wissen, „was ein Roman sei," und sie hielten seit Jahren Beide, obgleich' nicht Zwillinge, bei den ominösen Neunundzwanzig. Sie kicherten also nur insgeheim über den „Roman" der stolzen Christa, ihrer Base. Der Roman der Familie Hubertsdorf bestand für dieselbe aus einem Gatten, der nach einjähriger Ehe seine junge Frau zurückgelassen hatte, ohne für sie in irgendwelcher Weise gesorgt zu haben, und aus einem entfernten Vetter, der seit zwei Jahrzehnten allabendlich bei der Vereinsamten vorsprach. Um Hermann von Lorenz hatte sich allmälig eine Art Familienlegende gesponnen. Das plötzliche Verschwinden des begabten, leichtfertigen, gewissenlosen jungen Edelmannes war ein Stoff, der von Tanten und Onkeln, von Basen und Vettern nun schon in der zweiten Generation in all' seinen Phasen in's Weite, in's Unendliche besprochen wurde. Das eine Mal jagte er angeblich in Indien dem Tiger nach, das andere Mal schöpfte er Gold in Californien, ein drittes Mal behauptete man steif und fest, er habe es in der Armee des Kaisers von China zum Generalissimus gebracht.

Man bedenke — eine kleinere Stadt, eine weitverzweigte, erbgesessene Familie, in deren Mitte eine einsame Frau, die nicht nach Rechts, nicht nach Links sah, nur gerade aus fort den traurigen Weg eines verfehlten Lebens ging — da mußten sich doch die Zungen wetzen! Und zu Allem noch dieser „entfernte" Vetter. Wie entfernt der Verwandtschaftsgrad des Doctor Ferdinand Holder zu der Familie Hubertsdorf sei, das festzustellen, daran hatte der Onkel Hofrath manch' langen Winterabend gewandt, den er, alte Familienpapiere studirend, zubrachte. Es hatte seines ganzen, höchsten und allerhöchsten Ortes seit vierzig Dienstjahren mehr als genugsam bekannten und anerkannten Spür- und Scharfsinnes bedurft, um herauszufinden, daß es einmal — vor hundert und mehr Jahren — wirklich einen Karl Maria Hubertsdorf gegeben, der eine Magdalena Holder zur Frau genommen.

„Bei den Haaren herbeigezogen — diese ganze Verwandtschaft," sagte er ernst und feierlich bei der nächsten Whistpartie, da er der Generalin-Schwägerin dies Ergebniß seines rastlosen Forschens mittheilte, und die jungen Mädchen des Hauses, die kicherten wieder einmal einander an, und die Anna sprach: „Kein Wunder, daß sie ihm ‚Sie' sagt," die Lotti aber fügte mit dem pfiffigen Blinzeln, das so gut paßte zu ihren wasserblauen Augen, bedeutungsvoll hinzu: „Vor Leuten!"

Christa von Lorenz lächelte ein bitteres Lächeln, ihr Gang wurde um ein Weniges aufrechter, ihre Züge sahen vielleicht starrer noch aus, wenn ihr ein solches Wort hinterbracht wurde. Daß sie ein solches hin und wieder zu treffen vermochte, das war das Böse daran. Nicht immer war es so gewesen. Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie schier unverwundbar schien. Das war, als ihre Eltern noch lebten. Erst starb der Vater, zu dem sie mit jeder Sorge, mit jedem Kummer kommen konnte. Der strenge Mann des Wissens, der Gelehrte, der sein Leben theilte in Lehren und Lernen, der die Geschichte der Welt kündete, der Urtheil hielt über die Sünden, wie über die Tugenden der Könige und der Völker, verstand es, mit frauenhaft zarter Hand die Fäden zu entwirren, die das Sein seines einzigen Kindes umgarnt hielten. Mit seinem treuen, wachen Blicke lächelte er den Frieden in das kämpfende Herz des jungen Weibes. Mit ihm verlor sie den Richter ihres Gewissens, mit der Mutter die sanfte Hüterin ihres Wesens, das zuweilen herb und seltsam sein konnte. Ein kleines, dem Sinne nach nichtiges Wort von dem blassen Mund, eine Bewegung der hinfälligen Gestalt in dem alten Lehnstuhle, ein Blick aus dem müden, schwachen Auge, und jedes bittere Empfinden, jeder Groll gegen Menschen und Geschick wich zurück. Der Vater starb jäh; wie die knorrige alte Eiche, der man ihn vergleichen mochte, fällte ihn der erste Hieb; die Mutter siechte ihm nach, über ein Jahrzehnt hinaus galt es sie zu pflegen. Darin brachte es Christa zu einer rührenden Vollkommenheit. Das Krankenzimmer der alten Frau war ihre Welt; Jahr für Jahr fand sie an ihrem Platz, treu, muthig, hingebend. Nun hatte sich ihr auch diese Welt verschlossen, eine Unendlichkeit an kindlicher Liebe und kindlicher Pflichterfüllung war mit diesen beiden Menschen in's Grab gesunken. Nun war Christa einem seelischen Wogen preisgegeben, dem sie Jahre hindurch tapfer Stand gehalten. Mit dem Erscheinen Ferdinand Holders war der Kampf in ihr beleidigtes, verschmähtes Frauenherz eingezogen. Oh! Sie wußte es noch so gut, sie hätte ihn schildern können bis in's Kleinste, den Augenblick, wo er vor zwanzig Jahren in ihr Leben getreten. Zwanzig Jahre! Ihr war es immer, es wäre gestern gewesen. Gestern, daß sie so traulich beisammen gesessen in des Vaters Arbeitsstube, der alte Herr an seinem Schreibtische über eine Urkunde gebeugt — aus dem dreißigjährigen Krieg — auch das wußte sie noch — die Mutter in ihre Abendlectüre vertieft, sie selbst mit einer Handarbeit beschäftigt zwischen diesen Beiden, denen nun ihr ganzes Sein galt. Sie sah die altväterischen Möbelstücke, die Bilder an der Wand, die Lampen hinter ihren schützenden, grünen Schirmen; eine tiefe Stille, eine heilige Ruhe lag über, in dem Allen. Da — draußen in dem Flur eine wohlbekannte Stimme, ein vorbereitendes Räuspern, die Thüre öffnet sich: Onkel Peter. Er steht auf der Schwelle hoch und stramm in seiner Majorsuniform, an der Brust funkelnde Sterne, blinkende Kreuze an bunten Bändern, und dicht hinter ihm eine fremde

Erscheinung; ach! wie gut, wie genau sie's doch noch zu schildern vermocht hätte: eine lange, leichte Gestalt, ein feingeschnittenes, sonngebräuntes Antlitz, ein blaues, blitzendes Augenpaar.

Sie hört die Stimme des Majors: „Wißt Ihr, wer das ist? Das ist Ferdinand Holder, der in Heidelberg Jus studirt und die Welt umsegelt hat und mit den wilden Zulus sich gerauft und jetzt zu uns zurückgekommen ist und in Ehrenhofen draußen seinen Kohl pflanzen und in der Stadt herin unseren Mädl'n die Köpf' verdrehen wird. So sagt doch wenigstens, daß Ihr Euch freut."

Und sie sagten es ihm Alle; der Professor sagte es in der Vorahnung von manch' inhaltvollem Gespräch mit dem Jünger der deutschen Hochschule, die Mutter sagte es in der Güte ihres weichen Herzens, und Christa sagte es mit ihrem Lächeln voll Wehmuth, in dämmernder Erinnerung an einen längst entschwundenen Tag, wo eine graue zarte Frauenerscheinung und ein schlanker Knabe ihr, dem kleinen Mädchen in kurzen Kleidchen, Lebewohl gesagt und es hieß: die Holders, Mutter und Sohn, seien fort nach Deutschland, und Ehrenhofen würde nun seine Thore schließen. In dem Schmerze, den ihr ihre verfehlte Ehe gebracht, hatte sie zuweilen wie im Traume dieser Beiden gedacht, sie sagte sich dann, daß sie vielleicht bei ihnen mehr Theilnahme und Verständniß gefunden hätte, als bei den engherzig, kantig urtheilenden anderen Verwandten, die ihr die vornehme Heirath niemals verzeihen konnten. Und nun erst . .

Bald ging es durch die ganze Stadt, daß Christa von Lorenz Ferdinand Holder gefangen habe. Unter diesem „Gefangenhaben" verstand sich, daß der in seine Vaterstadt Zurückgekehrte in den sogenannten „ersten Häusern" aus und ein ging, daß er sich von Fest zu Fest schleppen ließ, daß er von vollendeter Höflichkeit gegen Jedermann war, alle Welt entzückte und dabei immer gleich kühl, gleich unnahbar blieb. Es schien, als gab ihm ein Gedanke überall hin das Geleite. Dieser Gedanke war Christa, war die stille, von Geist und Güte vornehm durchwehte Häuslichkeit, war die Abendstunde bei ihr und den Ihren, in dem schlichten Raum, über dessen Schwelle kein Laut der Außenwelt kam, wo sich Alles gleich blieb, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Lange, anregende Gespräche konnte er mit Christas Vater führen; hin und wieder Gespräche, bei denen nichts verschont blieb, nicht Staat noch Kirche, nicht Land und Leute, dann gab er wieder launige Schilderungen aus der Vergangenheit, tolle Studentengeschichten, Reiseabenteuer in bunter Fülle, dazwischen Berichte über das Fest von gestern, das Diner, von dem er kam, über die kleinen Ereignisse des Tages. Er war ihnen, den Abseitsstehenden, die Bewegung, das Leben — sie ihm die Ruhe, das Rasten. Er hörte diese drei Menschen gerne lachen, hörte vor Allem gerne Christas Lachen, das abgetönt war wie ihre Erscheinung, wie die Farbe ihrer ernsten Augen, wie das Blond ihrer Haare — in denen es zuweilen im Sonnenscheine warm aufleuchtete. Es kam eine Zeit, wo

dieses Lachen verstummte. Mit des Vaters Tod wurde das Bild düsterer, doch das Band, das sie vereinte, um so enger. Kein Wort hatte es gesponnen, kein Gelöbniß es geknüpft. Und sie dankte ihm das Zartgefühl, mit dem er niemals ein Empfinden streifte, dessen Zumausdruckekommen sie für eine Sünde gehalten hätte, war sie doch gefesselt, an einen Unwürdigen wohl, aber gefesselt doch nach allen Gesetzen der Kirche und des Staates. Die Pein ihrer Lage stand so recht vor ihr, als die Mutter leblos aus ihren Armen geglitten war, als sich das Krankenzimmer geschlossen, in dem sie Jahre durchwacht, in dem Ferdinands Kommen das Ereigniß des Tages war, sein einziges Ereigniß und seine alleinige Helle. Eine Weile nachher waren sich die Beiden fast wie entfremdet gegenüber gestanden, die sanfte kleine Hand war erstarrt, die glättend, ausgleichend zwischen den Härten gewaltet, die sich zuweilen zwischen ihnen zogen. Je mehr Christa fühlte, daß ihr der Freund unentbehrlich sei, um so starrer war sie gegen sich, um so strenger überwachte sie sich selbst, ihn, die Art ihres Verkehres, das Wort, das sie zu ihm sprach oder schrieb. Und dabei! wie sie vor dem Gedanken zitterte, ihn zu verlieren. Sie liebte ihn mit den ganzen Tiefe ihrer Natur, mit jener Tiefe, die sich schwer eine Neigung abringt und die dann ihre Seligkeit in einer Hingebung ohne Grenzen finden möchte. Diese Seligkeit verschloß sie sich mit einer Erbarmungslosigkeit gegen sich selbst, über die manche weichere Regung in ihr zu Grunde gehen mußte. Die Menschen mögen oft hart genug über sie geurtheilt haben, es sei denn, daß sie an ihr zumeist vorbei kamen, ohne sie zu beachten. Das ist noch das Gute, daß sich das „allgemeine Interesse“ nur selten Erscheinungen von der Art Christas zuwendet. Was sollte es denn auch erwecken für eine Frau, die nach nichts verlangte als klagelos zu leiden, die jede Theilnahmsbezeugung wie ein unberufenes Eindringen, wie eine Beleidigung zurückgewiesen hätte?! Und nicht viel anders halten es die besten Freunde. Diese glitten denn auch allmälig nur wie die Schatten in Christas Leben ein und aus. Sie kannte die „Grundsätze“, nach denen um sie her gelebt wurde. Sie wußte, wie die Steine nach ihr geflogen waren, und wenn diese sie nicht immer zu treffen vermochten, so lag dies in der Seelenkraft, die sie sich selbst gegeben, die sie sich zu eigen gemacht durch unsägliches Leid. So waren ihr die Jahre entschwunden. Die Vergangenheit lag wie eine große, wehmüthige Erinnerung hinter ihr, die Gegenwart glich einer Wunde, die bei jedem Berühren aufzuckte, und die Zukunft? Oftmals hatte sich Christa dieselbe vorzustellen gesucht. Es gab eine Zeit, wo sie sich träumte, wo sie hoffte, daß sie ihr Ersatz bieten würde für Alles, was sie durchlitten. Dann schwand ihr nach und nach Träumen und Hoffen. Sie täuschte sich nicht. In der Art Ferdinands gab es Marksteine, die ihren Erwartungen den Weg wiesen. Lange Abwesenheiten in fernen Ländern, Pläne, in denen er kaum oder nur streifend ihrer gedachte; immer mehr drängte sich der Pulsschlag des

Lebens, des Seins, der That zwischen ihn und die Frau, für die er Alles war. Diese Erkenntniß wühlte ihr bis in's Tiefste, aber sie, die sonst so strenge sein konnte, sie machte ihm keinen Vorwurf daraus. Er war in Schmerz und Kummer zu ihr gestanden, er war in unentwegter Freundschaft ihr zugethan . . einen Augenblick hatte es gegeben, wo er ihr Alles geopfert hätte, sein Leben, seine Stellung, die Heimat. Und sie, was hatte sie ihm gewährt? — Ein Namenloses an zurückgedrängtem Fühlen, das sich nur hin und wieder — wie selten — vom Ersticken errettete durch ein Wort, durch einen Blick, durch eine Frage, durch ein Warnen oder Rathen . . das sagte sich Christa schon eine lange Zeit hindurch, und wenn ihr zermalmter Glaube an das Glück sich auf eine Stunde wieder zusammenfügte, so war es, um sie in der nächsten schon zu fliehen. Und in solcher Stunde, da ging denn immer etwas von der Stärke ihres Selbst verloren. — — — — — — — — — — — — —

Der graue schneeige Wintertag, der Christa von Lorenz die Botschaft gebracht, sie sei Witwe, geht zur Neige. Seit Stunden schon hat sie sich nicht geregt. Die einzige Pflicht, die ihr diese Nachricht zu erfüllen brachte: Ferdinand Holder dieselbe mitzutheilen, ist kurz und karg gethan. Und nun ist sie ihren Gedanken ausgeliefert, die quälend ihr Handwerk thun.

Ueber ihr Antlitz zieht Licht und Schatten; in den Augen flackert es auf, wie Muth, wie Stolz, wie Kühnheit, um vor einem Ausdrucke herben Harmes, rührender Ergebung zu erlöschen. Thränen netzen vereinzelt die bleichen Wangen, Thränen, die so schwer, so heiß, so bitter sind, weil sie so selten geweint wurden. Das Verschließen eines Wehes weiß sich zu rächen, es harrt nur seiner Zeit; einmal bricht es die starrsten Fesseln durch, einmal reißt es die kunstvollsten Dämme nieder und seien diese Dämme edelster, heiligster Art und heißen sie auch: Religion, Pflichtgefühl, Selbstaufopferung. Von dem Allen spricht der stumme Mund, künden die Linien, die sich um ihn gegraben. Christas Hände liegen gefaltet im Schoße, zwei schlanke, kräftige Hände, die beinahe davon erzählen, wie sie niemals zu sich gerufen, wie sie vielmehr immer nur von sich gewehrt, Hände, denen man aber ansieht, daß sie nie segnend, liebkosend auf dem Haupte eines Kindes gelegen, daß sie der Kuß frommer, unschuldsvoller Lippen nie berührt hatte, denn ach! die Hände einer Mutter reden eine eigene Sprache. Zu dem Bilde dieser ganzen Erscheinung wirkt ihre äußere Umgebung wie ein Rahmen, den man kaum von ihr zu trennen gewußt hätte, das alte Vorstadthaus, in dem sie wohnt, an dem sich bis zu ihren Fenstern Epheu emporrankt, das Zimmer, in dem sie lebt, das keine grelle Farbe hat, noch bestimmbare Form, das wie eine Stätte heiliger Erinnerungen scheint und doch nichts von dem Moder solcher Stätten hat; davor schützen die Bilder und Stiche, die da und dort umhergestreut, die Blumen und Pflanzen, die — als wüßten sie, was sie sich hier schuldig seien — in altmodischer Anmuth — aus ihren Korbgeflechten und hohen Vasen grüßen, und Bücher sind da in drei

Sprachen und in bunter Fülle. Diese Bücher sind das eigentliche Verbindungsglied mit dem Jetzt, mit dem Treiben draußen in der Welt, mit dem Treiben in der Stadt, das nur abgedämpft durch die stille Straße zieht. Ferdinand Holder berührte es immer von Neuem seltsam und wie eine Befriedigung zugleich, wenn er, von einer Reise kommend oder von einem rastlosen Tag ermüdet, in diese kleine Häuslichkeit trat. Er ahnte nicht, welch' grausamer Egoismus darin lag, daß er deren Abgeschlossenheit so sehr förderte. Er wußte nur, daß es ihn verstimmte, wenn er einen Gegenstand nicht genau am gewohnten Platze sah oder wenn er gar irgend eine Aenderung gewahrte; ihn, der eine Welt gesehen — und darum vielleicht gerade. Einmal kam er von einem rauschenden Feste, das Auge geblendet von Licht und Funkeln, von dem Glanze der Uniformen, der Orden und der Juwelen, von Frauen, die Alles aufboten, um zu entzücken und anzuziehen, die mit Aufwand aller Mittel reizvoll schienen oder scheinen wollten: ein Ineinanderwogen von Jugend und Schönheit, von schimmernden Geweben und weißen Schultern, von schwülem Blumenduft und strahlenden Blicken. Und er hatte seinen Tribut an Bewunderung gezollt und hatte dafür manch' Lächeln aufgefangen und eingeheimst, dann war er früh müde und übersättigt gegangen, mit der Zufriedenheit im Herzen, einem andern, diesem anderen, so anderen Bilde zu.

„Sie sehen mich heute so kritisch an — was ist Ihnen denn nicht recht an mir?“ frug ihn Christa damals.

„Ich weiß nicht,“ gab er ernsthaft zurück, „ich weiß nicht recht,“ und dabei streifte sein Blick wie tadelnd das einfache Hauskleid, das sie trug — „dieser Aermel — Sie verzeihen — kommt mir aber ganz letztmodern vor!“

In dieser ganz kleinen Aeußerung lag die Geschichte ihrer Seelen. Er kam aus einem bunten Schillern und Rauschen und konnte ein solches suchen und finden, so oft er nur wollte, und an ihr, bei ihr wollte er ewig Alles sich gleich bleibend. Befriedigt gewahrte er, daß am nächsten Tag der glatte Aermel wieder regierte und das neue Hauskleid dem letzten nun vollkommen glich. Christa lächelte dazu, ihre einzige Freude sah sie darin, ihm diese kleinen Wünsche zu erfüllen, sie fand sie rührend in ihrer Harmlosigkeit und ahnte es nicht, daß sie allmälig über sie geboten. Und so summt und surrt der kleine Theekessel auch an diesem Abende, und die beiden Tassen stehen einander gegenüber so fest und feierlich, wie nur je, und sie schämen sich nicht, daß ihr Goldrand fast gänzlich entschwunden ist, wie sich der kleine, emsige Kessel nicht schämt, daß er einige Büge und abgenützte Stellen aufzuweisen beginnt. Wenn dieser Theetisch sprechen könnte, so hätte er den neugierigen und geschärften Ohren der beiden hochblonden Rechnungsrathstöchter allerdings eine lange Geschichte zu erzählen vermocht, aber keine, die ihre mädchenhafte Feinfühligkeit zu verletzen gewußt und, was mehr sagen will, keine, vor der sie in ihrer altjungferlichen Ehrsamkeit zurückzuschrecken brauchten. Christa von Lorenz kann ihr Haupt heben, vor

Gott und vor den Menschen, und wenn sie es dennoch zuweilen in tiefer Demuth beugt, wenn sie unzählige Male im Gebete gegen sich Klage führt, so liegt darin die Vornehmheit ihrer Natur, in die das Beispiel und die Erziehung vortrefflicher Eltern sich mit eingewebt. „Ihnen keine Schande machen", das war ein Grundzug in ihrem Denken und Fühlen geblieben. Zärtlich erinnert sie sich dieser Beiden an dem Abende, der diesem Tag gefolgt, einem Tag, der einer unausgesetzten Seelenerregung geglichen. Nun harrt sie Ferdinands Erscheinen. Schon mag er Ehrenhofen verlassen haben, und sie sieht den kleinen, wohlbekannten Wagen über die befrostete, einsame Landstraße der Stadt zusausen, sie sieht Ferdinand in seine Ecke gedrückt, den Kragen aufgestülpt, die Pelzkappe in's Gesicht gerückt. Wie oft hat sie sich, auf sein Kommen wartend, durch diese selbe Vorspiegelung die Ungeduld, deren sie sich schämte, zu verscheuchen gesucht. Sie gesteht es sich ein, sie liebt ihn heute, wie immer, wie nur je. Auch sie fragt sich, wie es wohl in ihr, um sie aussähe, wenn sie — wie tausend andere Frauen gewesen. Sie schließt die Augen, die Gedanken treiben ein Gaukelspiel mit ihr. Es stöhnt und seufzt, es klagt und schluchzt in ihr. Sie legt die Hände auf's Herz, es pocht und hämmert, es kämpft wider sie selbst einen verzweifelten Kampf um sein letztes Recht. Ein Sturm geht durch ihr starkes, leidgestähltes Wesen. Es fleht leidenschaftlich in ihr, und sie lauscht sich nicht.

„Zu spät — zu spät," mühsam stoßen es die aufeinander gepreßten Lippen hervor. Erst flüstert der Sinn des traurigen, kleinen Wortes in ihr, dann gellt es ihr wild, brausend durchzieht es sie, an jeder Fiber, an jedem Nerv rüttelt es. Sie erhebt sich jäh. Hoch aufgerichtet steht sie da. Sie ringt mit sich, wider sich. Die ganze Geschichte ihres Lebens und ihrer Liebe dehnt sich vor ihr aus. Vorwürfe erheben sich. Sie klagt sich an, sie klagt ihn an, sie klagt gegen die Welt und ihre Einrichtungen, gegen die Menschen, die die Vollstrecker dieser Einrichtungen sind. Sie schaudert zusammen. Sie ruft Alles zu ihrer Hilfe, was sie an Stärke, an Stolz, an Muth, an Würde und Weichheit besitzt, wie ein heißer Strom geht es durch sie. Ein Gefühl der Schwäche, der Beschämung überschleicht sie. Es ist die Leere ihres Daseins, eines Daseins, das sie nicht auszufüllen gewußt, das ein Gedanke beherrscht, das in dieser Stunde mit ihr zu Gerichte geht. Und in dieser vernichtenden Selbsterkenntniß, in dem unentwirrbaren Fühlen, dem sie unterliegt — spricht sie ihn frei. Er ist nicht schuldig! Er nicht! Er soll nicht leiden! Nur das nicht! Gott — Gott — sie faltet die Hände, sie betet lange, inbrünstig, ohne Worte, ohne Thränen ein Gebet, das einem Schmerzensschrei gleicht . . .

Die Glocken der nahen Kirchen läuten das Ave Maria, da Ferdinand Holder bei ihr eintritt. Den frostigen Hauch des Winterabendens bringt er mit sich, und wie gestern und vorgestern, wie vor einem Jahre, wie vor

zehn Jahren klingt ihr sorgendes: „Wie Sie durchfroren sind — gleich Ihre Tasse Thee!" Und wie gestern und vorgestern, wie vor einem Jahr, wie vor zehn Jahren läßt sie sich vor dem kleinen Theetisch nieder. Er nimmt seinen Platz ein, ihr gegenüber in dem großen Fauteuil, auf dessen Lederlehnen ungezählte Ritzen ihr zerstörendes Werk gethan. Sie sehen einander kaum an. Er beobachtet wie festgebannt die Bewegungen ihrer Hände, wie sie den Thee bereitet. Er könnte mit geschlossenen Augen sagen, wie das geht. Erst den Zucker in die Tassen, — dann den ersten Aufguß, das sogenannte Ausschwämen der Kanne, der zweite Aufguß, das Aufrühren der Theeblätter mit dem Löffel, das Prüfen der Farbe — eine kleine Pause — der letzte Aufguß — der Thee zieht an. Sie schenkt ein; es dampft und duftet, einen Löffel Rum in seine Tasse, die sie ihm reicht, einen Löffel Sahne in die ihre, die Anisstangen liegen daneben, und nun das: „Ist Ihnen Ihr Thee recht?"

„Ja, er ist ihm recht — er könnte gar nicht besser sein! Und nun sprechen sie einander wie sonst von den Nichtigkeiten des Tages, hin und wieder ein peinliches, kleines Schweigen, ein Stillstehen der mitzutheilenden Gedanken, hin und wieder ein Beben ihrer Stimme, ein fremder Ton in der seinen, das ist aber auch Alles, wodurch sich die Erregung, die Beide in ihrem Banne hat, verräth. Verstohlen nur umgleiten sie seine Blicke. Sie wissen es gar wohl, das Wort, das sie flieht, es wäre ein entscheidendes — — und darum eben suchen sie nicht danach. In Christas Fühlen drängt sich wie klärend, wie erlösend fast der Entschluß ein, zu entsagen. Entsagen! Alles, was diese Welt an Bitterniß und Härte, an Qual und Kampf umschließt, liegt in dem Augenblicke, wo in einem Menschenherz dieser Begriff aufdämmert. Es sagt sich leicht, es klingt muthig und groß, dieses „Entsagen", und nichts Anderes ist es, als ein grausames, tropfenweis zerstörendes Gift, das ätzend und schneidend sein Werk thut. — Christa setzt den Kelch an — sie thut den ersten Zug; — und wie ein Abschiednehmen geht es für sie durch den Raum, über die vertrauten Gegenstände. Warum? Wird er ihr denn nicht morgen, übermorgen, über's Jahr gegenüber sitzen wie jetzt? Ist es nicht zum Theile um dieser Gewißheit willen, daß sie jenes entscheidende Wort nicht hören will —, das — sie weiß es so gut, er sprechen würde in dem Bewußtsein, daß er seelisch in ihrer Schuld stehe. Sie will es nicht hören. Nie, nie! Sie hat gehungert und gedarbt danach, sie hat es ersehnt und erfleht, und nun sollte es ihr werden, nun, wo er sich es abringen würde, daß er ihr gerecht werde. Wie ein Almosen hinnehmen das, was ihr einst wie ein huldigender Tribut in verschwenderischer Fülle dargebracht worden wäre, wenn sie — wenn sie wie tausend andere Frauen gewesen — nie! Sie sieht ihn an, und dann sieht sie im Geiste ihr eigenes Bild. Er hat noch manches Jahr auf der sonnigen Mittagshöhe vor sich, sie ist im Grame dahingewelkt. . .

Ferdinand ist weich geworden und weicher, in Christas Gegenwart, in der gewohnten Umgebung foltern ihn Selbstvorwürfe, es dünkt ihm, die Vergangenheit übe ihren Zauber. Er ahnt, wie sie leidet, was sie leidet. Er sagt sich — sich ermuthigend, in dem Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, werde er seine Zufriedenheit finden. Er denkt sich aus, wie es sein würde, ein stilles Altern Seite an Seite nach diesem langen Weg, den sie Beide gegangen. Er vergißt dabei, wie anders sie diesen Weg zurückgelegt: sie so steil, so schwer, so beladen, immer den engsten Pfad, immer geradeaus, er die Kreuz und Quer, durch blumende Auen, durch freundliches Hügelland, sorglos und wohlgemuth. Ferdinand erhebt sich, er kommt näher, er nimmt Christas Hände in die seinen, sie läßt es geschehen, er küßt ihre Hände, andächtig, leise. Mit ihren bebenden Fingern streift sie über sein dunkles Haar, es liegt etwas von der Liebkosung einer Mutter in der Art, wie sie es thut, doch noch ein Augenblick und sie weiß nicht, ob ihre Kraft ausreichen kann, und sie will, sie muß, sie weiß es ja, ach! wie gut — zu gut — zu spät, und sie hat entsagt — und er soll nicht leiden! Da suchen seine Augen die ihren. Von Reue, von Schuldbewußtsein, von dem Wunsche, zu sühnen, von dem Allen sagen ihr diese geliebten Augen, und die ihren, die niemals zu lügen verstanden, die erwidern thränenüberströmend in einem letzten gewaltsamen Losreißen aus einer Welt an Empfindungen, durch die sie sich aufrecht gehalten, bis sie zum Ziele, zu diesem Ziele gelangt: „Zu spät!“





Erholung*).

Von

John Lubbock.

— London. —

Viel Arbeit und gar kein munteres Spiel macht, wie das Sprichwort sagt, aus Hänschen einen blöden Jungen. Ist die Arbeit Stuben-Arbeit, so wird sie wahrscheinlich auch einen zarten Jungen und einen schwächlichen Mann aus ihm machen. Spiele sind durchaus kein Zeitverlust. Sie sind wichtig für die Entwickelung des Körpers, namentlich des oberen Theils — der Arme und der Brust, die ja viele unserer gewöhnlichen Beschäftigungen eher zusammenziehen als auszuweiten beitragen.

Spiele erhalten den Menschen nicht nur gesund, sondern geben ihm auch geistige Spannkraft für seine Arbeit; sie lehren ihn, wie er mit anderen Menschen auskommt: nachgeben in Kleinigkeiten, ehrlich spielen und einen Vortheil nicht bis auf's Aeußerste verfolgen.

Sie erzeugen moralische so gut wie physische Gesundheit, Wagemuth und Ausdauer, Selbstbeherrschung und Humor, Eigenschaften, die nicht in Büchern zu finden sind und die kein Unterricht verleihen kann. Der Herzog von Wellington sagte treffend: Die Schlacht von Waterloo sei auf den Spielplätzen von Eton gewonnen worden. Viele der besten und nützlichsten Lehren öffentlicher Schulen sind auch thatsächlich die, welche die Knaben auf dem Spielplatz lernen.

Was die Wichtigkeit der Spiele für die Gesundheit betrifft, so will ich zwei unserer größten physiologischen Autoritäten citiren: — „Spiele," sagt Sir James Paget, „sind gerade in dem, was die hauptsächlichsten Merkmale der Erholungen ausmacht, ganz vortrefflich, aber daneben vermögen sie auch einen moralischen Einfluß auszuüben, der im Geschäftsleben oder bei jeglichem Tagewerk von hohem Werthe ist. Denn ohne jedwedes Hineintragen eines gewöhnlichen Geldinteresses, ohne irgend welches niedere Motiv führen sie Knaben und Männer zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zusammen; sie lehren sie, in guter Sache mit allen denen Kameraden zu sein, die es offen und ehrlich mit ihnen halten wollen; sie lehren jene Macht des Zusammenwirkens mit Anderen, welche zu den erfolgreichsten Mächten in jeder Lebenslage gehört. Und durch Gewöhnung, wenn nicht ihrer ganzen Natur nach, lehren sie Offenheit: unehrlich Spiel irgend Jemandes gilt, wie heiß auch der Wettstreit sein mag, nach übereinstimmender Ansicht Aller für schimpflich; und wer gewohnheitsmäßig ehrlich spielt, wird umso eher bereit sein, auch ehrlich zu handeln. Eine hohe Auffassung von Ehrenhaftigkeit bei den Erholungen wird dazu

*) Autorisirte Uebersetzung von O. Dammann, Görlitz.

helfen, daß man Vieles für verächtlich hält, was sogar durchaus noch innerhalb der gesetzlichen Grenzen liegt . . . Wenn wir nun genauer zusehen, was in allen Arten guter thätiger Erholung Charakteristisches enthalten ist und wovon ihre Nützlichkeit hauptsächlich abhängt, so werden wir, denke ich, finden, daß sie alle mindestens eines von den drei Dingen in sich schließen: Ungewißheiten, Ueberraschungen und Gelegenheiten zur Uebung der Geschicklichkeit in etwas von der regulären Arbeit Verschiedenem. Und die Eigenthümlichkeit dieser drei Dinge scheint vornehmlich darin zu liegen, daß sie angenehme Abwechslungen vorsehen, die in starkem Contrast zu den gewöhnlichen Beschäftigungen der arbeitenden Existenzen stehen, und daß sie Gelegenheit zur Uebung derjenigen Kräfte und guten Anlagen bieten, die sonst, weil in den alltäglichen Berufsgeschäften zu wenig gebraucht, sich abschwächen oder verloren gehen würden."

Professor Michael Foster, Secretär der Royal Society, hat uns unlängst in seiner Vorlesung gesagt: „Selbst bei der Muskelthätigkeit ist die Ermüdung hauptsächlich eine solche des Gehirnes; und wir Alle sind mit einer Ermüdung des Gehirns vertraut, an deren Hervorbringung die Muskeln wenig oder gar keinen Antheil haben. Unsere gesammte Erkenntniß läuft darauf hinaus, daß die Gehirnthätigkeit, gleich der Thätigkeit der Muskeln, von chemischer Veränderung begleitet ist; daß die chemischen Veränderungen, obwohl in Einzelheiten abweichend, doch im Gehirn wie im Muskel von derselben Art sind, und daß die Kleinheit der Veränderungen im Gehirn im Vergleich zu denjenigen des Muskels durch die außerordentliche Empfindlichkeit der Nervensubstanz aufgewogen, ja mehr als aufgewogen wird . . .

„Wenn ein adäquater Strom reinen Blutes, Blutes, das durch die kräftige Mitwirkung niederer Organe gereinigt worden, für das Leben des Muskels nothwendig ist, damit das arbeitende Capital rasch erneuert und die schädlichen Producte rasch hinweggeschwemmt werden können, ebenso sehr, ja vielleicht in noch höherem Grade, gilt dies vom Gehirn. Zudem hat der Kampf um's Dasein uns ein Gehirn eingebracht, das immer bereit ist, seine geringeren Gehilfen zu überholen: und selbst beim bestregulirten Haushalt ist die Periode höchster Leistungsfähigkeit zwischen dem Moment, wo die ganze complicirte Maschinerie in Thätigkeit gekommen ist, und dem Moment, wo Ermüdung sich einzustellen beginnt, in nur allzu enge Grenzen gebannt. Wenn irgend etwas Wahres in dem ist, was ich vor Ihnen entwickelt habe, so ist das richtige Verfahren, jene Grenzen zu erweitern, nicht so sehr: daß man das Gehirn noch behender mache, als vielmehr: daß man dessen niedere Gehilfen stärkt, so daß ihre kräftigere Mitwirkung den Eintritt der Ermüdung weiter hinausschieben kann."

Jagen, Schießen und Fischen monopolisiren in der Sprache des Volks den Begriff Sport. Selbst diejenigen unter uns, die wir nicht unsere Erholung den Hunden, der Flinte, der Angel verdanken, sind doch noch immer für ihren Zauber empfänglich. Wir haben ihn von unseren Vorfahren geerbt, die ja nicht nur sehr ausgiebig vom und für den „sport" in dieser Welt lebten, sondern auch auf ihn als das größte Glück in jener zukünftigen Welt blickten.

> Wildeber wohl über die Gräber fegt,
> Doch er stört nicht die Todten im Schlaf,
> Noch lieben wie einst sie des Waidwerks Lust,
> Und der Wind ist ihr schnaubendes Roß.
>
> (Ossian.)

Es ist soviel geschrieben worden über das, was wir dem reinen Wasser verdanken, aber ganz eben soviel schulden wir der frischen Luft. Wie wunderbar ist sie doch! Sie durchdringt unseren ganzen Körper, sie badet die Haut in einem Medium, welches so fein ist, daß uns seine Gegenwart gar nicht zum Bewußtsein kommt, und welches doch wiederum so stark ist, daß es die Düfte von Blumen und Früchten in unsere Zimmer weht, unsere Schiffe über die Meere treibt, den reinen Hauch der See und des Gebirges

in's Herz unserer Städte bringt. Sie ist des Tones Gefährt, sie trägt uns die Stimmen derer, die wir lieben, und all' die süße Musik der Natur zu, sie ist das große Sammelbecken des Regens, der die Erde bewässert, sie mildert des Tages Hitze und die Kälte der Nacht, spannt uns zu Häupten einen prächtigen blauen Bogen aus und erleuchtet den Morgen- und Abendhimmel mit feuriger Gluth. So ausnehmend lind und rein, so edel ist sie und dabei so nützlich, daß traun! Ariel der zarteste, liebenswürdigste und bezauberndste aller Naturgeister ist.

„Denn von allen Dingen," sagt Jefferies, „ist Nichts so süß wie die süße Luft — eine große Blume ist sie, rings um uns und über uns und uns einschließend wie Aphroditens Arme: gleich als wäre der Himmelsdom eine Glockenblume, die über uns schwebt und deren magischer Wohlgeruch den ganzen Erdenraum anfüllt. Das süßeste aller Dinge ist Feldblumen-Duft. Von ihrem Ideal erfüllt streben die gestirnten Blumen empor vom Rasenhügel, bemüht, sich über den rauhen Gräsern zu halten, die dicht andrängend neben ihnen aufschossen; der Genius hat immer solchen Kampf gehabt. Die schlichte Landstraße ward verschönt durch die vielen Gedanken, die sie mir erweckte. Jeden Morgen kam ich, um an dem sternenhellen Rasenhügel zu weilen.

„Erst Jahre nachher vermochte ich zu sehen, warum ich immer dieselbe Runde machte und mir keine Veränderung in den Sinn kam. Ich sehne mich nicht nach Veränderung. Ich sehne mich nach denselben alten und lieben Dingen, nach denselben Feldblumen, demselben Baum und zartem Aschgrün, den Turteltauben, den Amseln, der farbigen Goldammer, wie sie singt, singt und singt, solange als das Licht einen Schatten an der Sonnenuhr wirft, denn alsdann erst verstummt ihr Gesang, und ich möchte das Alles immer auf demselben Flecke wieder haben . . . die ganze lebendige Stufenreihe des Frühlings, Stufe um Stufe aufwärts bis zu der großen Galerie des Sommers — Laßt mich die nämliche Aufeinanderfolge Jahr um Jahr mit erleben!"

Unsere Felder bieten nicht dieselbe Mannigfaltigkeit an Blumen wie die der Schweiz, aber zu Zeiten erglühen sie von Butterblumen,

„Und Wiesenkressen zum Entzücken
Mit Silberweiß die Wiesen schmücken"*),

während die Wälder vielleicht sogar schöner, zauberischer sind —

„So schön das Ganze, schön und wild,
Ein traumgewobnes Zauberbild."

Wir hören oft von schlechtem Wetter, aber in Wirklichkeit ist kein Wetter schlecht. Jedes ist genußreich, nur in anderer Weise. Manches Wetter mag wohl für Farmer oder Ernten schlecht sein, für den Menschen aber sind alle Arten von Wetter gut. Sonnenschein ist köstlich, Regen erfrischt, Wind regt uns an, Schnee heitert uns auf. Ruskin sagt: „Es giebt in Wahrheit nichts dergleichen wie schlechtes Wetter, nur verschiedene Arten gutes Wetter."

Rast ist kein Müßiggang, und zuweilen an einem Sommertage im Grase unter den Bäumen zu liegen, dem Murmeln des Wassers lauschend oder die Wolken verfolgend, wie sie über den blauen Himmel dahinziehen, das ist durchaus keine Zeitverschwendung.

Uebrigens sind frische Luft und Leibesübung gemeiniglich nicht weit von einander, sodaß Du in der Regel beide Vortheile vereinigst. Nichts, was der Innenenseite des Menschen so wohl thut, als eines Pferdes Außenseite.

Ein Jeder sollte es sich wahrlich zu einer vornehmsten und heiligen Pflicht machen, wenigstens zwei Stunden des Tages im Freien zuzubringen.

Frische Luft ist für den Geist ebenso heilsam wie für den Körper. Die Natur scheint immer zu uns sprechen zu wollen, als hätte sie irgend ein großes Geheimniß zu erzählen. Und so ist es auch.

---

*) Shakespeare.

Himmel und Erde, Wald und Feld, Flüsse und Seeen, Gebirge und Meer sind vortreffliche Lehrmeister und lehren Manchen von uns mehr, als wir je aus Büchern lernen können. Aber mehr noch als das; wenn Du hinaus auf's Land gehst, auf einem Flusse ruderst, im Walde Blumen sammelst oder Versteinerungen in einem Schacht, Muscheln und Algen am Gestade aufliesest, Criquet oder Golf spielst oder Dir auf irgend eine andere Weise Bewegung in frischer Luft machst, so wirst Du finden, daß Du nicht nur Deiner Gesundheit gedient hast, nein, die Last Deiner Sorgen und Beschwerden und Kümmernisse ist auch von Dir genommen, oder jedenfalls bedeutend erleichtert worden. Die Natur beruhigt, erfrischt, kräftigt uns. Sie stimmt den Geist heiterer, freudiger.

Ein ausschließlich dem Vergnügen und der Erholung gewidmetes Leben würde natürlich nicht nur selbstsüchtig, sondern auch unerträglich fade sein. Spiele sollen gewiß niemals das Geschäft des Lebens ausmachen, hingegen ein Genießen mit Maß und Ziel ist kein Müßiggang.

Und welches sind die Elemente der Erholung? Es giebt wahre und falsche Freuden. Plato läßt Protarchus den Sokrates fragen: „Und welches sind, Sokrates, die wahren Lustempfindungen?"

Sokrates: „Jene von schönen Farben, wie man sie nennt, und von Formen und von den meisten Düften, und jene von Klängen, sowie jegliche Dinge, deren Abwesenheit nicht gefühlt wird und schmerzlos ist, während doch ihre Gegenwart fühlbar ist und Lust erzeugt."

Können nun auch die Sinne wahre Lust gewähren, so ist diese doch nicht das höchste Gut. „Philebus," so fährt er fort, behauptete, „daß Genuß und Lust und Vergnügen und die Klasse der verwandten Gefühle ein Gut für jedes lebende Wesen seien, während ich behaupte, daß nicht diese, sondern Weisheit und Wissen und Gedächtniß und diesen Verwandtes, richtiges Urtheil und wahre Erkenntniß besser und wünschenswerther als Lust sind für Alle, welche die Fähigkeit besitzen, ihrer theilhaftig zu werden, und daß sie für Alle, welche sind oder je sein werden, die vortheilhaftesten aller Dinge sind."

Die wahren Freuden sind wohl unzählig. Verwandte und Freunde, Unterhaltung, Bücher, Musik, Poesie, Kunst, Leibesübung und Rast, die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Natur, Sommer und Winter, Morgen und Abend, Tag und Nacht, Sonnenschein und Sturm, Wald und Feld, Flüsse, Seeen und Meere, Thiere und Pflanzen, Bäume und Blumen, Blätter und Früchte — all das sind nur einige davon.

Wir begehren nichts Geringes, wenn wir, „um die gesegneten Früchte des Feldes bitten, daß wir ihrer genießen". Uebrigens kann es wohl auch möglich sein, daß es „viele neue Freuden giebt, die dem Menschen noch unbekannt sind, und die er auf dem glänzenden Pfade der Civilisation finden wird" *).

Unser eigener Fehler ist es, wenn wir das Leben nicht genießen. „Alle Menschen," sagt Ruskin, „vermögen zu genießen, doch nur wenige können dies zu Wege bringen."

Einer der größten Talismane in „Tausend und eine Nacht" ist der Zauberteppich, der Denjenigen, der sich darauf setzte, überall hin trug, wo er nur zu sein wünschte. Eisenbahnen besorgen das jetzt für uns Alle, und in dem Maße, wie wir den Umkreis dessen erweitern, was wir sehen, vermehren wir auch den Reichthum dessen, was wir vorstellen können" **).

Ferner möchte ich einem guten Gespräche unter des Daseins Freuden einen sehr hohen Platz anweisen. Es ist ein wundersames Stärkungsmittel für Beides: Geist wie Körper. Herrick erkennt lebhaft seine Schuld gegenüber Ben Jonson an und schildert ihre Abendmahlzeiten —

---

*) Mantegazza: Ideale des Lebens.

**) Ruskin.

„Wenn edler Trauben Kraft
Uns Rausch nicht, nur Begeist'rung schafft';
Jeder der Verse Dein
Köstlicher doch als Mahl, als Freudewein."

Wenn Johnson einen Abend als angenehm bezeichnen wollte, so sagte er: „Sir, wir hatten ein gutes Gespräch." Und ich selbst habe oft eine Plauderstunde mit Darwin oder Lyell, Kingsley oder Ruskin, Hooker oder Tyndall ebenso stärkend gefunden wie ein erquickliches Luftbad.

In wenigen Gaben unterscheiden sich die Menschen mehr als in der Kunst der Unterhaltung. Ich habe sehr gescheite Leute kennen gelernt — Leute, die sogar höchst interessant hätten sein können — aus denen aber Nichts herauszubekommen war, es sei denn, daß man es förmlich aus ihnen herauszog. Ein guter Unterhalter ist allezeit willkommen. Wie alles Andere, läßt sich auch diese Kunst pflegen. Niemand darf erwarten, ohne Uebung gut zu unterhalten.

„Das erste Erforderniß eines guten Gesprächs," sagt Sir William Temple, „ist Wahrheit, das nächste gesunder Menschenverstand, das dritte Humor und das vierte Witz," und die ersten drei stehen unbedingt in Jedermanns Macht.

Viele Leute verdanken einen großen Theil ihren Wissens der Unterhaltung. „Wer viel fragt," sagt Bacon, „wird viel lernen und viel Befriedigung erregen; besonders aber, wenn er seine Fragen den Fähigkeiten der Personen anpaßt, welche er fragt; denn er wird ihnen Gelegenheit geben, sich im Sprechen zu gefallen, und er selbst wird beständig Kenntnisse sammeln."

Wir pflegen in Kindern, oder auch andrerseits in uns selbst nicht genügend den Sinn für Schönheit. Und doch, welche Freude ist so rein, so wohlfeil, so leicht zugänglich, ja so immer gegenwärtig! Der Eine wird sein innigstes Vergnügen an einer Landschaft haben an Bäumen und Blattwerk, Früchten und Blumen, am blauen Himmel, an Schäfchenwolken, am strahlenden Meer, an des Sees Wellengekräusel, an des Flusses schimmerndem Glanz, an den Schattenbildern auf dem Grase, an Mond und Sternen in stiller Nacht. Für einen Anderen bedeutet das Alles Nichts. Mond und Sterne scheinen ihm umsonst, Vögel und Insecten, Bäume und Blumen, Fluß und See und Meer, Sonne, Mond und Sterne gewähren ihm kein Vergnügen.

„Denn von der Seel' sich Form der Körper leiht,
Denn Seel' ist Form und schafft ihr Körper-Kleid." *)

Unsere künstlichen Farben sind „gut genug für den Prunk niederen Stolzes, aber nicht gut genug für den Saum einer untergehenden Wolke oder eine Feder in der Schwinge einer Wildente." **)

„Es giebt noch immer ein Licht," sagt Ruskin, „welches das Auge unwandelbar sucht und noch tiefer als „schön" empfindet — das Licht des scheidenden oder anbrechenden Tages, und die Scharlach-Wolken, welche Wachtfeuern gleich am grünen Himmel des Horizonts brennen." Die Farben des Himmels scheinen die Erde zu verklären, und der orangefarbene Fleck auf jenes westlichen Gipfels Schneide strahlt den Sonnenuntergang von tausend Jahren wieder." So schön ist der Sonne Untergang, daß es fast scheint, als schauten wir durch die Thore des Himmels.

Die Talmud-Commentatoren erzählen uns, im Manna habe ein Jeder den Geschmack wiedergefunden, den er am liebsten hatte; ebenso wird Jeder, der in der Natur sucht, das finden, was ihm am meisten Genuß bereitet.

Ich gedenke indessen nicht den Versuch zu machen, die lange Liste wahrer Freuden zu erschöpfen. Und wo es so viele unschuldige Freuden giebt, warum denn irgend solche

---

*) Spenser.
**) Hamerton.

wählen, die schlecht oder auch nur zweifelhaft sind? Auf jeden Fall genieße doch in vollen Zügen die guten, wenn Du kannst; dann wird noch Zeit genug sein, an andere zu denken.

Diejenigen, welche, wie es heißt, „die Welt gesehen" haben und nun meinen, daß sie „das Leben kennen", sind gar sehr im Irrthum; sie wissen weniger von den Wirklichkeiten des Daseins als mancher Bauer, der nie über die Grenzen seines heimatlichen Kirchspiels hinaus kam, der aber dort seine Augen weislich gebraucht hat.

Ein Leben des Genusses, ein „lustig' Leben", wie es fälschlich genannt wird, ist ein erbärmliches Trugbild wahren Glückes. Die, welche ihm zum Opfer gefallen sind, beklagen sich über die Welt, und sie sollten sich doch nur selbst tadeln! „Lorsque les plaisirs nous ont épuisés, nous croyons que nous avons épuisé les plaisirs."*) „Ich bin jung", sagte de Musset, „ich habe erst die Hälfte des Lebensweges zurückgelegt, und schon bin ich müde, wende mich und schaue zurück." Welch ein melancholisches Bekenntniß! Hätte er weise gelebt, so würde er mit Dankbarkeit zurück und mit Hoffnung vorwärts geschaut haben.

Der Werth eines Lebens muß an seinem moralischen Gehalt gemessen werden. „Ferner machen Seele und Leib einen vollkommenen Menschen, wenn die Seele diesen Leib, der ihr Gefährte und doch ihr Untergebener ist, weise befehligt, oder liebend lenkt, ersprießlich pflegt, reichlich versorgt und liebreich leitet. Aber wenn der Leib Gesetze geben und in Folge der Heftigkeit der Begierde zuerst den Verstand mißbrauchen, dann den höheren Theil des freien Willens in Besitz nehmen will, so sind Leib und Seele keine Gesellschaft für einander, und der Mensch ist alsdann thöricht und elend. Hat die Seele nicht die Leitung, so kann sie nicht Gefährte sein: entweder sie muß herrschen oder als Sklave gehorchen"**).

*) Vauvenargues.
**) Jeremy Taylor.

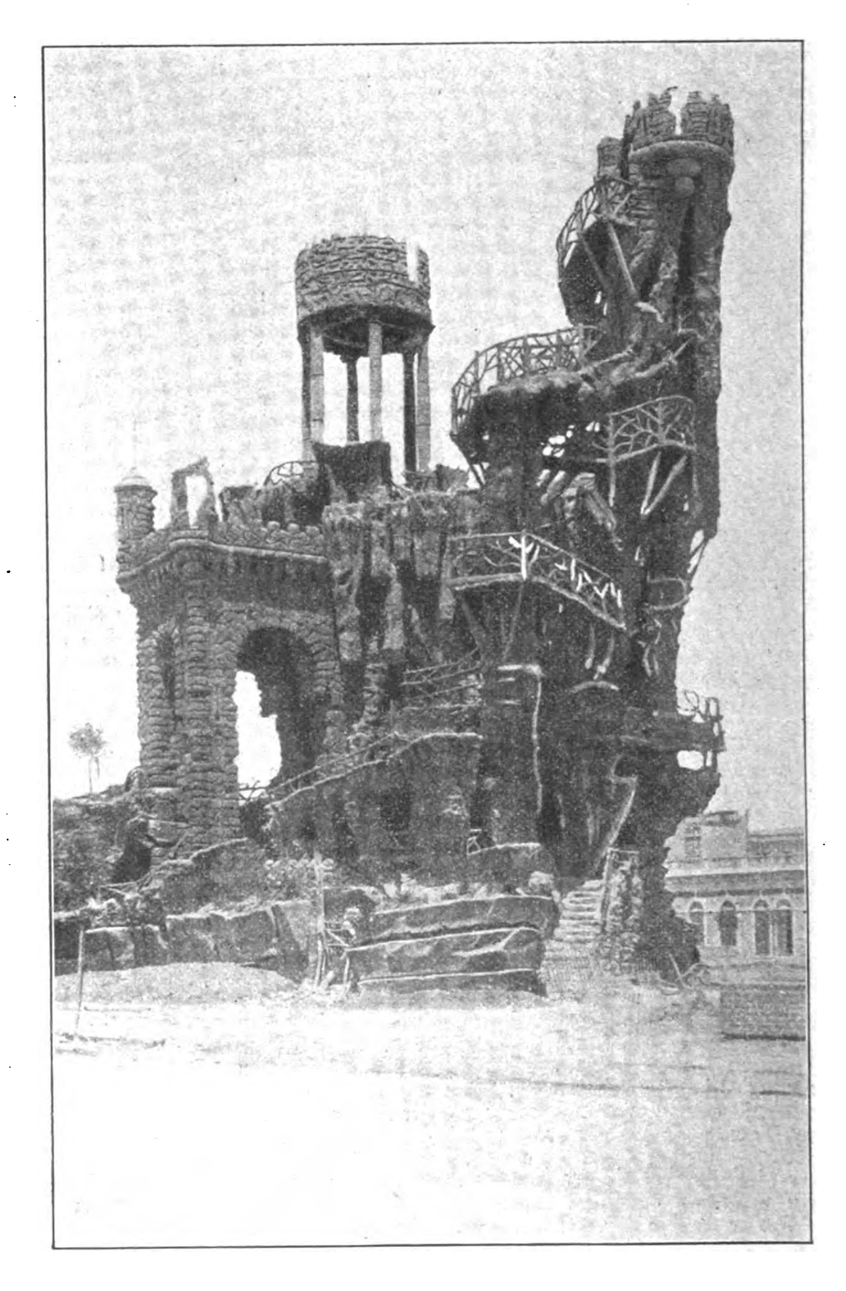




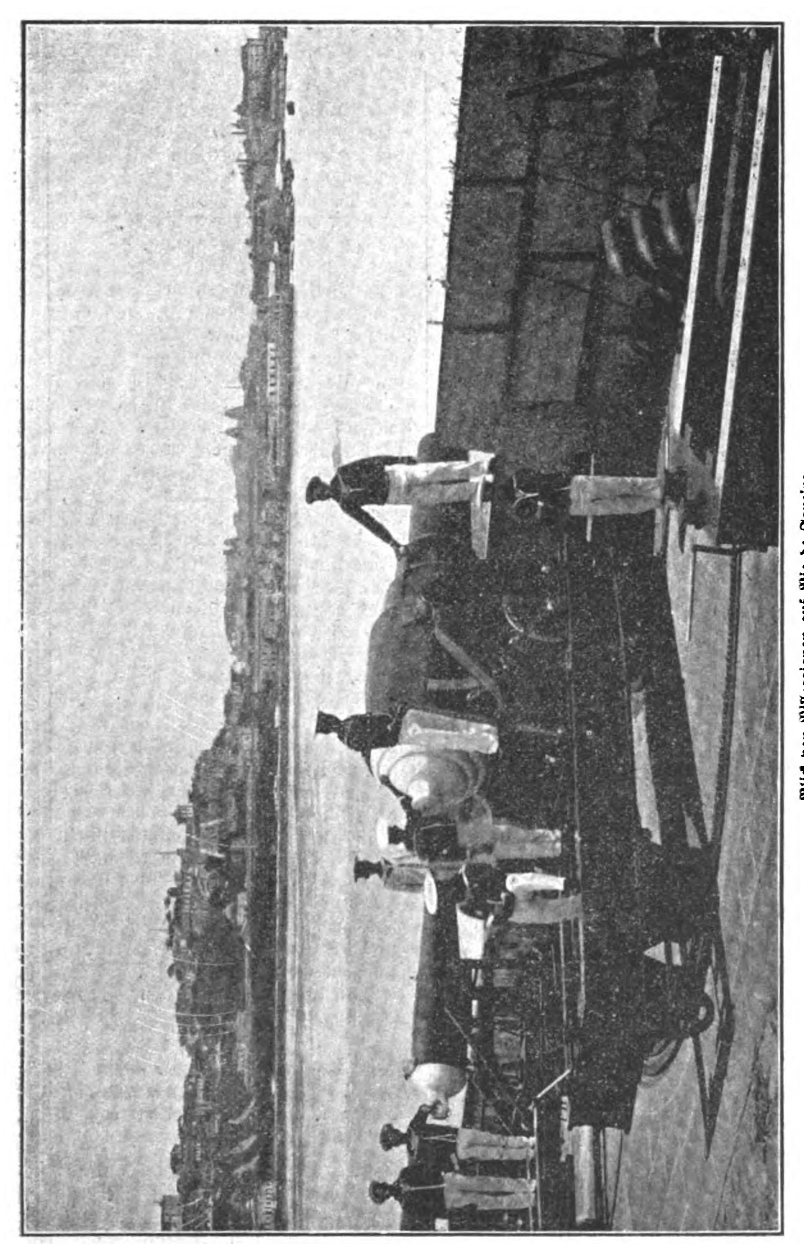
Illustrirte Bibliographie.

Ein Ausflug nach Brasilien und den La Platastaaten. Von Dr. Emil Hänsel. Mit Illustrationen und einer Karte. Warmbrunn, Max Leipelt.

Der Verfasser schildert seine Erlebnisse während einer viermonatlichen Reise Anfang vorigen Jahres, die er als Schiffsarzt an Bord des Hamburger Dampfers „Porto Alegre“ nach Brasilien und den La Platastaaten gemacht hat. Seine Schreibweise ist anziehend und anregend, so daß man mit Vergnügen das Buch liest und den Verfasser in Gedanken auf seiner Fahrt begleitet. Die Schilderung des Lebens auf dem Schiffe, sowie von Land und Leuten in Brasilien bietet sehr viel Interessantes. Hervorgehoben seien die Capitel über Bahia, Rio de Janeiro, das reizend gelegene Petropolis, Santos, St. Paulo mit seinen eleganten Geschäftsläden, Montevideo und Buenos Ayres, sowie die Fahrt landeinwärts auf dem Parana nach dem Handelsplatz Rosario. In allen diesen Schilderungen gewährt der Verfasser einen Einblick in die Licht- und Schattenseiten brasilianischen Lebens. Hervorzuheben ist die große Gastfreundschaft der Brasilianer und das zahlreich vorhandene Contingent der Deutschen, so daß man sich bald angeheimelt fühlt und nicht nöthig hat, sich der portugiesischen Sprache zu bedienen. In St. Paulo z. B. hat das Vereinsleben eine Stätte sorglicher Pflege gefunden, so daß dort eine ganze Zahl deutscher Clubs und Vereine entstanden sind. Mögen sie den Gesang, das Turnen, die Geselligkeit oder dergl. pflegen, immer sind sie ein Sammelpunkt des Verkehrs der Deutschen untereinander und für die Landsleute, die sie besuchen. Auf besondere Einladung verlebte der Verfasser einen Abend im Gesangverein „Lyra“, der ein eigenes Haus mit einem großen Concertsaal und Garten besitzt und dessen Mitglieder zu dem wohlhabenden, mittleren Bürgerstande zählen. Ueber das dortige Zusammensein spricht sich der Verfasser sehr lobend aus und knüpft hieran die Mahnung, „daß der Deutsche in der neuen Heimath stets des alten, lieben Vaterlandes eingedenk bleiben, sein deutsches Wesen rein erhalten und die Erziehung seiner Kinder im deutschen Sinne leiten möge, damit der deutsche Name einen hehren Klang in der ganzen Welt erhalte.“ — Leider herrscht in Brasilien für den Fremdling als schwere Geißel das gelbe Fieber, über das der Verfasser hinsichtlich der Krankheitserscheinungen und der Behandlung einige specielle Angaben macht. — Da gerade während des Aufenthalts der „Porto Alegre“ im Hafen von Rio de Janeiro der Entscheidungskampf zwischen den Revolutionären und den Regierungstruppen stattfand, so war dem Verfasser Gelegenheit geboten, diesen zu beobachten. Er giebt hiervon eine interessante Schilderung und gedenkt auch im Uebrigen der Thätigkeit der beiden deutschen Kriegsschiffe „Arcona“ und „Alexandria“, deren Einschreiten es zu danken ist, daß trotz des ständigen Bombardements die deutschen Handelsschiffe ungehindert ein- und ausladen konnten. Das gut ausgestattete Buch ist mit einer



Künstliche Ruine in Buenos Aires.
Aus: Dr. Emil Hänsel: „Ein Ausflug nach Brasilien und den La Plataftaaten.“
Warmbrunn i. Schl., Max Leipelt.



Blick von Villegaignon auf Rio de Janeiro.
Aus: Dr. Emil Hänſel: „Ein Ausflug nach Braſilien und den La Plataſtaaten.“ Warmbrunn i. Schl., Max Leipelt.

Menge recht guter Abbildungen verſehen; leider nur fehlt der beigefügten kleinen Karte der Bai von Rio de Janeiro der Maßſtab, ſo daß man ſich über die verſchiedenen Entfernungen, namentlich während der gegenſeitigen Beſchießung, nicht orientiren kann.

K.

Bibliographische Notizen.

Bande des Bluts. Von Georg Bormann. Berlin, Gebrüder Paetel.

Die Macht der natürlichen Instincte, der Bande des Bluts zu veranschaulichen, unternimmt der Verfasser in dem uns vorliegenden Roman; er schildert in Vater und Sohn zwei vollkommen gegensätzlich veranlagte Individualitäten, — der Vater ein unermüdlicher Geschäftsmann, mit einem glücklichen Spürsinn und der nöthigen Rücksichtslosigkeit ausgestattet, gelangt aus kleinsten Anfängen zu Ansehen und Reichthum, aber bei dieser rastlosen Jagd nach dem Glücke bleibt ihm keine Zeit für Gattin und Sohn, die Erstere wird nach einem Leben seelischer Entbehrungen frühzeitig vom Schauplatz abgerufen, — der Sohn, ein nach der Gemüthsseite veranlagter Charakter, findet in einem anderen Hause, was ihm das Vaterhaus versagt. Als der Sohn, zum Manne gereift, sich sein Schicksal nach seinem Sinne schmieden will und die Liebe gebieterisch hinzutritt, platzen die Geister aufeinander, und Vater und Sohn gehen fortan getrennte Wege. Erst in der Trennung empfinden sie, was sie aneinander besessen, der Vater, der bisher in dem Sohn nur den Erben erblickt, lernt jetzt in ihm sein Kind entbehren, und der Sohn, der sich in schwerem Kampfe, nach mannigfachen Enttäuschungen die eigene Existenz und den Hausstand gründet, empfindet bitter die Verbannung aus dem Vaterhause. Erst am Sterbebett des Vaters kommen die Beiden wieder zusammen, und der Schluß endet mit einer Versöhnung.

Um diesen Grundgedanken der Handlung gruppiren sich mannigfache Nebenepisoden, die in ihrer Gesammtheit bei aller Wohlanständigkeit und Moral den Leser nicht zu erwärmen vermögen; es fehlt ihnen Schwung der Gedanken und große Gesichtspunkte; die Darstellung leidet an philiströser Spießbürgerlichkeit, die ein lebendiges Interesse an den Personen und Geschehnissen der Erzählung nicht aufkommen läßt.

mz.

Feuersäule. Die Geschichte eines schlechten Menschen von Leo Hildeck. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Leo Hildeck ist mit seinem neuesten Werke über sich selbst hinausgewachsen; die geistreich und psychologisch interessant geschriebene Erzählung ist das reifste Erzeugniß seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Doctor Karl Holtach, Lehrer an einer Mädchenschule, von welcher er wegen seiner hervorragenden Begabung an das Gymnasium berufen worden ist, hat unter dem Pseudonym Franz Kerner ein Buch geschrieben: „Ich und mein Eigenthum", aus welchem der Geist von Stirners Werk „der Einzige und sein Eigenthum" spricht. — Während er so mit seinen Schriften die Brandfackel in die Welt schleudert, lebt er selbst als Freund des Hauptpastors, als eifrigster Jünger seiner Theorie des Egoismus, nach außen den engen Anschauungen einer kleinen Stadt als ein richtiger Streber sich fügend, im Geheimen sich Alles gestattend, ohne Rücksicht und ohne Mitleid. Aber sein Uebermenschenthum hält vor einem Rausche nicht Stand; in einem Rausche, theils vom Weine, theils von der Liebe erzeugt, verräth er seine Identität mit Franz Kerner, und damit ist seine bürgerliche Existenz vernichtet, aber als er nun auszieht in die Welt, mittellos und brotlos geworden, nimmt er als einzigen Schatz sein Buch mit, und dieses ist einmal da, ist Wirklichkeit, das können sie nicht wieder wegschaffen. Eines Tages, gleichviel wann, wird es seinen Mund, aufthun und mit tausend Zungen reden, — bis dahin wartet die Welt zum anderen Male auf ihren Schöpfungstag." Der Charakter dieses Doctor Holtach ist vom Verfasser mit den feinsten psychologischen Zügen ausgestattet, dieser bewußte Egoist, der seine brutale Ichsucht mit philosophischen Theorien begründet, hat ein empfindsames Herz und ein weiches Gemüthsleben, und diesen Zwiespalt des Charakters in den Beziehungen zu der ihn umgebenden Welt hat Leo Hildeck in der interessantesten Weise durchgeführt.

Wir empfehlen das Buch besonderer Beachtung.

mz.

Prinz Louis Ferdinand. Ein Heldenleben. Historische Dichtung von Rudolf Bunge. Berlin, Verlag von Karl Siegismund.

Die Bunge'sche Dichtung läßt sich ihrer Form nach zwischen die epischen Schöpfungen Ernst Scherenbergs und die lyrisch-epischen von Julius Wolff einreihen. Der junge heldenmüthige Prinz, den schon Körner besungen hat, eignet sich wie kaum ein Zweiter zur dichterischen Behandlung, und die sympathische Figur des edlen Fürsten nimmt das Interesse des

Lesers von Anfang bis zum Schluß gefangen. Freilich muß man die Bezeichnung historische Dichtung cum grano salis auffassen. Es ist ein historisches Epos, wie es historische Dramen giebt. Der Dichter giebt von Eignem zu, schafft Gestalten und verwebt sie mit dem Dasein seines Helden, die nie historisch waren; und das ist nicht nur sein gutes Recht, sondern sogar seine Pflicht, will er anders ein Dichtwerk und keine historische Staatsaction schreiben.

Rudolf Bunge hat es verstanden, seinen Helden dichterisch zu verklären, ohne ihn zu einem idealistischen Schemen zu machen. Außer ihm begegnen wir in der Dichtung von historischen Gestalten Friedrich Wilhelm III. und der mit besonderer Liebe gezeichneten Königin Louise; die geist- und gemüthvolle Rahel, der Pianist Dussek fesseln unser Interesse, besonderen Reiz übt die mit Zartheit und Innigkeit geschilderte Liebesidylle des Prinzen mit „Schönjettchen". Daß „Schönjettchen", die Amtmannsnichte, die Stammmutter derer von Wildenbruch war, ist historisch, dürfte aber noch Vielen unbekannt gewesen sein. Das Epos besteht aus einer Ouvertüre und 23 Gesängen von je nach dem Inhalt wechselndem Versmaß. Am besten gelungen ist der mittlere Theil des Buches. Hier finden sich Stellen von großer poetischer Kraft, doch ist auch stellenweise eine gewisse behagliche Breite nicht zum Vortheil des Ganzen zu constatiren. Der Dichter gefällt sich hie und da in allzu ausgedehnten, wenn auch an und für sich gelungenen Naturschilderungen. Im letzten Abschnitt: Bei Saalfeld, versagt seine Kraft. Die Schilderung der Schlacht und des heldenmüthigen Todes des Prinzen gehört zu dem weniger Gelungenen. Daß ihm im Schlachtgewühl nicht nur der betrogene Bräutigam Schönjettchens, ein französischer Emigrant, als grimmer Feind erscheint, sondern auch noch die Spukgestalt eines alten, längst verstorbenen Majors von Dyherrn, der zum Prinzen in gar keiner Beziehung stand, schwächt die tragische Wirkung seines Heldentodes wesentlich ab. Auch ist nicht zu verkennen, daß das Werk noch einige Flüchtigkeiten aufweist, welche bei einer zweiten Auflage leicht auszumerzen sind. Rühmend sei noch hervorzuheben, daß sich der Dichter von patriotischen Phrasen und wohlfeilen Prophezeiungen im Ganzen freigehalten hat und daß es ihm gelungen ist, selbst die „Haupt- und Staatsactionen" dichterisch zu verklären.

Prinz Louis Ferdinand von Rudolf Bunge wird, wenn der Dichter sich zu einigen Kürzungen und Aenderungen entschließt, eine werthvolle Bereicherung unserer Litteratur bilden. L. S.

Götterdämmerung. Ein Gedicht von Marcellus Emants. Deutsch von P. A. Schrippert. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.

Der holländische Dichter Emants goß neuen Geist in die alten Sagen der Edda und schuf so ein Werk von hoher Bedeutung und stellenweise ergreifender Wirkung. Der Raub der Iduna, der Tod Baldurs und der Versuch seiner Wiedererweckung sind so anschaulich und eigenartig dargestellt, daß man ganz neue Schöpfungen vor sich zu haben glaubt, trotz der zahlreich vorkommenden entsetzlich auszusprechenden nordischen Namen und Bezeichnungen.

Der Gegensatz des Feuerhalbgottes Loki zum Allvater Odhin tritt im Werke immer mehr hervor, die Genußsucht und die Gier der Menschen dem Göttlichen gegenüber repräsentirend, und mit einer großartigen Perspective auf den nahen Untergang der Götterwelt schließt das Werk. Leider wird der Genuß desselben durch die ungenügende Uebersetzung wesentlich gestört, speciell ist in Apostrophirungen Unglaubliches geleistet. Das Werk verdient eine bessere Verdeutschung. ls.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Benedetti, F. Augusto de, Dal Riso al Pianto. Monologhi e Scene. Con Prefazione di Luigi Rasi. Roma, L. Roux & Co.

Berenberg, Carl, Das Nordseebad Norderney. Mit vielen Abbildungen, einem Plane des Bades, einer Karte der Insel und einer Karte der Reisewege. Dritte, wesentlich verbesserte Auflage. Norden und Norderney, Hermann Braams.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. No. 860—872. Halle a/S., Otto Hendel.

Blei, Franz Dr., Karl Henckell. Ein moderner Dichter. Zürich, Verlags-Magazin.

Boltz, August, Linguistische Beiträge zur Frage nach der Urheimat des Arioeuropäer. Festschrift zur Feier des 50jährigen Jeneuser Doctor-Jubiläums. Darmstadt, L. Brill.

Bormann, Edwin, Allerlei Liebenswürdigkeiten. Ein humoristisches Quodlibet in Wort und Bild, in Vers und Reim, in Ton und Farbe. Leipzig, Selbstverlag.

Brasch, Moritz, Dr., Die Facultäten-Frage und die Stellung der Philosophie an den deutschen Universitäten. Eine kritische Erörterung. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neu bearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Vierzehnter Band. Rüdesheim-Soccus. Mit 75 Tafeln, darunter 8 Chromotafeln, 26 Karten und Pläne, und 206 Textabbildungen. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus.

Conrad-Ramlo, Marie, Im Gnadenwald. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Dehmel, Richard, Lebensblätter. Gedichte und Anderes. Mit Randzeichnungen von Josef Sattler. Berlin, Verlag der Genossenschaft Pan.

Dumas, Alexander, Die drei Musketiere. Mit Illustrationen von Maurice Leloir. Lieferung 19—25. Stuttgart, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt.

Herwi, B., Sonnige Geschichten. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Hoffa, Friedrich Dr. van, Der ungarische Volksdichter Alexander Petöfi. Mit Uebersetzungsproben von und nach Heinrich Melas. Nach einem im Wissenschaftlichen Verein zu Trier gehaltenen Vortrag. Leipzig, August Schupp.

Hohenhausen, Elise von, Berühmte Liebespaare. Dreizehn ausgewählte geschichtliche Bilder. Zweite Aufl. Leipzig, Walther Fiedler.

Hülter, Carl, „Aus einem Mai" und andere Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Im Tann, Ew. und Math., Mehr Licht! Zeitgemässes in Versen und Prosa. Erster Theil. Zürich, Verlags-Magazin.

Kahlenberg, Hans von, Ein Narr. Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Kohut, Adolph Dr., Musiker-Biographien. Siebzehnter Band: Auber. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Die Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens. II. Jahrgang. Nr. 41—42. Berlin, Hugo Storm.

Löher, Franz von, Das Kanarierbuch. Geschichte und Gesittung der Germanen auf den kanarischen Inseln. München, J. Schweitzer.

Löhr, Friedrich, Oberförster Schöne. Eine Komödie. Hamburg, M. Glogau jun.

Maxi, „Nietzsche-Kritik." Ein Beitrag zur Culturbeleuchtung der Gegenwart. Zürich, Verlags-Magazin.

Meissner, S. Fr., Gedankensammlung. Lexicon pädagogischer, klassischer und philosophischer Citate und Sentenzen für Lehrer, Erzieher, Schriftsteller und jeden Litteraturfreund. Mettmann und Leipzig, Adolf Frickenhaus.

Mirring, Emil, Paul und Katharina, Schauspiel in vier Acten. Berlin, Eduard Rentzel.

Muret, encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 16. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandl.

Ostdeutsche Reform, Blätter zur Förderung der Humanität. Vierter Jahrg. No. 14. 15. Königsberg i. Pr., Braun u. Weber.

Pelletier, Abel, L'Amour triomphe. Paris, Edmond Girard.

Restorff, R. von., Sedan-Büchlein. Zur fünfundzwanzigsten Jubelfeier der grossen Siege unseres Volkes im Jahre 1870/71. 22. Bändchen. Berlin, Verlag des christlichen Zeitschriftenvereins.

Salinger, Eugen, Bühne des Lebens. Ein neues Novellenbuch. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schäfer-Dittmar, Wilhelm, Lieder e. Christen. Elberfeld, Sam. Lucas.

Schleicher, Iwan, Vor dem Aschermittwoch. Frühlingssturm. Zwei Skizzen. Berlin, W. Gronau's Buchdr.

Schlesinger, Hermann Dr. med., Grundzüge der Ernährung des gesunden und kranken Menschen, gemeinfasslich dargestellt. Unter Mitwirkung des vereidigten Chemikers Dr. H. Becker. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Schmidt, Gustav Heinrich, Dr., Die Schweiz im Lichte der Statistik. Akademischer Rathhausvortrag, gehalten im Cantonsrathssaal in Zürich am 29. November 1894. Mit vier graphischen Darstellungen. Zürich, Verlags-Magazin.

Schmidt, Lothar, Gemischte Gesellschaft. Novellen. Zürich, Verlags-Magazin.

Schulz, Dr., Der kleine Samariter. Aerztlicher Rathgeber bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen. Dresden und Leipzig, C. O. Lehmann.

Stegemann, Rudolf, Fürst Bismarck und seine Zeit. Festgabe zum achtzigsten Geburtstage unseres eisernen Kanzlers. Zweite Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

Strahl, A. C., „Auge um Auge", Roman. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Villámosy, A. v., Die morsche Ehe. Ein Sittenbild aus Babel. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus.

Die Wahrheit. Halbmonatschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Herausg. von Christoph Schrempf. Nr. 43. Stuttgart, Fr. Frommann.

Wereschagin, W. W., Lebenserinnerungen. Meine Jugendjahre. Autorisirte Uebersetzung. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Berlin, Siegfried Cronbach.

Westenholz, F. P. v., Sein Geheimniss. Schwank in einem Aufzug. Stuttgart, Fr. Frommanns.

— Blaubart. Lustspiel in zwei Aufzügen. Stuttgart, Fr. Frommann.

Zeitschrift für Hypnotismus, Psychotherapie, sowie andere psychophysiologische Forschungen. III. Jahrgang. Mai und Juni 1895. Redigirt von Dr. J. Grossmann. Berlin, und Dr. O. Vogt, Leipzig. Berlin, Hermann Brieger.

Zürner, Hugo, Frau Jutta. Zürich, Verlags-Magazin.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Aord und Süd.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Laut tindau.
Oierundsiebzigfter Vand.
Mit den p°r!l»i!« «ni
Llns! Lckftein, Paolo Montcgnzza, ll!!a yonsson.

Breslau
Schlesische Vuchdiuckeiei, «unst» und veilagS'Anstalt
v. 2. öchottlaender.

Inhalt des ?H. Bandes.

Iluli. — August. — September.

Inhalt de« ?4> Vandez,

Mit den Portrait von:

Ernst Eckstein, radirt von Johann lindn er in München; Paolo lNantegazza, radirt von Wilhelm Rohr in München; Mla Hansson, radirt von Johann lindner in München.

Iuli I.8Y5.

Inhalt.

hierzu ein Portrait: Ernst Eckstein.
Radirnng von Johann lindner in München.

,n,l» NN» Sld' »licheint »« Anfang jede» Msno«» in heften mit je »in»! «un!>be!I»9»
piei, pr» «lluoKal ll Yef») t M»ll. ^—
All, Vnchhanülnngen und p»»an«<>lt»n nehme» jedelzei» V»ft«ll»n»«n «n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Kord und Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die """ ^"
Redaction von «Oard und Süd" Breslau.
5iebenhufenerstr. ^, ^3, 15.

Veilage zu diesem Hefte
»«!!>«««» «: «lafin« in »!elcf,ll> u. lripM. («nnckfuß, KünNIrr^Nunograpliien.»

Acca öempronia.

Novelle,

von

Ernst Eckstein. ^^?'. /

— Dresden. — »' . ...

fitn^ Arruncus trat in das kleine Gemach, wo seine Gattin, die
sechzehnjährige Acca Sempronia, damit beschäftigt war, einen
prächtigen Wolfshund mit Honiggebäck zu füttern.

„Acca," hob er nach kurzer Begrüßung an, „ich komme vom Kaiser.
Die Sache ist heute spruchreif geworden. Der Fürst schickt mich als
Proprätor nach Syrien."

Die junge Frau, die nachlässig in den Polstern eines erzfühigen Sessels
gelehnt hatte, war beim Erscheinen ihres Gemahls nicht aufgestanden.
Jetzt erhob sie sich, warf dein gierig lauernden Wolfshund den ganze» Rest
ihres Honiggebäcks auf einmal zu und fragte dann mißmuthig-

„Hast Du denn angenommen?"

„Selbstverständlich. Wenn der Kaiser befiehlt . . ."

„Ach Thorheit! Der Kaiser hat Leute genug, die sich zur Würde
eines Proprätors herandrängen. Du bättest nur antworten sollen, das, Dil
nicht Lust hast."

„Wie? Titus Arruncus sollte nicht Lust habeu, wo es sich darum
handelt, dem Vaterland einen Dienst zu erweisen? Gerade der Umstand,
daß es in Syrien jetzt fo mancherlei Wunden zu heilen, so zahllose Miß-
griffe zu verbessern giebt, gerade das lockt mich."

„So hättest Du sagen können, daß Deine junge Frau sich sträubt,
dies schöne Nom mit der langweiligen Provinz zu vertauschen. Syrien!
Das Land der Entbehrung! Mir graust bei dem bloßen Gedanken. Da
— (sie mies auf eine der Vuchrollen ihres dreifüßigen Elfenbeintischchens)

— lies doch einmal die Klagegesänge unseres Dichters Ovidius! Wie' sehnt sich der nach dem Forum! Wie hundertfältig verwünscht er die Wüstenei seiner Verbannung! Und Tomi am Schwarzen Meer ist dock» nicht halb so entsetzlich, wie dieses traurige, götterverlassene Syrien!"

„Ich wundere mich, Acca, daß Du so wenig Verständnis; für den Ernst meines Berufs hast. Ich bin Senator. Ich bin Kriegsmann und römischer Staatsbürger. Sind denn die Wettfahrten im Circus Maximus Dir gar so unbeschreiblich an's Herz gewachsen? Stirbst Du, wenn Dn einmal ein Jahr lang die Pantomimen entbehrst und die Nachmittagsausflüge in's Marsfeld und die kleinen Freuden des Stadtklatsches? Zudem: ganz ohne derartige Hochgenüsse ist die Provinz ja auch nicht . . ."

„Pah! Syrien mit seiner alten Krämerstadt Antiocheia! Ich habe genug davon aus den Schilderungen des Ulvius! Antiocheia ist ein erbärmliches Nest, ohne den leisesten Hauch weltstädtischer Größe. Nein, es geht nicht! Hier schon, im ewigen, Rom, Hab' ich so manchmal Stunden der Oedigteit . . . Wie sollte das werden, wenn ich da drüben bei den .Phöniziern . . .! Um keinen Preis! Ich ersuche Dich dringend, heute -noch in's.Pallium zu gehen und den Kaiser zu bitten, daß er von solcher Last uns.befreit.",

'.': ,-,Accä!" .rief-der Senator. „Du muthest mir zu ... Aber das kann nicht Dein Ernst sein."

„Mein vollkommener Ernst. Für Dich, der Du bald fünfzig Jahre zählst, mag ja die Amtsthätigkeit in der Provinz ihre Neize haben: für mich ist die Uebersiedlung nach Antiocheia ein Unding."

„Du wirst Dich gewöhnen. Ich will Alles aufbieten, um Dir das Leben auch fern von der Hauptstadt angenehm und erbaulich zu machen. Du kannst fo viel dazu beitragen, daß meine- Sendung dort ihren Zweck erfüllt. Wenn die Gemahlin des Proprätors mild und versöhnend eingreift nach diesen unglückseligen Aufständen, wenn sie in eigener Person Frieden stiftet und die Gemüther beruhigt, dann wird der Erfolg meiner amtlichen Maßnahmen unvergleichlich gefördert werden."

„Aber mein Freund! Du glaubst doch nicht, daß ich gewillt sein könnte, mit diesen Halbbarbaren mich zu verbrüdern?"

„Diese Halbbarbaren sind Unterthanen des Reichs und haben als solche Anspruch auf Deine Freundlichkeit. Glaube mir: wenn Du Dich dort nur mit einigem Eifer der schönen Aufgabe, die ich Dir vorzeichne, widmen wolltest. Du würdest bald aufhören, über Langeweile zu klagen!"

Acca schüttelte heftig den Kopf.

„Du beurtheilst mich falsch. Dazu tauge ich ganz und gar nicht. Mir graut vor diesem Antiocheia, wie vor den Schrecken der Unterwelt. Nein und abermals nein! Ich will von der Sache durchaus Nichts missen."

„Ja, das ist nun leider nicht mehr zu ändern," sagte Arrnncus verstimmt. „Wohl oder übel wirst Du Dich fügen müssen."

Acca Zempronia, 3
„Nein!"
„Was? Nein?"
„Ich füge mich nicht!"
Sie sah ihn mit trotzfunkelnden Äugen an.
„Wie verstehe ich das?" fragte er frostig.
„Wie es gemeint ist. Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Republik.
Die römische Frau hat längst aufgehört, das willenlose Werkzeug in der
Hand ihres Mannes zu sein. Erinnere Dich unseres Ehevertrags! Dank
meiner Selbstständigkeit bin ich durchaus nicht verpflichtet. Dein freiwilliges
Eril zu theilen. Ich werde hier ruhig abwarten, bis Deine Proprätur in
Snrien zu Ende ist."
„Acca! Du bist von Sinnen!"
„Keineswegs. Aber ich sehe nicht ein, warum ich mit sechzehn Jahren —"
„Der Platz der Frau ist auch heute noch an der Seite des Mannes,"
versetzte Arruncus streng. „Unser Eheoertrag war, wie ich sehe, ein thörichtes
Zugeständnis; an den neurömischen Zeitgeist, — oder besser gesagt: an de»
Eigensinn Deiner Mutter. Trotzdem hoffe ich nicht, daß Du den Mutb
bast, diese äußersten Folgerungen zu ziehen . . ."
Acca Sempronia blickte zn Boden.
„Liebster Mann," sagte sie endlich halb schmollend, halb flehend, „nimm
doch Vernunft an! Ich will Dir die treueste und gehorsamste Frau von
der Welt sein: nur in dem einen Punkt nicht! Gerade was Du mir da
als meine zukünftige Aufgabe hinstellst, gerade das schreckt mich ab. Und
sieh mal: Du bist ja auch ohnedies oft genug monatelang von mir ge-
trennt! Erst übermorgen reisest Du wieder nach Attica! Verwichenen Mai
warst Du in Spanien und Lusitanien! Alles zum Vortheil des Staates
und Deines Kaisers und Alles unter Mißachtung Deiner Stellung als Ehe-
gemahl! Kömmt es Dir nicht darauf an, volle zehn Wochen lang ohne
Frau bei den Iberern zu weilen, nun, fo kann's Dir auch Nichts ver-
schlagen, wenn Du ein Jahr lang allein bei den Syriern hausest ..."
„Acca, Acca!" murmelte Titus Arruncus. „Beim Herkules, Du be-
trübst mich mehr als ich Dir sagen kann! Ist's denn zu glauben? So wenig
also fühlst Du für Deinen Gemahl?"
Die junge Frau zuckte die Achseln.
„Was heißt das: fühlen? Hab ich Dir jemals vorgelogen, daß ich in
Dich verliebt sei? Du warst Senator und Großgrundbesitzer: ich ein armes
unerfahrenes Mädchen des Ritterstandes. Nur auf Zureden meiner Mutter
Hab' ich nach langer Weigerung nachgegeben."
„Es ist recht liebenswürdig von Dir, daß Du mir dies mit so er-
baulicher Offenheit vorhältst. Ich dächte, Acca, dergleichen hätte ich nicht
um Dich verdient. Hab' ich Dich nicht auf Händen getragen? Nicht
jeden leisesten Wunsch Dir vom Auge gelesen? Und nun sagst Du mir un-
verblümt . . ."

„Was die Wahrheit ist. Und Du kennst diese Wahrheit ja ohnedies.
Aber wie Du mich fragst, so könnte auch ich fragen: Hab' ich Dir etwa
nicht Wort gehalten? Bin ich Dir nicht von Herzen freundlich und willig
gewesen? Hab' ich die Treue verletzt oder die Achtung, die ich Deinem er-
lauchten Namen schulde? Nur das Eine kannst Du nicht forden:: daß ich
mit sechzehn Jahren da drüben mich einsarge und den antiochischen Weibern
den Staub von den Füßen wische."
Titus Arruncus schritt in wachsender Aufregung durch den Oecus.
„Du verbitterst mir alle Freude an dem Vertrauen des Cäsars!"
fuhr er nach langem Schweigen heraus. „Höre mich jetzt! Ich bin fest
überzeugt, daß ich trotz unferes thörichten Ehevertrags die Mittel besäße.
Dich einfach zu zwingen: . . . Aber das will ich unter keiner Bedingung.
Ich verschmähe ein Weib, das nicht freiwillig meine Begleiterin ist. Ich
lasse Dir also Bedenkzeit bis zu meiner Rückkehr von Attica. Ueberlege
Dir's, Acca! Was ich Dir antworte, wenn Du mir endgiltig Nein sagst,
das weiß ich noch nicht . . . Gehab' Dich wohl! Ich habe jetzt mit LuciliuK
zu arbeiten."
Er ging. Sie schaute ihm schweigend nach.
„Wenn's nur in Antiocheia nicht so fürchterlich öd' wäre!" feufzte sie
schwermuthsvoll. „Das Leben ist ja doch ohnehin eine Last! Und nun so
vereinsamt — fern von dem lauten Getreibe,, das uns vergessen macht!
Undenkbar! Lieber gleich auf den Scheiterhaufen!"
Sie warf sich wieder in ihren Sessel und griff mit der schneeweißen
Hand in die goldene Gebäckschale. Dann rief sie den Wolfshund, der sich
bis jetzt nicht gerührt hatte, strich ihm schmeichlerisch über den klugen Hopf
und fütterte ihn von Neuem mit Honigkuchen.

II.

Im Speisegemach seines verschwenderisch eingerichteten Hauses lag
der junge Septimius Cauler mit zwei Freunden, Cnejus und Marcus, zu
Tische. Das Mahl war vorüber; die Sklaven und Sklavinnen hatten sich
eben entfernt, uni die drei senatorischen Jünglinge beim Genuß ihres alten
Falerners allein zu lassen. Der feurige Wein floß in Strömen. Man
trank ihn, gegen die Sitte, ungemischt und verzehrte dazu, nm den Durst
noch zu steigern, schneekalte Stückchen Thunfisch in Salzlake.
Das Gespräch hatte seit dem Weggang der Sklaven eine etwas be-
denkliche Richtung genommen. Septimius Cauler erzählte gluthsvrühenden
Auges von seinen Eroberungen ... Er galt für einen der ungestümsten
Anhänger Ovidischer Lebensweisheit. Nicht gerade rücksichtsvoll, nannte er
ohne Umschweif die Namen. Besonders ergötzt hatte ihn die Liebschaft
niit der spröden Livilla, der jungen Frau eines Ritters aus Capua, der
seit anderthalb Jahren in der Nähe des Gartenbergs wohnte. Es hatte
>

viel Mühe gekostet, die etwas altmodisch gesinnte Frau zu berücken- aber
dann war die Geschichte auch eine einzige Kette aufregender Abenteuer . . .
Dieser Eapuaner strotzte vor Eifersucht. Tag und Nacht trug er den Dolch
in» Gürtel . . . Der leichtfertige Jüngling erklärte mit Pathos, Nichts
komme dem Reiz einer solchen Gefahr gleich.
„Pah!" rief Cnejus und leerte die weitzblaue Schale bis auf den
letzten Tropfen.
„Bestreitest Du das?"
„Ganz entschieden!" versetzte Cnejus. „Ich halte es mit Horaz.
Wenn ich denn wirklich einmal eine Liebschaft eingehe, will ich auch meine
volle Gemüthsruhe haben. Ein schöner Spaß, Deine Abenteuer! Bei jedem
Stücklein Kalk, das von der Wand bröckelt, aufzufahren wie ^ein umstelltes
Wild! Bei jedem Thürgekreisch in den Nachbarhäusern Verrath zu wittern!
Das könnte mir passen!"
„Von Deinem Standpunkt hast Du vollkommen Necht," nickte der
hagere Marcus. „Immerhin: ich verstehe auch Dich, Septimius! Und
Deine Art macht nur Eindruck. Diese Hartnäckigkeit im Verfolgen gewisser
Pläne, dies Ueberwinden von Schwierigkeiten . . . Man hat doch dabei
einen Lebenszweck, eine Arbeit!"
„Das will ich meinen! Und das Gefühl des Triumphes, wenn man
am Ziele ist!"
„Großartig!"
„Nun, ich gönne Euch diefe Großartigkeit," schmunzelte Enejus. „Mich
kann die Sache nicht locken."
„Jeder nach seiner Veranlagung," erwiderte Marcus. „Du bist auch
wohl etwas gar zu beleibt für die Rolle des Herzenseroberers. Septimius
aber mit feiner Apollogestalt — hol' mich der Henker! Soviel ich weiß,
hat er bis jetzt nur ein einziges Mal ohne Erfolg angepocht."
„Oho!" rief Septimius.
„Ruhiges Blut!" wehrte der Andere. „Wer fo häusig gesiegt hat,
wie Du, der kann eine Niederlage auch eingestehen. Bei Acca Sempronia,
der Gattin des Titus Arruncus, bist Du in schönster Form abgefahren.
Da giebt's nun kein Leugnen."
„Ich? Wer sagt das?"
„Nun, dabei gewesen ist Keiner. Aber man hat doch beobachtet . , ."
„Daß ich bei Titus Arruncus verkehre! Daß ich gegen die Hausfrau
so artig war, als dies unter gebildeten Städtern üblich ist ..."
„Nein, mehr."
Septimius Eauler zuckte die Achseln.
„Lächerlich, beim Apoll! Nicht im Traum Hab' ich jemals daran ge-
dacht, diese Acca Sempronia als Gegenstand einer möglichen Tändelei in's
Auge zu fassen. Sie ist ja nicht übel so weit . . ."

„Oh, c>h, oh!" rief Cnejus und neigte den mächtigen Rundkopf. Die reizendste Frau zwischen Marsfeld und Gräberstraße, — und nicht übel so weit? Außerordentlich hübsch ist sie, anmuthig, blühend, olympisch ..."
„Das dächte ich auch, Freund!"
„Wie Ihr gleich in die Höhe fahrt! Daß sie ein verlockendes Larvchen hat, gebe ich zu. Ich aber fordere mehr. Äcca Sempronia ist langweilig . . ."
„Pah! Der Fuchs und die Trauben!" lachte der vollsaftige Epikuräer.
Und Marcus fügte mit einem spöttischen Lächeln hinzu:
„Ich kenne zwar Acca Semvronia seit Jahren schon — sie war noch ein Kind: — aber daß sie besonders langweilig wäre? . . . Nicht langweiliger als die meisten . . ."
„Mich persönlich hat sie gelangweilt," sagte Sevtimius gereizt. „Wenn man im Garten der Süßigkeiten die Auswahl hat, so wird man ja wohl ein bischen verwöhnt. Die ortsübliche Amnuth, die auf den sieben Hügeln so wohlfeil ist wie das Sonnenlicht, hat für mich, offen gestanden, nur wenig Reiz. Es muß Etwas dahinter stecken! Ein Funke von dem göttlichen Feuer, das hier aus dem alten prachtvollen Wein duftet! Em überirdischer Hauch, der aus der abschmeckenden Alltagskomödie ein Lustspiel höheren Stils macht! Davon aber findet sich bei Acca Semvronia nicht die Spur ..."
„Wer weiß!" antwortete Cnejus. „Mit all' Deinen Vorzügen bist Du vielleicht nicht der Mann gewesen, dieses verborgene Feuer zu wecken. Zudem: Acca Semvronia ist so wunderhübsch, daß sie das Recht hätte, geistlos und fade zu sein, was doch ganz gewiß nicht der Fall ist. Nein, Septimiiis! Wende Dich, wie Du willst: bei Acca Sempronia hast Du kein Glück gehabt! Und was schadet es denn? Im Gegentheil: Für un-? Menschenfreunde bleibt es ein schönes Gefühl, daß es auch iu dem verderbten Rom der Eäsareu noch weibliche Tugend giebt. Auf diesen Karren wollen wir's abladen; denn Niemand zweifelt doch ernstlich an Deiner persönlichen Unwiderstehlichkeit! Stoßen wir an: Es lebe Acca Sempronia!"
Die Murrha-Vecher klirrten wider einander. Sevtimius leerte den seinen bis auf den Grund, goß ihn von Neuem voll, setzte ihn hart auf den Tisch und sagte dann trotzig:
„Dickwanst, unleidlicher! Glaubst Du, ich höre aus Deiner Beschönigungssprache nicht die empörendste Ironie heraus? Aber ich will Dich schon klein kriegen! Hältst Du die Wette, daß ich, noch ehe das Ial,r vergeht, auch diese Acca Sempronia erobert habe?"
Enejus schaute bedächtig in seinen goldbraunen Falerner.
„Ich weiß nicht, ob ich gerade wegen der Acca Sempronia wetten soll. Sie ist befreundet mit meiner Schwester ..."
„Was tlmt das?"

Acca 2emplonia.?
'„Nun, die Achtung vor der Familie ... Ich denke immer, die
Freunde zählen ein bischen mit zu den Hausgenossen. Uebrigens, was mir
Eneja von Acca erzählt hat, und was man auch anderwärts hört. Ich
glaube. Du thätest gut, wenn Du die Hand ein für allemal hier davon
ließest! Acca ist unantastbar, eine Römerin alten Schlages. Ihr Vater
hatte den Beinamen Cato der Strengere. Diese Strenge, dieses unbeug-
same Pflichtgefühl hat sich auf Acca vererbt, trotz all ihrer scheinbaren
Leichtlebigkeit."
„Und wäre ihr Vater Cato der Strengste und sie die Mutter der
Graccchen und Lucretia in einer Person: ich wette zweitausend Goldstücke,
daß ich lln's Ziel gelange, eh' noch der dritte Monat zu Ende geht!"
Enejus nagte die Lippen. Ein Nest' von Ehrgefühl hinderte ihn, den
Vorschlag anzunehmen.
„Ich wette nicht," sprach er verdrießlich.
„Warum nicht? Wenn Du behauptest ..."
„Ach was! Du treibst die Geschichte zu weit, Septimius! Achtbare
Frauen sind keine Circuspferde ..."
„Es giebt keine achtbaren Frauen."
„Du bist verrückt! Laß mich in Nuhe!"
„Hör' nur Einer den sittsamen Austernvertilger! Den Lebemann, den
feisten Muränenfresser!"
„Ich fagte Dir schon, Acca Semprcmia ist mit Cneja befreundet."
„Ja, ja, ich weiß! Ich will Dir auch ganz und gar nicht zu nahe
lieten!"
Dann, zu dem Andern gewendet:
„Marcus, hältst Du die Wette?"
Marcus zögerte einen Augenblick. Dann fagte er kaltblütig:
„Gut, ich halte sie! Nach dem, was Enejus versichert hat, hoffe ich
sie zu gewinnen."
„Also, es gilt!"
„Aber auf welche Art willst Du beweifeu . . .?"
„Ich bringe Dir eine'Haarlocke . . ."
„Vlondes Haar ist billig in Nom."
„Du glaubst doch nicht . . .?"
„Ich glaube gar Nichts, aber ich fordere, was ausreicht. Hier alfo
einen Schwur. Am Abend des Saturnalienfestes legst Du im Tempel
des Jupiter einen, geheiligten Eid ab. Du schwörst, mir die Wahrheit zu
sagen . . ."
„Wenn Du dem bloßen Wort Deines Freundes mißtraust — gut."
„Ich mißtraue Dir nicht — aber Wette ist Wette. Da muß man
genau sein."
„Machen wir's also schriftlich . . . Enejus setzt seinen Namen hinzu,
als Zeuge und Schiedsrichter . . ."

„Meinetwegen," brummte der Dickwanst. „Aber ich bitte dämm, daß
die Geschichte ganz unter uns bleibt. Es wäre mir peinlich . . ."
„Ganz unter uns!" lallte Septimius, der jetzt anfing, den Wein zu
spüren. „So sehr unter uns, daß nicht einmal meine übernächste Geliebte
Etwas davon erfahren soll."

III.

Nom lag in tiefem Schlafe. Nur hier und da kehrte noch ein ver-
späteter Zecher heim, dessen Hornlaterne unheimlich über den hallenden
Weg schwankte. Die vornehmen Vauten der Via Appia richten still und
verträumt. Das Haus des Titus Arruncus war eines der letzten nach der
Süd-Ebene hin. Es stand frei; sein ausgedehnter Park war von hohen
Mauern umfriedigt.

An der Westseite dieser Parkmauern gewahrte man beim Schimmer
des aufgehenden Mondviertels zwei Männergestalten: den jungen Septimius
Eauler und seinen Fuhfolger Ajar. Der Sklave schob eine Leiter an.
Septimius Eauler stieg langsam die Sprossen hinan und ließ sich dann
jenseits hinunter.

Drinnen im Park empfing ihn Eurntnce, die Kammerstlavin der
Acca. Septimius Eauler hatte die Sklavin erkauft und ihr mit großer
Verschmitztheit vorgeredet, daß er mit Acca Sempronia längst einig sei-,
nur dürfe die Herrin vorläufig Nichts von ihrer Mitwissenschaft ahnen.
Rings im Haus regte sich Nichts. Der große Wolfshund lag vorn
in dem Oecus, wo Acca Sempronia damals ihrem Gemahl erklärt hatte,
daß sie um keinen Preis mitgehen würde nach Antiocheia. Von der Diener-
schaft mar Nichts zu befürchten. Sämmtliche Sklaven und Sklavinnen
schliefen heute ganz außergewöhnlich tief. Sie hatten aus Anlaß eines
Geburtsfestes tüchtig gebechert, und Eurydice war so klug gewesen, dem
süßen campanischen Rothwein, der in den Mischkrügen duftete, einige Tropfen
aus ihrer Hansapotheke beizumengen . . . Auch der sonst so nüchterne
Pförtner hatte sich einen gründlichen Rausch geholt und schnarchte nun
bleischwer in seiner Thürzelle. Titus Arruncus selbst war vor einigen
Wochen im Auftrage seines Kaisers nach Hellas gereist.

„Sachte, sachte!" raunte die Kammersklavin, da Septimius Eauler
in ungeduldiger Hast vorwärts drängte. „Knirsche nicht so mit den Schuhen,
Herr! Ich sterbe vor Angst."

„Thorheit, Kind! Ich schleiche ja wie ein pannonischer Luchs! Wahr-
haftig, Mädchen, ich glaube. Du zitterst! Sei doch nicht albern! Ich
wiederhole Dir: es ist nicht das erste Mal . . . Heute gilt's nur eine
reizvolle Ueberraschung! Die blonde Acca wird ja ein wenig erschreckt
sein — denn bisher trafen wir uns nur draußen an, Gartenberg, im
Wohnhaus einer mitfühlenden Freundin: aber mich reizt es, hier einmal
just in die Höhle des Löwen . . ."

„Ja, ja!" seufzte Eurydice. „Ich kann mir's denken ... Nur manch-
mal packt mich die Sorge, sie möchte mir's schwer verübeln, daß ich Dir
nachgab ... Denn sie glaubt mir's ja doch nicht, das Märchen von meinem
Kopfschmerz, der mich hinausgescheucht haben soll in den Park. Sie merkt,
daß ich mit Dir im Einverständnisse bin. Würdest Du sonst überhaupt
gewagt haben . . .?"
„Ach, was! Verliebte glauben das Unwahrscheinlichste! Führe mich
jetzt nur auf dem kürzesten Weg ..."
Sie zuckte die Achseln und schritt vorsichtig über den Rasen, an dem
Springbrunnen vorbei, dessen matter Strahl wehmüthig durch die Nacht
plätscherte. Die Spätrosen dufteten; in den Myrtensträuchern regte sich
hier und da ein träumender Vogel.
Nach fünf Minuten erreichten die Zwei das Posticum, dessen buckel«
beschlagenen Flügel die Sklavin nur angelehnt hatte. Ein leises äolsharfen-
artiges Tönen der Thürzapfen, ein kurzes Warten und Lauschen. Hier-
nach traten sie in den Xystus und von dort in das Peristyl.
Eurydice hielt den Athen« an. Auch Septimius fühlte sich, all seinen
Vorsätzen zuwider, schwer beklommen. Jenseits des viereckigen Hofes, unter
dem Säulengang glänzte ein schmaler Lichtstreifen: das Vorgemach zu dem
Schlafraum Acca Semproniaʼs.
Seit jener Wette mit seine»« Freund Marcus hatte Septimius Eauler
alle erdenklichen Anstrengungen gemacht, um sich der jungen Gemahlin des
Titus Arruncus zu nähern. Wenn sie mit ihrer Kammersklavin den Eircus
besuchte, stand er am Eingang, begrüßte sie und knüpfte ein kurzes Gespräch
an. War das Nennen zu Ende, so gab er ihr das Geleite bis nach der
Via Appia, redete griechisch, damit ihn Eurydice nicht verstehen sollte, und
wagte in sonderbarer Betonung die seltsamsten Wendungen. Im Eampus
Martius ritt er an ihre Sänfte heran; im Flavischen Amphitheater wußte
er sich einen Platz neben ihr zu verschaffen; im Isistempel wich er ihr
nicht von der Seite und heuchelte Andacht, als er gewahrte, daß es ihr
selber mit den orientalischen Neligionsübungen Ernst mar. Acca duldete
seine Aufmerksamkeiten, so lange er keinerlei Anspielung auf den wahren
Kern der Komödie mit einmischte. Sie hatte im Vorjahr bereits den jungen
Mann gründlich durchschaut und ihn bei aller Freundlichkeit ihres Wesens
dergestalt in den Schranken gehalten, daß er niemals gewagt hatte, ihr
von Liebe zu sprechen. Sie sah also keine Gefahr dabei — und die fast
unterwürfige Art des glänzenden Cavaliers ergötzte sie. Nun aber kam,
was sie bis dahin so siegreich vereitelt hatte: Septimius brach die Gelegen-
heit stürmisch vom Zaun und machte ihr ein Geständniß, das ihr die Rüthe
des Zorns in die Wangen trieb. Von diesem Augenblick an war der Ver-
kehr zwischen den Beiden zu Ende. Sie gab ihn, entrüstet uud mit allem
Nachdruck eines verletzten Stolzes den Abschied. Ohne ihren Gemahl zu
lieben, dachte sie doch zu hoch vou ihren Pflichten als römische Ehefrau

und als Tochter eines so weithin geachteten Vaters, um einen Menschen
fürder nur anschauen zu mögen, der sich erdreistet hatte, an dem Feingehalt
ihrer Tugend zu zweifeln. Sie machte sich jetzt sogar Vorwürfe, daß sie
es überhaupt so weit hatte kommen lassen. Die Oedigkeit und Langweilig-
keit ihres Daseins schien ihr kein ausreichender Grund hierfür; ebenso wenig
die Thatsache, daß ihr der dreiste Septimius vorher eigentlich ein recht an-
genehmer Gesellschafter, ja beinahe ein schätzbarer Freund gewesen war.
Sie mied also jede Begegnung, und als der Verschmähte ihr gleichwohl auf
Umwegen zufetzte und ihr fogar einen leidenschaftlichen Brief schrieb, in welchem
er sein vermeintliches Anrecht auf ihre Gunst mit volltöniger Mode-Sophistik
vertheidigte, da gab sie ihm kurzer Hand zu verstehn, wenn er sie noch ein
einziges Mal so empörend verunglimpfe, werde sie ihren Gemahl, der ja
vor Ende des Monats aus Griechenland heimkehre, um energische Züchtigung
dieser Frechheit ersuchen müssen.
Septimius war niedergedonnert. Lange genug hatte er mit dem ent-
scheidenden Ansturm gezögert, — und nun schlug ihm die Sache trotz aller
sorgsamen Vorbereitung so kläglich fehl! Die Fragen der beiden Zech-
genossen, zumal des hohläugigen Marcus, der den Verlauf der Dinge mit un-
erträglichen: Scharfblick zu ahnen schien, brachten den Schwerenttäuschten
beinah zur Raserei. Er glaubte nun, seine Ehre als vornehmster Herzens-
bezwinger der Hauptstadt sei hier ernstlich verpfändet; er müsse trotz der
Halsstarrigkeit seines Opfers den Sieg davon tragen, koste es, was es wolle.
Ab und zu schmeichelte ihm die Hoffnung, Acca fei ja im Grund ihrer
Seele ihm längst gewonnen; nur die Erziehung ihres eisernen Vaters
wehre ihr noch, diesem Gefühl sich rückhaltlos hinzugeben.
Nach langem Erwägen faßte er den Entschluß, den er jetzt eben mit
Hilfe der ungetreuen Eurndice ausführte. Er wollte zur Nachtzeit in das
Gemach der jungen Frau eindringen und sich ihr mit den Gluthausbrüchen
des Wahnsinns zu Füßen werfen . . . Vielleicht wirkte hier das Ungeheuer-
liche des Wagnisses . . . Vielleicht sagte sich Acca: Nun glaubt nur Eurndice
doch nicht, daß ich pflichttreu und ohne Makel geblieben . . . Und schließlich,
wenn Alles nicht half . . . Mehr geahnt als gedacht fchwebte dem Un-
sinnigen die Geschichte des Sertus Targuinius und der Lucretia vor . . .
Er konnte ihr drohen, er konnte ihr zuraunen: Menn D» mich jetzt zur
Verzweiflung bringst, schlage ich Lärm ... Ich stelle Dich vor der ge°
sammten Dienerschaft bloß!' Das war niederträchtig und feige — gewiß:
aber wo feine Eitelkeit und Selbstliebe im Spiel war, kannte Septimius
Cauler weder Bedenken noch Schamgefühl. Acca Sempronia war seine
Feindin; denn ihre hochmüthige Tugend stellte den Ruf feiner Unwidersteh-
lichkeit schmachvoll in Frage: also war auch im Kampfe mit ihr Alles
erlaubt, jede Kriegslist, jede Verrätherei und Gewalt . . .
Auf den Zehen Weichend, durchquerte Septimius das Peristyl,
während Eurydice, wie vereinbart, zurück in den Garten eilte. Nochmals

blieb er einen Augenblick stehen, eh' er die schwere Thürdecke hob. Dann glitt er geräuschlos in's Vorgemach, wo links auf dem Mauervorsprung eine zweidochtige Thonlampe ihr mattgelbes Licht ausgoß. Hier stand das Lager der Kammersklavin. Ein faltiger babylonischer Vorhang, der vom Obergebälk bis auf die Schwelle fiel, trennte dies Vorgemach von dem Schlafzimmer Acca's.

Pochenden Herzens lugte Septimius hinein. Von der schöngetäfelten Decke hing hier eine hellrothe Ampel, die über den ganzen Raum ein mildes, magisches Licht goß. Acca Sempronia lag in schneeweißer Tunica auf der Bronze-Bettstatt, bis an die Hüften zugedeckt von dem schmiegsamen Wollgewebe eines galäsischen Teppichs. Ihr liebliches Antlitz neigte sich auf die entblößte Schulter; ihr blondes Haar, das in den« Schein der Ampel wie ein Gemisch von Kupfer und Gold flimmerte, war im Nacken geschürzt und mit breitem, blauschwarzem Bande durchflochten.

Ein leifer Schauer — und Septimius trat ein. Mochte das Schicksal ihm jetzt Heil oder Unheil bereit halten — er konnte nicht anders.

Ueber dem Lager der Schlummernden befand sich ein kleines Hoch» fenster. Da Septimius den Thürvorhang hob, entstand ein plötzlicher Luftzug, der die Ampel in Schwingung versetzte und von dem Eitrustisch neben der Bettstatt ein Kopftuch berabgleiten ließ. Mit dem Kopftuch fiel ein Krystallflllschchen . . .

Durch das Geräusch geweckt, schlug Acca Sempronia die Augen auf.

Ein leichter Schrei entrang sich ihren halbgeöffneten Lippen; Todtenblässe überflog ihr Gesteht; eine Secunde lang schien sie an allen Gliedern gelähmt. Im nächsten Moment aber stand sie auf beiden Füßen. Den weichen galäsischen Teppich hatte sie breit um die Hüften geschlungen. Sie sah aus, wie eine strafende Göttin.

„Was fuchst Du hier?" stammelte sie entsetzt.

„Dich suche ich! Lange genug Hab' ich nach einem aufklärenden Wort geschmachtet . . . Fürchte Nichts, Acca Sempronia! Du sollst mich nur anhören!"

„Wahnwitziger!" raunte sie hochaufglühend vor Entrüstung und Scham. „Fort mit Dir, oder ich schreie um Hilfe!"

„Das wirst Du nicht, Acca Sempronia! Bedenke doch! Wenn Deine Sklaven mich hier im Cubiculum finden! . . . Welch' ein Abgrund für Deinen Ruf! Und ist es denn wirklich ein so unerträgliches Loos, von Septimius Cauler geliebt zu werden?"

Er drang auf sie ein. Acca Sempronia riß einen Dolch von der Wand.

„Beruhige Dich doch!" raunte er schmeichlerisch, ohne auf ihre drohende Haltung zu achten. Er war von dem Liebreiz ihrer Gestalt, ihres flammenden Angesichts wie betäubt. „Es ist ja unmöglich, daß Du nicht fühlst, wie ganz und gar ich Dir angehöre! So lohne mir's doch! Ueberwinde

die Scheu, die man Dir eingeimpft! O, ich weiß, im Grund Deiner Seele zürnst Du mir nicht! Du bist nicht unempfänglich gegen die Raserei, die mir das Herz zersprengt . . . Acca, Ncca, ich sterbe vor unermeßlicher Liebe!"

Er zog sie voll stürmischer Leidenschaft an sich. Sein heißathmender Mund suchte den ihren. Sie wand sich verzweiflungsvoll.

„Laß mich — oder ich tödte Dich!" klang es von ihren Lippen.

„Tödte mich, aber sei mein!"

„Du hast es gewollt!" hauchte sie tonlos.

Ein jähes Aufblitzen im Lichte der Ampel. Ein halb unterdrückter Schrei. Septimius Cauler taumelte stöhnend wider den Citrustisch. Acca's Dolch war ihm tief in die rechte Schulter gedrungen.

„Fort," sprach sie gebieterisch, ?,oder ich stoße zum zweiten Mal! Wähnst Du, die Ehre einer römischen Frau sei das Spielwerk jedes unklugen Tagediebs? Geh' heim, laß Dich verbinden, — und versuche nie wieder mit List oder Gewalt zu erobern, was Dir von Rechts wegen ewig versagt bleibt!"

Septimius, dem das quellende Vlut reichlich über das lichte Gewand floß, merkte, daß seine Rolle hier ausgespielt war. Acca Sempronia, den rauchenden Dolch in der Hand, bewies ihm durch Blick und Geberde eine so unbarmherzige Feindseligkeit, daß er sich zähneknirschend zum Ausgang wandte. Was blieb ihm übrig, als der ruhmlose Rückzug?

Im Säulenhof preßte er sich die Falten der Toga fest über die Wunde und eilte dann schwer athmend zum Posticum. Hier traf er die Kammersklavin, die sich vor unruhiger Neugier und Angst nicht weiter hinausgetraut hatte in den mondschein-umflorten Park . . .

Mit Aufbietung aller Kraft suchte Septimius ihr seinen Zustand geheim zu halten.

„Geh' nur!" sprach er mit fester Stimme. „Ein anderes Mal . . . Für heute ist's besser, ich gebe die Sache auf . . ."

Eurndice bat um ein Wort der Aufklärung. Er aber fchüttelte hastig den Kopf.

„Gehab' Dich wohl!" sagte er kurz. „Morgen schreibe ich Dir. Vielleicht auch nicht . . ."

Und somit verschwand er im Dunkel der hochaufrageuden Lorbeersträucher.

Eurydice trat in den Säulenhof, als Acca vom Eingang des Vorgemachs ihren Namen rief.

Die Sklavin stellte sich völlig unbefangen.

„Nist Du zu Ende mit Deiner unleidlichen Nachtwanderung?" fragte die junge Frau.

Dabei fchaute sie ihr fcharfprüfend in's Angesicht.

Die Sklavin zuckte mit keiner Wimper.

-

„Jetzt eben wollt' ich mein Lager aufsuchen. Denke Dir, Herrin, im
Tystus, wo ich ein Weilchen auf der Diana'Bmik rastete, bin ich kurzer
Hand eingeschlummert. Und meine Kopfschinerzen sind glücklich vorüber ..."
Es bleibt dahingestellt, ob Acca Sempronia der dreisten Heuchlerin
glaubte. Jedenfalls gab sie sich jetzt den Anschein. Sie forderte nur einen
frischen Trunk und sagte dann mit eigenthümlichem Nachdruck:
„Schließ mir die Thüre des Vorgemachs! Ich schlafe heut' etwas un-
ruhig. Es ist mir, als gingen Lemuren um und allerlei böse Dämonen."
„Wie Du befiehlst, Herrin! obgleich das jetzt gar nicht die rechte
Zeit ist für die Gespenster ..."
„Wenn mein Gatte von mir entfernt weilt," murmelte Acca Sempronia,
„ist immer Umgangszeit für die Geister . . ."
Sie legte sich nieder. Lange fand sie nicht Nast. Sie dachte a»
Titus Arruncus, von dem sie nicht eben freundlich geschieden war, denn
ihre Weigerung, mitüberzusiedeln nach dem verabscheuten Antiocheia, hatte
den wackeren, opferwilligen Mann ernstlich verstimmt. Als sie endlich bei
dämmernden. Morgen entschlafen war, erschien ihr der Ehegemahl im
Traume, aber nicht grollend und zürnend, wie er gegangen, sondern freund-
lich und mild. Er lobte sie mit überströmenden Worten. „Du bist tapfer
gewesen, Acca Sempronia," rief er mit stolzem Lächeln ihr zu. „Du hast
Deine Ehre vertheidigt und meine! Ich danke Dir! Ich liebe und achte
Dich!"

IV.

Acca Sempronia beschloß, die unglaublichen Vorgänge dieser Nacht
geheim zu halten; wie sie denn andererseits Grund zur Vermuthung hatte,
auch Septimius werde das unrühmliche Abenteuer nicht weiter erzählen.
Zwei Tage später erfuhr sie durch eine Freundin, der junge Mann,
der übrigens seine Verwundung auf den Angriff eines ihm unbekannten
Raufbolds zurückführte, liege gefährlich darnieder und werde von seiner
trostlosen Mutter und dein alten Familienarzte Eulogius gepflegt.
Vei dieser Botschaft fühlte sich Acca Sempronia schmerzlich bedrückt.
So sehr sie auch das Gefühl hatte, daß sie mit ihrer gewaltfamen Abwehr
völlig im Necht gewesen, und daß sie im gleichen Fall genau wieder so
handeln würde, so schwer fiel es ihr doch auf die Seele, daß sie vielleicht
durch die Verkettung der Umstände Schuld an dein Tod eines Menschen
trug, eines vornehmen Jünglings, den eine wackere Mutter so heiß liebte
und der, wie sie glaubte, doch nur im blinden Drang seiner Leidenschaft,
nicht aus berechnender Arglist gefehlt hatte. Eros — die Rede ging ja
von Alters her — verwandelte auch die Urtheilsfähigsten und Vernünf-
tigsten. Septimius Cauler hatte gewiß eine Lehre, eine Zurechtweisung,
eine Züchtigung verdient; aber, so schien es ihr jetzt, doch nicht den
Tod . . .

Die Angelegenheit beschäftigte sie so ernstlich, daß sie bei Tag und Nacht kaum etwas Anderes zu denken vermachte. Hundert Mal legte sie sich die Frage vor, ob es nicht möglich gewesen wäre, den Eindringling zu verscheuchen, ohne von ihrer Waffe Gebrauch zu machen. Freilich, der ungebührliche Mensch hatte ihr einen so maßlosen Schrecken verursacht, daß ihr die Kraft ruhiger Ueberlegung versagte. . . Und die Zeit war so kurz, und seine Augen flammten so wild und gespenstisch . . . Wer durfte sie tadeln, wenn ihr die Angst da einen Muth eingeflöht hatte, dessen Folgen sie jetzt heimlich beklagte?

Unter dem Eindruck solcher Erwägungen vollzog sich ihr nach und nach eine Wandlung des Urtheils. Die Freuelthat des Septimius, die ihr unsühnbar gedünkt hatte, erschien ihr allmählich in weit milderem Licht, während ihr eigenes Heldenthum, auf das sie so stolz gewesen, mehr und mehr in ihrer Bewunderung einbüßte. Sie nannte sich hart und eine grausame Ueberschreiterin dessen, was ihr nach göttlichem und menschlichem Rechte zustand. Lieber als diesen Dolchstoß hätte sie einen Hilferuf wagen sollen: ihr Angstschrei würde den Tollkühnen verscheucht haben, noch ehe sich Jemand von den Dienern geregt hätte . . . Und was so der Selbstantlagen und Vorwürfe mehr waren.

Der Kammersklavin Eurndice gegenüber spielte Acca Sempronia nach wie vor die vollständig Unbefangene. Sie sprach mit ihr sogar von dem „Unglück", schalt über die nächtliche Unsicherheit der Zweimillionen-Stadt und beauftragte die schlaue Person, sich in aller Form nach dem Zustande des Verwundeten zu erkundigen.

„Du weiht, Kind," fügte sie gleichmüthig hinzu, „Sevtimius Cauler ist ein Freund meines Gemahls. Ich möchte mir nicht den Vorwurf der Theilnahmslosigkeit zuziehen."

Die erste Nachricht, die Eurydice heimbrachte, klang nicht eben hoffnungsreich. Es war jetzt am vierten Tage seit der Verwundung. Das Fieber hatte sich ganz erheblich gesteigert. Der rechte Arm schwoll mit jeder Minute mehr an. Während der letzten Nacht hatte der Kranke mied erholt irre geredet. Der Arzt war in schwerer Sorge.

Acca Sempronia empfing diese Botschaft mit großer Selbstbeherrschung. Sie äußerte nur ein höfliches Wort des Bedauerns. Später jedoch) da sie allein war, schritt sie mit bebender Rastlosigkeit durch das Gemach, wechselte mehrfach die Farbe und scheuchte den Wolfshund, der sich schnobernd an sie herandrängte, so unwirsch, daß er gesenkten Schweifes hinter das löwenfühige Ruhebett kroch.

Zwei Tage später war die Gefahr vorüber. Die Heilung vollzog sich von da ab regelrecht. Acca Sempronia athmete auf. Es war doch ein gutes Gefühl, so von der Last unerträglicher Vorwürfe endlich befreit zu sein und sich sagen zu dürfen: Dein Gebet ist erhört worden; die unsterblichen Götter haben das abgewandt!

Je mehr sich inzwischen die Gesundheit des Jünglings besserte, um so häufiger stellte sich bei Acca Sempronia ein anderer Gedanke ein, der ihr zuletzt wieder die Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung schmerzlich beeinträchtigte. Sobald Septimius Cauler geheilt war, schien es kaum zu vermeiden, daß sie ihm hier und da wieder begegnen würde. Diese Aussicht flößte der jungen Frau ein Gefühl bangster Beklommenheit ein. Wenn das Vorgefallene ewig geheim bleiben sollte, dann durfte sie den genesenen Uebelthäter nicht unwirscher empfangen als früher. Aber konnte sie das? Ließ sich ein solches Ereigniß spurlos begraben? Selbst bei dein ehrlichsten Willen blieb es doch eine drückende Aufgabe, hier in jeder Beziehung den richtigen Ton zu finden — weder zu schroff noch zu mild, weder zu gleichgiltig noch zu harmvoll. Es überrieselte sie eiskalt, wenn sie sich ausmalte, wie er sie grüßen, wie er sie anreden würde, und was sie ihm dann mit erkünstelter Ruhe entgegnen wollte. O, dieser peinliche Augenblick! Später gab sich die Sache dann leichter: aber das erste Wiedersehen . . .! Wenn nur bis dahin ihr Gatte von seiner griechischen Reise zurück war! Die Anwesenheit des Titus Arruncus hätte ihr gerade in dieser Beziehung einen so schätzbaren Halt gewährt!

Je länger es dauerte, um so hartnäckiger bohrte sich Acca Sempronia in solche Gedanken ein. Seit sie erfahren hatte, Septimius sei zun» ersten Mal wieder ausgegangen, gab sie die nachmittäglichen Ausflüge in das Marsfeld auf, nur um nicht etwa mit ihm dort zusammenzutreffen. Sein Anblick schon hätte jetzt ausgereicht, sie in die äußerste Aufregung und Verwirrung zu stürzen.

Da sie sich auf die Länge denn doch nicht ganz einsperren konnte, so gab sie eines Tags den Befehl, die Sänfte für eine Wanderung durch das Südviertel zu rüsten. Auf der äußeren Via Appia stieg sie mit Eurydice aus den Polstern, hieß die blonden Sigambrer unweit des curischen Grabsteins warten und bog zu Fuß in die letzte Querstraße ein, die zwischen Gärten und Landhäusern nach dem Gestade des Flüßchens Almo führte.

Acca Sempronia ließ ihren Blick über die mächtigen Wasserleitungen und das sonnbeglänzte Albanergebirg schweifen. Nach Ausdrücken suchend, mühte sie sich, den Ernst dieser steil ragenden Schroffen großartig zu finden.

„Wie sehr bist Du verwandelt!" sagte Eurydice. „Früher war Dir das lauteste Volksgetümmel am Cälius nicht laut genug. Die Via Sacra und die Gassen des Forums lockten Dich eben so sehr wie die Vreitstrafk' und der Säulenbau des Agrippa. Jetzt mit einem Mal schwelgst Du ln'er draußen am Ende der Stadt im Anblick der kahlen Bergwände!"

Acca Sempronia erröthete und gab eine ausweichende Antwort, Sie fühlte sehr wohl die Unfolgerichtigkeit ihres Benehmens. Und ste hatte sich doch so fest vorgenommen, ganz alltäglich und in jeder Beziehung unverändert zu scheinen.

„Der Winter kommt jetzt mit Niesenschritten," sagte die Sklavin lächelnd. „Da droben in den flimmernden Felsspalten hängt schon der Schnee. Er schmilzt nicht mehr. Da fühlt man zwiefache Sehnsucht nach dem Verkehr mit Menschen."

„Meinst Du?" versetzte Acca. „Ich dächte im Gegentheil: der Winter fesselt lln's Hans . . ."

So ging sie weiter. Plötzlich fuhr sie zusammen. Das helle Vlut strömte ihr heiß in's Gesicht. Eine volltönige Männerstimme klang von links aus der Seitenstraße:

„Herrin, ich grüße Dich!"

Es war Sevtimius Cauler, der hoch und stolz, aber dennoch mit einer gewissen, nur für Acca verständlichen Zaghaftigkeit auf sie zutrat und sich dann ehrfürchtig vor ihr verneigte. Er sah noch ein wenig bleich aus: aber gerade die Blässe verlieh seinem Gesicht etwas außerordentlich Edles und Vornehmes. Der leicht in's Vronzefarbene getönte Kopf mit seinem tiefbraunen kurzen Gelock hob sich königlich aus den Falten der schneeweißen Toga. Der Fuß in den brandrot!) verschnürten gelblichen Halbschuhen trat fest und geräuschlos auf; der rechte Ann, den die Römer sonst freitrugen, war mit einer hellblauen Vinde umwunden und lag bis an den Ellbogen vor» im Bausch der Gewandung.

„Verzeih, Acca Sempronia, daß ich Dich anrede," sagte Sevtimius Cauler in griechischer Sprache. „Ich thue dies, weil ich befürchte. Deiner Begleiterin möchte es auffallen, wenn ich den Gruß unterließe."

In der Weise seines Gebahrens lag etwas so Mtterlich-Demüthiges, daß Acca Sempronia sich nahe daran fühlte, ihm die Hand zu reichen. Doch besann sie sich rasch.

„Ich weiß nicht," versetzte' sie in der nämlichen Sprache, „ob diese Meinung begründet ist. Vielleicht überrascht es meine Gefährtin weit mehr, daß wir hellenisch reden, da wir doch wissen, daß sie trotz ihres griechischen Namens dieser Sprache nicht mächtig ist."

Sie war unterdeß weiter geschritten. Septimius Cauler blieb ihr in angemessener Entfernung zur Seite.

„Mag sein," fuhr er mit zögernder Stimme fort. „Meine Vesorgniß war vielleicht überflüssig. Aber ehrlich gesagt: dies Bedenken mar nicht der einzige Grund,. . . Acca Sempronia, ich habe nicht eher Nuhe, als bis Du mir volle Verzeihung schenkst! Wüßtest Du, wie mir bei Deinem Anblick zu Muthe ist! Ich lag auf den Tod, Herrin: aber wenn ich gestorben wäre, beim Jupiter Ultor, nur wäre nur recht geschehen!"

Sie gab keine Antwort. Das wild-pochende Herz schlug ihr bis in die Kehle herauf.

„Ich danke Dir, Acca Sempronia, daß Du mich anhörst," fuhr er mit wachsender Innigkeit fort. „Ich habe gefrevelt; ich habe Dich tüdtlich beleidigt, aber ich schwöre Dir: das Alles geschah nnr im Ueberschwang

eines Gefühls, das ich jetzt endlich mit Hilfe der Gotter besiegt habe. Ich war wie von Sinnen. Ich glaubte, ohne Deinen Vesitz fürder nicht leben zu können. Und fo vergaß ich, was ich Dir und Deinem erlauchten Gemahl fchuldig bin. Das ist nun vorüber. Ich habe gekämpft, Acca! Ich habe mir, da ich fo zwischen Leben und Tod schwebte. Alles das vorgehalten, was Du in Deiner gerechten Entrüstung mir je hättest sagen können. Nun aber lehren die Priester, daß uns die wahrhafte Reue von Schuld rein macht. Ich habe bereut, Acca Sempronia, und flehe nun inbrünstig um Vergebung! Sage mir, daß Du nicht länger grollst-, daß Du mich freisprichst, wie mich die Gnade der Gottheit freispricht."

Acca Sempronia schwieg nach wie vor. Die Kammersklavin war unvermuthet zurückgeblieben; sie hatte im Grase des Wegrains ein paar verspätete Blumen gesehen. So fügte Septimius in lateinischer Sprache hinzu:

„Sei mild, Acca! Bedenke, daß unter allen Fehlern diejenigen am verzeihlichsten sind, die unfer Herz verschuldet! Und Du wagst ja Nichts, wenn Du mich lösest! Ich miederhole Dir, daß ich nun völlig geheilt bin — nicht nur von meiner Wunde da in der Schulter, sondern von jener tieferen, seelischen ... O, es ist wunderbar, wie stark sich der Mensch niederzwingt, wenn er gewahrt, daß seine Glut Frevel ist! Acca Sempronia! Laß uns Freunde sein, wenn Du kannst! Wo nicht, so gieb mir doch einmal zum Abschied die Hand und sage mir, daß meine Unthat getilgt ist! Ich flehe Dich an beim Gedächtniß Deines vergötterten Vaters!"

Er streckte ihr langsam die Linke entgegen.

„Die Rechte zittert noch, wenn ich den Arm aus der Wollbinde nehme," fagte er wie entschuldigend.

Es lag so viel echte Bescheidenheit, so viel aufrichtige Trauer in seinem Benehmen, daß Acca Sempronia tief gerührt wurde. Nach kurzem Zögern fchlug sie rückhaltslos in die dargebotene Hand ein und fand nun endlich ein versöhnendes Wort. Dann mit einem Mal fchien ihr der bleiche flehende Mensch so mitleiderregend, daß sie in jähem Aufwallen ihres Edelmuthes hinzufetzte:

„Und nun, Septimius, verzeih' auch Du, daß ich, wenn auch in gerechter Verteidigung . . ."

„O, Herrin, was redest Du?" unterbrach er sie rasch. Er hielt ihre zarten Finger weich und innig umklammert und sah einen Augenblick wie verzückt nach oben. „Ich Dir verzeihen? Hast Du nicht ganz so gehandelt, wie ich's erwarten mußte? Nur eine Gnade der Götter ist's, daß ich so gut noch wegkam. Auch hat mich die Wunde an sich kaum so fehr in Gefahr gebracht, als der verzweifelte Unmuth, der mich am ersten Tag den Verband wegzerren ließ. Ich wollte verbluten, weil ich mich vor mir selbst fchämte. Was lag mir am Tafein? Die edelste, herrlichste Frau, um deren Besitz ich mit Freuden die Qualen des Tartarus auf mich genommen

hätte, mußte nun fürder gering von nur denken! Da hatte die Welt keinen Reiz mehr für mich . . .Nur meiner theuren Mutter zu Liebe Hab' ich dann später den Arzt gewähren lassen . . . Jetzt — leb' wohl, Acca Semvronia! Da ich nun Deine Verzeihung habe, darf ich Dir weiter nicht lästig fallen."

Er neigte das Haupt, grüßte und machte Kehrt.

„Was wollte er nur?" fragte Eurydice, die jetzt mit ihren Sternblumen langsam herankam. „Er sprach so feierlich! Und welch' ein merkwürdiger Zufall, daß wir ihm gerade hier draußen begegnen! ... Du siehst, Herrin, man kann seinem Schicksale nicht entgehen! Soll man Bekannte treffen, so trifft man sie auch im ödesten Südviertel. Laß uns nur künftighin wieder getrost unser geliebtes Marsfeld aufsuchen!"

V.

Von dieser Stunde an war es um die Herzensruhe Acca Sempronia's geschehen. Der frühere Septimius Cauler, der nur allzusehr in dem Ruf eines leichtfertigen Epikuräers stand, der unverschwiegene Anbeter Livilla's und so vieler anderen Frauen von gleicher Haltlosigkeit, war ihr trotz seiner Kunstgriffe niemals gefährlich gewesen. Sie hatte ihn kaltblütig geduldet; ja, seine Huldigungen, die sie mit vornehmer Ueberlegenheit ablehnte, waren ihr aus gewissen Gesichtspunkten ergötzlich und beinahe sympathisch erschienen. Sie lernte so ihren eigenen Werth kennen: ihre Anmuth und Schönheit, die so glühend begehrt wurde, und ihre stolze Unnahbarkeit, die nur mit den Wimpern zu zucken brauchte, um jede Vermessenheit im Kein, zu ersticken. Die persönlichen Vorzüge des Septimius kamen bei dieser Art des Vetrachtens gar nicht zur Geltung. Jetzt aber, nachdem sich der Geck und der schamlose Eindringling plötzlich in den reuigen Büßer verwandelt hatte, siel es ihr heiß auf die Seele, daß dieser Jüngling mit dein zaghaft zu Boden gesenkten Blick der schönste Mann der Siebenhügelstadt war. Ihre leichtbeflügelte Einbildungskraft lieh ihm dazu Eigenschaften des Geistes und des Charakters, die er niemals besessen hatte. Vor Allem schien es ihr zweifellos, daß hier eine wirkliche tiefgründige Leidenschaft vorgelegen, nicht nur die oberflächliche Gluti) eines tändelnden Alltagsmenschen. Schon das unglaubliche Wagniß jenes nächtlichen Ueberfalls sprach ja für diese Annahme. Nun aber, da er so gar keinen Groll zeigte, sondern im Drang seines Schuldgefühls ihre Verzeihung erbat, war es ja vollständig erwiesen. Und Septimius Lauter hatte gekämpft! Er hatte den Brand seiner Sehnsucht muthig niedergerungen und erst nach langen Stunden der Qual sich mühsam in's Gleiche gebracht!

Acca Sempronia, seitdem sie hierüber sich klar geworden, empfand im Widerspruch mit ihren sonstigen Grundsätzen eine Art von Bedauern. Es half Nichts, daß ihr Verstand sich sträubte: das Mißgefühl über die Selbst-

bezwingung des Jünglings wich und wankte nicht. Echte, wahrhaftige
Liebe entflammt zu haben und dann dieser Liebe durch den freien Ent°
schluß des Liebenden wieder verlustig zu gehn: das war und blieb etwas
Schmerzliches, mochte sich auch das rein philosophische Pflichtgefühl mit
dieser Wandlung befriedigt erklären. Vorläufig zwar gestand sie sich
diesen Verdruß nicht ein, aber deshalb ging er nicht weniger stark durch ihr
gesammtes Fühlen; er beherrschte sie dergestalt, daß sie zu Zeiten einher-
ging wie eine Leidtragende.
Unaufhörlich beschäftigte sich ihre Einbildungskraft mit der groß an-
gelegten Persönlichkeit des Entsagenden. Sie stellte Vergleiche an zwischen
Septimius Eauler und ihrem Gemahl, und diese Vergleiche fielen weit
schroffer zum Nachtheil des Titus Arruncus aus, als dies der Wahrheit
gemäß hätte der Fall fein dürfen. Die edle männliche Würde des Titus
Arruncus dünkte ihr kalt und leblos. Der schalkhafte Plauderton, mit dem
Septimius ihr vor Zeiten genaht war, kam ihr dagegen jetzt in der Rück-
erinnerung ganz außerordentlich sprühend und geistreich vor. Der staats-
männische Ernst und die eiserne Pflichterfüllung, die ihren Gatten kenn»
zeichnete, mar ihr ja nie sonderlich sympathisch gewesen: jetzt aber fand sie
diesen altrömischen Geist geradezu starr und verknöchert, während ihr die
leichtblütige Weltfreude des Jünglings als der Inbegriff alles Liebens-
würdigen und Holden erschien. Wie anders würde sich doch ihr Dasein
gestaltet haben, wenn ihr die Götter einen Gemahl bescheert hätten, der als
Staatsbürger und Senator etwas weniger tadellos, aber als Mensch gluth-
erfüllter, lebendiger, frischer gewesen wäre! O, diese römischen Ehen, bei
denen das Herz so gar nicht gefragt wurde, die das reine Rechenerempel
waren, die elende Addition von eins zu eins!'
Septimius Eauler . . . wäre ein solcher Gatte gewesen . . . Mehr
und mehr kam Acca Sempronia zu der Erkemitmß, Alles, ums die übel-
wollende Fama von diesem herrlichen »Jüngling erzählte, lsei schnöder Lug
und niederträchtige, platte Verleumdung. Es war ja begreiflich, daß ein
so unvergleichlicher Menfch überall Feinde besaß — Feinde unter den
Männern, die sich von ihm verdunkelt fühlten. Feinde unter den Frauen
und Mädchen, die ihn anschmachteten, ohne Erhörung zu finden . . .
Auch Sie, Acca Sempronia, hatte unter dem Bann dieser abscheulichen
Einflüsterungen gestanden . . .Ja, wenn sie es recht überlegte, trug -sie
vielleicht die Hauptschuld an jenem nächtlichen Ueberfall! In der irrigen
Meinung, einen ganz alltäglichen Herzenseroberer vor sich zu haben, war
sie ihm nicht so ernst und so hoheitsvoll entgegen getreten, wie dies bei
einer so leidenschaftlich bewegten Natur am Platze war ... Er hatte sie
mißverstanden . . .
Allmählich kam sie so auf den Punkt, in Septimius Eauler das Ideal
eines edlen römischen Jünglings zu sehen und ihn trotz ihrer scheinbar noch
unerschütterten Grundsätze heiß zu verehren.

Daß sie wirklich bis über die Ohren in Septimms verliebt war, das
tan» ihr erst voll zum Bewußtsein, als eines Nachmittags ihre Freundin
Aglllia, die Tochter des lusitanischen Ritters Aulus Pallantius, bei ihr zu
Besuch war. Acca Sempronia hatte dies reizende fünfzehnjährige Mädchen
ganz außerordentlich gern; der Verkehr mit ihr war ihr jetzt gerade, in
diesen aufwühlenden Stunden der Unrast, ein Herzensbedürfnis Nun
begab es sich, daß das Gespräch auf Septimms siel, obschon Acca dies
gemeinhin ängstlich vermied. Da nun einmal der Name genannt war, gab
Acca Semvronia dem Drang ihrer Stimmung nach und behauptete
schwärmerisch, dieser Septimms Eauler sei vor allen römischen Edelingen
der Mann darnach, ein großfühlendes Mädchen glücklich zu machen.
Aglaia, die von der tollen Vergangenheit des Sevtimius Nichts ahnte
und ihm nur zwei- oder dreimal begegnet war, blickte erröthend zu Boden
und nickte, als wären ihr diefe Worte so recht aus der Seele gesprochen.
Beim Anblick ihres zarten Erglühens erwachte in Acca Sempronia
die wüthendste Eifersucht. Jetzt wußte sie, was ihr all die Tage her so
trüb auf der Seele gelegen! Nun brach es los und durchtobte sie halb
mit Wonne und halb mit verzehrender Bitterniß.
„Wo sahst Du ihn?" fragte sie bebend.
„Im Haus der Petronia . . . Und dann im Theater, als Kappador
mit Philemon den Raub der Proserpina spielte ..."
„Mädchen, Du liebst ihn!" lächelte Acca Sempronm. „Streite nicht?
Deine brennenden Wangen strafen Dich Lügen! Weshalb auch solltest
Du nicht? Du bist ja im richtigen Alter, und Dein Vater ist reich, reich
wie ein Krösus. Das wiegt zehnmal den Purpur auf!"
„Acca, was redest Du! Septimms denkt nicht an mich! Und ich
selbst, — ich versichere Dich . . ."
„Rege Dich weiter nicht auf! Ich verrathe Dich nicht. Es ist so
natürlich, Kind! Und Ihr paßt ja zusammen! Er, der stolze, königlich
geartete Mann, Du, die weibliche Anmuth, die Iugendblüthe, der Liebreiz
in Person! Ihr werdet glücklich werden, glücklich über die Maßen . . ."
Aglaia wußte nicht, ob Acca Sempronia in vollem Ernst sprach.
Es klang, ihren theilnehmenden Worten zum Trotz, etwas Fremdartiges,
beinahe Höhnisches in ihrer seltsam bewegten Stimme. Und da nun
Aglaia sich wirklich ein wenig in den glänzenden Jüngling vergafft hatte,
fo brach sie unter dem Eindruck dieser unklaren Empfindungen plötzlich in
Thränen aus.
Acca Sempronia tröstete sie mit stürmischer Zärtlichkeit. Sie schämte,
sich jetzt, — aber die schmerzlich-trübe Erkenntniß, die ihr geworden, ließ
sie nicht wieder los. Als sie der süßen Aglaia das Geleit gab nach dem
Thürgang, Kämpfte ihr Herz qualvoll zusammen. Diese Aglaia trat nun
hinaus in das glückverheißende Rom, wo sich all' ihre seligen
Träume verwirklichen konnten. Sie selbst aber war gebundeil, mit un-

zerreißbaren Fessel» beschwert, ein armes, verlorenes Weib ohne Hoffnung und Lebenszweck!

Gebrochen und müde trat sie vom Thürgang zurück und begab sich in ihren teppichgeschmückten Oecus. Tort warf sie sich dumpf-seufzend über das Ruhebett. Lange, lange verharrte sie dort in trostloser Selbstbetrachtung, bis die Kammersklauin Eurydice leise über die Schwelle trat und mit dem Docht ihrer thönernen Handlampe den fünfarmigen Bronze-Leuchter entzündete. Acca ließ sie gewähren, erhob sich dann schweigend und schritt wie geistesabwesend hinaus in den Xystus. Das Licht schmerzte sie; hier in den halb nur erleuchteten Kolonnaden ging sie umher wie ein aufgescheuchtes Gespenst und lauschte dem Nachtwind, der jenseits der Mauern die Wipfel der alten Bäume durchbrauste. Sie war todunglücklich.

VI.

In dem Hauspark des Titus Arruncus erhob sich, von Cypressen und Pinien immergrün überdacht, ein kleines Gebäude im Stil der korinthischen Fremdenhäuser. Während der guten Jahreszeit verbrachte hier Acca Sempronm manchmal die Nachmittagsstunden; während der schlechten stand das Gebäude zumeist leer, wenn es nicht gerade als Wohnung für einen auswärtigen Gast diente.

Mittemacht war lange vorüber, als an der Eichenholzthür dieses Gartenhäuschens der Riegel klirrte. Acca Semvronia trat, ängstlich umschauend, heraus in den Park. Septimius Eauler folgte ihr auf dem Fuße. Wortlos fchritten die Zwei durch den entblätterten Ulmengang nach der Umfriedigungsmauer. Beim Standbild des altersgrauen Vertumnus machten sie Halt. Acca Sempronia umfchlang die hohe Gestalt des Jünglings mit beiden Armen, lehnte ihr Haupt zärtlich an seine Brust und schluchzte ein wenig.

„Wie schrecklich, daß wir uns trennen müssen!" raunte sie gramerfüllt. „Ich kann nicht mehr ohne Dich leben, Septimius! Wie foll das werden, wenn nun zu Ende der Woche Titus Arruncus eintrifft! Beim Jupiter, manchmal wünsche ich mir den Tod!"

Septimius Cauler strich der Haltlosen schmeichlerisch über das volle Haar.

„Den Tod, Geliebte? Aber weshalb? Ich sehe noch durchaus keinen Grund zur ^Verzweiflung. Sind wir an dieses Gartenhaus denn gebunden? Ist Rom nicht groß, und hast Du nicht volle Freiheit?"

Sie blickte zu Boden.

„Ach, wenn Du wüßtest . . . Ich glaube, Septimius, ich habe Dich viel zu lieb! Ich hätte mich dreimal besinnen sollen, eh' ich mein Glück, meine Ehre, mein Leben so völlig in Deine Hände gab! Ihr Männer begreift ja trotz alledem nicht, was das bedeuten will! Und Ihr

vergeltet's nur halb! Ihr liebt anders, als wir! Ach, Septinnus, fast
meine ich, Deine Küsse seien schon kälter geworden ..."
„Acca, mein Liebling, was redest Tu!"
„Ich kann mir nicht helfen. Dies Alles ist mir so plötzlich ge-
kommen, so unerwartet! Und hier um's Herz fühle ich einen Druck . . ."
„Hast Du Gewissensbisse?" lächelte Cauler.
„Ich sollte sie haben, Septinnus! Glaube mir, dem Stolz einer
Nömerin wird es nicht leicht ... Ich war eine Tochter aus alt-
ehrwürdigem Hause und makellos wie eine Lilie! Nun Hab' ich Dir Alles,
Alles geopfert, weil ich nicht anders konnte, weil Du mir's angethan hast
mit Deinen dunkeln, großblickenden Gluthaugen. Aber es sei darum! Ich
klage ja nicht, — wenn ich nur weiß, daß Du mich wirklich liebst, mir
ganz und für immer angehörst und niemals im Leben ein andres Weib
lieben wirst!"
„Kleine Thörin! Bist Du nicht unter Allen die Schönste, die Beste,
die Herrlichste? Soll ich nach korinthischen» Erz trachten, da ich vollwichtiges
Gold besitze?"
„Wer weiß!"
Er zog sie lachend an seine Brust.
„Welche Anwandlungen! Geh'! Die Stürme der letzten Wochen, der
nächtliche Schreck, die Sorge um mich, den Du im Grund Deines Herzens
schon liebtest — Alles das hat Dich ein wenig unsanft mitgenommen. Du
bist krankhaft erregt; Du mußt erst wieder gefunden von dieser Unrast!
Und das sollst Du in meinen Armen, an meinem Herzen!"
Ein seltsamer Schauer überflog ihre fchlanke Gestalt. Sie hüllte sich
fester in ihre Palla.
„Horch!" fagte sie plötzlich. „Drüben im Pachthofe der Leutothea
kräht fchon der Hahn. Die Sterne erbleichen. Du mußt fort, Septimius.
Die Leute der alten Here sind früh wie die Vrotbäcker . . . Leb' wohl und
gedenke mein!"
„Jede Minute!"
Er küßte sie auf die Wange.
„Und morgen?" fragte er leise.
„Um die nämliche Zeit ..."
„Um die nämliche Zeit," wiederholte er. „Kommt irgend Etwas da-
zwischen, so giebst Du mir Nachricht."
Ein letzter Kuß. Dann schlich er eilig von dannen. Mit der bereit
gehaltenen Strickleiter überklomm er die Parkmauer. Ten Sklaven hatte
er vorsichtshalber daheim gelassen.
Und tiefathmend schritt er nun durch das einsame Süduiertel hinaus
in den langsam dämmernden Morgen. Sein Kopf lag ein wenig im Nacken,
sein Gang war frisch und elastisch. Beim Herkules, ganz abgesehen davon,
daß er nun doch seine Wette gewann und dein Nuhmeskranze seiner Er-

oberungen aberinals ein leuchtendes Blatt einreihte: die Sache an sich war
und blieb doch ein außerordentlich reizvolles Abenteuer! Diese Acca
Sempronia war vielleicht die entzückendste unter den zahlreichen Frauen-
blumen, die er je an sein hochtlovfendes Herz gedrückt! Und wie festigte
dieser Triumph sein halb schon zerrüttetes Selbstgefühl! Die einst so stolz
und so frostig und starr gewesen, schien jetzt die Hingebung selbst, ein
sanftes, in Güte und Folgsamkeit zerschmelzendes Kind! Bei dem Gedanken
an ihre Art, zu ihm aufzuschau'n und dann wie in seliger Weltvergessen-
heit die marmleuchtenden Augen zu schließen, hätte Septimius laut jubeln
mögen. Für mindestens drei Monate würde der Zauber dieser neuen
Geliebten vorhalten. Zur Abwechslung küßte er dann zwischendurch noch
das blauschwarze Haar der feurigen Kappadocierin Chelidonion und das
rothe Gelock der Cheruskerin Thuma. Die Drei bildeten in der That eine
Zusammenstellung, wie sie reizvoller nicht gedacht werden konnte. Thuma,
die Gattin eines cheruskischen Kriegsmannes, der sich seit vorigem Herbst
in Rom aufhielt, um romische Heeres-Verhältnisse kennen zu lernen, war
eine blühende Heldin, gigantisch in Allem, was sie fühlte und that, fast
ein wenig zu kolossal für den Geschmack der Durchschnittsrömer. Die
Kapvadocierin, klein wie ein Püppchen, aber dabei wild und wahnwitzig
wie eine liebkosende Pantherkatze, bildete hierzu den wirksamsten Gegensatz.
Hübsch fein in der Mitte, die vollendete Anmuth, die untadlige Schönheit
in eigener Person, stand nun Acca Sempronia, die schwierigste und zugleich
werthvollste unter den drei Eroberungen ... Es war geradezu großartig!
Der eitle Geselle rieb sich im Ueberschwang seiner Empfindung die
Hände. Er hätte nicht übel Lust verspürt, sich selbst Beifall zu klatschen.
Wie fein, wie berechnend und mit wie ausgezeichneten: Seelenverständniß
hatte er bei dieser störrischen Römerin die Aufgabe der Gewinnung gelöst!
Uebrigens mußte er doch — bei aller Geringschätzung für die Frauen im
Allgemeinen — der Sündhaftigkeit Acca Sempronias eine gewisse Be-
wunderung zollen. Auf dem gewöhnlichen Wege war es nicht möglich ge-
wesen, den Vogel zu kirren. Erst die Bekundung einer reuigen Ehrfurcht,
einer wunschlos gewordenen Seelenfreundschaft hatte ihr Herz gerührt und
es reif gemacht für den späteren Ansturm der Sehnsucht. Und dies
bethörte Herz würde auch jetzt noch widerstandsfähig geblieben fein, wäre
es halbwegs ausgefüllt gewefe» von einer wirklichen Neigung. Dieser
Titus Arruncus war doch ein Tropf, daß er's bei all seiner Weisheit
nicht fertig gebracht, sich in diesem kostbaren Frauengemüth festzunisten!
Wirklich, das war hier einer von jenen Ausnahmefällen, wo sich die Sache
gelohnt hätte!
Bei dieser Erkenntniß angelangt, wurde Septimius für einen Augen-
blick ernsthaft. Dann aber siel ihm ein, wie die Gewohnheit abstumpft,
wie felbst der feurigste Eäcuber mit der Zeit schal wird, und daß eigent-
lich aller Werth des Erstrebten in uns selbst liegt. Wäre ihm Acca

Sempronia als Ätädchen begegnet, um das er in aller Form hätte fielen tonnen: wer weiß, ob sie ihm dann so hold und verlockend erschienen wäre. Sein überreizter, entarteter Sinn paßte nicht für das Glück der Alltäglichkeit. Er brauchte Gefahren und Schwierigkeiten; just das Verbotene, Rechtswidrige, Strafbare fesselte ihn mit unwiderstehlichem Zauber.
Septimius Eauler schweifte noch lange durch das aufdämmernde Rom, über den Mars Ianiculus und die älische Brücke, bis er um Sonnenaufgang sein Wohnhaus erreichte. Todtmüde sank er dort auf die Lagerstatt.

VII.

Der folgende Tag war von echt füdländischer Klarheit und Herrlichkeit. Der Strom der vornehmen Welt, der um die zweite Nachmittagsstuude in's Marsfeld wogte, erinnerte an die schönste Glanzzeit des Frühlings. Auch der dritte Stand, bis hinab zu den Kornspenden-Empfängern, glaubte das großartige Wetter ausnützen zu sollen. Die Spiel- und Turnplätze jenseits der Kaufhalle des Agrippa wimmelten von Besuchern; die Zelte der Akrobaten, der Zauberer und Taschenspieler waren umlagert; in den Wirthshäusern und Garküchen drängte sich Jung und Alt bunt durcheinander.
Septimius Eauler hatte sich erst zu Mittag vom Schlaf erhoben und rasch gefrühstückt. Hiernach ritt er mit seinem Freund Marcus, nur von etlichen Sklaven begleitet, hinaus in die Nordgemartüng, freute sich au der sonnüberflutheten Landschaft und der lenzartig milden Luft und sprach im Tone des Kenners von den Tugenden seines Leibhengstes Äcciviter. Beim Dörfchen Milvia machten die beiden Freunde Kehrt, ritten dein Marsfeld zu und stiegen am Eingang der nördlichen Hauptallee ab. Sie fchickten die Pferde mitfammt den Reitsklaven heim und mischten sich hier zu Fuß und ohne Gefolgschaft unter die Menschenmenge.
An der Bildsäule des Virgilius trafen sie eine reizende Gaditanerin, die letzthin bei einen: Gastmahl im Hause des Marcus getanzt hatte. Sie sprachen das Mädchen au, lobten auf's Neue ihre vortreffliche Leistung und gingen ein Stück Wegs neben ihr.
Da sie jetzt gerade aus der Hauptallee abböge» und recht auffällig ein Scherzwort belachten, kam die Sänfte der Accn Semprouia langsam daher über den Straßendamm.
Unwillkürlich umklammerte Acca den Arm Eurydice'5, die neben ihr in den Polstern lehnte.
„Hast Du gesehen? . . ." fragte sie athemlos.
Nach kurzen! Erwägen ließ sie die Saufte halten, stieg mit Eurydice aus und folgte den Dreien vorsichtig in den umbufchten Weg. Das Herz krampfte ihr vor heißguellender Eifersucht! ihrer Meinung zufolge geberdete sich dies schöne, dreistblickende Mädchen genau so, als stehe sie mit Septimius Eauler seit lange im Einverständniß.

Ohne die beiden Frauen bemerkt zu haben, erreichten Septimius und
Marcus mit ihrer Künstlerin den Eingang der großen Weinschänke, die im
Volt „die Kalypso" hieß. Dort machten sie Halt. Eine Weile noch
schwatzten sie. Acca Sempronia, durch den Stamm eines wilden Birn-
baumes gedeckt, sah, wie Marcus dem jungen Mädchen freundlich die Wange
strich. Die bildhübsche Gaditanerin bog sich ein wenig zurück, aber sie
lächelte. Septimius zog ihr neckend das Obergewand von der Schulter.
Sie wehrte ihm, schlug ihm sogar auf die kecken Finger, aber sie lächelte.
Dann schritt sie rasch auf die Thüre zu und trat ein, ohne sich umzusehen.
Die beiden Jünglinge folgten ihr.
Acca Sempronia, die fchon längst vor Eurydice kein Geheimniß mehr
hatte, preßte die Lippen fest aufeinander. Ihr Athem schnob. Die Kammer-
sklavin suchte sie zwar zu beschwichtigen: dergleichen habe Nichts auf sich,
das sei guter Ton unter den jungen Römern. Das Mädchen sei offenbar
eine Flötenblciserin ober dergleichen, nnd diese Art werde von Jedermann
so behandelt, ohne daß man hieraus Etwas folgern dürfe. Acca indeß
schien zu zweifeln. Das breite Vestibulum der phantastisch bemalten Wein»
schänke kam ihr vor wie der Eingang zu einem Tempel, in dessen Eella
die Unbekannte als Göttin aufgestellt werden follte. Der Gedanke war
unerträglich. Septimius da drinnen ini zärtlichen Zwiegespräch, und sie,
Acca Sempronia, die schmählich Verrathene, hier draußen wie eine hilf-
lose Bettlerin vor dem Thürflügel des Geizhalfes! Wäre sie im Besitz eines
recht undurchdringlichen Schleiers gewesen oder sonst einer Vermummung,
sie wäre hier eingetreten nm jeden Preis! Aber das ging jetzt nicht: die
Woblanständigteit der Matrona untersagte ihr jeden Versuch.
„Weißt Du was?" Hub Eurydice an, die ihre Herrin durchschaute.
„Mir fällt da ein: vor sechs oder sieben Jahren vielleicht — ich war noch
blutjung — da Hab' ich einmal diesen Raum hier betreten . . . Lydius,
der Leibsklave des Eutropius, hatte mich damals verlockt; ich war durstig
geworden von dem langen Gerenne über die Strandwege . . . Alles zecht
hier unter dem Blau des Himmels oder in Säulenhallen und Grotten.
Das Haus hier mit seiner prunkenden Frontseite hat keine Tiefe. Drüben
der Weg nun, jenseits des Grundstücks, führt so dicht an der Mauer her,
daß man sich nur auf die Zehen zu stellen braucht, um in den Hofraum
zu blicken. Ich weiß es von damals: wie ich da eben mit Lydius anstieß,
tauchte auf einmal das zornige Haupt des Aegypters auf. Gegen den Weg
hin ist die Mauer fast unsichtbar: so hoch stehn da die Myrten und
Lorbeersträucher." . . .
„Ganz wohl . . . Aber vom Hof aus . . . Wenn uns im Hof
Jemand erkennt . . ."
„Pah! Du bedeckst Dein Gesicht mit den Fingern — so!"
Acca Sempronia kämpfte. Es hatte für ihren Stolz etwas Ver-
letzendes, hier die nämliche Rolle zu spielen, wie sie damals der nnan-

genehme Aegypter gespielt hatte. Aber die Eifersucht und die Neugier waren zu mächtig.
„Gut! Führe mich!"
Sie gingen zurück und bogen dann ab in den sanft emporsteigenden Vicus Marinus. Die Gasse war in der Regel nur spärlich besucht. Ein günstiger Augenblick, unvermerkt hinter das dichtwuchernde Strauchwerk zu schlüpfen, bot sich alsbald. Einmal hier angelangt, hatte man von den Vorübergehenden keine Entdeckung zu fürchten.
Eurndice faßte mit beiden Händen den Mauerfirst, reckte den Hals und stellte sich auf die Fußspitzen. Die Schaar der Gäste, die sich da unten beim feurigen Samier oder beim trüben Vejenter versammelt hatte, war schon merklich gelichtet: für das niedere Volk nahte die Stunde der Hauptmahlzeit, und die bessere Gesellschaft pflegte hier überhaupt nicht zahlreich vertreten zu sein. Eurydice überflog mit raschein Blick die zehn oder zwölf Tische des Mittelraums und die Reihe der jenseits gelegenen Hallen und Grotten.
„Wir müssen noch weiter gehen," sagte sie leise. „Ter Platz, wo ich damals die tollen Redensarten des LMus mit anhören mußte, liegt hier drüben hinter den Steineichen. Da giebt's noch eine Unmasse von Zechtischen . . ."
Vorsichtig, als könne man sie von drinnen hören, schlichen die Zwei an der Mauer entlang. Mit einen, Male blieb Acca Sempronia stehen. Sie machte der Sklavin ein Zeichen, noch geräuschloser und ängstlicher aufzutreten. Acca Sempronia war an eine Stelle gelangt, wo die Umfriedungsmauer, vermuthlich in Folge einer Senkung des Erdreichs, von oben herab bis in die halbe Höhe geborsten war. Es klaffte hier ein unregelmäßiger Spalt von der Breite vielleicht eines Fingers. An einzelnen Punkten ging dieser Riß so glatt durch das ganze Gefüge, daß man, das Auge anlegend, just die Plätze hinter den Steineichen voll überblicken konnte.
Acca Sempronia schaute hinein.
„Nichts!" sagte sie kopfschüttelnd.
Eben wollte sie ihren Weg an der Mauer entlang fortsetzen, als ihr das helle Blut jäh in die Wangen schoß. Unmittelbar vor ihr klang eine frische, tieftönige Stimme. Es war die des Septimius.
„Hier, Marcus," sagte der junge Mann lachend. „Hülle Dich stramm in die Staatstoga und nimm nur getrost Platz! So frostig wirst Dil nicht sein. Du Muttersöhnchen ... Ich muß Dir gestehen, die Zunge klebt mir am Gaumen. Ach was, kümmere Dich nicht weiter um dieses Tllüzmädel! Sie wird ihre Gründe haben, warum sie Dich laufen ließ! Der kleine Massilier da drüben scheint sie erwartet zu haben — und erste Anrechte gehen hier unbedingt vor."
„Der kleine Massilier ist mir ein ekelhafter Gesell," murmelte Marcus.

„Ich hätte ihm gern einen Streich gespielt . . . Aber Du hast schon Recht! Mag er sie in Gesundheit verzehren! Schänkbube, bring' uns das Neste, was Deine Herrin verzapft! Gleich in den Schalen!"
Der Sklave entfernte sich.
„Nun, was sagst Du?" nahm Septimius das Wort. „Hier in der Grotte sitzt man doch allerliebst. Uebrigens fängt es jetzt in der That an kühl zu werden. Ich hätte das gar nicht erwartet, nach der Prallsonne, die wir beim Ritt genossen."
„Siehst Du? Ich sag's ja! Nun, der Wein wird uns einheizen!"
„Schlimm genug, daß man dies Einheizen nüthig hat! Aber ich weiß nicht . . . seit einiger Zeit ... Ich glaube, man altert."
„Du und altern!"
„Bestimmt! Ich fühle mich jetzt manchmal so öde, so abgespannt."
„Sehr begreiflich. Die Wunde da in der Schulter und Dein endloses Krankenlager, — das wird Dir noch nachhängen! Wie lange hast Du dmnit zu thun gehabt? Doch fünf Wochen zum Wenigsten?"
„Ungefähr."
„Ein schönes Vergnügen! Uebrigens fällt mir da ein: diese fünf Wochen müssen mir ehrenhalber in Ansatz bringen . . ."
„Wie so?"
„Bei unserer Wette über Acca Semvronia."
„Ach so . . ."
„Du wirst die Wette ja trotzdem verlieren . . ."
„Ich? Guter Junge, wie schwer täuschest Du Dich . .!"
„Warten wir's ab!"
„Da giebt's weiter Nichts abzuwarten."
„Du willst doch nicht etwa behaupten . . .?"
„Ich hatte mir vorgenommen, Euch bis zum letzten Tennin hoffen zu lassen. Da nun die Sache indeß grad' auf's Tapet kommt . . . Aber zuvor gieb mir die Hand darauf, daß Du die höchst überraschenden Einzel' heiten für Dich behältst! Nicht einmal Cnejus darf sie erfahren. Der gute Mensch könnte mich gar zu verrucht finden."
„Du machst mich neugierig. Hier meine Hand! Alles bleibt unter uns!"
„Abgemacht also! Und noch Eins, Marcus! Hast Du im Ernste geglaubt, ein nächtlicher Strolch habe mir diesen Stich da versetzt?"
„Wer sonst?"
„Unsinn! Acca Sempronia ist die glorreiche Urheberin. Ich will Dir bekennen, daß ich nahe daran war, unsere Wette schauderhaft zu verlieren ... Da kam ich denn auf eine tolle Idee ..."
Und nun erzählte er kurz die Geschichte seines verunglückten Anschlags.
„Dann aber, mein Verehrtester ..." fuhr er mit sonderbarer Betonung fort — „dann aber . . . ! Ich war natürlich durch diesen pein-

vollen Mißerfolg etwas kitzlig geworden. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt: unter jeder Bedingung — und nun erst gerade! Man hat doch einen gewissen Ehrgeiz ... Da zog ich nun vollständig andere Saiten auf, fvielte den Reuigen, den Still-mit-sich-kämpfenden, der da feufzt und in heiliger Schwermut!) entfagt. Nun, und diesmal ist es mir über alle Erwartung geglückt. Aber glänzend, glorreich, olympisch! Ich fuge Dir, eine solche Hingebung, eine solche Leidenschaft existirt nicht zum zweiten Mal! Ich weiß nicht recht, was sie so von Grund aus verwandelt hat . . . Kurz und gut: die Geschichte ist Thatsache! Ich habe gesiegt — und das Schönste ist, daß ich mir sagen darf: man hat doch Etwas von diesem Triumph! Wenn ich meine Annalen durchblättre, so finde ich kaum ein Weib, das dieser Acca Sempronia an Liebreiz und Süßigkeit zu vergleichen wäre. .."

In diesem Augenblick brachte der Schänkbube die Weingefäße. Draußen an der geborstenen Mauer ertönte ein dumpfes Aechzen. Acca Sempronia war in die Arme ihrer Geleitjklavin gesunken, blaß nnd blutlos wie eine Todte.

VIII.

Und wieder lag das gartenbesäte Südviertel der ewigen Stadt im tiefsten Schlummer. Von Osten her, wo die funkelnden Sternbilder wolkenlos auf dem fchwarzen Gebirg standen, stoß ein kühlschauernder Wind zur Ebene. Die uralten Bäume, die ihr Geäst über das kleine Parkhaus des Titus Arruncus spannten, neigten wie klagend die Wipfel. Da drinnen aber vor dem hochschwellenden Ruhebett kauerte Acca Sempronia und lauschte weilgeöffneten Auges hinaus in die Vorhalle. Das matte Licht in der Murrha-Ampel warf seinen ruhigeu Schein auf ihr schönes, starres Gesicht. Kein Zug dieser unbeweglichen Maske verrieth, was in der Tiefe ihrer verzweifelten Seele vorging. Nur die langen goldbraunen Wimpern hoben und fenkten sich ab und zu wie flugmüde Nachtschmetterlinge.

Die Thüre des Parkhauses war nur angelehnt. Jeden Augenblick mußte der Flügel sich in den Zapfen drehen . . . Septimius Ecmlex hatte sich gestern ja mit der festen Zusage von ihr verabschiedet, heute um die nämliche Zeit wiederzukommen, und jetzt war es schon reichlich fünfzehn Minuten fpäter . . .

Gestern und heute! Welch ein zerschmetternder Unterschied! Welch eine unausfüllbare Kluft zwischen den» Einst, das noch so nahe lag, und dem furchtbaren Jetzt! Gestern noch hatte sich Acca Sempronia wie eine Heldin betrachtet, die zwar sündigt, aber doch groß und erhaben sündigt. Es war ihrer Meinung zufolge eine muthvolle That gewesen, in der Gefühlsüdigkeit dieser Älltagswelt die Rechte des Herzens auf den Thron zu erheben und den Antheil am Glück, den ihr das Schicksal und die Macht menschlicher Übereinkünfte vorenthielt, mit Trotz und kühner Gewalt an sich zn reißen. Die Tugend der Römerin alten Schlages, die Selbstachtung

der wohlerzogenen Tochter eines so strengen Vaters, ihr ganzes bisheriges Anschauen der Dinge und Menschen — das Alles war ihr nur als der entsprechende Gegenwerth erschienen für das, was sie eintauschte: für das Bewußtsein, endlich nach so trostloser Dumpfheit leidenschaftlich geliebt zu werden und wieder zu lieben! Sie hatte nicht Reue empfunden, noch Angst, noch irgend sonst Etwas von den räthselhaften Gefühlen der Schuldbeladenen. Sevtimms Cauler dünkte ihr eine Persönlichkeit, die so hoch stand über den Durchschnittsmenschen, daß Niemand berechtigt war, ihn zu tadeln oder nur zu beurtheilen. Sie aber, als das Weib seiner Wahl, ward naturgemäß mit ihm hinausgehoben in den Vereich dieser fürstlichen Unverantniortlichkeit. So war es noch gestern gewesen.

Heute aber — wie furchtbar, wie unerträglich hatte sich nun das Alles verwandelt! Um eines Nichts willen hatte sie an dem Manne, dessen Namen sie trug, einen Verrath begangen, ein Verbrechen, das ihr seht über die Maßen ehrlos und feige erschien, das sie nicht fassen, das sie nicht ausdenken konnte! Sie war das Opfer einer erbärmlichen, fchnöden, übermüthigen Wette geworden! Ohne Zweck und Sinn und Vernunft hatte sie ihre Würde, ihr Sein dahin gegeben, um einem elenden Gaukler zum Triumph zu verhelfen! Sie mußte noch froh sein, daß er die Gunst, die er so niederträchtig erschauspielert hatte, nicht als unliebsame Notwendigkeit, sondern als reizvolle Zugabe ansah!

Unermeßliche Schmach! Namenlose Gemeinheit! Jener Ueberfall im Cubiculum, den sie mit ihrem Dolche bestraft hatte, fchien ihr jetzt im Vergleich nnt dieser bübischen Hinterlist die That eines Ehrenmannes! Schon gestern, als sie in ihrer entsetzlichen Qual nicht leben noch sterben konnte, hatte sie diesen Vergleich angestellt . . . War nun der Dolchstoß die rechte Antwort gewesen auf jene erste Ruchlosigkeit: was verdiente Septimius für diefen größeren unbegreiflichen, schurkischeu Frevel? Den Tod! Ja, es war einfach unmöglich, daß der Mensch, der sie so tief in den Staub getreten, fürder noch athmete und sich vielleicht gar seiner Unthat berühmte! Er mußte vom Erdboden vertilgt werden — um jeden Preis!

Dieser Gedanke, einmal gedacht, batte die Unglückliche nicht wieder losgelassen. Es half Nichts, daß sie in ruhigeren Augenblicken stürmisch dawider ankämpfte, daß sie das grausige Wort „Mörderin" aussprach und sich die Furien ausmalte und die ewige Unersättlichkeit ihrer Verfolgungsmuth. Immer von Neuem erhob sich die innere Stimme, die alles Uebrige grell übertäubte . . . „Tödte ihn!" klang es in ihrem Herzen. „Nur wenn Du ihn tödtest, wirst Du die >tmft finden, weiter zu leben, um demüthig abzubüßen, was Dn gesündigt hast!"

Die Buße! Das war, neben der Austilgung des Verräthers, ihre sire Idee . . . Der Gedanke an Titus Arruncus erfüllte sie mit wahnwitzigem Grausen. Solange sie in ihrer Treulosigkeit ein Glück fand, wenn auch ein falsches, trübes, unreines, wäre sie ihn, gegenüber wohl einer

dauernden Heuchelei fähig gewesen. Aber jetzt, da sich zu ihrer Wort-
brüchigkeit die Verzweiflung gesellt hatte, da sie in ihrer Sünde elend war
bis in das Mark, jetzt fehlte ihr Alles, um seinem forschenden Vlick Stand
halten zu können. Nur wenn sie den Räuber seiner und ihrer Ehre zer-
malmt hatte, nur dann würde es doch vielleicht möglich sein, mit ihrem
Gatten schlicht und lautlos weiter zu leben und durch rastlose Arbeit, durch
völlige Selbstverleugnung, durch ehrfürchtiges Eingehen auf feine Pläne
zum Theil wieder gut zu machen, was sie in ihrer Verblendung gefrevelt
hatte. O, wie gern würde sie ihm jetzt nach Antiocheia folgen und fern
von Allen«, was Freude und Glanz hieß, mitschaffen an der Versöhnung
Syriens! Je mühsamer und qualvoller diese Aufgabe war, um fo besser
für sie! Bei den Unsterblichen: sie verlangte nichts Höheres! Nur Dulden
und Büßen, un, uach langen Jahren wertthätiger Reue sich selbst wieder-
zufinden, — wenn dies noch möglich war!

Septimius aber, der Mörder ihrer besseren Natur, der Bube, der
mit dem Glück eines Frauendaseins gespielt hatte wie ein Kind mit dem
Hohlball, er mußte hinweg, — hinab in den Orcus!

Alles war nach Gebühr vorbereitet. Und Acca Sempronia, die ihre
That so entsetzlich klar und zielbewußt ausgedacht, war nicht im Zweifel
darüber, daß ihr die Selbstbeherrschung und die Geistesgegenwart für die
Vollendung nicht fehlen würde. Wenn sie jetzt in Erwartung des Tod-
geweihten hier an der Ottomane beinah' den Athem hielt und innerlich
kramvfte, wie eine Sterbende, so war an dieser nagenden Aufregung mehr
die Angst Schuld, Sevtimius möchte durch unvorhergesehene Ereignisse am
Kommen gehindert sein, als etwa das Grauseu vor dem, was sie vor-
hatte. Sie hielt das im Gegentheil für durchaus berechtigt, ja für edel
und gut.

Horch! Schritte! Sevtimius stößt leise den Thürflügel zurück! . .

Nun springt sie empor. Mit einem Zauberschlag ist sie wieder die
frische, lebendige, freudestrahlende Acca von gestern. Meisterhaft, ihr felbft
zum Erstaunen, hat sie ihr ganzes Wesen in der Gewalt. Sie geht ihm
freundlich entgegen und heißt ihn im Vorgemach niedersitzen. Hier prangen
auf silbergetriebener Schale medische Aepfel, Trauben und Feigen. In
schlanlhalsiger Henkelkanne duftet hispanischer Wein ... Er schließt sie
leidenschaftlich nn's Herz, und sie duldet es . . . Dann aber gießt sie ihm
einen Trunk in den Goldbecher.

„Die Nacht ist kühl und der Weg weit. Du wirst durstig sein. Thu'
nur Bescheid, Sevtimius!"

Sie füllt auch den anderen Becher und nippt. Septimius leert den
feinigen bis auf den letzten Tropfen. Ruhigen Blickes hat Acca Sem-
pronia ihn, zugeschaut. Nun athmet sie lebhafter und geht ein paar Mal
durch das Gemach.

„Was hast Du nur, Liebchen?" murmelt Septimius.

Ei steht gleichfalls auf. Er will sich ihr nähern. Sein Auge flammt;
um seinen Mund spielt ein begehrendes Lächeln.
Da plötzlich ertönt die Stimme Eurydice's:
„Herrin, mach auf!"
„Was giebt's?"
„Ich fürchte Verrath! Im Atrium wird's lebendig. Der Obersklave
spricht mit dem Leibarzt. Ich hörte den Namen Septimius . . ."
„So flieh'!" sagt Acca zu dem bestürzten Jüngling. „Dem Ober-
stlaven Hab' ich seit lange mißtraut! Flieh, Septimius! Ich sende Dir
Nachricht in Deine Wohnung . . ."
Sie schiebt den Verblüfften hastig zur Thüre hinaus. Nachdem seine
Schritte verhallt sind, wirft sie sich dumpf ächzend aufs Ruhebett. Sie
preßt ihr Antlitz in beide Hände.
Drüben im Atrium herrscht die vollkommenste Stille. Kein Obersklave
und kein Leibarzt stören den Frieden der Nacht. Eurvdice hat ihre Rolle
glaubhaft gespielt: das Ganze ist nur Komödie gewesen. Septimius Cauler
aber wird nicht mehr den kommenden Morgen schau'n. Das Gift, das
die verzweifelte Frau in den Becher gestreut, wirkt unfehlbar und mit zer-
trümmernder Allgewalt.
„Laß mich allein!" stöhnt Acca Sempronia.
Eurvdice geht kopfschüttelnd zurück nach dem Peristul,
Acca liegt regungslos. Es verrinnt eine Stunde. Es verrinnt eine
zweite. Aber der Trost, der Lebensmuth, auf den sie so brünstig gehofft
hat, will sich noch immer nicht einstellen. Sie malt sich die Rückkunft
des Titus Arruncus, ihr Treiben und Wirken und Schaffen in Antiocheia
mit den lebendigsten Farben. Umsonst! Sie empfindet nur Eins: daß die
vollstreckte Rache an ihrem entsetzlichen Zustand nicht das Geringste geändert
hat. So glühend sie den Septimius haßt, so wenig trägt dieser Haß dazu
bei, ihr Urtheil über das eigne Verhalten jetzt abzumildern. Verrath,
Niedertracht, Feigheit, Erbärmlichkeit — all' diese Vorwürfe schleudert sie
nun mit verdoppelter Wucht sich selbst in's Gesicht. Ihre Brust keucht;
ihre Fingernägel graben sich tief in das Fleisch ihrer Wangen . . .
So reifte ihr das Bewußtsein, daß sie mit dieser Last auf der Seele
fürder nicht leben könne. Zwei Tage schlich sie umher wie eine wandelnde
Leiche. Die Nachricht von dem plötzlichen Tod des Septimius, die ganz
Rom in Aufruhr verfetzte, klang ihr an's Ohr wie ein fernes Geräusch,
das man im Traume vernimmt ... Sie war völlig zu Ende. Am
Morgen des dritten Tages fand man sie kalt und starr im Lubiculum.
Auf dem Salbentischchen lag ein versiegelter Abschieds grüß an Titus
Arruncus. Die Bettstatt war über und über mit Blut beströmt. Acca
Sempronia hatte sich rechts und links über den Handwurzeln die Adern
geöffnet.

Crnst Eckstein, der Dichter.
Ein Charakterbild

Dagobert von Gerhardt Amyntor.
— Potsdam. —

mn der Sah von der Nichtsnutzigkeit einer ausschließlich alt-
philologischen Drillung unserer Jugend uicht nachgerade schon
ein unwiderleglicher geworden wäre, so konnten die etwa noch
vorhandenen Vertreter eines verrotteten Erziehungsstisteins eigentlich nichts
Gescheiteres thun, als auf die hervorragenden Geister hinweisen, die trotz
früher Einzwängung in öde Genusregeln und trotz des eisigen Hauches, der
durch die Lehrräume der als Gymnasien fortbestehenden alten Klosterschulen
geht, sich kerngesund und deutsch entwickelt und um ihre Schläfen den
Lorbeer wohlverdienten Erfolges gewunden haben. Zu diesen hervor-
ragenden Geistern, die der Darrschwmdsucht des Kopfes und Herzens durch
einseitig „klassische" Drillung glücklich widerstanden, die aber aus den
theilweise nicht ungiftigen Nlüthen altrömischer und altgriechischer Welt-
anschauungen und Denkformen stets nur den Honigseim gesunden Fühlens
und Empfindens herauszufaugen wußten, gehört als einer der bedeutendsten,
uielfeitigsten und liebenswürdigsten derjenige deutsche Dichter, dessen Bild
dem hier vorliegenden Hefte zum Schmucke gereicht.

Ernst Eckstein hat am 6. Februar 1845 im lieblichen Lahnthal zu
Gießen das Licht der Welt erblickt und bis zum Jahre 1863 alle Ein-
seitigkeit der Gymnasialerziehung, wie sie damals im Schwange war, auch
über sich ergehe« lasse» müsseu. Sein kräftiges deutsches Rückgrat ließ
sich aber nicht brechen, und der Goldhort seines unverwüstlichen deutschen
Humors widerstand der Aetzsäure eines ans Erzielung eines widernatür-
lichen Nömerthums gerichteten Lehrplanes; wohl aber eignete er sich aus

der Beschäftigung mit den alten Sprachen und Anschauungsformen jene
Weite des Horizontes, jene Beweglichkeit und Geschmeidigkeit des Geistes,
jene Tresssicherheit des Ausdrucks an, mit der er von seinem ersten Auf-
treten als Schriftsteller unveränderlich bis zum heutigeil Tage das Publicum
geblendet und bezaubert hat. Oder — richtiger ausgedrückt — er eignete
sich diese Güter durch das Bekanntwerden mit den Geistesschätzen des
alten Hellas und Rom nicht erst an — (das vermöchte kein Mensch, und
deshalb wäre eine Berufung auf die Möglichkeit solcher Wirkung eine
gänzlich verfehlte) -^, ihm waren vielmehr die klassischen Studien nur
eine Art Turnapparat, an dem er sich der Gesundheit und Biegsamkeit
seiner deutschen Gliedmaßen, seiner echt germanischen Leibes- und Geistes-
beschaffenheit erst vollkommen bewußt wurde. Während sich zahllose
Ändere an dem Neck der rein zur Entwickelung öder Regeln und Formen
benutzten lateinischen und altgriechischen Poesie und Prosa nur Beulen
und Quetschungen holen oder gar die.Gelenke ausdrehen, blieb er, ver-
möge seiner angeborenen Unverwüstlichkeit und überreichen Begabung, heil
und gesund und hatte Freude an der Beschäftigung mit Widerstrebendem,
weil es seiner siegesfrohen Zuversicht eine Lust war, das Widerstrebende
zu überwinden und niederzuzwingen.

So vorbereitet begann der Jüngling, in dein fchon der Feuergeist des
Poeten spukte, im Jahre 1863 seine akademischen Studien und trieb auf
den Universitäten zu Gießen, Bonn, Verlin und Marburg Philosophie,
Geschichte, Philologie und Litteraturkunde. Den Lehrjahren folgte eine
Reihe genußfroher Wanderjahre, die ihn nach den Niederlanden, Österreich,
der Schweiz, Italien, Frankreich und Spanien führten. Da ich den
Dichter persönlich zu kennen, nicht das Glück habe und nur ein paar Mal
mit ihm in litterarischen Angelegenheiten wenige Zeilen gewechselt habe, so
ist mir auch nicht bekannt worden, welchen Zuwachs seines geistigen Ne-
sitzthums er etwa aus diesen mannigfachen Neifen gewonnen zu haben
glaubt. Aus einer seiner kurzen Notizen erfuhr ich, daß einen der
stärksten Eindrücke auf ihn der kolossale Vesuvausbruch von 1872, der
ganz Neapel mit Asche umhüllte, hinterlassen hat; andererseits rechnet er
zu seinen denkwürdigsten Begegnungen 'einen längeren Verkehr mit Karl
Gutzkow, der sich Ende der siebziger Jahre mehrere Monate lang in Leipzig
aufhielt.

Das humoristische Epos „Schach der Königin", das heut in dritter
Aussage vorliegt, machte feinen Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt.
Da er diesem Werke das komische Epos: „Der Stumme von Sevilla"
und die „Pariser Silhouetten", später das satirische Epos: „Venus
Urania" folgen ließ, an das sich die Humoresken „Der Vefuch im Carcer"
(85 Auflagen!), „Aus Secunda und Prima", die Gedichtsammlung „Ini-
tium ticlLlitatig", das Lustspiel „Der russische Diplomat", „Satirische
Zeitbilder" und „Das hohe Lied vom deutschen Professor" anschlössen, so

war das Urtheil über ihn bei Jenen, die jedes Ding und jeden Menschen zum eigenen bessern Verständnis; unter irgend eine Kategorie bringen müssen, schnell genug fertig: man rechnete ihn zur Zahl der Humoristen; und da der Durchschnittsmensch vom wahren Wesen des Humors ungefähr so viel versteht, wie der Esel vom Lautenschlagen, und da zudem noch deutsches Schulwesen und deutscher Schulmeisterdünkel damals als etwas Berechtigtes und Unantastbares galten, so beeilte man sich, das Lefer-Philisterthum vor Eckstein zu warnen und namentlich für die Gymnasiasten die Schulhumoresken des Dichters auf den Inder zu fetzen. Es hat beinahe zwei Jahrzehnte gedauert, ehe der Wind aus einer an deren Richtung wehte; der aufgeklärte, seines Deutschthums frohbewußte Lehrer von heute erfreut sich wohl ausnahmslos und voll behaglicher Unbefangenheit jener Eckstein'schen Prachtleistungen übermüthigen Humors, und wenn er ein richtiger Bildner der Jugend ist, dann drückt er wohl selbst dem einen oder anderen seiner reiferen Schüler den „Besuch im Carcer" in die Hand und raunt ihm augenblinzelnd zu: „Lies das, mein Junge!" oder „Lesen Sie das, mein junger Freund! das wird Ihnen Spaß machen und eine Herzerquickung sein."

Gewiß ist Eckstein ein Humorist, aber nicht im Sinne jener prüden Flachköpfe; sein Humor setzt einen ganzen Menschen, einen Mann mit Kopf und Herz, mit Bildung und Gefühl, einen vielfeitigen und innerlich reichen Mann voraus, der sich an der Freude Anderer mit zu erquicken und an den Schmerzen Anderer mit zu leiden weiß, einen fcheinbar widersvruchsvollen Menschen, der uns durch sein überraschendes Lächeln und durch seine verblüffenden Thrünen unfehlbar gefangen nimmt, einen Charakter, dem der ruchlofe Optimismus und der quietistische Pessimismus nur Durchgangsmomente waren, die er beide in der höheren Weltanschauung des Humors glücklich und endgiltig überwunden hat. Der Humor kleidet diesen feinen, tiefgründigen, ausgereiften, schöpferischen Kopf wie eine Königskrone, während der sogenannte Humor vieler Witzlinge und Feuilletonhanswürste nur eine Narrenkappe ist, die sie über ihre langen Ohren ziehen. Die humoristische Aber, die diesen» Liebling der Grazien verliehen ist, hat ihn zu manchen ausgelassenen Sprüngen, zu manchem übermüthigen Scherze verlockt; aber auch in dem Leichteren, was er schuf, ist er immer geistreich und geschmackvoll, so daß er auch mit keiner Zeile die verwöhntesten Ansprüche des Kenners jemals enttäuscht hat. So ist Eckstein allerdings auch ein Humorist, aber nicht in jenem engen und einseitigen Sinne, daß er uns nur humoristische Schöpfungen geboten hätte. Dazu ist sein Blick zu umfassend, der Kreis feiner Interessen zu weit. Wenn er auch das Still- und Kleinleben bescheidener Existenzen, an dessen poetischer Wiedergabe ein Nilhelm Raabs so oft seine Meisterschaft bewiesen hat, ebenfalls bis in's Allerkleinste kennt und mit glücklichem Humor treffend zu schildern weiß, so hat er doch auch Augen für die auf den

Hochebenen des Lebens Schreitenden, und da er so die ganze Menschheit zum Gegenstande seiner psychologischen Analyse und seiner dichterischen Synthese macht, so muß er den Griffel des Humoristen auch oft genug aus der Hand legen und sich einer anderen Vortragsart befleißigen, denn alle Menschen und alle Verhältnisse vertragen nicht (oder ist es richtiger, zu sagen: noch nicht?) eine humoristische Behandlung und zwingen den Dichter unweigerlich zur enthaltsamsten Objektivität. Wilhelm Naabes Humor haftet mit Vorliebe an dem Kleinen und Unscheinbaren; er hat sich das Feld seiner Vethätigung meist eng begrenzt und ist auch im Laufe der Jahre nicht frei von jeder Trübung geblieben, so daß er so goldhell und so herzergreifend, wie z. B. in der „Chronik der Sperlingsgasse" wohl in keiner seiner neueren Dichtungen mehr geleuchtet hat. Ecksteins Humor läuft nie Gefahr, erzwungen oder manierirt zu erscheinen, da er nie eine Specialität des Dichlers sein will, sondern nur gelegentlich, dann aber auch naturnothmendig, wie die Sonne nach dem Gewitter, aus den Wolken des Ernstes und den Donnerstürmen der Leidenschaft hervorzuckt. Ecksteins prächtige unangekrankelte Laune, seine gediegenen Sprachkenntnisse und seine virtuose Formbeherrschung baben ihn — um dies gleich hier vorweg zu nehmen — auch wiederholt zur Dichtung in fremden Zungen angereizt. Neben manchem spürkräftigen Essay, der sich mit der Genesis und den Fortbildungsgesetzen unserer deutschen Sprache fruchtbringend beschäftigt, verdanken mir ihm tadellose Versdichtungen in lateinischer, französischer, griechischer und englischer Sprache; und wir würden kaum noch überrascht sein, wenn er uns einmal ein Sonett in Suaheli oder Sanskrit zum Geschenk machte, so staunenswert!) ist seine Kraft, mit der er alle formalen Schwierigkeiten überwindet. Um dem Leser, dem dieser Zug im Charakterbilde des Dichters vielleicht noch unbekannt geblieben ist, wenigstens ein Beispiel Eckstein'scher Sprachbeherrschung zu geben, wollen wir hier aus seiner ,,^vra (-ei-manu-Iatinn,", einem schmucken Nändchen, in dem er Übersetzungen deutscher Gedichte in's Lateinische bietet, eine Probe hersetzen. Es ist das Goethe'sche „Gefunden":

Ich ging im Walde
Sc» für mich hin,
Und Nichts zu suchen,
D»3 war mein Sinn.
Im Schatten sah ich
Vin Blümchen stchn.
Wie Steine leuchtend,
Wie Aeuglein schön
Ich wollt' e« brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Wellen
Gebrochen sein?

In zilva idllm
I>ß»wllnI»N3,
MI eoräe msu
I)88l<!«laN3,
In nmdra vidi
,Il>m no8e»Iuiu,
H,moennm v«ro
^e weülum,
<^»nturu8 «lAM,
8«<I timiäs
,,II«n noli", äixit,
,,N« pel(!«rs".

Ick grub's mit alle» > L terr» lo8»um
Dm Wurzeln au«;
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.
Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort.
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.
liöllieitus
DomegtiouZ,
llio in I6e««3ll
>Iuno Ispiäe
?I»ut2tu8 Norst,
.>e prospere.
Mag man aus dieser einen, beliebig herausgegriffenen Probe ersehen,
wie fließend und scheinbar zwanglos sich auch der lateinische Ausdruck dein
Genius des Dichters fügt. Auch hier, in den Strophen einer fremden
Zunge, bleibt er anmuthig und wohllautreich, obgleich er gewissenhaft dem
Originale nachgeht und sich die Aufgabe des Uebersetzers oder Nachdichters
nirgends durch Weglassung von Beiwörtern, die für den Stimmungsgehalt
des Gedichtes entscheidend sind, erleichtert. Es ist kein Geringerer, als
Felix Dahn, der in Beziehung auf diefe lateinischen Uebertragungen aus-
rief: „Das macht ihm in Deutschland Keiner nach!"
Einen Auszug aus sämmtlichen Dichtungen Ecksteins zu geben und
durch kritische Beleuchtung aller seiner Werke das Charakterbild des Dichters
in um so helleres Licht zu fetzen, muß ich mir im Hinblick auf den für
einen kurzen Essai, nur zur Verfügung stehenden Raum versagen; eine
solche Aufgabe bleibt besser einem umfangreicheren Werke vorbehalten.
Hier will und kann ich nur die bedeutenderen Schöpfungen des fruchtbaren
Dichters in Betracht ziehen und, um vorerst noch bei seinen Versbichtungen
zu bleiben, wähle ich seine poetische Erzählung „Murillo" aus. Als ich
sie zum ersten Mal gelesen hatte, trieb es mich an, ihrem Verfasser
folgende Zeilen zu fenden:
„Mein hochverehrter Herr Doctor! Von Herzen gratulire ich Ihrer
liebenswürdigen Frau Muse zu dem kleinen reizenden Murillo, mit dem
sie das Civilftcmdesregister unserer epischen Dichtung um eine bedeutungs-
volle Eintragung bereichert hat. Ein so urgesundes, schönes, von allen
Göttern auf die Stirn geküßtes Geschöpf hat lange nicht das Licht der
Welt erblickt! Wie beneide ich Sie um die Vaterfreuden an diesem
prächtigen Jungen!"
In der That, dieser „Murillo" ist ein Werk nicht nur für schwärmerische
und leichter befriedigte Frauen, sondern auch für das männliche, fchon mehr
nach substantieller Geistesnahrung verlangende Lesevublicum. Er birgt Ge-
danken, tiefe, wunderbare Gedanken, aufblitzend wie Demanten, die in«
jungfräulichsten Schachte einer Dichterseele gebrochen wurden. Wie an-
spruchslos, wie klassisch einfach hebt diese dichterische Erzählung an! Mit
wie wenigen, aber künstlerisch vollendeten Strichen zeichnet uns der Autor
einen andalusischen Hintergrund: wir hören die goldenen Wasser des
Guadalauivir rauschen, und schlank erhebt sich Sevillas Giralda in die

blumendufterfüllten Lüfte. Und vor diesen« Hintergrunde steht der Knabe Murillo, siebzehnjährig, mit nachtdunklem Gelock, Palette und Malerpinsel in der Hand — Esteban Murillo, des Tischlers Sohn. Wie diesen armen Handwerkerjungen, der sein verwittwetes Mütterlein mit rührend kindlicher Anhänglichkeit hegt und pflegt, nun die Liebe zur Kunst und zu einer schonen, unerreichbar hohen Dame wie ein Wirbelwind erfaßt und immer höher und höher trägt; wie der jugendliche Maler alle Hindernisse, die Ungunst seiner dürftigen Lage, den Neid der College«, nach und nach siegreich überwindet, bis er als der lorbeergekrünte Künstler in's sonnige Äuge der gnadenspendenden Majestät und in das noch sonnigere, ihm Paradiesesglück verheißende der Dame Beatrir, seiner hold errüthenden Braut, schauen darf — das lehrt uns die durch ihre hochkünstlerische Einfachheit so herzgewinnende Dichtung.

Die Oekonomie der Mittel in diesem Murillo ist geradezu überraschend und verräth sofort den vornehmen Künstler, den echten Dichter; sie erinnert an die gleiche Knappheit und Schlichtheit, deren sich z. V. Wildenbruch in seinem „Mennonil" befleißigt. Man erkennt in dieser Eckstein'schen poetischen Erzählung schon die Löwenklaue des zukünftigen berühmten Nomandichters: zielbewußte, fortschreitende Handlung, nirgends eine Phrase, nirgends eine Verrichtung oder ein unstatthaftes Verweilen zu Gunsten einer Episode. Man sitzt im Nachen der Dichtung, wird sanft geschaukelt und dabei stetig weitergetragen, durch nichts Fremdartiges und Störendes aufgehalten, und man erfahrt jene tiefinnerste Befriedigung, die uns die stilgerechte Gliederung eines antiken Dempelbaues bereitet. Dabei langweilt uns der gelehrte Dichter nicht nach Art mancher dichtenden Gelehrten mit alterthümlichem Krimskrams und der Schaustellung fossiler Gräberfunde; er handhabt seinen Stoff nicht wie der fabulirende Professor, der das versteinerte Mark eines Mumienknochens in seiner archaistisch ausgestatteten Küche zu einer Roman-Bouillon aufweicht und verarbeitet. Hat auch Esteban Murillo schon vor zwei Jahrhunderten gelebt, Eckstein führt uns mit unseren Empfindungen und Anschauungen nicht um zwei Tage zurück; das, was er uus erzählt, ist im besten Wortsinne modern, es sind des Künstlers Leiden und Freuden, die heute wie vor zwei Jahrhunderten und vor zwei Jahrtausenden immer dieselben gewesen sind. Das ist die Beglaubigung des echten Poeten: er muthet uns nirgends zu, — spanisch zu denken. Die spanische Localfarbe wirkt nur als reizvolle Arabeske um das menfchlich allgemein giltige und namentlich echt deutsch empfundene Bild des Ringens und Strebens einer Künstlerseele, und in dieser allein zulässigen und wahrhaft dichterischen Behandlung eines erotischen Stoffes behält Eckstein hier, wie in allen seinen späteren größeren Dichtungen, stets Fühlung mit jenein heiligen Boden, aus dem der Antäus der wahren Poesie seine Kraft gewinnt.

Nachdem er noch in den Iahreu 1876—78 feine „Lisa Toscniiella", seine „Madeleine", sein „Moll und Dur" und die „Sturmnacht" ver-

öffentlicht hatte, deren zweite Auflage unter dem veränderten Titel: „Donna Lucrecia", erschien, wandte er sich später fast ausschließlich der Schöpfung größerer Romane zu, deren stattliche Reihe mit „Aphrodite" begann, die u. a. dreimal in's Neu-Griechische übersetzt worden ist. Die als gelungenste gerühmte dieser Uebersetzungen stammt aus der Feder des neuhellenischen Dichters Georgias Drosinis. Wenn man den engen Zusammenhang zwischen neu- und altgriechischer Cultur erwägt, so darf der große Erfolg, den das Wert auch bei den heutigen Söhnen Griechenlands gehabt hat, wohl als Beweis dafür gelten, daß „Aphrodite" den Localton meisterlich getroffen hat. Die Titel der fpäteren größeren Eckstein'schen Romane sind: „Das Vermächtnis;", „Violanta", „Pia", „Prusias", „Die Claudier", „Iorinde", „Rero", „Eamilla", „Hertha", „Dombrowskn", „Themis", „Der Mönch uon Auentin", und „Familie Hartwig". In diesen Romanen hat der Dichter mit staunenswerther Schaffenskraft und unerschöpflicher Phantasie die verschiedensten Probleme des menschlichen Lebens behandelt, und gleichviel, ob er seine Figuren auf einem alterthümlichen oder modernen Hintergrunde zeichnet, immer hat er uns einen interessanten, uns mitten in's Herz treffenden Vorwurf gewählt, den er an lebenswahr erfundenen Gestalten und Vorgängen zur Anschauung bringt. Unter allen diesen Romanen ist kein einziger, der sich nicht thurmhoch über das Durchschnittsmaß der Leistungen unserer modernen Erzähler erhöbe, und nach dein Erscheinen fast eines jeden dieser trefflichen Werke wurde von der Kritik verkündet, daß Eckstein gerade diesmal ein Meisterwerk geschaffen hätte, das er kaum noch durch künftige Leistungen würde überbieten können. Seine Composition ist immer straff-einheitlich und zielbewußt vorwärts drängend; als Virtuose des epischen Schachspiels bewegt er seine Figuren so geschickt und überlegt, daß er sein Publicum, das das Spiel zu überschauen wähnt, doch immer wieder durch einen neuen ungeahnten Zug angenehm überrascht, durch einen Zug, der das Interesse am Spiel noch lebhafter steigert und die Befriedigung über den unerwarteten und dennoch gesetzmäßigen Ausgang zu einer vollkommenen macht.

Und trotz dieser Fülle von Werten, mit denen uns der fleißige Dichter überschüttet, hat er sich doch niemals jener Grenzlinie genähert, die die keusche, vornehme und gewissenhafte Production von der traurigen Thätigkeit des Vielschreibers trennt, der mit kaninchenartiger Fruchtbarkeit seine liederlich zusaminengehasteten Bände Jahr für Jahr, ja, Monat für Monat, auf de» Büchermarkt wirft. Wenn auch zu solcher Vielschreiberei unbestreitbar ein gut Theil Fleiß und Phantasie gehört, so treibt sie doch ihr Handwerk ohne jeden künstlerischen Ernst, ihr fehlt das positive Wissen, die umfassende Geistesbildung, die philosophische Schulung des Kopfes, die als unentbehrlicher Zügel auf die Phantasie zu wirken hat, damit diese am Leitseil des logischen Denkens geschmackvoll gemäßigte Bewegungen macht und nicht toll und sinnlos in die Wüste des Flachen, Unschönen und Gemeinen dahin-

stürmt. Anders der Fleiß Ecksteins, der- über tiefgründige Bildung, universelle Kenntnisse und zartempfindliches ästhetisches Gewissen verfügt. In des Dichters wohllautgesättigter Sprache giebt es weder einen flüchtigen, noch einen schiefen oder erzwungenen Ausdruck; für die subtilsten Begriffe steht ihm jederzeit die passendste erschöpfende Bezeichnung zur Verfügung, und bei aller Musik, die seine mustergiltige Prosa enthält, machen seine Ent-Wickelungen doch auch wiederuni den Eindruck einer gewissermaßen mathematischen Folgerichtigkeit, so voll deckt sich in ihnen Inhalt und Form, so trystllllhell und durchsichtig fließt die Welle feines Gedankenganges. Befonders wohlthuend berührt er uns durch die Abwesenheit jeglichen Schwulstes; Alles ist angemessen, correct, scheinbar nüchtern, und dennoch überschüttet er uns mit einem Nlüthenregen feinster Tropen; die Prägnanz und der Reichthum seiner Adjectiva ruft beim Leser immer die staunende Vermuthung wach, als ob einem so frisch und lebendig sprudelnden Geistesquell nie ein Augenblick des Nachlassens und der Ermüduug kommen könnte.

Eckstein bewegt sich in seinen Romanen mit gleicher Sicherheit auf dem Parquet des modernen Gefellfchaftssalons, wie in den Palästen, Tempeln und Arenen des Alterthums. Wenn uns auch nach der Lesung seiner geschichtlichen Romane, z. B. seiner „Elaudier", sofort klar wird, daß nur ein gelehrter Kopf von umfassendein Wissen sie schaffen konnte, so drängt sich doch während des Lesens uns nirgends der Gelehrte auf, und wir haben immer das frohe Bemuhtfein, daß wir es mit dem Werke eines Dichters und nicht mit dem gequälten Erzeugnisse eines im Tempel der Dichtkunst nur Gastrollen gebenden Gelehrten zu thun haben.

Durch die „Elaudier", die heute wohl auch jedem anspruchsloseren, nur aus Leihbüchereien seine schöngeistige Nahrung entnehmenden Leser bekannt sind, ist Ecksteins Ruhin zum ersten Male auch in profanen Kreisen festgestellt worden. Wären wir wirklich jene Nation von Dichtern und Denkern, als welche wir gern vom Auslande, oft freilich mit einem leicht fpöttifchen Anklänge, gepriesen werden, so würde schon der „Murillo" des Dichters Namen weit und breit verkündet haben. Das war nun aber freilich, wie die Dinge bei uns liegen, so leicht nicht zu erwarten; giebt es doch noch genug sogenannte Litteraturfreunde, die etwa im „Trompeter von Säkkingen" die höchste Leistung deutscher epischer Dichtkunst sehen und für Scheffels wahren Ruhmestitel, seinen „Ekkehard", so gut wie gar kein Verständnis; besitzen. Erst die „Elaudier" fauden sofort ein breites, begeistertes Publicum, und die Last'sche Leihbibliothek in Wien z. B. mußte über dreihundert Exemplare dieses Werkes beschaffen, um dein ersten Ansturm der Abonnenten nur einigermaßen entsprechen zu können. Das war in der That ein Erfolg und, wie wir aus froher Ueberzeugung hinzufügen, ein wohlverdienter. Mit einem Schlage war vom Dichter der Beweis erbracht worden, daß jene Theorie, nach der der geschichtliche Roman in unserer Zeit keine Berechtigung mehr haben soll, eine Albernheit ist; der

Stoff ist für das epische Erzählungskunstwerk in der That in keiner Weise entscheidend, es kommt hier, wie bei allen Kunstwerken, auf die Behandlung an. Und gerade für Eckstein, den feinen Kenner des römischen Alterthums, muhte der Vorwurf der „Claudier" eine hohe Anziehungskraft besitzen; birgt doch manche Figur und manche Situation aus der Römerzeit mehr spannenden Inhalt, als die fruchtbarste Phantasie eines modernen Dichters je erfinden könnte, und liegt doch auch kein kleiner Reiz darin, aus dem Munde eines Römers oder Hellenen diejenigen Wahrheiten dem deutschen Leser ertönen zu lassen, die von den Lippen des heutigen Steuerzahlers immer mehr oder weniger parteiisch gefärbt klingen und zweifellos den Widerspruch gewisser Leserkategorien hervorrufen würden. Zudem besitzt der Deutsche eine Spürkraft und ein Anpassungstalent, wie wenig andere Nationen; gerade er ist vorzugsweise befähigt, den Pfaden fremder Völker nachzugehen und in jeden« Zeitalter, jedem Land und jeder Zone, vom Eishauche der ultima IKu!« bis zun, Wüstensonnenbrande Afrikas, historische Trümmerfelder aufzufinden, die sich mit Erfolg für die epische Dichtung ausbeuten lassen. Und welch glänzende, aus den tiefsten Tiefen der Seelenkunde geschöpfte, herzbewegende Scenen bietet uns hier des Dichters Kunst! Das Zusammentreffen des Nömerjünglings von senatorischem Range mit dem armen, fiebernden Christensklaven in der Höhle des Steinbruchs, wo von den Lippen des armen verachteten Geschöpfes die Kunde von dein wunderbaren und wunderthätigen Glauben der Nazarener zum ersten Male an das Ohr des römischen Aristokraten dringt, wie könnte es schöner und ergreifender dargestellt werden! Mit diesem sechsten Kapitel des zweiten Bandes der „Claudier" hat Eckstein eine der werthvollsten Perlen unseres schönen Schriftthums geschaffen. Wie dann später der geflüchtete, todtwunde, gehetzte Sklave, den der Römer durch die Nacht tragen hilft, im Momente der höchsten Gefahr der Entdeckung feine heißen Lippen in stummem Danke auf die Hand des Retters drückt, dies ist so tief empfunden und so erschütternd dargestellt, daß jedem nicht geradezu gefühlsstumpfen Leser unwillkürlich das Auge feucht wird und er dem Dichter im Geiste bewegt die Hand drückt. Wie wundervoll ist dieser eingekerkerte Quintus gezeichnet, der den schwersten Kampf feines Lebens durchkämpft und sich nur noch an den Inschriften aufrichtet, die frühere Leidensgefährten in die Wand jenes Verließes eingekritzelt haben, aus dem sie nur zum Martertode durch die wilden Bestien emporzusteigen hatten! Wenn Quintus dem gebeugten Vater gegenüber erst anscheinend nachgiebt und sich befreien läßt, da stutzen wir wohl und möchten vorschnell mit dem Dichter rechten, daß er uns gewissermaßen eine kleine Enttäuschung bereitet; aber bald erkennen wir unfern Irrthum, inden, wir von der fein voetifchen Steigerung, der psychologisch wahrhaft virtuosen Entwickelung hingerissen werden, die den unüberwindlichen Märtyrer, der dem als Götzen erkannten Jupiter lein Lügenopfer anzünden

Ernst Eckstein, der Dichter, H^
will, freiwillig in den Kerker zurückkehren läßt. Wer erinnert sich nicht
des litterarischen Cabinetsstückes, in dem uns die Flucht des Casus Aurelius
mit den anderen Verschworenen geschildert wird; hier wie an vielen andern
Stellen des großartigen Werkes steht Eckstein auf den Höhepunkten seines
dichterischen Schaffens, und es giebt auch nicht »eine Seite in unfern so-
genannten Classikern, die an gehaltvollem, packendem Inhalte und an
Schönheit der Sprache diese Musterleistungen des modernen Epikers
überträfe.
Und welch eine Fülle von plastifchen, interessanten, auf's Glücklichste
durchgeführten Nebenfiguren tritt in diesem Werke auf! Der betrügerische
Isispriester, die intrigante Abenteurerin Lnkoris, der ehrenfeste Flamen des
Jupiter, die skeptisch vornehme Cornelia, der muthige Märtyrer Diphilus,
die zagende Euterpe, der herrliche Eurvmachus, der brave, biedere Aurelius —
sie Alle sind keine blos skizzirten, uns mehr oder minder fremd bleibenden
Figuren, fondern vollathmende, eigenartige und liebevoll ausgestaltete Menfchen,
die lebendig vor unseren Sinnen erstehen, die wir herzlich liebgewinnen und
so leicht nicht wieder vergessen.
Und hier berühren wir einen Punkt, der bei der Zeichnung des
Charakterbildes unseres Dichters besonders hervorgehoben zu werden ver-
dient: die Meisterschaft, mit der er in allen seinen Romanen auch die weniger
im Vordergrunde der Handlung stehenden Personen lebendig und glaubhaft
zu machen versteht. Wir mögen irgend welchen Roman Ecksteins an irgend
welcher Stelle aufschlagen, nirgends werden wir einer Figur begegnen, die
nicht von Fleisch und Blut und durchaus frei von jeder Schablone wäre.
Und bei den Hunderten von Wefen beiderlei Geschlechtes, mit denen uns der
Dichter in seinen zahlreichen Romanen bekannt macht, zeigt dies nicht nur von
einer schier unerschöpflichen Phantasie und einer wahrhaft genialen Veob-
achtungstraft, fondern auch von seltenem Fleiße und einer den Aufgaben der
echten Kunst auf's Peinlichste Rechnung tragenden Gewissenhaftigkeit. Alle
feine Figuren sind so glaubhaft erfunden und fo greifbar dargestellt, daß
sie dem Leben nachgestaltet und, soweit sie in geschichtlichen Dichtungen
vorkommen, auch als wirtlich geschichtliche Persönlichkeiten erscheinen. Diese
schöpferische Kraft des Dichters hat zu einem komischen Vorgänge Veran-
lassung gegeben, der aber gerade Ecksteins Verdienste in's hellste Licht setzt.
Die Amerikaner sind bekanntlich in der Geschichte nicht halb so stark, als
im Rechnen. Die guten Leute in einer Stadt unweit der Nordküste des
Mexikanischen Golfs hatten Ecksteins „Nero" gelesen und faßten den kühnen
Entschluß, diesen Roman in einer gewaltigen Anzahl von lebenden Bildern,
die auf Wagen durch die Hauptschlagader der Stadt gezogen werden sollten,
zu revroduciren. Die Zeitungen, die am folgenden Dag über den Festzug
berichteten, stellten sich nun äußerst gelehrt an und thaten in ihren fechs-,
acht-fpaltenlangen Artikeln, als wären fämmtliche, auch die nller-
erfundensten Charaktere des Romans ihnen von Kindsbeinen an wohl-

bekannt und vertraut. Da gab es ernste wissenschaftliche Betrachtungen über
den Chattenhäuptling Lollarius, der nie eristirt hat, und über die Phönizierin
Hasdra, die man doch bei Sueton und Cassius Mo ebenso wenig findet,
wie bei Tacitus. Halbe Capitel des Romans wurden reproducirt als
Frucht ureigenster Quellenforschung. In solchem Maße hatte sich die Kunst
des Dichters für die braven Banausen mit dem Wirklichkeitsscheine um-
kleidet, daß sich die Getauschten auf das Glatteis einer lächerlichen, aber
für den Dichter um fo ehrenvolleren Bloßstellung ihrer mangelhaften Geschichts-
kenntnisse verlocken ließen.
Nicht nur Cäsaren-Romane hat uns des Dichters Muse beschert; den
ganzen Kreis menschlicher Beziebungen und Conflicte ausschreitend, ist sie
auch bis mitten in die Gegenwart vorgedrungen, indem sie uns in der
„Familie Hartwig" ein treffendes Bild unserer schleichenden socialistischen
Revolution (denn in einer solchen leben wir) entrollte. Die Stoffe, die
Eckstein den verschiedensten Zeiten entnimmt, was sind sie übrigens und
können sie anders sein, als die uralten und immer wieder neuen Menschheits-
und Menschlichkeitsfragen, das epische „Plankton", das sowohl auf der
Oberstäche des Zeitstromes wie in seiner Tiefe schwimmt, das scheinbar
Alltägliche, das Jedermann kennt und sieht und das auch die Fabulirer
luiiiuruiu ßsntniin mit dem Netze ihrer Sinne aus der Fluth der mensch-
lichen Geschehnisse herauszufischen versuchen. Aber wie es erst eines Hensen,
jenes verdienten Kieler Professors, bedurfte, der das zoologisch und ent-
wickelungsgeschichtlich längst durchforschte Meeres-Plankton nun auch biologisch
in Betracht zog und so der Naturwissenschaft neue Fragen von höchstem
und weitest tragendem Interesse eröffnete, so hat auch Eckstein der dichterischen
Behandlung des epischen Planktons ganz neue und eigenartig fesselnde
Seiten abgewonnen. Dazu befähigte ihn sein tief in die Geheimnisse des
Seelenlebens eindringender Seherblick, seine unerschütterliche, vor keiner
Folgerichtigkeit zurückschreckende Wahrhaftigkeit, seine eminente Gestaltungs-
kraft und fein außerordentlich feines künstlerisches Empfinden. Denn wenn
er uns in seinem Roman „Themis" einen Oberstaatsanwalt vorführt, der
mitten in der Suche nach den Judicien, die ein des Mordes verdächtiges
Individuum überführen sollen, die ihn beinahe vernichtende Entdeckung macht,
daß er sich auf ganz falscher Fährte befindet und daß der Mörder Niemand
Anderes als sein eigener, heißgeliebter Sohn ist; oder wenn er uns in der
„Hertha" eine wunderbar keusch empfundene Liebesgeschichte erzählt, die
sich bis zur Gedankensünde des Ehebruches entwickelt, dann aber durch das
entscheidende Verbiet der Pflicht zum allein ««glichen Abfchluß gebracht
wird; oder wenn er dem Bildhauer „Dombrowsky" zwei Seelen einhaucht:
eine, die nach der Gattin, und eine andere, die nach einer Mufe verlangt,
und wenn er ihn an diesem leider nur zu wahr empfundenen Zweiseelen-
zustande des Künstlers kläglich zu Grunde gehen läßt, — was thut er
Anderes, als einen glücklichen Griff in das epische „Plankton", in die

Conflicte, die für jedes Auge erkennbar mit dein Zeitenstrome täglich an
uns vorübergetrieben werden? Aber Eckstein ist wahr, und er richtet uns
diese Stoffe nicht nach dem Recepte jener verlogenen Romanciers an, die
in ihrer ästhetischen Verlotterung aus ihnen nur pikant aufgebauschte
Sensationsgeschichten zu machen wissen, — Sensationsgeschichten, die wohl
auch ihr breites, besonders weibliches Lesepublicum finden, jeden ernsten
und tiefer gebildeten Leser aber langweilen oder mit Ekel erfüllen. Die
künstlerische Wahrhaftigkeit Ecksteins ist wohl auch hauptsächlich der Grund
gewesen, daß ihn gewisse, an Geist armselige Schenmtiker, die Alles unter
eine Ueberschrift bringen und aus jedem Dichter einen Isten oder Aner
machen müssen, unter die Realisten zu rubriciren versuchten und im Hinblick
auf fein neuestes Werk von einer „Entwickelung" des Dichters, die sich
gerade in dieser Stoffwahl bekunde, zu fabeln begannen. Meiner Ansicht
nach erlagen jene weisen Herren einen« faustdicken Irrthum, der durch die
gänzlich unbegründete Gegenüberstellung von „historisch" resp. „culturhistorisch"
und „realistisch" veranlaßt wurde. „Themis", „Hertha", „Dombrowskn"
und „Familie Hartwig" sind ja allerdings realistische Romane; aber „die
Claudier" und „Prusias" sind es nicht weniger; wie denn auch anderer-
seits „Themis", „Hertha", „Dombrowskn" und „Familie Hartwig" das
Epitheton „culturhistorisch" für sich in, Anspruch nehmen können. Auch die
Schilderung vergangener Jahrhunderte erfordert einen gesunden Realismus,
wenn sie etwas Erbauliches leisten soll, während andererseits der modernste
Stoff durch unwahre Behandlung ruinirt werden kann. Es zeigt sich auch
hier wieder, daß die Einschachtelung der Dichter in die Kategorieen „Realisten"
und „Idealisten" ein unmögliches Unternehmen ist; der wahre Dichter
sprengt allemal die Fesseln solcher Beschränkung und spottet dieser Schlag-
wort-Etiketten, die sich nur mit einiger Berechtigung auf den Rücken niederer
Erzählhandwerker kleben lassen.

Noch eine kurze Bemerkung über die Eckstein'schen Frauengestalten fei
hier gestattet. Sage mir, wie ein Dichter feine Frauengestalten bildet, und
ich will Dir sagen, was er werth ist. In der Herausarbeitung weiblicher
Charaktere offenbart sich am schärfsten die Kunst des männlichen Poeten,
wie umgekehrt einer weiblichen Feder gewöhnlich nichts schwieriger wird,
als einen wirklichen Mann zu zeichnen. Fingerfertige Romanstrickerinnen
lieben es, ihre Helden ini Zauberglanze titanischer Kraft, heroischer Größe
und übermenschlicher Selbstüberwindung zu zeigen; sie schaffen Modekupfer
ohne Fehl und Makel, und wie man in Thierarzneischulen das Bild eines
„musterkranken" Pferdes an die Wand hängt, fo entrollen sie uns das
Gemälde eines „mustergesunden" Mannes, der, aller menschlichen Glaub-
würdigkeit spottend, nur in dem Wolkenkuckucksheim ihrer unklar
schwärmenden Einbildungskraft eristirt. So weben auch die Nomandichter
niederer Ordnung ihre Frauengestalten nur aus eitel Tugend, Schönheit
und Mondschein zusammen, oder sie bilden Messalinen, deren Unweiblichkeit

und Scheusaligkeit, in's Fratzenhafte carikirt, uns mit Abscheu erfüllt oder über die Unmöglichkeit solcher Spottgeburten lächeln macht. Die Eckstein-fchen Frauengestalten sind überzeugend, wie Photogramme nach dem Leben, und ihre liebenswürdige Wesenhaftigkeit, an der diese oder jene kleine menschliche Schwäche nur wie ein Schönheitspflästerchen wirkt, ist gerade das höchste Lob, das ein Dichter, wie Eckstein, dem Ewig-Weiblichen spendet. Welche anmuthigen und doch nie die Gebrechlichkeit der Menschen-natur gänzlich verleugnenden Frauenbilder verdanken wir ihm, und anderer-seits: wie geschickt weiß er unschöne, durch Eitelkeit oder durch absichtlich zur Schau gestellte Frömmelei abstoßende Frauengestalten immer wieder anziehend zu inachen, indem er sie nicht zu Zerrbildern entarte» läßt, sondern ihre Schwächen nur als die Schlagschatten ihrer Tugenden darzu-stellen versteht. Selbst die Verirrung von Grund aus edler Frauenseelen weiß er naturwahr und ergreifend zu malen, und wir bewilligen solchen vom Wege gewichenen Schönen, noch ehe sie uns ihre entlastenden Bekennt-nisse gemacht haben, aus menschlich mitfühlendem Herzen bereitwillig Indemnität. Eine seiner süßesten, holdseligsten Mädchengestalten ist wieder die Grete Hartwig in seinem neuesten Romane; sie ist durch und durch deutsch und so thaufrifch und liebreizend, wie ein eben erblühtes Hecken-rüslein; nur ein Dichter von Gottes Gnaden fchafft ein so herzerquickendes Mädchenwunder.

Zum Schluß sei noch mit einem Worte der Stellung gedacht, die Eckstein den Bemühungen unserer Sprachreiniger gegenüber einnimmt. Wenn er auch als ein Dichter von feinstein Geschmack und von höchster Sprachgewalt jeder Vernachlässigung des Ausdrucks, jeder Sprachsudelei durchaus abhold ist, fo hat er sich doch nie als ein Anhänger der „stritten Observanz" eines sprachlichen Purismus erwiesen; vielmehr greift er mit selbstherrlicher Geringschätzung aller ängstlichen Bedenken getrost in den Schatz der vielartigen menschlichen Zungen binein und schrickt selbst ge-legentlich vor einer altgriechischen Anleihe nicht zurück. Er hat für dieses sein selbstbewußtes Verhalten unzweifelhaft seine wohlerwogenen Gründe, und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie es einem Dichter, wie Eckstein, der über ein staunenswerthes, fchier unerschöpfliches Ausdrucksmaterial ver-fügt, geradezu unleidlich sein müßte, durch die von den Puristen auch im Gebiete des schönen Schriftthums versuchte Straßenpolizei belästigt zu werden. Andererseits wäre es aber lehr- und genußreich gewesen, wenn sich Eckstein freiwillig auf die Seite der radicalen Sprachreiniger gestellt hätte, denn gerade er wäre wie kein Anderer berufen gewesen, auch für die subtilsten Begriffe und für die einer deutschen Bezeichnung wider-strebendsten Dinge doch immer einen geschmackvollen und klarverständlichen deutschen Ausdruck zu finden.

Die Erfolge, die unser Dichter, der kürzlich sein 50. Lebensjahr voll-endete, errungen hat, erstrecken sich bereits über die ganze gebildete Erde;

fast alle seine Werke sind in's Englische, "Dänische, Holländische und
Schwedische übersetzt worden, sehr viele auch in's Polnische, Russische,
Ungarische und Italienische, einzelne sogar in's Französische, Serbische und
.Neugriechische. An der .Imva llniv^rgit^ in Iowa City hält Professor
Charles Bundy Wilson regelmäßig Vorträge über Ecksteins Werke. Dies
ift zu einer Zeit, wo die vielfach nur durch ihre Schlüpfrigkeiten die Lese-
luft reizenden Romane Zolas sich den ganzen Weltbüchermarkt erobern,
eine für unseren Dichter doppelt ehrenvolle und wohlverdiente Anerkennung.
Ob er schon den Höhepunkt seines Schaffens erreicht hat, oder ob er sich
in der Folge durch neue Schöpfungen noch überbieten wird, das ist bei der
Vielseitigkeit und anscheinenden Unerschöpflichkeit feiner Begabung kaum
vorherzusageu! in der fchünen Erzählkunst hat er wohl fchon nahezu Voll-
kommenes geleistet, das kaum noch eine Steigerung zuläßt; es steht aber
dahin, ob sich sein allbeherrschendes Ingenium vielleicht nicht noch andere
Gebiete der Dichtung eröffnen wird; eine Ueberraschung würde er denen,
die ihn nach höchstem Maße zu messen sich schon gewöhnt haben, damit
kaum noch bereiten.

Im Jahre 1891 hat ihm der „Scherge Tod" die treue Lebens-
gefährtin entrissen; drei Kinder hat ihm die Unvergeßliche zurückgelassen:
;wei Töchter im Alter von je 18 und 14 Jahren und einen 16 Jahre
alten Sohn. Möge ihm Frende erblühen an seinen Kindern! mag auch
sein ferneres Schaffen und Wirken ein gesegnetes sein! Das ist der
innige Wunsch aller seiner auf ihn stolzen Landsleute, die an ihm nicht
nur den echten Humor des fühlenden Denkers, sondern auch den tiefen
Ernst und das hinreißende Pathos des an die höchsten Menschheitsfragen
rührenden Dichters bewundern. —

Goethe als Anatom.

von

ltarl van Vardeleben.

— Jena. —

eder in Laienkreisen noch bei den Fachleuten wird die Bedeutung von Goethes biologischen, insbesondere anatomischen Studien genügend gewürdigt, weder in objectiuer Hinsicht, d. h. für die Wissenschaft, noch in subiectiver, für die Beurtheilung Goethes. Wenn ich nun wage, hier einen kleinen Beitrag zurKenntniß Goethes als Anatomen zu liefern, so glaube ich em wenig dazu berechtigt zu sein. Hier in Jena wesentlich hat Goethe die anatomischen Studien betrieben, welche von allen seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten den höchsten, ja dauernden Werth besitzen. Ferner habe ich, behufs Herausgabe der anatomischen Schriften in der Weimarer Ausgabe (Bd. 8 der Morphologie, erschienen)893) zwei Monate lang im Goethe-Archiu und im Goethe-Hause nicht nur anatomische Schriften und Zeichnungen, fowie die hierauf bezüglichen Sammlungen Goethes durchstndirt, sondern mich auch in so manche andere seiner Manuscrivte versenkt, — denn die Versuchung war doch zu groß, die Urschriften der größten Dichtungen aller Zeiten und Völker in dem-selben Räume zu wissen, nur die Hand nach „Werthers Leiden" und „Wilhelm Meister", nach „Ivhigenie" und „Faust" ausstrecken zu brauchen. So war es nu» «nein redliches Bemühen, dort in den schönen hohen und hellen, dem Lärmen der Welt entrückten, nur vom Rauschen der Ilm widerhallenden Räumen des Fürstenschlosses oder in dem Hause, das Goethe ein halbes Jahrhundert lang bewohnt hat, mich nicht nur in die Schriftzüge und die Zeichnungen des großen Mannes zu vertiefen, fondern mich ganz in den Geist Goethes zu versetzen.

Und manchmal mar es mir, als ob der Geist Goethes mich umschwebte und als ob ich bei unlesbaren oder unverständlichen Stellen der Handschriften Goethe selbst hätte fragen mögen, was er geschrieben, was er gedacht und gemeint habe, — wenn z. B. auf einem Bogen Papier die Landschaft an der Teufelsbrücke der Gotthardstraße, der erste Entwurf zu seiner vergleichenden Anatomie — und Skizzen vom Parallelogramm der Kräfte, von Pendelschwingungen und Oscillationen stehen, — oder wenn man Goethe, mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf- und abgehend mit Hilfe einer lateinischen Tabelle der einzelnen Theile eines Schädelknochens die Beschreibung desselben dictiren zu hören wähnte:

— „es ist «in groß Ergehen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht.
Und wie wir's bann zuletzt so herrlich weit gebracht."

Doch „Ergehen" ist zu wenig gesagt: ein Hochgenuß ist es, zu sehen, wie dieser Mann neben Allem, was er gelebt und geliebt, gedacht und gethan, wissenschaftlich gearbeitet und nicht auf, nein über der Höhe der Wissenschaft seiner Zeit, ihr fünfzig, ja achtzig Jahre vorauseilend, gestanden hat.

Die anatomischen Studien Goethes bilden, wenn nicht dm äußerlich umfangreichsten, so doch den dem inneren Werthe nach am höchsten stehenden Theil seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten überhaupt. Der Standpunkt der Betrachtung soll aber, soweit es deni Fachmann möglich ist, aus sich heraus zu gehen, kein einseitig anatomischer, sondern ein allgemeiner sein.

Die erste Frage ist selbstverständlich: wie ist Goethe als Dichter, als Lyriker, zu scheinbar so weit ab liegenden Gebieten gekommen, was hat ihn zu naturwissenschaftlichen und gerade zu anatomischen Studien veranlaßt — oder, wie viele sagen möchten, verleitet?

Sinn für Natur, bis zur Naturschwärmerei, finden wir ja, zumal in neuerer Zeit, weit verbreitet — aber erst in den letzten Jahrzehnten ist die Naturwissenschaft so in den Vordergrund getreten, daß auch ferner stehende Kreise wohl oder übel ihr Aufmerksamkeit schenken müssen.

Davon war aber zu Goethes Jugendzeit, in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, keine Rede!

Es war wohl der dem Genie innewohnende Trieb, Alles, was in ihm und um ihn her vorging, mit heißem Bemühen zu studiren, vielleicht auch die Abneigung gegen das städtisch-enge Leben in Frankfurt, und nicht minder gegen das vom Vater aufgedrungene juristische Bücher-Studium, die den Leipziger und besonders den Straßburger Studiosus in die Natur und in Vorlesungen und Studien trieb, die mit Iura und Eameralia herzlich wenig zu thun hatten. So hat Goethe bekanntlich in Straßburg Anatomie bei Lobstein gehört und die Frauenklinik bei Ehrmann besucht, und sein

täglicher Umgang waren Mediciner, die einzigen Studenten, welche — wie Goethe bemerkt — auch außerhalb der Vorlesungen und Kliniken von ihrem Fache sprechen.

Auf Umwegen hat denn wohl auch der Verkehr mit Herder Goethe der Naturwissenschaft zugeführt — vor Allem das durch Herder veranlagte Studium Homers, dessen handgreifliche Schilderungen von Natur und Menschen einen tiefen Eindruck auf Goethe «lachten.

Von 1775 an wendet sich Goethe unter dem Einflüsse Lavaters der Physiognomik und folgerichtig dem Studium der menschlichen Formen überhaupt und des Skelets zu, welches ja am Kopfe in so hohem Mäste die äußere Gestaltung beherrscht. 1776 meldet Goethe an Lauater, der Herzog habe ihm sechs Schädel kommen lassen, und er habe wichtige Beobachtungen daran gemacht.

Goethe war damals und ist bis an sein Ende — er sagt es selbst öfter, und Jedermann weih es heute — auch als Dichter vor Allem Künstler gewesen— künstlerische Neigungen, Zeichnen, Malen, Modelliren beherrschten ihn gerade Ende der siebziger und in den achtziger Ialiren besonders.

Weniger bekannt ist, daß Goethe, vielleicht Michel Angelos und Leonardo da Vincis gedenkend, die Neide ausgezeichnete Anatomen waren, im Jahre 1781 in Weimar den dortigen Künstlern der Zeichenschule Unterricht in der menschlichen Anatomie, in Gestalt von Vorträgen gegeben hat. Bei diesen hat er auch Zeichnungen vom Skelet benutzt, welche neuerdings von Herrn Geh. Hofrath Rulano im Goethehause gefunden und mir zur Durchsicht überlassen wurden. Es sind Federzeichnungen in Großfolio auf hellgrünem oder grau lavirtem Untergrunde, sorgfältig ausgetuscht — jedenfalls von einem Zeichner herrührend. Sie stellen sämmtliche Theile des menschlichen Knochengerüstes dar: Schädel, Wirbel, Rippen, Schulterblatt, Arm, Hand, Becken, Ober- und Unterschenkel, Fuß. Andere Blätter geben die Muskeln des Rumpfes und der Gliedmaßen wieder; sie sind von Goethe selbst gezeichnet. Daß jene Tafeln zum Unterricht für die Künstler bestimmt waren, ist kaum zu bezweifeln — über die Zeit, wo diese Blätter von Goethe entstanden sind, giebt völlige Sicherheit das Datum auf einer der Zeichnungen: es ist der 20. October 1781, — also einige Tage vor den Briefen an Frau von Stein vom 29. October und an den Herzog vom 4. November 1781, in denen Goethe vom Lernen und Lehren der Anatomie spricht. Auch über den Ort, wo Goethe gezeichnet hat, werden wir aufgeklärt, denn auf der Rückseite dieser Blätter ist die jedenfalls eigenhändige Skizze der Eollegienkirche in Jena, von dem jetzigen Anatomie« oder Collegienhofe aus, — Standpunkt an der alten Linde, welche noch heute die Aula beschattet.

Wüßten wir es nun nicht aus anderen Quellen, so würde schon dieses Blatt uns zeigen, daß Goethe, ehe er selbst als Lebrer in der Anatomie

auftrat, in Jena Schüler des damaligen Professors Just Christian
Loder gewesen ist, eines Mannes, der sich durch Klarheit der Auffassung
und Unbefangenheit des Urtheils auszeichnete. Goethe hat bekanntlich, wie
er selbst berichtet, bei Loder die ganze menschliche Anatomie durch-
genommen, sei es iii-ivntizFiine, sei es im Eolleg; so hat er früh Morgens
im Winter den Weg durch hohen Schnee nicht gescheut, um bei Loder
„Nanderlehre" zu hören. Goethe beklagte sich damals bitter, daß die
Studirenden leider so wenig Interesse an dieser wichtigen Wissenschaft
hätten, daß der Professor beinahe vor leeren Bänken lesen müsse. ^
Wie war es damals mit der Anatomie bestellt? Die menschliche
Anatomie bestand aus theilweise sehr genauen, fast ausschließlich makroskopi-
schen Veschreibnngen der einzelnen Knochen, Bänder, Muskeln, Gefäße,
Nerven u. s. w. — eine „Wissenschaft" durfte sie sich nicht nennen, denn
es fehlte leider noch das geistige Band. Die Anatomie war ausschließlich
die Dienerin der Medicin, sie „diente" lediglich als eine, besonders in
mikroskopischen Dingen noch höchst mangelhafte Vorbereitung für die
praktischen Fächer. Eine Trennung der Anatomie und Physiologie gab es
auf den Lehrstühlen der Universitäten noch nicht; vielfach war anch die
Botanik und die Pharmakologie, die Zoologie, oft auch die Chirurgie, mit
der anatomifch-phnsiologischen Professur vereinigt.
Eine vergleichende Anatomie gab es ebenso wenig wie eine Ent-
wickelungsgeschichte und eine Zellen- und Gewebelehre, von
anderen Tisciplinen der heutigen Anatomie ganz zu schweigen. Vergleichende
Anatomie wurde von Blumenbach in Göttingen zum ersten Mal gelesen
im Jahre 1777; sein Handbuch der vergleichenden Anatomie — das erste,
wie er stolz sagt, — erschien 1805.
Damals also, als Goethe seine Studien begann, war die vergleichende
Anatomie kaum mehr, als ein frommer Wunsch. Die Zoologie wie die
Botanik standen als rein beschreibende Disciplinen unter dem Banne der
Systematik, welche soeben durch und in Linn6 ihren Höhepunkt erreicht
hatte, — deren starre Grenzlinien für Jahrhunderte und Jahrtausende
hinaus festzustehen schienen. Und die damalige Naturwissenschaft konnte mit
Stolz auf die Ueberwindung diefer ersten Staffel, die Einordnung des
schon damals so gewaltigen Materials in ein System blicken. In das
Ehaos von Einzelbeschreibungen war Ordnung gebracht worden, — eingereiht
nach Klassen, Ordnungen, Familien und Arten, standen Pflanzen und Thiere
in dem großen Buche, wohl unterschieden und gekennzeichnet jede Art gegen
die anderen durch das, was sie von jenen trennte, was sie vor anderen
voraus hatte oder was ihr fehlte, — oft nur unterschieden durch die Farbe
des Hautkleides oder durch die Form eines Zahnes. Es war die Vlüthe-
zeit der sog. Balg-Zoologie und der künstlich geschaffenen Pflanzen-
Familien,
Eine eigentliche Anatomie der Thiere und Pflanzen gab es nicht —

von einer wirtlichen Entwickelungsgeschichte war noch gar keine Rede! Man dachte sich die „Entwickeln««" eines Thieres oder einer Pflanze als die „Auswickelung" der einzelnen Organe aus dem Ei oder dem Samenkorne, in denen schon Alles, wenn auch klein oder unsichtbar, vorgebildet sei. Für die vergleichende Anatomie und Entwickelungsgeschichte galt Hallers Wort: Null« ezt ypissenssiF, — es giebt keine höhere fortschreitende Entwickelung durch das Auftreten neuer Theile. Caspar Friedrich Wolff's Lehre von der Neubildung bei der Entwickelung war ohne Echo verhallt.

Was besonders die menschliche Anatomie betraf, fo war man damals, wie schon früher und seither öfter, wenn den Fachleuten der Witz ausging, auf dem Standpunkt angelangt: es ist jetzt Alles bekannt, es giebt nichts Neues mehr zu finden. Man kannte ja die Knochen, Vluskeln u. f. w., — man wußte ja, daß der Mensch eine ganz bestimmte Anzahl von Schädelknochen habe, nämlich einen weniger, als die höchsten Assen. Dies war Dogma, so stand's im System, im Buch.

In diese Zeit fallen Goethes erste Studien in der menschlichen Anatomie, welche sich, wie besonders die von mir vor Kurzem veröffentlichten Manuskripte beweisen, über den ganzen Körper und über sämmtliche Eapitel der Anatomie erstreckten, nicht nur auf den Schädel. Aber dieser hat Goethe jedenfalls, wie seine hinterlassenen Schriften und Zeichnungen beweisen, am meisten interessirt, wohl nicht nur aus anatomischen Gründen.

Wie Goethes Gedankengang gewesen sein mag, der ihn zu der Entdeckung des Zwischenkiefers beim Menfchen führte, fcheint mir aus seinen eigenen Angaben hervorzugehen. Er hat diesen Knochen gefunden, weil er dem Dogma oder System zum Trotze ihn gesucht hat: er wollte ihn finden, und so muhte er ihn finden. — Wie kam aber Goethe dazu, ihn zu suchen? Weil der Knochen bei allen anderen Säugethieren, welche Schneidezähne besitzen, — und sogar bei solchen, die keine haben, vorhanden ist.

Hat Goethe nun inductiu oder debuctio geforscht, war es Intuition, war es Analyse oder Synthese? Ich glaube, es ist ihm gegangen, wie anderen Sterblichen: er ist von Einzelheiten, sehr genauem Durchsehen und Abzeichnen von Schädeln, zu der allgemeinen Idee gekommen — und hat diese wieder auf das Einzelne angewendet. So ist die Idee oder der noch zu besprechende Typus weder Ausgangs- noch Endpunkt gewesen, — Goethe ist nicht durch bloßes Nachdenken auf den Typus oder die Urpflanze gekommen, andererseits nicht durch bloße Beobachtung mit dem körperlichen Auge auf den Zwischenkiefer und sonstige Entdeckungen.

Goethe fand nun, daß der Zwischenkiefer*) sogar beim erwachsenen Menschen, wenigstens zum Theil noch, von dem Oberkiefer, zu dem man

*) Der Knochen liegt iederseits neben bei Mittellinie hinter der Oberlippe und trägt unsere oberen Tchneidezähne, deren wir bekanntlich rechts und links je zwei besitzen.

ihn damals rechnete — und von dem ihn eines unserer größten Handbücher
in der neuesten Auflage noch nicht trennt — durch eine Naht abgegrenzt
ist, die besonders deutlich auf der Gaumenfläche, hinter den Schneidezähnen
sichtbar ist. („Nähte" nennt man die mit Bindegewebe oder Knorpel aus-
gefüllten feinen Spalten zwischen benachbarten Kopfknochen,) Der Knochen
trägt bei uns, wie bei den Thieren, die oberen Schneidezähne: er gehört,
wie wir heute wissen, zu den sogenannten „Zahn- oder Beleg-Knochen",
d. h. er ist, wie die «leisten Gesichts- und die Knochen des Schädeldachs,
aus den Knochenplatten der „Zahne" der äußeren Haut entstanden. Wir
haben ja nicht deshalb Zähne im Munde, weil wir sie hier zum Erfassen
und Zerkleinern der festen Nahrung brauchen, oder sie im Munde entstanden
sind, — sondern weil unsere Mundschleimhaut eine Einstülpung der äußeren
Haut ist und diese bei niederen Wirbelthieren, Fischen, Reptilien u. a. mit
Tausenden von kleinen Zähnen besetzt ist. Die Zähne sind also ur-
sprünglich gar nicht zum Kauen da, sondern sie dienen zum
Schuhe der Außenfläche des Körpers. Praktische Anwendung in
der Medicin — auch für Laien empfehlenswerth — findet die That-
sache der Einstülpung der Haut in die Mundhöhle z. B. bei Hautkrankheiten,
wie Masern und Scharlach, die man im Munde oft 24 Stunden früher
erkennen kann, als auf der äußeren Haut.

Niedere Fische, die Haie, haben am Kieferrande Hunderte von Zähnen,
und diese wechseln nicht nur ein — oder höchstens zwei Mal, wie bei uns,
sondern so alle paar Monate, wenn sie abgenutzt sind.

Die „Jahn-" oder „Belegknochen" liegen nur auf dem ursprüng-
lichen. Primordial« oder Knorpel-Skelet und bilden bei höheren Thieren
die flachen Knochen von Gesicht und Schädel, die auch beim Menschen noch
sich in einer von den eigentlichen Skeletknochen abweichenden Weise entwickeln.

Wir nennen übrigens den „Zwischenkiefer" oder „Zwifchentnochen" jetzt ge-
wöhnlich nicht Oz iutsi-nillxillllrL, sondern praeinaxillars, weil er
vor dem Oberkiefer liegt. Goethe nannte ihn wegen der Beziehungen zu
den Schneidezähnen auch Schneideknochen: 0« inoisivuiu.

Goethe fand den Zwischenkiefer hier in Jena Ende März 1784, wie
Briefe an Frau von Stein und an Herder beweisen. Die folgenden
Monate verwandte er dann zu der Ausarbeitung einer Abhaudluug und
Herstellung der Zeichnungen. Die Arbeit ist erst sehr viel später, nämlich 1831,
in den „I^ov» ^,ot» ^,ea6sinil>6 OnsZarsas I^orwI^o-Oaralinae" I. XV
in abgeänderter Form erschienen. Neigegeben wurden hier fünf Tafeln,
während Goethe in den achtziger Jahren von zehn, ja später von siebzehn
Tafeln spricht und den Inhalt dieser angiebt. Im Goethe-Archiv fand sich
bei der genauen Durchsicht der Papiere 1891 das „Concept" der Arbeit;
im Goethehause konnte ich vierzehn von den einmal beabsichtigten siebzehn,
aber nicht die Skizzen zu den zehn Tafeln der Originalarbeit von 1784
finden.

Wie es scheint, hat eine kleine Mittheilung, welche ich im Mai 1891 auf
der Anatomen-Versammlung in München „über bisher unbekannte anatomische
Arbeiten Goethes" machte, uns das hohe Glück vermittelt, in den Besitz
des an Camuer gesandten Eremplars zu kommen. Vor einigen Monaten
schrieb Herr Dr. C. A. M. Taniöls, Vorstand und Bibliothekar der Nieder-
ländischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Amsterdam, an das Archiv
in Weimar, er habe gelesen, daß ich die Herausgabe von Goethes anatomi-
schen Schriften beabsichtige, und theile mit, daß sich die Zwischenkiefer.Arbeit
im Besitze der genannten Gesellschaft befinde, aus dem Nachlasse des Anatomen
Peter Camper, dem Goethe die Arbeit 1784 zugesandt hatte.
Dank der angestammten innigen Verehrung, welche man für die hohe
Besitzerin des Archivs in den Niederlanden hegt, hat es sich ermöglichen
lassen, das Werk — unter Wahrung des Cigenthnmsrechts der Amsterdamer
Gesellschaft — im Goethe und Schiller-Archiv zu Weimar für immer nieder-
zulegen. Cine aus vornehmster Gesinnung hervorgegangene Stiftung, die
Jeder, der sich dem nationalen Institut der Frau Großherzogin und seinen
Arbeiten verwandt und nahe fühlt, dankbar empfinden und anecknnen wird.
Es lohnt sich min wirklich der Mühe, für den Fachmann wie für den
Goethe-Forscher und Laien, das in Folio gebundene, in deutscher und
lateinischer Sprache abgefaßte Wert, vor Allem die künstlerisch ausgeführten
Tafel» zu stndireu, — nicht minder, die auf Goethes Entdeckung bezüglichen
Bemerkungen Campers zu entziffern, welche der Abhandlung eingeklebt sind.
Doch vor Camper müssen wir Loders gedenken! Goethe sandte im
October 1784 die Arbeit zunächst an Loder zur Durchsicht; sie sollte dann
au Sommerring in Cassel, den ersten deutschen Anatomen damals, darauf
an Merck und schließlich au Camper gelaugen. Loder beantwortete die
Sendung Goethes mit einem Schreiben vom 31. October, welches ich im
Goethe-Jahrbuch (1892) habe abdrucken lassen und von dem ich hier nur
den Anfang wiedergeben möchte:
Ew. Hochwohlgeboren
sende ich den mir geneigtest communicirten Aufsatz mit dem verbindlichsten
Tank zurück. Ich habe bei Turchlefung desselben so viel Vergnügen
empfunden, und Ihre Präcision in der anatomifchen Befchreibung sowohl,
als Ihren Blick in die Physiologie des Theils so sehr bewundert, daß
ich in der anatomischen Begeisterung es in vollem Crnste bedauerte, daß
Sie Minister und nicht Professor nnntomia« sind. Sie werden mir aber
antworten, wie Kaiser Leopold einen: Musicus, der dem Käufer, der ihm
etwas auf dein Clavier vorgespielt hatte, in voller Ekstase um den Hals
fiel, und es bedauerte, daß er kein Musicus geworden: „Wir stehen uns
Halter so auch gut." . . .
Ganz anders Sömmerring, —- auch Blumen bach und vor Allem,
Camper! Tiefe großen Fachgelehrten wollten Nichts von dem Zwischen-
tiefer wissen, — oder, wie Goethe später (1794) im „Versuch einer all-
x

gemeinen Knochenlehre" so liebenswürdig sich ausdrückt, indem er die Schuld, mit Bischer zu reden, auf die „Tücke des Objects" schiebt: „er schien sich selbst den scharfsinnigsten Beobachtern eine Zeitlang eigensinnig zu verbergen".

Wir wollen hier nicht erörtern, warum die genannten Professoren der Anatomie den Knochen, d. h. seine Begrenzungs-Nähte, nicht sahen — oder nicht sehen wollten —; es haben gewiß objective und subjectiue Gründe vorgelegen. Am meisten geschadet hat ja Goethe bei Beurtheilung seiner wissenschaftlichen Arbeiten, damals und später bis heute, „der andere" Goethe, der Dichter des Werther und Götz, des Egmont und Tasso — vor Allem aber — und wie sehr mit Unrecht! -— des Faust!

Goethe hat sich aber durch den damaligen Mißerfolg durchaus nicht abhalten lassen, weiter zu forschen, wie besonders die neuerdings bekannt gewordenen Arbeiten von 1799 und 1794 beweisen.

War er beim Zwischenkiefer wesentlich vergleichend-anatomisch, mit Haeckel zu sprechen: phylogenetisch vorgegangen und hatte er die Entwickelung nur nebenbei berührt, so zog er jetzt diese, soweit die damaligen Kenntnisse und das ihm zu Gebote stehende Material gestatteten, mit zu Rathe. So combinirte Goethe schon in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die beiden Methoden, mittels deren wir heute, seit etwa zwanzig oder dreißig Jahren, den Problemen der Biologie beizukommen versuchen.

Gleichzeitig steigt Goethe bei seinen Forschungen von den zunächst berücksichtigten Säugethieren hinunter zu den Vögeln, „Amphibien" — so nannte man bis vor etwa fünfzig Jahren die jetzigen „Reptilien" und Amphibien — und Fischen. In den Jahren 1785 und 1786 arbeitet er weiter am Iwischenkiefer lind Schädel nnd versucht nach der Heimkehr von der italienischen Reise, in demselben Jahre 1790, wo er den berühmten Schöpsenkopf am Lido fand, eine generelle Morphologie zu schreiben, wie wir es heute nennen würden.

Dieser erst jetzt aufgefundene, von mir veröffentlichte „Versuch über die Gestalt der Thiere" ist leider nur Fragment geblieben. Die Aufgabe war damals noch nicht zn löfen. Goethe hat dies vermuthlich selbst erkannt und in weiser Beschränkung statt dessen den „Versuch einer allgemeinen Knochenlehre" geschrieben, aber gleichfalls — aus äußeren Gründen — nicht vollendet; er behandelt nur deu Schädel.

Schon früher hatte ich mir die Frage vorgelegt: wie mag wohl Goethe vom Zwifchenkiefer schließlich auf die Wirbel-Theorie des Schädels gekommen fein? Meine Vermuthung, daß beiden Arbeiten nicht nur die allgemeine Idee, das Suchen nach dem Typus gemeinsam sei, sondern daß noch ein besonderer anatomischer Grund vorliege, scheint sich durch die Aufsindung der eben erwähnten Handschriften, besonders des „Versuchs einer allgemeinen Knochenlehre", zu bestätigen. Das Gemeinsame in all' diesen

Forschungen ist Goethes Bestreben, die Knochen des menschlichen Schädels in ihre vergleichend-anatomischen nnd genetischen Elemente aufzulösen, — nachzuweisen, daß „ein" Knochen aus mehreren entstanden ist und wie dies geschehen, wo die alten Grenzen laufen uud wie viel Einzelgebiete zu einem größeren Reiche verschmolzen sind: „Anatomie leistet an orgnnisirten Wesen, was Chemie an unorganisirten".

Bei diesen Auflösungsversuchen mußte Goethe bald gewahr werden, daß nicht nur der Oberkiefer, sondern auch andere Knochen, so dasHeilbein, aus zwei oder mehreren Stücken bestehen. Erst diese Erfahrung ermöglichte die Idee der Wirbeltheorie des Schädels; Goethe hat sie bekanntlich lange bei sich getragen, bis ihm der bekannte glückliche Zufall am Lido seine Gedanken verkörpert vorführte.

Es handelt sich aber bei dieser Theorie nicht sowohl um die Auflösung von Knochen — dies war nur die Methode, der Weg dazu ^ als vor Allem um eine Vergleichung innerhalb ein- nnd desselben Thieres oder des Menschen. Dies war ein neuer Schritt auf dem Wege der Vergleichung, ähnlich den», den Goethe in der Pflanzenlehre that und der ihu zu der Entdeckung des Blattes als Urform aller Pflanzentheile führte. So können wir die Urpflanzc mit dem thierischen Tvpus, das Blatt mit dem Wirbel — für den Schädel wenigstens — in Parallele stellen, ohne den Irrthum der späteren Naturphilosophie mitzumachen, welche schließlich alle Knochen aus Wirbeln ableiten wollte.

Goethes Wirbeltheorie des Schädels lautet in wenigen Worten: der Schädel des Menschen wie der Eäugethiere besteht aus sechs mehr oder weniger umgewandelten Wirbeln.

Ein „Wirbel" besteht im Wesentlichen aus dem Körper und dem Bogen, zwischen denen der Wirbelcmml für das Rückenmark liegt. Auch im Schädel glaubte Goethe die Wirbelkörper und Bogen wieder zu finden, jene die Basis mit dem Gaumen, diese das Schädeldach bildend, im Innern das Gehinl als umgewandeltes Rückenmark beherbergend.

Goethes Wirbeltheorie ist min im Laufe der Jahre nach manchen Richtungen hin abgeändert, vervollständigt und schließlich für die vorderen Theile des Schädels als irrthümlich aufgegeben worden. Nur in dem Hinteren Abschnitte, im Bereiche der drei ersten Goethe'schen Wirbel (er zählt von hinten her) vermögen wir etwas Wirbelähnliches: „Segmente" zu erkennen, wie sie auch im Rumpfe angelegt werden. Eigentliche Wirbel sind im Schädel nicht nachweisbar, auch ist die Zahl der Segmente erheblich größer als Goethes Wirbel, — sie beträgt statt drei: zehn oder zwölf.

Der vordere Theil des Kopfes, die Gesichtsknochen, haben mit Wirbeln nichts zu thun, ^- es sind Reubildungen, besonders für die höheren Sinnesorgane, zum Theil, wie oben erwähnt, Zahnknochen. Bei Säugethieren und beim Menschen liegen hier entschieden sehr stark modisicirte

Nildungen vor, an deren Enträthseluug seit Goethe bis auf den heutigen
Tag gearbeitet wird. Aber die Elemente des Hinteren Schädelabschnittes
dürfen wir doch mit den eigentlichen Wirbelknochen in eine gewisse Be-
ziehung bringen, — e? sind, wenn ich so sagen darf, zwar nicht Geschwister,
aber Geschwisterkinder.
Man wird vielleicht nun fragen: was ist denn von den natur-
wissenschaftlichen Arbeiten Goethes von bleibendem Welche gewesen? Ist
es nicht zu bedauern, das; Goethe sich überhaupt damit abgegeben hat, das;
er von den siebziger Jahren an bis zu seinem Tode — vielleicht mit einer
größeren Unterbrechung: während des innigen Zusammenwirkens mit
Schiller — sich nicht nur mit „allem möglichen" Sonstigen, sondern vor
Allem, immer und immer wieder mit Naturwissenschaft im weitesten Sinne
beschäftigt hat?
Da möchte ick zunächst daran erinnern, das; die Veranlassung zu der
Freundschaft mit Schiller — nach jahrelanger beiderseitiger Abneigung —
wiederum die Naturwissenschaft gewesen ist, ein Gespräch über die Ur-
pflanze und die Metamorphose, in dem Goethe mit einigen Federslnchen
eine „symbolische Pflanze" zeichnete. Schiller hat damals, wie Goethe
selbst berichtet, das klassische Wort gesprochen: „Das ist keine Erfahrung,
das ist ja eine Idee" — und Goethe, anfangs etwas verstimmt, hat dann
geantwortet: „Das kann mir sehr lieb sein, das, ick Ideen habe, ohne es
zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Der ganze Streit über Goethes
Weltanschauung gipfelt auch heute noch in der Frage: „Ist die Urpflanze,
ist der thierische Typus eine Idee — oder sind sie reelle greif« und sicht-
bare Nildungen?"
Schon Goethe selber hat es oft genug zu hören und zn lesen be-
kommen: „Wäre es nicht besser, wenn der Dichter bei der Dichtkunst bliebe?"
— von der Thätigkeit als Minister zu schweigen. Wäre es für ihn und
für uns nicht besser gewesen? — hätte denn die Wissenschaft irgend Etwas
verloren, wenn Goethe nicht in ihr thätig gewesen wäre?
Nun, man kann bei jeder großen Entdeckung und für jeden
wissenschaftlichen Forscher wohl sagen: später hätte es ein Anderer auch ge-
funden — unersetzlich ist Niemand — zweitens aber steht fest, daß die
Naturwissenschaft viel, sehr viel verloren hat, mindestens ein Menschenalter,
ja ein halbes Jahrhundert dadurch, daß Goethe damals nicht rechtzeitig
anerkannt wurde, und daß die Naturwissenschaft erst durch die Aufnahme
Goethe'fcher Ideen, — die etwa in den zwanziger und dreißiger Jahren
unseres Jahrhunderts stattfand, — zu dem werden konnte, was sie heute ist.
In dem Streite zwischen Euvier und Geoffrov St. Hilaire konnte
Goethe von sich sagen: „tu« res s^inir", — seine Ideen waren es, die

Geoffroy vertrat — und wenn sie damals äußerlich unterlagen, so erstanden
sie dreißig Jahre später wieder von Neuem, durch Darwin.
Wie lassen sich nun Goethes Ideen kurz und allgemeinverständlich
darstellen? Da Goethe selbst sie meist nur gelegentlich durchblicken läßt —
oder hier und da in seinen dichterischen und naturwissenschaftlichen Werken,
in seinen Briefen und Gespräch«!, oft in poetischem Gewände, dann
wieder in, einzelnen Falle fast zu realistisch, nackt, ausspricht — da er
ferner in seinem langen Leben und Streben, Dichten und Trachten große
Wandlungen durchgemacht hat, ist es sehr schwer, zu dem Kern durch-
zudringen.
Vor einigen Jahren mußte ich betreffend das Verhältniß Goethes zu
Lamarck und Darwin vor meinen Fachcollegen erklären, daß es nach
seinen anatomischen Schriften, besonders auch den neu aufgefundenen,
so scheine, als wenn Goethe nicht über einen ideellen, gedachten oder
construirten Typus hinausgegangen sei, und daß ihm der Gedanke einer
„Abstammung" des Menschen von den Thieren, einer wirklichen Bluts-
verwandtschaft unter den Thieren und zwischen Thieren und Mensch fern
gelegen habe. Auch heute noch muß ich daran festhalten, daß sein „osteo-
logischer Typus" eine Eoustruction, eine Abstraction ist, und daß man
ihn nicht identisch mit einem niederen Thiere, einen« Ursäugethiere oder dergl.
setzen darf. Aber der Ausdruck „Typus" wird von Goethe zu verschiedenen
Zeiten in verschiedenem Sinne gebraucht, und besonders wo wir Goethes
Typus niit seiner Urpflanze zusammenhalten, kann man nicht umhin, den
Gedanken an wirtliche niedere Thiere und Pflanzen festzustellen.
Mit großem Scharfsinn und Fleiß hat bekanntlich Kali scher die
doppelte Bedeutung des Goethe'schen Wortes „Typus" nachgewiesen und
ist auf Grund der zweiten Deutung im Anschlüsse an Haeckel zu dem
Ergebnis; gekommen, daß Goethe ein Vorläufer Lamarcks und Darwins
gewesen sei. Haeckel hat dann 1882 in seinem auf der Naturforscher-
Versammlung zu Eisenach gehaltenen Vortrage (über die Weltanschauung
von Goethe, Lamarck uud Darwin) auf das Entfchiedenste Goethe in
diesem und in seinem Sinne in Anspruch genommen.
Da ich als Naturforscher mich für berechtigt und verpflichtet halte,
nur auf Grund eigener Forschungen mir eine Ansicht zu bilden, so
hatte ich bisher, auf Grund der von Haeckel und Kalischer angeführten
Stellen aus Goethe, mich noch nicht überzeugen lassen — da andere Aus-
sprüche Goethes widersprechen. Erneutes uud wiederholtes Studium aller
hierher gehörige,! „Stellen" nicht nur, sondern der ganzen Werte scheint
mir nun eine Lösung der Widersprüche und damit der ganzen Frage zu
ermöglichen. Goethe hat, wie ich zugebe, in den achtziger und noch
in den neunziger Jahren an eine Descendenz, eine Stammes«
entwickelung, eine wirkliche Blutsverwandtschaft gedacht, — er
hat diesen Gedanken dann für etwa ein Menschenalter auf-

gegeben oder untersinken lassen, um ihn etwa Anfang oder
Mitte der zwanziger Jahre wieder aufzunehmen und bis zu
seinem Tode festzuhalten.
Ich möchte alfo etwas weiter gehen, als mein Lehrer Helmholtz, der
mich 1867 in Heidelberg in den Darwinismus einführte, und der (Deutsche
Rundschau 1892) nur von „Vorahnungen" Goethes spricht — Goethe
selbst tlnit dies in den zwanziger Jahren bezüglich seiner ersten Periode
«1784—96) auch; andererseits möchte ich aber nickt ganz so weit gehen,
wie mein College Haeckel. Daß man eine solche Theorie als Jüngling
mit Eifer erfassen, zeitweise aufgeben und als reifer Mann, auf Grund
eigener Forschungen, wieder aufnehme« kann, ist gewiß nicht nur mög-
lich, es kommt wirklich vor.
Einige Belege dafür, daß Goethe an Descendenz und Verwandtschaft
gedacht hat, mögen hier folgen.
In dem Briefe von Frau von Stein an Knebel vom 1. Mai 1784
steht: „Herders neue Schrift (Ideen z. Philos. d. Gesch.) macht wahr-
scheinlich, daß wir erst Pflanzen und Thiere waren . , ." Im „Herder"
üeht das aber nicht! Die Aufklärung giebt uns die Fortsetzung des Briefes:
„Goethe grübelt jetzt gar denkreich in diesen Dingen und jedes, was erst
durch seine Vorstellung gegangen ist, wird äußerst interessant." Es ist wohl
kaum zu bezweifeln, daß der obige Gedanke von Goethe herrührt und daß
Frau von Stein Goethe richtig verstanden hat.
In der italienischen Reise (II, Rom, 12. Sept. 178?) finde ich eine,
wie es scheint, bisher übersehene Stelle:
„Die Schwanzmenschen wundern mich nicht: Nach der Beschreibung ist
es etwas sehr Natürliches. Es stehen weit wunderbarere Sachen täglich
vor unseren Augen, die wir nicht achten, weil sie nicht so nahe mit
uns verwandt sind."
Femer, ebendort, 28. August:
„Ich glaube dem Wie der Organisation sehr nahe zu rücken. Du
sollst diese Manifestationen (nicht Fulgurationen) unseres Gottes mit Freuden
beschauen."
Und von der Urpflanze schreibt Goethe aus Palermo, 17. April 1787:
„Eine solche muß es denn doch geben . . ."
Einen Monat später, 17. Mai (Neapel) ist er „dem Geheimniß der
Pflanzenerzeugung und Organisation ganz nahe .. . „mit diesem Modell
(der Urpflanze) uud dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen
in's Unendliche erfinden, die . . . nicht etwa malerifche und dichterische
Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Noth-
wendigkeit haben. Tasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige
Lebendige anwenden lassen."
Schließlich sagt Goethe in dem „Entwurf einer vergleichenden Anatomie"
«Weimar. Ausgabe II, Bd. 8, p. 71):

„Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen: daß alle vollkommnen organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach Einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Theilen mehr oder weniger hin und her iveicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet."
Goethe hat also den Gedanken einer langsamen, stetigen Entwickelung und Umwandlung gehabt, — in der Geologie, wie in der Pflanzen- und Thierwelt. Er fpricht von „Uebergängen" — von Transmutation, Er kennt die „Vererbung" und die „Anpassung" an äußere Umstände, an Klima, Höhe, Boden, Wasser, Luft, — die Veränderungen der Organe durch Gebrauch und Nichtgebrauch, — die Wechselwirkungen, die „Correlationen" und „Compensationen". Ja, er kennt, wie die Abhandlung „Fossiler Stier" beweist, die Vererbung der durch Anpassung während des Lebens erworbenen Eigenschaften; er sagt (Weimar. A. II, Vd. 8, p. 236): „Zwischen dem Urstier und Ochsen liegen Jahrtausende, lind ich denke mir, wie das Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht immer stärkere thierische Verlangen auch nach vorn hin bequem zu sehen, die Lage der Augenhöhlen des Urstierschädels und ihre Form allmählich verändert,"
Und in der Besprechung der 1823 und 24 erschieneneu Tafeln von d'Alton „Die Nagethiere" sagt Goethe (Weimar. Ausg. II, Vd. 8, p. 253»: „Eine innere und ursprüngliche Gemeinschaft aller Organisation liegt zum Grunde; die Verschiedenheit der Gestalten dagegen entspringt aus den nothwendigen Neziehungsuerhältnissen zur Außenwelt" . . .
Goethe war in jungen Jahren Anhänger Spinozas, — er ist stets, vielleicht mit Ausnahme der letzten Lebensjahre, Pantheist und wohl bis an sein Ende „Monist" in dem jetzt üblichen Sinne gewesen. Er betrachtet die Natur als göttliches Organ, als Offenbarling: einer seiner neu gefundenen Sprüche*) lautet: „Wer die Natur als göttliches Organ leugnen will, der leugne nur gleich alle Offenbarung." Hiermit vergleiche man Fausts Antwort auf Gretchens Frage: „Wie hast Du's mit der Religion?" — Dann, wie Goethe ferner fagt: „Poesie deutet auf die Geheimnisse der Natur und sucht sie durch's Vild zu lösen."
Spinozas Einfluß hat wesentlich dazu beigetragen, den Zug religiösen Ernstes, mit dem Goethe die Natur anschaute, erforschte und verehrte, zu vertiefen, bemerkt fehr richtig Eugeu Filtsch in dem neulich erschienenen Werke: „Goethes religiöse Entwickelung". Dort wird überhaupt von

*) Au« Goethc-Jahrbuch 1894, Seite 13, Spruch 53.

Neuem der Nachweis erbracht, wie wenig es berechtigt ist, Goethe als „Heiden" hinzustellen.

In späteren Jahren hat bekanntlich Kant großen Einfluß auf Goethe ausgeübt — und wir dürfen vielleicht Goethes Rückkehr zur Naturwissenschaft und zu den oben berührten Anschauungen niit auf Kants Einwirkung zurückführen.

Man kann Goethes morphologische, naturwissenschaftliche Anschauungen nicht verstehen, wenn man sich nicht vollständig in ihn, in sein ganzes Dichten und Trachten hinein denkt, — man kann aber auch nimmermehr seine Dichtungen vollständig — soweit dies überhaupt möglich — verstehen und genießen, wenn man seine naturwissenschaftlichen Arbeiten nicht kennt, ja studirt.

Man darf Goethe überhaupt nicht zerreißen oder feciren, wenn man ihn verstehen will; man soll ihn nicht in einen Mineralogen, Geologen, Meteorologen — Physiker, Botaniker, Zoologen und Anatomen, Juristen, Minister — Künstler, Theater-Intendanten, Dichter und Philosophen zerlegen!

Nehmt Alles nur in Eine:», und Eines in Allem, er war ein Mann, ein ganzer Mann!

Aber sein vielseitiges Interesse für alles Leben und Weben im Menschen und in der Natur trug die Gefahr der Zersplitterung in sich, wie er selbst bei Aufzählung seiner beiden Capitalfehler (Ital. Reise II) hervorhebt. Goethes Natur war eben zu vielseitig — und so hätte er wohl auch wenig zum „Professor" gepaßt, um nochmals an Loders Brief zu erinnern. Selbst damals schon nicht! Heute passen Goethe'sche Naturen noch weniger als früher zum Professor, es sei denn, daß sie im Stande sind, auf jedem der vielen Gebiete, die sie ergreifen. Hervorragendes zu leisten und fo, wie z. B. Helmholtz, neben und nacheinander Anatom, Physiolog, Physiker, Mathematiker und Aesthetiker zu sein.

Auf Goethes Beziehungen zur Naturphilosophie und, obwohl sehr verlockend, die zu Schopenhauer oder besser umgekehrt, Schopenhauer zu Goetbe, kann hier nicht eingegangen werden.

Ich möchte nun zum Schlüsse hervorheben, daß Goethe im Grundzuge seines Wesens ein echter Deutscher war, wie die letzten Worte beweisen, welche er überhaupt — im März 1832 anläßlich des Streites Geoffron-Cuvier — schrieb. Er spricht von der „genetischen Denkweise, deren sich der Deutsche nun einmal nicht entschlagen kann."

Nicht lange vorher aber hatte Goethe seinen Gedanken über die Anthropogenie im zweiten Theile des Faust Ausdruck gegeben in dein Gespräche zwischen Proteus und Thales mit Homunculus:

Thales: Gieb nach dem lÃ¶blichen Verlangen,
Von vom die SchÃ¶pfung anzufangen!
Zu laschem Willen sei bereit!
Da regst Du Dich nach ewigen Normen,
Durch tausend, abertausend Formen
Und bis zum Menschen hast Du Zeit.
Proteus: Komm' geistig mit in feuchte Weite!
Da lebst Du gleich in Lang' und Breite,
Beliebig regest Du Dich hier.
Nur strebe nicht nach hÃ¼hern Orden!
Denn bist Tu erst ein Mensch geworden,
Dann ist es vÃ¶llig aus mit Dir.
Thales: Nachdem es kommt; 's ist auch wohl fein,
Ein wackrer Mann zu seiner Zeit zu sein."

Gedichte.
von
Gustav Falke.
— Hamburg, —

Gott sendet den Dichter aus.

(Vottvater sitzt ans seinem 3t>chl
Und sieht auf seine Welt hinab,
Auf Kirchenglanz und Sündenpfuhl,
Auf Kaiserthio» und Vettelgrab.
Gedankenvoll steht er darein,
Ihm fallen alte Sünden ein,
weil er denn eben ein Genie,
Dem Nichts gefällt, was ihm gedieh,
Das immer nur im heiligen Eifer
sein Werk noch schöner will und reifer,
wie hat er sich geplagt, gequält.
Vis Alles er herausgeschält.
Stein, Vaum und Thier, und ganz zuletzt
Den Menschen feilig hingesetzt.
Und nun wollt' dies und das nicht klappen,
Hier eine schraube, da ein Zahn,
Ein Zipfel hier und da ei» läppen,
Zu viel, zu wenig war gethan;
Ja, wenn man aus dem vollen so,
Im Künstlereifer, schaffensfroh,
Dem Stoff entreißt, was einem just
Das Herz bewegt, o Götterlust!
Nachher, wenn Alles auf den Veinen,
Kommt der verstand mit wägen, Meinen,
Mit wen» und Aber hinterher,
Als ob's ein Schnlerpensum war',
Und dämpft den Stolz und alle Gluth
Mit einem säuern: ziemlich gut,
Ja, der verstand, der kluge Mann
Mit Einmaleins und Winkelmaß,
Der meint, was er nicht rechnen kann
Und messe» kann, das war' »icht was.
we»n's aber so im Heizen brennt,
Daß man gleich an den Werktisch rennt
Und knetet so drauf los geschwind,
?aß n»r das Feuer Auslaß find't;
wenn Phantasie, die Wanderratte,
Uns aufjagt von der Ruhematte
Und mit Gewalt zu Schiffe zieht, —
Es schäumt der Kiel, die Küste flieht, —
Da bleibt denn der verstand wohl steh»,
Ganz ungefragt, unangesehn.

Gottvater war von solcher Fahrt,
wollt' einmal ruhn, zurückgekehrt,
Und der verstand nach seiner Art
Halt' gleich ihn mit Vesuch beehrt,
Hatt' ihm die Mappen durchgeschnobt,
Hier gekrittelt, da gelobt:
Recht hübsch! Nur alte Meister sehn,
Fein steißig in die lehre gehn!
Talent ist da, nicht zu bestreiten;
Nur lern's in rechte Wege leiten!
Der Herr bedacht's und gab ihm Recht,
Fand selber Manches herzlich schlecht.
Ging gern zu Größern in die lehr.
Doch wo nimmt er den Meister her?
Da zupft ihn was von hintenrum
An seinem blauen Aermelrock,
Jupft zwei Mal zu. «Li steht sich um
Und hebt im Aerger halb den stock.
Ein blonder Knabe, schelmgesicht,
schmiegt sich an seine Kniee dicht.
<Lr zieht ihn auf den schooß und lacht:
sag' Du mal, Kind, wie ich's gemacht.
Der alte Krittler kann blos schelten,
<Lr läßt mir meine Welt nicht gelten,
„Papa, ich mag den Doctor nicht,
Hat so ein trocknes schulgesicht.
Der hat gewiß von Deiner Kunst
Noch nicht mal einen blauen Dunst."
„Na, na, mein söhn! sieh' dort die Welt
In ihren goldnen Angeln liegen,
von meinem Himmel überhellt
Sich leis um ihre Achse wiegen,
sieh Meer undland und Mensch undThier
In einem holden Frieden hier;
Die liebe führt mit sanfter Hand
Ein Jegliches am seidenband.
Doch dort, dort sieh in wilden stürmen
Die Kräfte sich gegen einander thürmen,
sieh dort die Pest, und dort den Krieg,
Den Tod mit seinem sensensieg,
Den rolhen Haß, den gelben Neid,
Die schwarze lüge in weißem Kleid."
so läßt er ihn, ein Panoram,
Vedächtig seine Schöpfung schaun
Und kann sich zwischen stolz und schäm
An seiner Arbeit nicht erbaun.
Der Kleine aber auf den Jeh'n
steht ihm im schooß, will Alles sehn.
Gottvater ihn gewähren läßt,
wie er mit einer Hand sich fest
Um seinen Nacken hängt, indessen
Die andre sich wie selbstvergessen
In seinen langen weißen Vart
«Linfingert, wie's so Kinderart,
Und zaust er mal im «kifer zu.
Der Herr erträgt's in seiner Ruh.
Der Kleine hat sich satt gesehn,
„wie wunderschön!" ruft er entzückt,

„so möcht' ich alle Tage steh»,
so über Deine Welt gebückt,
Und sehn den bunten Vildern zu.
Ach, wer's doch auch so könnt' wie Du.
Kann ich nicht lernen, wie man's macht?
Vitte, Papa." Der Alte lacht.
Dann hat er um den frischen Jungen
In liebe seinen Arm geschlungen:
„Du Kindermund, Du Kindersinn!
viel schöpferkräfte schlummern drin.
Und bringt es Einer neu zu stand,
Das alte Werk, ist's Kinderhand.
so geh' denn hin, es mag Dir glucken
schaff Du die Welt, die ich geträumt,
Und schlage Deine goldnen Vrücken,
wo ich's im Thatensturm versäumt.
Du wirst schon sehn, wo es gebricht,
Und wo es Nacht ist, mache licht.
Du sollst mit meiner Schöpferkraft,
Mit Phantasie und leidenschaft
Dich meinen Menschen zugesellen
Und ihnen meine Welt erhellen,
Daß sie in Deinen Werken sehn,
was ich gewollt, und mich versteh»,
Daß sie in Deinem spiegel sich
«Lrkenncn und die Welt und mich,"
Drauf lehrt er ihn mit Vaterfreude
Die ersten Griffe, was so Noth,
Vaut vor ihm auf ein prachtgebäude.
Der Junge wird vor tifer roth,
Ganz zappelig wird er, möchte gleich
Mit beiden Fäusten in den Teig
Und kneten. Doch der Herr mahnt ernst:
„Nur langsam, daß Du's gründlich lernst!

Zuletzt mit segnender Geberde
stellt er ihn vor sich auf die «Lide.
Noch ein Mal wird eraminirt,
<Z?b er auch Alles gut capirt.
Und wie am Schnürchen sagt er's her.
„Siehst Du. Papa, es ist nicht schwer."
Gottvater lacht: „Hans wagemuth!"
Doch will er ihn nicht bange machen,
Sagt weiter Nichts, nimmt Stock und
Hut
Und sieht nach seinen Siebensachen,
Muß täglich nach dem Rechten sehn,
Sonst will sich seine Welt nicht drehn,
Geht schnurstracks durch den Himmel
quer.
Der Abschied ward ihm etwas schwer,
war's doch fein liebling. Der inzwischen
putzt sich zur Fahrt mit Vürsten, Wischen,
Mit Glätten, Zupfen, kämmt das Haar,
Schnallt fester sich sein Flügelpaar,
Vesieht die Schuh', „tinloch? Ach was!
Die 2«nne scheint. Heut wird's nicht naß."
Indessen hat sich der verstand
Ganz heimlich wieder 'rangestohlen.
Schlägt sich die Stirn mit flacher Hand:
„so wie der Alte, so das Fohlen!"
Der Junge, den jetzt Nichts mehr hält.
Stürzt eins, zwei, drei sich auf die Welt,
verstand in Sprüngen hinterdrein:
Du! hol' erst meine Meinung ein!
Der aber hört nicht, taub vor Lifer,
verstand bleibt stehn, voll Gift und Geifer,
Hält sich die Seiten, stöhnt und puft't:
„Da stürmt er hin im Schasfenswnft,
Nur blind drauf los und zugehann,
wir weiden Gottes Wunder schau«,"
was war es?
Um Mitternacht, der Regen fiel
Und schlug an's Fenster, tropf und tropf,
Und ohne Schlaf und schwer und schwül
lag ich auf meinem heißen Pfühl
Und reckte mich
Und streckte mich
Und wälzte Welten um im Kopf.
Um Mitternacht, da kam es her.
Kling sprang der Schlüssel, kling das
Schloß.
Und über'n Gang, durch's Zimmer nun,
Jetzt durch den Saal, auf plumpen Schuh'n,
Da klappte es
Und tappte es,
Daß kalt mir's über'n Rücken floß.
Um Mitternacht, da trat es ein.
Und ging ein wehen vor ihm her,
Und näher kam es, nah, ganz nah,
Und schweißgebadet lag ich da
Und zitterte,
Und witterte,

vaß nun mein letztes Stündlein war'.
Um Mitternacht, da fiel ein Wort,
Das klang so bang, das klang so todt.
Und war kein licht, ein Dunkel nur,
Und schlug im 3aal die alte Uhr,
Und ruck und ruck
Und zuck und zuck
Und schnurrte ab. Schwer fiel das
l°th.
Um Mitternacht, und wie es kam,
Jetzt Zimmer, Saal, jetzt «Korridor,
So ging es wieder. Schritt vor Schritt.
Und in Gedanken ging ich mit,
Klapp klapp, tapp tapp.
Die Trepp' hinab,
Und unten knarrte leis das Ihsr.
N«id UN» Süd. I^XXIV. 22»,

Deutsch-Atlantische Bahnbrecher.

von

Vlccadmiral Batfch.

— Iveimar, —

z,eit dem Wiedererstehe!! des Reichs gilt der Satz, es bedürfe, um
dein Deutsche» das allmählich geschwundene A'ationalgefühl
wiederzugeben, nur der Erkenntnis, eigener Geschichte, Reich, wie
sie ist, an verdienstvollen Männern, habe man nur ihren Spuren zu folgen,
um deutsche Leistungen für die allgemeine Cnltnr zu würdigen. Und das
trifft nicht blos zu auf dem kirchlichen Gebiet: auch die Politik hat Antheil;
von nachhaltiger Wirknng ist dieser Antheil freilich erst in den letzten Iabr-
hnnderten gewesen.

Immerhin waren die Deutschen seit dem Beginn des zweiten Jahr-
tausends unserer Zeitrechnung ein Kulturvolk ersten Ranges, Auch an der
Völkerkunde haben sie sich hervorragend betheiligt; nur die politische Aus-
breitung über das Meer hinaus ist ihnen versagt geblieben.

An Seetüchtigkeit hat es nicht gemangelt; Friesen, Wenden, Nügianer,
Pommern, Preußen, auch die Vitalianer berüchtigten Andenkens, haben es
zur Genüge dargethan, Demungeachtet hat sich an den Weltmeerfahrten
wohl deutsche Wissenschaft, sehr viel weniger aber die deutsche Seemann-
schaft betheiligt.

Ueber den Einfluß der wissenschaftlichen Betheiligung ist fo mancherlei
gedacht, gesagt uud auch geschrieben worden; vor der ungekünstelten Forschung
hält es aber nicht Stand. Der Antheil, den ein Martin Nehaim an der
Entdeckung Amerikas hatte, ist gewiß nicht zu unterschätzen: mit der An-
fertigung seiner Instrumente und Karten leistete er dem kühnen Geuueseu
einen Hilfsdienst von unschätzbarem Werth; aber weder die politischen, noch

die Handels- und Staats - Interessen deutscher Nation haben Nutzen davon gehabt.

Daß schon bald nach der Zeit Karls des Großen die Normannen vi» Island und Grönland Amerika entdeckt, wissen wir mit ziemlicher Benimmtheit; ebenso bekannt ist aber auch, daß ihre Entdeckung keine Folgen l,atte, und daß die Geschichte nur sehr dunkle Umrisse davon behielt.

„Nur seetüchtige Culturvölker" — so sagt Dr. Sophus Nuge in seiner Entdeckungsgeschichte der neuen Welt — „sind im Stande, in regelmäßigem Verkehr die Schranke des Weltmeers zu durchbrechen." Auch er nimmt zwar an, daß Amerika seine Bevölkerung über das Vehrings-Meer aus Asien erhalten habe; „die Keime der Entwicklung aber konnten nur von Europäern gepflanzt werden, die von den Küstenländern mit seetüchtigen Schiffen über den Atlantik hinüberkamen."

Daß man den normannischen Entdeckern des Weinlandes auch einen Deutschen Namens Tyrker beigesellt, erklärt er für Fabel, der man nach Ausweis des vorhandenen Geschichtsmaterials und der Forschung keinen Werth beizulegen habe.

Von den Eulturuölkern Europas sind die Italiener die Ersten, welche die Seefahrt wissenschaftlich zu entwickeln suchten. Merkwürdiger Weise haben sie darin weder bei den Briten, noch bei den Deutschen eine Hilfe gefunden. Sowohl die Küsten des Mittelmeers, wie die an den Atlantik stoßenden Westküsten hatten die Italiener kartographisch dargestellt; auch Flandern und Schottland umfaßten ihre Aufnahmen; aber „im ganzen Seebereich der Hansa, an Ost- und Nordsee, hemmte" -^ wie Dr. Nuge erwähnt — „die Eifersucht jede gemeinnützige Arbeit an solchen Küstenaemälden."*)

Während darnach die Kartographie von den Italienern schon vor Anfang des 14'i" Jahrhunderts betrieben wurde, findet sich die erste deutsche Karte, und zwar vom Entwurf des deutschen Eardinals Nicolaus Euscmus, ersi am Ende des 15°!", vom Jahre 1491.

. Es zeigt dies, daß sich unsere nordische Handelswelt und die Schifffahrt um die Errungenschaften der Italiener wenig gekümmert hat. Ebensowenig Sorge scheint es den Hanseaten gemacht zu haben, daß der Papst 1454 den Portugiesen alle Länder der Heiden vom Eap Nojador südwärts schenkte und allen christlichen Regenten verbot, ohne Erlaubnis! des Königs von Portugal dahin zu schiffen. Das päpstliche Geschenk umfaßte darnach ganz Afrika mit Ausnahme der Mittelmeer-Küsten.

Für die nordischen, also auch die deutschen Mächte, hatte ein solckes Verbot keine Bedeutung, weil ihr Unternehmungsgeist nicht bis in jene südlichen Breiten. reichte.

*) Entbcclungsgeschichte der Neuen Welt von Dr. S. Rüge, Hamburger Festschrift. Hamburg, Friedrichfcn K Co. 1893.

Aber nicht der Besitz Afrikas hatte die Portugiesen zu ihren dortigen Unternehmungen verleitet, sondern der Drang nach Indien. Man wurde damals — gegen Ende des 15°°." Jahrhunderts — mit der Idee wieder vertrauter, daß die Erde eine Kugel sei. Auf Veranlassung des Florentinischen Arztes Toscanelli verfertigte man Erd-Globen, von welchen aber nur der Martin Behaims bis jetzt erhalten geblieben ist. Von demselben Globus, der sich im Besitz der Stadt Nürnberg befindet, heißt es, daß er der ältest-litterarisck erwähnte sei. Und durch die Darstellung der Erde in dieser Form entstand zuerst die Idee, mittelst einer Fahrt nach Westen das zu suchen, was man gen Osten nicht finden konnte: den Weg nach Indien. Aber nicht unser Landsmann Vehaim war es, der die Idee zuerst vertrat, sondern Toscanelli selbst, dessen Brief an den König Alfons, ein in Abschriften bis heute aufbewahrtes Document, den Westweg über das Meer empfahl. Er meint, daß er sich auf seinem Globus am besten nachweisen ließe.

Es war dies die Zeit, wo zwei Deutsche, der Königsberger Regiomontan (Johannes Müller) und Bernhard Walter, die Ptolemmschcn Lehren ausnutzten, die sogenannten „Ephemeriden" berechneten, damit die Astronomie zu einer praktischen Wissenschaft machten, und zu einem brauchbaren Kalender den Grund legten. Und Martin Behaim war es, der die Kenntniß solcher praktischen Astronomie zu den seefahrenden Nationen trug, natürlich nur zu den Italienern und Portugiesen. „Ihm verdanken" — so sagt Apelt in seiner Reformation der Sternkunde — „wahrscheinlich Bartholomäus Diaz, Eolumbus und Vasco de Gama die Bekanntschaft mit den Ephemeriden des Regiomontan". Denn „seit seinem Auftreten in Portugal zeigt sich auf der portugiesischen und spanischen Marine das lebhafte Bestreben, die Kunst, nach den Sternen zu schiffen, auf wissenschaftliche Regeln zurückzuführen; und erst von da an datirt sich die wissenschaftliche Ausbildung der Nautik. Die Steuermannstunst der Früheren beruhte auf überlieferter Erfahrung und erworbener Uebung. Die Piloten waren in Unwissenheit über ihren Ort zur See, wenn sie die Küste einige Tage aus dem Auge verloren hatten."

Die Schiftfahrt unserer nordischen Hanse-Städte ist davon noch ganz unberührt geblieben. Ihr Höhepunkt war schon vorüber, und unter dem Regiment der Oldenburger blühten die Schifffahrts-Interessen mehr in Dänemark, als bei den deutschen Städten.

Es ist überhaupt bemerkenswert!), daß die Kunde von den großen geographischen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen erst nach Deutschland kam, seit Karl V. die deutsche Kaiserkrone trug.*)

Auch in Portugal war durch Kriegswirren ein Stillstand eingetreten, und erst mit der Thronbesteigung Johanns II. tan» wieder Leben in die Sache. „Er- setzte," — wie Apelt erzählt — „eine Commission nieder mit

*) Apelt« Reformation der Sternkunde. Jena bei Frledr. Maule. 1N52.

dem Auftrage, eine Methode anzugeben, nach Sonnenhöhen zu schiffen.
Zu dieser Commission trat auch der deutsche Ritter Martin Behaim. Bei
dieser Gelegenheit construirte Behaim sein Astrolabium, eine vereinfachte
Nachahmung des Meteoroskops von Negiomontan, und geeignet zur Be-
stimmung der Zeit und Polhöhe an Bord des Schiffes. Die Arbeiten dieser
Junta, deren Mitglied Martin Behaim war, können als die ersten Anfänge
der nautischen Astronomie betrachtet werden. Von da an datiren sich die
großen Fortschritte der Schifffahrt, die erweiterte Kenntnis; der Meeresstrüme,
der Winde, der Klippen, der Nautik und der Hydrographie".

So hatte Portugal wieder mehr das Interesse der seefahrenden
Nationen auf sich gezogen, und Lissabon war der Sammelplatz unternehmen-
der Männer geworden. Deutsche fanden sich ein, und Manchem gelang es,
zu Ehren und Ansehen zu kommen.*)

Es ist nicht anzunehmen, das; die Deutschen zu jener Zeit sehr hervor-
getreten sind, sonst würde der gelehrte Verfasser der Hamburger Festschrist
sie erwähnt haben, und das ist nicht geschehen, Wohl aber scheint es That-
sache, daß schon lange vorher, namentlich unter König Johann I. und dessen
Sohn Heinrich dem Seefahrer, es den Portugiefen darum zu thun war,
sich der nordischen, germanischen Seetüchtigkeit zu bedienen. So hat Iosua
van der Bergh — ein Name, der preußischen Seeoffizieren nachmals in
England recht bekannt geworden — einige der Azorifchen Inseln entdeckt.
„Jacob von Brügge gründete auf Terceira eine vlmnische Colonie und wurde
Gouverneur der Insel. Iobst von Hurter, der spätere Schwiegervater
Martin Behaims, wurde mit den Inseln Fanal und Pico belehnt. „Gegen-
wärtig" — sagt Ilr. Nuge — „ist dort der germanische Laut verhallt".
Dies Letztere ist richtig, aber es muß ihn, unbekannt geblieben sein, daß die
Nationaltracht der Frauen auf den Azoren germanisch geblieben ist.

Deutsche Bombardiere gingen zur Bedienung der Geschütze mit auf
See und erhielten vom .«önig Manuel viele Privilegien. Das erste Buch
druckte der deutsche Magister Gherlink, und merkwürdiger Weise finden wir
sogar in manchem Deutschen den Bombardier mit dem Drucker vereinigt.

„Behaim erhielt den Auftrag, die Instrumente, Astrolabien und Icckobs-
stäbe für die 1484 geplante große Expedition Diego Caos an der.Aiste
Afrikas über den Aequator hinaus zu liefern, und ging als Kosmograph
mit. Zurückgekehrt, hat er die Tochter des Lehnsherrn von Fapal, Iobst
von Hurter, geheirathet. Er blieb aber immer in Verbindung mit dem
Hofe und übte lange Zeit Einfluß auf die nautische Entwickelnng in
Portugal.

„Die Zeichnung der Karte von Ostasieu, die auf Toscanelli fußt und
durch Behaim nach Deutschland in den Mittelpunkt des geistigen Verkehrs
gebracht wurde, ist unter den Gelehrten lange maßgebend gewesen und bis

*, 1>r. S. Rüge, ToZcanellis Plan einer Wettfahrt.

weit in's 16'» Jahrhundert festgehalten, bis die Portugiesen zur See nach
China und Japan gelangten."
„Als Behaim aber uo» seiner Erpeditiou niit Eilo zurückkehrte, hatte
Culumbus Portugal schon verlassen, eines „dunklen Ereignisses" wegen, wie
König Johann in eine»! Briefe andeutet, welches ihm aber „vergessen" sein
solle. Das war 4 Jahre später, und Eolumbus war schon in spanische
Dienste getreten. Das dunkle Ereignis; soll die Entwendung der Tosca-
nelli'schen Karte gewesen sein.
„Wir deuten" ^ so schreibt ihm der König — „in Unserem Briefe
Euer Bergehen bezüglich der Karte nur an, weil Wir nicht wünschen, das;
man in Spanien (Genauen» darüber erfahre, und daß uns an der Geheim-
haltung der Karte viel gelegen ist. Kommt zurück, und es soll Alles ver
geben und vergessen sein!"
Es ist bekannt, daß Eolumbus sich dadurch nicht verlocken ließ und»
in Spanien, wo Ferdinand und Isabclla soeben die letzten Neste der Maliren
aus Granada vertrieben, für die Ausführung seines Planes guten Boden fand.
Man bewilligte ihm seine Bedingungen und die Mittel. Für die
staunenswerth geringe Summe uon 1140 090 Marauedis, oder in unserem
Gelde 29 184 Mark, wurden die Kosten einer Erpedition gedeckt, „mit der
eine neue Welt gefunden wurde".
Vom Zeitpunkt der ersten Rückkehr datirt dann die durch Papst Alerauder
im Vertrag uon Dordesillas am 7. Mai 1494 vollzogene Theilung der
Erde. Eine Demarcationslinie 370 1s^u»8 westlich von den Cap Vertuschen
Inseln bildete die Grenze des Spanien gehörigen westlichen und des Pottugal
zugefallenen östlichen Besitzes.
Bei der Kugelgestalt der Erde hatte die Durchführung indeß ihre
Schwierigkeit und gab Anlaß zu mancherlei Streit. So wurde Üabral, den
der König uon Portugal auf dem uon Vasco de Gama 1497 neu entdeckten
Wege mit einem Geschwader nach Indien schickte, an die allste uon Süd-
Amerika verschlagen. Das führte zur Besitznahme Brasiliens durch dir
Portugiesen.
Aber das Bestreben beider Länder ging auf den Besitz jener noch fabel-
haften Gewürzländer, die weder Ganin noch Colon oder die ihm folgenden kleinen
Entdecker gefunden hatten. Und als Magelhaes, die Südspitze Amerikas
umschiffend, die Molukken-Inseln ans dem Wege nach Westen fand und sie
für Spanien in Besitz nahm, mußte Karl V. sie den Portugiesen für eine
hohe Summe abkaufen, denn es stellte sich heraus, daß sie zur portugiesischen
Interessen-Sphäre gehörten.
Außer den Gewürz-Inseln war aber auch die Insel Zipangu (Japan)
ein uon den seefahrenden Nationen sehr begehrtes und gesuchtes Land.
Auch in Colombos Plan spielte es eine Nolle, und in der That glaubte
er es iu Haiti gefunden zn haben; eine Täuschung, die nicht lange vorhalten
konnte.

Während so die Spanier und Portugiesen im westlichen und östlichen Tüden ihre Entdeckungsfahrten »lachten, versuchte ein Genuese, Giovanni Caboto — die Engländer beanspruchten ihn in der Folge unter dem Namen John Cabot als den ihrigen — im nordwestlichen Atlantik sein Glück. König Heinrich VII. hatte ihm für „Westfahrten" ein Patent ausgestellt', am 24. Juni 1497 hat er im Norden des jetzigen Amerika Land entdeckt, welches er für die Ostküste von Asien hielt; es soll Neufundland und Cap Breton gewesen sein; nnd Caboto schrieb an den Herzog von Mailand, er hoffe nun auch bald Zipnngu, also das uielbegehrtc Japan zu finden.
„Hat Lnboto" ^ sagt Dr. Nuge — „wirtlich die Festlandsküste von Nord-Amerika am Johannistage 1497 erreicht, dann ist er der Entdecker des Continents uon Amerika, nicht Columbus; denn dieser sah das Festland erst auf seiner dritten Neise, am 1. August 1498."
Uebrigens hatte das spanische.^önigspaar schon 1496 gegen den Plan der Fahrt des Caboto bei Heinrich VII. Protest eingelegt, als einen Verstost gegen die vom Papst der spanischen und portugiesischen Negierung ver-liehenen Privilegien. Caboto hatte aber das Patent zu seiner Westfahrt fchon erhalten, ehe jener Protest kam, hatte die Fahrt gemacht, sie auch im folgenden Jabr wiederholt und die >iüste Amerikas bis zum Cap Hatteras befahren.
An allen jenen Borgängen im Süden und Norden ist nun von irgend welcher Betheiligung germanischer Seefahrer Nichts zu entdecken. Bei der allerdings fehr wesentlichen Hilfe der Instrumente und Zeittafeln Behaims hatte es sein Bewenden.
Dast unsere nordische Schifffahrt keine Tbeilnahme in's Werk setzte, mag seine geschichtlichen Gründe haben. In Nord- nnd Ostsee hatte das Jahrhundert mit heftigen Xricgswirren zur See nnd zn Lande begonnen. Durch der Königin Margarethe Calmansche Uliion war die Macht Dänemarks im Aufschwung; in eine»« 25jährigen Kriege völlig Erichs um Schleswig zeigte sich schon der Niedergang der beiden Herzogthümer fast in gleichem Schritt mit dem Niedergange der Hansa. Um die Mitte des Jahrhunderts bestiegen die Oldenburger den dänischen Thron; sie machten damals erst den Anfang zu der späteren dänischen Seegeltung und schlössen mit England, welches sich von den Kriegen der rothen und weinen Nose eben erst erholte, ein Handelsbttndnist. Zu derselben Zeit, als im Westen der neue Continent auftauchte, holten die Holstein« Herren sich im «ampf mit dem Seeuolk der Ditmarfen bei Hemmingstedt blutige >iüpfe; die Hansestädte lagen mit Dänemark im Kriege, und es bereiteten sich scholl die Zerwürfnisse vor, die zur Grafen- oder Bürgermeister-Fehde führten. Kein Wunder, daß an überseeische Ausbreitung nicht gedacht wurde.
Uebrigens hatte auch die englische Betheiligung an den Westfahrten damals keine Folge, weil mit dem Tode Heinrichs VII. das Interesse dafür erlosch. Sehr bald darauf sind auch die portugiesischen Brüder Cortereal

nach Neufundland und der amerikanischen Küste gekommen; engere Handels-
beziehungen oder Colonisation ist aber nicht gefolgt.
Daß man es in jenen Entdeckungen nicht mit Asien, sondern mit einem
neuen Welttheil zu thun habe, erkannte man erst seit 1513, und auch dn
galt es nur für Süd-Amerika. Dann aber fand ein Gouverneur von Portorico,
Namens Ponce di Leon die Küste des Golfs von Merico und die Halbinsel
Florida.
Süd-Amerika aber wurde schon damals als selbstständiger Continent
von den deutschen Gelehrten Waldseemüller und Schöner 1513—1517 als
Karte dargestellt. Der Spanier Nalboa vervollständigte die Entdeckung durch
Auffindung des jenen Continent begrenzenden Weltmeeres. Und weil er es
vom Norden her südlich gehend erreichte, bekam es den Namen „Aar ckel
Zur", was zu unserer heutigen Benennung „Südsee" Anlaß gab.
In die unmittelbare Folge jenes Ereignisses fällt die denkwürdige Fahrt
Magelhaes. Ein Spanier Diaz de Solis hatte, an der Südostküste Amerikas
heruntergehend, den La Plata entdeckt. Dort endete^ wie die Portugiesen
anerkannten, ihre päpstliche Grenzlinie, und der spanischen Besitzergreifung
am La Plata stand Nichts entgegen. Ganz unten an der Südspitze ver-
muthete man eine Meerenge, die zu dein von Valboa gefundenen Mar de!
Sur führen müsse. Dahin wollte Solis, um von dort aus die lang-
begehrten Gewürz-Inseln zu finden. Er kam indes! um's Leben, ehe er die
Südküste verließ, und die weitere Fahrt unterblieb. Magelhaes nahm sie
auf. Den 20. September 1519 ging er im Auftrag Spaniens von San
Lucas in See und traf am 10. Januar 1520 am La Plata ein. Den
21. October fand er, seine Fahrt fortsetzend, den Canal de todos Santos,
die später nach ihm selbst benannte Magelhaes-Straße. Er brauchte 5 Wochen,
bis er hindurch kam. Auch das Feuerland hielt man damals für einen
weit nach Süden gehenden Continent, uud erst 100 Jahre später wurde
Cap Hörn als das Südende festgestellt.
Magelhaes selbst fand seinen Tod ans den Philippinen; von seineu,
Geschwader kam nur ein Schiff, die „Victoria", am 6. September 1522
nach vollendeter Erdumsegelung nach Spanien zurück; um dieselbe Zeit er-
folgte von Panama aus die Erforschung der gauzen Westküste Süd-
Amerikas, namentlich der seiner Zeit von Nalboa entdeckten Landschaft
Viru, wo nach Aussage der Indianer unermeßliche Goldschätze sein sollten.
Die Eroberung jener reichen Landschaft, des heutigen Peru, erfolgte
1527 durch Pizarro, der uach verschiedenen seit 1524 vergeblich unter-
nommenen Fahrten endlich die Westspihe Süd-Amerikas erreicht hatte.
Wie man allmählich dahin gelangte, über den Zusammenhang der
neu entdeckten Länder klar zu werden, beweist eine Fahrt des Spaniers
Guevara. Er war mit einen« Geschwader des Admirals Loaysa am 24. Juli
1525 von Corunna aus nach den Molukken in See gegangen, hatte die
Magelhaes-Straße passirt, war dann am 1. Juni 1526 in 47 ° 30' südlicher

Breite vom Geschwader abgekommen, worauf er sich entschloß, nordwärts
;u steuern, um Mexico zu erreichen. Ende Juli langte er wohlbehalten
an der Landenge von Tehuantepec an. Es war die erste Fahrt an der
ganzen Westseite Eüd-Amerikas entlang, aber ohne das Land selbst zu
sehen."*)
Die oceanische Begrenzung Nord-Amerikas ist viel länger im Dunkel
geblieben. Das rauhe Klima sagte weder im hohen Norden, noch im tiefen
Süden dem Naturell der Spanier und Portugiesen zu, und die tropische
Welt bot ohnehin die edelsten Erzeugnisse.
Der Unterschied zwischen den Fahrten des Eolumbus lind Magelhaes
ist aus mehr als einem Grunde bemerkenswerth. Eolumbus segelte fast
nur auf einer Breite; für ihn bestand nur die Schwierigkeit der Längen-
bestimmung. Dies war für Magelhaes bei seiner Fahrt durch die Süd-
see in noch höherem Maße der Fall, und eine erhebliche Breiten-Veränderung
trat hinzu, weil er von der Magelhaesstraße nach den Philippinen ging.
Das; die Lage des Weltpols und des Sternenhimmels gegen den
Horizont sich von Parallel zu Parallel ändert, wußte man, uud konnte die
Breite deshalb durch Beobachtung der Polhohe finden. Die Auffindung
und Erkennung der Länge war schwieriger; denn auf eimmddemfelben
Parallel bleibt die Himmelsansicht unverändert, und nur die Zeit der
Sichtbarkeit der Gestirne ist verschieden. Die Aufgabe ist daher auch erst
mit der Erfindung des Hadlen'schen Spiegelsertanten und durch die Voll-
endung der Mondtheorie in viel späterer Zeit gelöst worden**).
„So haben die Ephemeriden des Regiomontan eine große Rolle in der
Epoche der großen nautischen Endeckungen gespielt; auf den Neifen des
Columbus, Gmna, Vespucci lind Magelhne?. Ohne sie hätte die Gestalt

*) I)i, S. Rüge, Nntbeckungsgeschichte der neuen Welt.

**) Apelt, Reformatio» der Sternkunde. Wie man zur Bestimmung der
Länge ueifuhr, zeigt folgendes Beispiel: Am 23. August 1499 beobachtete Ameilgo Vcs»
vucci an bei Küste von Venezuela eine Conjunction des Mondes mit dem Mars. Vcim
Aufgang des Mondes, 1'/« Stunden nach Untergang der Sonne, also ungefähr um
7'/, Uhr, stand der Mond 1« östlich vom Mars. Um Mitternacht war der Mond vom
Mais 5»/,« gegen Osten entfernt. Binnen 4>/ü Stunden war also der Mond 4V«°
weiter ostwärts gerückt: seine relative Bewegung vom Mais bctnig mithin in ein«
Stunde 1«, folglich hatte der Mond 5»/« Stunden gebraucht, um vom Culminations«
Punkt 5>/«° nach Osten vorzuschreiten.
Die Lpbcmeriden des Regiomontan setzen diese Conjunction gerade auf Mitter-
nacht für Nürnberg. Folglich hat man die Proportion
1 Stunde : 15° — 5V« Stunden : 82'/,°
Die Meridian-Differenz zwischen diesem Punkt und Nürnberg betrug also 82>/«°
der Länge.
Die« Beispiel veranschaulicht zugleich die Methode, deren sich Andres von San
Martin auf der Fahrt des Magelhaes zur Auffindung der Länge bediente, und die Nur,
Falero auf Eingebung seines 8z>iriws fainilisi-ig in einer besonderen Abhandlung für
den Plivatgebrauch Magelhaes auseinandergesetzt hatte.

und Lage der neu entdeckten Länder nicht so bald verzeichnet werden tonnen; ohne sie würde die Schiffsrechnung ohne alle Controle, nicht viel mehr als schwankende Bermuthung gewesen sein.

„In der Beschreibung seiner vierten Reise sagt Columbus: Co giebt nur eine untrügliche Schiffsrechnung, die des Astronomen. Wer diese versteht, kann zufrieden sein. Wo.? sie gewahrt, gleicht einer „vigi^n protstioa". Unsere unwissenden Piloten, wenn sie viele Tage die Küste aus den Augen verloren haben, wissen nicht, wo sie sind. Sie würden die Länder nicht wiederfinden, die ich entdeckte. Zum Schiffen gehört die Bussole und die Kunst der Astronomen."

Die ersten Karten, auf denen der neue Welttheil den Namen „Amerika" führte, erschienen 1507. Nach Alerander uon Humboldt ging der Name „Amerika" für den von Colmubus entdeckten vierten Weltheil von St. Di6 in Lothringen, einem kleinen am Fun der Vogesen gelegenen Trt, und von dem schon oben erwähnten Mann, Martinus Hylacomylus (Waldseemüller) aus. Man nimmt an, daß er den Columbus mit Besvucci Amerigo ver-wechselt hat und deshalb jene Bezeichnung wählte.

Um die neu entdeckten Länder selbst kümmerte mau sich jener Zeit in Deutschland sehr wenig. Das hatte in der neuen kirchlichen Bewegung seinen Grund, und doch waren es gerade in jener Zeit zwei Deutsche, von denen einer, Gemmo Frisius, zur Läugenbestimmung auf See eine Uhr mit unverändertem Gang, der andere, Peter Apianus, die Monddistanzen erfand*).

Wo die Deutschen jener Zeit sich um einen Antheil an der Ver-waltung der neuen Länder so wenig kümmerten, ist es bemerkenswerth, dcm die nautische Astronomie ihre grositen wissenschaftlichen Fortschritte Nürn-berger Astronomen verdankt,**).

Bon den Spaniern mar der erste wissenschaftlich gebildete Entdecker Ferdinand Cortes. 1519 im August gelandet, war er ein Jahr später schon im Besitz der Hauptstadt uon Merico und der Negierungsgewalt Montezumas. Noch ein Jahr später stand er schon am Gestade der Süd-see, hatte aber die gesuchte Meerenge, die als kürzester Weg nach de« immer begehrten Gewürzinseln dienen sollte, nicht gefunden.

Die Bemühungen wurden indes! nicht aufgegeben. Als man die ge suchte Meerenge durch eine Umsegclung Bucatans und südwärts nicht fand, ging man gegen Norden vor, entdeckte Californien, drang noch bis zum

*) Für einen bestimmten Ort der Eibe sind Distanzen des Monde« von Sternen des Thieilltises auf gegebene Tage und Stunden voraus berechnet. An einem anderen Ort der Erde mißt man diese Abstände von jenen Sterne», vergleicht sie mit denen, die für den Zcltpunlt der Beobachtung berechnet worden sind, und findet daraus den Zeit» unterschied zwischen dem Ort der Beobachtung und dem Ort der Rechnung, welcher Zeit-unterschied in Bogen verwandelt den Unterschied der Lange beider Orte giebt.

**) Apelt, Reformation der Sternkunde.

40"" Grad Breite und gewann nun die Ueberzeugung, daß von da ab
südwärts an eine Wasseruerbindmig zwischen Atlantik und ,',Mar del Sur"
nicht zu denken sei.
Um dieselbe Zeit erforschte der Spanier Gomez, ein früherer Gefährte
Magelhaes, die ganze Oscküste Nord-Amerikas von Neufundlaud südwärts,
weshalb diese Küste noch geraume Zeit „Gomez-^aud" hieß.
„Bis um diese Zeit" — sagt Dr. S. Rüge — „haben wir unter den Ent-
deckern nur Spanier und Portugiesen keimen gelernt. Und wenn es auch
feststeht, daß schon im ersten Jahrzehnt des 16"." Jahrhunderts Basken,
Franzosen und Bretonen, nach denen noch die Insel Eap Breton ihren
Namen führt, die reichen Fischgründe auf der Neufuudlnndbank besucht haben,
so läßt sich von ihren Entdeckungen doch weiter Nichts berichten, da es an
litterarischen Quellen mangelt.
König Franz I. schickte Ende 1523 einen verwegenen Piraten, Giovanni
Verrazcmo von Dieppe in See, um mit 4 Schiffen einen Weg nach China zu
finden. Der Mann landete, nachdem er 3 Schiffe bei Madeira verloren,
am 7. März bei Wilmington. Von da nordwärts segelnd, überzeugte er sich,
daß an ein Durchkommen nach der Südsee hier nicht zu denken sei; seine
Fahrt blieb daher ohne Erfolg, und er selbst wurde von den Spaniern als
Seeräuber hingerichtet.
Unterdeß hatten die Franzosen seit 1519 von Dalwuet und St, Malo
aus Fischereien in Neufundland in Betrieb gesetzt. Einer der Fischer, ein
gewisser Cartier, bemühte sich abermals um die Durchfahrt uach Westen,
geriet!» in den Golf von St. Lawrence und kehrte, nachdem er die Täuschung
erkannt, nach St. Malo zurück. Er hat seine Fahrten mehrfach wieder-
holt, aber ohne den gewünschten Erfolg. Er hatte n»r das Verdienst, bis
über den 50^ Grad vorgedrungen zu seiu.
Seitdem kamen auch die Engländer mit in Thätigteit und wollten
eine Nordwest-Passage finden.
„Die englischen Unternehmungen" — sagt Dr. Nuge — „unterscheiden
sich von den spanischen und ersten französischen dadurch, daß nicht die
Krone, die Fürsten des Landes, die Kosten trugen, sondern daß entweder
durch freiwillige Beiträge die Mittel für derartige patriotische Unter-
nehmungen aufgebracht wurden, oder daß eine Anzahl wohlhabender >icmf«
leute sich zusammenthat, um auf gemeinfame kosten einen Plan in's Werk
zu setzen."
In den Jahren 1576/78 unternahm Frubisher seine Fahrten zur Auf-
sindung der Nordwest-Passage ohne Erfolg. Ihm folgt 1585 John Davis,
der sogar den 72^," Grad Nordbreite überschritt, und dann 1607 Henry
Hudsou, der die Bau seines Namens entdeckte, aber ebensowenig Erfolg
hatte, wie seine Borgänger. Dann drang Bassin 1611 noch weiter vor,
mußte aber die Auffindung der Passage ebenfalls aufgeben. Es sollte
diese erst reichlich 200 Jahre später durch Mc. (5 iure entdeckt werden.

?H viceadmiral Votsch in Weimar.
„Bisher ist uns" — sagt Dr. S. Rüge — „selten ein deutscher
Name begegnet; in dem ganzen Verlaufe der eigentlichen Entdeckungs-
geschichte treten die Deutschen hinter den Italienern, Spanier«, Portugiesen,
Franzosen und Engländern, selbst hinter den kleinen Stämmen der Basken
und Aretonen zurück, und doch besaß Deutschland in der Hansa eine
mächtige Flotte, die in der Nord- und Ostsee herrschte." Dies ist nur
theilweise richtig, denn mit der Seeherrschaft ging es schon auf die Neige,
und das war nicht einmal ganz neuen Datums; schon mit der Hinrichtung
des Lübecker Nathsherrn und Admirals Tiedmann Eteen (1427) drohte ein
Wendepunkt einzutreten.
Die Hauptsache mar, daß, wie S. Nuge später sehr richtig bemerkt,
„die Mitte, der Norden und der ganze Nordosten Deutschlands wenigstens
bis über die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts an kosmographischen und
überseeischen Fragen unbetheiligt blieb, weil die Reformation die Geister
ganz in Anspruch nahm."
Das Interesse, welches man in Deutschland nahm, beschränkte sich auf
die Gelehrtenwelt und die Buchdrucker. So lag es schon, als die Ent-
deckungen geplant und ausgeführt wurden. Die Ephemeriden des Nürn-
bergers Regiomontan dienten als astronomisches Reisehandbuch, der Nürn-
berger Meridian als Grundlage der Längenberechnung, und des Nürn-
bergers Mattin Behaim Astrolabien und Iatobsstäbe als astronomifche
Instrumente. So ist es sicherlich bemerkenswert!), daß die Entdecker sich
deutscher Instrumente, deutscher Zeittafeln und des Meridians einer
urdeutschen Stadt wie Nürnberg zu bedienen hatten; aber die Kunde der Ent-
deckungen selbst ist erst eine Reihe von Jahren später nach Teutschland ge-
drungen, und zunächst scheint das auch nur aus dem Grunde geschehen zu
sein, weil ein spanischer König deutscher Kaiser wurde und in die Lage
kam, jene Kunde selbst nach Deutschland zu bringen; dabei war es von
Interesse, daß der eigene Sohn des Entdeckers, Fernando Eolumbus, sich im
Gefolge des Kaisers befand.
In der ganzen ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts finden wir unter
der Aegide des Elsässers Waltzemüller oder Waldseemüller und noch einiger
Anderen die Deutschen als Kosmographen, auf Deutsch: Kartenzeichner und
Karten-Drucker, und als Berfettiger von Erdgloben. An der Benutzung der
Karten und Globen hat sich keiner betheiligt; man müßte denn den Nieder-
länder Johann Nnysch dahin rechnen; dazu hat man kein Recht, denn die
Niederländer waren fchon nicht mehr politisch-deutsch. Dr. S. Rüge
reclamirt ihn für uns, weil er an feinem Namen den Zusatz „Genuanus"
hatte. Er war nicht blos Gelehrter, sondern auch praktischer Seemann,
hat sich aber auf dem Gebiet der Entdeckungen nicht hervorgethan, sondern
nur Reisen von England nach der Ostküste Amerikas gemacht. Auch er
hielt die Insel Haiti im Antillen-Meer für Japan; dasselbe fällt deshalb
auf der Karte, die er für Ostasien anfertigte, dort als Insel weg.

Es ist heute, wo der Deutsche sich auch mit Eolonisation beschäftigt, von doppeltem Interesse, der Frage nachzugehen, warum er sich damals so zurückhielt. Es lediglich mit den kirchlichen Wirren und mit dem hervor? ragenden Interesse für die Reformation zu begründen, geht eigentlich nicht an. Denn auch von England kann man nicht fagen, das 16. Jahrhundert sei von Wirren politischer und kirchlicher Art frei gewesen.

Der deutsche Kaiser, damals Karl V., hatte Interesse genug für die Goldländer von Merico und Peru, aber die Betätigung desselben hatte ibren Sitz in Madrid; an den norddeutschen Küsten interessirten ihn höchstens die Mißgeschicke seines unglücklichen Schwagers, des zweiten Christian von Dänemark, und die Unterstützung, die diesem von den Hansestädten zu Dheil wurde. Im Uebngen war der Kaiser durch die italienischen Kriege vollauf in Anspruch genommen.

Die Zustände Deutschlands waren ja traurig genug, um überseeischen Unternehmungsgeist zu dämpfen. Die Bevölkerungszahl war noch nicht halb so groß, wie heute, und es war die Zeit, wo Handel und Wandel sich nur schwer behaupteten; denn in Ermangelung einer kräftigen Centralgewalt waren die ständischen Elemente entfesselt in einem Kampf, aus dem die Fürstenmacht siegreich hervorging; an ihr sollte sich sowohl die aristokratische Bewegung des Adels, wie die demokratische des Bauernstandes brechen. Die Städte und das Vürgerthum profperirten, aber an einem centrifugalen Drang nach außen, namentlich über den Ocean hinaus Märkte zu suchen für ihren Gewerbesteiß, daran war nicht zu denken.

Auf die Gelehrsamkeit war man nicht wenig stolz. Das war unserem heutigen Standpunkt nicht ganz unähnlich. Nur mit dem Unterschied, daß man jetzt zur Einsicht kommt, es sei die damalige Gleichgiltigkeit gegen überseeische Ausbreitung nicht ganz richtig gewesen.

Es giebt eine Doctrin, die es doch für richtig und die heutigen Bestrebungen für falsch hält. Es ist die Lehre, wonach Deutschland berufen ist, den Bölkerdünger herzugeben für andere Flaggen. Unter eigener Flagge uns einzurichten, haben mir im Laufe der Jahrhunderte leider auch nicht gelernt, sodaß wir uns des Lehrsatzes, daß Sulus, Dahomeys und Suahelis gut genug sind, uns die Kastanien aus dein Feuer zu holen, noch nicht entschlagen können.

Von allen Nationen, die sich an den großen und kleinen Entdeckungen betheiligten, ist nachhaltiger Erfolg nur den Briten geblieben. Die Emancipation der Bereinigten Staaten von Nord-Amerika kann man nicht einen Mißerfolg nennen. Was dagegen Spanier und Portugiesen gethan und eingerichtet, stellt einen einzigen großen Mißerfolg dar. Holland leistet Rühmliches, seine Macht ist aber zu gering, als daß es nicht von dem guten Willen anderer Mächte abhängig wäre.

Auch Deutschland hatte im 17. Jahrhundert einen Fürsten, der die Nothwendigkeit überseeischer Ausbreitung erkannte; es war der Kurfürst von

Brandenburg. Ii» eigenen ^a»de fand er aber zu wenig Unterstützung, und die Eifersucht der Nachbarn war schwer z» überwinden.

Mag man es nun bedauern, das; unsere Landsleute uon damals sich in der Nautik nur als Kartenzeichner «nd Globcnverfertiger heruorthaten, zu danken haben wir ilmen für eine wichtige Erfindung: die Mercator-Projection der Seekarten.

Gerhard Gramer, genannt Älercator, war, wie er uo» sich selbst sagt, zwar in Flandern geboren, ist aber im Iülicher Lande aufgewachsen; sein Lehrer war der Friese Gemma in Loewcn, ein Kupferstecher für Seekarten. Mercators beste Leistung war eine jetzt in der Stadtbibliothek zu Breslau aufbewahrte Weltkarte „zum Gebrauch für Seefahrer" in der Protection der wachsenden Breiten. Er war der Erste, der in der Xarlenzeichnung Amerika und Asien dnrch ein Weltmeer vollkommen trennte. Alle früheren Anschauungen liefen darauf hinaus, daß Asien und Amerika zusammen einen Eontinent bildeten, und erst seit 1569, wo Mercators Weltkatte erschien, ist die Lehre uon der Selbstständigkeit Amerikas als Erdtbeil bestehen geblieben.

Aber nicht blos die Kartenzeichner haben sich in Teutschland bezüglich der neuen Welt heruorgethan, sondern auch die Buchdrucker, und „ganz besonders" — so hebt Dr. S. Nuge hervor — „verdient hervorgehoben zu werden, daß Jakob Eromberger der erste Buchdrucker gewesen ist, der den Schritt über den Atlantischen Ocean wagte nnd in der neuen Welt die-ersten Bücher druckte. Wenn seine Werke auch nickt geographischen Inhalts waren, so erregt" — meint Dr. Nuge — „doch schon die Thatsache, daß eine deutsche Firma zuerst in Amerika aufgetreten ist, unsere Aufmerksamkeit." Er ist übrigens 1541 gestorben, «nd seine Firma in Merico 1546 in andere Hände übergegangen.

„Wer sollte" — so sagt im Anschluß au Nuges Schrift der Vorstand der Hamburger (iommerz-Vibliothet, Dr. Ernst Baasch, in einer Schrift über Hamburgs Handel — „wer sollte in dem Teutschland des 16. Jahrhunderts Colonien erwerben?" Karl V. hatte ihrer genug, seinen Nachfolgern fehlte die Flotte, „Bor den großen Entdeckungen sich auf's Weltmeer hinauszuwagen, galt als eine Thorheit und cinWagniß; die Islandfahrt der Hansestädte war ihre weiteste nnd gefährlichste Seereise, die einzige, die mehr als eine bloße ttüstcnfahrt war." „Sie fahen ruhig zu, wie die Welser ihre Schätze in den Urwäldern Beneznelas verschwendeten; sie glaubten praktischer und politischer zu sein, wenn sie in den altgewohnten Geleise» Schifffahrt trieben."

Aber sehr richtig bemeM er' „Man denke sich das Teutschland des 17. Jahrhunderts mit reichen Colonieen in den Indien beider Welten; der wirthschaftliche Berfall »ach den großen Neligionstriegen wäre nicht derartig gewesen, wie er i» Wirklichkeit nmrde."

Zur Theilnahme nm Eolonialhnndel hat, nachgewiesenermaßen, von de» niederdeutsche» Städte» Hamburg die Bah» gebroche». Ter holsteinische

Schriftsteller Heinrich Nantzau bringt schon 1597 die Mittheilung, das; die Schifffahrt der Hamburger auch nach „Indium" gehe, und aus archivalischen Quellen weist Dr. Paasch für das Ende des 16. Jahrhunderts einen Verlehr oon Hamburger Schiffen mit Brasilien nach. Waren es 1590 elf, so waren es in den folgenden Jahren nur eins, zwei oder drei. Diese Erweiterung der Hamburger Schifffahrt steht übrigens in Verbindung mit der um die Mitte des Jahrhunderts erfolgten Einwanderung der „Usrelmnt .^ivenwlsi-8", englische >taufleute, die, sich dem spanischen Druck in Flandern entziehend, nach Hamburg gingen.

Nach Wcstindien gab es erst seit 1640 eine Hamburger Schifffahrt. 1»i93 aber erging uom schottischen Parlament eine Einladung an Amsterdam und Hamburg zur Vetheiligung an einer Handels-Eompagnie für Darien. Das erregte in Hamburg fo lebhaftes Interesse, daß man sich beklagte, nur noch mit 200 0»0,<^ in das Geschäft eintreten zu können. Als es sich nun herausstellte, daß das Unternehmen eine schottische Intrigue gegen England war, entstand eine Eorrespondenz sehr ernster Art zwischen dem englischen Xmiig nnd dem Hamburger Nath. Letzterer hatte zwar dem „Erbaren Kaufmann" von vornherein erklärt, er könne ihn nicht vertreten, wenn es zu Schwierigkeiten käme, er verwahrte sich aber doch gegen die Drohungen und die „Intimidation" des Königs.

„Leider hatten diese Worte" — so sügt Dr. Baasch hinzu — „deren Schärfe ja nicht ganz unberechtigt war, nicht die Macht der That hinter sich, und mit dieser allein läßt sich bei colonialen Unternehmungen, wie noch die neueste Zeit lehrt. Etwas ausrichten. — Die Hamburger zogen sich von dem schottischen Unternehmen zurück und tilgten die schon vollzogenen Subscriptioncn.*)"

Auch der >tönig von Spanien folgte in Drohungen dem Beispiel des englischen Königs und warnte die Hamburger, sie sollten sich nicht beikommen lassen, für den Handel nach Darien Schiffe bauen zu lassen. „Die großen See- und Eolonialmächte waren sich stets wunderbar einig, wenn es galt, neue kleine Eoncurrenten an der directen Ausbeutung der Schätze der neueu Welt zu hindern. Und das Ende vom Liede war immer dasselbe: gedrängt von den großen Mächten und erfüllt von der Furcht, auch noch das Bischen Handel zu verliere», das in den „geschwinden Kriegsläuften" kümmerlich durchgeschleppt war, mußten die Hansestädte nachgeben nnd die Hoffnung, durch coloniale Erveditionen ihre Lage zn bessern, schwinden lassen."

Wenn Dr. Baasch hinzufügt: „Nichts rechtfertige besser die ablehnende Haltung der Hansestädte gegen transatlantische Pläne, wie die des Großen Kurfürsten, als die Erfahrung mit der schottischen Compagnie," so kann man das nicht gelten lassen.

*) I)r, Bausch, Die Handelsbeziehunllen Hamburgs und Amerikas,

Betrachtet man die Überlieferungen des alten Hansabundes, so war
es eine Vereinigung von Niederlassungen theils im In-, theils im Aus-
lande, die von der Gesammtheit der Hansestädte alihingen; zugleich aber
bildeten sie ein Band, welches die Städte zu einer Einheit zusammenfaßte,
indem es ihnen — wie Dr. Dietrich Schäfer sich ausdrückt — in dem
gleichartigen Interesse ihrer Kaufleute im Auslände einen Mittelpunkt
gemeinsamer Politik giebt.*)
Es ist heute Niemandem zweifelhaft, dasi eine solche Art politischen
Vanizes nicht von Dauer sein konnte. Denn zum vereinten Handeln be-
durfte es der jedesmaligen Uebereinstimmung aller Sonderinteressen. Jeder
territoriale Zusammenhalt fehlte, und damit auch die territoriale Gewalt.
Ein einziges Mal haben die fünf wendischen Städte sich mit den Grafen
von Holstein einigen können zu einem Landfriedensbund, dem auch noch drei-
zehn norddeutsche Fürsten beitraten. Für die Städte war das aber eine
Zeit, wo sie den König von Dänemark schon als ihren Schirmvogt anerkannt
hatten (1388), und 12 Jahre später wurde die Neichssteuer der Städte
schon an Dänemark entrichtet. 1339 verbanden sich die wendischen Städte
mit den Grafen von Schleswig und Holstein zur „Befriedung der See".
„Es ist das erste Mal" — heißt es bei Schäfer — „daß eine fürstliche
Seemacht auftaucht in deutschen Meeren, daß deutsche Städte sich zur Be-
friedung des Elements, das sie bisher allein beherrscht hatten, mit einem
Fürsten verbinden." Es war nicht von Dauer. Das Vertrauen, welches
man deni „großen Gerd"**) nicht gönnte, versagte man seitens der Städte
in der Folge jedem Anderen; so blieb der Bund ein lockerer und ist gewiß
wohl an vielem Anderen, ebenso gewiß aber auch daran gescheitert.
Als der Große Kurfürst seine colonialen Unternehmungen einleitete, war
es der Strohhalm, an dem die sterbende Hansa sich vielleicht noch hätte auf-
richten können; denn daß Hamburg einer Thatkraft, wie der des Großen
Kurfürsten bedurfte, zeigt die oben erwähnte Verhandlung mit Spanien und
England wegen des Handels nach Darien. Danach wäre die ablehnende
Haltung der Hansestädte gegen solche Initiative eines benachbarten Fürsten
nichts weniger, als gerechtfertigt.
Ein weiterer Beweis liegt darin, daß gerade der Große Kurfürst es
war, der dem König von Dänemark ernsthaft bedeutete, wie er eine Ver-
gewaltigung Hamburgs, die jener im Schilde führte, nicht dulden könne,
weil er Hamburg mit der Elbe als ein Thor Berlins betrachten müsse.
Die Hohenstaufen 'hatten das Interesse der Hansa von sich gewiesen;
wenn ein Hohenzoller sich desselben annahm, konnte das für die Hansestädte
nur ersprießlich sein, und dann hatte der Kaufmanns-Neid anderer Nationen
wenig zu bedeuten.

«) vi. D. Schäfer, Tic Hansestädte und ilönig Woloemai Atterdag. Getraute
Preisschrift. Verlan von Fisch« in Jena. 1879.

**) Graf Geilmrb bei Große von Holstein.

>

Wenn das heutige Kaiserthum sich jener Interessen so annimmt, wie
das alte Kaiserthum sie von sich wies, so wird Hamburg das sicherlich nicht
als einen Nachtheil empfinden.
Uebrigens konnte man wohl fragen, was denn aus dem Besitz der
Insel Saba in Westindien geworden ist, die im Jahr 1700 den Hamburgern
gehört hat.
Hätten sie sich gegen die Initiative des Großen Kurfürsten nicht ab-
lehnend verhalten, so brauchten sie ihre nach Brasilien fahrenden Schisie
nicht den Portugiesen und deren Flagge zu überlassen, wie es in der ersten
Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschehen ist*).
Was Dr. Baasch über die Entstehung des Hamburg-amerikanischen
Handels erzählt, ist von Interesse. Man macht dein Handel der deutschen
Seestädte den Vorwurf, daß er sich mehr damit beschäftige, die Erzeugnisse
des Auslandes herein, als die eigenen hinaus zu bringen. Ob das heute
zutrifft, möge auf sich beruhen. Für das Jahr 1770 scheint es richtig;
denn es hatte in diesen, Jahr allein der Import französisch-westindischer
Producte nach Hamburg schon so zugenommen, daß ^/i2 vom ganzen Ertrag
des französischen Kaffees, ca. 25 Millionen Pfd. und der fünfte Theil der
ganzen Zucker-Ernte, cn. 25000 Fässer, jährlich aus Frankreich nach Hamburg
verschifft wurden.
Interessant ist es auch, daß für Schiffsladungen, welche direct aus
Westindien kamen, die Empfänger lauter englische Finnen in Hamburg
waren, Mitglieder des sogenannten „Ln^lizK Ouurt", Nachfolger der
„^lsrobant ^ävOutursrs".
Da man von den deutschen Seestädten nicht annehmen darf, daß sie
Frankreich besonders begünstigt hätten, so laßt obige Angabe auf das Handels-
Verhältniß mit allen anderen Eolonien schließen.
Unsere heutigen Freihändler einer bestimmten Observanz bezeichnen
Eolonial-Politik als Anachronismus. Folgt man indeß der Art, wie der
Handel der deutschen Seestädte mit Eolonial-Ländern sich gestaltet hat, so
ist diese freihändlerische Anschauung nicht berechtigt. Sie hat nur dazu
beigetragen, uuseren eigenen inneren Markt mit fremden Erzeugnissen
zu überschwemmen. Hätten wir das Bestreben gehabt, jene Erzeugnisse
selbst zu produciren ^- natürlich am Ursprungsort — dann hätten sie
doppelten Nutzen gebracht; denn der Ursprungsort wäre dann ein gegebener
Markt für unsere heimischen Erzeugnisse geworden uud geblieben. Unter
eigener Flagge bat man die Möglichkeit, einen Markt in solcher Art zu
verwerthen.
Statt dessen ist uns in der Hauptsache nur der Export von Menschen
zugefallen, was dadurch bewiese« wird, daß die „grüßte Rhederei der Welt"
durch Auswanderung rentirt.
*) Dl, Vllllsch, P28. 22 und ff.

Die Auswanderung hat schon in den zwanziger Jahren des 17^." Jahrhunderts ihren Anfang genommen*). In den Jahren 1752—1754 traten dazu noch Transporte von Gefangenen des Hamburger Epinnhcwses nach Neu-Schottland, Neu-England, Philadelphia und Süd Carolina**). Ein Naths-Mandat im November 1752 verfügte gegen „frevelnde, muthivillige Vettler", das; sie zuerst in's Werk- und Zuchthaus, bei Wiederholung ihres Gewerbes aber „bei der ersten Gelegenheit, da von hier aus Colonisten nach Neu-Schottland oder Süd-Carolina ausgeschiffet werden, mit dahin überzugehen genöthigt werden sollen".

Vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg sagt Dr. Vaasch, er sei für uns in Europa wichtig geworden durch die Umwälzungen auf handelspolitischen! Gebiet. „Große Seekriege" — so sagt er mit Recht — „seien für den Handel der Neutralen ebenso einträglich, wie gefährlich gewesen, je größer und seemächtiger der neutrale Staat, um so einträglicher und weniger gefährlich jener Handel, uud umgekehrt,"

Hamburg war zwar eiu seetüchtiger, aber kleiner Neutraler; gern hätte es den Krieg ausgenutzt, es wurde aber durch das seemächtigere England verhindert. Das war viel leichter mit Hamburg, als z. B. mit den Niederlanden, Und wiederum war der Menschen-Transport der einzige, den England den Hamburgern gern erlaubte, und den diese — beiläufig — gem übernahmen, England hielt sogar einen besonderen Eommissar in Hamburg, Mr. George Marsh, dem der Präses der Commerz-Deputation noch dazu öffentliche Anschläge in der Börse gestattete.

Man kann sagen, daß England während jenes Krieges ein sinnliches Aufsichtsrecht über Hamburg übte und sich auf die Entschlieftungen des Senats bezüglich der Art der Neutralität großen Einfluß anmaßte. In der That galt Hamburg damals als nichts mehr und nichts weniger, als eine englische Eolonie auf deutschem Boden.

Und war im Uebrigen Großbritannien auch uicht stark genug, die Lostrennung der Eolonien zu verhindern, so vermochte es doch, sowohl einer übermäßigen Schädigung der eigenen Schifffahrt, wie einer unliebfamen Vergrößerung der neutralen Schifffahrt auf feine Kosten vorzubeugen.

Der einzige Gewinn, dessen deutscher Handel sich damals erfreute, war die Anknüpfung amerikanischer Beziehungen zur Leipziger Messe, die dmm ihren Weg über Hamburg fanden.

Zum Theil in Folge der „bewaffneten Neutralität" entstand seit 1780 für die Neutralen etwas mehr Freiheit der Bewegung. Von da datirt auch ein directer Handel Hamburgs mit Westindien, und weil die einzige nordische Macht im Besitz von westindischen Colonieen Dänemark war, flüchteten sich

*) Für diese Angabe citirt Ilr. Baasch Kopps Geschichte der deutschen Vimranderung in Amerika.

*') Arcena., Geschichte der Gefangnißucrwaltung in Hamburg, S. ?!).

viele neutrale und nicht neutrale Schiffe unter die neutrale dänische Flagge^
um gesicherte Schifffahrt treiben zu können. Der dänische Colonialhandel
erlebte dadurch und durch die Förderung, welche die dänische Negierung den
Anpflanzungen auf Et. Thomas und St. Croir angedeihen ließ, bedeutenden
Aufschwung. Dies war ein Gewinn für Hamburg; die Blüthe des dänischen
Handels hatte auf den Verkehr zwischen Hamburg und Kopenhagen wesent-
lichen Einfluß; als einer der ersten Plätze im Znckerhandel des nördlichen
Europa zog Hamburg einen beträchtlichen Theil des nach Kopenhagen ver-
schifften westindischen Zuckers über Kiel an sich. Die Straße Kiel-Hamburg
gewann dadurch zeitweise an Bedeutung*).

Nach Abschluß des englisch-amerikanischen Friedens hat sich Hamburg
um Anknüpfung engerer Handelsbeziehungen mit Nordamerika bemüht, aber
ohne Erfolg, man ist sehr höflich gegeneinander gewesen, aber damit hatte
die Sache ein Ende. Den ersten Handelsvertrag mit der neuen Republik
schloß bekanntlich Friedrich der Große. Abgesehen davon, daß der König
den Amerikanern für ihr neues Wappen feinen Adler widmete, war von
gegenseitigem Handelsgewinn nicht viel zu fagen. England beherrschte nach
wie vor den amerikanischen Markt, und Hamburger Schiffe, die mit Ladungen
hinübergingen, mußten dieselben großentheils wieder zurücknehmen. England
war zu sehr im Vortheil, theils durch den langen Credit, den es gewähren
konnte, theils durch die große Auswahl der Waaren, durch die Macht der
Gewohnheit und Stamm-Verwandtschaft und durch die größere Bekanntschaft
mit den gegenseitigen Bedürfnissen.

Erst in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hat der directe
Handel mit Nordamerika Aufschwung genommen, und der Schiffsverkehr
stieg zusehends. Es ist bemerkenswerth, daß von einem Getreide-Export
aus Amerika damals noch keine Nede war. Zum Theil lag es mit daran,
daß Nußland und England Alles daran fetzten, Frankreich auszuhungern.
Schiffe mit Getreide nach Frankreich wurden unweigerlich aufgebracht; sie
mochten eine Flagge haben, welche sie wollten.

Der Vorwurf, den man dem deutschen Außenhandel immer machte, er
bringe mehr fremde Producte herein, als die eigenen heraus, war fchon am
Ende des vorigen Jahrhunderts nicht unberechtigt. In den 7 Jahren
1795—1801 ist zusammen für 52 277 617 Dollars mehr von den
Vereinigten Staaten direct nach Deutschland erportirt, als importirt,
d. h. im Jahr 7468281 Dollars.

Unter der verfehlten Manne-Politit Napoleons gegen England sollte
auch die deutsche Schifffahrt leiben. Die Capereien der Franzosen nahmen
besonders in den amerikanischen Gewässern überhand und schonten auch die
Schisse der Hansestädte nicht, ungeachtet der großen Summen, die Frank-
reich den Letzteren schon abgepreßt hatte. „Einem französischen Eaper zu

») Dr. »«sch S. 32. /:, , .^..

begegnen und aufgebracht zu werden" — so klagten die Commerz-
Deputaten — „ist beinahe einerlei. Alle menschliche Vorsicht wird bei
diesen Naubthieren zu Wasser." Und die Hamburger Assecuradeure »nachten
darauf aufmerksam, daß dieses Naub-Cnstem der Franzosen gerade das
Gegentheil von dem, was sie beabsichtigten — Englands Handel zu schädigen
— herbeiführe. So lange die Engländer durch die Kosten ihrer Convomrung
keine Concurrenz mit den Neutralen halten konnten, müßten sie mit scheelen
Augen die Zunahme des directen Handels der Neutralen nach Ost- und
Westindien ansehen; jetzt können sie reichlich Concurrenz halten, und wenn
das Benehmen Frankreichs gegen uns so bleibt, so werden die Engländer
bald die einzigen Frachtfahrer bleiben und ungeheuere Summen verdienen."
So ist es geworden und im Wesentlichen geblieben. Die Engländer
beherrschten das Meer; die Hansestädte konnten nicht, wie Dänemark,
Schweden und die Vereinigten Staaten, kostbare Convoys halten; der
Schifffahrt der kleinen Seefahrer waren enge Fesseln angelegt.*)
Auch Cavt. Mahan weist in seinem Buche „luüusnos ot' Lenponsi-
uvon bi8toi^" auf diesen Umstand hin und stellt eingehend dar, wie
England es verstanden habe, die verfehlte französische Marine-Politik sich
zu Nutze zu machen.
In jenen Zeiten der Neutralität spielte eine nicht geringe Rolle die
Eifersucht zwischen Preußen und den Hansestädten. Letztere gaben jenem
Schuld, daß es seinen eigenen Handel auf Kosten des hanseatischen in
Flor bringen wolle, und in der That nahm der Verkehr preußischer Schiffe
in Häfen der Vereinigten Staaten 1804 sehr zu, indem er von
2097 Tons im Jahre 1803 auf 494? Tons stieg; 1805 sank er aber wieder.
„Jedenfalls waren" — sagt Dr. Baasch — „die Erwartungen, die
man etwa in Preußen von der Elb-Vlocka.de für den Flor des preußischen
Seehcmdels hegte, ziemlich eitel.
Durch die Continentalsperre wurde dann der Handel mit neutralen
Ländern nahezu illusorisch. Die Preise mancher Maaren, wie z. B. Reis
und Tabak, erreichten 1807 eine Höhe, „die in mancher Hinsicht denen der
brillanten Geschäftsjahre des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts
ähnlich scheinen"**). Doch war man weit davon entfernt, sich über den
tatsächlichen Zustand Täuschungen hinzugeben: es war nicht das Spiel
des „lukrirenden Kaufmanns", sondern die „Folge des aussterbenden
Geschäfts".
Alles das änderte sich aber, namentlich zu Gunsten der Schifffahrt
mit Nord-Amerika, nach eingetretenem Frieden. In diese Zeit fällt dann
auch eine Ursache, die mehr als vieles Andere dazu beitrug, 'die Fracht-
fahrt der hansestädtischen Nhederei zuzuwenden, und gegen die — wie

*) Dr. Bausch, S. 79.
**) Bericht der Commeizdeputatton.

Dr. Baasch sagt — weder eine veränderte Zollpolitik, noch 'eine Kündigung der Handelsverträge im Stande war, etwas auszurichten: die zunehmende Auswanderung aus Europa nach Amerika. Sie lieferte den Hansestädten eine lohnende Ausstacht, gab Anlaß zur Vermehrung der Rhederei und hat dem Gesammthandel der Hansestädte starten Antrieb gegeben. Es war dies zum Theil eine Folge des 1827 zwischen Hamburg und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Handelsvertrags, der namentlich für die Hamburger Rhederei große Portheile hatte.

Ueber das Verdienstvolle gerade dieses Zweiges von Prosperität, die Ausfuhr des „Völker-Düngers", ist man heute zu etwas veränderten Anschauungen geneigt. Gemäßigte Freihändler finden eine andere Art von Eolonisation nutzbringender für das eigene Land, stoßen aber bei den radikalen Freihändlern, die der unbeschränkten Theorie des „Völkerdüngers" zuneigen, auf Widerspruch, und dieser wirkt um so hemmender, als eine ererbte Abneigung gegen überseeische Allüren bei unseren „terrestrischen" Autoritäten feste Wurzel hat.

Solchen Umständen gegenüber hatte die Verbindung mit Süd- und Central-Amerita viel größeres Interesse; daher auch die Erregung des „Erbaren Kaufmanns", als die südamerikanischen Colonieen 1813/14 ernstlich Anstalt machten, sich vom Mutterlande zu befreien. Die immer rührige „Commerz-Deputation" säumte nicht, auch den hohen Senat Hamburgs in Bewegung zu bringen. In der Verbindung mit Ländern, die unserer Schifffahrt bis dahin unzugänglich waren, galt es, womöglich der Erste zu sein. Aber der spanische Agent in Hamburg hatte ein wachsames Auge und drohte im Namen seines Herrn mit der Entziehung anderer Gerechtsame, wenn man den Insurgenten Entgegenkommen zeige. Nun meinte zwar die Eommerz-Deputation, eine solche Drohung habe nichts zu bedeuten. Das einzige spanische Gebiet, wo wir Gerechtsame hätten, sei Euba, und eine Untersagung des Hamburger Verkehrs mit Euba streite viel mehr gegen das dortige, als gegen unser Interesse. Nichtsdestoweniger unterblieb die Verbindung bis zu einer Zeit, wo die südamerikanischen Republiken von den Großmächten anerkannt wurden.

Als dies aber eintrat, und erfolgreiche Verhandlungen stattfanden, jubelte man in Hamburg, und es hieß: „Jetzt hat Hamburg Eolonieen!" Und dies geflügelte Wort hatte seine Berechtigung. Der Nutzen einer Eolonie liegt nur dann am Tage, wenn man im Verkehr mit ihr nicht beschränkt ist. Ein guter Vertrag, dem in der Frachtfahrt und Capitalkraft die nöthigen Hilfsmittel zu Gebote stehen, ist im Vergleich mit einem Besitzer, dein jene Mittel fehlen, besser, als der Besitz*).

*) Vei einem mit Zöllen und sonstigen Abgaben nicht zu sehr belasteten Vertrag fallen die Unkosten der Verwaltung weg. Dies und nichts Andere« ist der Grund, der Dänemark zum Verlauf von St. Thomas veranlahte, und schließlich tonnte es nur eine solche Betrachtung sein, die dm Congref, der Vereinigten Staaten bestimmte, da»

ßH viceadmillll Vatsch in Weimar. —
Und für den Präses der Hamburger Commerz-Deputation, Vi. I. Haller,
galt der Satz: „als erster Seehafen Deutschlands seinen Platz behaupten,
dem inneren Deutschland den Handel öffnen nach anderen Gegenden, nicht
die Hände in den Schoß legen, nicht den Kaufmann des inneren Deutsch-
lands sich selbst seine Wege suchen lassen."
Indessen: „Handelsunternehmungen nach Ländern, deren innere Ver-
hältnisse nichts weniger als consolidirt, und deren mercantile Bedürfnisse
nach Umfang und Auswahl den Hamburgern noch recht unbekannt waren,
mußten sehr gewagt, und nicht so aussichtsvoll sein, als sie einen, Optimisten
wohl scheinen mochten."
Das Geschenk, welches Karl V. den Fugger und Welser mit
Venezuela und Columbien machte, war schon deshalb von zweifelhaftem
Werth, weil jene Augsburger „Bankiers" und nicht „Schiffs-Rheder" waren.
Den Hanseaten war der Kaiser Nichts schuldig, sonst hätte man wohl
wünschen können, das Geschenk wäre der Hamburger Commerz-Deputation
zu Theil geworden; dennoch bleibt es eine Frage, ob es auch dieser ge-
nutzt hätte. Die Hindernisse, die sich — wie wir aus Dr. Schuhmachers
Erzählung*) sehen,— der Anwartschaft auf das „Eldorado" entgegenstellten,
wären doch wohl auch den Hanseaten zu viel geworden.
Noch mehr Interesse als mit den südamerikanischen Colonieen hatte
der Schifffahrts-Bertehr mit Merico, denn seitens jener spielte die grüßte
Rolle der Import von Roh-Producten, für Merico dagegen stand der
Export deutscher Fabrikate im Vordergrund. Dorthin gingen, wie Dr. Baasch
sagt, von Hamburg die werthvollsten Ausfuhren. Im Jahre 1838 gingen
nach Merico von Hamburg und Bremen 18 Schiffe mit Ladungen im
Werth von 4400000 Mark Banco, davon 2300000 für deutsche Lein-
wand. „In keinem Lande" — so meinte die Commerz-Deputation —
„haben Hamburgs Kausteute, Hamburgs Rheder und die deutsche Industrie
mehr zu hoffen oder zu fürchten, als in der mericanischen Republik. Vom
Ende der 50er Jahre schrieb Rudolf Schleiden: „Der Großhandel Mericos
befindet sich zn ungefähr ^ in den Händen der in der Republik etablirten
Deutschen, aber nicht deutsche, sondern englische und französische Maaren
nehmen bei der Einfuhr de» ersten Platz ein." Es gab damals 3? hanseatische
Handlungshäuser in Merico.
Neben den Hanseaten, die durch deu Bremischen Minister-Residenten
Dr. Schleiden vertreten wurden, spielte dort der preußische Gesandte Freiherr
von Richthofen eine hervorragende Rolle. Ihm war es schon den 10. Juli
1855 gelungen, einen Handelsvertrag zwischen Preußen und Merico für
Annbieten abzulehnen. Warum sollte man die Vortheile des Freihafens von St. Thomas
sich nicht gefallen lassen ohne die Kosten und Pflichten bei Verwaltung?
*) Die Unternehmungen der Augsbuiger Weiser und Juan de Castellanos von
vi. H. Schuhmacher. 18U2. Hamburg, Frlederichsen u. Co.

18 Zoll Vereinsstaaten abzuschließen, dessen Vortheile dann auch den Hanseaten
zu Gute kamen*).
Für Mexico hatte die preußische Beziehung hauptsächlich deshalb
Werth, weil es ihm darauf ankam, mit einer der „heiligen Allianz" an«
gehörigen europäischen Großmacht ini Vertragsuerhältniß zu stehen.
In den gegenseitigen Vertrags-Verhältnissen machte man im Lauf der
fünfziger und sechziger Jahre immer mehr Fortschritte. Dabei waren die
Südamerikanischen Republiken in commerziellen Zugeständnissen meistens
liberal, legten aber großen Werth auf politische Clauseln.
So enthielten die Verträge mit Venezuela eine Bestimmung, die den
Charakter einer Militär-Convention hatte. Danach: „sollten die Bürger der
contrahirenden Staaten, welche im Gebiet des anderen Theils verweilen
oder reisen, zum regulären Kriegsdienst im Heer oder in der Flotte nicht
verpflichtet sein." Eine Verpflichtung zur Miliz hätte danach in Venezuela
für Fremde auch unter dem Vertrag bestanden.
Eine derartige Elausel war bezeichnend für die unruhige Eigenschaft
der Negierungen jener Länder. Nach einem venezolanischen Gesetz vom
Jahr 1854 sollte „kein Fremder das Recht haben, von der legitimen
Negierung der Nepublik Schadenersatz oder Entschädigung zu fordern für
die Schäden und Nachtheile, welche seinen Interessen in Folge politischer
Unruhen oder aus irgend einer anderen Ursache erwachsen, wenn solche
Schäden und Nachtheile nicht durch regelmäßige Autoritäten verursacht sind".
Dem Wortlaut dieses Gesetzes entsprach denn auch die Vertragsbestimmung,
und eine ganz ähnliche begegnet man auch in den Verträgen, welche von
den europäischen Mächten mit der Neger-Republik von St. Domingo ge-
schlossen wurden.
„Allerdings beruht" — fügt Dr. Baasch hinzu — „der Schutz der
Fremden in jenen Ländern, wie die Erfahrung es gelehrt hatte, weniger
auf Verträgen und Gesetzen, als auf dem imponirenden. Zwang androhenden
Auftreten der großen Seemächte. Hiervon hatten auch die sich keiner Kriegs-
marine erfreuenden Deutschen Vortheil. Die Furcht vor dein Einschreiten
fremder Nationen und den unter Waffenrüstung gestellten Forderungen von
Schadenersatz pflegte die kämpfenden Parteien von dem Eigenthum der
Fremden möglichst fern zu halten.
Preußen protestirte gegen derartige Bestimmungen, und solchem Protest
schlössen sich dann auch die Hansestädte an. Solche Bestimmungen wurden deshalb
aus späteren Verträgen weggelassen. Auf diese Weise nahm der Handelsverkehr

*) Die Angabe vi-. Baasch's, der preußische Vertrag sei nur auf 8 Jahre abge-
schlossen worden, muß nach der Angabe des Freiherr« von Richthosen in dessen Familien-
Geschichte auf einem Versehen beruhen. Daselbst heißt eS auf S. 545, der Vertrag sei
auf 12 Jahre abgeschlossen worden. Danach ist die Vemertuna, es sei Herrn Schleiden
gelungen, für die Hansestädte einen vortheilhafteren Vertrag, als den preußischen zu er-
langen, nicht zutreffend.

mit allen amerikanischen Ländern langsamen, aber erfreulichen und fort-
gesetzten Aufschwung. Es hat an Handelskrisen nicht gefehlt, sie sind aber
jedesmal übermunden worden.

Von besonderen! Interesse ist auch die Erzählung der oft recht lang-
wierigen und mühsamen Unterhandlungen, die seitens beider Hansestädte
mit Brasilien, Peru und Chili gepflogen wurden. Sie haben zu Handels-
verträgen geführt, die, wenn auch nur für die Hansestädte geschlossen, doch
dem Deutschen Handel im Allgemeinen nützlich wurden. Denn obgleich
Preußen für den Zollverein in Abschließung von Handelsverträgen außer-
ordentlich thätig war, lag doch der Haupt-Schiffsverkehr mit jenen Ländern
in den Nordsee-Häfen der Hansestädte und wurde im Wesentlichen durch
deren Rhederei befördert.

An die Handelsverträge knüpften sich regelmäßige Schifffahrtslinien und
Packetfahrten, bis zu den fünfziger Jahren immer noch Segelschiffe, die in
Terminen von 4—6 Wochen je eine Fahrt machten. Erst in der zweiten
Hälfte des Jahrhunderts traten Dampfer in diese Linien ein, und es ist
bekannt, welch' erfreulichen Aufschwung die Dampfschiffs-Rhederei beider
Hansestädte bis heute genommen hat.

Und so wird das Urtheil wohl nicht unberechtigt sein, daß, was die
alten Vorväter der Hansa dereinst versäumt und gesündigt, vom „Erbaren
Kaufmann" des 18. und 19. Jahrhunderts gut gemacht wurde.

Demungeachtet trifft das geflügelte Wort der Commerz-Deputation:
„Hamburg hat Colonieen erhalten," nicht zu in dem Sinne, in dem es ge-
meint war. Gegenseitigkeits-Verträge, Handelsverträge, Schifffahrtslinien
und Beförderung von Eingeborenen des eigenen nach anderen Ländern sind
den Vortheilen einer vernünftigen Colonisation nicht gleich zu achten. Aber
sie hatten das Verdienst, einer solchen den Weg zu ebnen und für die
Möglichkeit ihres Betriebes das Material zurecht zu legen.

Der Teufel.

Novelle,

von

Aar! Menicke.

— Vreslau. —

Motto: „Wo» w»iht D» ob«. Du We!b, ob Du den Mann weidest
selig machend Qd«l Du Mann, wll« weiht Du, ob Du da»
Weib weidest selig machen?"
1, <5olintl,ei?, «, l«.

I.

Huf de»! unserer Stadtgemeinde gehörigen Rittergute Lomnitz war
vor mehreren Jahren die Stelle eines evangelischen Pastors zu
besetzen. Als Patronats-Vertreter hatte ich den Auftrag, einige
Sonntage lunter einander die Probepredigten der Candidaten anzuhören,
um dann dein Collegium Bericht zu erstatten und eine Wahl herbeizuführen.
Ich muß gestehen, das; ineine Aufgabe nicht gerade zu den angenehmen
gehörte. Einmal sielen meine Besuche in Lomnih in die heißeste Jahres-
zeit, zweitens raubten sie mir stets einen ganzen Sonntag, den ich sonst
meinen Bücher» zu widmen pflegte, und endlich war das Anhören der
Predigten ein höchst zweifelhafter Genuß, da die Stelle ziemlich gering dotirt
war und deshalb nicht von hervorragenden Geistlichen begehrt wurde.
Bei fast allen, die ich bis zum Beginn mei»er Erzählung gehört hatte,
machte sich eine wahrhaft erschreckende Geistesarmut!) bemerkbar; von Dis-
position, von folgerichtigem Aufbau der Sätze war selten eine Spur; die
Meisten schienen sich allzusehr auf die Erleuchtung durch den heiligen Geist
zu verlasse», der sie dann unbarmherzig im Stiche ließ.
So konnte ich es denn meinen biederen Nachbarn, den Bauern, unter
die ich mich gewöhnlich zu setzen pflegte, um den Eindruck der Predigt auf
sie zu beobachten, nicht verdenken, wenn sie allmählich einnickte» und erst
durch deu Klingelbeutel des Küsters aus ihrem Schläfchen geweckt wurden.

Ja, dieser Küster! Das war eine merkwürdige Erscheinung! Denken
«sie sich einen Menschen von etwa 50 Jahren mit pechschwarzen, glatten,
langen, fettigen Haaren, einem breiten Vollmondsgesicht mit zwei kleinen
Aeuglein, die wie Glühwürmchen aus einen« Morast hervorleuchteten; breit-
schulterig, krummbeinig und mit einem schwarzen Rocke angethan, der ihm
viel zu eng geworden war und vor Fett buchstäblich in allen Ncgenbogen-
farben erglänzte.
Der Mann hatte seiner ganzen Erscheinung nach keine» Dropsen
germanischen Blutes in sich und war sicher der directe Abkömmling einer
slauischen oder wohl gar mongolischen Völkerfamilie, wie man deren in
Schlesien, selbst in vollkommen deutschen Gegenden, noch ab und zu antrifft.
Trotz seiner Beleibtheit war er sehr beweglich und wanderte während
des Gottesdienstes mit souveräner Gleichgiltigkcit in der Kirche umher, un-
bekümmert darum, daß er etwa die Andacht der Zuhörer stören könnte.
Uebrigens können Sie sich von, dem gemüthlichen Tone, der zu Zeiten
während des Gottesdienstes und auch bei sonstige» feierlichen Gelegenheiten
herrschte, einen Begriff machen, wen» sie die folgenden kleinen Episoden hören.
Unter den Eandidaten hatte sich auch ein altes Männchen befunden,
das s!ch um die Stellung nur bewarb, um aus seinen« rauhen Gebirgs-
dörflein herauszukommen, dessen Klima es nicht mehr vertragen konnte.
Dieses Männchen hatte schon etwa eine halbe Stunde gepredigt —
nebenbei bemerkt, den schrecklichsten Gallimathias, den ich je gehört, — als
er plötzlich innehielt und zu dem gerade in der Mitte der Kirche stehenden
Küster: „Pst, pst!" hiuuntermachte.
Der Küster blickte zur Kanzel hinauf uud fragte in unverfälschtem
Schlensch: „Was wull'n Se denn, Herr Pastor?"
„Wie spät is denn?" tönt es von oben zurück.
Der Küster greift ruhig in die Westentasche, zieht seine tombakene Uhr
heraus und sagt: „A Viertel uf Elfe."
„Na, da woll'n wer »och a Bissel mache»," erwidert der alte Pastor
»nd fährt in seiner Predigt ruhig fort.
Die Zuhörer fanden an diesem Vorgang durchaus nichts Anstößiges.
Ein andermal wohnte ich zufällig dem Leichenbegängnis; eines Dorf-
bewohners bei. Da ist es Sitte, daß der Sarg auf den Hof des Häuschens
hinausgetragen und dort, nachdem um die Bahre herum Lichter angezündet
worden, ein Gebet gesprochen wird.
Nun stand die Traueruersammlung dicht an den« weithi» duftenden
Misthaufe». Mein Küster hatte die Lichter aufgestellt und bemühte sich ver-
geblich, an der Bahre mit Hilfe eines Streichholzes Feuer zu entzünden.
Endlich schlägt er resolnt — sich dabei eines kräftigen Fluches bedienend,
den ich nicht wiederholen will — die langen Schöße feines glänzenden
Noses zurück und reibt das Streichholz an dein Hintertheil seines Körpers,
das rechte Bein nach vor» schlenkernd. Das Streichholz brannte.

„Na also!" brummte der Küster und setzte ruhig die Ächter in Brand.
Auch dieser Vorgang störte die Trauerversammlung in keiner Weise,
Die kleinen Züge sind charakteristisch für die Gutmüthigkeit des schleichen
Landvolkes, aber auch für seine oft bemerkbare Indolenz.
Doch weiter in meiner Geschichte!
Eines Sonntags stand ich — das Glocklein lautete vom Thurm —
auf dem Kirchhofe, unschlüssig, ob ich mich schon in die Kirche begeben oder
nicht vielmehr die Liturgie erst vorübergehen lassen sollte; denn es herrschte
immer eine so dumpfe Luft darin, draußen aber lachte ein wolkenloser,
prachtvoller Sommertag. Von den nahen Gräbern dufteten Nelken und
Reseda zu mir herüber. Ich lehnte im Schatten der Kirchhofsmauer und
sog den Duft ein, mich jenem angenehmen trägen Zustande überlassend, in
dem uns das Leben fo leicht, unsre Sorgen so nichtig erscheinen. Eine
liebe, alte Melodie aus frühster Jugendzeit glaubte ich im Klange der
Glocken zu hören.
Da vernehme ich plötzlich Pferdegetrappel und das Herannahen eines
Wagens. Wie ich vor das Kirchhofsthor trete, hält gerade ein leichtes
Wägelchen an, das von zwei feurigen Rappen gezogen und von einer jungen,
eleganten Dame geleitet wurde.
Ein Diener fprang von dein Rücksitz des Wagens herab und nahm
die Zügel, welche ihm die junge Dame zuwarf, in die Hand, während diese
selbst sich leicht und sicher vom Bocke herabschwang.
Ohne sich irgendwie umzusehen, eilte sie mit raschen Schritten in die
Kirche.
Meine Blicke folgten ihr und bewunderten ihre fchöne, nicht eben
große Gestalt, ihren elastischen Gang und die Fülle hellblonden Haares, das
unter dem kleinen Strohhütchen üppig hervorquoll. Ihr Gesicht mit den
großen, seelenvollen Augen erinnerte mich an das bekannte Portrait der
Gräfin Potocka.
„Wer ist die Dame?" fragte ich unseren Gutspächter, der eben zu
mir herantrat.
„Unsre Nachbarin," gab er zur Antwort, „Baroneß Wally von Bistram
auf Schloß Eichenhof. Ihr Gut gehört zu dein hiesigen Kirchensprengel, sie
hat als Gutsherrin auch eine Stimme in unseren» Gemeindekirchenrath."
„Was tausend! Das widerspricht ja dem alten Grundsatz: mulisr
<H<:s»t in Lochia! Aber es ist schon richtig uud mir! übrigens ganz gleich-
giltig, mich interessirt nur die Dame selbst. Verwaltet sie denn ihr Gut?"
„Vollkommen selbstständig, sie ist eine ausgezeichnete Landwirthin. Sie
war die fleißigste Schülerin ihres Vaters, der wohl nie einen besseren Ver-
walter gehabt hat als sie. Vor zwei Jahren starb der alte Baron und
hinterließ sie als die einzige und alleinige Erbin."
„Wie alt ist sie?"
„Sie muß etwa 24 oder 25 Jahre alt sein." ^

Ich ging in die Kirche und setzte mich sc», daß ich die Baroneß genau sehen und beobachten konnte. Sie hatte auf dem Chore Platz genommen und zwar in einer tiefen Nische, die sie den Blicken der seitwärts Sitzenden vollständig verbarg. Die Kanzel konnte sie nur sehen, wenn sie sich weit nach vorn neigte. Sie saß aber zurückgelehnt, ohne sich zu rühren, und schien tief in Gedanken verloren zu sein.

Der letzte Vers des Kirchenliedes war zu Ende gesungen — wenn man das schreckliche Geplärr in einer kleinen schlesischen Dorfkirche überhaupt Gesang nennen kam — die dumpfen Töne der Orgel waren verhallt, und der Geistliche trat auf die Kanzel.

Es war ein kräftiger, großer Mann von 28 Jahren mit röthlich blonden« Backenbart, hübschen, aber etwas rohen Gesichtszügen, frischem Teint, lautem und durchdringendem Organ.

Als er zu sprechen begann, glaubte ich auf dem Gesicht der Baroneß eine gewisse Erregung wahrzunehmen, sie rückte auch einigemal unruhig auf ihrem Sessel hin und her, vermied es aber, sich vorzubeugen und den Redner anzusehen.

Der junge Geistliche sprach zweifellos viel besser als alle Ccmdidaten, die ich bisher gehört hatte; ja, ich muß sagen, er sprach mir zu gut für eine einfache Dorfgemeinde, die an solche geistige Kost nicht gewöhnt ist. Er war vortrefflich vorbereitet; ohne zu stocken, floß ihn« die Rede von seinen Lippen, und es war Schwung und Begeisterung in seinen Ausführungen. Leider nur schien er der allerschwärzesten Richtung anzugehören. Er hatte seiner Predigt das Thema zu Grunde gelegt: „Wachet und betet, auf daß Ihr nicht in Anfechtung fallet" :c. und nun tobte und wetterte er gegen die Verderbtheit der Welt, gegen die Genußsucht der Gegenwart, gegen die unschuldigsten Freuden, welche die Menschen einschläferten und unfähig machten zun, „rechten Wachsein", daß die Kanzel zuweilen unter den wuchtigen Schlagen seiner Faust, mit denen er seine Worte begleitete, erdröhnten. Woher aber käme all' die Verworfenheit und all' die Zügellosigkeit, welche die Menschen in's ewige Verderben führten? Von dem Mangel an Glauben, von der Lässigkeit und Gleichgiltigkeit besonders der sogenannten Gebildeten, die dem Teufel, dem Antichrist, die Macht über die Seelen gäbe; denn noch habe der Teufel seine Gemalt wie zu Luthers Zeiten, und wer sie unterschätze, den habe er schon in seinen Klauen.

Bei diesen oder ähnlichen Worten, die mit Donnerstimme von der Kanzel geschleudert wurden, ereignete sich etwas Seltsames, das wahrscheinlich außer mir keiner der Anwesenden bemerkte, denn Alle standen unter dem Banne der gewaltigen Rede, wie sie in dem Kirchlein wohl je kaum zuvor gehört worden war. Ja, meine wackeren Landleute saßen, ohne zu schlafen, mit halb geöffnetem Munde da, der Geistliche mußte eine Saite in ihrem Inneren angeschlagen haben, die lange nicht berührt worden war und deshalb um so vernehmlicher widertönte.

vei Teufel, 9«.
Das Seltsame aber, das ich beobachtete, war Folgendes:
Gerade als der Candidat den Satz von der Macht des Teufels
beendet hatte, beugte sich die Varoneß weit nach vorn und schaute zum
ersten Male mit ihren großen klaren Augen nach der Kanzel hin, während
ein wunderbares, kaum merkliches Lächeln über ihr sich erröthendes Antlitz
lief. Ter Candidat aber hatte sofort die Tame bemerkt und war bei ihrem
Anblick zusammengefahren, als ob er von einem plötzlichen körperlichen
Schmerz befallen worden wäre, während sein Gesicht sich mit einer fahlen
Vlässe bedeckte.
Ruhig lehnte sich die Varoneß darauf wieder in ihren Sessel zurück,
sie schlug die Augen nieder, und um ihre Lippen zuckte es, als kämpfe sie
eine Thräne hinunter. Ter Candidat aber wischte sich den Schweiß von
der Stirn, räusperte sich und fuhr erst nach einer längeren Unterbrechung
in seiner Rede fort.
Tic Pause, welche der Redner hatte eintreten lassen, war so natürlich
gewesen nach den letzten starken Worten und die Anstrengung der Stimme
eine so bedeutende, daß Niemand außer mir in dem Verhalten des
Candidaten etwas Auffälliges finden tonnte.
Seine Stimme klang aber von nun an matt; er war zweifellos nicht
mehr bei der Sache, verwirrte sich im Gedankengang, brach plötzlich und
unmotivirt ab und schloß mit der Strophe eines alten Kirchenliedes.
Tic Varoneß hatte gleich nach den letzten Worten der Predigt die
Kirche verlassen, während ich absichtlich noch einige Zeit in derselben ver-
blieb, um die Wirkung zu beobachten, welche die Rede des Candidaten
hervorgerufen.
Soviel war sicher: er hatte auf die Gemeinde einen starken Eindruck
gemacht. In meiner nächsten Nähe hörte ich Aeußerungen, wie: „Ter hot's
getruffen!" oder: „Ma mecht' sprechen, der versteht seine Soche," und
andere mehr, und überall unter den Zuhörern zeigte sich eine ungewöhnliche
Bewegung.
Sogar der schwarze Küster hatte es nicht gewagt, während der Predigt
mit dem Klingelbeutel herumzugehen, und holte erst jetzt das Versäumte nach.
II,
Als ich aus dem .ttirchlein heraustrat, fand ich vor der Thür die
Varoneß mit unserem Gutspächter im Gespräch. Cr beeilte sich, mich der
Tame vorzustellen.
Jetzt, da ich dicht vor ihr stand, wurde ich von dem ganzen Zauber
ihrer anmuthigen Persönlichkeit auf's Angenehmste berührt. Soviel Lieblich-
keit bei soviel Festigkeit und Selbstständigkeit im Auftreten war mir noch
selten in der Damenwelt begegnet.
Sie reichte mir die Hand zu kräftigem Trncke und sagte:

„Wenn Sie Nichts dawider haben, möchte ich an Ihrem Gabelfrühstück theilnehmen. Der Candidat, der heute gepredigt hat, ist ein alter Bekannter von mir, ich hätte ihn gern gesprochen."
„Sie werden mir eine große Freude bereiten," sagte ich aufrichtig, „wenn Sie uns Gesellschaft leisten wollen."
Ich hatte ein für alle Mal angeordnet, daß eine halbe Stunde nach Schluß der Kirche bei unserem Pachter ein Gabelfrühstück bereit stände, an welchem auch der betreffende Candidat, ferner unser Oberförster und wer sonst noch gerade von Honoratioren anwesend war, sich betheiligen konnten. Es sollte auf diese Weise Gelegenheit gegeben werden, den Candidaten auch im persönlichen Umgange kennen zu lernen.
„Wie geht es Ihrem College» Bergmann?" begann die Naroneß, indem wir uns anschickten, den Kirchhof zu verlassen; „hat er nicht mehr das Decernat Ihrer Güter und Forsten? Ich habe früher öfter mit ihm zu thun gehabt bei Grenzregulirungen."
„Er ist gestorben, und ich biu sein Nachfolger im Decernat geworden," erwiderte ich. „Als solcher muß ich auch heute die baulichen Reparaturen im Pfarrhause besichtigen, die wohl beendet sein werden. Da wir bis zum Frühstück noch eine gute balbe Stunde Zeit haben, will ich das gleich thun."
„Ich werde Sie begleiten und Ihnen besichtigen helfen," sagte die Baroneß. „Ich muß nämlich das Schulhaus in Eichenhof von Grund aus renoviren lassen und will mich derselben Handwerker bedienen wie Sie, falls sie ihre Sache gut gemacht haben."
Nichts konnte mir angenehmer sein, als die Begleitung der Baroneß. Der Pächter, ein bescheidener, einfacher Mann von 50 Jahren, kinderloser Wittwer, verabschiedete sich von uns, uin noch Etwas für das Frühstück zu besorgen, und ich wanderte im Sonnenglanz neben der reizenden Baroneß Wally die Dorfstraße entlang nach dein Pfarrhause.
Sie bediente sich keines Sonnenschirmes, worüber ich ihr mein Erstaunen ausdrückte.
„Das schickt sich nicht für Landwirthe," sagte sie, „und ich will nichts Anderes sein. Wir müssen froh sein, wenn nns der Himmel so hell bescheint wie heute, das ist gesegnetes Erntewetter. Ick hoffe heute den Noggen vollends hereinzubekommen."
„Heute am Sonntag?"
„In der Erntezeit giebt es keine Sonntage, da muß jede gute Stunde wahrgenommen werden."
„Was würde dazu unser Candidat Wintler sagen, den wir soeben gehört haben?"
„Der würde wahrscheinlich sehr ungehalten sein, wie ich ihn kenne," versehte die Naroneß mit einem leisen Seufzer.

Während ich noch unschlüssig war, ob ich weiter forschen sollte, welcher Art ihre Bekanntschaft mit dem Candidaten sei, kam die Varoneß von selbst meinen» Wunsche entgegen und sagte:
„Wir kennen uns nämlich von frühester Kindheit an. Sein Vater war Lehrer in Eichenhof, und ich bin mit dem Sohne zusammen erzogen worden. Wir haben Alles gemeinschaftlich gelernt, bis er als Secundaner in's Gymnasium geschickt wurde; von da an mußte ich mir allein weiterhelfen."
„So haben Sie auch Lateinisch und Griechisch gelernt?"
„Ja — aber das Meiste davon habe ich wieder vergessen."
„Und später — ist die Iugendfreundschaft fortgesetzt worden?"
„Ja freilich. — Doch da sind wir ja. Nun lasseu Sie uns einmal besehen, wie die Leutchen gearbeitet haben," sagte sie, offenbar zufrieden, daß sie dem Gespräch eine andere Wendung geben konnte.
Ich ließ mich aber nicht so ganz kurz abspeisen, sondern sagte, das Pfarrhaus mit ihr betretend, in halb gleichgiltigem Tone:
„Ich wundere mich übrigens, daß ein Mann von so entschieden großen rednerischen Fähigkeiten sich um eine so gering dotirte Stellung bewirbt."
„Ach — das hat seine besonderen Gründe —" entschlüpfte es der Baroneß, wobei sie tief erröthete, „doch wir haben jetzt andere Dinge vor."
Und dabei öffnete sie die Thür zu dem ersten Zimmer rechts nnd begann ihre Vesichtigung, die von so ausgezeichneter Sachkenntnis; geleitet und von so vielen, leicht hingeworfenen, treffenden Bemerkungen über Holzarten, Tapeten, Wandpuh, Fensterverschluß, Dielung u. s. w. begleitet wurde, daß ich wahrhaftig einen erfahrenen Baumeister und nicht ein junges und schönes adliges Fräulein zu hören vermeinte.
Die Arbeiten fanden ihren vollen Beifall; aber ich merkte aus der eingehenden Art ihrer Besichtigung, daß sie nicht blos ein sachliches Interesse leitete, sondern in erster Reihe ein persönliches. Sie wollte sich offenbar davon überzeugen, ob der zukünftige Herr Pastor auch ein recht bequemes und ivobleingerichtetes Heim vorfände. Ihr Interesse erstreckte sich daher auch auf den Garten und dessen Obstbäume, Lauben, schattige Gänge u. s. w.
„Es ist Alles in bester Ordnung," sagte sie, sich zum Ausgange wendend; „die Leute haben ihre Sache gut gemacht, ich werde sie für meine Arbeiten engagiren."
Auch ich hatte Nichts auszusetzen, und wir traten daher unseren Rückweg nach dem Gutshofe an, um uus zum Frühstück zu begeben.
Unterwegs auf der Landstraße kam uns der schwarze Küster entgegen. Er machte eine tiefe Reverenz, blieb stehen nnd sagte mit unabsichtlich komischem Pathos: ^
„Das war 'ne Predigt, Herrschaften! So was Hab' ich noch nich erlebt! Der is unser Mann! Der versteht's! Den muß' ber wählen! Und sühn Se ok, Herr Räch," setzte er triumphirend hinzu und schüttelte einen ledernen Beutel voll kleiner Münzen in seiner Rechten — „nnd säbn Se,

seit 20 Jahren ha' ich ni so an vollen Veutel gehabt! 5 Mark und
80 Pfennig! Dos hat doch sei Wesen! Das flutscht! Das <s unser
Mann!" Jeden dieser Sätze begleitete er mit lebhaften Gesticulationen
seiner beiden Anne, die wie Würste in die glänzenden, engen Rockärmel
eingepreßt waren.
Ich hatte bemerkt, wie die Varoneß während dieser Lobeserhebungen
lebhaft erröthete. Sie drängte vorwärts, und ich ließ den begeisterten
Kirchendiener mit der Versicherung »«einerseits stehen, daß auch mir die
Predigt gut gefallen habe. Wir hörten ihn noch längere Zeit hinter uns
laut mit sich selbst sprechen.
„Na, da werden wir ja über die Wahl kaum mehr im Zweifel sein,"
sagte ich zur Varoneß gewendet, worauf sie allerliebst kichernd mir erwiderte:
„Meine Stimme hat er nicht!"
„Nicht?" fragte ich erstaunt.
„Sie wird ja aber auch nicht ausschlaggebend sein," sehte sie rasch
hinzu.
„Wie soll ich das verstehen?" dachte ich bei mir und trat mit der
Varoneß in das Gutshaus ein.

III.

In dem Frühstückszimmer fanden wir außer dem Gutsvächter noch
unseren Oberförster, einen jungen, unverheiratheten Mann von 30 Jahren,
der erst kürzlich aus dem königlichen in den städtischen Dienst übergetreten
war; ferner einen älteren Geistlichen aus unserer Stadt, der stellvertretungs-
weise bis zur Neuwahl die seelsorgerischen Geschäfte in Lomnitz versah. Er
war eigentlich unser städtischer Armenhaus-Prediger, ein alter Junggeselle
von abnormer Häßlichkeit, mit großem kahlen Kopf auf winziger, dürftiger
Figur. Ich hörte, daß die Bauerjungen in der sogenannten „Kinderlehre"
mit ihm ihre argen Spaße trieben.
Der Candidat war noch nicht da, und ich hatte infolge dessen Ge-
legenheit, mich davon zu überzeugen, daß auch der Oberförster und der alte
Armenhaus-Prediger die heutige Rede ganz ausgezeichnet gefunden hatten.
Nur etwas zu streng, meinten sie, aber das tonne nicht schaden, denn der
Geist in der Gemeinde sei ziemlich verweltlicht und bedürfe einer strafferen
Disciplin.
Varoneß Wally hatte sich an dem Gespräch nicht betheiligt, sondern
stand während der Zeit am Fenster und blickte in den Park hinaus.
Da wurde an die Thür gepocht, und bald darauf trat der Candidat
Winkler ein. Er machte eine stumme Verbeugung und ging dann rasch auf
Wally zu, der er die dargereichte Hand küßte. Nachdem darauf der Guts-
pächter die Vorstellung der Anderen vermittelt hatte, wandte sich der
Candidat wieder zu Wally und sagte mit einer Miene, die zugleich Freude
und doch auch wieder Verdruß bedeuten konnte:

„Sie haben mir einen furchtbaren Schrecken eingejagt."
„Durch mein unerwartetes Erscheinen?"
„Ja!"
„Aber wie konnten Sie so erschrecken?"
„Veit —" der Candidat stockte und runzelte die Stirn, dann fragte er
schnell: „Warum hatten Sie mir denn geschrieben, Sie würden nicht kommen?"
„Weil ich bis gestern sicher annehmen mußte, daß ich uerhindett sein
würde. Schließlich ist es mir doch noch möglich geworden, mich loszu-
machen, und so ^ habe auch ich Ihre Strafpredigt über mich ergehen lassen
müssen."
„Strafpredigt?" fragte der Candida! halb vorwurfsvoll.
„Nun, das war sie sicher," erwiderte Wally, „aber wir werden jn noch
Gelegenheit haben, darüber zn sprechen."
„Ich bitte zn Tische, ineine Herrschaften!" forderte der Nutspächter
auf, und wir nahmen unsere Plätze ein. Äaroneh Wally saß zwischen dein
Kandidaten und nur.
Das Gespräch begann sofort fehr lebhaft zn werden, Cs drehte sich
natürlich um die Predigt des heutigen Sonntags und um die feelforgerlickeu
Bedürfnisse der Gemeinde.
Der Candidat entpuppte sich immer mehr und mehr als ein streng
onhudorer, der äußersten Rechten ungehöriger junger Mann, der am liebsten
mit Feuer und Schnert die Sünde ans der Welt geschafft hätte. Dies
binderte ihn jedoch nicht, >eine kräftige klinge zu schlagen und auch dem
Wein wacker zuzusprechen.
Während die Andern fast ausnahmslos dem Landidaten zum Munde
redeten, hielt Varoneß Wally ihm lebhaft Widerpart, indem sie betonte, daß
sie von einem milderen Kircbenregimente sich viel bessere sittliche Früchte
verspreche in der Gemeinde, als von einem so scbarsen, wie es der Candidat
in Aussicht stelle. Das Neue und Ungewöhnliche in der Nede des Cnndidaten
hätte die B'auern allerdings heute aufgerüttelt; auf die Dauer werde ihnen
aber das nicht imponiren, und sie würden es vorziehen, die'Xirche zn ver-
säumen, als Strafpredigten mitanzuhüren.
„Ich für ineine Person," so schloß sie und blickte dabei dem Cnndidaten
frei und offen iu's Angesicht, „kann Ilmen meine Stimme nicht geben,"
Der Candidat uenieigte sich lächelnd gegen sie nnd flüsterte ihr dabei
einige Worte fo leise zu, daß ich sie nicht verstehen konnte. Ich bemerkte
aber, daß die Z'aroneß tief errötbete, was übrigens sehr leicht bei ihr zn
geschehen pflegte.
„Was mir aufgefallen ist, Herr Candidat," sagte ich, „ist Ihre
Stellung dem Teufelsglanben gegenüber. Soviel mir bekannt, ist in der
neuen Tbeologie, insbesondere seit Schleiermacher, für den Teufel überhaupt
kein Platz mehr in der evangelischen Glaubenslehre? Nach Ihren heutigen
Ausführungen scheinen Sie durchaus anderer Meinung zn sein?"

„In der That," erwiderte der Candidat lebhaft, „ich stehe in dieser Beziehung auf dem Standpunkte Luthers und halte ihn für den einzig richtigen und berechtigten. Für mich ist der Glaube an einen persönlichen Teufel das notwendige Correlat des Glaubens an einen persönlichen Gott."

Dieser Satz platzte wie eine Bombe in unsere kleine Gesellschaft hinein und rief einen wahren Sturm von Meinungsäußerungen der verschiedensten Art hervor.

Der Armenhausprediger, der sich bis dahin fast ausschließlich culinari« scheu Genüssen überlassen hatte, wollte den Satz des Candidaten in seiner Schroffheit keineswegs gelten lassen. Ihm war der Teufel nur das böse Princip in der Welt; während der Gutspächter als Sohn eines alten Land-pastors den Candidaten womöglich noch überbot und zahlreiche Beispiele aus seinen, Leben anführte, die den reellen Einfluß des Teufels auf unser tägliches Leben beweisen sollten.

Der Oberförster verhielt sich durchaus skeptisch, schien sich jedoch über die ganze Frage niemals Gedanken gemacht zu haben, obwohl sie ihn augenscheinlich lebhaft interessirte.

Naroneß Wally aber hatte eine strenge Miene angenommen und schaute stumm über den Tisch weg in ungewisse Feme.

„Was sagen Sie denn dazu, mein gnädiges Fräulein?" fragte ich sie.

Es trat eine Pause ein, in der Niemand sprach. Alle schienen darauf gespannt, die Ansicht Wallys zu hören.

Sie schien unschlüssig, was sie sagen sollte, bewegte einige Male die Lippen und schwieg doch wieder. Endlich aber richtete sie ihren schlanken Oberkörper straff in die Höh' und sagte:

„Ich werde Ihnen mit den Versen eines alten orientalischen Dichters antworten:

„Um Hollenfurcht und Himmelshoffnung dreh'n
Tick Kirchen, Synagogen und Moscheen;
Doch wer gedrungen bis zum Quell des Lickts,
Macht sich aus Himmel und aus Hölle Nichts."

Darauf lehnte sie sich ruhig in ihren Sessel zurück und blickte den Candidaten von der Seite an, und ein fast unmerkliches Lächeln spielte um ihren schönen Mund.

Die Andern schwiegen bestürzt und sahen still vor sich hin, auf den, Antlitz des Candidaten aber bemerkte ich eine flammende Nüthe, und auf seiner Stirn 'zeigte sich eine stark angeschwollene Ader. Er blickte serregt um sich, trommelte mit den Fingen: der rechten Hand nervös auf dem Tische und stieß dann mit zitternder Stimme die Worte hervor:

„Sollte das ein Scherz sein, so finde ich ihn in hohem Grade unpassend', und ist es Ernst — dann bedauere ich Sie!"

„Sind diese Birnen in Ihrem Garten gezogen?" Mit diesen Worten wandte sich die Varoneß gleich darauf, das peinliche Schweigen unterbrechend.

das der Aeußerung des Candidaten gefolgt war, an den Gutspächter, ohne daß man ihr die geringste Erregung anmerkte. „Ich finde sie ausgezeichnet und würde Sie bitten, mir einen Ableger für meine Baumschule davon zu überlassen."

Der Gutspächter fprach seine Bereitwilligkeit aus, Md bald darauf hob ich die Tafel mit dem Bemerken auf, daß ich noch eine dienstliche Angelegenheit mit dem Oberförster zu besprechen hätte. Ich knüpfte die Bitte daran, daß wir uns Alle in etwa einer Stunde zu einer Tasse Kaffee hier wieder zusammenfänden, was allseitig zugestanden wurde.

Meine Besprechung mit dem Oberförster war in kurzer Zeit erledigt, und ich schlenderte allein in den großen Gutspark, mir zu einem kurzen Nachmittagsschläfchen einen kühlen, schattigen Platz zu suchen. Derselbe war bald gefunden in einer von wildem Wein fast völlig zugewachsenen Laube.

Ich setzte mich auf eine Bank darin und verfiel sogleich in jenen angenehmen Halbschlaf, in dem Traum und Wirklichkeit sich wunderlich mit einander vermischen.

Plötzlich höre ich in einiger Entfernung Stimmen, und zwar eine laute, leidenschaftlich erregte Männerstimme, der eine feine Damenstimme antwortete.

Ich hob den Kopf und lauschte.

Die Stimmen kamen näher; endlich verstand ich Wott für Wort.

„Wenn ich Dich nicht so über alle Maßen liebte, mit einer, wie ich fürchte geradezu sündigen Liebe, hätte ich ja den Kampf schon längst aufgegeben. Aber ich kann, ich darf es noch nicht! Durch inbrünstiges Gebet muß und wird es mir gelingen. Deine Seele vor den» ewigen Verderben zu retten. Nur zu diesem Zwecke habe ich mich hierher gemeldet, um Dir nahe zu sein! Wally! Bin ich Dir denn so gar Nichts mehr, daß ich gar keinen Einfluß auf Dich habe?"

„Aber nimm doch Vernunft an," erwiderte die Damenstimme. „Soll ich Dir Etwas vorlügen, soll ich heucheln, um Dir zu gefallen? Was würde Dir damit geholfen sein? Ich habe mir Mühe gegeben, mich in Deine Anschauungen hineinzuleben, ich habe mir Mühe gegeben, zu glauben."

„Nein, das hast Du nicht," unterbrach die Männerstimme, „Du hast Dir eben nicht die rechte Mühe gegeben, Glaube mir, Wally, es hat Dir stets am guten Willen gefehlt. Folge mir! Werde mein! ganz mein! und laß Dich wieder unterrichten wie ein Kind! So Ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt Ihr das Neich Gottes nicht sehen, hat der Herr gesagt. Nur der Kinderglaube kann uns retten —"

„Aber ich komme Dir ja auf halbem Wege entgegen," rief sie nun wieder dazwischen, „ich will die Deine werden, wenn Du Deinen geistlichen Beruf aufgiebst und auf mein Gut ziehst, alles Andere überlas; der Zukunft."

„Nein, nein, nie! Das kann ich nimmermehr! Ich lebe und sterbe mit und für meinen hohen Beruf. Nur so kann ich Dich auch ganz retten.

Wally, Wally! Meine Liebe, meine unendlich heiße, glühende Liebe wird
Dir helfen! Folge mir, sei mein Weib, halte es nicht für ;n gering, die
Fran eines Predigers zu werden. Ich weist, daß ich hier nicht lange
bleiben werde, mir ist anderswo die Stätte meiner Thätigkeit bereitet.
O, laß mich meinen Seelsorgerberuf damit beginnen, daß ich Deine Seele,
Deine fchöne Seele rette vor Tod und Verdammniß — daß ich —" die
Stimmen entfernten sich, ich konnte Nichts mehr verstehen.
Meine Müdigkeit war verschwunden. Ich blieb noch einige Minuten
still sitzen, um mich nicht zu uermthcn, dmm erhob ich mich und trat auf
den breiten Parkweg hinaus, der an der Laube vorüberführtc. Behutsam
ging ich vor und schaute die Allee hinunter. Da sah ich, wie am äußersten
Ende des Weges der Candida! leidenschaftlich feinen Ann um Wallys Hals
fchlaug, sie auf den Mund küßte uud dann in einem Seitenwege mit ihr
verschwand. —
Als wir uus zum Kaffee wieder zusammenfanden, war die schwüle
Stimmung, die zu Ende des Frühstücks geherrscht hatte, vollständig
verschwunden. Varoneß Wally war die Heiterkeit selbst uud steckte mit
ihrer Laune alle Anderen an, so daß selbst das trübselige Gesicht des
Annenhaus-Predigers von ungewohntem Glänze strahlte.
Ter Eandidat aber wandte kein Auge von Wally und erzählte einige
drollige Kindergeschichten von ihr, die sie in seliger Jugendzeit miteinander
erlebt hatten.
Auf meinen Antrag wurde der Eandidat zum Pastor in Lonmitz ge-
wählt. Bald darauf erhielt ich folgende Anzeige: „Meine Verlobung mit
Varoneß Wally von Vistram auf Schloß Eichenhof erlaube ick mir hierdurch
ergebenst anzuzeigen, Willibald Winkler, Pastor in Lomnih."

IV.

Seitdem mochte ungefähr eiu halbes Jahr vergangen fein, als eines
Tages der Oberförster in mein Ämtszimmer kam, um mir über verschiedene
dienstliche Angelegenheiten Vericht zu erstatten. Am Schlüsse unserer Ver-
handlungen konnte ich nicht umhin, mick nach dem jungen Paare zu er-
kundigen, und wie der neue Pastor sich in der Gemeinde eingelebt habe.
„Sie wissen noch Nichts?" fragte der Oberförster erstaunt.
„Nein; wovon denn?"
„Nun, die Verlobung ist zurückgegangen."
„Was taufend! Seit wann denn?"
„Seit etwa vier Wochen."
„Und warum?"
Der Oberförster mckle die Achseln.
^

„Das weiß Gott," sagte er, „die Neiden haben aber sicher nicht zusammen gepaßt. Daraus wäre im Leben keine glückliche Ehe geworden."
„Und wie steht es mit dem Pastor? Fühlt er sich wohl in der Gemeinde, und ist er beliebt?"
„Ich möchte Beides verneinen. Er versteht es gar nicht, mit den Bauern umzugehen. Uebrigens soll er ein epochemachendes theologisches Wert geschrieben haben, und seine Berufung nach Berlin soll nahe bevorstehen."
Und so geschah es. Pastor Winkler ging bald darauf als Universitätslehrer und Prediger nach Berlin, und an seiner Stelle wählten wir auf Wunsch des Lomnitzer Gemeindekirchenrathes einen gewissen Hahn, einen von den Eandidaten, welche ich bereits hatte predigen hören.
Mir war das einerseits ganz lieb, da ich auf diefe Weise der Mühe überhoben wurde, von Neuem Probepredigten mit anhören zu müssen; andererseits bedauerte ich aber doch, daß mir eine passende Gelegenheit entzogen wurde, die Baroneß wieder zu sehen, die mein Interesse — ich kann es nicht leugnen — lebhaft in Anspruch nahm. Und «5 widerstrebte mir, einen Borwand, unter dem ich sie hätte anffuchen können, zu erfinden. So vergingen fast volle vier Jahre, ehe ich sie wiedersah.
Es sollte ein Terrain-Austausch zwischen den Nittergüteni Eichenhof und Lomnitz vorgenommen werden, und ich wurde beauftragt, an Trt und Stelle die Vertragsbedingungen :c. festzustellen.
An einen: prachtvollen Iunimorgen — bei Lerchensang und wolkenlosem Himmel fuhr ich hinaus.
Ich benutzte die Gelegenheit, dem neuen Pastor Hahn einen Besuch abzustatten und ihn zu fragen, wie er sich eingelebt habe. Ich fand einen füllen uud zufriedenen Menschen in ihn,, der mit seinem Weibchen und schon drei in Lomnitz geborenen Kindern bescheiden sein Leben führte und sich glücklich schätzte.
Von seinem Borgänger sprach er mit hoher Achtung und nannte ihn ein großes Kirchenlicht, das dermaleinst gewiß den ersten Platz im Kirchenregimente einnehmen werde.
Als ich weiterfuhr, traf ich auch den Küster auf der Landstraße. Aber wie hatte sich der arme Teufel verändert! Seine Haare waren schneeweiß geworden und hingen ihm zottig um den Kopf herum. Das Gesicht war" stark geröthet, und die Augen hatten einen stieren Ausdruck angenommen.
Ich ließ halten und redete ihn an:
„Guten Tag! Wie geht's?"
„Vortrefflich, so lange der Herr Nllth mit mir sprechen, aber sonst," sagte er, tief feinen schäbigen Hut ziehend, und zuckte die Achseln — „na Tu lieber Gott, man muß halt das Leben ertragen."
Er roch stark nach Branntwein.
„Lebt Ihr denn friedlich in der Gemeinde?" fragte ich.

„O, ja — unser Herr Paster is a gutter, lieber Mann — das reine
Lamm, sag' ich Ihnen, Herr Rath, das reine Lamm, Man möcht' sprechen^
er is fast zu gutt für diese Welt!"
„Ist denn sein Vorgänger schon vergessen?"
„Der Wintler?" fragte der Küster und zog die weißen Augenbrauen
weit in die Höhe.
„Ja!"
„Das war doch nischt uor uns, Herr Nath. Der Mann — Gott
verzeih' mir die Sünde, — war überhaupt nich für die armen Leute —
das is a Pastor uor Fürschten und Grafen, drum is er auch nach Berlin
gegangen." Er rang die Hände und fuhr fort: „Denken Se doch! die
Baronin war ihm zu wenig! Die hat er schießen lassen! Eine solche Frau!
Ich weiß nich, ob Se se kennen — ma kann sich nischt Scheeneres und nischt
Besseres denken — und die war ihm zu wenig!"
„Na — deswegen —?" sagte ich kopfschüttelnd.
„Nischt Gewisses weeß man freilich nich," siel er achfelzuckend schnell
ein, „man konnte halt nich aus 'n klug werden. Die Pauern haben sich
vor ihm gefurcht', die Kirche blieb leer — und der Klingelbeutel noch
leerer."
Er lachte aus vollem Halse über seinen Witz, und ich fuhr weiter.
Auf dem Gutshofe nahm ich unseren Pächter und den Oberförster in
meinen« Wagen mit, und wir fuhren durch unseren prächtigen Forst nach
Eichenhof zu der auszutaufchenden Parcelle. Es war ein Stück Wiese,
welches sich in unfern Forst hineinschob, gegen ein Stück Wald auf Eichen»
hofer Territorium abzugeben. Die Stelle war recht anmuthig und jetzt im
Schmucke des Juni von ganz besonderem Reiz.
Als wir ankamen, war Varoneß Wally schon da. Sie stand neben
einem kleinen eleganten Wägelchen, das mit zwei Pony-Schecken bespannt
war, und unterhielt sich mit dem Geometer, der schon vorausgegangen war,
die Grenze abzustechen,
Sie trug ein einfaches Sommerkleid von lila Batist, bis an den
Hals geschlossen, die Schultern bedeckte ein breiter, echter Spitzenkragen, das
blonde Köpfchen wieder ein kleiner gelber Strohhut.
Es wollte mir scheinen, als ob ihre Gestalt noch etwas schlanker,
zierlicher geworden wäre, die Farben des Gesichts hatten an Frische ver-
loren, dagegen leuchteten die Augen noch in ihrem alten Glänze, und die
ganze Gestalt athmete wieder berückende Anmuth und Lieblichkeit.
Unsere Begrüßung war sehr herzlich; von meiner Seite sicher aufrichtig
— aber auch ihre Freundlichkeit schien echt zu sein. Sie reichte mir ihre
kleine wanne Hand, die sich in der meinigen fast verlor, und sagte:
„Vier Jahre haben wir uns nicht gesehen! Fast könnte ich bedauern,
daß in Lomnitz immer Wes so glatt geht, daß der Herr Decernent nicht
nöthig hat, sich hemuszubemühen."

„Und ich wiederum muß die Friedfertigkeit unserer holven Nacybarin bedauern, die unsere Anwesenheit so garnicht erforderlich macht. Ich freue mich aufrichtig, Sie wiederzusehen, und ich hoffe, Sie gönnen nur nach gethaner Arbeit noch ein privates Plauderstündchen."
„Das versteht sich," sagte sie, „ich sehe in meiner ländlichen Abgeschiedenheit so wenig Stadtleute, daß ich die Gelegenheit wahrnehmen muß, wenn sich einmal ein Großstädter hierher verirrt."
Wir gingen sogleich in nwäiaZ reu, und da Alles auf's Neste vorbereitet war, so nahm uns das Geschäft, einschließlich aller kleinen Nebenbedingungen und Verclausulirungen, kaum eine halbe Stunde in Anspruch. Meine Bewunderung vor Barnoneß Wally, ihrer Klarheit, Verständigkeit, Kürze und Präcision im Ausdruck, ihrer geschäftlichen Sicherheit und juristischen Gewandtheit wuchs von Minute zu Minute. Ich lasse mir den blauen Dunst von der Inferiorität des weiblichen Geistes nicht mehr vormachen, feitdem ich die Baroneß Wally kennen gelernt habe. Sie wog mir an Verstandesschärfe ein halbes Dutzend meiner lieben Eollegen vom M8 auf, die fo häufig Weitschweifigkeit mit Gründlichkeit verwechseln. Ich konnte nicht umhin, einige Worte der Anerkennung gegen sie zu äußern.
„Das ist kaum mein Verdienst," erwiderte sie einfach, „ich verdanke diese Eigenschaften, die Sie, glaube ich, viel zu hoch anschlagen, meinem trefflichen Vater, der mich von frühester Jugend an gelehrt hat, die Dinge zu sehen, wie sie sind, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden und alle Prahlerei zu hassen."
Nach diesen Worten wandte sie sich ihrem Wagen zu, der in einiger Entfernung von uns stand, und winkte ihrem Diener, worauf dieser, ohne weitere Befehle abzuwarten, unter den Sitz des Wagens griff und einen großen Korb, aus dem einige Hälse von Weinflaschen angenehm heruorlugten, herausnahm und zu uns brachte.
„Folgen Sie mir, ineine Herren," sagte sie, dein Diener die Richtung anweisend, welche er einschlagen sollte, „ich habe hier in der Nähe im Walde ein Fleckchen ausfindig gemacht, das wie geschaffen ist zu einem kleinen Frühstücksgelage. Es liegt auf meinem Grund und Boden, und es ist darum nur billig, daß ich die Wirthin mache."
Damit schritt sie voran, dem Diener folgend, und winkte lins nachzukommen.
Ich nahm den Oberförster beim Ann und ging absichtlich etwas langsamer, Uni ihm was in's Ohr zu flüstern.
„Ist sie nicht entzückend?" fragte ich ihn.
Der Oberförster nickte zustimmend mit dem >tovfe.
„Und Sie junger Mann von 34 Jahren oder noch weniger können in der Nähe solcher Schönheit und Anmuth so gelassen leben? Ich alter Ehemann bin ja Feuer und Flammen beim Anblick dieses Wesens!"
„Ich bin verlobt und sehr glücklich," versetzte der Oberförster.

'',,AH' 'das'ist ttions Anderem," sagte ich, „das erklärt und entschuldigt
Alles."
„Uebrigens", fuhr der Oberförster fort, „scheint sie jeden Gedanken an
Verheirathung aufgegeben zu haben, seitdem —"
Er konnte den Satz nicht beenden, denn Wally blieb stehen, drebte sich
nach uns um und sagte:
„Hier sind wir. Wie gefällt Ihne« der Platz?"
Er war in der That fehr einladend und lauschig: eine fast kreisrunde,
von prächtigen alten Buchen eingesäumte kleine Lichtung.
„Das scheint ein Opferplatz unserer heidnischen Vorfahren gewesen zu.
sei»; vielleicht auch eine Mchtstätte der heimlichen Vehme—" bemerkte ich.
„Oder," sagte Wall« lachend, „eine von meinen Vorfahren aus Geld-
mangel abgeholzte Stelle, die man wieder anzupflanzen vernachlässigt hat.
Denn die herrlichen Bäume hier ringsherum lassen vermuthen, das; hier auch
welche gestanden haben, die ein schönes Stück Geld abgeworfen haben mögen."
„Das fcheint mir auch fo," bestätigte der Oberförster, indem er dem
Diener behilflich war, eine Decke auf dem Nasen auszubreiten nnd die
Speisen lind Getränke aufzustellen.
„Wie den, auch sei," fuhr Wally in guter Lanne fort, „es soll uns
nicht abhalten, in Dankbarkeit derer zu gedenken und ihnen ein Glas zu
weihen, die, ohne es zu ahnen, nns heute zu einem so schönen Frühstücks-
plätzchen verhalfen."
Der Diener hatte foeben eine Flasche entkorkt, und Wally füllte die
bereitgestellten Gläser.
„Zunächst aber auf gute Nachbarschaft!" sagte sie, ihr Glas erhebend,
und stieß mit uns an. „Kommen Sie nur uäher, Herr Walther," rief
sie dem Geometer zu, der in einiger Entfernung stehen geblieben war. „Sie
haben uns sehr gute Dienste geleistet und sich Ihr Frühstück redlich verdient."
Der bescheidene Mann trat näher und lagerte sich mit lins im Kreise.
Wir hatten Alle guten Appetit, aber der „Freßkober", wie die Land-
leute sagen, war so reichlich ausgestattet, daß selbst der Diener und unsere
Kutscher mit den Ueberresten nicht fertig werden konnten.
Wir plauderten heiter und zwanglos über allerhand wirthfchaftliche
Dinge, namentlich über Pflege und Schutz des Waldes, und ich vermied es,
irgend ein tiefer gehendes Thema anzuschlagen, das in unserer bunt
zusammengesetzten Gesellschaft kaum die nchtige Nahrung gefunden, mir
aber vielleicht die Gelegenheit zerstört hätte, später, wenn ich mit der Naroneß
allein sein würde, darauf zurückzukommen.
Wally schien ebenso zu empfinden, denn sie wandte den wirthschaft-
lichen Gegenständen absichtlich immer auf's Neue ihr Interesse zu, sobald
einmal eine Pause in unserem Gespräch einzutreten drohte.
So mochten wir ungefähr wieder ein Stündchen verbracht haben, als
plötzlich die dumpfen Schläge von Pferdehufen auf dem weichen Wald-

boden veniehmlich zu unfern Ohren drangen. Bald hörten wir auch das
Wiehern eines Rosses, dem eines unsrer Pferde antwortete, und auf dem
schmalen Waldpfade, der zur Lichtung führte, zeigte sich ein stattlicher
Reiter, der aber stutzte und offenbar nicht wußte, ob er näher kommen oder
wieder umkehren sollte, sobald er unser Lager erblickte.
Der Oberförster aber grüßte hnrüber, der Reiter dankte, den Hut
lüftend, und kam näher. Das Pferd wieherte uon Neuem und bäumte
sich derartig, daß der Relter Mühe hatte, sich im Sattel zu erhalten. Ein
Hieb mit der Reitpeitsche brachte das Thier für einige Augenblicke zur
Ruhe. Bald jedoch fing es wieder an zu stampfen und auszuschlagen und
wieherte laut in den Wald hinein.
„Guten Morgen, meine gnädigste Bnroucß," rief der Reiter mit er-
hobener Stimme.
„Guten Morgen, Herr von Verndt," erwiderte Wally und erhob sich.
„Ist Ihnen ein Gläschen gefällig? Das Frühstück haben wir leider schon
verzehrt."
„Danke tausendmal! Sie sehen, Bob erlaubt mir nicht, Ihnen die
Hand zu küssen, er hat drei Tage gestanden und ist heute kaum zu bändigen.
Ich war in Eichenhof und hörte, daß Sie im Walde seien. Wichtige
Geschäfte?"
„Sie sind so gut wie beendet? — Was führte Sie zu nur?"
„Wollte mich nur nach Ibrem Befinden erkundigen; sehe ja zu meiner
Freude, daß es vortrefflich. Ich werde mir erlauben, morgen oder über-
morgen noch einmal vorzusprechen. Ruhig. Bob, ruhig! Ich habe die
Ehre, meine gnädigste Baroneß!"
Er lüftete wieder den Hut, wandte mit einem kräftigen Ruck das
Pferd herum und jagte in gestrecktem Galopp davon.
Wir hatten uns Alle erhoben und schauten ihm nach.
„Wer war das?" fragte ich.
„Herr von Verndt, der Besitzer von Ellgut, Dragoner-Rittmeister a. D.,"
sagte der Oberförster.
„Der schöne Rittmeister, wie ihn die ^eutc nennen," fügte der Guts-
pächter hinzu.
„Den Ramen verdient er," sagte ich mit einem Blick auf Wally.
Diese aber war sehr ernst geworden nnd sagte zu mir:
„Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir jetzt nach Eichenhof, um den
Vertrag schriftlich aufzufetzen, damit Alles in Ordnung kommt. Mir liegt
daran, die gerichtliche Auflassung recht bald herbeizuführen."
Ich war natürlich damit einverstanden.
„Sollten wir da etwa die unwillkürlichen Störer eines Rendezvous
oder doch wenigstens einer erwünschten Begegnung gewesen sein?" dachte
ich bei mir, da mir der plötzliche Ernst der Baronesse auffiel. Denn daß
auch der „schöne Rittmeister" die Begleitung der Baroneß nicht gerade mit

fteundlichen Augen angesehen hatte, glaubte ich jetzt bestimmt bemerkt zu haben.
Die Varoneß lud mich ein, in ihrem Wagen Platz zu nehmen, und da ich uon nun an nur mit ihr allein zu verhandeln hatte, so nahm ich ihr Anerbieten an, während der Gutspächter, der Oberförster und der Geometer in meinem Wagen zurückfuhren, um mir dann das Fuhrwerk nach Eichenhof nachzusenden.

V.

Unser Weg ging zuerst durch anmuthiges Wald- und Wiesengelände, darauf folgten, soweit das Auge sehen konnte, üppige Getreidefelder, die ini prachtvollen Sonnenscheine kaum merklich wogten und der Ernte entgegenreiften.
Am Wegerain entlang zogen sich weite Strecken blühenden wilden Mohnes in purpurner Herrlichkeit, von der die hie und da eingestreuten blauen Kornblumen bescheiden lieblich abstachen. Die Sonnenwärme war nicht lästig, obwohl es fchon gegen 2 Uhr Nachmittags sein mußte, die Luft voller würziger Wohlgerüche, der Himmel voller Lerchengesang, — wer verstummte da nicht gern in stillem Naturgenuß?
So saßen wir lange Zeit schweigend nebeneinander. Erst als in der Ferne ein Dorf sichtbar wurde, überragt uon einem stattlichen Herrenhause mit rothem Kupferdach, unterbrach Wally das Schweigen und sagte: „Das ist Eichenhof!"
Anstatt Etwas zu erwidern, betrachtete ich das Antlitz der Baroneß, das zu meiner Freude wieder in der gewohnten Heiterkeit strahlte.
Sie merkte meinen Vlick, erröthete ein wenig und sagte: „Ich freue mich übrigens, daß Sie so gut schweige,« können."
„Und ich dachte mir, daß auch 3ie jedes gesprochene Wort als eine Profanation ansehen würden, da die Natur so mächtig und freundlich zugleich zu uns sprach," erwiderte ich.
„Sie haben es getroffen," sagte sie, „ich wüßte kaum, daß mich die großartigste Gebirgslandschaft oder selbst das Meer mit so befriedigendem Entzücken, fast möchte ich sagen mit Andacht, erfüllen, wie eine so im Sonnenglanze daliegende, reich gesegnete Feldflur. Vielleicht deshalb, weil fo viel menschliche Arbeit und menschliche Hoffnung damit verknüpft sind. — Ich fahre deshalb an solchen Tagen wie heute am liebsten allein in's Feld, kutschire sogar selbst. Vei Ihnen konnte ich aber annehmen, daß Sie ebenso oder ähnlich empfinden; wissen Sie, warum?" Dabei sah sie mich mit einem heizerwärmenden Lächeln uon der Seite an.
„Nein," erwiderte ich verwirrt, „aber es würde mir lieb sein, den Grund zu erfahren."
„Weil Sie mich so ungemein an meinen Vater erinnern," sagte sie rasch. „Schon bei unserer ersten Begegnung fiel mir sogar eine körperliche

Aehnlichkeit auf, und Ihre nähere Bekanntschaft hat meinen ersten Eindruck
ganz bestätigt."
Ich seufzte unwillkürlich und dachte an ineinen stark ergrauenden Bart,
aber das aufwallende Schmerzgefühl ging rafch vorüber und machte einer
ungetrübten Freude Platz. Eine solche Tochter konnte ich mir schon gefallen
lassen.
„Ich schätze mich glücklich, Ihr Vertrauen erworben zu haben," sagte
ich, „und ich werde nur Mühe geben, es zu verdienen und zu erhalten."
Wir waren an die ersten Häuser des Torfes gekommen, und Wally
ließ den Wagen vor einer Schmiede halten, in welcher ein alter, grauköpfiger
Meister mit zwei Burschen lustig auf dem Ambos; herumhämmerten. So-
bald der Alte uns gesehen hatte, legte er den Hammer nieder, hieß die
Burschen auch in der Arbeit innehalten und eilte, sein Käppchen in der
Hand, an den Wagen.
„Wohl gespeis'sam, gnädiges Fräulein," sagte er, „womit kann ich
dienen?"
„Meister Hannig," erwiderte sie, „ich habe hellte früh, als ich durch
Seifersdorf fuhr, an den herrschaftlichen Pferden einen ganz neuen Huf-
beschlag gesehen, der mir sehr gefällt. Der Inspektor sagte mir, er hätte
sich vorzüglich bewährt, er fchone die Hufe und fei viel dauerhafter als
unser. — Wilhelm! geben Sie mal dem Meister das Modell, das ich mit-
gebracht habe," wandte sie sich an den auf dem Bock sitzenden Diener.
Dieser griff unter den Sitz und nahm das hölzerne Modell eines Hufeisens
hervor, das er dem Schmied überreichte.
Der Schmied nahm es in die Hand, drehte es nach allen Seiten hin
um, besah es wieder und wieder, lachte, schüttelte den Kopf, kratzte sich hinter
den Ohren, schüttelte wieder den Kopf und sagte endlich:
„Nu, das heeßt — das Ding is nich unrecht, wahrhaftig ne, das
Ding is nich unrecht! Da is um' nu so a aller Knaster gewurden — und
nu soll man uf seine alten Tage noch a mal umlernen! Aber ich mach's,
gnädiges Fräulein, ich mach's, nu das versteht sich! Und wenn's deni
gnädigen Fräulein gefällt, da wird's ja wohl ooch glitte sein!"
„Na schön, Meister Hannig, da macht mal zunächst mit den beiden
Braunen einen Versuch."
„Mit den Braunen; gutt, glitt — ne, ne, 's is doch werklich —"
und er besah sich das Modell von Neuen«, lachte und schüttelte den Kopf.
„Adieu, Meister Hannig; und schickt mir mal gegen Abend Eure Liefet
in's Schloß, ich Hab' ihr was zu geben."
„Scheen, scheen, ich dank' ooch, gnädiges Fräulein, 's werd Alles
besorgt werden!" rief er ihr noch nach, als sich der Wagen schon in
Bewegung gesetzt hatte.
„Es ist nicht leicht," nahm Wally das Wort, „die Leute auf dem
Lande von einer guten Neuerung zu überzeugen, sie kleben zu sehr am

Hergebrachten. Dazu gehört dieser gute Alte hier noch zu den Vernünftigsten; aber ich versichere Tic, innerlich lacht er über das neue Hufeisen, lind es ist eigentlich nur Courtoisie gegen mich, daß er so bereitwillig das Gute nn ihm anerkannte,"

„Sie chamkterisiren damit den schleichen oder vielleicht auch den deutschen Bauern überhaupt ganz vortrefflich," erwiderte ich, „ich wünschte nur, es würde überall in so verständiger und liebevoller Weise zu reformiren gesucht wie hier in Eichenhof. Alle Achtung vor dieser Gutsherrschaft!" — ich verneigte mich gegen Wally — „das sieht ja Alles so sauber und gesnnd aus, so zufrieden und glücklich, daß man hier dauernd seine Zelte aufschlagen möchte."

Das Torf machte in der That einen ungewöhnlich wohlhabenden und schmucken Eindruck.

Wir kamen an die Schule, ein weisigetünchtes neues Haus mit breiten Fenstern und von solidem Material. Ter Nachmittagsunterricht hatte noch nicht begonnen, die Fenster standen offen, und es schallte uns das bekannte vielstimmige Loncert einer munteren Kinderschaar entgegen, die ihres Lehrers harrt.

„Wollen wir einen Augenblick hinein?" fragte Wally, „ich habe die Schule gebaut und unterhalte sie, ich bin ein klein wenig stolz darauf."

„Mit Vergnügen," fagte ich.

Wir stiegen ab nnd traten in^dic Schule ein, zugleich mit dem jungen Lehrer, den niir Wally vorstellte.

„Welchen Gegenstand unterrichten Sie jetzt?" fragte Wally den Lehrer.

„Deutsch," war die Antwort.

Das Klassenzimmer war sehr geräumig; auf der rechten Seite faßen die Mädchen, auf der linken, durch einen breiten Gang getrennt, die Knaben. Bei unserem Eintritt verstummten Alle sofort, erhoben sich znm Gruhe von ihren Plätzen und richteten mit gespannter Aufmerksamkeit die Augeu auf uns. Der Lehrer gab ihnen ein Zeichen, wieder Platz zu nehmen.

Der Unterricht begann, und ich muß fagcn, ich habe selten oder nie in einer Dorfschule so vernünftige Fragen nnd so prompte verständige Antworten gehört/

„Was gehört zu einem Gedicht?" das war ungefähr das Thema, das hier in klarster nnd einfachster Weise, der Fassungskraft der kleinen Leute angepaßt, verhandelt wurde. Endlich sollte auch declamirt werden.

Ein strammer Bursche trat vor, verbeugte sich und begann das Gedicht von Matthias Claudius: „War einst ein Niese Goliath." Der Junge hatte eine wahre Stentorstimme nnd sprach ziemlich dialektfrei und mit Humor. Bei der Stelle: „Da fiel der große Esel hin, so lang und dick er war," brach die ganze Klasse in ein schallendes Gelächter aus, in das wir herzlich mit einstimmten. Ein Wink des Lehrers — und Alles war wieder ruhig.

Nach Beendigung des Gedichtes fragte Wally, ob ich wünschte, daß
in einein anderen Gegenstande eraminirt würde. Ich bat um Naturlehre,
Noch ehe der Lehrer zu fragen begann, ereignete sich ein kleiner
Zwischenfall. Ich wußte nämlich niesen. Da erhob sich die ganze Klasse
wie ein Mann und rief mit lauter stimme: „Zur Gesundheit, Herr Schul«
inspector!"
Wally flüsterte mir leise zu: „Hätten Sie Religion eraminiren lassen,
so wären Sie wahrscheinlich zum Superintendenten auancirt."
In der Naturlchre ging es vortrefflich. Die Bestandtheile des Wassers,
der Luft wurden hergezählt, die chemischen und physikalischen Vorgänge,
die unser tägliches Leben erfüllen nnd bedingen, mit entschiedenem Ver-
ständnis; vorgetragen und erläutert, kurz, ich konnte nicht umhin, dem Lehrer
und vor Allem wieder der Patronin der Schule meine aufrichtige An-
erkennung auszusprechen. Wally freute sich über meine Zufriedenheit, ja
über mein Erstaunen, daß in einer Dorfschule so treffliche Leistungen erzielt
werden könnten. —
Wir fuhren nach dem Schloß, einem alten, einfachen Vau von vor-
nehmer Gliederung und sehr geräumigen Dimensionen.
Als wir vor der großen Freitreppe hielten, erwartete uns ein alter
Mann mit schneeweißen Haaren, kräftiger Statur und freundlichem, guten
Gesichte, den mir Wally als ihren treuen Verwalter und Stellvertreter
vorstellte. Sic erkundigte sich theilnahmsuoll nach seiner Frau, die am
Morgen nicht ganz wobl gewesen war, und vernahm, daß sie wieder voll-
kommen gesund sei.
„Wir sehen uns also bei Tische," sagte sie zu ihm; „wollen Sie so
gut sein, zu veranlassen, daß noch ein Gedeck aufgelegt wird."
Darauf begaben wir uns sofort in ibr Arbeitszimmer, im Erdgeschoß
nach dein Park zu gelegen, der sich hinter dem Schlosse ausdehnte.
Da sie mich einige Zeit allein ließ, hatte ich Gelegenheit, mir den
Naum genauer zu betrachten; ist doch das Arbeitszimmer eines Menschen
besonders charakterislisch für ihn und macht gleichsam einen Tbeil seiner
Persönlichkeit aus.
Die zahlreichen VNcher an den Wänden, die in soliden Einbänden in
hohen, offenen, geschmackvoll geschnitten, eichenen Negalen standen ^ nicht
in verschlossenen Schränken mit Glasthüren, wie man das bei beuten findet,
die selten lesen, — der breite Tisch in der Mitte mit zahlreichen Acten-
ftücken, Zeitungen, Vriesen :c. bedeckt; die gänzliche Abwesenheit von u»»ühen
Schaustücken nnd Schmucksachen — es hingen mir zwei Portrait^ in !^el,
Vater und Mütter vorstellend, an der Wand — die Einfachheit der Aus-
stattung, die sich in den Möbeln auf Stühle und eine Wanduhr beschränkte
und nicht einmal ein Sopha, ja selbst keinen Spiegel aufwies; alles das
hätte Niemand auf die Vermuthung geführt, daß er 'ich hier in dem Arbeits-
zimmer einer Dame befinde.

Und doch fühlte man sich in diesem Räume sofort behaglich, ja heimisch. Man empfand, daß der Bewohner dieses Zimmers kein leerer, hohler Mensch sein könne, der an oberflächlichem Zeitvertreib sein Behagen findet, sondern ein ehrlicher Arbeiter, dem das Leben eine ernste Beschäftigung voll heiliger Pflichten bedeutet.

Ich musterte die Bibliothek und fand da, außer unseren und den ausländischen Classikern, das Beste unserer Litteratur bis auf die allerneueste Zeit herab — auch Gerhart Hauptmann, unser schlesischer Landsmann, war vertreten — ferner historische Werke in großer Anzahl, Ranke, Mommsen, Sybel, Treitschke u. s. w., die Schriften von David Strauß, Häckel, selbst Darwin, dazu eine Reihe juristischer Bücher für den praktischen Gebraus), endlich Nationalökonomisches, Landwirthschaftliches und dergleichen mehr. Und man sah, daß diese Bücher hier nicht blos zur Schau standen, sondern daß sie fleißig benutzt wurden — ich fehe das einer Bibliothek auf den ersten Blick an — und daß für Ergänzung und Zuwachs gesorgt wurde, bewiesen die auf einem Ecktisch liegenden, frisch eingebundenen oder noch nicht gebundenen, aber aufgeschnittenen Eremplare von Werken der jüngsten Vergangenheit.

Ich will nur kurz erwähnen, daß wir nach Erledigung des Geschäftlichen und nachdem nur Wally Haus, Park, Garten und Hof fammt den Ställen, Scheunen, Vormthshäusern, Arbeiterwohnungen, landwirthschaftlichen Maschinen u. s. w. gezeigt hatte, wobei ich überall ihre Sicherheit und freundliche Ruhe im Verkehr mit den Untergebenen bewunderte, ein sehr gutes Mittagsmahl verzehrten, an welchem der alte Verwalter und seine Frau, wie immer, theilnahmen.

Das Verhältniß zwischen Wally und diesen alten Leuten, die länger als dreißig Jahre hindurch schon dem Vater gedient hatten, war ein sehr herzliches und ungezwungenes, obwohl die Grenze zwischen Herrschaft und Untergebenen niemals verwischt wurde.

Von intimeren Gesprächen konnte bis dahin nicht die Rede sein; erst als die alten Leute sich verabschiedet hatten, forderte Wally mich auf, ihr in ein Zimmer des ersten Stockwerkes, mit großem Balkon auf den Park hinaus, zu folgen, wohin sie sich zurückzuzieben pflegte, wenn, wie sie sagte, „die stillen Gedanken über sie kommen".

VI.

Das Zimmer und vor Allem der Balkon, auf welchem ein runder Tifch und zwei bequeme Sessel standen, waren in der That zum Träumen und Nachdenken wie geschassen. Man hörte Nichts vom Geräusch des Gutshofes, nur das leife Flüstern der hohen, alten, in, duftigen Vlüthcnschmuck stehenden Linden und von Zeit zu Zeit der Gesang der Nachtigallen vertieften den Frieden uud die andachtsvolle Ruhe, die über dem Lande lag.

„Heute erreichen Sie den Abendzug doch nicht mehr," sagte Wally, als wir auf den, Balkon Platz nahmen, „also bleiben Sie mein Gast, Ihr Zimmer ist in Ordnung, und jetzt wollen wir geinüthlich plaudern."
Dann befahl sie dem Diener, für mich eine frische Flasche Wein zu bringen — sie selbst trank Nichts — wir lehnten uns in unsere Sessel zurück und — schwiegen. Ja, wir schwiegen eine lange Zeit. Die Sonne war schon hinter den Bäumen verschwunden; aber es war noch hell und die Luft warm und still.
Ich wußte nicht recht, wie ich beginnen sollte, um ihr zu sagen, wie sehr mich ihr Schicksal interessirte und wie gern ich Etwas von ihrer Liebes-geschichte und deren Ende erfahren hätte. Aber sie selbst kam mir zu Hilfe, denn plötzlich begann sie, ohne ihre Stellung zu verändern oder sich zu rühren, in ruhigem Tone:
„Sie werden wissen wollen, wie das Alles so gekommen ist?"
„Ja," erwiderte ich lebhaft, „und ich bitte Sie, mir zu glauben, daß es nickt gemeine Neugier ist, die mich beseelt, sondern aufrichtiges Mit-gefühl."
„Ich weif; es," erwiderte sie, „und gerade deshalb fühle ich das Be-dürfnis;, mich Ihnen mitzutheilen und Ihnen Dinge zu offenbaren, die sonst Niemand erfahren hat. Ich möchte diese Mittbeilungen gewissermaßen als eine Rechtfertigung vor mir selbst ansehen."
Sie holte tief Athem und fuhr fort:
„Wie ich Ihnen, glaube ich, schon einmal gesagt habe, kannten wir uns von frühester Jugend an. Sein Vater war hier Lehrer, hatte aber eine weit über seinen Stand hinausragende Bildung, die er sich durch eifriges Selbststudiren zu verschaffen gewußt. Da mein Vater sich für den Mann interessirte, sich gern mit ihm unterhielt und seinen Umgang schließlich garnicht mehr entbehren konnte, so wußte er ihn hier zu halten, obwohl es dem alten Winkler ein Leichtes gewesen wäre, in jeder Stadt eine seinen Fähigkeiten und Kenntnissen angemessene Stellung zu erlangen. Es bildete sich schließlich zwischen meinem Vater und ihm ein wirkliches Freundschafts-verhältniß aus, das »«einem Vater um so werthvoller war, als seine Ehe nicht glücklich genannt werden konnte. Ich komme darauf noch später zurück.
Als ich heranwuchs und Unterricht erhalten sollte, wurde für mich eine Gouvernante angenommen, mit der aber meine Eltern so schlechte Erfahrungen machten, daß sie sie wieder entließen und fortan auf jeden weiteren Unterricht durch eine Lehrenn verzichteten. Mein Vater vermochte den alten Winkler, seine Stellung als Gemeindefchullehrer niederzulegen und sich ganz dem Unterricht und der Erziehung seines Sohnes und meiner Person, sowie seinen Privatstudien zu widmen. Es fand sich Gelegenheit, ein kleines Bauerngut billig zu erstehen, das unferm Lehrer zur selb-ständigen Bewirthschaftung und zum alleinigen Genuß überlassen wurde, und so lebte er, ein Wittwer, in den angenehmsten Verhältnissen, stolz auf

die Freundschaft meines Vaters, mit dein er fast gleichzeitig vom Tode
hinweggerafft wurde.
Meine Schulzeit wird mir ewig unvergeßlich fein. Die Stunden, die
ich in dem kleinen Häuschen am Ende des Torfs, in der niedrigen, aber
großen und gemüthlichen Schulstube verbrachte, waren voll reinen, un-
getrübten Glückes.
Meine Mutter wollte es nicht zugeben, daß die Schulstunden im
Schlosse abgehalten wurden; sie meinte, sie Hütte kein passendes Zimmer;
sie fürchtete sich aber wohl nur vor den Tintenflecken, denn sie war sehr
genau; nnd mein Vater gab sich darein, weil er glaubte, daß wir in der
einfachen Schulstube des Lehrers weniger von fremden Tingen abgezogen
würden.)ch glaube, dann hatte er Recht.
Zwischen Willibald, dem wenige Jahre Aeltem, und mir entwickelte sich
ein Freundschaftsverhältniß wie zwischen Geschwistern, ohne Sentimentalität,
ohne vorzeitiges Liebesgetändel, wie man das zuweilen unter «indem schon
antrifft, durchaus gesund und fern von jeder Ziererei nnd Unnatur. Wir
spornten nns gegenseitig zun, Lernen an, Ciner suchte es dem Andern wo-
möglich zuuorzuthun, aber nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Freude am
Vorwärtskommen, und in den Mußestunden trieben wir uns in Wald und
Feld umher oder tummelten uns auf unseren kleinen Reitpferden.
Obwohl mein Vater und mein Lehrer in religiöser Beziehung, wie ich
später sah, auf allerfreistem Standpunkte standen, hielten sie es doch
nicht für angebracht, nns den staatlich vorgeschriebenen Religionsunterricht
vorzuenthalten. Sie unterschätzten den erziehlichen Charakter eines solchen
confessionellen Unterrichts keineswegs und überließen es dem reiferen Ver-
stände und der geschulten Vernunft der Zukunft, wieviel wir von den in
der Jugend empfangenen Lehren beibehalten oder verwerfen wollten.
So wanderten Willibald uud ich auch gemeinschaftlich zum Eonsir-
manden-Unterricht nach Lomnil), wo wir in derselben Kirche eingesegnet
wurden, in der später mein Schulkamerad, wenn auch nur kurze Zeit,
predigen sollte.
Schon damals tonnte ich bemerken, wie Willibald zuweilen von einer
religiösen Begeisterung ergriffen wurde, die mir völlig fremd war. Mit
glühenden! Gesickt und leuchtenden Augen horchte er anf die Erzählungen
des alten Pastors, ganz besonders in der Geschichte der Refonnntion und
bei den innerlichen kämpfen Luthers, und oft, wenn wir nach solchen
Stunden den Heimgang antraten, hielt er mir förmliche Predigten voll
Eifer und Beredsamkeit und tadelte wich auf's ."eftigste, als ich einmal
gewagt hatte, ihn lachend z» unterbrechen.
So kam die Zeit herau, daß Willibald das Gymnasium beziehen mußte,
und wir zum ersten Mal auf längere Zeit uns trennen sollten. Was das
für uns zu bedeuten hatte, wurde uns erst klar, als der Tag der Abreise
angebrochen war.
>

Der Wagen, der mir Willibald entführen sollte, war bereits bestellt; ich wollte nicht dabei sein, wenn er davonfuhr, und hatte mich hier in den Park geflüchtet. Mein Herz schlug gewaltig, und ich ließ den Thronen freien Lauf, die zum ersten Male in meinem Leben und nie wieder mit der gleichen Heftigkeit voll schmerzlicher Gefühle hervorbrachen. In mich zusammengefunten, saß ich auf einer versteckten Bank unter dem ersten Frühjahrsgrün — es war einige Tage nach Ostern und ein prachtvoller Tag — da stand er plötzlich vor mir und ergriff meine beiden Hände, mit denen ich mein Gesicht bedeckt hatte.

‚Wally!' rief er bewegt, und ich wehrte ihm nicht, als er mich umhalste und mir einen feurigen Kuß auf meinen Mund drückte, ‚Wally, lebe wohl! und höre, was ich Dir in diefer wichtigen Stunde zu sagen habe: wenn ich ein Mann bin, freie ich um Dich! Beschütze Gott Dich und mich!'

Damit riß er sich los und ging eiligen Fußes, ohne sich noch einmal um» zusehen, davon."

Wally machte in ihrer Erzählung eine Pause. Eine Nachtigall hatte sich auf einen Baum ganz in unserer Nähe niedergelassen und sang so meisterlich ihr Lied, daß wir unwillkürlich verstummten und zuhörten, bis sie geendet hatte.

„Seit acht Tagen," sagte Wally, „kommt diese Nachtigall täglich zur selben Zeit auf diesen Baum geflogen, singt etwa zehn Minuten hier und fliegt dann nach jenem Busch hinüber, wo sie ihr Lied fortsetzt. Es ist, als ob sie mir hier ihren Abendgruß ganz besonders bringen wollte. Sehen Sie das Thierchen? Dort! Jetzt erhebt es sich und fliegt davon."

Und wirklich flog das Vögelchen in der Richtung, die Wally vorher angedeutet hatte, davon, ließ sich in dem bezeichneten Busche nieder und begann dort sein Lied von Neuem.

„In der Einsamkeit lernt man beobachten," sagte Wall,,, „ich könnte Ihnen genau herzählen, wie viel Nachtigallen ich im Parke habe und wo jede nistet. — Aber davon ein andermal. Ich will lieber jetzt in meiner Geschichte fortfahren.

Es folgten traurige Tage für mich auf die Abreise meines Schul- kameraden. Ich war meistens auf mich selbst angewiesen und fand wenig Trost in der gewohnten Arbeit. Wie gern hätte ich mich meiner Mutter mehr angeschlossen und ihr meine Schmerzen geklagt; aber gerade jetzt zeigte es sich, wie fremd wir uns innerlich geblieben waren. Meine Mutter war nicht glücklich. Die stille und ernste Art meines Vaters, seine strenge Pflicht- erfüllung und seine Vorliebe für Philosophie und Naturwissenschaften, denen er in seinen Mußestunden eifrig oblag, stimmten durchaus nicht zu ihrem von Natur lebenslustigen, ja leichtlebigen Temperamente, das leider durch Kränklichkeit sehr häufig herabgestimmt wurde. Hatte sie meinen Vater durch lange Bitten überredet, mit ihr für einige Tage oder auf längere Zeit nach der Stadt zu gehen, um dort Festlichkeiten mitzumachen oder Theater und

Eoncerte zu besuchen, so mußte sie das gewöhnlich mit Schmerzen und Leiden aller Art büßen, die sie in die verdrießlichste Stimmung versetzten und den Umgang mit ihr sehr erschwerten. Bald nahmen ihre körperlichen Leiden so zu, daß sie in vollständiges Siechthum verfiel, unter dem auch ihre geistigen Kräfte erlahmten, so daß der Tod als Erlöser von schrecklichen Qualen bei ihr erschien.

Das Hinscheiden meiner Mutter, namentlich unter den angedeuteten qualvollen Umständen führte meine Gedanken häufig auf das Leben der Seele, auf Tod und Unsterblichkeit und regten Zweifel in mir an, die, durch eifrige Lectüre genährt, zuletzt meinen kirchlichen Glauben vollkommen in's Wanten brachten und mich der Philosophie in die Arme warfen.

Es hatte mich eine wahre Lesewuth befallen, und es gab für mich nichts Reizvolleres, als wenn ich das eben Gelesene dann in Gesprächen mit meinem Vater und dein Schulmeister revroduciren und mir dadurch klarer machen konnte.

Der Tod meiner Mutter hatte auch das Gute gewirkt, daß sich ein inniges, wahrhaft zärtliches Verhältniß zu meinem Vater entwickelte, der mich mit der ganzen Gluth seines liebevollen Gemüthes zu sich heranzog und an meinem lebhaften Interesse für seine Arbeiten, sowohl auf wirthschaftlichem als auf geistigem Gebiete, die grüßte Freude hatte. Ich wurde ihm immer unentbehrlicher, ?je mehr ich heranwuchs, und war endlich zu seiner Gehülfin geworden, die ihn felbst bei wichtigeren Geschäften vollständig vertreten konnte. — Ich bin aber den Ereignissen sehr vorausgeeilt und muß noch Einiges nachholen, besonders, was mein Verhältniß zu Willibald betrifft.

Willibald verlebte natürlich die Ferien stets hier auf dem Laude, und vorzüglich in den ersten Jahren, nachdem er das Gymnasium bezogen, waren diese Ferienzeiten für uns eine Reihe ungetrübt glücklicher Tage. Mein Schulkamerad hatte sich zu einem großen, kräftigen Jüngling entwickelt, der mir imponirte, nicht blos durch seine äußerlichen Vorzüge, sondern mich durch seine reichen Kenntnisse und die ungewöhnliche Art, wie er sie in seinen Gesprächen zu verwerthen mußte. Er hatte nämlich von Jugend auf etwas Lehrhaftes an sich, das sich aber, wenigstens solange mein Vater lebte, niemals in vordringlicher, eher in einschmeichelnder Weise geltend inachte und mich für ihn einnahm. Er kam auch gern auf religiöse Tinge zu sprechen, und sein alter Glaubenseifer, der mich schon als Kind mitunter geängstigt hatte, wuchs mit den Jahren derartig, daß ich bei meiner zunehmenden philosophischen Lebensauffassung es endlich ganz unterließ, mich auf diesem Gebiete in Discussionen einzulassen.

Sein Vater bemerkte diesen wachsenden Glaubenseifer mit einer gewissen Besorgnis;, die er einmal meinem Vater uud nur gegenüber aussprach. Er fürchtete einen zu plötzlichen Rückschlag seiner Gesinnungen nach der entgegengesetzten Seite und suchte Mittel, den, vorzubeugen.

Mein Vater aber wußte in seiner milden, toleranten Weise sehr wohl
zu trösten. ,Es wäre eine Thorheit/ sagte er, ^wollte man den jungen
Menschen mit Gewalt von einein Pfade ablenken, der ihn vielleicht für
sein ganzes Leben zum Glücke führt. Ick kenne so viele Geistliche —
Protestanten und.Katholiken, — die ich für wahrhaft glücklich und zufrieden
tmlte, soweit das den Menschen auf unserer Erde möglich ist, daß man sie
nm ihrer Seelenruhe willen beneiden könnte. Ich freilich/ setzte er hinzu,
.möchte darum doch mit ihnen nicht tauschen, mir ist meine nie ruhende
und rastende Skeptit, die immer wieder zu erneute« Forschungen treibt,
zum Lebenselement geworden, das ich nöthig habe wie der Fisch das
Wasser/
So wurde denn auch weiter teiu Einspruch erhoben, als Willibald
beim Abgang vom Gymnasium rund heraus erklärte, daß er nur Theologie
studiren könne und wolle.
Von nun an sahen wir uns selteuer. Der junge Studiosus war so
eifrig, daß er sich nur einmal im Jahre eine Unterbrechung seiner Studien
gestattete. Bei diesen Besuchen beobachtete er mir gegenüber eine gewisse
Zurückhaltung: war ich doch nunmehr vollständig erwachsen und gewisser-
maßen selbstftändiger als er, da die oberste Aussicht über die Gutsverwaltung
fast gauz in meinen Händen lag und meine Zeit sehr in Anspruch nahm.
Aber das alte herzliche Berhältniß zwischen uns hatte darum kaum gelitten,
ja, ich konnte bemerken, daß seine Neiguug zu mir eiuen leidenschaftlicheren
Charakter angenommen hatte, der sich auch in Gedichten, die er mir heimlich
zusteckte, offenbarte. Diese Liebesgedichte hatten gleichwohl alle einen reli-
giösen Anstrich, so glüheud sie auch mitunter waren, ^n Gesprächen
zwischen uns aber wurde jenes beim Abschiede von ihm gethnneu Gelöb-
nisses niemals Erwähnung gethan, ja jede Andeutung aus ein bestehendes
Liebesverhältnis^ ängstlich vermieden.
Mein Vater aber mußte gleichwohl durchschaut habe», wie es mit uns
stand; das ging aus einer Bemerkung hervor, die er mir kurz vor seinem
Tode machte. Eine heftige Lungenentzündung hatte ihn aus's Krankenlager
geworfen, von den« er sich nicht mehr erheben sollte. Was ich damals
seelisch durchgemacht habe, hat mich für die Zukunft gegen jeden anderen
Schmerz gefeit. Mehr konnte ich im Leben nicht verlieren, als ineinen
Vater, der zugleich mein einziger, unersetzlicher Freund war. Ich saß au
seinein Sterbebette und horchte ängstlich auf seine Athemzüge. Da öffnete
er seine blauen Augen, sah mich mit einer Zärtlichkeit an, die mir das
Herz durchschnitt, und sagte mit schwacher Stimme: „Sei stark, meine
Dochter. Wähle einen Mann nach Deinem Herzen »nd frage Dick, ob
Willibald der rechte ist."
Bald darauf verschied er. — —
Der wenige Tage später eintretende Tod des alten Winkler führte
auch Willibald hierher, und wir standen verwaist an den Gräbern unserer
Väter.

Es waren schwere Tage, in denen mich mitunter die Verzweiflung
packen wollte, aber das verklärte Antlitz meines Vaters trat dann immer
vor meine Seele, und seine Worte: „Sei stark, meine Tochter," brachten
meinem Herzen Frieden. Willibald war in jenen Tagen auffallend still,
aber auf seinem Gesicht lagerte eine gewisse Heiterkeit, die für seinen
Seelenfrieden sprach. Ich konnte mir das nicht erklären, besonders im
Hinblick darauf, daß Willibald seinen Vater nicht mehr lebend angetroffen
hatte, bis er mir eines Tages, als wir zusammen vom Friedhofe kamen,
sagte: „Das Testament meines Vaters beweist mir, daß er als gläubiger
Christ gestorben ist; das macht mich glücklich." Ich vermied es, ihn zu
fragen, woraus er das schlösse, und ich habe es auch später nicht erfahren.
Als er diesmal von mir fchied, behielt er meine Hand in der seinigen,
sah mich ernst an und sagte: „Weißt Du noch, was ich Dir sagte, als ich
das erste Mal in meinem Leben Abschied von Dir nabm?" Und als ich
es bejahte, fuhr er fort: „Ich halte es aufrecht! Erlaubst. Du mir, daß
ich in Zukunft an Dich fchreibe?" Ich erlaubte es und versprach ihm
wieder zu schreiben.
Dieser Briefwechsel, anfangs schüchtern und in hergebrachten Formen
sich bewegend, wurde allmählich zum harten Kampfe. Ich konnte nicht
länger hinter dem Berge halten mit meinen Anschauungen und setzte in
einem langen Briefe auseinander, daß und warum ich an eine göttlich
geoffenbarte Religion durch die heilige Schrift nicht glauben tonne und
wolle. Nicht blos die Geschichte der Völker und die Entstehungsgeschichte
der Bibel selbst, sondern auch die Entwickelung unseres Planeten und seiner
Bevölkerung spreche dagegen. Kurz, was ich von Häckel, Darwin, Strauß
und Anderen gelernt hatte, war das Rüstzeug, mit dem ich meinen Kampf
führte. Und ich muß gestehen, daß Willibald sich bewunderungswürdig
wehrte. Alle jene Männer, auf die ich mich berief, kämen an eine gewisse
Grenze, wo sie gestehen müßten: hier hört unser Wissen auf! Da beginne
denn der Glaube an die geoffenbarte Religion. Seine Beredsamkeit wurde
häufig zum Hymnus, an dem man sich berauschen konnte, aber dem Rausch
folgte fehr rasch die Ernüchterung, wenn man mit klaren Augen um sich
blickte und der Vernunft, deni Göttlichsten, was der Mensch in sich trägt,
ihr Recht einräumte.
Deshalb kam es zwischen uns zu keiner Verständigung, und der Brief-
wechsel gerieth in's Stocken. Ich selbst knüpfte ihn aber wieder an, indem
ich einfache Mittheilungen aus der Heimat machte, kleine Dinge erzählte,
von denen ich wußte, daß sie ihn interessiren würden; darunter auch einmal,
daß der alte Pastor in Lomnitz gestorben sei, und halb im Scherze fügte
ich hinzu, er könne sich ja um die erledigte Stelle bewerben. Denn daß
er dies wirklich thun würde, daran hatte ich nie gedacht, da Willibald
ganz außergewöhnlich glänzende Eramina gemacht und Aussicht hatte, zunächst
freilich nur als Hilfsprediger, an einer Berliner Kirche angestellt zu werden.

Aber er faßte die Sache als einen Wink vom Himmel auf, ihm gegeben,
um in meiner Nähe zu bleiben und meine arme Seele zu retten. Denn
aus meinen Briefen, hatte er mir geschrieben, sprächen die Wirkungen des
Antichrist, dessen Macht von Jahr zu Jahr zunähme und sich geltend machte
in scheinbar glänzenden Erfolgen der Wissenschaft, in dem gräulichen Radi-
kalismus und Rationalismus, in der Glaubenslosigkeit und dem Umsich-
greifen der Socialdemokratie. Alles das sei prophezeit in den Evangelien,
besonders in dem des Johannes; es sei die äußerste Anstrengung Satans,
das Reich Christi zu stürzen, aber der Tag sei nicht fern, an dem die
Feinde dieses Reiches für ewige Zeiten vernichtet werden würden.
Ich warnte ihn, hierher zu kommen, weil ich wußte, daß ihn sein Amt
hier nicht befriedigen könne, ich drohte ihm sogar, ihn» meine Stimme, als
Gutsherrin von Eichenhof, nicht zu geben. Vergebens. Willibald kam, und
Sie wissen, daß sein Auftreten Erfolg hatte.
Trotzdem ich kein Hehl daraus machte, daß meine Anschauungen die-
selben geblieben seien, gab er die Hoffnung nicht auf, mich zu retten, wie
er sagte. Und meine Neigung zu ihm war groß genug, um eine solche
Annäherung von beiden Seiten zu hoffen und für möglich zu halten. In
dieser Hoffnung versprach ich ihm meine Hand.
Anfangs schien Alles wirklich ganz gut zu gehen, das Glück der reinen
^iebe, die Erfüllung unseres Iugendwunsches hatte uns Neide mild und
versöhnlich gestimmt. Jeder hoffte vom Anderen eine innere Umwandlung
und wollte ihm Zeit dazu lassen, sie herbeizuführen. Wir schwärmten wie
die Kinder, suchten alle liebgewonnenen Plätze auf und träumten von ver-
gangenen Zeiten. Und um diefe Stimmung recht lange ungetrübt zu er-
halten, trug Jeder von uns Scheu, das große, wichtige Thema, das uns
so oft entzweit hatte, zu berühren. Allmählich aber war es doch nicht
zu vermeiden. Ich machte ihm den Vorschlag, sein Amt aufzugeben und
^andwirth zu werden, um mit mir das Gut zu bewirthschaften. Er tonne
ja dabei seiner Wissenschaft weiter leben. Davon wollte er aber garnichts
wissen. Er wollte nicht blos der Mann seiner Frau sein, sagte er, sondern
überall auf freien Füßen stehen, um vor Allein seinen» erhabenen Berufe
zu leben; ich aber sollte meine Heimat verlassen, um ihn» zu folgen, wohin
Gott ihn führen würde. Nun, das hätte ich ja wohl auch gethan, wenn
nur fönst ein dauerhafter Frieden zwischen uns hätte hergestellt werden
tonnen. Das war nun aber leider unmöglich. .Die alten Kämpfe begannen
von Neuen» und nahmen immer heftigere Formen an, da sie nicht blos auf
dem Papiere, sondern von Mund zu Mund ausgefochten wurden.
Dazu kam, daß Willibald auch der Schule seine Aufmerksamkeit zu-
wandte und von »nir verlangte, ich solle meinen Lehrer entlassen, dessen
Religionsunterricht er lar gefunden und dessen Unterweisung in der Natnr-
lehre geradezu verderblich auf die Jugend einwirken müsse. Da ich meine
Üieblingsfchövfung in Gefahr sah, setzte ich ihm energischen Widerstand ent-

gegen, und seine Drohung, er werde an die Negierung über den Stand der Dinge hier berichten, wies ich mit Entrüstung zurück.

Kurz darauf ereignete sich Etwas, das den Bruch zwischen uns noch erheblich erweiterte.

Es war hier in einer Nacht einem Dorfbewobner, einem Messerschmied, der übrigens vortreffliche Waaren lieferte, Haus und Hof abgebrannt, und der Mann stand plötzlich mit Frau und fünf Kindern entblößt von allem Hab und Out da. Nun war es bekannt, das; der Mann bei seinen häufigen Besuchen in Breslau, wo er seine Waaren absetzte, von der socialdemokratischen Bewegung ergriffen worden mar und aus seiner Gesinnung hier auch kein Hehl machte. Uebrigens fand er unter den Bauen« wenig oder gar keine Anhängerschaft. Dabei war der Mann durchaus ehrenhaft, fleißig und sorgsam für seine Familie, nüchtern, freundlich lind anständig im Verkehr mit den übrigen Dorfbewohnern. In die Kirche ging er natürlich nie und hielt auch die Seinigen nicht znm Kirchenbesuche an. Für diese Familie nun hatte ich gewagt, eine öffentliche Geldsammlung zu veranstalten, und unter den Aufruf in der Zeitung meinen Namen gefetzt. Da war ich nun nicht wenig erstaunt, als Willibald wuthschnaubend zu mir kam und mich fragte, ob ich denn wirklich schon jeder christlichen Empfindung unfähig geworden sei. Welches Beispiel ich gäbe, wenn ich für diesen Menschen die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch nehme; ob ich denn nicht die göttliche Strafe für das ruchlose Dreiben dieses Menschen in dem Brande seine? Hauses erkenne und dergleichen mehr.

Und als ich ihn fragte, was man denn hätte thun sollen, nef er au?: „Hinansjagen aus dem Dürfe, ihn und sein Weib, dieses Otterngezücht, und die Kinder in eine Zwangserziehungsanstalt bringen, wo man ihre Seelen noch retten könnte!" Er- wollte noch jetzt die Sache in die Hand nehmen und mit aller Energie gegen die Leute vorgehen. Das war mir zuviel. Es kam zu einer heftigen Scene, wie sie noch nie zwischen uns stattgefunden hatte. Ich verbot ihm, sich in Dinge zu mischen, die mich ganz allein angingen, setzte die Sammlung fort nnd schoß dein Manne eine genügend große Summe vor, um sofort au den Wiederaufbau seines Hauses zu gehen. Seine Frau nahm ich in meinen Dienst, was ich durchaus uicht zu bereuen hatte; die Kinder brachte ich in gute Pflege, bis sie in das neu aufgebaute Häuschen des Vaters wieder einziehen konnten.

Uud was war die Folge? Der Mann und sein Weib flössen über von Dankbarkeit; in kurzer Zeit waren sie in dem alten Wohlsland; der Mann hatte alle seine socinldemokratischen Ideen aufgegeben, ja, bekannte offen seinen Irrthum und warnte Jeden vor der gefährlichen Lehre, die den Frieden seiner Ehe und seiner Familie schon zu stören gedroht hatte.

Dieser Vorfall nun gab den Anlaß zu einem letzten Nriefwechfel zwischen mir und Willibald, der mit der Auflösung unserer Verlobung endete.

ver leufel. < ^
Noch einmal nämlich hatte Willibald den schriftlichen Weg eingeschlagen,
um auf mich zu wirken. Wiederum mußte ich seiner glänzenden Bered-
samkeit meine Bewunderung zollen; er führte alle seine gewichtigsten Argumente
vereint gegen mich vor und beschwor mich bei allen Engeln des Himmels,
meine ruchlosen Gedanken aufzugeben und mich dem christlichen Glauben
wieder zuzuwenden. Er verschwieg mir nicht, wie weh ihm mein Verhalten
thue, da er mich immer noch auf's Innigste liebe und den Gedanken, mich
aufzugeben, noch nicht fassen könne.
Ich muß gestehen, daß mich der Brief gewaltig erregte, daß er mich
im Innersten meiner Seele ergriff. Er war der Allsfluß einer durch Nichts
zu erschütternden Ueberzeugung, getragen von dem tiefen Weh, eine Seele
verloren gehen zu sehen, die er aufrichtig liebte. Ich trug den Brief einige
Tage bei mir, ich las ihn immer und immer wieder, ich war mir bewußt,
daß meine Antwort, wie sie nun einmal erfolgen mußte, den Bruch für
immer in sich schloß.
Endlich raffte ich mich auf und antwortete. Auch ich schrieb mit dem
Blute meines Herzens, suchte ihm zu beweisen, wie auf dem Boden meiner
Weltanschauung auch Alles das erreicht werden tonne, was die erhabensten
Lehren des Christenthums vorschreiben, wie wir im Grunde Beide doch nur
das Gute erstrebten, das Schlechte haßten und an ^unserer Vervollkommnung
arbeiteten, wie auch ich nichts Anderes wollte, als dem Geringsten unter
«leinen Nächsten ivohlzuthun und selbst meinen Feinden und Gegnern
Gerechtigkeit und Liebe widerfahren zu lassen.
Als ich den Brief abgesandt hatte, kehrte ineine Seelenruhe zurück.
Mir klopfte nicht einmal das Herz, als etwa drei Tage später ein Schreiben
von seiner Hand einging. Es enthielt die Absage für ewig.
Aber wie war sie motivirt? Das war niir doch überraschend.
Er schrieb mir, er müsse mir ein Bekenntnis; machen, die Aufrichtigkeit
seines Herzens triebe ihn dazu. Er erinnerte mich au jenen Tag, da er
die Probepredigt in Lomnitz gehalten und er von meiner Anwesenheit in
der Kirche Nichts gewußt habe. Wie er vom heiligen Geist getrieben, gegen
die stets zunehmende Macht des Teufels gepredigt und zur Buße gemahnt
habe; wie er endlich dargethan, daß der Teufel häufig in äußerlich vor-
nehmen, ja schönen Formen auftrete, um sich desto leichter in die Herzen
nicht wachsamer Menschenkinder einzuschleichen und seines Sieges dann um
so sicherer zu sein. Und wie er dabei inbrünstig Gott gebeten, er möchte
ihn und alle guten Menschen vor solchen« verlockenden Teufelswerk behüten, -^
da fei plötzlich mein Kopf in der Kirche sichtbar geworden, mit einem teuf-
lischen Lächeln auf dem Gesicht, und hätte ihn aufs Furchtbarste entsetzt, sodaß
er in der Predigt innehalten mußte und dann schnell zum vorzeitigen Schlüsse
eilte. Er hätte mir bisher diesen Umstand stets verschwiegen, weil er hoffte,
er hätte sich selbst getäuscht und seine Aengstlichkeit wäre zu groß gewesen.
Jetzt aber könnte er nicht mehr daran zweifeln, daß ihm auch hier ein deut-

licher Wink des Himmels habe gegeben werden sollen, und das sei ihm
noch die letzte Nacht, in der er lange mit Gott im Gebet gerungen, durch
einen nicht mißzudeutenden Traum bestätigt worden. Er fliehe jetzt von
mir und sage sich ewig von mir los, um seines Seelenheiles nicht verlustig
zu gehen." —
Wally schwieg. Sie schien mir so erregt, daß sie nicht weiter sprechen
tonnte; darum schwieg auch ich, bis sie sich wieder gefaßt hätte.
Die Nacht war völlig hereingebrochen, so daß ich Wallys Gesichtszüge nicht
mehr erkennen konnte, die feinen Züge, hinter denen der Teufel lauern sollte.
Der Himmel hatte sich mit Wolken bezogen, die nur wenige Sterne
hervorschimmern ließen. Noch immer sangen die Nachtigallen, und ab und
zu näherte sich ein Leuchtkäferchen, schoß hin und her und verschwand wieder
im Dunkel.
Ich stieß unwillkürlich einen tiefen Seufzer aus und blickte über mich,
wo mir das schöne Sternbild des Orion, gerade von Wolken befreit, trost-
reich entgegenstrahlte.
„Wozu, wozu all' diese Kämpfe hier?" Diese ewige Frage drängte
sich mir wieder mächtig auf.
Wally schien meine Gedanken zu errathen, dem sie sagte — und ihre
Stimme klang verschleiert und dumpf:
„Die geben Ihnen keine Antwort."
„Aber was weiter?" fragte ich teilnahmsvoll, „haben Sie sich wieder-
gesehen?"
„Niemals!"
„Zlber von ihm gehört?"
„Ja, oft."
„Gutes oder Schlimmes?"
„Beides. Daß er nicht nur ein berühmter Kanzelredner geworden ist,
der bei Hofe in hohen Gnaden steht, sondern auch einer der gesuchtesten
Universitätslehrer, werden Sie ja aus de» Zeitungen wissen."
Das wußte ich allerdings.
„Was ich sonst über ihn erfahren habe, verdanke ich den Mittheilungen
einer befreundeten Dame, die hier in der Nähe auf dein Lande wohnt,
aber häufig Gelegenheit hat, in Berlin zu fein, da ihr Mann Mitglied des
Herrenhauses ist. Sie ist eine nahe Verwandte von Willibalds Frau."
„Er ist verheiratyet? Das hätte ich nicht für möglich gehalten!" rief
ich aus.
„Die Sache wird Ihnen nicht so unwahrscheinlich vorkommen, wenn
Sie die näheren Umstände hören. Willibald verfiel nach dem Bruch mit
mir in eine tiefe Melancholie, aus der ihn seine Berliner Freunde nur
durch die Ehe zu retten hofften. Sie riechen ihm wiederholt dazu, und er
griff das Mittel auf, um jede Brücke, zu mir zurückzukehren, für immer
abzubrechen. Man hatte für ihn ein fehr frommes Mädchen, die Tochter
>

eines Consistorial-Präsidenten, ausgesucht, die er iui Uebrigen kaum kannte.
Auch das kann Sie bei Willibalds Anschauungen nicht Wunder nehmen;
steht doch geschrieben: ,Wer ein Weib anstehet, ihrer zu begehren, der
hat schon die Ehe gebrochen mit ihr in seinein Herzen,' ein Ausspruch, der
ihm in seinein Verhältnis; zu mir oft heftige Scrupel verursachte. Leider
nur war die Wahl keine glückliche, denn die Frömmigkeit der jungen Frau
war eine rein äußerliche, hinter der sich Streitsucht, Stolz und Geiz ver-
bargen. ,Sie macht ihrem Manne das Haus zur Hölle,' das sind die eigenen
Worte meiner Freundin, die manchen tiefen Mick in das Eheleben der
Neiden zu thun Gelegenheit hatte und deren Wahrhaftigkeit mir über jedem
Zweifel ist. ,Sie steht mit ihren Dienstboten stets auf gespanntem Fuß
imd lärmt derartig mit ihnen, daß der Mann selbst in seiner Studirstube
keine Ruhe hat. Sie verträgt nicht den geringsten Widerspruch, und ihr
Geiz ist so groß, daß Niemand sich in ihrem Hause satt essen kann/ —
Diese Mittheilungen werden Ihnen aus meinem Munde gewiß recht häßlich
klingen; vielleicht hören Sie aus ihnen heraus eine echt weibliche Eifersucht
oder gar Schadenfreude. Nichts liegt mir femer! Aber die Wahrheit ist
oft häßlich, und ich darf sie Ihnen doch nicht verschweigen, nachdem ich
Ihnen alles Andere gesagt. Von ganzem Herzen wünschte ich Willibald ein
anderes Loos. Er ist nicht glücklich trotz seines Mhmes."

Der Gedanke, daß aus dm letzten Worten Wallys Eifersucht oder gar
Schadenfreude fprechen könnte, war mir nicht gekommen; im Gegentheil,
ich hatte die Empfindung, als ob ihr diese Mittheilungen herben Schmerz
verursachten. Denn daß sie diesen Mann noch immer liebte, war mir nicht
zweifelhaft; das ging aus der ganzen Art, mit der sie von ihm sprach,
hervor, mit der sie vermied, ihm überhaupt eine Schuld beizumessen, ihm, der ja
auch stets nur aus edlen Motiven heraus gehandelt hatte. Wally
hatte sich von ihren: Sessel erhoben, klingelte und befahl dem eintretenden
Kammermädchen, im Zimmer die Lichter anzuzünden und eine Windlampe
auf den Tisch des Balkons zu setzen.

„Ist es Ihnen auch recht, daß wir hier draußen bleiben s" fragte sie.

„Ich kann mir kein schöneres Plätzchen wünschen," sagte ich.

Als die Lampe auf dem Tisch stand und das Kammermädchen sich
entfernt hatte, warf ich einen prüfenden Blick auf Wally. Ihr schönes
Gesicht hatte wieder den ruhigen, friedevollen Ausdruck angenommen, der
dem edlen Gleichmaß ihres Inneren entfprach.

„Da Sie mich," begann ich wieder, „des Vertrauens für würdig ge-
halten haben, mir Einblick in Ihre intimsten Herzensangelegenheiten zu
aünnen, fo glaube ich mich berechtigt, noch eine Frage an Sie zu richten."

„Fragen Sie!" ,

„Haben Sie je einen anderen Mann geliebt als Willibald?"

„Nein, niemals!"

„So habe ich mich also getäuscht."

„Woran dachten Sie denn?"
„Ich dachte an die Begegnung heut in, Walde mit dem .schönen Ritt-
meisters Es wollte mir scheinen, als ob unsere Gegenwart in jenein
Augenblicke Ihnen nicht gerade angenehm gewesen wäre,"
„Ach Gott, — der schöne Rittmeister!" sagte sie verdrießlich, „der
Mann macht mir viel Unbehagen."
„Wieso?"
„Er will mich heirathen, nnd ich mag ihn nicht. Und obwohl ich ihm
das schon hundert Mal zu verstehen gegeben habe, giebt er seine Besuche
und Bewerbungen nicht auf. Ich muß deutlicher mit ihm reden."
„Mer warum?" Ist er kein Gentleman?"
„Das mag er schon sein; aber ich bitte Sie! was sollte ich mit einem
Manne anfangen, der nicht arbeiten kann, dem das Vergnügen über Alles
geht! Sein Gut ist iu miserablem Znstande, obwohl es vortrefflichen Boden
hat; seine Wälder sind devnstirt, der Viehstand unzulänglich, die Leute in
seinem Dorf verarmt und heruntergekommen. Er kümmert sich um Nichts,
überläßt Alles seinem eigennützigen Verwalter und kommt aus der Stadt liier-
her eigentlich nur der Jagd wegen und zu den Gesellschaften seiner Kumpane.
Ja, es wäre eine Verwegenheit von mir, einen» solchen Manne die Hand
zu reichen, ganz abgesehen davon, daß ich nicht das Geringste für ihn em-
pfinde. Nein," schloß sie, „mein Liebesleben ist für immer beendet."
Und als ich einige Einwendungen dagegen erheben wollte mit Rücksicht
auf ihre Jugend, ihre Schönheit, schüttelte sie sanft den Kopf und sagte:
„Mein Lebe» ist so ausgefüllt mit Pflichten, die mir lieb »nd theuer
sind, daß es gar keinen Raum mehr böte für eine so große und verantwort-
liche Sache, wie die Ehe ist. Ich müßte meinen ganzen, mich befriedigenden
Wirkungskreis hier aufgeben, nm Etwas einzutauschen, von dem ich vorher
nicht wissen kann, ob es mir auch nur annähernd das gewährt, was ich
jetzt besitze. Sagen Sie offen, ob Sie mir nicht Recht geben können?"
Nach all' dem, was ich von ihr gehört und gesehen hatte, mußte ich
ihr freilich Recht geben, obwohl ich innerlich lebhaft bedauerte, daß folch ein
herrlicher Schatz niemals von einem glücklichen Manne gehoben werden sollte.
Unter solchen Gesprächen war es zehn Uhr geworden, und Wally erhob
sich, um zur Ruhe zu gehen. Sie klingelte und befahl den, Kammermädchen,
mich auf mein Zimmer zu führen.
„Schlafen Sie wohl unter meinem Dache," sagte sie, mir die Hand
reichend, die ich küßte, „und machen Sie mir das Vergnügen, recht bald
wiederzukommen, denn Sie wissen ja, Nichts in der Welt ist vollkommen,
und so fehlt mir zn meiner Zufriedenheit auch ab und zu ein solches Plander-
stündchen, wie ich es heute mit Ihnen hatte."
Ich versprach, zu kommen, sobald meine amtlichen Geschäfte es ge-
statteten, und drückte den Wunsch aus, ihr morgen früh noch Lebewohl
sagen zu können.

ver Teufel. l.2».
„Das wird kaum möglich sein," sagte sie, „denn ich muß früh heraus, und Sie sind als Städter an langes Schlafen gewöhnt. Also, lassen Sie Nch nicht stören! Gute Nacht!"
Wir trennten uns, und ich schlief in dem wohnlichen Fremdenzimmer, in dem auch Nichts fehlte, was zur Behaglichkeit des Gastes beitragen konnte, prächtig bis in den hellen Morgen hinein.
Beim Frühstück wartete mir die alte Verwalterin, ein gutes liebes Frauchen, auf und sagte mir, daß ihre Herrin schon zwei Stunden in Hof und Wirtschaft thätig sei. Aus jedem Wort der Alten klang die innigste Liebe und Verehrung für Wally. Wie konnte es auch anders sein?
Ich liest anspannen und fuhr davon.
Etwa eine Viertelstunde später, als ich von einem Landwege auf die Chaussee einbog, sah ich auf einem Feldrain, der ein Hafer- von einem Weizenfelde trennte, einen Reiter oder, wie ich bald erkannte, eine Reiterin in raschem Tempo auf mich zukommen. Es war Wally. Sofort liest ich halten und wartete, bis sie bei mir war.
„Guten Morgen," rief sie mir schon von Weitem zu, „wie haben Sie geschlafen?"
„Vortrefflich, ich danke, lind daß ich Sie noch einmal sehe, macht mich wirklich froh. Es hätte mir den ganzen Tag Etwas gefehlt, wenn ich Ihnen nicht noch einmal zum Dante und Abschied die Hand hätte reichen können."
„Das klingt ja beinahe sentimental!" sagte sie lächelnd und reichte mir die Hand, „also nochmals adieu! und auf baldiges Wiedersehen!"
Als sie im Galopp auf der Chaussee zurückjagte, drehte ich mich im Wagen um und sah ihr «ach, bis sie hinter den ersten Bäumen ihres Dorfes verschwand. —
M ahnte nicht, dast ich sie nie wiedersehen sollte.

VII.

Es waren etwa sechs Wochen vergangen — Anfang August, die Ernte befand sich in vollen, Gange —, da mußte ich wegen eines Brandschadens, den ich zu besichtigen hatte, nach Lomnitz hinüber. Dabei wollte ich auch Wally besuchen.
Der Tag war trübe und schwül, es hatte lange nicht geregnet, und daher umgaben meinen Wagen auf der Fahrt unausgefetzt dicke Staubwolken.
Als ich nach Lomnitz kam und mich dem Pfarrhaufe näherte, sah ich, wie gerade der Pastor Hahn im Ornat und der alte dicke Küster einen kleinen, mit zwei elenden Kleppern bespannten Wagen besteigen wollten.
M ließ halten und fragte, wohin die Reife ginge.
„Nach Eichenhof," fagte der Küster, der mir zunächst stand, mit düsterem Gesicht und schüttelte den Kopf, als wollte ihm Etwas durchaus nicht einleuchten.

„Sie werden zu einem kleinen Bauern fahren," dachte ich, mit einem
Blick auf das schlechte Fuhrwerk; deshalb fragte ich halb gleichgültig: „Taufe
oder Beerdigung?"
Der Pastor fah mich «erwundert an.
„Haben Sie noch nicht erfahren? Ich dachte, Sie kommen auch
deshalb —?" sagte er, und ich bemerkte, wie sich seine Augen mit Thronen
füllten. Der Küster seufzte laut auf.
„Um Gotteswillen, was ist denn?" fragte ich bestürzt.
„Es gilt, der Naroneß Bistram die letzte Ehre zu erweisen," er-
widerte der Pastor mit zitternder Stimme.
Mir stand das Herz still. Es mar mir einige Augenblicke, als fühle
ich Alles um mich her vergehen und als wanke der Boden unter mir, fo
daß ich mich unwillkürlich am Wagen festhielt. Ich war seines Wortes
fähig. Endlich raffte ich mich mit Gewalt zusammen, öffnete meinen
Wagenfchlag und deutete mit der Hand an, daß der Pastor und der Küster
bei mir einsteigen möchten.
„Wollen Sie uns mitnehmen?" fragte der Pastor.
Ich nickte mit dem Kopfe.
„Das ist mir lieb," sagte er, „der alte Verwalter in Eichenhof ließ
mich nämlich bitten, ich möchte mir ein Lohnfuhrwerk nehmen, da er keine
Pferde disponibel habe; er brauche sie, soweit sie nicht bei der Ernte be-
schäftigt sind, zur Abholung der leidtragenden Verwandten vom Bahnhofe.
Und jetzt in der Ernte konnte ich nichts Besseres auftreiben."
Er entlieh den Lohnkutscher mit einer kleinen Entschädigung und stieg
bei mir ein, während der Küster auf dem Bock Platz nahm. Meine wieder-
holte Einladung, im Innern des Wagens Platz zu nehmen, lehnte er ent-
schieden ab mit der Bemerkung, er wisse wohl, was sich schicke.
Wir waren schon eine gute Strecke gefahren, als es mir erst möglich
wurde, das dumpfe Schweigen zu brechen und zu fragen, wie das fo
plötzlich gekommen fei.
„Sie ist ein Opfer ihrer Barmherzigkeit geworden," sagte der Pastor
und berichtete dann eingehend, wie in Elchenhof feit Wochen die Diphtheritis
gewüthet habe, wie Wally unermüdlich von Krankenbett zu Krankenbett geeilt
sei, wie sie ihre Nächte geopfert habe, um ja Nichts zu versäumen, wo
durch Pflege und Wartung noch irgendwie Rettung zu erhoffen war;
wie sie auf die wiederholten Ermahnungen des Kreis-Physikus, sich zu
schonen und sich vor Ansteckung zu hüten, nur geantwortet habe: „Wer
soll sich denn der Armen annehmen, wenn nicht ich? Sind sie nicht Alle
meinen« Schutz befohlen?" Die Epidemie wäre schon den: Erlöschen nahe
gewesen, da sei sie erst von der Krankheit ergriffen und innerhalb drei
Tagen dahingerafft worden.
„Sie war nicht kirchlich gesinnt," schloß der Pastor, „und doch, eine
um wieviel bessere Christin ist sie gewesen als Alle zusammen hier, zehn

Meilen in die Runde! Sie ist ohne das Sacrament hinübergegangen und
wird doch selig sein!"
Ich konnte mich nicht enthalten, für diesen schönen Zug von Toleranz
dem jungen Geistlichen die Hand zu drücken.
Der Küster aber auf dem Bocke schluchzte laut und sagte, mit Thronen
kämpfend:
„Sie war eine Heilige! Eine wahre Heilige! Auch mich hat sie so
reichlich beschenkt!"
In Eichenhof fand ich viele Fremde, die, da sie meist von weit her-
gekommen waren, jetzt um die Mittagszeit im großen Speisesaale zu einem
Imbiß vereinigt saßen.
Der alte Verwalter hatte so viel zu thun, daß ich seiner nicht habhaft
werden konnte, dagegen fand ich Gelegenheit, die Alte allein zu sprechen.
Der ungeheure Schmerz hatte die gute Frau vollständig stumpf ge-
macht. Der Trost der Thronen blieb ihr versagt, mit verstörten Blicken
sah sie mich auf meine Frage, wo Wally aufgebahrt sei, an. Erst nachdem
ich die Frage mehrfach wiederholt, deutete sie wie geistesabwesend, ohne zu
sprechen, auf die andre Seite des Schlosses.
Ich ging der 'Weisung nach und fand auch zu ebener Erde eine große
weite Halle, die mit frischem Eichengrün und Tannenreisern zwischen
dunklen Draperien ernst und würdig ausgestattet war.
In der Mitte stand, von brennenden Kerzen umgeben, der weiße Sarg,
vor Vlumen und Kränzen fast nicht zu sehen.
Ich trat näher und bemerkte jetzt erst am andern Ende des Sarges,
hinter der Bahre verborgen, einen Mann knieend und ini inbrünstigen
Gebete.
Er ließ sich durch mein Herankommen nicht stören; ich trat vorsichtig
bei Seite, um zu sehen, wer es sei: es war Willibald!
Ich kann nicht beschreiben, wie mich der Anblick dieses Mannes, an
diesem Orte und in dieser Stellung ergriff. All' unser menschliches ver-
worrenes Such«n und Tasten, unser Nichtwissen, wo aus noch ein, stand
plötzlich vor meiner Seele und erfüllte mich mit tiefein Jammer.
Leise entfernte ich mich wieder, um mich im Park verborgen zu halten,
bis die Trauerfeier begann. Vor der Thür stand ein Herr, der Kreis-
Physicus, wie ich später erfuhr, der wohl glauben mochte, ich entfernte
mich ängstlich, um der Ansteckungsgefahr zu entgehen. Denn er fagte zu
mir: „Es ist gut desinficirt, Sie brauchen sich nicht zu fürchten."
Ohne ihm Etwas zu erwidern, ging ich in den Park. Ich hätte ihn
nach den letzten Augenblicken der Verstorbenen fragen können, aber ich sah
dem Manne an, daß er mir Nichts zu sagen hatte.
Mir war zu Muthe, als hätte ich meinen besten Freund verloren.
Dumpf vor mich hinbrütend, saß ich etwa eine Stunde lang auf einer ein-
samen Bank. Da hörte ich in der Feme Gesang, und ich eilte in's Schloß.

Die Schulkinder unter Leitung des Lehrers hatten sich in der Vorhalle
des Schlosses aufgestellt und sangen mit klaren, reinen Stimmen einen
Choral,
Ich schritt bei ihnen vorbei in die Halle, wo der Sarg stand. Dort
hatte sich eine große Zahl Leidtragender versammelt.
Nachdem der Gesang verstummt war, ergriff Pastor Hahn aus
Lomnitz das Wort zu einer Rede, welche den Wandel der Verstorbenen
schilderte.
Es ist merkwürdig, wie das Herz den richtigen, packenden Ausdruck
findet, wenn es von einer wahren und tiefen Empfindung voll ist. Dieser
schlichte Mann, sonst ein mittelmäßiger Mnzelredner, wirkte hier durch ein-
fache Herzenstöne, die er anzuschlagen mußte, unter Verzicht auf jedes
dogmatische Beiwerk, so gewaltig, wie ich das nur sehr selten bei berühmten
Rednern empfunden hatte.
Willibald konnte ich unter den Leidtragenden in der Halle nicht mehr
entdecken.
Ich habe ihn überhaupt nicht wiedergesehen.

Des Schriftstellers Ziele.

von

Friedrich tzorn.

— Altena a, d, <k. —

^mn in einer Zeitschrift die originelle Finne aufgeworfen und in interessanter Weise
gelöst oder jedenfalls erledigt ist, warum man den Schriftsteller als Titel gelten
lasse, den Dichter aber nicht; warum man Ttiürschildcr und Visitenkarten mit der Be-
zeichnung .Schriftsteller" finde, mit der „Dichter" aber nicht, während es früher, so gut
wie jetzt Hofphotographen, Hofpoeten gab, und auch jetzt noch Gelegenheitsdichter sich
als solche vertündigen: so ist offenbar damit der Schriftsteller als Stand gemeint, d. h.
der. dessen Hauptthätigkeit in der Schriftsteller« besteht, und der seinen Lebensunterhalt
nur dadurch erwirbt, nicht aber, der neben einer anderen amtlichen oder gewerblichen und
künstlerischen Thätigleit aus Liebhaberei und zum Vergnügen fchriftstellelt. Darin mag
auch denn wohl die Ursache jener auffallende» Erscheinung liegen.

Daß der Schriftsteller von Beruf, der für seine leibliche Existenz auf biefe Thätig-
teit angewiesen ist, seine Leistungen möglichst zu »erweichen sucht, ist ebenso begreiflich, wie
daß jeder Andere die Erzeugnisse seiner Thätigleit, so weit es denn innerhalb der Grenzen
der Ehrlichkeit bleibt, für den höchsten Marktpreis zu veräußern wünscht. Aber
dadurch unterscheidet sich doch wohl der wahre Schriftsteller von dem Arzt, dem Rechts-
anwalt u. A., die durch geistige Thätigleit ihren Unterhalt erwerben, daß diese, wenigstens
wenn der erste Eifer verraucht ist, ihr Amt doch nur als melkende Kuh betrachten,
während jener nicht lediglich des Verdienstes wegen seiner Thätigleit obliegt, sondern
weil er sich dazu gedrängt fühlt, weil, wenn wir es sagen dürfen, der Geist, von dem
er besessen ist, ihn dazu treibt, dieses oder jenes Thema zu behandeln. Der Umstand,
daß es auch Schriftsteller giebt, die nur des Verdienstes wegen arbeiten, Schriftstücke
auf Bestellung liefern, ständige Zeitungscorresponbenten, Feuillctonreiscnde u. s. w. trägt
nicht oazu bei, die Ansicht über die Beschaffenheit und das Wesen des wahren Schrift»
stelleis zu alteriren. Jene verdienen den Namen der Handwerker so gut wie jeder
Andere, der seine Leistung nur nach dem Geldeswerth, nur nach dem, was sie einbringt,
ichätzt, der, den Plato den ß«v»u2l»°l nennt im Gegensatz zum -piXiüofo?. Der Schrift-
steller, der aus innerem Drange schafft, hat, wenn es ihm auch nicht immer zum Be-
wußtsein kommt, ein doppeltes Ziel vor Augen, eins in sich, eins außer sich; das eine
sonnen wir auch subjectiv, das andere objcctlv nennen. Jenes ist die Zufriedenheit, dieses
die Wahrheit.

Ein Schriftsteller, der nur für Geld schreibt, der seine Feder Stlavendienste thun
läßt, indem er sie fremdem Willen und abweichenden Ansichten zur Verfügung stellt, der
dem Auge und Ohr seiner Leser und Hörer schmeichelt und es zu seiner Hauptaufgabe
macht, den Sinn des Lesers auf Kosten der Wahrheit und Objektivität zu berücken, der
I<mn sich die Wahrheit nicht zum Ziel gesteckt haben. Damit soll natürlich nicht gesagt
sein, daß eine gefällige, einschmeichelnde Form der Darstellung zu verwerfen sei. Im
Gegentheill Wenn solche Form dazu beiträgt, den Leser für die Wahrheit zugänglich zu
machen, um so besser! Tann ist es ein erlaubtes Mittel zu einem guten Zweck, aber
nicht Selbstzweck.
Nun kann man aber nach dem bekannten Vorbilde des Pilatus fragen: »Was ist
Wahrheit?" Was für den Einen wahr ist, ist für den Andern falsch; was der
Eine glaubt, verwirft der Andere; Wut den Een sin Uhl is, is den Annern sin Natter»
gal. Ob es überhaupt eine objective Wahrheit giebt, ist eine Frage, die hier nicht in
Betracht kommt; hier handelt es sich um die subjectiue Wahrheit, um die Wahrheits-
liebe, die den Schriftsteller erfüllt; die äußert sich in seiner Ueberzeugung. Diese lieber«
zeugung ist die heilige Flamme, die durch ihre Nahrung wächst, mit ihrem Wachsthum
neue Nahrung fordert und verschlingt, bis ihr Träger den Weg alles Fleisches gegangen
ist. Die Flamme durchglüht ihn und treibt ihn an, was er für seine Ueberzeugung
hält, auf dem in unserem papiernen Zeitalter gewiesenen Wege seinen Mitmenschen zu
offenbaren. Welches Mittel er anwenden will, um diesm Zweck zu erreichen, bleibt ihm
überlassen, denn die Wahrheit zu verbreiten, ist jedes Mittel gerecht. Ob er, wie Aristo»
phanes, durch den überwältigenden Humor der politischen oder socialen Komödie und die
Geißel der P»rabase, oder, wie Sophokles, durch den hehren Kothurn der erschüttern»
den Tragödie; ob er, wiePlato, durch die schneidige Dialektik philosophischer Probleme,
oder, wie Thukydides, durch den eisernen Griffel der untrüglichen Geschichte; ob er mit dem
giftigen Stachel der Satire, ob er in Versen oder in Prosa die Wahrheit verkündet, ist
von keinem Belang. Derjenige Weg ist der beste, auf dem er am schnellsten dahin ge»
langt, seiner Ueberzeugung Bahn zu brechen. Diese Ueberzeugung wird für ihn zum
Evangelium mit dem Unterschiede, daß er es nicht mündlich, sondern schriftlich predigt.
Im Zeitalter des Papiers ist der Schriftsteller an die Stelle de« Priesters getreten, der
zum Kituzzugc gegen die Ungläubigen aufrief, des begeisterten Vorkämpfers, der das
Glaubensschwert gegen die Heiden zückte. Auch an ihm wird der Spruch: „peewg
laeit äiLertnm" in Erfüllung gehen; denn ist er von seiner Ueberzeugung durchdrungen,
so wird er nach kürzerem oder längerem Schwanken die richtigen Mittel und Wege ohne
Schwierigkeit finden, ohne baß er durch die Zauberkünste blendender Verführung seine
Leser zu bethören braucht.
Wenn diese Ueberzeugung des Schriftstellers als Wahrheitsliebe ihr objectivcs Ziel
in der Außenwelt findet, so tritt subjectiv ein anderes, nicht minder bestimmendes Ziel
ihm entgegen. Wenn er arbeitet, um das tägliche Leben zu fristen, so freut er sich, wie
jeder Andere, wenn er einen recht hohen Gewinn erzielt hat. Wie sollte er auch nicht?
Hat er ihn doch ehrlich im Schweiße seines Angesichtes verdient. Dieses Gefühl wird
ihn aber immer beseelen, ohne daß er seine persönliche Ueberzeugung zum Gegenstände
seiner Thätigleit gemacht hat. Ist aber außerdem seine Leistung das Spiegelbild seiner
innigsten Ueberzeugung, so tritt zu jenem Gefühl der Freude eine andere, tiefere und
nachhaltigere Gemüthsbewcgmig hinzu, die Zufriedenheit mit sich und seiner Handlungs-
weise, Diese seelische Regung darf aber nicht mit dem kurzlebigen Genuß der Eitelkeit
verwechselt werden, durch die Vermittelmg der Presse das Licht der Welt erblickt zu
haben, auf jeden Fall die Erzeugnisse seiner Muse in der zarten Hand einer schönen
Leserin zu finden, und sollte er den Verlag selber auf eigene Kosten übernehmen.
Seine Eitelkeit will gelobt und gehätschelt sein. Darum schreibt er auch nie anonym,
sondern setzt seinen Namen stets über sein 3 christstück, womöglich mit dem Vornamen,
um ja nicht mit anderen Synonymen verwechselt zu werden. Indeß wirb dieses Gefühl

nie von längerer Dauer sein, sondern verhält sich zur Zufriedenheit, wie die aufflackernde
Stwhflamme zur intensiven Gluth de» Kohlcnfcucrs. Die Eitelkeit schickt ihre Erzeugnisse
in die Welt, wünscht, sie gedruckt zu sehen, um sich an dem Spiegelbild des lieben Ich
zu weiden und fem Lob aus fremdem Munde zu hören. Wer aber um der Wahrheit
willen schreibt, um seine Uebcrzeugung zum Gemeingut zu machen, der folgt keinem
äußerlich zwingenden Grund, sondern fühlt in sich den Beruf, seine Ansichten zur Geltung
zu bringen. Geht ei mit solchem Bewußtsein an die Behandlung eines Thema«, d. h.
ist er über die Bedeutung und EntWickelung der brennenden Frage noch nicht klar, so
arbeitet der glimmende Funke in ihm und zündet und wirb zur Flamme und wachst mit
der fortschreitenden Arbeit, bis er mit dem Stoff auch sich selber verzehrt hal und
zur Ruhe gekommen ist. Dieses Gefühl, baß man durch die Ordnung, Klärnng und
Verkörperung des Gedankens ein störendes Unbehagen der Unklarheit und Unfertigleit
seines Bewußtseins gehoben habe, erzeugt eine Stimmung, die immer wieder nach der
Vollendung einer Arbeit eintritt, die innige seelensrohc Zufriedenheit.

Wie die Pädagogik mit der Aebammenlunst, so kann die schriftstellerische Thätig»
reit mit der Weidelust verglichen weiden. Die Wonne des Empfängnisses liegt in dem
blitzartigen Aufleuchten der brennenden Frage, des vorschwebenden Themas. Die Wehen
treten wieber und wieder auf bei den Verwickelungen, die sich jeder Arbeit früher oder
später, mehr oder weniger in den Weg stellen, bis dann endlich die Geburt eine That»
suche ist, die ebenso freudig begrüßt wird, wie die selige Mutter da« neugeborne Kind
an ihre vor Wonne wogende Brust brückt, und der Vater die nie fehlende Aehnlichkeit
constatlrl hat. Wenn bann die nolhwendige Aufziehung und Erziehung des Kinde«, da»
Putzen und Feilen der Arbeit, erfolgt, so geschieht das mit um so größerem Vergnügen,
als dadurch der eigene Sproß, das eigene Fleisch und Blut um so schöner und begehren«»
werlher dem betrachtenden Auge sich darstellt, um dann nach vollendeter Erziehung in die
Welt zu gehen und sein Heil zu versuchen.

Somit glauben wir einigermaßen bargethan zu haben, daß der Schriftsteller sein
äußere« obsectives Ziel in der Verbreitung der Wahrheit findet, mährend subjcctiv seine
Seelenstimmung durch ^die eingetretene Klärung und die Entäußerung feines Selbst in
der Verkörperung seiner Gedanken ein Gefühl der Zufriedenheit erlangt, das sich von der
Seligkeit nur durch den Mangel der Ewigkeit unterscheidet.

^H^^^^
^>/'

^llustrirte Bibliographie.

Vit drei ViuSlctieve. Von Alexander Dumas. Prachtausgabe mit 250 Illu-
strationen von Maurice Leloir. 25 Lieferungen ü 50 Pf. 1.—18. Liefern»,,.
Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Unter den Sternen der französischen Littcratur wird Alexander
Dumas sich einen Platz bewahren, welchen Wechsel und Wandel
auch der Geschmack und die Strömungen der Zeit erfahren mögen.
Es giebt eben Reinmenschliches, das so alt ist wie das Menschen-
geschlecht und das mit diesem verschwinden wird, und hierzu
gehört die Lust am Fabuliren. Es ist zweifellos wahr, was ein
belannter Aeslhetiler kündet: Ei» jeder Mensch, es sei
auch wer es sei, wird vhantasiebcgobt geboren! nur wie
diese Begabung sich entwickelt, das ist grunducischieden
— die Lust am ss.ibuliren, am Erzählen aber ist die
weitverbreitetste Erscheinung de« Phantasie«
lebcns des Menschen. Und diese Lust zu
befriedigen, ihr in Hülle und Fülle geuug
zu thun, ist Alexandre Dumas i>>>r« — wie
man ihn zum Unterschiebe von seinem gleich-
falls hochbegabten Sohne, dessen Lorbeern
aber in einem anderen Genre wachsen, nennt
— ein erster Meister! Alexander wurde 1803
als Sohn des General Dumas ge-
boren. Als Bibliothekar des Herzogs
von Orlsans wendete er sich der Lite-
ratur, und zwar zunächst der Ver-
öffentlichung von Dramen zu. Im
Jahre 1843 erschien dann sein erster
Roman, und von letzt au
wurde er einer der fruchtbarsten
Romllnfchiiftsteller, die Franl» ^^
reich je besessen, und als solcher
hat er eine Popularität er-
reicht, wie vor uud seit ihm
kein Anderer mehr! Selbst die großen Aussage» der Zola'schen Bücher erscheinen klein,
verglichen mit den Millionen Exemplaren, die von den Tumas'schen Werken, selbst-
veritändlich auch in alle Eultursvrachen übersetzt, gedruckt worden. Welcher Lumas'fch«:

Roman sein dichterisches Schaffen krönt, mag verschiedenen Ansichten unterworfen sein; nach unserem Dafürhalten zeigt sich seine vollendetste Meisterschaft als Erzähler, aus verschiedenen Gründen, in dem — übrigens von allen Seiten als eine der hervor« lllgendsten Schöpfungen anerkannten — Romane: „Die drei Musketiere". Es ist eine schwere dichterische Aufgabe, einem Romane, wie es hier geschehen, vier Helden zu geben, die eine lange Zeit unser lebhaftes Interesse gleichmäßig in Anspruch nehmen, und von denen allen, theils vereinigt, thells vereinzelt, der Fortgang der Handlung

Nui: Alexander Dumai: „Die drei Musketiere." Prachtauzgad«,
Stuttgart, Deutsch« !l!erlag»austalt.

in ihren Hauptmomenten abhängig ist. Das konnte auch nur gelinge», weil Athos. Porthos und Aillmis, denen sich dann als vierter, und schließlich als Hauptperson. d'Aitllgnan hinzugesellt, als Repräsentanten verschiedener Charaktereigenschaften und Schwächen in meisterhafter Plastik und in einem Realismus vor uns treten, dem in der französischen Romanlltteratur überhaupt erst Alexander Dumas die Vahn ge-brochen. Wir sind völlig überzeugt, baß eine Erzählerlunst, die es so trefflich versteht, die Menschen bei ihren Leidenschaften zu fassen, sie zu begeistern und in athemlose Spannung zu versetzen, sie herzlich lachen zu machen und bittere Thränen zu vergießen,

An«: Alerondei Dum»«: „Die drei Hwöleütie," Prachtouigübc.
Ztutt»««, Leutscht Verlag«o,!!»lllt,
ban eine solche ßrzählerkunst, trotz aller ästhetischen Theorien und »uf die Richtung der Zeit sich stutzenden Schlagwörter, die populärste ist und bleiben wird. Die „Drei Musketiere" sind aber nicht nur ein Meisterwerk solcher Erzählcrlunst, sie sind auch ein

«u«: «llex ander Dum»«: „DI« d«! Muilltiert," Pillcht»u»g»de,
Stuttgart, Deutlcht «erlaglanstolt.

breit angelegtes Culturgemälde, in dem wir Menschen und Ereignisse, gestaltet nach sorgfältigen Studien, anschaulicher geschildert finden als in manchem Geschichtswerke', und selbst wenn wir einräume», daß der Dichter es mit den historischen Tatsachen nicht immer minutiös genau nimmt, sondern hinzufügt und fortläßt, was seine dichterischen Ablichten erheischen — den Geist der Zeit, aus der solche echte Kunstschöpfung ihren Stoff entnommen, lernen wir hier sicher deutlicher verstehen, als durch die nur gewissenhafte Anhäufung der notorischen Thatsachen — das gilt für die Bücher von Walter Scott und gilt auch für die Tumas'schcn »Tic: Musketiere". — Das, trotz Zola und Daudet stets wachsende Ansehen der „Musketiere" hat denn auch kürzlich eine französische Verlagsanstalt zur Publication einer Prachtausgabe mit Illustrationen von künstlerischem Weiche veranlaßt, und als höchst dankenswertes Beginnen bezeichnen wir
'

,5.
Äu«: Älexandei Dum»»: „Die d«> Muilttle«" Prachtausgabe
Stuttgart, Leutschl Veil»g«»nft»l».
es, daß die „Deutsche Verlagsanstalt" uns diese Prachtausgabe jener Perle der Romanlitteratui in würdiger bcmscher Fassung bcscheert. In sorgfältiger sinngetreuer Ueber«setzung und opulenter Ausstattung wird da« Werl uns dargeboten, geschmückt durch Illustrationen von der kunstbegabtcn tzand des bcstbckannten französischen Zeichners Maurice Leloir, die M. Huyot sehr gelungen auf Holz geschnitten hat. So wird, vollendet, ein Prachtivcrk ersten Ranges vor uns liegen, das in Wort und Bild unsere» Sinn ergötzt und erfüllt und uns eine der interessanteste» Perioden der Geschichte und der Gesellschaft Frankreich« lebenswahr in die Erinnerung ruft. ^, ^.

taskaris.
<3ine Dichtung von Arthur Pfungst. 2 Ndc. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Der.erste Theil dieses vorläufig zweibändigen Werke«: „Lasiaris' Jugend" liegt bereits in zweiter Auflage vor, ein Umstand, der besonders hervorzuheben, da „Laslaris" nicht für die große Menge geschrieben ist, sondern stets nur bei einem kleinen Kreise tiefer denkender und waimsühlender Leier Beifall und Anerkennung finden wird.
.Laslliis" ist ein philosophisches Epos, dessen Didaktik einerseits durch eine nicht große.

doch interessante Handlung, andercrseit« durch Verse von größter Schönheit anziehend gemacht wird.

Der Held, ein feuriger Jünger, lauscht an den sonnigen Gestaden Cyperns den weisen Lehren seines greisen Erziehers Philalethe«. Allein vergeblich bemüht sich der Alte, auf den Schüler seine ngne düstre Lebensauffassung, welche au« den trüben Erfahrungen eines langen, den Idealen gewidmeten Lebens hervorgegangen ist, zu über» tragen. Tic sonnige Anschauung des werdenden Mannes und die abgeklärte des Viel, geprüften stehen sich gegenüber und geben reichen Stoff zur Aussprache bei den Mc«» fahrten, welche Beide oft unternehmen. Im Anblick der ihn umgebenden wunderbaren Natur versteht Laslaris den geliebten Lehrer nicht, der ihm buddhistische Weisheit lehrt:

„Wenn ich Dir lausche, wird die Welt mir leer,
Kein Vogel singt, und leine Blume blüht."

Feurigen und unveidorbcncn Herzens, ausgestattet mit allen Gaben dcs Geistes und des Heizens, will er in jugendlichem Thatendrange hinaus in die Welt, sie und ihre Freuden genießen. Auf den Höhen des Lebens will er wandeln; nur das Dasein selbst soll ihm die Frage beantworten, „ob das Leben wcrth, gelebt zu werden."

Da selbst die Erzählung seines eigenen Ringens leinen Wechsel in Laslarls' Ge» sinnnngen hervorbringt, läfzt ihn der greise Adept in die Welt ziehen, bringt ihn aber vorher in ein Kloster, hoffend, baß der Ginfluß des milden Priors das Feuer in der Brust des Jünglings mildern werde. Aber an dem ungestümen Lebensdmnge prallen auch die weisen Lehren dcs Basilius ab. Laslaris rettet einer Jungfrau das Leben, allein die« ist dennoch den „Nereiden" verfallen, wenn ihnen nicht das „rothe Golo" geopfert wird. Voll heißer Liebe zu dem Mädchen, dem eisten, das ihm auf seinem Lebenswege entgegentrat, eilt er zu Philaleth, dem Einzigen, der das große Geheimnih, Gold zu machen, besitzt. Er findet den geliebten Lehier im Verscheiden.

Dir wird die Kunst — wohl Dir, daß Du gekommen,
Ich hätt' die Panne« in's Grab genommen.

Laslaris bringt die Asche des Meisters, wie ei gewünscht, nach Rhodos: frei und reich im Befitze de« kostbaren Geheimnisses, zieht er in die Welt. Damit schließt der eiste Theil der Dichtung: .Laslaris' Jugend".

Im zweiten Theilc: »Der Alchymist" finden wir unseren Helden in stürmischer Fiühlingsnacht, deren Schilderung und deren Beziehung zu den Gefühlen dcs Jünglings dem Dichter ganz besonders gelungen ist, am Ufer der Elbe, in Dresden. Das Glück ist ihm hold, cr lernt ein junge« Mädchen, Irene, leimen, das ihn bald mit ganzer Seele gefangen nimmt. Im Hause ihres Vaters, tes Hofapothelers Meister von der Linden, findet er eine Heimat, und er arbeitet in dessen Laboratorium. Freilich be» engen ihn anfänglich die duften« Mauern, aber die Liebe zu Irene fesselt ihn. Bei Gelegenheit eines der großartigen Feste, welche August der Starte veranstaltete, findet cr endlich die gewünschte Gelegenheit, sich mit Irene auszusprechen. Sie öffnet ihm ihr Herz, und Tage des reinsten Glückes brechen für Laslaris an. Aber es erwarten ihn auch hohe Ehren. Der Krieg und die urglaubliche Verschwendungssucht dcs Fürsten haben das Voll ausgesogen, Hof und Land sind verarmt. Laslaris allein hat das Mittel, dem Elend zu steuern. Im Besitze der wunderwirlenden Panacee, hohen Rang und Ehren in sicherer Ausficht, das heißgeliebte Weib im Arme:

„Jetzt'fühlte er sich hochbeglückt auf Erden,
Das Leben schien ihm werth, gelebt zu weiden."

Seine Beziehungen zum Hofe, dem cr „das rothe Golo" «erschafft hatte, brachten ihn auch mit der schönen Gräfin Aurora, der belannten Maitresse des Fürsten, in Berührung. Im Sinnenrausch rergißt cr scin Wcib, und als August die Geliebte zu sich nach Polen ruft, weigert sich Laslaris, ihm nochmals Geld zu schaffen, und muß deshalb in's Gefängniß wandern. In monatelanger Haft auf der Albrechtsburg läutert sich unser Held. Er schüttelt die Sinnenlust von sich, die ihn so lange umstrickte, und da« Bild de« fast uergcsscnen und doch geliebten Weibes, das ihm inzwischen einen Sohn geschenkt, taucht auf's Neue vor ihm auf. Irene rettet ihn, und beim Feueischein dc« in der Ferne brennenden lurfüistlichcn Schlosses ziehen Beide in die Feri«.

Diese« ist in kurzen Zügen der Inhalt der bedeutenden Dichtung, soweit dieselbe fertig vorliegt. Kleine Bedenken, welche die Handlung betreffen, müssen bis zum Er»

scheinen des dritten Theiles, welcher vielleicht näheie Aufklärungen und Aufschlüsse bringt, zurücktreten.
Hervorzuheben ist der tiefe, sittliche Elnst der Dichtung, welche, von modernem Geiste belebt, sich doch boch über die epischen Schöpfungen der sonstigen „Modernen" erhebt. Trotzdem die beiden Thcile je 12 Gesänge enthalten und die einzelnen Strophen je IN Feilen, so wirtt doch die Lectüre durchweg anregend und fesselnd. Die Sprache ist häufig von bestrickender Schönheit, besonders die Naturschilderungen zeichnen sich durch Pracht der Darstellung und Feinheit der Beobachtung aus. Die formschönen Strophen entzücken und ergreifen wie zarteste Musit, und selbst der weniger pessimistisch denkende Leser wird den in so vollendeter Form gebotenen Darlegungen einer buddhistischen An» schlluung gern folgen. Möge der Dichter recht bald in» dritten Bande einen würdigen Abschluß seines Wertes folgen lassen. I.. 8,

Musikalische Notizen.

Fünfzehn Vriefe von R i ch a r b W a g «e r. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille, geb. Sloman. Berlin, Gebckider Pactel.

Wagner hatte, als er sich in höchster Bedrängnis; befand, bei der Familie Wille in Mariafeld am Zürichers« einen Unterschlupf gefunden, der ihm gestattete, an seinem Lebenswerk in Ruhe weiterzuarbeiten. Die Mehrzahl der an Frau Wille gerichteten Briefe stammt aus den Jahren 1864 und 65. also aus der Zeit, wo König Ludwig II. von Bayern der „holde Schirmherr" des Dichtercomponisten geworden war. Sic zeigen, wie innig Wagner seinen königlichen Gönner verehrte und mit welch' rührender Anhänglichkeit er ihm ergebm war. Daß der Banreuther Meister, der nicht eben selten der Egoisms und die Rücksichtslosigkeit selbst war, derartiger gemüthooller Regungen fähig gewesen ist, wird auch manchen seiner intimsten Bewunderer überraschen.

Johann Siran»;. Ein Lebensbild, cntworfen von Ludwig Eisenberg. Leipzig, Druck und Verlag von Breit« topf u. Härtel.

Die Wiener Walzer-Dynastie Strauß hat auf dem von ihr cultiuirten kleinen Gebiete eine Bedeutung erlangt, die auch der anerkennen muß, der gewohnt ist, die Kunst von ihrer ernstesten Seile zu nehmen. Der letzte musikalische Ausläufer der Familie Strauß, Johann Strauß, der Eomponist des Walzer» „An der schönen blauen Donau" und der Operette „Die Fledermaus", hatvorKurzem sein50iährige3 Künstlerjubiläum gefeiert und mußte also wohl den Biographen in die Hände fallen. Ludwig Eisenberg hat den ihm in reichster Fülle entgegengebrachten Stoff anziehend verarbeitet und manche historische Details mitgetheilt, die ein über den engen Wirkungskreis der Strauß'schen Familie hinausgehendes Interesse haben. Mit dem faust-

dick aufgetragenen Lobe wird veimuthlich
del Wiener Walzertonig zufriedener sein,
als der Iritisch-sichtcnde Leser. Gar so
kräftig hätte der Verfasser das Weinrauch-
faß nicht schwingen dürfen. Johann Strauß
ist ein sehr lustiger und melodienreichei
Tllnzcomponist, abci keineswegs ein zweiter
Mozart oder Beethoven.

Robert Franz. Gespräche aus zehn
Jahren. Veröffentlicht von Dr. Wilh.
Waldmann. Leipzig, Breitlopf u.
Härtel.

Die Litteilltur über Robert Franz,
den vielgenannte», aber leider wenig ge»
sungenen Liedercomponisten, ist eine sehr
dürftige: jede Ergänzung ist mit Dank an-
zunehmen. Was Robert Franz im Freundes-
kreise über seine Auffassung deutscher Lieder
hat verlauten lassen, erscheint hier zum
ersten Male fixirt und der größeren Ocffent-
lichleit erschlossen. Franz w^r lein Salon«
mensch, sondern eine gerade, ehrliche
Natur, die mit ihren Ansichten nicht hinter
dem Berge hielt. Er konnte sich sehr derb
und drastisch ausdrücken, wenn es galt, eine
Kunstllnsicht zu veitheibigm. Waldmanns
Buch bietet fast auf jeder Seite Belege
hierfür. Was uns darin mitgethellt wird,
sind allerdings nur Aphorismen, aber sie
treffen zumeist den Nagel auf den Kopf.
Einigermaßen peinlich berührt uns d«s
hohe Selbstbewußtsem, da« Franz in Betreff
seiner eigenen Lieder wiederholt cm den
Tag legt, das vorliegende Buch lvürbe an

Werth erheblich gewonnen haben, wenn der Herausgeber mit der Mitthcilung derartiger Aussprüche vorsichtiger und sparsamer gewesen wäre. ed.

Tas Geheimnis; der berühmte» italicni» sehen Geiaenbauer. Ergründet und erklärt von Otto Migge. Frankfurt am Main, Gebrüder Staudt.

Miggcs Broschüre ist mit groher Sach» tenntniß geschrieben und wird auch für diejenigen, die sich über Geigenbau ihre eigene Ansicht gebildet haben, von hohem Interesse sein. Nach Migge« Ansicht tann die natürliche Art der Lackirung allein das Geheimnis; der großen Meister gewesen sein. An Opposition gegen diese Behauptung wild es nicht fehlen. Ob es möglich ist, nach Migges Theorien Instrumente anzu» fertigen, die den alten Cremoneser Geigen in jeder Hinsicht ebenbürtig sind, mutz die Zeit lehren. Jedenfalls ist es im Hinblick auf den großartigen Schwindel, der mit alten Instrumenten getrieben wird, ein Verdienst, die Frage überhaupt angeregt und in Fluß gebracht zu haben. ed.

Bibliographische Notizen.

Das Alte Testament. Uebersetzt, ein« geleitet und erläutert von Dr, Eduard Reuß, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verfassers völlige. Erichson und Pfarrer Lio. Dr, Horst in Straßbürg. Nmunschweig, C.A. Schwetschke und Sohn.

Das Bibelweit, das in seinen sieben Banden da» .Alte Testament" behandelt, gehört zu jenen Schöpfungen, die man mit Dankbarkeit und Andacht genießt. Wir dürfen den Ausdruck Genuß schon deshalb anwenden, well die Ucberjetzung nicht dlos in streng sinngetreuer, sondern auch in flüssiger, leicht verständlicher Sprache dahinfluthet und zumal an den poetischen Stellen den Leser mit sich fortreißt.

Das im großen Stile angelegte Werl geht davon aus, „daß die ganze Geschichte der Israeliten, die politische, bürgerliche, litteilliische und religiöse von der Frage abhängt, ob das biblische Schriftthum an den Anfang derselben gesetzt werden lann ober muß, als die eigentliche und echte Grundlage des socialen und geistigen Lebens der Nation, oder ob es die Frucht einer mehr als halbtauscndjährigen Arbeit ist, au welcher zwanzig Generationen Antheil gehabt haben und welche erst fertig geworden, als die schaffende Kraft erschöpft war."

In dieser Frage wird mit Beachtung

aller vorangegangenen Forschungen eine
Klärung angebahnt und in conseaucnter
Weise bewerkstelligt. Die Untersuchungen
werden derart gefühlt, daß auch »der un-
vorbereitete, mit der Sache noch nicht ver-
traute Leser sich eine Meinung bilden kann
und nicht in die Lage verseht wirb, ent-
weder blindlings und unüberzeugt das
Dargebotene annehmen oder es aus Mangel
an klaren Beweisen vorschnell in Bausch
und Bogen abweisen zu müssen."
So ergiebt sich für Reuß folgende Ein»
theilung der alttestamentlichen Bücher, zu
welchen er auch die sogenannten Apokryphen
zählt:
l.dic Geschichtsbücher (Richter, Samue-
lis, Könige); 2. die Propheten; 3 Pento.»
teuch und Iosua; 4. die Kirchenchronil
von Jerusalem (Chronik, Esra und Nehc»
mia); 5. die hebräische Poesie (Psalter,
Allgelicder, Hohes Lied); 6, Religion»»
und Moralphilosophie (Hiob, das Salo-
monische Spruckbuch, der Prediger, die
Weisheit Jesus', des Sohnes Sirachs, das
Buct, der Weisheit Salomonis, lehrreiche
Erzählungen und andere erbauliche Er-
zählungen aus den letzten Zeiten des vor-
christlichen Iubenthums (Jona, Tobia,
Susann«, die Pagen des Tarius, Baruch,
das Gebet Manasses); 7. die politische und
polemische Litteratur (Ruth, 1. und 2.
Mllttabäer, Daniel. — Esther, Judith.
3. Mllkkabäer, Bel und die Schlange,
Epistel des Ieremia).
Wir können nur unseren früheren Wunsch
wiederholen, daß die Thcilnahme des Publi-
kums es der Verlagshandlung ermögliche,
dieses hervorragende Werk unter Zugrunde-
legung der französischen Arbeit durch das
Neue Testament zu ergänzen. I..
Fragmente. Neue Folge. Von John
Tnndall. Uebersetzt von Anna V.Helm«
holtz und Estcllc du Vois-Rey-
mond. Braunschweig, Vieweg K
Sohn.
Das vorliegende Buch mit dem Titelbild
des Verfassers enthält vierzehn verschieden-

artige Aufsätze mcist populärwissenschaftlichen Inhalts und ist die letzte Publication des Ulli einem Jahre unerwartet schnell gestorbenen, geistreichen Verfassers. Die Auf» sätze sind zum großen Theil Vorträge, die Tyndall in der Royal Institution gehalten hat ober die in englischen Zeitschriften erschienen sind, und umfassen den Zeitraum von 1880—1891. Tie Reihe der Aufsätze eröffnet das Thema über die Sonn» tagsfcier in England, das der Verfasser in einem in Glasgow gehaltenen Vortrage behandelt hat. Als weitere Aufsähe schlichen sich an: Gocthe's Farbenlehre, Atome, Molecül und Actherwellen, Graf Rumforb, Das Leben und Wirten Pastcurs, Der Regenbogen, ferner eine Ansprache, gehalten in der Birlbeck Institution 1884, Thomas Zloung, Das Leben in den Alpen, Vom gewöhnlichen Wasser, Persönliche Erinneiungen an Thomas Corlyle, Zur Enthüllung derStatue uonCarlyle, Ueber den Ursprung, Verbreitung und Verhütung deiTuberculose, alsdann allerlei Aufzeichnungen aus den Alpen und zum Schluß ein Gedicht: Ein Morgen auf der Lüslen-Alp. — In allen Aufsätzen tiitt uns der wissenschaftliche Forscher in seiner liebenswürdigen Persönlichleit entgegen, dei es velsteht, durch seine anziehende Sprache zu fesseln und auf naturwissenschaftlichem Gebiet mit feinem Verständnis; da» Walten in der Natur zu schildern. Die Uebersetzung ist coriect, und sei das Buch hiermit bestens empfohlen.

X.

Ahasver, »er ewige Jude. Mysterium in 3 Aufzügen und einem Vorspiel von Iohannes Lepsius. Leipzig, Akademische Buchhandlung,

Wieder Einer, der sich an das vielbearbeitete, aber noch nicht erschöpfte Problem der Mythe vom ewigcn Juden gewagt hat. Der bisher unbekannte Dichter verstand es, dem oft behandelten Stoff neue Seiten abzugewinnen, ihn außerordentlich fesselnd zu gestalten, die Gedanken des Lesers anzuregen und das Interesse bis zur letzten Sccne wach zu erhalten. Schon die Verbindung, in die er den ewig lebenden Nhasvcr mit Moses und Elias, welche gleichfalls nicht .gestorben" sind, im Vorspiel seines Mysteriums bringt, zeugt von eigenartiger Auffassung. Tie Handlung spielt zur Zeit der eisten Tempclzerstörung und ist reich an fesselnden, echt dramatischen Momenten. Das Werk würde auch auf der Bühne seine Wirkung sicher nicht verfehlen, aber leider ist es nicht anzunehmen,

daß eine Direktion den finanziell vielleicht
ungünstig ausfallenden Versuch wagen
würde. Als Lektüre aber ist der Lepsius-
sche„Ahasuer" jedenfalls auf's Wärmste
zu empfehlen. 1^, 8.

Werde lumWeib. Roman von Id a Boy-
Ed. 2 Bde. Leipzig, Karl Reissner.

Ida Voy-Ed gehört zweifelsohne zu den
anerkanntesten deutschen Schriftstellerinnen,
ja sogar zu internationaler Bedeutung ist
sie, wie die Uebersetzung einiger ihrer Werke
in fremde Sprachen beweist, gelangt. Ihrer
dichterischen Eigenart und hervorragenden
geistigen Bedeutung ist vor Kurzem in diesen
Blättern, die große Verehrer-Gemeinde der
hochbegabten Frau (zu der wir übrigens
eifrigst uns zählen), voll befriedigend, ein-
gehend gedacht worden, und so haben wir uns
heut nur mit der Würdigung ihres neuesten
Werkes: „Werde zum Weib" zu be-
schäftigen. Diese neueste Schöpfung reiht
sich den bedeutendsten der talentvollen
Autorin leider nicht au. Gewiß, es ist ein
kluges Buch, das da vor uns liegt; eine
Sammlung von treffenden Aussprüchen
über die Welt und da« Leben, die Mensche»
und die Dinge, die sich recht umfangreich
aus den Boy°Ed'schen Büchern anstellen
ließe, würde duich dieses neueste Werk
wesentlich vermehrt weiden können; aber
es ist ein Buch, dem man so deutlich seine
Absicht anmerkt, daß man nicht nur ver-
stimmt, sondern manchmal sogar — Iwrri.
Kilo äicw! — gclllngweilt wird. Ida
Boy-Ed. die es so trefflich velsteht. Menschen
von Fleisch und Blut, lebendig in ihrem
Wollen und wirtlich in ihrem Handeln, zu
gestalten, begnügt sich dieses Mal zumeist
mit Figuren, die nur geschaffen sind, die
Ansichten der Autorin zu künden und eine
Beweisführung für jene zu übelnehmen.
Wohl hat das Wort: „Werde zum Weib!"
einen hohen Klang, und wenn sich vielleicht
auch noch daiübcr streiten ließe, ob das,
was Ida Boy°Ed als den Inbegriff der
Weiblichkeit bezeichnet, wirklich deren
duftigste Blüthen sind, die Berechtigung
der Tendenz: des Weibes Werth. abgethan
von allen äußeren Erfolgen, nur in der
Innerlichkeit darzuthun, ist über jedm
Zweifel erhaben, und die Repräsentantin
jenes aus ihrer glänzenden Schein-Existenz
und dem sie umdrängenden Flirt zum
Weibe erwachenden Mädchens ist wohl»
gelungen. Aus ihrem Munde hören wir
auch manchmal wirkliche herzenstöne, die

uns ergreifen, sonst aber gelangt nur höhere oder geringere Beredsamkeit zur Willung, und so lesen wir das Buch, erkennen leinen erziehlichen Werth, bewundern die Gedanken« reife der Autorin — aber warm werden wir dabei selbst in jenen Scene», in denen die Handlung gipfelt, nicht! Und noch Eins: Uns war es stets ein Beweis mehr für die poetische Vollkraft Ida Boy-Ed's. daß warmblütig, reizvoll-anziehend ihre eigene Individualität, gleichsam ununlerdrückbar, aus ihren Schöpfungen zu uns sprach. Auch die Befriedigung dieses, wir mochten sagen: intimen Interesses läßt ihr neuestes Buch vermissen. .^, ^.

Aus der schöne«, wilden Lientcnants-Zeit. Roman aus dem österreichischen Cavallerielebeil vonC arlBaronTorre» sllni. 2 Bde. Dresden, E. Piersons Verlag.

Ter Roman liegt in III. Auflage vor uns; der Autor lehrt uns die Bedeutung dieser Thatsachc dahin rerstehen, daß der Roman „ein drittes Tausend macht", nnd wir glauben gern an seine Zufriedenheit ob dieses Erfolges, Wir nennen auch selbst die erwähnte Thatsachc einen Erfolg — sollen wir uns deswegen unseres kritischen Rechtes begeben? Tas Buch liegt auf unserem Buchertisch: wir haben nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, unsere Mtinung zu äußern, und so sei es denn unumwunden ausgesprochen: vom litterarischen Standpunkt erscheint uns der Werth des Buches recht gering, sein Erfolg nicht verdient! Es ist ansprechend überall, wo es wirklich aus dem Militärleben berichtet; da wirkt es mit der Frische und Anschau» lichleit des Selbsterlebten. Leider aber sind es nur sehr wenige Sccnen, die sich mit dem Soldatenthum beschäftigen, der weitaus größere Raum des Buches wird durch einen Herzensroman ausgefüllt, dessen Held allerdings ein Offizier ist, aber eben so gut jedem anderen Stande angehören könnte, wenn er nur das Zeug dazu hat, ein Lump zu sein! Ter Roman selbst zeichnet sich nur durch grobe llnwahrschein-Uchleitcn, sonst durch Nichts aus; sein Humor ist Burleske, und seine Tragik der Scaudal. In welchem Stile er uns erzählt wirb, haben wir obm durch eine kurze Andeutung gekennzeichnet; es ließe sich mit leichter Mühe eine reiche Lese von Stilblüthcn anstellen. Ten warmen Enthusiasmus des Autors für sein schönes Vaterland lassen wir als lobenswerth und episch wirksam gern gelten, erlauben uns

sogar einen großen Theil des Erfolges des Buches hierauf zurückzuführen; wenn aber der Autor meint, daß er die Revision der neuen Ausgabe noch gründlicher gestaltet, hätte ihn nicht das alte Sprichwort vom »Besseren, dem Feind des Guten", davon abgehalten, so glauben wir allerdings entschieden, er hätte noch sehr viel revidircn, mancherlei sactische Unrichtigkeiten ausmerzen können, bevor dem Guten in seinem Buche zu nahe getreten wäre. -^, ^V,

Honos. Von h. Steinitzer. Tresdcn und Leipzig, E. Pierson.

Honos ist eine phantastische Insel im Ocean, die auf keiner Landkarte verzeichnet ist; — zwei schiffbrüchige Europäer werden auf dieselbe verschlagen und finden auf dieser zu ihrem Erstaunen nicht nur menschliche Vewohner, sondern ein hochentwickeltes Gemeinwesen, in welchem die sociale Frage auf das Glücklichste gelöst ist. Hier giebt es keine Leidenschaften, keinen Kampf um's Dasein und kein Verbrechen, in schönster Harmonie leben diese bencldenswerthen Insulaner nur im Dienste des Gemeinwohls, und obgleich vollkommen isolirt von der übrigen Welt, ist bei ihnen die Technik in viel höherem Grade entwickelt, als in dem großen Centrum der Eivilisation, so daß alle mechanische Arbeit von Maschinen geleistet wird. Und wodurch ist dieser Zustand der Glückseligkeit erreicht? einzig und allein durch die Trennung der Geschlechter; es giebt auf der Insel einen Staat der Männer und einen auf gleicher iLafis organisirten Frauenstaat, und in dieser Trennung liegt der Urgnmd zu ihrer Zufriedenheit, denn nach des Verfassers Ansicht ist alles Unheil durch die Geschlechtsliebe in die Welt gekommen.

Wie diese beiden merkwürdigen Gemeinwesen oigllnisirt sind, und welche Schicksale die beiden Europäer daselbst erleben, mögen diejenigen Leser nachlesen, die gewillt sind, dem Autor auf dem sonderbaren Fluge, den seine Phantasie genommen, zu folgen. rnü.

WildwuchS. Von H. Eschclbllch. Zweite Auftage. P. Neubncr. Köln a./RH.

Im Nachhall heißt es: „Ich mag es nickt, das blinde Träumen, ich mag es nicht, das blinde Dichten; ich lärm den Blick aus Maichcnträumen auch scharf auf uns« Tage lichten." (iL ist bedauerlich, daß dies dem Dichte: erst zuletzt eingefallen und daß er uns nickt schon auf den vor»

Heigehenben 136 Seiten einen Beweis davon
gegeben hat. In Nschelbllch offenbart sich
ein frommes Gemüth, dem ein hübsches
Lied gelingt und das auch uon Heizen
kommende Töne anzuschlagen weiß. Aber
es fehlt ihm die Eigenart. Fast Alles hat
man schon ähnlich und oft besser gelesen.
Der Inhalt der wenigen epischen Gedichte
ist nicht originell, und auch die Form läßt
oft zu wünschen übrig. I».
?!».» von ^I»I>, neuester und v»I!!Mnd!!;!>I,>r
mit ^V»I.'»>« >!er neuen Lenlr!«e!,>t!ieiluu^
^Vie», ^V, II»n!e!,en.
— j?ru,^er. 7. ^uüi»:«. Vien, H. H»!-t!e>>«n.
?«»<:liil!«r«i. N, v,, I!ri,mernn«en uu« dein I»,en
I«tor!,en >M». zi!t N!!d„. LtuttMrt^ Deutle!,«
Ver!«ß«'>II>,tII>t.
?i«^«i, W., Xur I>»v<no!n?ie de« 8enrelnen».
Ait !>e«o„d«rer litlct^K^t »ul Individuelle
Ver« niedenNeiten der IInnd«enrilten, >Iit
meiir »Ix 2UN 8^!>r!tl,>rn!>e» i,n "lext new!
8 vi«8!AMl„en und !> lulein, Ilamdur^ und
I.e!i«!^, I>«p. Vo»«.
?it!U, li., veut,«i>e« I.e!,e,> und Vei,en. Klltin-
u»I« L,?.li!Nu„,:e!,. Vi»»e!i. tie!,r, <3it«'!,tb»Iu.
II«toli!l, oütdeul«ei,e. fliütter ü„r liirderunss
der »!!,„I>ni!ilt. IV. Iniirss. >r. !>. >0. «nnl^'
iier>i, Lrunn »n>! V<!,er.
N«I»«nn»t«I» In Lnüuien und der I1«r?,e»;n»in!>.
Ilinütr. I'!»,rer. 2,veite Hun«8«. Vie».
^. II»,t!e!>e».
Nul»«rt, b'riedrieii, .^>i5 dem Kiebtx üum Ui»ui>eu.
.^i> »iie Henker beneblet. 2»eite >u»I»!;e,
Leriin Liblinzir, Nnren».
AUtten»u»i, I?., Heilige, I^Mnden und Historien
in?roül>, !Ieidei!>en>i, t^. Veiü».
8!iovi<>n»«!K. II.. Hein Vetter ^o»u». Ilonmu.
2»e!t« HuliüM. I>i««den und I^eii«!g, II.
lliuden.
8o»lio»wv, 'Ni, v.. ^u« der vreiviertel Veit.
vre«!en, 15. Pieren«.
l3t»«»«I, H„ ümndunl.', üovelie. I>ii>?.iL, Und.
liie»« 8en. Otn.
Vinl».«tt'» VerKe. Ne,«l»n,ne!t, Ilei-uu«»:. und
mit .Vnim'rKuuM» ver«>!,en von einem Ver-
einer <>e« vieiit«^. irrste» Il»u«eud. Ldel8-
«lUde, ,^, I^emme.
VoI^»6I«lltU!>»«i>, dui!?nn«e>!e. IIet,er«., mit
Hinleitun« und ^nuieriiunssen vergebe» van
>. 8t!»u,«8. >Vien, 0, Untrer.
^I«li»lt> l!rn»t, LIinde I^iene. Knveii«. vre»deu
und Ixii'üi»?, 0. Ilei.««ner.
VIi»t«i, .1, und .^»^. V^Uil»«»»«, Nie Mwen«
I.it!er»tur «eit X!>»e!,iU8ü de« Xilunn«, I^iel.
A4, "lrier, 8. U»v«r.
Vit«, Oi>. .V!p!,0n«e, Keine I^IieKe in, I>ei>en ^e^u.
äntvni-t »ul die 8e!>rill von Miini»»«
Kntovit«e!,i Die I^lieil» im lieben ^e«u.

^Vien, 0»ri iloneMn,
Vollllinitl», ^V^ Lenediiit Lrömei. Line I>den»-
l!«5ei,iei>te, Ilüneuen, ^. HeKerm»m>'!>
«ueiil.
2«it«!llilit tlli ^vpnotl«nu», 8u<?»«»u<>i>»'
tli««ll>l», 8u?lfe»U<>n»I»lii« undi vsi»
v«.n6t« p«vol»«l<,i?, I°<>»««liul»8«li. ^»iirz.
III. .^«rii 18!». U«riin, ll«rm»nu «riezer.
KmL«8»uMiie Ltieiier. Lezpreedung imcii Husvani der Iledsetiun vorueiuliten.
^i»äi«.i».iio»I, V. v,, VeitMrient. LeinxiL,
2Ul»«u^«««ti««. Veröllentiicnunj; der
lreieu Vereinissunli Her Leriiner srodueten-
bnrze. Leriiu, II. 8, liermlinn,
2idüotl»«Ii 6«l <3e»»m»liMtt««^t»»i H«» In»
unck ^.u«I«,rid!«». Xr. 818-82!>. Illlüe,
0. «ende!.
2o^ ü^, Idll, ii«rmine von kreuzeuen un<l
Xunrnd ?«im»nn l>'i»l». vre! Koveüen,
vruzdeu, I.eipül^', O. 8«i»5ner.
2»«»», (,^r>. Uedieiite. v>1tt« ^uNlure. l!r»!«»«n-
uniu u. LeinLi«. Luumert und Il^nsse.
<?o»I»«irl», Lnui«, »Imo^tüt. liomnn. lünxijze, vom
Vert»8«er und VerieMr nuturizirte Heiler-
»etüu,^. Kreolen, II. I^iindien.
DI« Dun«,u von l>«u»»»u bi» 2Uln 8ebv»i»««»
H»«is. ^Vieu, Vu!i2u-I<llu,!>f)<('l!llliIm1«-^^'
»eii^eimlt,
?«H6»i»»n, ?. ^., ^iirwliieu-zn«!»!, >ioderne
?«uin>en, Leriill, Mbilo^r, ijunnu.
?is»ill»m», i?d»llld, .^,, tleücniei,!« 8iei!i«n».
I>eul»e>!e ^u^ode von Uernimrci I^upu».
üoter Hund. Hut dem lüidui».»! <I. Versu»5er«
»„(! 5 Xürte^i. Iv>'>si?!ss, L, <!. I'e.idner.
<3n»<!, Liiiüt v,., I^itternriürne Lüüax». lieue
kulM. ^Vien, Q lioin^MN.
Hc>tl»niotli. r'r„ Unndimoii d,'r deutülllen
1>»<'nt. I^ielerunüÄ—!!, 8tuttz!<rl, <:.^Vei,<e.
>I»tls, >!,, Ilembrundt uns der lieii' tieii, Iluti,
vr. Lo,ie. Line XritiK, Ueriin, II, L»endier.
^»ln«»b«ilod.t d. ?«n»iQii»»i>»t»It <!«nt«:li«i
>l<»urli»II,tsll ui>cl 8oli«tt»t«11«i llir
IM!,N4, zlun,!ien. 8eib»tverin«,
Xullolltil»», H. Ilemdrnndt, ziit 15,«! Hiiididun^n
vnn Nemiüden, Ilndirun^en », iiundxeiei!-
nnuMn. 2»eite ^uNnzie. ijieleleid u. I>eii'xi3,
VeMngen und Ilii»«,!,,^,
üoiillu», l°iA» H»nn»i> zio«e, I»>en uud <3e-
!<und!,eit. ve»t»e!>e Ileneixetüunz von
Nudoinii Xoimu«. ciiicuLn, l, li, Illlriev
rud. tn.
Nl«v«l, I,., I>e!,ri>ueii derNruniioinBe, LtuttMrt,
lierlin. I,eip«il;, I.'nion veut»ri,e Verlu^ü-
sse«e!i,<e>mlt.
Hc>n?«li»t!,lll. ^i>r!«t!»n, I» ?n»nt»5 8r>!>N!!«.
!!»> s!)KIu« !mmunütl»cl> - silmutü^Uücliol
vlcutii!,^!!!!. L«l»>,, Ii!cu»>'(! 'lllemUer.
DI» Kl»«». L^llll!;!««« Helle ll!r ?ln6>ieti<>n
»n<! LntiK. Ilenl,,»,:. v»n V. ^i'ent. 1895.
>l»>. zülu^uei,, zi. I'oe>!!j!.
?«n»l«i, ^nu». ziHlli.'tew« von M«m»>'!'!i»
I^edenzve«. üin« e!>mno>o^»e!>e I>»l5telwiiz

der bedeudNiNülell ürelßn!»«« »u» dem lieben
de» ^ItreienüKliXüIer» »» der N»»d «einer
N«den. ?e8t»enr!lt üum 80. (ienurtzw^c,
I^elpliz;, titln Vizund.
3chi»si!ch» »»chdiucke»!, l<»nst> unb l>«!»z».Anft»!! o. S. 5ch«ni!ienl>n, Vr«I«»,
Uni>ei«ch<!»lei Nach^iui» uu« dem Inhal» l>!,s« I»!tschi!ft »nt»rs»g!. U»b«»!»<!»ng»«ch!
o»ib»l!»l«n.

^ W ,,
^ 1895«. l'l-lLCtlS l'ÜIINNF. 1895«. ^
5
!!
ÜÜLllLII
5«»liii»». . <?' »
»»Ml»»». 3l^ »
f«Ilk»i>»«II». <? «
l»«ll>n!»». 3V > »
?23!ioderVer82ua
T^'

5^rz?
klttnte
!(^nl.88^l)rn
UNll
lls^swülzist.
l(/VNl.8»^l)!IN
ZpsUlle! 8eif».
x^n>.8e^i>rn
Lpruäel Pastillen,
-«4-
«"! llllÜlllM
vis Xarlzdaäer ^linerH^vässsr unci InellSnproäuct«
»incl lu beliehen cluicli clie
alle zliilmK'uzei'-Illliüüun^n, ^MIm unll ll^liizten.
ULllesgeolZclio l)epüt8 in «len 8>-ö88teli 8tä<lt«n aller Wyltt!iei!v
^^^>s^ ^" ^—^" !M
^

I^rin3.33iAunZ der 1^13(5 lül
^'cttülli^d I^nl^0ii3^i.n^8 i^inclial ^V^^zer.
Im Iljn/oInv^l'I'^uf wild 6^3 adi^e vv^^^er, ^t2t WI6
lul^t berücknet:—
l Inclusive
Vergütung sur
1/1 I'I^cKe
30 ps
5 ?5
25 i's.
^/2 I^l^cKe
23 »
3"
20 ,.
'/1 icru3
35 ..
5 .
30 „
1/2 Xruzr
26 ..
3 ..
23 ,.
Xiiuüied bei »Uen HpotbeKsiii nucl MuerH!v223ei-H».uciIerl!.
'^

August 5395.

Inhalt.

hierzu «in Portrait: Paolo Mantegazza.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

,n«l» »od 5lb" «<ch»ln! am Anfang j»l>e» Mona!» <n ü»ften m« !« »In« tlnnftbeila»»
p«l, pn> <lZ»<n<al (I v»t!»1 » Mail.
All« V»chhandl»n»»n «nd pastanstalt«n «»hm«! i»l>»lz»lt V»st»ll»n««n «n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" l'e»
züglichen 5endungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu>
richten an die
Redaction von „Dort, und Süd" Vreslau.
5iebenhufenerstr. l.<, l.3, ^5.

EMPTY



^or<) und Ã„!,)
i n .' dcut s cl-Â».' M ^ n .'. l .-'"
!)erlii:sc:,. .Â»b.i
^?aul Lindau.
^!!I> 2lllgllst l^'.',.
'-'?<
, >:^IÂ«

Â«Â«?
,^ /'^
.Â«<.

>><Â» <,^<^ ^ ^ <^^.

Nord und SÃ¼d.
Sine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
ron
Faul tindau.
I.XXIV. Vand. â€” 2lugust ^8Y5. â€” Heft 22^.

Breslau
?chle<ische Vuchdiuckerei, RnnstÂ» und veilag5>Anstalt
v. 3. Schott laender.

Gin Rächsel.

5tudie.

Friedrich Fürst Wrede

— Salzburg. —

!ie Bergstraße in der Prouinzialhauptstadt L, führt steil, wie schon ihr Name besagt, auf einen ansehnlichen Hügel, der sich als ein letzter Ausläufer der Alpen bis dicht vor die Tbore der Stadt lagert.

Es ist nicht die einzige Straße, die auf diesen Höhenzug führt. Ein breiter, bequemer Fahrweg schlängelt sich in weiten Serpentinen gleich eine ungeheuren Schlange hinauf. Aber die Bergstraße ist bedeutend kürzer und mündet gerade gegenüber dem „Notheu Luchs" in die Gartenanlagen, die den Hügelrücken bedecken.

Sie wird deshalb von den Leuten, die dort die sonntägigen Tanz-unterhaltungen besuchen oder von diesen heimkehren, meistens benützt.

Es ist eine enge, finstere, schlecht gepflasterte Gasse.

Wo der Weg gar zu steil wurde, hatte man steinerne Stufen gelegt.

Dadurch ist die Straße natürlich für Fnhrwerk unbenutzbar.

Die Häuser auf beiden Seiten sind alte Gebäude und können selten mehr als ein Stockwerk über dem Erdgeschosse aufweisen.

Manche Fenster sind mit grellfarbigen Vorhängen versehen. Ihre Brüstungen sind oft mit Kissen bedeckt. Selbst einzelne kümmerliche Blumen« sträuße haben fich dorthin verirrt.

Nachts sind die meisten Fenster beleuchtet.

Die ehrsamen Bürgersleute aber machen lieber einen weiten Umweg, als zu später Stunde die Bergstraße zu durchschreiten.

In der Parteriestube des Hauses Nr. 7 wohnte eine Frau, die man allgemein die „Gräfin" nannte.

<H0 Friedrich Fülsi wrede in Kalzburg.
Niemand wußte, wie der Name ihr zuerkannt worden war. Jeden-
falls entsprach die äußere Erscheinung der Frau nicht dem Bilde, das die
landläufige Phantasie von einer Gräfin entwirft. Sie war vielmehr ein
unschönes, bejahrtes Weib von erschreckender Körperfülle.
Selbst der Kopf mit den fleischigen, dick mit Schminke übertünchten
Wangen, den kleinen, verschwommenen Augen und dein starren, schwarzen
Haar hatte nichts Anziehendes.
Sie war eine Verworfene im vollsten Sinne des Wortes.
Nicht Unglück, Noth oder verlassene Liebe hatte sie auf den betretenen
Weg gewiesen.
Sie war schlecht, weil sie schlecht sein mußte.
Sie war nie verdorben und nie verführt worden -^ sie kam bereits
als angefaulte Knospe auf die Welt.
Davon machte sie auch kein Hehl.
Nichts lag der Gräfin ferner, als eine übel angebrachte Sentimen-
talität.
Im Leben dieses Weibes mar weder Romanhaftes noch Dunkles.
Sie hatte ganz einfach ihre Freude an der Sünde. Kein Zug, keine
Falte, vor der der Menschenforscher sinnend stehen bleiben und das Grab
einer Seele ahnen konnte!
Nichts Verborgenes, Näthselhaftes — Nichts — als ihr Tod!
Und das kam so.
Eines Tages besuchte die Gräfin den Tanzboden des „Rothen
Luchses". Es lag in ihren Gewohnheiten, dies zweimal im Monat zu thun.
Schon als sie den kleinen Vorgarten betrat, der das Tanzlocal von
der Straße trennte, schollen ihr gedämpfte Musiktüne entgegen.
Es war im October.
Die ganze Woche über hatte es geregnet, und die weiche Erde des
Kärtchens war grundlos geworden.
Man hatte deshalb von der Gitterpforte bis zur Thür des Hauses
ein Brett gelegt.
Vorsichtig betrat die Gräfin diese schlüpfrige Brücke, unter der der
nasse Schlamm gluckste und quiekste.
Wie sie so dastand, auf dem Brette ihr Gleichgewicht suchend, ihr
Kleid ängstlich in die Höhe haltend, in den Augen aber schon begehrliche
Lichter, die die abgerissenen Töne der Musik entflammt hatten, — da war
sie wirklich grotesk — häßlich!
Nachdem sie eingetreten und einen Platz nicht weit vom Ausgang ge-
wählt, blieb sie einen Augenblick hoch aufgerichtet stehen und warf einen
orientirenden Blick um sich.
Ihre schlaffen Züge belebten, ihr Busen hob und senkte sich! Ihre
kleinen Augen leuchteten!

Der Lärm, die Musik, die vom Staub, Tabakgeruch und Alkohol ge-
schwängerte Atmosphäre, die jedem Anderen den Athem geraubt hätte, schien
auf dieses Weib eine belebende, berauschende Wirkung auszuüben.
Der Saal des „Rothen Luches" war ein langgestreckter, uielfenstriger
Raum, dessen größerer Theil dicht mit Tischen und Stühlen bestellt war,
während die Mitte als Tanzboden diente.
Die Tänzer bildeten Handwerker und Kleinbürger aus der Stadt, in
überwiegender Mehrzahl aber Soldaten des in L. heimischen Artillerie-
regimentes,
Etwas abseits an einem runden Tische saßen auch einige Infantene-
soldaten. Dieses Regiment war erst vor knrzer Zeit nach ^. versetzt worden
und genoß noch wenig Sympathien in der Bevölkerung. Das geringste
Entgegenkommen aber fanden die Ankömmlinge bei ihren Waffenbrüdern,
In Ermangelung eines dritten Feindes hatten sich die tampfesmuthigen
Vaterlandsvertheidiger schon gegenseitig auf verschiedenen Tanzböden kleine,
aber blutige Schlachten geliefert.
Die über beide Parteien verhängten Strafen waren nicht geeignet, den
Frieden zu befestigen und die grollenden Herzen zu versöhnen.
Die Fußsoldaten betheiligten sich daher auch nicht am Tanze.
Umsomehr mußte es dem geübten Auge der Gräfin auffallen, daß
sich ein Träger der verhaßten blauen Uniform mitten in dem dichtesten
Gewühl der Tanzenden bewegte. Dieser Unteroffizier machte gerade, als
ob es Brauch und Sitte sei, daß die Regimenter gute Kameradschaft
hielten und nie von einer Feindschaft zwischen Rord- und Sttdvrovinz die
Rede gewesen wäre.
Wie die Gräfin so dastand und über solche Verwegenheit nachdachte,
kam ein untersetzter Artillerist auf sie zu und forderte sie zum Tanze auf.
Sie war trotz ihrer unförmlichen Gestalt eine gute Tänzerin, und besonders
ihr „Schottisch" genoß einen vorzüglichen Ruf.
„Was wollen die Lackenvatfcher hier?" frug sie ihren Tänzer.
„Wirst sehen, heut giebt's noch was!" flüsterte ihr dieser- zu.
Lackenvatfcher war die Benennung der AiMeristen für die Fnßfoldaten,
wofür diese sie als Pulverjudeu bezeichneten^
Gerade wie sie sich in der Mitte des Saales im Kreise drehten,
verstummte plötzlich die Musik, und die Paare lösten sich auf, um ihre
Plätze an den Tischen vor den halbgeleerten Vierkrügen wieder einzu-
nehmen.
Die Gräfin war dickt neben dem fremden Unteroffizier zu stehen ge-
kommen.
Er war ein hochgewachsener, breitschultriger Bursche, mit großen männ-
lichen Zügen und starker Nase. Die Haare trug er an den Schläfen zu
sogenannten „Sechsern" in's Gesicht gebürstet, den Strohhalm seiner Virginia
hinter dem Ohre.

Tic Gräfin blickte ihn scharf MI, so daß es dem jungen Krieger, der
sie nicht bemerkte und sich gerade mit dem Taschentuche den Schweiß von
der Stirne und vom Halse wischte, auffallen mußte.
„Was willst denn von mir? Verschau Dich nur uicht!" frug er sie
lachend.
„Sie muß ich schon wo gesehen haben!" antwortete die Frau nach-
denklich.
„'s kann leicht sein."
Damit wandte sich der Bursche gleichgiltig um und schritt zum Tische
seiner Kameraden. Die Gräfin aber wurde plötzlich nachdenklich. Auch sie
kehrte auf ihren Platz zurück und trank gierig aus ihrem großen Vierkruge.
Die Stimmung im Saale wurde immer kampflustiger. Die blaue
Uniform der Lackenpatscher reizte die Rauflust der Pulverjuden auf das
Aeußerste. Es schien ausgemacht, daß die Fremden schon mit der Absicht,
zu raufen, den „Rothell Luchs" aufgefucht hätten. Sie waren doch genügend
lange in der Stadt, um zu wissen, daß dieses Gastbaus ausschließlich von
der Artillerie besucht zu werden pflegte. Gab es denn nicht noch genug
andere Wirtschaften im Orte?
Schon flogen bedenkliche Worte, böse Witze uud derbe Anspielungen
zum Infanteristen-Tische hinüber. Daß man dort nicht weniger derb und
schlagfertig antwortete, verstand sich von selbst.
Zum Glücke intonirte die Musik. Man erhob sich von den Tischen,
um zum Tanze anzutreten.
Allen voran der fremde Bursche.
Die Gräfin sandte einen Vierjungen mit der Aufforderung zn ihm,
er solle sie zum Tanze führen.
Gespannt verfolgte sie mit den Augen den Vorgang.
Der Unteroffizier war gerade aufgestanden, als ihr Abgesandter zu
ihm trat.
Jetzt sprach ihn der kleine Junge an.
Der Fremde blickte zu ihr herüber ^ lachte — und schüttelte ver-
neinend den Kopf.
Beschämt senkte die Alte die Allgen.
Andere Tänzer kamen und forderten sie auf.
Sie aber schlug jeden aus.
Man wollte seinen Augen nicht trauen! Die Gräfin weigerte sich zu
tanzen! Dieser Fall war in den Annale« des „Nothen Luchs" noch nicht ver-
zeichnet!
Theilnahinlos und traurig kauerte sie hinter ihrem Bierglase, mechanisch
die Goldreifen an ihren Fingern drehend.
Auf die Tanzenden konnte sie uicht blicken — denn da hätte sie immer
den Fremden sehen müssen, wie er sich siegesbewußt, den Oberkörper leicht
vorgeneigt, den Arm um seine Tänzerin geschlungen, langsam im Kreise drehte.

Das konnte und wollte sie nicht sehen!
Plötzlich ertönten einige laut streitende Stimmen und gleich darauf
ein entsetzlicher Lärm.
Infanterie und Artillerie waren aneinander gerathen!
Ein geringfügiger Anlaß hatte den Anstoß zur Entladung des in beiden
Lagern bis zum Siedepunkt gestiegenen Grolles gegeben.
Die Musik verstummte mit einem schrillen Mißklang. Die Tänzer
ließen ihre Mädchen ohne Weiteres stehen und eilten, sich am Kampfe zu
betheiligen.
Die Weiber kreifchten, die Burschen brüllten wie die jungen Stiere.
Tische und Stühle wurden krachend auf den Boden gefchmettert. Ein ent-
setzlicher betäubender Lärm!
Die große Ueberzahl der Puluerjuden entschied rasch das Schlachten-
glück. Ehe man sich noch recht über den ganzen Hergang Klarheit ver-
schaffen konnte, waren die blauen Lackenpatscher an die Luft gefetzt.
Zum Glück hatten sie dem Ausgange ziemlich nahe gesessen, so daß
der schmerzliche Weg dorthin nicht allzu lange währte.
Nur der Unteroffizier war noch im Saale.
Er war ruhig an die Wand getreten, wo fein Säbel an einem Kleider-
haken hing. Gemächlich fchnallte er sich die Waffe nm und fetzte die blaue
Mütze auf, ihr mit beiden flachen Händen die richtige „fesche" Lage gebend.
Für ihn würde die Vetheiligung an einer Rauferei verhängnißvoll
werden.
Er schritt dem Ausgange zu.
Anfangs ging Alles ganz gut.
Aber wie er fchon fast die Thüre erreicht hatte, wollte ihm eiu Trupp
Artilleristen, die den geistigen Genüssen des „Rothen Luchses" zu sehr zuge-
fprochen hatten, den Weg vertreten.
An ihrer Spitze ein baumlanger Mensch, mit Händen nicht viel kleiner
als ein Wagenrad.
Ter Unteroffizier blieb stehen. Unwillkürlich lockerte die nervige Hand
den Säbel in der Scheide. Seine breite Brust hob sich unter der Bluse
tief Athem holend. Das konnte die Borte und die Sterne auf feinem
Kragen kosten!
Nnr noch wenige Schritte waren die Angreifer von ihm entfernt.
Unheimliche Stille trat plötzlich ein.
Jene Stille, die kein Zurück mehr gestattet und die durch ein ge-
waltsames Ereigniß, durch eine That gelöst werden muß.
In diesem Falle war es der Angriff auf den Unteroffizier, den man
erwartete.
Aber plötzlich erhob sich mit jähem Rucke die Gräfin von ihrem Stuhle.
Rafch entschlossen griff sie mit kräftiger Faust nach ihrem wohlgefüllten Bier-
tnig und rief mit lauter Stimme das wohlbekannte „Obacht — Tance!"

in den Saal, Zu gleicher Zeit schleuderte sie seinen gelbe» Inhalt in weitem Bogen den ahnungslosen Angreifern klatschend in's Gesicht!
Ein dröhnendes Lachen belohnte die rasche That!
Die Getroffenen wifchten sich fluchend und scheltend die biernassen Gesichter, ohne aber der Spenderin der unerwarteten Abkühlung Etwas zu Leide zu thun.
Diese hatte ihrer Heldentbnt brummend hinzugefügt: „Wollt's Euch einsperren lassen auf 60 Tage wegen den Lackenpatfchern?"
Dann bezahlte fie ruhig ihr Bier und ging mit der Versicherung, das; ein anständiges Weib sich in solchen Wirthschaften nicht mehr mit Ruhe stärken könne.
Auf der Straße stieß sie auf den Unteroffizier, der den unteren Pfosten einer Straßenlaterne erstiegen hatte und sich nun in aller Seelenruhe an- schickte, eine Ligarette an der Gasflamme anzuzünden.
Neugierig blickte der Bursche auf das Weib.
„Denen hast es gegeben!" meinte er lachend und schritt neben ihr die steile Bergstraße hinunter.
„Ich bin alt genug, um gescheiter zu sein — als die blöden Buben," erwiderte sie trocken und mürrisch.
Dann frug sie, wie er eigentlich heiße?
Warum sie das wisse» wolle?
„Ist's eppa nicht erlaubt zu fragen?"
Es fei kein Geheimniß, entgegnete er gut gelaunt — er heiße ^ranz und stamme aus der Großstadt, wo die Menschen bekanntlich v'el klüger sind, als in der Promnz.
Da erkundigte sie sich nach Mancherlei. Ob es in der Residenz noch sei wie früher — zu ihrer Zeit.
Sie waren vor ihrer Wohnung angelangt und blieben stehe».
„Du hast es doch nur wegen mir gethan?" frug er.
„Was?"
„Na — wie'st die Puluerjuden fo ang'fchüttet hast!"
Sie wandte sich kurz um uud öffnete die Dhüre.
„Was geht's Dich an!" entgegnete sie rauh und trat in's Haus.
Aber sie ließ die Dhüre osfeu.
Einen Augenblick überlegte er.
Dann warf er die Cigarette weg, bückte seine hohe Gestalt — und folgte ihr.
Drei Wochen waren in's Land gezogen. Die zwei letzten batten der Gräsin uiele bittere Stunden gebracht. Zweimal noch hatte sie der Franz im Laufe der ersten Woche besucht.
Dann aber war er nicht wieder gekommen.

Sie hatte ihm geschrieben — er antwortete nicht.
Die wilde Leidenschaft, mit der sie an ihm hing, hatte den jungen
Burschen anfangs belustigt, dann erschreckt, schließlich aber angewidert.
Von einer Freundin hatte die Gräfin erfahren, das; er mit eine»!
jungen, bisher unbescholtenen Mädchen gesehen worden sei. Diese Nachricht
raubte dem armen Weibe alle Ruhe und jede Fassung. Stundenlang irrte
sie auf den Straften umher und lauerte auf Franz.
Bald hatte sie Gelegenheit, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß
man ihr die Wahrheit berichtet hatte. In zwei Wochen hatte die alte
Frau allen Jammer und alles Weh der heißesten, leidenschaftlichsten Liebe
durchgekostet.
So unglaublich es klingen mag, diese Frau liebte! Liebte zum ersten
und einzigen Male in ihrem Leben.
Der späte Frühling machte sie jedoch nicht liebenswürdiger. Sie
wußte, wie drollig ihr die neue Rolle zu Gesicht stand.
Und das war das EntseKlichste! Den wühleiidsten Schmerz zu em-
pfinden und sich der Komik, die ihm anhaftet; bewußt zu sein!
Mochte in dem ganzen Leben dieses Weibes nur Gemeines und
Niedriges zu finden sein — aus diesem Schlamme stieg reinigend, läuternd,
ungeheuer die Majestät des Leides!
'Nach durchrasten Tagen und durchweinten Nächten erfaßte sie eine
dumpfe Verzweiflung.
Die ganzen 'Nachmittage faß sie auf der Schuttinsel, die sich der
Kaserne gegenüber in den Fluß lagerte. Ein kümmerliches Gestrüpp hatte
sich dort angepflanzt, gerade genügend hoch, um eine menschliche Gestalt
zu verbergen.
Lange, lange Stunden wartete die Gräfin dort geduldig, bis sie ihren
Abgott gesehen hatte.
Denn einmal im Tage mußte sie ihn sehen — nur sehen! Das
war der einzige Anspruch, den sie an die Lebensfreude noch stellte!
Ihre Liebe hatte eine merkwürdig entkörperte Richtung genommen.
Man erzählt, daß zu gewissen Zeiten einzelne religiöse Orden bestanden
hätten, die durch maßlose sinnliche Ausschweifungen die Fleischeslust zu er-
tödten versuchten. Die Gräfin schien dieses Ziel erreicht zu haben.
Gegen Ende der dritten Woche saß sie eines Abends am Fenster und
blickte mit ihren kleinen Augen traurig auf die dunkle Straße.
Da kamen langsame Schritte die Gasse herauf. Dazu klirrte leise
ein Säbel auf dem Pflaster.
Ein jäher Schreck durchzuckte die Alte. Wenn er es wäre!
Mit rafchem Schritte eilte sie vor den Spiegel auf dem Schubkasten
und ordnete das wirre schwarze Haar. Dann wieder zum Fenster!
Und er war es!
Er war es — aber au seinem Arme hing ein hübsches blondes Mädchen!

Haß, Neid, Verachtung, Eifersucht füllten einige Augenblicke das, alte Herz der Gräsin.
Er führte wohl jetzt dieses halbe Kind in die Anlagen spazieren!
Vielleicht kehrte das saubere Paar sogar beim „Rochen Luchs" ein!
Verwegen war er genug dazu — der Franz!
Wie, wenn sie ihnen jetzt nacheilte und die von ihm verhöhnten Pulver-juden aufreizte!
Ob das kleine Mädchen an seinem Arme auch den Muth und die Geistesgegenwart hätte, ihr Vier seinen Angreifern in die wuthentstellten Gesichter zu gießen!
Und dann — dann würde er degradirt — bei Wasser und Vrot eingesperrt — krummgeschlossen — müßte hungern —! hungern — ihr Franz!
Der bloße Gedanke verursachte ihr Pein — der armen, alten Gräfin!
Und keinen Vlick hatte der stolze junge Mensch ihr zugeworfen!
Der Schall seines Schrittes, wie er langsam den Verg erklomm, tönte durch die Abeudstille bis zu ihr — dazu das leise Aufstoßen des Säbels auf den steinernen Stufen.
Sie beugte sich aus dem Fenster — so weit sie konnte!
Sie blickte ihm nach — so lang' sie konnte!
Aller Groll, aller Haß, alle Rachegedanken waren verschwunden!
Dann trat sie in's Zimmer zurück, sehte sich auf den Vettrand und weinte bitterlich.
Die hellen Thrünen rieselte» unaufhörlich über ihre schlaffen, ge-schminkten Wangen, und ein ängstliches Schluchzen entrang sich der geguälten Vrnst.
Die Hände hatte sie ergeben im Schooße gefaltet.
Rückhaltlos überließ sie sich ihrem Schmerze!
Sie wußte nun plötzlich, daß es aus sei mit dem Franz und mit der Liebe für immer!
Ja — für immer!
Sie hatte auch genug gelebt! Was wollte sie deun eigentlich noch!
Eine gute Stunde mochte sie so gesessen und geweint haben. Dann stand sie auf und wischte die feuchten Wangen mit einem Tuche ab.
Sie fchien jetzt blaß und erdfahl.
Die Dhränen hatten sie von jeder Schminke rein gewaschen.
Sie holte aus ihrem tasten eine, mit rothem Plüsch überzogene Eassette und hinter dem Spiegel, wo er sorgfältig verborgen war, einen kleinen Schlüssel hervor.
Dem Schreine entnahm sie ein Sparkassenbüchlein und einige Bogen Briefpapier.
Das legte sie zusammen auf den Tisch, schraubte die Lampe böher und schickte sich an, einen Vrief zu schreiben.

Tie Aufwärterin brachte das Nachtniahl. Ein Stück Gansbraten nnd Bohnen.
Die Gräsin aß einige Bissen. Tann fuhr sie mit dein Handrücken über die Augen, um die letzte Thräne zu verwischen, und fuhr fort zu schreiben.
Sie schrieb lange und rasch.
Als sie geendet, versiegelte sie das Schreiben und legte es auf das Svarkassenbuch.
In Gedanken versunken starrte sie vor sich hin.
Sie hatte mit dem Leben abgeschlossen.
Da klopfte Jemand an das Fenster.
Es war ein alter Bekannter.
Einen Augenblick zögerte die Gräfin — dann aber nickte sie ihm zu.
Nuhig schloß sie die Läden und zog die Vorhänge zu.
Der späte Besuch trat ein. —
Eine halbe Stunde später war sie wieder allein.
Vorsichtig prüfte sie jetzt den Verschlag am Fenster, ob er auch dicht schließe, und sperrte die Thüre zu.
Dann legte sie die Papierscheine, die sie eben erhalten, noch in das Sparkassenbuch auf deni Tische.
Entschlossen warf sie so viel sohlen als möglich in den kleinen eisernen Ofen und fperrte mit fester Hand den Luftzug zum.Kamine zu.
Nachdem sie noch die Lampe tief herabgeschraubt, legte sie sich schwer aufathmeud, aber völlig ruhig auf das Nett.
Draußen auf der Straße tönte das lustige Singen einiger in die Stadt heimkehrender Burschen.
Einer von ihnen spielte auf der Mundharmonika den „Schottischen", den die Gräsin so oft ungerne im „Nothcn Luchs" getankt.
Sie hörte kaum darauf! Still und ruhig lag sie da -— mit gefalteten Händen.
Verlassen, vergessen und einsam.
Am anderen Tage brachten die Localblätter mit kurzeu Worteu die Nachricht, daß die Prostituirte L., in der Bergstraße wohnhaft, durch Kohlengase erstickt, todt auf ihrem Bette gefunden worden sei. Der Erbe ibres einige Tausend Gulden betragenden Vermögens sei ein Unteroffizier des Infanterieregimentes.
Als Motiv der That habe die Selbstmörderin in einem hinterlassenen Briete „unglückliche Liebe" angegeben.

^^-°^>^,

jDaolo Mantegazza.

<3in littcrarisches Portrait,

von

Moritz Vrasch.

— leipzig. —

>,^i! hinaus über das politische Bündnis, Plüschen Deutschland und Italien und die freuudfchaftlicheu Baude, welche zwischen den Herrscherfamilien beider Länder bestehen, geben die geistigen Vcziehnngen, welche uns mit Italien verbinden- Beziehungen, ivelche eben-sowoht auf den tausendjährigen alten gemeinsamen Bildungs- und Cnltur-gruudlagen, als auf einer gewissen inneren Verwandtschaft der romanischen und germanischen Volksseele beruben. Nicht blos in früheren Jahrhunderten, fondern noch in der Gegenwart besteht zwischen dem geistigen Leben beider Länder ein fortdauernder Austausch. Abgesehen von den hergebrachten internationalen Beziehungen, die zwischen unseren und den dortigen Akademien uud gelelMen Gesellschaften und Instituten auf allen Gebieten des wissenschaftlichen Lebens unterhalten werden, giebt es eiu Gebiet, welches in keinem Lande so eifrig cultivirt wird, wie in Italien: die deutsche Philo-sophie. Der hervorragendste und bedeutendste heutige Denker in Italien, Professor Vera in Neapel, ist — ein Schiller und Anhänger Hegels. Wer feine geistvolle „Iiitrocwction « la plnlu8uphio cw IloFsI" gelesen hat, weif;, daß kein Ausländer inniger und intensiver in die Tiefen deutscher Epeculatiou eingedrungen ist, als Vera. Dura, deutfche Denker wurden ferner angeregt Männer wie Defauctie, Mnrinna und Spauenta, die Zierden der italienischen Hochschulen, nicht minder der interessante Dr. d'Ercole an der Duriner Universität, ein Schüler des Professors Vtarl Ludwig Michele in Berlin, des bedeutendsten und letzten Hegelianers. Im Uelnigen sind auch der gefeierte Aesthetiter Trani, wie der bedeutende Nechtsphilofoph Billari üherzeugte Anhänger des Hegclschen Paulogismus gewesen. Ferrari

und Franchi, zwei rationalistifche .Xeligionsphilofophen, die beiden schärfsten
Gegner des eine Versöhnung moderner Forschung niit dein >iatholicismus
anstrebenden Rosniini und des Gioberti, sind ebenfalls von dein Studium
Xants und anderer deutschen Philosophen angeregt worden.
Umgekehrt hat zu allen Zeiten das Geistesleben unserer südlichen
Nachbarn auf uus die nachhaltigste Wirkung ausgeübt. Abgesehen mm der
Musik und den bildenden Künsten, sind es neuerdings auch eine Aeihe
geistvoller Forscher auf den Gebieten der Geschichtsphilosophie, Anthropologie
und >inminalsychologie, welche unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade gefesselt
baben. Ich nenne hier nur drei der hervorragendsten, Labriola in
Neapel, Lombroso in Turin und Mantegazza in Florenz. Insbesondere
ist es der Letztere, der uns nicht minder durch die Eigenart seiner schrift-
stellerischen Persönlichkeit, wie durch den Inhalt seiner Werte anzieht:
bei der geistigen Uniformitiit, die sich jetzt naturgemäß überall herausbildet,
ausnahmsweise ein litterarischer Charntterkops von ausgeprägtesten Formen,
Es ist nicht leicht, den >iern dieses interessanten Schriftstellers zu er-
raffen. Professor der Anthropologie an der Universität zu Florenz und
Senator des Königreichs Italien, hat er weder Etwas vom Typus des
akademischen Gelehrten, noch von dein des weltgewandten Politikers. Der
phantastische, halb epikuräische, halb schwärmerische Grundzug in seinem Wesen
stimmt weder zu dem einen, noch z» dem andeiii. Mantegazza ist aber
auch Dichter, zwar nicht seinen: Berufe nach (er versickert selbst, niemals
Gedichte verfaßt zu haben), wohl aber seiner ganzen Individualität nach.
Seine Auffassung des Aatur- und Menschenlebens, sein Stil, seine Sprache,
sein Bilderreichthum: Alles ist bei ihm dichterisch. Wir Deutschen haben
ja, seitdem die eracte Forschung seit der Mitte dieses Jahrhunderts auch
unsere Sprache bestimmter, fester uud begrifflich präciser gemacht hat, in
wissenschaftlichen Dingen den Geschmack an dem zweifelhaften Genre der so-
genannten poetischen Prosa verloren. Man vergleiche z. V. die früher
vielgelesenen naturwissenschaftlichen Schriften von Carus, versteht, bleute u. A.
mit denen der jetzt so beliebten Popularisirer der Aaturforfchung, wie Vogt,
Büchuer, Bernstein, Stinde u. A, und man wird den Unterschied zwischen
unserem damaligen uud heutigen Stil-Geschmack sofort herausfühlen. Und
so wird uns heute ja Manches auch in Mantegazzas Schriften zu bilder- »ud
farbenreich, zu gefiihlsvoll und überfchwänglich erscheinen. Bieles, wofür
wir einen schlichteren Ausdruck wünsche», wird uns, selbst für einen Italiener,
allm cotoristisch, allzu unangemessen lebhaft und rhetorisch vorkommen. Wir
fühlen gewissermaßen aus jedem seiner Sätze und Wendungen sein auf-
dringliches Mienen- und Geberdenspiel heraus . . .
Aber man verstehe nns nicht falsch. Mantegazza ist nicht Natur-
pliilosoph im Sinne der dreißiger uud vierziger Iabre unseres Jahr-
hunderts: er ist weit entfernt davon, eine transscenoentalc Construction des
Nalurlebens zu geben. Als Forscher stebt Manteg<n;a vollständig auf dem

heutigen eract-einpirischen Standpunkt, und man würde de», Florentiner
Professor Unrecht thun, wenn man an den wissenschaftlichen Charakter des
Thatsachenmaterials seiner Bücher zweifeln wollte. Aber die Art, wie er
uns von diesen Thatsachen stunde giebt, ist bei ihm durch Ideen verklärt
und durch Empfindungen belebt. Indem er den Natur- und Seelen-
processen nicht als kalter Beobachter, sondern als empfindendes Subject
gegenüber tritt, belebt sich ihm das ganze Universum und reflectirt sich in
seiner Seele bald als beglückende und segenspendende, bald als feindliche
Macht: dies ist das fast Antike und tief Poetische seiner Naturanschauung.
Er ist etwa in dem Sinne naturforschender Dichter, wie der französische
Astronom Flammarion der Poet des Himmelsgewölbes ist . . .
Man gestatte mir ein Beispiel. Eines seiner anziehendsten Bücher ist
sein Neisewerk „Indien" (deutsch von H. Meister. Jena, H. Lostenoble.
1885). Mantegazza sieht hier Sitten, Land und Leute des uralten, inter-
essanten Lulturlandes nicht nur mit dem Auge des Ethnographen, Anthropo-
logen und Culturhistorikers, sondern auch mit dem des Socialpolitikers
an, dem die gesellschaftlichen Gegensätze, wie sie in keinem anderen Lande
in dieser grellen Schroffheit eristiren, zu vergleichenden Erürtenmgen Anlas;
geben. Aber der Dichter kommt erst zu Wort, wenn er uns die Natur
und das Landschaftliche dieses Wunderlandes vorführt. Hier bricht fein
ganzer glühender Schönheitssinn hervor, und ohne Halt ergießt sich ein Strom
leidenschaftlichster Empfindung aus ihm empor, der den Leser unaufhaltsam
mit sich fortreißt. Man, ist von der Pracht und der Schönheit dieser
Sprache wie betäubt.
Unser Reisender hat an einein schönen Sommermorgen einen Ausflug
nach einem Höhepunkt des Himnlapagebirges unternommen, um in der
Nähe des Kinchinjunga, einer der Spitzen dieses Gebirges, den Sonnen-
aufgang zu beobachten. Wir können uns nicht enthalten, eimge charakteristische
Stellen aus dieser Schilderung Herzusehen:
„Seit einer halben Stunde sitze ich auf einen« Hügel hinter meinem
Bangalow auf glänzendem Glimmerschiefer. Der Boden ist silbern von.
Reif und das Gras spärlich und dürftig. Vor mir liegt der Kinchinjuuga,
den ich zum ersten Mal erblicke. Es ist der zweite, man könnte sagen, der
erste Berg der Welt; denn der Euerest überragt ihn nur um ein Weuiges.
Er ist das Schönste der Schöpfung; ich könnte ihm nur den gestirnten
Himmel oder das sturmgcpeitschte Meer an die Seite stellen; aber den
Himmel sieht man von Kind auf, und das Meer in vollem Aufruhr ist
imnier etwas Convulsivisches; l,ier habe ich dagegen die Kraft ohne den
Kampf, die Größe ohne Vermesfenheit vor mir." —
„Um drei Biertel auf Sieben, als ich den Gipfel des Hügels erstieg,
habe ich ihn gesehen. Da liegt er ruhig heiter und streckt seine unermeß-
lichen von Eilberspitzen und Gletscheni stanenden Anne nach Osten und
Westen. Wer kömite die Spitzen zählen, die der große Himalmia-Niese be-

herrscht? Zur Rechten ragen höbe, kühne Gipfel cwvor und verlieren sich
weit, weit hinten in einer feingesägten Linie . . ."
„Ich bin wie betäubt, und selbst wenn ich nicht allein wäre, tonnte
ich nicht sprechen. Ich sichle wich zu klein, und die Scene vor wir ist zu
groß. Ich suche Etwas, was wir in seiner Kleinheit ähnlicher wäre.
Hinter wir schlummert eine anglicanische Kirche iw Frieden ihres Glaubens; -
Alles ist Schweigen rings uni wich der, und selbst die ewigen Raben Indiens,
die mich seit Monaten wit ihrem Gekrächze nwlärwen, sind fern oder
schweigen hier auch. Ich habe meine Angen auf der kleinen Xirche ruhen
lassen, dann bin ich, von dew Koloß bezaubert, wieder zum Kinchinjunga
zurückgekehrt. Da ist er ganz und scheint sich in dem ihm zu Füßen liegenden
Wolten-iDcean zu spiegeln uud sich zu freuen, daß er so schön, so groß ist."
„Ja, er ist der König über alle jene Wolken, die ihn von allen Seiten
«mannen und umschlingen: er ist ihr Gebieter, ibr Geliebter. Sie baben
ihn für einen Augenblick freigelassen, sich von ihm zurückgezogen; jetzt aber
scheinen sie sich zu sehnen, ihn wieder zu küssen, uud sie eilen und schweben
und überstürzen sich und laufen zu seiner Stirn empor, und nach und nach
umhüllen sie ihn und verbergen ihn vor meinen Augen. Aber siebe da,
ein stärkerer Morgenwind wirft alle seine zarten ihn umkosenden Wolken-
gebilde zurück, und der Kinchinjunga stebt wieder entblößt und keusch in
seiner Nacktheit vor mir."
„Mein Herz schlägt stärker und stärker, und ich fühle, daß ich Dichter
sein möchte, lyrischer Dichter, um die Schönheit des Giganten zu besingen.
In mir spricht Nichts als der Hymnus. Jener Berg ist von Silber und
von Diamanten und die Krone aller Steine, er ist der Feiertag, der Hymnus
aller anorganischen Natur. Und doch umschlingen die Wolken und drängen
sich dichter und dichter um ihn; ich meine eine Moosrosenknospe zu sehe«,
die für einen himmlischen Garten und einen Gott der Blumen geschaffen ist."
„Heute Morgen wollen sich die Wolken nicht von der Prüft des Niesen
losreißen. Vergebens bricht die Sonne in diesem Augenblick hervor, um
dem Kinchinjunga den gewöhnlichen Morgenkuß zu geben. Die Wolken wollen
nicht weichen. Einzelne leichte, ganz leichte, duftige Flöckcken lösen sich los,
erheben sich, um wieder zurückzufallen und die Stirn ihm einzuhüllen, ihm
Hals, Brust, Alles zu küssen. Unbeweglich aber läßt er sich lieben und be-
wundem."
„Mir ist es wirklich, als ob ich einem Schauspiel aus der Schöpfung
beiwohnte; ich meine in diefem Wolkenchaos, das ein Gesicht, aber keine
Form zu haben scheint, das antike Protoplasma zu eiuem amorphen Dawpf
reducii-t zu sehen; ich bilde wir ein, einer gebeiwnißvollen, verborgenen
Gährung beizuwohnen, in der sich der erste Gipfel des Kinchinjunga heraus-
bildet und organisirt, die erste Erde einer kowwenden Welt. Ja, ick täusche
wich nicht: vor mir ist eine Genesis in Thätigkeit. Hier der Ocean des
Protoplasmas, dort unten im tiefen Abgrunde der Thäler des Himalaja

eine graue, umrißlose ^uft; denn je mehr man aufsteigt, desto deutlicher
rundet sich jenes weiche, duftige Grau zu Schwanenfedcrn, Wollbnchen, H'auln-
ivolltlocken, und die ersten dämmcrnden Wolken sind fkizzirt. Ader da zerreißt
der graue Ocean an einer Stelle, und wie eine Klippe im Meer, so wird
ein kleiner, grauer Hügel sichtbar mit dcm Häuschen eines Menschen."
Genug! Seit James Thomsons „Seasons" hat man solche begeisteNe
sckönheitstrunkene Naturhymnen nicht gebort. Aber hier fehlen alle „teleologi-
schen" Momente, welche beim englischen Dichter die Schönheit und Erhaben-
beit der Natur als einen Ausfluß der Macht, Weisheit und Güte Gottes
erscheinen lassen. Von einer solchen „deistischen" Naturauffassung ist Mante-
gazza weit entfenü. In unserem Italiener spricht Nichts als der heißblütige
Poet, zu dessen Eigenheiten es gehört, über Alles einen eigenthümlich
warmen erotischen Hauch zu breiten. Cr belebt, personificirt und ver-
menschlicht die Natur, er dichtet ihr Wünsche, Neigungen und Leidenschaften
an, kurz — er anthropomorphisirt sie. — Dies führt uns zu denjenigen
Werken Mantegazzas, durch welche hauptsächlich sein Name in Deutschland
bekannt geworden ist: ich meine jene Neihe anthropologisch-biologischerSchriftcn,
von denen ich hier nur nennen will: „Die Physiologie der Liebe"
(deutsch von Ed. Engel, 8 Aufl.), „Die Hygieine der Liebe" (deutsch
von Deuscher), Die Physiologie des Weibes", Anthropologisch-
culturhistorische Studien über die Geschlechtsuerhältnisse des
Menschen." Ferner eine Anzahl von Werken, welche sich auf dem Gebiete
der Völkerpsychologie uud Eulturgeschichte bewegen, wie „Die Ekstasen des
Menschen" (deutsch von Tenfcher), „Das nervöse Jahrhundert", „Das
heuchlerische Jahrhundert", u. s. w. Andere wieder sind von wesentlich
ethisch-ästhetischer Tendenz, wie: „Die Kunst glücklich zu sein", „Die
drei Grazien", „Zur Philosophie Epicurs". „Zur Physiologie des
Schönen, des Genusses", u. s. w. Die Anzahl seiner Werke, soweit ich
sie kenne, dürfte schon über dreißig Bände umfassen.
Wer an die Lectüre dieser Schriften herantritt, muß bedenken: zunächst,
daß hier ein Fachmann spricht, ein Erforscher der Natur, der nicht nur sein
Gebiet völlig beherrscht, sondern dasselbe auch durch eine eigenartige ideale
Auffassung zu vergeistigen bemüht ist. Allerdings braucht die Natur
uicht idealisirt und geadelt zu werden: sie ist an sich schon überall und
immer, soweit sie als ein Ausdruck des in ihr waltenden Geistes erfaßt
wird, ideell genng. Obwohl er überall eract beobachtet und feine Natur-
bilder von der Reinheit und Schärfe feines Vlickes zengen, verfällt er doch
nirgends einem feelenlosen Materialismus. Aber die Vetracktungsweise
Mantegazzas geht immer dahin, in der Größe, Schönheit, Erhabenheit, Tiefe
und Zartheit der Natur das innere Leben des Nnturgeistes zu erkennen.
Weit entfernt aber, einem veralteten und langst überwundenen Spiritualismus
zu verfallen, steht er vielmehr völlig ans modern wissenschaftlichem)'oden; denn
er construirt nicht, wie einst Schelliug »ud seine Schule, die Erscheinungen

und Aminen der Natur aus metaphysischen Principieu herauo, sondern
er deutet den inneren Sinn ihrer Procesfe und Formen — nicht
als Naturforscher (was er gar nicht durfte), sondern als Poet, Künstler
und Psychologe. Wenn man Mantegazzas Naturbetrachtuugen mit einem
Worte charakterisiren will, muß man sagen: es ist eine Art von ästhetischer
Symbolik, nach welcher er die Lebensprocesse und Lebensformen der un-
organischen wie der organischen Natnr auslegt und zwar als äußere
Functionen einer nicht wissenschaftlich erkennbaren, wohl aber dem Dichter
und sinnigen Forscher fühlbaren inneren Naturseele. Mit Vorliebe verweilt
unser Italiener bei den mannigfaltigen feruellen Processen im Naturleben —,
aber nicht, um aus den verschiedenen Vorgängen den Naturzweck, oder wie
Schopenhauer sagt, die List der Natur, die Täuschung des Individuums
behufs Erhaltung der Gattung zu erweisen; vielmehr scheint er auch darin
Poet zu sein, daß ihm das Individuum, seine Lebensbehauptung, sein Lebens-
kampf die Hauptsache ist. Bei aller Offenheit und Geivagtheit aber, mit
welcher Mantegazza oft geschlechtliche Processe nnd ihre Abirrungen in der
Thier- und Menschenwelt behandelt, haben wir doch nirgends den Eindruck,
als ob er es auf das Obscöne uud Lüsterne abgesehen hätte. Vielmehr
erhalten wir das Gefühl, daß wir es hur doch wesentlich mit einem
Seelenforscher zu thun haben, dem es wesentlich darauf ankommt, den
psychischen Proceß, der hinter allen sinnlichen und seruellen Vorgängen sich
abspielt, klarzulegen. Hierbei ist die! stete Rücksichtnahme auf die Ver-
schiedenheit ethnologischer Verhältnisse, sowie die Differenz früherer Lultnr-
formen ebenso lichtvoll als anziehend dargelegt.

In dem Verhältnisse der Geschlechter zu einander giebt es nach Mantegazza
nichts Alltägliches, nichts Triviales: er sieht überall etwas Tiefes, Geheimniß-
volles. Symbolisches dahinter. Man sage, was man will, mir ist diese
Betrachtungsweise des seruellen Gebiets lieber als jene kühle, nüchterne,
vielfach an Eynismus grenzende Eractheit, die wohl in streng wissenschaft-
lichen Schriften nm Platze fein mag, aber in Werken, die für da? größere
Publicum bestimmt sind, soll hier jene? mystische Element vorherrschen: es
ist der Träger und der Vooen der Poesie dieses Gebietes. Nimmer hätte
Mantegazza in seinen Schriften die feine Linie einhalten können, über
welche hinaus die Iudecenz beginnt, wenn er auch hier nicht mit dem
Auge des Dichters Alles fchen würde, der in allen natürlichen Vor-
gängen die Wirkfamkeit des Seelifchen erblickt. — Eines seiner gewagtesten
Vücher, „Die Physiologie der Liebe", hat er „allen edlen Fraueu"
gewidmet.

Unter den oben genannten Schriften Mantegazzas möchte ich noch die
kleine, aber geistreiche und reizvolle Skizze: „Die Kunst glücklich zu sein",
balb Novelle, halb Nesterion, besonders hervorheben. Die Schrift über die
Heuchelei des Jahrhunderts ist cnltnrpsychologischen Inhalts. Der Verfasser
spürt hier eine allgemeine moralische und gesellschaftliche Krankheit auf und

verfolgt sie nicht nur bis in's Gebiet der Politik und Religion, sondern geht ihr auch bis in die entlegensten socialen Schlupfwinkel nach. Er deckt auch ihre geheimen litterarischen Formen auf und zieht sie unbarmherzig an's Tageslicht. Wir lernen hier überhaupt Mantegazza von einer neuen Seite kennen: als Zeitpsychologen und Satiriker. Aber als solcher wahrt er sich eine gewisse Vornehmheit; er wird weder pathetischer Moralist, der die Menschen bessern und bekehren will, noch verfällt er in eine niedrige Schmähsucht. Er spottet wohl zuweilen, z. N. über unsere Tagespolitiker, aber mit Wohlwollen und als Gentleman. Vemertenswcrth ist auch, das; Mantegazzas Urtheile über die moralischen und socialen Zustände in Teutschland, die hier und da eingestreut sind, sich merklich unterscheiden von den boshaften und carikirten Entstellungen in den neuesteu Sittenschilderungen, die russische und französische Schriftsteller über unsere gesellschaftlichen Verhältnisse publicirt haben. Aber er lobt auch nicht Alles bei uns, z. V. unser höheres Schulwesen, welches er „comvlicirt, planlos und mittelalterlich" nennt, wie er überhaupt das heutige Streben nach reiner und ausschließlicher Verstandesbildung als den eigentlichen Krebsschaden der Gegenwart erkennt. „Unsere neue Gesellschaft," sagt er, „eine Tochter des Jahres 1789 und der Wissenschaft, nach so vielen Jahrhunderten einer schmählichen, feigen Sklaverei endlich erlöst, hat sich in ihren eigenen Erlöser verliebt, hat ihn ans den Thron und den Altar erhoben und ihm weltliche und religiöse Ehren verliehen. Und darum ist einer der hervorragendsten Eharakterzüge des Jahrhunderts der, die menschliche Vernunft über Alles gestellt zu haben — ohne Erörterung und ohne Hintergedanken. Die Wenigen, die sich mit Händen und Fausten dagegen sträuben nnd Ach nnd Weh schreien gegen die Invasion, widerstehen dem heftigen, unwiderstehlichen Strom, der sie fortreißt und überschwemmt, in der Regel nnr schwach. Wir beten die Göttin „Vernunft" unter der nackten, rohen Form unserer Vorfahren aus der französischen Revolution nicht mehr an; wir haben sie aber in jeder Schule, unsichtbar und allmächtig wie Gott, aufgestellt; ihr allein opfern wir jedes Bedürfnis; des menschlichen Herzens, jede Sehnsucht, jeden geheimen Schauer, jede Regung."

Das sind die Worte nicht eines Obscuraute« und pfäffischeu Reaktionärs, wie es der jetzt in Teutschland so unverdient zu Ehren gelangte ehemalige. Göttinger Professor de Lngarde gewesen ist. Vielmehr spricht hier in Mantegazza der Poet und der Künstler, dem unsere kalt beobachtende nnd unausgesetzt erperimentirende Wissenschaft ein Phautasiegebiet, ein Gefühlsbereich nach dem anderen mit Beschlag belegt hat. Wir haben diesen Zug in Mantagazzas geistiger Individualität absichtlich an den Schluß dieser Studie gestellt, weil er die anderen Seiten seines !litterarischen Eharakterbildes nicht nur vervollständigt, sondern auch manches Unerklärliche in demselben beleuchtet. Aber freilich, wo Licht ist, darf auch der Schatten nicht fehlen.

Mantegazza, obwohl jetzt der gelesenste Schriftsteller Italiens, ist in seinen

Büchern nicht immer originell oder auch nur interessant; es läuft sogar mancherlei Trivialität und Geschmacklosigkeit mit unter; auch halt er sich von Wiederholungen und ermüdenden Längen nicht ganz frei. So wenn er z. N. in seinem Buche über die Heuchelei des Jahrhunderts u. A. eine breite Aufzählung aller bei unseren Damen beliebten Schönheitsmittel giebt. Doch sind solches nur Ausnahmen. Meist ist er anregend, vielfach belehrend und immer — aufrichtig. Mantegazza ist einer der wenigen ehrlichen Autoren in der Gegenwart. Man tritt nach der Lectüre einiger Seiten sofort zu ihm in ein Vertrauensverhältnis;. — Iu feinem Vaterlande genießt Mantegazza als Gelehrter wie als Schriftsteller allgemeine Verehrung. Er gilt hier als eine der physiologischen Eapicitäten, was freilich hier uud da angezweifelt wird. Ein geborener Mailänder von Geburt (31. October 1831 geb.), steht er jetzt im 64. Lebensjahre. Trotz der vorgerückten Jahre hat er sich doch vor Kurzem mit einer vornehmen jungen Venetianerin vermählt. Ein Freund und Prologs der liebenswürdige» Königin Marguerita, verkehrt er viel bei Hof, so oft ihm feine akademische Lehrthätigkeit und seine wissenschaftlichen Arbeiten den Aufenthalt in Rom gestatten. Obgleich Mitglied des Senats, ist er doch in der Politik mir wenig hervorgetreten. Nur wo es sich um kirchliche Uebergriffe, z. B, in Fragen des Schulwesens handelt, ergreift er im Senat das Wort, und wenn er mit einer jener glänzenden Reden hervortritt, welche im parlamentarischen Leben Italiens immer ein Ereignis; sind, kann man sicher sein, daß die Tribünen, insbesondere von der vornehmen Damenwelt Roms, überfüllt sind. Idealist im Leben wie in der Wissenschaft (er ist ein tüchtiger Keimer der deutschen Philosophie dieses Jahrhunderts — u. A. hat er auch Hermann Lohe in Güttingen gehört) — verficht er in der Politik die aufgeklärten Principien, auf denen der Vau des heutigen italienischen Staates aufgeführt ist. Ohne Zweifel ist Paolo Mantegazza eine der interessantesten und bemerkenswerthesten Persönlichkeiten der Gegenwart.

Harmlose Plaudereien über romanische sitteratur.

von

ltarl Vogt s.

l hätte nicht schon auf längeren Reisen oder Aufenthalten in
größeren Pensionen die Erfahrung gemacht, das; man, bei aller
sonstigen Vortrefflichkeit der Mahlzeiten, von einer gewissen Ein-
tönigkeit im Magen beschlichen wird, der man nicht ganz Herr werden kann?
Man kommt in einer solchen Anstalt an, wo täglich vielleicht Imndert
und mehr Gäste sich zur ladls ä'tMs einfinden; man erhält ein gutes,
ja felbst, wie die Züricher fagen, ein „frohmüthiges Zimmer" mit schöner
Aufsicht uud genügender Sonne, gnt möblirt, vielleicht sogar, was seltener,
geschmackvoll ausgestattet, mit einem trefflichen Bette, und man richtet sich
schmunzelnd ein, um längere Zeit zu weilen.

Die Glocke läutet zu Tische. Mau findet zahlreiche Gesellschaft uud,
wenn das Auge des Oberkellners wohlwollend auf dem neuen Ankömmling
ruht, erhält er augenehme Tifchnachbarn, vielleicht mich anständige oder selbst
vornehm aussehende Gegenüber, deren Antlitz nicht durch ciuen Aufsatz oder
einen Blumenkorb verdeckt wird.

Der künstlerisch verzierte Speisezettel, der häufig von der Gesellschaft
für Liebig'schen Fleischertract gratis geliefert wird und zu dessen Verzierung
deutsche Künstler entweder Gnomen, Kobolde oder Wappenherolde bevor-
zugen, während die Franzosen Arlequin's, Pierrots oder einige Nullitäten
zwischen Blumen und Früchten sich herumtreiben lassen — das „Menü",
um es mit dem allgemein „deutschen" Ausdrucke zu bezeichnen, ist reich-
haltig, mit feinem Verständnis; zusammengestellt uud die Zubereitung der
einzelnen Schüsseln tadellos. Man speist mit Behagen und schreibt nach
Hause: „Gutes Hotel, pompöse Einrichtung, treffliche Küche, angenehme

Gesellschaft, unter welcher man wohl bald heimisch werden wird. Freilich etwas thener -— aber was schadet das, wenn Alles gut ist?"

Man wird heimisch, fühlt sich aber dennoch nicht ganz behaglich. Besonders wenn man eine feinere Zunge besitzt, findet man bald, das, allen Gerichten, Suppen, Gemüsen und Fleischspeisen ein gewisses undefinirbares Etwas anhaftet, das man, einmal empfunden, nicht wieder los werden kann. Es ergeht Einem genau fo, wie wenn man, vielleicht nach monatelangem Suchen, die Silhouete Napoleons in dem Kipfel des Montblanc gesehen hat — man wird sie nicht wieder los und sieht sie bei jedem Blicke, das unheimliche Geschmacksgefühl steigert sich nach und nach, wie alle derartige, etwas suggestive Empfindungen; es überwuchert allmäblich alle anderen, noch so intensiven Eindrücke, welche Zunge, Gaumen und Magen vermitteln, und schließlich findet man, daß Kalb-, Ochsen-, Schaf- und Schweinefleisch denselben Geschmack haben, welcher nicht minder allen Suppen, Ragouts und Gemüsen, dem Wildpret, dem Geflügel, ja selbst den Fischen anhaftet und gegen welchen die empfindenden Organe stets entschiedeneren Protest einlegen.

Gehört man zu den clnssificirenden Acten- und Shannon-Register-Menschen nnd bemüht man sich, mit echt deutscher Gründlichkeit da»? Gedächtnißfach aufzufinden, in welchem Dinge dieser Art in die Ordnung einzureihen sind, so findet man, daß der Widerwille, welchen man empfindet, sich gegen alle gesalzenen Speisen wendet, den süßen Schüsseln gegenüber aber nicht sich kundgiebt. Aber man kann doch nicht allein von „Eompottes" und Mehlfpeisen leben!

Man verläßt das Hotel, um ein anderes, vielleicht an einem weit entlegenen Orte, zu beziehen und dort genau dieselben Erfahrungen zu machen.

Nun fpürt man weiter, seilte, die aus dem Renen ein Geschäft machen, versichern, daß sie in großen Hotels und Pensionen nicht leben können, den Appetit verlieren, unlustig und mißmuthig, jn fogar lässig im Geschäfte werden. Die Geriebenen unter ihnen, welche solche Gasthöfe nicht venneiden können, haben sich so eingerichtet, daß sie wenigstens während einiger Wochen in jeden? Jahre den belfernden, knurrenden und siechenden Magen mit „Hausmannskost" restanriren können. Ein Frennd meiner Söhne war in einem bedeutenden Hanse als Reisender angestellt. Jedes Mal, wenn er nach längerer Abwesenheit zurückkehrte, erbat er sich die Gunst, zuweilen ungeladen „-» ln, tortuny cku pot" an unserem Tische Platz uehmen und seine Zunge von dem Nachgeschmäcke des I»Kle ck'lMe befreien zu dürfen.

Woher nun diefe ganz allgemeine Erscheinung.

„Sind Sie schon in der Milche gewesen?" fragt ein in cnlinarischen Angelegenheiten erfahrener Mann, den man um Lösung des Problems angeht. „Nein? — So gehen Sie hinab und beobachten Sie eine Weile.

Auf dein gewaltigen Herde steht ein großer Topf an einer Stelle, nio fein Inhalt beständig in schwachem Vrodeln erhalten wird. Abfälle vom Fleische, wie es aus der Metzgerei gebracht wird, abgenagte Knochen, Neste von Schüsseln, welche zu geringfügig sind, um anderweit verwendet werden zn können, verschwinden in diesem geheimnißvollen, fest verschlossenen Topfe, in welchen der Koch zuweilen Hände voll Salz wirft oder auch etwas- Wasser nachgießt. Es brodelt darin eine dicke, dunkle Nrühe, vollständig gesättigt mit Salz, von penetrantem Fleischgeruche und intensivem Geschmacke nach Geschmortem und Gebratenen: jeglicher Herkunft. Sobald Sie nun gesehen haben werden, daß der Koch nickt mit frischen, Salze seine Schüsseln bereitet, sondern daß er mit dieser Flüssigkeit salzt, die in der Küchensprache nur die „Sauce" heißt, so wird Ihnen ein Licht aufgehen, Heller als meines Vaters Nachtlampe. Sie werden begreifen, daß diefe „Sauce" Alles durch- setzt, jeder Schüssel Etwas von ihrem Geschmacke mittheilt, daß sie so die Grundlage bildet, auf welche alle andern Empfindungen unseres Geschmacks- organs sich aufbauen. 3lh! Ich will nicht leugnen, daß im gegebenen Momente diese Sauce Dienste leisten kann, indem sie Geschmacke mittheilt, die man nur durch längeres Vraten, Rösten und Schmoren hervorlocken kann — aber sie durchgeistigt nicht, indem sie durchdringt, sondern bringt nur ein all- gemeines Niveau hervor, in welchem jede Individualität einer Speise jammer- voll untergeht. Was ist aber die Kochkunst, wenn sie nicht Schüsseln hervor- zubringen vermag, die uns als in sich abgeschlossene Individuen mit packen- den Eigenthümlichkeiten gegenübertreten? Nrillat-Savarin würde sich im Grabe umdrehen, wenn er von der Erfindung der Sauce Kenntniß er- langen könnte, und er würde, obgleich Gegner der Revolution, dennoch die Guillotine als Strafe für den Erfinder verlangt haben!"

Ich weiß kaum zu sagen, durch welche Ideen-Association jedes Mal, wenn ich ein Erzeugnis; der neueren Litteratur, besonders der romanischen Schweiz meinem Verständnisse näher zu bringen suche, die Sauce unserer Hotelhäuser mir einfällt. Am stärksten schmecken die täglich erscheinenden Zeitungeil nach der allgemeinen Sauce, aber mehr oder minder läßt sie sich in allen Erzeugnissen dieser Litteratur, dieser „Perle auf dem Miste der- französischen Litteratur", wie ein ihr zugehörender Kritiker sich ausdrückte, durchschmecken und fühlen. Je mehr ich den verschiedenen Manifestationen dieses Grundgeschmackes nachspüre, desto fester wurzelt in meinem Geiste die Ueberzeugung, daß dieser Grundgeschmack ein theologischer ist, der mit den, Ealvinismus und sogar ausschließlich durch ihn sich in diesen kleinen, aber deshalb nicht minder rumorenden und sich aufblähenden Theil der französischen Weltliteratur eingeschlichen hat.

Da erinnere ich mich mancher Gespräche mit Nenan, zum Theile Zniie- gespräche mit ihm an den Ufern des Sees von Lugano, während mir in behaglicher Nuhe dem „Lallen der Natur" laufchten, das aus dem Plätschern der Wellen an dem Ufer sprach, theils lebhaftere Discussionen mit Freunden,

die so liebten, den guten Rena» in die Enge zu treiben, seine Menschen-
liebe im Allgemeinen und »eine Vorliebe für das Volk Israel, dessen Spracl>e
und Litteratilr zu bespötteln.
Ueber einen Punkt war man vollkommen einig. Renan selbst betonte
ihn gern: Es kann keine größeren Gegensätze geben, als hebräische Sprache
und Litteratur einerseits, französische Sprache und Litteratur andererseits.
Tort durchaus eigcnthümliche Structur der Wort- und Satzbildung, seltsam
verschrobene grammatikalische Formen, eine gewisse nebelhafte Verschwommen-
heit, die sich fchon in der Unbestimmtheit der Vocale ausspricht, in der
Prosa sich deutlich zu erkennen giebt durch das Fehlen aller gegenständliche»
Angaben, welche eine concrete Anschauung vermitteln, die aber in der Poesie
in's Ungeheuerliche anwächst, wie die Fat« Morgan« der Wüste, welche,
obgleich durchsichtig und weite Ausblicke gewährend, dennoch einen ähnlichen
Effect ausübt, wie die nordischen Rebel, in dem Alles verzerrt, verschoben,
verunstaltet uud selbst Traumgestaltungen hcrvorgezaubett werden, welche
ebenfo seltsam, als unfaßbar und vergänglich sind.
Hier dagegen, in der frauzöfischeu Sprache und litteratur, das Streben
nach äußerster Vestimmtheit und Klarheit.)edes Wort hat seine scharf um-
rissene Bedeutung, an der nicht gerüttelt werden kann; die Sprache ringt
nach möglichster Präcision des Ausdruckes für logisch entwickelte Gedanken;
Prosa und Poesie suchen zu wirken durch scharfe PoiMen, witzige Gegen-
überstellungen, durch bewußte Lustigkeit und berechnete Freude am Leben,
Dinge, welche den Hebräern und den Semiten überhaupt gänzlich abgehen.
Renan fchwärmte für die Poesie der Hebräer, für die Erhabenheit und
Großartigkeit der Psalmen, für die Unendlichkeit der Wüsten-Persvectiven,
welche sie eröffne, und er bedauerte aufrichtig, daß der geborene Franzose
nicht nur die hebräische Sprache lernen, sondern sich auch förmlich in diese
Litteratur hineinleben müsse, um nur einigermaßen einen Begriff davon zu
bekommen. Ter Deutsche sagt er, könne vielleicht noch nothdürftig aus dem
Hebräischen in seine Sprache übersehen, für den Franzofen sei dies platter-
dings unmöglich. „Wie oft schon hat man mich unter den glänzendsten An-
erbietungen angegangen, eine Uebersetzung der Bibel, namenlich des alten
Testamentes, zn machen! Ich habe es einige Male versucht, habe aber
bald eingesehen, daß zwischen beiden Sprachen eine unüberbrückbare Kluft
besteht. Sie wird niemals überwölbt werden, so lange hebräisch hebräisch
und frcmzüsifch französisch bleibt! Und das ist gut! Das Hebräische kamt
im Kampfe der beiden Sprachen nicht mehr umgebracht werden, denn es
ist längst todt, gestorben, uersteint und krnstallisirt — aber das Französische
lebt! Sehen wir zu, daß der alte Spruch: „IH mort, 8ni8>t, Is vif!"
hier keine Anwendung finde!"
Es schien ihm in dieser Hinsicht Etwas zu ahnen.)>i der That war
ein solcher Verquickungsversuch schon in vollem Gange in der romanischen,
calvinistifchcn Schweiz, und es will mir fast bedünken, als fei dieser Proceß

in Zunahme begriffen. Uni so mehr, als die mystische Strömung, welche
jetzt überall Platz greift, bedeutenden Vorschub leistet. Rücken wir der Sache
etwas näher auf den Leib.
Das Verhältnis; des Katholiken zur Bibel ist ein durchaus anderes,
als des Protestanten. Wenn der Erstere zu dein Buche zurückgreift, was
nur äußerst selten geschieht, so greift er zur Vulgatn, und die lateinische
Uebersetzuug ist auch nur Solchen zugänglich, welche eine bestimmte Bildung
erhalten haben, fast ausnahmslos den Priestern, die in ihren Seminarien
darauf gedrillt werden. Sogar der gläubige Katholik kennt nur einzelne
Sätze uud Bruchstücke, die biblische Geschichte :c.; aber er kennt anch alle
diese Dinge nur aus Büchern, welche auf Grund der Vulgata hin verfaßt
worden sind. Die Eigcnthümlichkeit der hebräischen Darstellungsweise, der
Satzbildung, kurz das specifische sprachliche Element hat sich durch die
doppelte Uebertmgnng in das Lateinische und aus diesem in das Französische
verloren. Die Gebete, Gesänge, Hymnen und Kirchenlieder der Katholiken
sind freie Dichtungen in lateinischer Sprache, nicht Uebersetzungen der
Psalmen, die ebenso wenig auf den Etil und die Redeweife des Katholiken
einwirken, als die sporadisch eingestreuten, kurzen Sätze aus der Vulgata. Die
Sprache entwickelt sich vollkommen unabhängig von dem gesammten Religions-
und Kirchen-Apparat; selbst bei den Kanzelrednern läßt sich keine Einwirkung
nachweiseu, bei den Laien häusig selbst eine entschieden feindselige Tendenz.
Es ist selbstgekochte Hausmannskost, die geboten wird, obne Saucen-
Salzung; der individuelle Stempel bleibt bewahrt; der Genius der Sprache
tritt uns unuerhüllt entgegen, so wie ihn der Schreiber als Künstler auf-
gefaßt hat und wiederslrahlen läßt. Mag das Gericht, das uns vorgesetzt
wird, noch so stark gesalzen oder selbst versalzen sein (gewiß fehlt es daran
oft nicht), fo ist es doch reines Salz ohne Rebengeschmack.
Anders bei den Caluinisten nnd Hugenotten. Wenn bei dem strenge
gläubigen Theil derselbe» kein Tag vergeht, wo nicht zu einer mehr
oder minder autorisirten Uebersehung der Bibel, die sich möglichst treu an
das Original anlehnt, gegriffen wird (ich habe welche gekannt, welche eine
Todsünde begangen zu haben geglaubt hätten, wenn sie nicht Abends beim
Schlafengehen ein Eapitel der Bibel gelesen hätten — einerlei welches,
vom Köuig Hiskiah oder von Eimsons Eselskinnbacken), wenn, sage ich, bei
diesen Frommen die Bibel von Kindesbeinen an tägliches Brot ist, so ist
sie bei den weniger Orthodoxen ^dns immerhin ständige Erziehungsfutter,
nicht nur in den Religionsstunden der niederen und höheren Schulen, sondern
in dem gesammten Unterrichtsstoff. Die specifisch protestantische Färbung,
welche diesem Lehnuaterial anhaftet, beruht durchaus nicht nur in der
Grundanschauung, von welcher ans das Material aufgefaßt und bearbeitet
wird, fondern in der eigenthümlichen Sprache, auf der Wort- und Satz-
bildung bis zur Anordnung des Stoffes, welche sich auf die Bibel, also
die hebräische Litteratur znrückfübren läßt.

Mau verstehe mich recht. Ich bin weit entfernt, behaupten zn wollen, daß die katholischen Lehrmittel, der katholische Unterricht nicht ebenso, ja oft noch weit mehr, confessionell gefärbt sei als der protestantische. Ter Unterschied beruht nicht in dieser Eonfessionalität, die trotz allen leeren Geschwätzes sich nicht überwinden läßt, sondern in dem Umstände, daß die Quellen der gesammten religiösen und konfessionellen katholischen Bildung lateinische sind (Vulgata nnd die Kirchenväter), diejenigen der protestantischen Erziehung dagegen die unmittelbare, möglichst woitgetrene Uebersetzuug der hebräischen Urquellen. Daß eine moderne romanische Sprache als Tochter unter dem Einflüsse der Mutter steht, ist nicht zu verwundern, und es wird wenig darauf ankommen, ob es das Küchenlatein der Kirchenväter ist, welches neben und nach der grundlegenden Wirkung der alten (itnssiker einigen Einfluß ausübt. Wein aus demselben Fasse, wenn nuä, der eine wehr fadenziehend und trübe ist, als der andere.

Ter biblische Einfluß auf die Sprache hat sich also erst seit der Entwurzelung uud Verbreitung der Reformation in allen Ländern und Sprachgebieten derselben geltend gemacht. Aber die Wirkung gestaltete sich sehr verschieden. Tie deutsche Schriftsprache ist auf der Lutber'schen Bibelübersetzung aufgebaut; diefe Uebersetzuug, mag sie auch oft similos uud verkehrt sein, ist dennoch das Fundament der heutigen deutschen Schriftsprache geworden; die werdende Sprache hat die Hebraismen aufgenommen, die sich entwickelnde Sprache hat sie verdaut, vollständig nssimilirt. Selbständige Individualitäten haben sich also mit dieser Rahruug im Leibe ausreichend entwickeln können, wie es denn auch in der Thal der Fall gewesen ist und noch ist. Ter hebräische Bodensatz hat ilnem Mhrboden keinen Schaden gethan; er gehört demselben eiu für alle Mal an.

Anders in den romanischen Ländern und namentl'ch in dem französischen Sprachgebiet. Tort wurde die Schriftsprache nicht durch die Reformation geschaffen, wie in Teutschland. Tie Reformation fand eine vollständig organisirte, in sich gefestigte Schriftsprache vor, die eine tausendjährige ununterbrochene Entwickeluugsueriode hinter sich hatte und sich in ihrer selbstständigen Weiterbildung nicht durch eine, freilich hoch cultiuitte Minorität stören ließ, deren besserer Theil noch obenein zu wiederholten Malen gewaltsam aus dem Lande vertrieben und gezwungen wurde, sich theilweise in einzelnen innerhalb anderer Sprachgebiete zerstreuten Inseln, theilweise in mit dem Mutterlande in beständigen Kampfe liegenden Tuodezstätlcin der romauischen Schweiz weiter zu entwickeln. Während die großen Llassiker der französischen Litteratnr ihre Sprache in directem (Gegensätze, ja selbst in offenem Kampfe gegen die noch im Lande zurückgebliebene Minorität weiter bildeten und vervollkommneten, mußten sie dieser Minorität um so mehr ihre Sprache aufzwingen, als das durch diese Minorität cultivirte Element dieser Sprache feindlich gegenüberstand. Tie meisten deutschen Elassiker, und ganz gewiß die maßgebendsten unter ihnen, w irzelten dagegen in dein

Protestantismus und der Luther'schen Bibelübersetzung, welcher die Hugenotten und Calvinisten keine ähnlich autorisirte Vibelübersetzung an die Seite stellen konnten. Dazu kam noch das Tochter-Verhältniß des Französischen zun: Lateinischen. Alan hat schon oft darauf hingewiesen, daß die Franzosen im Allgemeinen die römischen Schriftsteller vorziehen, die deutschen die alt-griechischen, Virgil, dieser in unseren Augen gänzlich erfindungslose Nachahmer, gilt den Franzosen mehr als Homer, die Aeneis steht über der Ilias. In der großen Revolution, welche doch durch Voltaire und die Encvklopädisten ihren litterarischen und sprachlichen Stempel erhielt, griff man, öfter in lächerlicher Weife, auf die Römer zurück.

Zudem spielten die in Frankreich zurückgebliebenen Hugenotten wenigstens während eines Jahrhunderts, von der Aufhebung des Edictes von Nantes (1685) an bis zur Revolution eine den Verhältnissen der Juden in Teutsch-land einigermafen ähnliche Rolle. Sie gehörten zumeist einer nur ge-sprochenen, nicht geschriebenen oder gedruckten Tochtersprache des Lateinischen, der Sprache von Oc, an, die erst in den letzten Jahrzehnten sich mühsam zu einiger Bedeutung emporgerungen hat, in ähnlicher Weise wie das Plattdeutsch diesseits des Rheines; sie wurden in ihrer Stellung als räudige Staatsschafe gefchunden und mißhandelt, überall zurückgestoßen und gering geschätzt. In ähnlicher Weise wie die Jude» anderwärts mußten sie, da fast jede andere Laufbahn ihnen verschlossen blieb, sich in ihrem Vaterlande wesentlich auf den Erwerb beschränken; ihre geistigen Bestrebungen konnten sich nur im Auslande Luft machen. War es Anlage oder Folge des Truckes und der Ausfchließung? — jedenfalls zeigten sie sich intelligenter, sparsamer, findiger und arbeitfamer als die katholischen Proven<,'alen, in deren Mitte sie lebten; sie wurden reicher als diese und schwangen sich durch ihren Reichthum und ausgiebige Benutzung der ihnen dadurch zu Ge-bote stehenden Hilfsmittel über ihre brutalen Bedrücker herauf. Ganz ähnliche Klagen, wie sie jetzt der Antisemitismus erschallen läßt, wurden damals gegen die Protestanten in Frankreich laut. Sie besaßen das Kapital :c., sie besitzen es heute noch, wenigstens grohentheils; der Katholik ist im Süden Frankreichs Bauer, Arbeiter, — Weingärtner — der Protestant Besitzer und Rentier. Als der Truck von ihnen genommen wurde, hatte diese Minorität einen staunenswerthen Stock von Intelligenz und Arbeitskraft zur Disposition, und wenn man heute genauer zusieht, so ist der Procentsatz von hohen Stellungen im Staatsdienste, in der Wissen-schaft, im Militär, den sie aufzuweisen hat, weit bedeutender als der An-theil der Katholiken. Ob sich dies in gleicher Weise in Littemtur uud Kunst verhält, ist eine andere Frage, die ich zu beantworten mich nicht befähigt fühle.

jedenfalls konnte »uter den, mit abwechselndem Glücke geführten Kämpfen um die (imancipation der Hugenotten, deren Anfang man von dem Blntbaoe in Bassy 1562 datiren kann und die erst mit dem Code Napoleon

ihr Ende fanden, keine besondere Litteratur sich ausbilden, welche irgend
welchen Ginfluh auf die Sprache und den Stil der Gesammtheit oder der
einer anderen Confession angehörenden Mehrheit hätte haben tonnen. Noch
im Jahre 1789, im Beginne der großen Revolution, verwarf die National-
versammlung einen Antrag auf die völlige «Gleichstellung der Protestanten
mit den Katholiken, und man kann wohl behaupten, daß diese Gleichstellung
erst mit der Juli-Revolution, also nach mehr als zwei und ein halbes
Jahrhundert dauernden Unzukömmlichkeiten in Fleisch und Blut des französi-
schen Staatslebens überging. Aber mich dann läßt sich keine Einwirkung
spüren. Das begreift sich. Die litterarischen Vorkämpfer der Emancipation,
Voltaire und die Encvklopädisten, waren ivatholiken und nichts weniger als
geneigt, irgend Etwas aus der Bibel in ihre Sprache cmfzunehmen.
Durchaus anders gestalteten sich die Verhältnisse in den Diwdezstätlein,
den Cantonen der romanischen Schweiz, in Genf und NeusMtel nnd in dem
erst spät unabhängig gewordenen Waadtlande, das bis dahin eine von Vern
mit eiferner Faust regierte Provinz war. In den beiden genannten
Kantonen regierte der protestantische Clerus ebenso schrankenlos, wie die
Jesuiten in Paraguay. Man hebraisirte in Sprache und Schrift und unter-
drückte, wenn nicht mit Brennen, Köpfen und Säcken, wie Calvin, so doch
in nicht minder erfolgreicher Weife durch andere Mittel jegliche Bestrebungen,
die auf Emancipation aus den engen Geistesfesseln der Orthodorie gerichtet
waren. Alvhonse de Eandolle sagt in seinem Werke „Hiztoirs cl<?8 »avaut«"
mit vollem Rechte, daß Genf während des Verlaufes von fast zwei Jahr-
hunderten, wo die Geistlichkeit unumschränkt herrichte, weder in Wissenschaft
noch Kunst irgend etwas Nennenswertbes geleistet, sondern vielmehr in
leeren theologischen Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten seine geistigen Kräfte
vergeudet habe. So bildete sich namentlich während des siebzehnten Jahr-
hunderts der „Flüchtlingsstil" («tils rötugi^) aus, an dem die Litteratur
der romanischen Schweiz noch immer krankt. Eist der herannahende Sturm
der Revolution warf die Gewichte ab, welche die Ventile niederhielten, und
gestattete den Geisten! freie Bewegung im weiten Räume der Natur, die
ihnen bis dahin versagt war. Das Aushängeschild des Protestantismus,
die „freie Forschung", ist ja eben nur ein Aushängeschild für eine etwas
weniger unfreie, aber doch immerhin in ihren Grenzen scharf abgesteckte
Forschung. „Ich gestatte Ihnen Alles," sagte mir einmal einer der Genfer
Päpste (man nannte ihn wirklich so!) — „ich gestatte Ihnen Alles, nur
das Uebernatürliche müssen Sie mir lassen!" — „Aber gerade davon will
ich Nichts wissen," entgegnete ich. „Dann sind wir geschiedene Leute!"
Der Nath von Genf ließ die Schriften des mißliebigen I. I. Rousseau,
der doch wahrlich im höchsten Grade theologisch angehaucht war, durch
Henkershand auf offenem Markte verbrennen.
So entwickelte sich denn in der romanischen Schweiz in streng ab-
geschiedener Weise eine französische Litteratur, welche fast nur bei den

confessionellen Glaubensgenossen Eingang und Verbreitung fand, nur von einigen gewissermaßen versprengten Litterarhistorikern beobachtet wurde, die aber neben dem Gros einhertrabte, ohne uuter dem allgemeinen Armee-befehle zu stehen. Was auf den Gang und die Entwickelung der französi-schen Welt-Litterntur und ihrer Sprache Einfluß haben follte, mußte zu dieser übergehen und in ihr untergehen hinsichtlich der svecifiscken Färbung, welche ihm sein Ursprung gegeben hatte.

Es ist ja offenkundig, daß einige Schriftsteller der romanifchen Schweiz einen hcdeutenden Einfluß geübt haben. Man kann unter diefcn Madame de Staßl, Benjamin Constant und vor Allem Jean Iacqnes Rousseau nennen. Die beiden Elfteren sind in Sprache und Ideen durch-aus Franzosen; man würde ihren Schriften nicht ansehen, daß sie im Waadt-lande geboren sind; Neide fühlen sich, wie die meisten Franzosen, nur in Paris glücklich; Constant strebt auf allen feinen Irrfahrten durch die Schweiz uud Deutschland stets nach der Hauptstadt, und Frau von StM sagt offen, daß ihr die Gosse der, Ruc du Vac lieber sei als der blaue Leman-Eee!

Anders verhält es sich mit Jean Jacques Rousseau. Er ist verbissener Hugenotte vom Wirbel bis zur Sohle, theologisch durchtränkt in seinem ganzen Wesen. „Sein Pessimismus," sagt Virgile Rössel in seinem neuer-dings erschienenen Werke ,.Hi8toii'!? cie I» litt^rnturß frnii<.'!N80 lwrg cke Iranc'ö", „sein Pessimismus, seine herbe und gemaltthätige Denkweise, seine Zwitterpolitik zwischen Demokratie und Autorität, sein Gefallen am Räsonnireu und an Systemen, sein mißtranifches und stolzes Wesen, sein Persönlicher Don und seine Angriffspolemik hat er von der Reform und von Genf." Wenn aber Nofsel weiter sagt: „Seine Liebe zur Natur, seine leidenschaftliche Gluth und Poesie haben ihre Quelle in seinem Herzen, in den Zufällen feiner Jugend und auch in der Erinnerung an feine Lectüre," so dürfte man doch einige Zweifel erhehen. Denn diese Liebe znr Natur ist so lügnerisch als möglich, und die Leidenschaft ist eine gemachte, ohne wahren Grund, wie überhaupt Alles, was Rousseau geschrieben hat. Er ist großentheils der Vater jener schwülstigen Uebertreibungen, jenes schwärmerisch sein sollenden, aber ausgeklügelten Naturbombastcs, der in Victor Hugo seiue Gipfelhöhe erreicht hat — ein wahres Verderben des gesunden Natursinnes. Man vergleiche die Beschreibungen der Petersinsel im Vieler See, des Val-de-Travers, des Bois de Julie bei Llarens mit der Wirklichkeit, und man wird staunen über den Schwulst, über die feierlich geträufelte Allongcperrücke, die hier der Natur aufgesekt wird. Wie man «der das Herz eines Menschen anrufen kann, der im „Vmile" die schönsten Erziehungsgrundsätze zum Vesteu giebt, für welche seine Zeitgenossen und Nachfolger sich begeistern, der aber dann seine eigenen minder in das Findelhaus schickt, ist mir unerklärlich.

Wie dem auch sei, so ist der Einfluß Nousseaus unleugbar. Die demokratische Phrase entsprach dem Bedürfnisse der Ieitströmung; ihr zu

Liebe sprang man mit beiden Füßen über die häßlichen Flecken weg, welche überall vortreten, über die Todesstrafe, welche in dem Rousscau'schen Idealstaate Jedem angedroht wurde, der sich erkühnen würde, einen anderen, als den officiellen Glauben zu bekennen, und man schwärmte mit Inbrunst für den primitiven Naturmenschen Rousseaus, der alle Tugenden hatte, die später durch die mffinirte Civilisatiou ihm stückweise aus dem Leibe gerissen und durch die häßlichsten Laster ersetzt werden sollten. Tie kommende Revolution entnahm dem Rousseau'schen Arsenale alle Waffen, welche sie in dem bevorstehenden Kampfe des vierten Standes gegen die bevorzugte,! der anderen Stände gebrauchen konnte, aber auch nur diese; sie stellte den tugendhaften Urmenschen in das Vordertreffen und benutzte als schweres Geschütz den socialen Lontract; als Veigabe nahm man die nicht minder gefälschte Naturschwärmerei mit in den Kauf. Noch heute hat mau sich von der letzteren nicht ganz losmachen können, und auch der tugendhafte Urmensch spukt noch in manchen Köpfen, die freilich stets seltener werden, da die anthropologische Forschung längst damit aufgeräumt hat.

Wenn aber der gallige, bärbeißige Calvinismus in Rousseau iu aller Schärfe zu Tage tritt, so darf man doch nicht verkennen, daß er das Französifche seiner katholischen oder ungläubigen Zeitgenossen, nicht aber das specifische Französisch feiner engeren Landsleute fchreibt. Er ist früh genug hinausgekommen, später hinausgeworfen worden; feine Sprache hat sich fern von den caluinistischen Centren entwickelt, und der „Flüchtlingsstil" hat nicht auf sie abgefärbt, so wenig als auf den Stil der Frau von StM, des Benjamin Constant oder der vielzahligen kleineren Leute, welche in der Revolution eine politische Rolle spielten und zum Theil die Mitarbeiter Mirabeaus waren, der die nach feinem Plane von ihnen concipirten Reden häufig auswendig lernte und wörtlich in der Nationalueyammlung declamirte. Namentlich die in nnd vor der Revolutionszeit wirkenden, aus der romanischen Schweiz gebürtigen Schriftsteller haben alles Specifische aus der Geburtsstätte gänzlich abgestreift; sie suchen sogar öfters ihren Ursprung zu vertuschen oder abzuleugnen, was wenigstens Rousseau nie that; sie wollen nur Franzosen sein, in sprachlicher wie in politischer Hinsicht. Mit dem Verfliegen des Cnthusiasmus, mit der Crnüchterung unter dem Consulate und dein Kaiserreiche schlägt diese Gesinnung in ihr Gegentheil um; man facht den vorher niedergetretenen Localpntriotismus zu neuen Flammen an und sucht nebst anderem, fast vorgeschichtlichem Rüstzeug« auch den Flüchtlingsstil wieder hervor, der fast in ähnlicher Weise als Cocardc dient, wie während einiger Jahre unter Ludwig Philipp eine >tampher-Cigarette, die man im Munde trug, als Crkenuungszeichcn der auf die äußerste Linke zur Seite Raspails sich stellender Republikaner galt.

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück. Worin besteht diese allgemeine Sauce, welche den Gerichten, die von der Litteratnr der romanischen Schweiz uns geboten werden, den specifischen Geschmack ertheilt? Vo-

durch zeichnet sich dieser „Flüchtlingsstil" aus? Welches sind die Gründe, weshalb er von der französischen Weltlittemtur zurückgestoßen wurde und sich keinen Eingang in dieselbe verschaffen tonnte?

Die Sauce ist die caluinistische Bibelanschannng >— darüber kann kein Zweifel sein. Rössel sagt sehr richtig von der in die romanische Echweiz gewaltsam übergepflanzten Hugenotten-Üitteratur: „Sie ist in der Th«t protestantisch. Für die Neformirten ist nicht sowohl die Hauptsache, gut zu reden, als vielmehr mit Autorität und Kraft zu reden. Der Ton ist gewöhnlich feierlich uud streng, weuu er nicht, wie in den Streitschriften, ganz bedeutend herb und brutal wird. Alles, was die Einbildungskraft wecken, dem Geiste schmeicheln tonnte, gilt für frivol uud eitel. Es handelt sich auf dieser unserer Welt nur um das Himmelreich uud die Bekämpfung der Katholiken; — um nichts Anderes. Wozu follen die Aumuthigteiteu der Poesie, die Feinheiten der Beredsamkeit dienen? Um, wie Innen sagt, die Sophismen der falschen Gelehrten zu schmücken, die alle ihre Kunst aufwenden, um zu verführen!" Und weiter: „Bald giebt es nur noch Pastoren; die Männer, welche den hohen Muth haben, ihre Geistesgaben dein Triumphe der Wahrheit zu weihen, müssen ihren Weg nicht in der Litteratur, sondern in der Wissenschaft suchen, obcnein noch in einer anfangs fchüchternen, orthodoxen und vorsichtigen Wissenschaft, die sich erst nach nnd nach emancipiren, beunruhigende Entdeckungen veröffentlichen und selbst tollkühne Synthesen aufstellen wird."

Es ist gerade nicht Jedermanns Sache, sich bei jeder Gelegenheit oder auch ohue Gruud auremvelu zu lassen, obenein noch in Ausdrücken, die zwar biblisch sein mögen, für deren Gebrauch man aber in jetziger Zeit sich vor dem Zuchtpolizeigericht zu verantworten hätte. Zugegeben, das; diefe rauhe und pöbelhafte Ausdrucksweise im Charakter der Zeit lag und daß die Gegner ebenso unglimpflich antworteten. Aber wenn dieses richtig ist, so folgt daraus doch nur, daß dieses ganze wüste Treiben nur zur allgemeinen Verrohung der Sprache führte, nicht aber, daß die Gegner auch die specisisch hebraisirende Färbung der Schimpfereien sich angeeignet hätten. Im Laufe der Zeiten wurde die Sprache, auch der Neformirten, glimpflicher, aber der biblische Grundton blieb und vermochte nicht in die Sprache der großen Mehrheit und der klassischen Schriftsteller Frankreichs einzudringen. Dazu kam noch ein Anderes.

Bei aller Bestimmtheit und Klarheit des Ausdruckes, die keine doppelsinnigen Worte und Sätze zuläßt, liebt der Frauzose in seiner großen Mehrheit eine leichte, gefällige Behandlung, geistreiche Einfälle und geht fogar in seinem Gefallen an schöner Form bis zu einer gewissen Ueberschwängteit in Phrasen und Tiraden. Et' nimmt Vieles an, einzig der schönen Form wegen, unter welcher es ihm geboten wird, und kümmert sich häufig nicht weiter um den Inhalt, den er erst in zweite Linie stellt. Dabei ist er aber dennoch äußerst conservatiu — die Form muß dem Begriffe

von sprachlicher Schönheit entspreche», den er sich nicht sowohl selbst gemacht,
sondern den er aus der klassischen Littemtur der lateinischen Muttersprache
durch Tradition überkommen hat. Es geht ihm in der Sprache genau so,
wie mit der Naturanschauung. Hier steht er noch heute auf dem Stand-
punkte des klassischen Alterthums, des Horaz und seiner Zeitgenossen. Ein
behaglicher, stiller Erdenwinkel, etwa mit einen» plätschernden Bächlein, von
grünen Wiesen und mogenden Saatfeldern umgeben, mit einem wohl-
gepflegten, durch geradlinige Gänge und Wege in abgezirkelte Veetc ge-
seilten Garten, einigen gefälligen, schattenspendenden Nanmgruvven, mit
sanft gewellten Zügen der Landschaft in der Ferne. Das ist sein irdisches
Ideal. Uls mibi vraetsr omns3 »NFuIu.8 riäßt! Will er großartigere
Eindrücke haben, so geht er an das Meer und läßt das unendliche, aber
immerhin mehr oder minder horizontale Gewoge auf sein Gemüth ein-
wirken. Das Gebirge „sagt ihm Nichts". Wenn die Alpen für die alten
Römer der Schrecken aller Schrecken waren, wenn die großen Wälder, in
welchen kaum eine Spur von menschlicher Einwirkung sich erblicken läßt,
ihnen Gruseln verursachten, so ist das noch heute bei der großen Mehrzahl
der Franzosen der Fall. Sie haben nicht, wie die germanischen Stämme,
ein Gefühl für die wilde Schönheit der nackten Felsenriffe, der ragenden
Schneegipfel, der tiefgründigen Wälder ohne Grenze. Die Haififchzähne
der Alpengipfel zerfleischen ihren Begriff der Linienschünheit. Sie fühlen
sich nnr wohl in Horazischen Landschaften. Ihre großen Landschaftsmaler
beschäftigen sich durchaus nur mit solchen Vorwürfen. Wenn auch die
alpinen Landschafter der Schweiz, die Diday und Ealame, ihnen Achtung
einflößten, so fanden deren Bilder doch keinen rechten Eingang bei ihnen,
und noch heute seufzen die Nachfolger dieser Alpenmaler, wenn sie auch die
moderne Technik vollkommen inne haben und anzuwenden wissen, über die
Theilnahmlosigkeit des Publicums.

Die biblische Sprache der Neformirten, die Sätze und Wendungen,
die zumeist dem alten Testamente entnommen waren, glichen der Alven-
malerei. Man wies sie ab und konnte sich um so weniger dazu verstehen,
sie später in den Eanon der Sprache aufzunehmen, als ja auch manche
klassisch-französische Schriftsteller und Dichter, wie namentlich Meine,
biblische Vorwürfe behandelt hatten, ohne biblischen Stil dazu zu verwenden.
„Iou.8 Is» ^6nrs8 8nnr bc»n8, lnr8 iL ßsnrs snnuveux! Alles, nur
keine Langeweile! Und langweilig sind diese ehrsamen Sittenprediger im
höchsten Grade und sind es geblieben bis auf den heutigen Tag. Vossuet
sagte, wie Nossel citirt, von Calvin: „Sein Stil ist traurig." Eine un-
getrübte, naive Lebensfreude kann nicht aufkommen, wo Alles nur durch
das trübe Milchglas eines verknöcherten Dogmas betrachtet wird, das nichts
Gutes auf Erden und nur eine sehr problematische Hoffnung auf Besserung
im Jenseits erblicken läßt. Nirgends zeigen sich die Gegensätze stärker ent-
wickelt, als in dem Süden Frankreichs, wo Hugenotten und Katholiken

theils nebeneinander, theils durcheinander gemischt wohnen und ihre con-
fessionellen Ueberzeugungeu bis zun« Fanatismus ausgebildet haben.
Wir waren eines Tages von Montpellier, das ich, wohl aufgenommen
von einer außerordentlich liebenswürdigen Gesellschaft, einen ganzen Winter
hindurch bewohnte und dessen vorwiegend protestantischer Bevölkerung der
hugenottische Stempel stark aufgedrückt ist, ausgezogen, um in der Nähe
von Agde, dem alten Bischofssitze, Tiefseeftscherei zu betreiben. Mit reicher
Beute beladen, die in großen Glasgefäßen vertheilt war, kehrten wir
gegen Abend heim und berathschlagten, während diese Gefäße auf einigen
Bänken vor dem Hotel, wo wir nächtigen wollten, aufgestellt waren, über
unsere weiteren Maßnahmen. Unter den Schätzen, die wir erbeutet hatten,
befanden sich wunderschöne Gurkenpolypen (Vßrstilluin ovuanioiiuin), durch-
sichtig wie Glas, mit röthlich angehauchten Stielen, deren Polypen, die
reizenden kleinen Blümchen gleichen, sich alle entwickelt hatten, so daß jeder
dieser Polypenstöcke einer außerordentlich feinen und zierlichen Blüthenähro
glich, Einige Ttraßenjugend umstand uns, lebhaft über die sonderbaren
Dinge discutirend. Aus einen: großen Hanse gegenüber, einer Fabrik, wie
man uns sagte, ergoß sich ein Strom junger Mädchen und Frauen. Sie
guckten, fragten, bewunderten, klatschten in die Hände, kicherten und lachten,
und bald tanzte der ganze Schwann im Ringelreihen, einen fröhlichen
Refrain singend, um uns und unsere Gefäße herum, bis er endlich mit
einem neckischen ,,^lsi-ei, iVl^isurz!" nach allen Richtungen auseinander-
stob. Einer unser jüngeren Begleiter, Protestant vom Wirbel bis zur
Sohle, wandte sich zu mir: „Hm! Das ist doch eine andere Luft als in
Montpellier! Das hat Freude am Leben und genießt, was dieses Schönes
bieten kann, in Fröhlichkeit und ohne weitere Nebengedanken!" — „Be-
merken Sie, mein Lieber," siel ein älterer College ein, „daß nicht Eine
dieser Personen das Bedürfnis, gefühlt hat, sich näher über diese Wunderbar-
keiten zu unterrichte», die ihnen ganz gewiß znm ersten Mal vor Augen
kommen. In Montpellier . . ." „Ja wohl," brauste der Privatdocent auf,
„ja wohl, in Montpellier hätten wir uns vor Fragen nicht retten können,
hätten erklären, erläutern, dociren nnd vielleicht mehr als eine Stunde in
langweiligster Weise zubringen müssen, um uns endlich von Leuten zu ver-
abschieden, die läuten gehört haben, ohne zu wissen, wo? wohl aber den
Schein des Wissens sich bewahren wollen, während wir hier einen frühlichen
Äugenblick verbracht haben. Ab! M wiederhole es, hier ist eine andere
Luft! Esseu wir bald zu Nacht? Die Seeluft hat mir Appetit gemacht,
und der Tanz der Mädchen scheint mir ein besseres Aperitif, als das
„ä.in,or ?i«ot!""
Vielleicht erklärt sich diese größere Lebensfrendigkeit aus dein Umstände,
daß der gläubige Katholik sich jederzeit durch Beichte, Ablaß und gute Werke
der begangenen Sünden entledigen kann, während der gläubige Protestaut
und besonder? der gläubige Ealvinist seine Sündenlast bis zum jüngsten

Gerichte mitschleppen mus;, es sei den», das; er durch eine Specialbegünstigung, die nur wenigen Auserwählteil zu Tlieil wird, „die Gnade" erhält. Da ich aber in diesen Punkten, wie ich offen gestehe, nicht sehr bewandert bin, so überlasse ich ihre Untersuchung, sowie die Würdigung des Einflusses, welchen sie auf die Lebensführung der Einzelnen, wie des ganzen Volkes haben tonnen, berufeneren Kräften.

Aber ein anderes Moment tritt bei den Romanen im Allgemeinen in den Vordergrund.

Das Ehristenthnm strebt die Tödtung des Fleisches an, und diefe Tendenz spricht sich in besonders herber Weise im Calvinismus aus, wo sie Alles durchdringt. ,^m romanischen Katholicismus gilt die Askese zwar auch für eine Tugend, sie ist aber auf Einzelne und auf wenig zahlreiche, engere greife beschränkt und wird, eben ihrer Seltenheit wegen, besonderer Belohnungen von Seiten der Kirche wertb gehalten. In den gronen Massen steht ihr die von der alten Welt her durch Sprache, Schriftthum und Tradition übermittelte Anschauung gegenüber, welche, von jeder Prüderei entfernt, natürliche Tinge auch als folche behandelt, ohue darüber zu erröthen. Vei den Franzosen namentlich, vielleicht noch mebr als bei den anderen romani-fchen Völkern, spielen die gegenseitigen Vezichungen der Geschlechter eine Hauptrolle: man nennt die Sachen bei ihrem Namen, ohne die Ausdrücke ;u verschleiern, und benützt gerade diese Beziehungen zu allseitiger Erheiterung und Belustigung. Ich erinnere mich noch eines ergötzlichen Zeitungskrieges zwischen dem ehrsamen, sogar sittenstrengen „.Inurnkl cle8 v^dlttz;" und einigen englischen Vlättern aus den fahren, wo Königin Victoria ihre Familie in so hervorragender Weise vermebrte, das; Cbam sie in einer Caricatur darstellte, wie sie eine zahlreiche Kinderschaar, ..lo» pi-cxttiiw <le 8on inlluztriL-l, in den Ausstellungspalast führte. Tie englischen Zeitungen hatten den Düdatz ihre rolie Sprache vorgeworfen. „Nun ja," antworteten die V6dnt8, „wir fagen kurz und gut: ,.l.n lloins» e8t Frc>88S," und wir finden dabei nichts Arges, betrachten aber Eure verschrobenen Phrasen von einem bevorstehenden Ereignisse, welches jeden Engländer mit Freuden er-füllen werde, und was dergleichen Redensarten mehr find, als heuchlerifche Augenuerorehungen! Was wollt .^hr? ,^st sie schwanger, oder ist sie es ilicht?"

Doch darauf beschränkt man sich nicht. Man liebt die anzüglichen Erzählungen und Anekdoten, ..Is8 omtto« ssrivoi8", und bat nicht umsonst Ausdrücke wie ,.68vrit ssaulnik". ..^uloizorie", «in alle jeue Tinge zu bezeichnen, die, wie mein Großvater zn fagen pflegte, einem fo »ngehener weiten Felde angehören, das doch nur einen kleinen Mittelpunkt hat. Tie Schaffensfreude des Franzosen auf diesem Felde ist ebenso unerschöpflich, als das Wohlgefallen des hörenden und lesenden Publicums. Tie unver-hüllte Ausdrucksweise der Sprache geht Hand in band mit dem künstlerischen, ebenfalls aus dem Alterthum überkommenen Gefallen an der nackten Menschen-«°ib und Tüd. I^XXIV. 221. t2

gestalt, an den» schön gebildeten menschlichen und namentlich weiblichen Körper und dessen einzelnen Theilen, Mit den ersten Blicken hat sogar der ungebildete Franzose gesehen, ob ein ihn» zum ersten Male gegenüber-tretendes menschliche? Wesen, sei es Weib oder Mann, schöne Füste und Künde habe, ob es im (Ganzen „bisn fait' sei, und über dem Wohlgefallen an der schönen Körvergestaltung kann er sogar gänzlich des (Gesichts, des Ausdruckes der Physiognomie vergessen.

Ich leugne nicht die oft widerlichen Ausschreitungen ans diesem Gebiete, welche sogar die besten Schriftsteller Frankreichs sich erlanben, und in welchen gar Manche mit ersichtlichem Wohlgefallen schwelgen, Die platten Gemeinheiten, aus welchen gewissenlose Schriftsteller und Verleger und Zeitungen ein Geschäft machen, ekeln mich ebenso an, wie die öden Schimpfereien Anderer. Aber die Thatsache »ms; ich anerkennen. Leichte, prickelnde, witzige Behandlung der oft heiklen Vorwürfe bildet eben ein Lebcnselement der französischen Üitterntur und ziebt sich wie ein rother Faden durch alle Erzeugnisse derselben durch.

Man darf dabei nicht vergessen, das; der Geschmack an diese» Dingen nach Zeit und Qrt ebenso wechselt, wie der Geschmack au den Gewürzen. Wir nennen solche, unser gewöhnliches, conventiouelles Mas; überschreitende Geschichten „gepfeffert". Aber was unsere Zunge beleidigt, gilt Anderen oft für »»gewürzt und geschmacklos. Mein Freund Desor bntte auf einem Ausfluge nach Algerien und in die Sahara das Voltsgericht der Araber, den Kuskussu, kennen gelernt und in seiner Küche eNigefülm, mit solchem Erfolge, das; man ihn sogar beschuldigte, er benutze das Gericht als Ve-stechungsmittel bei Wahlen. Die geborenen Algerier, welche ihn besuchten, fanden feinen Kuskussu geschmacklos und fade. In der Thal, wer einmal bei einem arabischen Scheith dick mit rothem Capennepfesfer dnrchbrateneu und überstreuten Kusknssn hat verzehren müssen, um den Gastgeber nicht zu beleidigen, findet das Urtheil der Eingeborenen über den Desor'schen Kuskussu durchaus begreiflich. — Ein englischer Kapitän, der lauge in Indien gelebt hatte, lud uns einmal zu einem »ach indischer Art mit Curry gewürzten Neisgerichte ein. Alle Gäste waren den Tag darauf krank an Mund- und Magenentzündung, nur der Kapitän war »umter und wohlig wie ein Fifchlein auf dem Grunde. Teufelsdreck ist in manchen Gegenden Indiens ein beliebtes Gewürz.

So geht es auch mit den Gauloiseries. Erzählungen, wie sie an dein Hofe der Königin von A'auarra gemacht wurden, dürften sich heute nicht mehr in gebildete Gesellschaft wagen — aber die Frauen, welche sie wohl-gefällig anhörten, waren nicht minder ehrsam und tugendhaft, als die Frauen unserer heutigen Umgebung, die auch, je nach Zeit und 3>t, sehr verschiedene Anschauungen von Anständigkeit haben. Was der Engländerin ..ülwokin^" erscheint, ist den deutschen Frauen gros;en Dheils nicht anstüstig, und diese finden wieder Vieles, was die Französin ohne Stirnznnzeln, ja selbst mit

^

'Wohlgefallen anhört, in höchsten! Grade unmoralisch. Dieser Verschiedenheit der Auffassung, verbunden mit dem Umstände, daß die französische Litteratur mit Vorliebe in Romanen, wie in Theaterstücken, mit Vorwürfen sich beschäftigt, welche die geschlechtlichen Beziehungen behandeln, darf wohl auch die in Norddeutschland namentlich ziemlich allgemein verbreitete Ansicht zugeschrieben werden, daß es in Frankreich überhaupt keine ehrsame Frau gebe und geben könne. Ich habe Verlinerinnen, die niemals einen tieferen Einblick in französische Hauswirthschaften gewonnen hatten und nur nach ihren Lesefrüchten urtheilten, über die Immoralität der Pariserinnen in dieser Weise sich aussprechen hören!

Wo der Ealuinismus herrscht, geht dieser Zug der Prüderei durch alle «reise durch und erreicht bei den strenggläubigen „Momiers" eine Höhe, die nur mit den Anschauungen des äußerste» Flügels der deutschen Mzarener vergleichbar ist, die ja auch aus den Lilien, welche ihre gemalten Engel in Händen tragen, Staubbeutel uud Pistille wegließen, weil diese Fortpflanzungsorgane ihnen anstößig erschienen. Das treibt denn manchmal die sonderbarsten, anderwärts fast unbegreiflichen Vlüthen. Einer meiner Freunde, Professor an der Universität und untadelhafter Gatte und Familienvater, sollte öffentliche Vorlesungen über Michel Angelo in einem Saale halten, der einer Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst gehörte. Der Präsident derselben, ein durchaus nicht orthodorer Herr, verbot ihm die Ausstellung von Gvvsabgüssen der Gruppen der vier Jahreszeiten, besonders der Aacht, welche die Eapelle der Mediceer im Dome von Florenz schmücken — solche Nacktheiten dürften in Vorlesungen nicht ausgestellt werden, zu welchen das weibliche Geschlecht Zntritt habe! — Der englische Eousul Batton in Genf, ein reicher „Mnsikfer", wie die Wiener fagen würden, läßt einen prachtvollen der ..Harmoni? nauti<j»e" gewidmeten (5cmcrrtsaal bauen, der ibn über 1>/? Millionen gekostet haben soll und den er der Stadt schenkt. Die Fayade ist mit einer schönen, weiblichen Figur geschmückt, welche die Harmonie personificiren soll. Es regnet entrüstete Zeitungsartikel und geradezu unfläthige anonyme Briefe, in solcher Weise, daß der lieber in der ersten Aufregung seinem Architekten den Befehl zuschickt, die Arbeite« einzustellen, das Gebäude niederzureißen und den Platz anderweit zu verkaufen. Erst die Vorstellung, daß solches Gebühren ja gerade den Wünschen der Gegner entspreche, bringt den entrüsteten Eonsul zn dem Entschlüsse, den Bau, der neuerdings eingeweiht wird, zu Ende zn führen. In dem Augenblicke, wo ich dicfes schreibe, hallen die Zeitungen von einem Streite um Gabriel Mar wieder. Das Ausstellungscomitö von Zürich, das der großen Mehrheit nach aus Künstlern besteht, hat die Ausstellung des im Privatbesitze befindlichen Gemäldes von Mar „Die Braut von Korinth", das auf allen Ausstellungen in Deutschland sich die höchste Anerkennung erwarb, als unsittlich verweigert. „Es isch es blutt's Wyberuolk d'ruf!" (Es ist eine nackte Frauengestalt darauf!)

Dieser unendlich alberne Zug von vermeintlich sittenstrenger Askese und Moralfaselei geht durch die ganze calvinistische Litteratur als dominirender Grundton durch und wird, wo der Gegenstand gerade nicht darauf hinleitet, mit den Haaren herbeigezogen nach der zwingenden Logik des Satzes: dieweil der Low' ein grimmig Thier, also sollet Ihr in einem neuen Leben wandeln! Wenn, wie es ja nicht anders sein kamt, die Gauloiserie zuweilen ihre Rechte geltend macht, so geschieht dies nicht in den gedruckten litterarischen Erzeugnisse», sondern heimlich bei den Einzelnen. Einem meiner Freunde fiel im Hochjura ein Gut zu, das einer durch und durch calvinistischen adligen Familie aus Reufchutel angehört hatte, welche das bescheidene Haus als Ingdrast benutzt hatte. Er fand eine aus mehreren hundert Bänden bestehende, aus rein calvinistische» Erzeugnissen zusammengesetzte Bibliothek vor. Aber hinter diesen Bänden und von ihnen gänzlich verdeckt standen die hervorragendsten Werke der .,I>ittoratui-L Frivole", ^ bekannten mit Vignetten geschmückten Ausgaben der „?6rwisi-8 ^n^raux": Alles von Rabelais an über Voltaire und Parnu hinaus bis zu den dreißiger Jahren, und der Zustand der Bände bezeugte, das; diese gelesen, die calvinistischen Werte dagegen nur als trügerische Aushängeschilder aufgestellt waren! Es geht eben immer nach dem schwäbischen Volksliede: E bissele Lieb un e bissele Treu — Un e bissele Falschheit is alleweil dabei!

Wie wäre es nur möglich gewesen, daß bei so extremen Gegensätzen, einestheils in der stets zu größerer Klarheiten und Präcision des Ausdruckes sich emporarbeitenden französischen Schriftsprache gegenüber der an die Fat« Morgan« der Wüste erinnernden Verschwommenheit der biblischen Phraseologie, anderentheils in der von Grund ans verschiedenen Auffassung der geschlechtliche» Beziehungen, die den Romane» uo» dem klassischen Alterthume überliefert ist, uud der fleischtüdtcnden Askese des Calumismus, welche Alles durchsetzte, wie wäre es möglich gewesen, daß diese Litteratur eines kleinen, noch obenei» großentheils ausländisch gewordenen Bruchtheiles der französischen Sprache sich irgendwie Einfluß auf die Sprache und Litteratur der großen, einheimisch gebliebene» Mehrheit hätte erkämpfen können? Man suchte diese» Einfluß in jeder nur erdenklichen Weise zu erringen. Es gelang nicht.'

Zu diesen wesentlichen Momente» gesellte» sich »och einige secundäre Gegensätze von geringerer Bedeutung.

Die staatliche Stellung, welche die Hugenotten und ihre Rachkommen beanspruchten, dürfte wohl am wenigsten anzurufen sei». Es lag wohl ein gewisser demokratischer Zug darin, aber bei genauerer Untersuchung concentrirt sich derselbe in einer reine» Priesterherschaft, die i» Genf ihren Gipfelpunkt erreichte und »och heute, wenn auch mehr im Hintergrunde, aufrecht erhalten worden ist. Leitende Staatsmänner und Kriegshauptleute waren »ur Figuranten, die uach der Pfeife der Priester und ihres gläubigen Anhangs tanzten. Durch die französische Revolution, welche wie ei» Wirbelsturm

Über die romanische Schweiz dahin brauste, wurde die Priesterherrschaft nur
für einen kurzen Zeitraum unterbrochen, richtete sich aber nach dein Sturze
des Napoleonischen Kaiserreiches wieder ein und behauptete siegreich ihren
Platz trotz einiger Unterbrechungen in der Neuzeit. Man spricht noch heute
in Genf von der ,,Nmi»snes ^rize", welche durch Earteret einen Cultur-
tamvf inauqurirte, der an Heftigkeit und Ungerechtigkeit den Vismarck'schen
Culturkampf weit überragte, aber, weil auf einem winzigen Theater durch-
geführt, keine weiteren Wellen warf.
Eine solche Priesterherrschaft ist dein Franzosen durchaus zuwider in
seinem eigenen Lande. Die Massen widerstehen ihr durchaus. Selbst in
den strenggläubigsten Landestheilen, wie in der „LrstHßus br6wnnanw",
wo ich mehrere Sommer hindurch mit allen Klassen der Bevölkerung in
Berührung kam, selbst in diesen Gegenden weisen Bürger und Bauern die
Einmischung des Priesters in ihre weltlichen Angelegenheiten entschieden
zurück; man überläßt der Kirche die Frauen und Mädchen in meist indifferenter
Weise, abioluirt seine äußerlichen Pflichten, wird fanatisch, wenn man die
Religion in Gefahr glaubt, läßt sie aber links liegen, wenn es sich um
Politik, Handel und Gewerbe handelt. So lange die Monarchie, unter
irgend welchen Namen auch, in Frankreich herrschte, mußte sich die Kirche
vor ihr beugen und that es auch, um sich nur den Einfluß zu erhalten,
ivelchen sie besaß, wenn auch häufig mit großem Widerstreben, zuweilen
selbst mit offener Empörung. Die französische Staatspolitik nach Außen
hat niemals Rücksicht ans die Interessen der Kirchen genommen, und wenn
Politiker im Innern dies tbaten, so geschah es nur, weil sie in ihrer Be-
günstigung ein Mittel zum Zwecke der eigenen Macht zu finden glaubten.
Die kirchlichen Anstrebungen der Hugenotten, die in Frankreich von dem
Königthumc mit eiserner Faust zermalmt worden waren, standen ebenso sehr
dem französischen Bolksgeiste fern, als den Tendenzen des deutschen Protestantis-
mus, der sich ganz in die Hände der Fürsten begab und den Landesfürsten
zum obersten Landesbischof einsetzte, was bei Hugenotten und Ealvinisten
nie möglich gewesen wäre.
Dnrch die Niederwerfung der Revolution erhielt die frühere Erpansiv-
traft des frauzösischen Volkes eine Wunde, welche durch die Beseitigung des
ersten Kaiserreiches zn einer tödtlichen wurde. Es beginnt damit eine Periode
abschließenden Ehinesenthumes, die trotz aller militärischen Erpeditionen und
Erwerbung von Colonien noch immer uugeschmächt fortdauert. Diejenigen
Politiker, welche behaupten, wenn Frankreich Colonien erwerbe und erhalte,
so geschehe dies nur zum Vortheile und Nutzen der Nicht-Franzosen, haben
vollkommen Necht. Man unterhält in den Eolonien das nölhige Personal
von Militär und Beamten, die niemals dort heimisch werden, fast ohne
Ausnahme sich nach dem „schönen Frankreich" zurücksehnen und den Augen-
blick nicht erwarten kmmen, wo sie ans der Verbannung erlöst werden. Das
Mutterland erzeugt nicht Kinder genug, um einen Ueberschuß nach Außen

abgeben zu können; kaum daß die Production von Nachwuchs im Inlande
den Mgang durch die Sterblichkeit deckt. Wo soll eine colonisirende
französische Bevölkerung herkommen? Production, Arbeit, Handel und Gewerbe
sind in den französischen Lolonien den Nicht-Franzosen, Einheimischen wie
anderen Nationen überlassen, Französische Arbeit und französisches Capital
gehen nicht nach den Colonien. Seit t»4 Jahren besitzt Frankreich Algerien
— erst die Phullorera und die artesischen Wüslenbrunnen haben französischer
Arbeit und französischem Capital einen schmalen Weg dorthin gebahnt. In
der Stadt Algier selbst und deren nächster Umgebung bilden zwar die
Franzosen die Mehrzahl, weil dort alle höheren Vedienstungen concentrirt
sind — aber im Osten der Eolonie arbeiten, handeln und verdienen die
Italiener und Malteser, im Westen die Spanier, und in manchen Städten
hat man die größte Noth, die Gemeindebehörden aus Franzosen zusammen-
zusetzen. Man schließt sich mit allen noch so reichen Hilfsquellen in der
Heimat mehr und mehr ab und gräbt sich gewissermaßen in Paris ein,
dem Zielpunkte aller strebenden Franzosen, indem man dieses Gebühren
mit abgenutzten Phrasen von Patriotismus zu verbrämen und zu ent-
schuldigen sucht.

Ganz so in der Litterntur. Was nicht mit Seine-Wasser getauft ist,
eristirt so zu sagen gar nicht. Die Veilchen der Provinz blühen nur im
Verborgenen. Südfranzosen, wie Thiers, Guizot, Daudet gelangen erst
zur Geltung, sobald sie als „Mottos", wie man die Proven?alen in Paris
zu nennen pflegt, sich dort ein Aufenthaltsiecht erworben haben, mit den
Schriftstellern der Hauptstadt iu Beziehung getreten sind und den Localton
abgestreift haben; den Vretonen, wie Nenan, den Gascognern, Vasken,
Normannen geht es nicht besser. Nur von Paris aus können sie auf ganz
Frankreich, auf das ganze Gebiet ausstrahlen, in welchem französische
Sprache, französische litterntur gehegt und gepflegt werden, nur dort tonnen
sie die Anerkennung finden, welche zu Ruf und, was durchaus nicht in letzte
Linie gestellt werden darf, zu Erwerb und, freilich nur in Ausnahmefällen,
zu Vermögen und Neichthum führt. Der Erwerb des französischen Schrift-
stellers sprudelt aus drei Quellen: Vuch, Zeitung und Theater. Die erste
Quelle ist die am wenigsten ergiebige. Die Auflageu follen streng normirr
sein; der Schriftsteller erhält von jedem verkauften Eremplare ein Bestimmtes.
Das kann weit gehen, wenn Auflagen von hundertausend Eremplaren ge-
macht werden, aber auch selbst dann überschreitet die Einnahme nur selten
die Kosten des Aufenthaltes und staudesgemäßen Unterhaltes einer Familie
in Paris. Ich kenne Nomanschriftsteller von großem Nnf, sogar Mitglieder
der Akademie, die jedes Jahr einen Nmnan bringen und mir offen gestanden
haben, daß ihre mittlere Iahreseinnahme aus dieser Quelle viertausend
Franken nicht übersteige. Mit einem solchen Einkommen wohnt man aber
als Junggeselle in einer Mansarde und verdirbt sich langsam, aber sicher,
die Verdauung in minderwerthigen Nestaurants.

Ter Journalismus ist schon weit einträglicher lind wird deshalb auch
häufig unter Pseudonymen, neben dem Roman gepflegt. Wer einmal festen
Fuß in einer größeren Zeitung oder Reime gefaßt hat, wo man ihm ein
gewisses Quantum von Manuskript contractlich abverlangt, hat sein anständiges
Auskommen. Die Beschäftigung in der Presse gestattet eine weit aus-
giebigere BetlMgung der besonderen, fpeciellen Befähigungen, eine voll-
ständigere Ausnutzung der sonst verbummelten Zeitabschnitte und der vielen
kleinen Kenntnisse und Erfahrungen, die der Romanschriftsteller nur selten
uerwerthen kann. Aber sie führt den großen Uebelstnnd mit sich, daß das
Journal den Autor zwingt, zu der Zeit zu arbeiten, die es auferlegt,
während der Romanschriftsteller sich die Zeit wählen kann, wo er am
leichtesten arbeitet. Ich habe hier nicht nur Reporter, sondern auch Redaetoren
und Verfasser größerer Arbeiten in den Revuen im Auge. Reporter und
Interviewer sind freilich am übelsten daran. So muß z. V. der Bericht-
erstatter über die ersten Vorstellungen der Theaterstücke diesen beiwohnen,
wenn er auch schon die Generalproben mitgemacht und dort Notizen ge-
sammelt hat; er muß nach Mitternacht, wo die Vorstellungen enden, seinen
Bericht für das am nächsten Tage erscheinende Journal ausarbeiten, wenn
es ihm auch noch so schwer ankommen mag; der Romanschriftsteller dagegen
arbeitet, wenn es ihm genehm ist, und da er, wenigstens in der Jetztzeit,
meist ein sehr regelmäßiger Mensch ist, so schreibt er, sobald sein Plan
einmal festgestellt ist, täglich sein Arbeitspensum herunter und setzt am nächsten
Tage seine Arbeit fort. Aber der Zwang, unter welchem der Journalist
steht, wird zmn großen Theile eompensirt durch die Hoffnung, auf ander-
weitem Gebiete vorwärts zu kommen. Seit der Revolution von 1830 ist
der Journalismus in Frankreich der Weg zur praktischen Betätigung an
dem Staatsleben geworden. Seit dieser Zeit sind die »leisten und be-
deutendsten Staatsmänner aus den Journalisten hervorgegangen, und auf
geringere Staatsstellen hat der Journalist, dessen Artikel, wie man zu sagen
pflegt, „bemerkt" worden sind, den ersten Anspruch.

Das Theater aber ist die wesentlichste Erwerbsquelle. Der Franzose
hat ja eine angeborene Fähigkeit zu dramatischer Gestaltung; man hat nicht
mit Unrecht gesagt, daß in ähnlicher Weise, wie jeder gebildete Schwabe
ein geheimes Fach mit lyrischen Ergüssen besitze, so jeder Franzose ein
Drama oder ein Komödie in seinem Schreibtische liegen habe. Tantiemen
für jede Aufführung sind von vorne herein festgestellt; schlägt ein Stück ein,
erzielt es in Paris volle Häuser und mehrfache Vorstellungen, so fließen
gesicherte Renten von allen Provinzialtheatern des In- und Auslandes, die
um so größer werden, je beliebter das Stück, je häufiger es gegeben
wird, ohne daß der Dichter weitere Arbeit damit hätte, als die Tantiömen
einzusacken. Aber ein Stück gelangt nur zu allgemeinem Ruf, wenn die
Hauptstadt ihm schon Beifall gespendet hat; erste Vorstellungen in der Provinz
schaden sogar seiner Aufnahme in Paris. Was kann aus der Provinz

Gutes kommen? — Wie aber dem auch sein mag, so sehen wir alle Romanschriftsteller, fast ohne Ausnahme, sich alle nur erdenkliche Mühe geben, aus ihren Romanen Bühnenstücke zu gestalten, oft mit Hilfe eines Mitarbeiters, der den Ruf hat, die Technik des Dramas zu beherrschen und wirksame Scenen und Abschlüsse zu gestalten. Meist, das muß man gestehen, mit nur geringem Erfolge — aus allgemein beliebten und gern gelesenen Romanen sind gewöhnlich Dramen hervorgegangen, welche sich auf der Bühne nicht halten konnten. Aber trotz diesen Mißerfolgen werden beständig neue Versuche angestellt, die persönlich ebenso unbefriedigend ausfallen. Die Aussicht auf die mühelose Rente ist zu lockend!

Nun halte man diesen thutsächlichen Verhältnissen die Lage der Littcratur in der romanischen Schweiz gegenüber. Ich citire Rössel, da man mich eines einseitigen Urtheils beschuldigen könnte. „Diese Schriftsteller," sagt Rosset, „sind verdammt zum Leben auf einer engen Bühne, ohne Aussicht auf das Ausland. Sie müssen sich an wenige Leser wenden, befinden sich also unter den ungünstigsten Bedingungen zur Hervorbringung bedeutender und großer Werke. Selbst diejenigen, welche in sich das Zeug zu größeren» Rufe fühlen, erreichen ihr Ziel nur, wenn sie auswandern oder für den Ervort arbeiten. Die Litteratur kann Niemandem fein tägliches Brot geben, fo daß Romanschriftsteller, Kritiker und Dichter die Sache nur als Liebhaberei betreiben können', — sie müssen der Kunst die Augenblicke widmen, die sie ibrer Erholung, den Amtspflichten, der Advocatnr, dem Professorat, dem Journalismus abstehlen können, da hier, wie in allen anderen Ländern, es ein seltener Glücksfall ist, wenn Jemand mit dein Talente zugleich den Reichthum in seiner Wiege findet." („Er ist Litterat," sagte Rothschild von einem Mitgliede seiner Familie, „er hat's aber, Gott sei Dank, nicht nüthig!") „Die freie Kritik," fährt Rössel fort, „welche den Beruf anregt und stählt, wird erstickt dura» die Tendenz der Kameradschaft, durch die politischen Reibereien, durch die Furcht, sich eine Menge von Leuten zu Feinden zu machen, mit welchen man in der kleinen Umgebung täglich zusammentreffen muß. Luft und Raum fehlen, die Wetteiferung nicht minder; das Publicum, welches niit Ausnahme eines wenig zahlreichen Häufchens keine litterarische Bildung hat, gestattet nicht, daß die Schriftsteller weiter sehen, höher gehen, als es selbst, und daß sie ihre Inspirationen anders woher nehmen, als aus seinen Borbildern, seinen Anschauungen uud seinen Borurtheilen. Fluch denen, welche nicht aller Welt gleichen, welche unabhängig uud originell sein wollen. Die Verschwörung des Stillschweigens, wenn sie nicht von selbst sich ausbildet, wird um sie her organisirt; man kann sich nicht dagegen vertheidigen, man muß sich unterwerfen, ausweichen oder das Weite suchen."

„Das war wahr vor zwanzig Jahren, sollte es nicht noch heute wahr sein? Die Unpopularität, die verblüffende Indifferenz, das feindselige Mißtrauen heften sich nicht nur au die Sohlen der Ercentrischen, der Ertra-

>

vaganten, der Gewaltsamen und der Empörten, nein, die aufrichtigsten Talente, die edelsten Geister, die offensten Charaktere werden sofort verkannt, sobald sie die Kühnheit haben, den guten, kleinen Idealen, den guten kleinen Grundsätzen ihrer Landsleute auf den Fusi zu treten. Man möchte sich an die Höflein jener Zwetschenfürsten dritten und vierten Ranges versetzt glauben, die in der Etikette versteinert sind, und die in Ermangelung wichtigerer Vorwürfe über eine verfehlte Verbeugung Zeter schreien und über dem Auslassen eines Titels ihr Antlitz verhüllen. Die Kunst ist frei, der Gedanke ist frei — sollten sie nur unter der Bedingung frei sein können, daß sie sich keine Freiheit nehmen dürfen?"

Wem fällt da nicht das Wort von Anastasius Grün ein: „Darf ich so frei sein, frei zu sein?"

Im Laufe unseres Jahrhunderts hat sich mehr und mehr in allen Ländern, Nationen und Nationsbrocken jene eigenthümliche Form des Patriotismus ausgebildet, die man als „Ehauvinismus" bezeichnet hat, und die meist um fo fchärfer hervortritt mit ihren Ansprüchen, je kleiner das Land, je weniger zahlreich der Volksbrocken ist, von welchem sie ausgeht. Das Philisterthum der Kleinstädte begünstigt die Ausbildung des localen Chauvinismus in vorragender Weise, und da die romanische Schweiz überhaupt mir Kleinstädte wie Kleingebiete aufzeigen kann, die in vielen Dingen sich fcharf von einander trennen, sogar sich fast feindselig gegenüberstehen, so darf man überzeugt fein, das; dieser Chauvinismus des Kleinlebens sich oft in unangenehmer, dem ferner Stehenden aber fast immer in lächerlicher Weife bemerklich macht. Daß die Litteratur dieser Bewegung nicht nur Folge geleistet, sonderu sie auch aus allen Kräften unterstützt und geschoben hat, ist selbstverständlich. Man suchte in jeder Weise eine Eigenart der Stoffbehandlung, eine Besonderheit der Ausdruösweise, einen specifischen Localton herauszubilden, der dem chauvinistischen Cmttönligeist entsprechen sollte, und fand auch für diese Versuche die Anerkennung der freilich fehr beschränkten, unmittelbaren Hingebung. Wie ist es aber möglich, zu selbstständiger Schaffensfreude zu gelange», wenn man stets hinter sich die oben charakterisirten Aufseher fühlt, die Einem beim Schreiben über die Schulter sehen?

Der wluinistische Untergrund blieb. Es ging damit, wie mit den Eingangs erwähnten Saucen der Hotel- und Pensionsküchen, die auch einen specifischen Nebengeschmack haben können, je nachdem Geflügel, Rindfleisch oder Schaffleisch mehr bevorzugt werden, aber doch immer dieselbe Sauce für alle Gerichte bilden.

Der Untergrund freilich hat auch einige Umwandlungen durchgemacht. Die Predigten, welche der alte Deffaner sich zu seiner Erbauung halten ließ, führten eine Sprache, welche heutzutage nicht mehr auf der Kanzel erscheinen darf, wenn man auch hier und da auf dieselbe zurückgreifen möchte. Die kernige, oft geradezu rohe Sprache des Flttchtlingsstiles ist

abgeschliffen, ihre Rauhigkeiten und Invectiuen sind beseitigt worden, soweit
die Bibel dies zuläßt, während die Trockenheit der belehrenden Moralreden
und Sentenzen, die orthodoxe Auffassung und die Durchtränkung des ganzen
Stiles mit biblischer und specisisch calvinistischer Farbe geblieben ist. Sprach -
gelehrte klagen vielfach, daß der Stil dadurch an ,«raft und Frische ver-
loren habe, das; eine langweilige, ja oft läppische Verflachung eingetreten
fei, die eben unter dem Drucke der Umgebung sich ausgebildet habe, wie es
Rössel angedeutet hat. Locnle Verschiedenheiten lassen sich auch in den Formen
des Bodens nachweisen, welchem die litterarischen Blumen entsproßt sind.
Die Gebirge haben ja einen besonderen Charakter und zeigen außerdem,
innerhalb dieses Charakters, noch besondere locale Verschiedenheiten. Man
erkennt auf den ersten Blick, was dem Iura oder den Alpen angehört.
Dort langgezogene Bergrücken, weithiu sich ausdehnende Langgewölbe, die
oft bis auf den Grund gespalten sind, mit steil abgerissenen Thalwänden,
Mangel an Gewässern und Quellen in der Höhe, Kämme und Hochgewölbe
niemals Wasserscheiden bildend, sondern durchrissen für die wenigen Flüsse,
welche sie durchqueren; hier wasserscheidende Hochmauern, gefurcht von den
Rinnsalen der in die Tiefe sich stürzenden Flüsse und Bäche, Hochjoche,
über welche die alten Pässe führeu und düstere Ziunen, gekrönt von kecken
Spitzen, riesigen Nadeln und in die Luft ragenden Gipfeln.
Aber innerhalb dieser allgemeinen Charaktere ist eine sehr verschieden-
artige Ausprägung der Einzelheiten. Als ich unseren, Alpenmaler Didm,
meine Aufnahmen, Zeichnungen uud Studien aus Norwegen vorlegte, sagte
er nach aufmerksamer Betrachtung: „Das sind ja keine Berge, mein Lieber,
sondern Sarkophage, mehr oder minder ausgearbeitet und verziert, aber doch
nur „Sarkophage", alle von derselben Grundform! Das nennen Sie
Alpen?" — Aber er ließ fchon ein Ah! hören, als er zu den „Haifisch-
zähnen der Lofoten" kam, wie Lord Dufferin in seinen köstlichen „Briefen
aus hohen Vreitegraden" sie nennt, und nach einiger Betrachtung einer
beim Scheine der Mitternachtssonne gemalten Skizze des vergletscherten
Massivs der Insel Xagen, die wie ein Montblanc gewaltig wirkend aus
dem Meer aufsteigt, sagte Didcu, aufathmend: „Das ist wohl aus einem
anderen Lande? Das heimelt au!" — Und nach meiner bestätigenden
Antwort, daß Alles dieses demselben Lande, demselben Gebirgszuge, der-
selben Gesteinsformation angehöre, sagte er: „Sie haben Recht! Wir haben
ja auch in den Alpen ähnliche Gegensätze! Sehen Sie die Kette der
Berner Alpen oder der Süd-Walliser Gletschergebirge um den Monte Rosa
herum an! Jeder Berg ein Individuum, ein prachtvoll und kräftig ge-
gliederter Kerl vom Fuße bis zum Gipfel, unverkennbar für Jeden! Und
dann betrachten Sie das Gewirre in den Alpen von Graubünden ^ mit
Ausnahme der Bernina-Gruppe ein Durcheinander von Piks, die alle fast
die gleiche Höhe, dieselbe Gestalt haben, wie Junge eines zahlreichen Wurfes
einer >tatze oder eines Kaninchens!" Didm» erging sich noch lange in solchen

Betrachtungen, wie es so seine Art war, wenn er sich einen freien Tag gemacht und einem guten Mahle unter Freunden beigewohnt hatte. Ich verzichte auf ihre Wiedergabe.

Aber Vergleiche haben sich mir oft aufgedrängt bei der Leclüre. Man nehme einen vorragenden französischen Schriftsteller der Neuzeit, Victor Hugo, A. Musset, (Georges Saud, Daudet, Zola, Guy de Maupassant oder wie sie Alle heißen mögen — Berner Hochgebirg, lauter wohlgegliederte Kerle vom Wirbel bis zur Sohle, nach einigen Zeilen unverkennbar in ihrer ganzen Eigenart! lind nun nehme man die Autoren der romanischen Schweiz zur Hand, die von den Eoterieen zu schwindelnder Höhe, Breite und Tiefe aufgebauscht werden! Tort ein Dichter, der Victor Hugo, Shakespeare und Goethe in sich vereinigt, hier ein Prosaist, dem Zoln, Daudet und Flaubert nicht die Schuhriemen auflösen dürften, anderwärts ein Philosoph, gegen welchen Kant, Hegel, Schopenhauer nur kleine, kaum über das Lallen hinausgekommene Schulbuben sind! Man liest, blättert, blättert und liest — und ist ganz erstaunt, sich in den Engndiner Alpen zu finden, eintöniges Steingeröll, von einer Anzahl kleiner und fast gleich hoher Spitzen überragt, so einförmig in ihrer Gestaltung, daß man sich nur schwer auskennt.

Der verstorbene Bundesrat!) Nuchonnet, ein ebenso feiner Kopf als gediegener Kenner der litterntnren der vier europäischen Hauptsprachen, sagte mir einmal: „Als Student auf der Akademie in Lausanne hörte ich die Vorlesungen eines Herrn, der während meiner Studienzeit den Lehrstuhl für französische Litterntur mit demjenigen des Staatsrechtes vertauschte. Als ich später einmal meine alten Hefte vornahm, mußte ich auf die Titel zurückgreifen, um zu wissen, ob von der Litterntur oder dem Staatsrechte die Rede fei; aus dem Inhalte hätte ich es nicht errathen können." —

Es kann Einem in ähnlicher Weise mit der neueren litterntur der romanischen Schweiz ergehen <ich rede selbstverständlich nur von der „guten" Litterntur und nicht von derjenigen der jungen Aufgeregten und Empörer, die unter der Flagge der „Decndence" segeln); man kann zweifelhaft fein, sage ich, ob man einen philosophischen Utopietraum oder eine Dorfgeschichte, eine Elegie oder einen Iubelpsnlm liest — wenn auch von verschiedenen Verfassern, hauchen sie doch alle denselben Duft aus, sind mit derselben Sauce gesalzen, scheinen sogar mit derselben Feder geschrieben.

Es läßt sich ja nicht leugnen, daß manche kräftigeren Talente aus diesem allgemeinen Niveau von Zeit zu Zeit hervortauchen, aber sie thun es etwa wie der Neptun Heines, der eine Jacke von gelbem Flanell trägt und ein abgelebtes Gesicht unter einer weißen Schlafmütze zeigt. Und doch wirken sie erquickend. Wenn man aber, in dieser Umgebung lebend und wirkend, auch mit den Halbgöttern und deren Producteu Bekanntschaft machen muß, so überkommt Einen allmählich jene Indigestion, die ich im Eingange zeichnete und die selbst ungerecht macht, indem sie den Snuccngeschmack auch da erkeunen läßt, wo Andere ihn nicht verspüren.

Es giebt vielleicht auf dem ganzen Erdenrunde kein hör- und lese-
wMigeres Publicum als in der romanischen Schweiz, besonders in Genf,
und keines, das einen größeren Druck ausübt. Wie ich schon bemerkte,
der Ealvinismus durchdringt alle Verhältnisse. „Es ist doch sonderbar,"
sagten mir so manche Fremde, die hier einen längeren Aufenthalt nehmen
wollten, in Familien oder Pensionen, „es ist doch sonderbar, daß die erste
Frage, welche dem Ankömmling gestellt wird, die Religion betrifft. Was
geht es denn diese Leute an, ob ich Caluinist, Lutheraner, Christ, Jude
oder Heide bin, wenn ich als anständiger Mensch auftrete, der sich in
Gesellschaft und bei Tisch zu führen weiß und seine Pension regelmäßig
bezahlt? Was kümmert es sie, ob ich in die Messe oder zur Predigt gehe,
und wenn letzteres, ob ich diesen oder jenen Prediger höre, der meinen
Gastgebern vielleicht nicht ganz genehm ist?" — Wo man auch Hinblicken
möge, überall macht sich die theologische Richtung breit, mischt sich in
Alles, selbst die intimsten Priuatverhältnisse und übt so diesen Druck aus,
allseitig wie der Druck der Luft auf den Körper, gegen welchen die
besseren Geister Widerstand zu leisten suchen, dem sie aber nicht zu entgehen
vermögen.

Das geht bis in die Nuancen. Rössel citirt eine Stelle von Frau
von Gasvarin, worin sie bei Gelegenheit eines früher von ihr verfaßten
Buches, das der Verleger neu auflegen wollte, sagt: „Dieses mein Vuch
entstammt einer Zeit, wo selbst diejenigen Geister, welche für unabhängig
galten, unter dem Joche einer Coterie seufzten, die ohne Zweifel christlich,
aber dennoch im höchsten Grade eng und tyrannisch war. Jeder sollte so
sein, wie alle Welt."

Frau von Gasvarin läßt diese Klage erschallen, sie, die doch eine der
Auserwählten war! Gewiß eine vortreffliche Dame, mildthätig im höchsten
Grade, ohne Ostentation, aber nicht minder glaubenseifrig und zur Proselnten-
macherei geneigt, Sie hat manche Bücher geschrieben von himmlischen
Horizonten, christlichen Ehen und dergleichen Dingen uud scharfe Lanzen
gebrochen gegen die Heilsarmee, die ihr nicht minder ein Greuel war, wie
sie der Coterie, über deren Tyrannei sie klagt, ein Stein des Anstoßes
war, bekehrungseifrig bis zum Erceß. Ich erhielt eines Tages, weiß nicht
mehr bei welchem Anlasse, einen Brief von ihr, die mir gänzlich unbekannt war,
worin sie sagte, sie höre eine Stimme aus dein feurigen Ofen (Une vnix 60
In, t'uurnaise), welche ihr aufgebe, meine Rettung zum Heile zu versuchen.
Es giebt Ideen-Associationen, deren man nicht Herr ist. Ich hörte,
als ich dieses las, deutlich die Melodie des Duettes, wenn ich nicht irre,
aus dein Donauweibchen, in meinen Ohren summen:

Kasperle: Was macht denn die tzöll'? Ist sie noch immer so heih?
Teufel: Im heutigen Frühjahr aab's leidlich viel Ei«!
Kasperle: Da muß ja ein barbarisches Feuer drin sein?
Teufel: Ich führ' jetzt die wohlfeilen Sparofen ein!

Ich antwortete also der guten Dame, bis jetzt habe ich mich noch nicht
in Gefahr gewußt, also auch kein Bedürfnis; nach Rettung gespürt. Aber
für den feurigen Ofen interefsire ich mich sehr, und da es eigentlich meine
Aufgabe als wohlbestallter Professor der Geologie an der Akadamie fei,
denfelben näher zu untersuchen, so würde sie mich sehr verbinden, wenn
sie mir sagen wolle, an welchem Orte er aufgestellt und welches das
Feuerungsmaterial fei, das man anwende, um ihn feit fo langer Zeit in
Brand zu erhalten?
Unsere Correspondenz wurde nicht weiter geführt. Ich war offenbar
zu hart gefotten in der Sünde des Unglaubens, so daß die gute Dame
nicht wagte, sich einige fromme Zähne nn mir auszubeißen!
Aber wer fetzt denn diefe christliche, aber engherzige und tyrannische
Eoterie zusammen, über die sich Frau von Gasparin beklagte?
Vor allen Dingen besteht sie aus alten Jungfern, deren Typus von
Topffer in so ergötzlicher Weise unter dem Namen der Dante Sarah ge-
zeichnet worden ist. Das ist meistens in fremden Landen ausgestanden
als Gouvernanten, Lehrerinnen in höheren und niederen Stellungen. Reif
und rigid zum Erceß fchon durch den Beruf, haben diefe Lehrerinnen nach
der alten Schablone die Sprache gelehrt, Wörter auswendig lernen lassen.
Sähe, Phrasen und unschnldige Gedichtlein so glatt als möglich ihren
Schülern und Schülerinnen eingetrichtert, und was über diesen correcten
Kreis hinausgeht, ist ihnen ein Greuel. Jede Originalität ist ihnen ein
Gegenstand des Mißtrauens, wer nicht mit in ihr Hörn bläst, ein Werkzeug
des Satans, das die frommen Schafe auf die Wege der Abtrünnigen zu
leiten versucht. Ah! Die Fallstricke des Bösen, welchen zu entrinnen sie
in ihrer Jugend so viele Mühe hatten!
„Sie waren diesen Sommer in den Bergen, ineine Liebe, in X.?
Wie hat es Ihnen denn dort gefallen?" — „Danke, ganz gnt, — eine
himmlifche Gegend, wie man sie sich nicht schöner trämnen kann." — „Und
das Unterkommen?" — „Oh! ganz gut. Es sind mehrere Hotels und
Pensionen dort zu verschiedenen Preisen." — „Was Sie nickt sagen!"
Das ist ja Alles wohl erst seit einigen Jahren entstanden?" — „Ja wohl!
)n das theuerste Hotel sind wir nicht gegangen — es ist von Engländern
und Touristen besetzt. Wir hätten gern in der wohlfeileren Pension Unter-
kunst gefunden, aber es fand fich kein Platz mehr. Man fagte mir, daß
im Laufe des Sommers etwa dreißig unserer Pastoren mit ihren Familien
dort Aufenthalt genommen hätten!" — „Entzückend! Wie fchade, daß Sie
dort nicht unterkommen konnten. Sie hätten sich wunderbar erfrischt und
gestärkt gefühlt in fo würdiger Gesellschaft." — „Vielleicht wohl! Aber
wir mußten wohl oder übel in eine dritte Pension gehen. Gemischte
Gesellschaft und darunter auch der Herr Z., den Sie ja wohl kennen?"
— Die Andere, abrückend, als fürchte ste eine Ansteckung: „Wie? Das
Scheusal! (Ostw lini-reur!) Wie müssen Sie gelitten haben!"— „Durch-

aus nicht, meine Liebe! Alle Welt hatte den alten, heiteren Herrn gen»,
der in der liebenswürdigsten Weise mit Jedermann sich unterhielt, über
Alles Bescheid wußte und mit seinen Kindern und wohlerzogenen Enkeln
so herzlich und wohlwollend verkehrte, daß Jedermann seine Freude daran
hatte!" — „Fallstricke des Satans, meine Liebe! Hütet Euch, daß Ihr
nicht in Versuchung fallet! Ich weiß gewiß, daß ich unmittelbar den Staub
von meinen Füßen geschüttelt hätte und lieber in das Thal heruntergestiegen
wäre, als auch nur eine Minute in solcher (Gesellschaft ausgehalten hätte.
Weiche von mir, Ausgeburt der Hölle!"
Das schavelt uniher in der Stadt, trägt den Klatsch von Haus zu
Haus, trippelt in alle Missionsversammlungen und Conventikel, in die
Sitzungen gewisser Vereine und in öffentliche und mehr private Abend-
Vorlesungen, wo man noch obendrein den Vortheil hat, Licht und Heizung
zu sparen. Das bespricht, bemängelt und kritisirt Alles von dem Stand-
punkte der grammatikalischen Correctheit, der moralischen Unbeflecktheit
und der frommen Verflachung. Das hat, sollte man meinen, durch
Generationsfolgen gezüchtete Thränendrüsen, auf welche hergebrachte Phrasen
und ein gewisser Tonfall der Stimme eine ebenso sichere Wirkung ausüben,
wie auf das Parterre des Theaters der Porte Saint Martin der im
Mißtöne halb erstickte Ausruf: Oli! Na mtzw! „Ein vielversprechender
junger Mann, der keine Specialität hat, aber in allen Gebieten zu Hause
ist, der die Natur vergeistigt, der Wissenschaft die Flügel der Poesie leiht
und die Seelen der niedersten Lebewesen ebenso genan kennt, wie unsere
?28tor68 diejenigen der Gläubigen. Ah, Eousine! In dessen Vorlesungen
müssen Sie Ihre jungen Mädchen, Ihre Pensionärinnen führen! Sie
können Alles hören, sage ich Ihnen, Alles!"
Hinter diesem Vortrabe eine Trnppe, welche sich die Rolle der Zion-
wachter zugetheilt hat, die Triobrüder in den unzähligen Vereinen, in
welchen das Seelenheil der Mitglieder gefördert und nebenbei auch irgend
ein anderer Zweck verfolgt wird. Als ich in Bern studiNe, nannte man
sie, sehr bezeichnend, „Die Gottesträppeler"; ich weiß nicht, ob diese Be-
zeichnung noch jetzt dort angewendet wird. Es wimmelt von „lmcions
pazteni-t,", die nicht mehr in Amt und Würden stehen, aber ihre Muße
dazu verwenden, sich in anderer Weise dem Dienste der Seelsorge der
eingepferchten und nicht eingepferchten Schafe zu widmen. Sie führen die
Stimmgabeln, welche die Dominante für den vielstimmigen Ehorgesang des
Vortrabes und des Gros des blindlings folgenden, ergebenen Heeres geben,
sie schwingen die Taktstöcke, um das Tempo zu bezeichnen, in welchem, je
nach den Umständen, schneller oder langsamer vorgegangen werden soll.
Ueber Allem dem aber schwebten, unantastbar in ihrer Weisheit,
einige Wenige, die meist nnr dunkle und dem Uneingeweihten kaum ver-
ständliche Sentenzen von sich geben, ähnlich wie in dem griechischen Alter-
tlmm die Orakel von Delphi oder Dodona. Vielleicht sind sie nur be-
>

sonders begnadete Pastoren, vielleicht repräsentiren sie aber ans höherer
und darum nur feiten erklommener Stufe
Der caluimstiscken Orthodoxie
Speculatioe« Federvieh!
Xann es nun Wunder nehmen, wenn auf diefe Weife, mit so reich-
lichen Hilfsmitteln, allmählich Stimmung gemacht und für die schwächeren
Talente, die sich in jeder Art, schreibend, lehrend, vortragend an den
Boden legen, um ein Aemtchen zu ergattern oder nur bemerkt zu werden,
ein Stil herangebildet wird, der allen diesen Minderbegabten gemeinsam
ist, in jeder Zeile das füßliche, väterliche Wohlwollen des Kanzelredners
ausbreitet und zu den erwachsenen Lesern spricht, wie zu Knaben und
Mädchen, die noch auf den Bänken des Gymnasiums und der höheren
Töchterschule sitzen?
Schleim, Schleim, Schleim und kein Ende, mit verschiedenen Zugaben,
aber immer Schleim! Schleim, verseht mit dem Honig der echten
Christenliebe, mit der Milch der frommen Denkungsnrt, wohl auch, aber
nur in homöopathischer Dosis, mit dem gährenden Drachengifte des Abscheues
vor der Sünde, fadenziehender Schleim zum Einfangen der Alltagsfliegen
und der winzigen Nachtschwärmer, Vogelleim für Gimpel und vertrauens-
selige Grasmücken, austrocknender Schillerschleim für idyllische Wegschnecken,
die gern eine Spur zurücklassen möchten, um den Nachfolgen, den Weg
;u zeigen, den sie von der Finsternis; zum Lichte, vom Laster zur Tugend
auf feuchtem Moderboden gekrochen sind; blasenwerfender Hüllsckleim für
nomine Schaum-Eicaden, die geräuschlos den Saft aus dem grünsten
Hälmchen saugen, aber immer Schlei»:!
Guter Nach aller Orten, Die Proselytenmacherei guckt aus dem
Gesagten, wie aus dem Verschwiegenen hervor, das auch seine Sprache hat.
„Es giebt zwei Arten von Leichtigkeiten, die Sie erwerben müssen,"
sagt man einem Mann, der die Feriencuye besuchen will, welche an der
Universität Genf unter der Leitung der litterarischen 'Fncultät stattfinden
und vorzugsweise von deutschen Lehrern und Lehrerinnen besucht werden,
die sich in der französischen Sprache ausbilden wollen, „zwei Arten von
Leichtigkeiten müssen Sie erwerben: Erstens die des Verständnisses, Ihr
Ohr muß sich an die Töne der französischen Sprache gewöhnen und sich
mit der Schnelligkeit der Umgangssprache Derjenigen vertraut machen,
welche diese Sprache von Kindsbeinen auf sprechen. Gehen Sie also in
die Sitzungen unserer berathenden Körper, in die Sitzungen des Großen
Rathes, des Stadtrates und der Gerichte; Sie werden finden, daß das,
was dort gesprochen wird, schwieriger aufzufassen ist als der Vortrag eines
Professors; es ist mithin eine sehr nützliche Uebnng, um Ibr Ohr zu bilden.
Fehlen Sie übrigens bei keiner öffentlichen Sitzung, gehen Sie jeden
Sonntag zur Predigt."
In Sitzungen debattirender Körper, in Vorträgen nnd Predigten, wo

stets nur Einer spricht in mehr oder minder wohlgesetzter oder auswendig gelernter Rede, soll man also, diesem Schriftstücke zu Folge, Uebung in der Unterhaltungssprache gewinnen, die doch wesentlich auf Wechselrede, auf kurzen Sätzen und Antworten wenigstens von zwei Sprechenden beruht!
Ich habe immer geglaubt, daß das Theater und besonders die französische Komödie die beste Schule sei, um sich in der Eonversationssvrache zu bilden und jene prickelnde Leichtigkeit zu erwerben, welche der Unterhaltung Leben und Reiz verleiht; aber wie könnte man von hoher litterarischer Autorität her jene Quelle der Frivolität empfehlen, die man Komödie, Vaudeville, kurz Theater nennt! Pfui!
Also, verehrtester Herr Schulrath, Nector oder was sie sonst draußen in Deutschland sein mögen, benutzen Sie die Tagesstunden, folgen Sie den Debatten über einen Weg, den Sie nicht kennen, über eine Hecke, die gegen das Reglement verstößt, über die Pflasterung einer Straße, in welche Sie nie kommen werden; hören Sie die Plaidoirieen eines Rechtsverdrehers, und statt den Sonntag zu Ercursionen in die schöne Umgegend zu benutzen, was uni so angezeigter wäre, als die Feriencurse gerade in die dazu geeignetste Zeit, Juli und August, fallen, fetzen Sie sich in eine muffige Kirche und üben Sie Ihre Ohren, während Sie gleichzeitig Ihr Seelenheil besorgen!
Aber Abends, wo alle diese angerathenen Ohr-Uebungen nicht stattfinden, gehen Sie ja nicht in ein Theater, einen Eursaal, ein Ellsina, ein Restaurant oder ein Cafö, wo Leute ungeuirt sich unterhalten in der landläufige», nicht immer ganz correcten Sprache und zuweilen sehr wenig auserlesene Gesellschaft sich findet; wir erwähnen diese Orte des Verderbnifses nicht, sie eristiren nicht für Sie! Hütet Euch, fromme Lamm lein, daß Ihr nicht in Versuchung fallet!
Setzen Sie sich in Ihr Iimmerlein und lesen Sie Genferifche Schriftsteller. „Baedeker fagt, es genüge ein Tag, um die Merkwürdigkeiten unserer Stadt zu besichtigen; es braucht mehr als vierundzwanzig Stunden, um »uferen Nationalgeist aufzufassen und zu begreifen; Sie werden sich am beste» durch das Lesen unserer Schriftsteller damit vertraut machen können."
Welche Schriftsteller werden nun empfohlen, »m sich im Jahre des Heils 1894 mit dem Volksgeiste vertraut zu mache»? Iea» Jacques Rousseau, der vor mehr als ei»em Jahrhundert das Zeitliche gesegnet hat und dessen Bücher die Genfer Behörde durch Henkershaud verbrennen ließ, während er in's Eril getrieben ward; Töpffer, der einzige wahre Humorist der französischen Schweiz, der seinen Humor sicherlich seinem deutschen Ursprünge verdankt, dessen Satnre und Caricaturen großentheils den „Fliegenden Blättern" entsprechen »nd der nebenbei freilich auf diesen deutscheu Stamm einen unerträglichen Conservatismus aufgepfropft hat, der ihn alles Moderne, fogar jeden wirkliche» Fortschritt in schiefem Lichte ansehen ließ. Ich habe ihn persönlich recht gut gekannt, obgleich er schon im
'

Jahre 1847 «erstarb; wir waren einige Tage mit ihm und seinen Zöglingen, denn er war Pem'ionsvorsteher, auf der Grimsel eingeschneit, wovon er in seinen VovnFßz eu Xi^,.l»ß berichtet hat, und er besuchte uns in Neufchätel. Er hatte einen wahren Ingrimm gegen jede Neuerung; Dampfschiffe nnd Eisenbahnen waren ihm in der Seele verhaßt, und fast möchte ich glauben, daß die Revolution, welche im Jahre 1846 James Fazy an die Spitze stellte und das bisherige aristokratifche Regiment stürzte, ihm das Herz abgestoßen hat. Gerade diese Revolution hat aber ebenso, wie die Einverleibung katholischer Gebietstheile, in dem Jahre 1815, den Volksgeist Genfs bis in seine Tiefen aufgewühlt, umgestaltet und ihm neue Wege gewiesen, und nun soll der Ankömmling in diesem Autor den heutigen Volksgeist kennen lernen.

Der dritte Empfohlene ist Victor Cherbuliez. Er lebt noch glücklicher Weise, aber in Paris als Mitglied der französischen Akademie. Wenn aber seine Schriften nicht durch Henkershand verbrannt wurden, so hat man nicht minder ihm das Leben in Genf unmöglich gemacht, ihn zurückgesetzt mit Achselzucken, wenn er eine seinen Kenntnissen entsprechende Stellung im Lebrfache beanspruchte, und ihn wegen derselben Romane, die beute zum Studium des Genferifchen Geistes empfohlen werden, in der empörendsten Weise heruntergehunzt, geschmäht und verleumdet! 3tief ihm nicht ein giftiger Pfaffe unter dein allgemeinen Applaus der „gutdenkenden Gesellschaft" zu: „Ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt!" Wer war der Vertreter des Genferifchen Nationalgeistes, der ausgemaßregelte Cherbnliez oder der Pfaffe?

Endlich wird das „<I(iu.rnl»1 iutims" von Amiel empfohlen, der 1881 starb, also noch in unsere Zeit hineinragt, ^ch habe fast dreißig Jahre mit diesen» Menschen als College an der Akademie und der Universität zugebracht und will mich hängen lassen, wenn ich jemals einen abstruseren Wirrkopf, einen vor geistigem Hochmuth dem Platzen näheren Gecken kennen gelernt habe. Unfähig, irgend eine Realität objeetiv zu betrachten uud zu begreifen, wußte er bei jeder Frage, die auftauchte, die unpassendste und blödsinnigste Lösung herauszutüfteln, die er mit Hegel'fchen Kategorien verbrämte und mit ebensolchen haarsträubenden Definitionen ausstaffirte, wie er sie in seinen Vorlesungen über Pbilosophie zum Besten gab. Dieser Definitionen hatte mein Sohn, der seine Vorlesungen zu hören gezwungen war, ein ganzes Heft voll. „Die Geschichte ist der färben- und formenreiche Teppich, welchen die Gottheit in- den leereu Stramin der Zeit niit unzerstörbaren Fäden einsticht." — „Der Kosmos, die Welt, diese Frucht der göttlichen Gebärmutter, welche mit dieser noch dura, eine, um sich selbst gewundene Nabelschnur in Ewigkeit zusammenhängt." Solches und ähnliches Zeng mußten die armen Jungen lerne», um die Prüfungen zu bestehen, welche sie durch das Vaccalaureat an die Schwelle des medicinifchen Studiums führte»!

Wir standen auf gute», Fuße, und ich habe niemals einen Zwiespalt
mit Amiel zu bestehen gehabt. Das besorgte unser College F. I. Pictet-
de la Nive, ein echter Genfer, Abkömmling jenes wunderbaren Nruchtheiles
der conseruativen, aber nur wenig glaubenseifrigen Partei, welche die de
Saussure, de la Rive, de Marianne, de Landolle, Pictet, Plantamour und
so viele Andere hervorgehen ließ, die den Ruhm Genfs in der Neuzeit
vertreten, scharfe Beobachter, riesige Arbeiter, pflichttreue Lehrer, meist
Millionäre, die sich aber auch Opfer aufzulegen verstanden, wenn es galt,
die Wissenschaft zu fördern. Für Pictet, der zugleich eine lebensfrohe, ex-
pansive Natur mar, der an allen Manifestationen des körperlichen Lebens
Interesse hatte, in dem Schühenhause ebenso seinen Mann stand, wie in den
gesetzgebenden Ruthen des Cantons und der Eidgenossenschaft, und der, ob-
gleich Conseruatiuer, doch dem Fazy'schen Regimente sich angeschlossen hatte,
soweit er dessen Tendenzen mit denjenigen des Volkes in Uebereinstimmnng
fand, für Pictet, sage ich, war Amiel mit seinem, aus Hegel'schen Drähten
zusammengedrehten geistigen Lorsett und seiner mystischen Nebelkappe auf
dem in Kategorien zerfallenden Querkopfe ebenfo ein Greuel, wie der
damalige „Papst" Pfarrer Munier, der hebräisch lehrte, weil er es nicht
verstand, aber nichtsdestoweniger es niemals lernte, der dagegen seinen
Clerus nicht minder links und rechts einschwenken ließ, wie Bischof Dupan-
loup den feinen. Wenn Amiel oder Munier sich erhoben, konnte man sicher
sein, daß Pictet Fänge und Schnabel wehte und daß, wenn er einsetzte, die
Federn flogen, wie Spreu vor dem Winde!

Der gerupfte und zerbröckelte Philosoph ging dann nach Hause, wo
er jede, auch die kleinste nnd geringfügigste Tiscussion, über Lappalien und
Armfeligkeiten, an welchen er theilgenommen hatte, mit Rede und Gegen-
rede ausarbeitete. War er ja doch der Meinung, daß auch der leiseste, von
ihm ausgehende Wind dazu beitrage, die Segel des Schiffes der Civilisa-
tion auf dem uferlosen Meere nicht zum Begriffe gelangter Gewalten zu
schwellen! Nach seinem Tode wurden über 800 eng beschriebene Qnart-
feiten solcher Protokolle gefunden, die man verbrannte, was unbeschadet der
romanischen Litteratnr auch mit den, „.Ionrnal intime" hätte geschehen
können.

An bestimmten Tagen gcistreichte Amiel mit einigen blutlosen Weibs-
bildern über bestimmte Thesen, die in der vorigen Zusammenkunft auf-
gegeben waren, und versenkte sich dann, wie Laliban so witzig sagt, als
europäischer Fakir in die Beschallung seines eigenen Nabels; die mustisck-
philosophischen Nebel, die ihm von diesem Betrachtungspunkt aus aufstiegen,
wurden dem „Journal intim«" anvertraut.

Gehe ich zu weit? Selbst Rössel, der dock mit wahrer Leidenschaft
Alles aufflicht, was etwa Günstiges über die romanifcken Schriftsteller
gesagt werden konnte, faßt fein Urtheil in folgenden Worten zusammen:
„Wir dringen hier in das schmerzliche Geheimniß einer Seele ein, die sich
^

in der unfruchtbaren Betrachtung des eigenen „Ichs" verloren hat, eines Geistes, der sich in den nichtigsten Spitzfindigkeiten und den mühseligen Abstractionen einer auf die Wolken gebauten Metaphysik verirrt hat. Amiel verlor sich selbst, indem er sich suchte. Mit Ausnahme von etwa zwanzig Seiten einer zarten, intimen Psychologie und etwa eines halben Dutzends für die Nachwelt ausgemeißelter, litterarischer Portmits ist das Journal nur ein schwerfälliges, dunkles und unnützes Gewäsche eines übelgelaunten Pedanten."

Mag aber der littemrische oder philosophische Werth des Amiel'scken Werkes sein, welcher er wolle, so kann man denn doch zuversichtlich behaupten, daß eine gewisse verbohrte Dreistigkeit dazu gehört. Fremden, welche die „Seele des Landes, den Volksgeist begreifen und erfassen sollen", das Werk eines ganz in sich und nur mit sich lebenden Menschen zu empfehlen, der mit diesem Volke nur die Geburtsstätte, sonst aber Nichts gemein hatte und der ebensogut in Vurtehude als in Genf sein ,^ch-Werk hätte abhaspeln tonnen.

Die eben bezeichnete Eoterie möchte, besonders noch unter dem Einflüsse der gegenwärtigen Zeitströmung, welche überall das mit trübem, chauvinistischem Bodensätze geschwängerte Oel der frommen Mystik in die Höhe treibt. Alles ausmerzen, was mir irgend nach der Seite ausschlagen und auswachsen tonnte. Rössel meint, freilich nur von den Dichter« der Neuzeit, sie seien einfach Dichter, die aber die alten Eigenschaften der Ehrbarkeit in der Inspiration und die vollkommene Anständigkeit im litterarischcn Ausdrucke bewahrt hätten; sie zeigten kaum einen leichten localen Erdgeschmack, schwömmen fröhlich in dem großen Strome. Die Reform habe ihnen den Ernst und die Zurückhaltung gegeben; sie trügen noch den protestantischen Stempel, hätten aher die im Grnnde des Caluinismus wurzelnde Verachtung der Kunst in der Litteratur und des Schönen in der Kunst abgeschüttelt. Vielleicht wohl, aber um den Preis der Vernachlässigung von Seiten der herrschenden Loterie der flachen Mittelmäßigen, die nur nach dem Ruhme der grammatikalischen Correctheit, und fast möchte ich sagen, der läppischen Naiuetät des Stiles geizen.

Ein heutiger Kritiker soll einen Artikel nicht mehr mit den Worten beginnen dürfen, wie Sainte Veuve den seinen über Döpffer: Topffer ist Genfer, aber er schreibt französisch!

Nein! das Gegentheil ist wahr geworden: die Franzosen, behauptet man, müssen bei den Schriftstellern der romanischen Schweiz in die Sckule gehen, um sich von ihren Ercentricitäten, ihrem oft schlotterigen Stile zu befreien nnd dort ein correctes, fehlerloses Französisch zu lernen. Hier können nicht mehr solche Kämpfe entstehen, wie sie Georges Sand mit dem Factor (Prote) der Druckerei der „Kevus ctsz cleux Normst," auszufeckten hatte, dem neben andern Obliegenheiten auch die Pflicht auferlegt war, wie ein Eerberus darüber zu wachen, daß nicht über die von dem Wörterbuche der Akademie gespannte Schnur hinüber gehauen werde! ,^a, wenn man

auf den Grund geht, so wird, je nachdem man dem einen oder ander» Canton
angehört, nur in Neufchütel, Wandt oder Genf reines und tadelloses Französisch
gesprochen und geschrieben!
Anschauungen dieser und ähnlicher Art wurzeln sich wunderbar fest ein.
In Genf z, B. herrscht allgemein die Ansicht, daß in Sachsen, wo die
Luther'sche Bibelübersetzung entstand, das reinste Deutsch gesprochen werde!
Was würde aus den Mengen von Leuten werden, welche nur auf Grund
ihrer Sprache alljährlich nach allen Mchtungen ausflattern, um ihre Leb-
sucht im Ausländе zu verdienen, wenn fie nicht von Kindsbeinen an das
reinste nnd correcteste Französisch sprachen und somit lehrten, welche« über-
haupt auf der Welt zu finden ist? Paris? Jargon! Corruption! Gehen
Sie nicht, edler und Geld verzehrender Fremdling, nach Paris oder in
irgend eine andere französifche Stadt, um dort die Sprache zu lernen,
kommen Sie zu uns! Und Sie dort draußen, die Sie eine Bonne für
die Kinder, einen Gouverneur oder einen sonstigen französisch redenden
Bediensteten suchen, seieu Sie vorsichtig! Nur bei uns, in unseren Cantonen
wächst das reine unverdorbene Holz, aus welchen man solche ^eute schnitzt!

Zur Naturgeschichte des Döbels.

von

Fr. Kubinstein.

— Veilin. —

fürchte ^üchts, lieber Leser! Deiner wartet beim Weiterlesen keine naturalistische Schilder»««, elender Menschen, in Lumpen gekleidet, keine engen Winkelgästchen von Hamburg, in denen der asiatische Gast, die Cholera, sein Hauptquartier aufgeschlagen bat, kein ästende uon London, mit armen, sprachenunkuudigen opfern des „8>vsatinF'8vt8yiii" angefüllt, kein Chinesenuiertel uon Canton uoll wimmelnder Menschen, Qpium und Laster, keine sicilischen Echwefelgruben mit halbwüchsigen mindern, die, durch übermäßige Arbeit vorzeitig erschöpft, in ihren (Gesichtszügen kaum noch den Adel der Species erkennen lassen, von der sie abstammen. Nichts von alledem. Vielmehr wirst Du Dich oft in eleganten Salons zwischen vollendeten „I^ie8 nnci (ißntlemsn" bewegen, in Ministerhötels eintreten, Titzungen aller vier Facultäten beiwohnen, Hnmmern zn essen, Champagner zu trinken bekommen. Tu kannst also den „Mnfti"-Anzug zu Hause lassen, fürchte Nichts für den Glanz Deinem Gehrocks! Aber wappne Deine Seele mit Zartheit nnd Feinheit, Dein Herz mit Muth und Standhaftigkeit. Deinen Willen mit unerschütterlicher Energie, damit Du bei der Rückkehr aus den Quartieren des Pöbels um so eifriger für das Edle, Gerechte, Gute und ach! fo Seltene eintrittst, die Berührung des Niedrigen und Schlechten um so peinlicher empfindest, um so sicherer eckunest und zul-ückweisest. —

Die Kroßen und Edlen sind so oft Gegenstand biographischer Schilderung gewesen, ihre Denk- und Handlnngsweise ist uns so vertraut, wenigstens theoretisch, das; es sich verlohnt, auch einmal vnichologisch den modernen

Weg vom Vorderhaus in's Hinterhaus zu machen, das geistige und sittliche
Hinterhalls, und die Denkweise derjenigen Menschen zu betrachten, die zum
Pöbel gehören.
Pöbel! Ein böses und gehässiges Wort! Die Sprache hat keine gute
Meinung von« Pöbel. Sein Thun und Treiben ist niedrig und gemein.
Pöbelgesinnung, vornehmer Pöbel, pöbelhaft — diese Ausdrücke beweisen,
daß man den niedrigstell Standpunkt meint, wenn man Jemanden zum Pöbel
rechnet, nur dem Mephisto ist der Pöbel „süß". Er weiß auch, warum.
Wer gehört zum Pöbel? Wir haben zum Schluß noch einmal Gelegen-
heit, diese Frage sehr eigenthümlich zu beantworten. Pöbel leitet sich zu-
nächst ab von „popuIuZ", bezeichnet das „Volk", den großen, armen,
namenlosen Haufen im Gegensatz zu den Aristokraten, den vornehmen, reichen
und berühmten Leuten. Der übermüthige Reiche wird jeden Armen zum
Pöbel rechnen, aber da ursprünglich in jeder Gesellschaft, die nicht aus-
schließlich die rohe Kraft bevorzugte, wie in kriegerischen Staaten, die ersten
und vornehmsten Klassen zugleich auch die wahre Aristokratie des Geistes,
der Gesinnung und des Charakters vorstellten, gleichgiltig, wie sie spater
degenerirten, oder diese Klassen doch immer über einzelne wirklich adlige
Individuen verfügten, so drückt der Begriff des Pöbels heute weit mehr
eine sittliche und intellektuelle als eine materielle und sociale Niedrigkeit aus.
Ja, wir begegnen heute, wie zur Zeit der alttestamentarischen Propheten
und der ersten Christen, in einem Theil der politischen Presse und vielfach
in der Roman- und Bühnenlitterntur dem bezeichnende,« Zuge, den Reichen
und Vornehmen alle Verworfenheit, Charakterlosigkeit und Verderbtheit zuzu-
schreiben, den armen Arbeiter, Handwerker oder die Frau aus dem Volte
dagegen zu einem Muster aller Tugenden zu machen, worin verborgen liegt,
daß nach den Gesetzen der Natur eigentlich diese lind nicht die verderbten
Reichen berufen seien, den Staat zu regieren.
Also hinab zu unser»! geistigen Pöbel! Er thut uns zunächst Nichts,
denn er ist feige. Freilich erkennt er im Grunde seines Denkens Niemanden
über sich an, weil er Niemanden unter sich hat. Die Fähigkeit, sich im
Interesse eines Ganzen Führern nnterznordnen, fehlt ihm, einmal aus dem
eben bezeichneten Grunde und sodami, weil sein Gehirn, wie wir später noch
genauer analpsiren werden, nd^i-nct» (Begriff des Ganzen!) nicht zu fassen
vermag. Also mag sich der edle Führer vorsehen, der mit Aufopferung von
Zeit, Mühe, Genie und Kraft im trotzenden Kampfe gegen eine blöde und
feindliche Welt sein Stück durchgesetzt hat. Jeder Troßknecht in seinem
Heer glaubt jetzt, er hätte ebenso gut siegen können, und bald wird es heißen
wie im Liede:

Ter Knecht hat erschlagen den edlen Herrn:
Ter Knecht war' selber ein Ritter «ern!

Der Pöbel ist außer Stande, höhere geistige Begabung zu erkennen.
Er hält immer und überall seinen Verstand dem der Besten gleich. Jeder

Matrose aus Eolumbus' Schaffen hat gewiß geglaubt, daß e r Amerika entdeckt habe, wie jeder Coinniis in einem beliebigen Welthause überzeugt ist, daß das Geschäft wesentlich auf seinen Schultern ruht. Wenn Bebet in seinem Buch über die Frau meint, es käme lediglich auf den Unterricht an, damit die Söhne von Arbeitern ohne Unterschied ebensogut Professoren, Aerzte, Minister :c. werden könnten, so hat er damit eine rechte Pöbclmeiuung geäußert. Ich weiß sehr wohl, daß sehr viele Söhne höchst gelehrter Väter ihren späteren „höheren" Beruf nur sehr mangelhaft erfüllt haben, ebenso, daß umgekehrt vortreffliche Künstler, Gelehrte, Professoren aus dem Albeiterstande hervorgegangen sind, das ändert aber an der Veurtheilung von Vebels Ansicht Nichts.

Diese Anschauung hat die sogenannte Gleichheit aller Menschen zur Voraussetzung. Damit war aber zunächst*) nur geineint, Gleichheit vor den» Gesetz. Die geistige Ungleichheit der Menschen ist so offenkundig, daß man sich wundern muß, hierfür »och Beweise nüthig zu haben. Freilich schwingen sich nur geniale Personen zur praktischen Anerkennung der verschiedenen Individualitäten, die in sich vollendet sind, auf. Der Pöbel hat bei Jedem, der anders denkt als er, den stillen Verdacht, daß er verrückt sei. Für den Pöbel ist jeder Mensch gleichwerthig, d. h. gleichartig schlecht. Er ist für ihn nur der Träger feiner äußeren Anhängsel an Stellung, Macht Neichthum, Titeln, etwa wie ein Haubenstock ein Modell trägt. Verliert er diese „Qualitäten," so hat der Pöbel für diesen Menschen kein Interesse mehr. Der Mensch an sich, gleichgiltig ob Mann oder Frau, gilt Nichts. Darum hat das Streben nach sittlicher Hebung und Vollendung der Persönlichkeit, die Verfolgung eines menschlichen Ideals in de» Augen des Pöbels keinen Werth, da er als Motive nur den Egoismus, Interesse und Furcht anerkennt. Allgemeine Interessen, Solidarität, Familie, Gemeinde, Staat, Gesellschaft, Menfchheit sind für den Pöbel Worte ohne Inhalt, daher er, wenn ein echter und ganzer Mann diese Worte gebraucht, leicht sagt, daß er Phrasen macht. Das Wort: „?Ill8 on lui Sts pw8 il e8t ^r»üä" ist für den Pöbel unverständlich: Was sollte wohl am Menschen bleiben, wenn mau ihm Vermögen, Nang, Stellung wegnimmt? Darum begegnet die Hervorhebung eines nicht grob-egoistischen Motivs, als da sind: Mitleid, Liebe, Allgemeiuinteresse, Selbstlosigkeit bei dein Pöbel i» Masstn, aber auch bei Jedem einzeln nur einem nnglänbigen Lächeln. Ist aber das bessere Motiv gar nicht wegzuleugnen, durch keine Sophistit aus der Welt zu schaffen, fo erntet der Edle, der es hegte, nur den Haß des Pübelmenschcn, weil er ihn seine Niedrigkeit emufinden läßt.

Aus der eben dargelegten Pöbelansicht über den Werth des Menschen folgt auch ganz logisch, daß er den gestürzten Mächtigen und Reichen verläßt. Der „ist" ja Nichts mehr, d. h. in seinem Sinne „hat" Nichts mehr.

') Zur Zeit der französischen Revolution.

Ein köstliches Beispiel dieser Denkart hat uns Schiller in „Wallenstein-? Tod" gegeben. Als Nuttler den: Hauptmann Deverour mittheilt. Wallenstein sei vom Kaiser entsetzt, seiner Würden entkleidet, könne seinen Leuten nichts mehr nützen, da äußerte er in naiver Neberzeugung: „Ja, Macdouald, da muß man ihn verlassen."

Eine der durchgängigen Pübeleigenschaften ist auch der Heerdentrieb, der Massenmuth, die Unfähigkeit, mit seiner Ansicht oder Stellungnahme allein zu stehen. Die Masse bedarf eines Führers, der für fie denkt, für sie Schlagworte erfindet, für sie den Anfang und den Schluß »nacht, aus dem einfachen birunde, weil dies dem Pöbelmenschen schlankweg physiologisch unmöglich ist. Man könnte ihm Millionen anbieten, wenn er allein mit einein Dutzend Gegner disputiren wollte, er brächte es nicht fertig. „Auch wenn Du den Thoren im Mörser stoßest," sagt ein orientalischer Spruch, „er läßt doch nicht von seiner Thorheit." Darum hat Ibsens Dr. Stockmann im „Volksfeind" ganz Recht, zu sagen: „Der mächtigste Mann ist der, der allein steht."

Du glaubst vielleicht, lieber ^eser, ich wollte mein Herz erleichtern, dadurch, daß ich hier das oft gehörte Lied über die Dummheit und Schlechtigkeit der Menge wiederhole. Du irrst. Ich bin gerechter, als Du denkst. Ich will zeigen, daß, wie der Geier berufen ist, auf Lämmer zu stoßen, der Tiger Vieh und Menschen zerreißen, der Scidenwurm spinnen muß, so der niedrig organisirte Mensch gar nicht anders handeln kann, als er handelt vermöge der schlechten Eonstruction und geringen Hebung seines Denkorgans. Alles verstehen heißt Alles verzeihen. Ich fälle nur Qualitätsurtheile, aber keine moralischen.

Warum kann denn nun der Pöbel gut und schlecht, schön und häßlich, klug und dumm, Phrase und Ueberzeugung nicht unterscheiden? Antwort: Weil er keine Begriffe zu bilden vermag.

Das geht so zu. Das menschliche Denken ist dreifach geschichtet. Zu unterst liegen die Organuorstelluugeu, die Repräsentation der Körperorgane im Gehirn. Die Organe senden Berichte über ihren Zustand an das Centralorgan lind erzeugen dort das, was man Stimmung nennt, so daß, wenn Herz, Lunge, Darm, Leber gut arbeiten, die Stimmung eine gute ist, wie etwa New-Dort einen guten Markt hat, wenn London, Paris, Berlin günstige Berichte senden. Angst, Todesangst ist daher immer ein Zeichen gefährlicher Störung in der Function eines lebenswichtigen Organs, meistens des Herzens oder der Lunge. Den Organvorstellnngcn übergeordnet sind die Sinnesvorstelluugen, die Nachrichten, welche wir mittelst der Sinne von der Außenwelt erhalten. Die Organuorstellungen gelangen für gewöhnlich nicht zum Bewußtsein, die Orgauthätigkeit erfolgt i« der Gesundheit, ohne daß wir Etwas davon merken. Dagegen gelangt eine krankhafte Thätigkeit der Organe als localisirbnrer Schmerz zum Bewußtsein. Die Sinnesthätigkeit ist meistens eine bewußte, rcsp. erfolgt in Ver«

bindung mit dem Bewußtsein. Hören heißt immer „Neioußte?" boren. Sehen iininer „Bewußtes" sehen. Unter Bewußtsein «erstehe ich nur einen Zustand der Verbindung gewisser Gehirnvartieen mit anderen. Daß die Vorgänge der Sinneswahrnehmung zunächst auch unbewußt erfolgen können, und wenn das Bewußtsein anderweitig engagirt ist, erst später in dasselbe eintreten, ist erst neuerdings erkannt worden. Wir gehen ;. B. in Gedanken verloren auf der Straße an einem Freunde vorüber, aber erst nachdem er lange passirt ist, kommt es uns zum Bewußtsein, daß wir ihn gesehen haben. Wir hören die Uhr im Zimmer schlagen, bemerken es aber, anderweitig beschäftigt, zunächst nicht, erst später fällt es uns ein, d. h. die Vorstellung war zuerst unbewußt.

Diesen Vorstellungen übergeordnet sind die rein abstracten Begriffsvorstellungen oder Begriffe. Wir theilen sie uns durch Worte mit. Die Fähigkeit, Begriffe zu bilden, ist der Hnuptuorzug des Menschen vor dem Thiere, nicht, wie man immer hört, die Fähigkeit der articulirten Sprache, denn diese hängt erst von jener ab. Die Begriffe bilden eine Art Stenographie des Denkens, sie erleichtern den Denkproceß, weil sie die übrigen Vorstellungen enthalten. Wir können sie uns etwa vorstellen, wie das Vennittelungsamt einer Telephon-Anstalt, welches die Verbindung der einzelnen Theilnehmer besorgt. Die untergeordneten Vorstellungen (Organ-, Sinnesuorstellungen) sind die einzelnen Theilnebmer. Die Begriffe bilden das eigentlich Menschliche, auch das Metaphysische, weil sie hinter der sonstigen Natur, d. h. hinter den Bildern der äußeren Objecte im menschlichen Gehirn liegen. Begriff und Ideal sind identisch. Ein Vegriffsmensch ist auch ein idealer Mensch. Der Glaube berubt ebenfalls auf Begriffen, auch der religiöse. Da also die Begriffe das am meisten Subjectiue sind, was der Mensch hat, so kann es uns vom Standpunkt des Psychologen gar nicht Wunder nehmen, daß sich Menschen für ihren Glauben haben todtschlagen lassen. Unser eigentliches „M", d. b. dasjenige, was uns von allen anderen Wesen unterscheidet, sind unsere selbsterworbenen Begriffe, darum ist ohne Weiteres klar, daß die Individualität erst mit der Bcgriffsbildung beginnt. Wer meinen Glauben todtschlagen will, der schlägt mich selber todt, es macht also nickt viel dazu, wenn er nur zum geistigen Tod auch den physischen giebt.

Die Fähigkeit der Begriffsbildung scheint bei den meisten Menschen sich nur auf Vorstellungen von ihrer eigenen Person zu erstrecken. Sie bilden nur den „Ichbegriss" und sonst keinen. Aber selbst diese Annahme geht vielleicht zu weit, da nur sehen, daß bei den meisten auch der Vorstellung-?inhalt ihrer Person etwas hockst Wechselndes, von außen zu Nestimmendes ist. Kinder reden von sich selbst in der dritten Person, ehe sie „Ich" sagen lernen. Ich suche das Genie in der leichten Fähigkeit, Begriffe zu bilde» und begrifflich zn denken. Nur Genie? sind überhaupt Individuen, die Änderen sind keine. Die Genie? sind gleichsam das Gebirn für die Anderen.

IHH Fr. Rubinstein in Veilin.
Zur Anerkennung unserer Mitmenschen als Brüder gehört auch, das)
sie als Begriffe in unserem Denken vorhanden sind, nicht blas als Sinnes-
vorstellung, da sie sonst mit physiologischer Nothwendigteit nnter den „Ich-
begriff" fallen, d. h. zu Tlieilen des „Ich" herabgewürdigt werden. Darauf
hat schon Kant hingewiesen. Man sieht, wie der Mensch denkt, so handelt
er auch und zwar mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit, die ihm aber ver-
borgen bleibt.
Es scheint, als ob die Häufigkeit und Intensität, mit der wir uns
geistig mit Objecten oder Personen beschäftigen, dazu beiträgt, diese in
unsere». Denken zur Region der Begriffe zu erheben, darum ist es wahr,
daß man Liebe und Zuneigung üben muß, um ihrer theilhaftig zu sein,
und es leuchtet uns ein, warum die Mutterliebe das größte und stärkste
von allen sympathischen Gefühlen ist, weil eine längere und intensivere Ver-
tretung gar nicht möglich ist, als das Kind sie im Gehirn der Mntter findet.
Zur Unterscheidung gehören nach dem Obigen Begriffe. Wer diese
nicht bilden kann, kann nicht urtheilen. Begriffe sind, wie preußische
Eisenbahnfahl-karten, „nicht übertragbar", wohl aber ihre Symbole, die
Worte. Damm machen kurze Schlagworte fo viel Glück bei dem Pöbel,
weil sie ihu in die Täuschung versetzen, als wären es von ihm erarbeitete
Begriffe. Diese Worte bleiben aber für ihn inhaltslos, weil die indivi-
duellen Vorstellungen, aus denen der Begriff gewonnen wurde, nicht mit
übertragen werden können. Goethe hat dies Verhältnis, in der Schülerscene
im Faust meisterhaft gekennzeichnet. Wir begreifen nun auch, warum das
Genie für die von ihn: gefundenen Begriffe die Zähigkeit der Gläubigen
besitzt und ihre Wahrheit gegen die ganze Welt aufrecht erhält, wenn es
fein muß, wie Galilei mit seinem Ausruf: „Und sie bewegt sich doch!"
Wir begreifen jetzt auch, warum er mit Hilfe feiner Denkstenographie so
rasch arbeitet, so viele (Geschäfte erledigt. Das Denken des Pöbels bleibt
dagegen immer ein Torfo. Die neuen Vorstellungen messen wir an den
Begriffen, die wir bereits haben. Das nennen nur urtheilen. Wer aber
keine Begriffe hat, kann diese geistige Leistung nicht zu Staude bringen.
Der Pöbel ist also genöthigt, seine Urtheile von außen zu beziehen. Die
Bezugsquelle sind die Autoritäten.
Der Pöbel kennt berühmte Leute, aber nur au den Titeln und Orden,
die sie haben; worauf ihr Ruf und Ruhm sich gründet, wird er niemals
im Stande sein, zu sagen. Fehlen diese äußeren Werthzeichen des Ruhms,
wie das ja wohl zu Zeiten und recht häufig geschieht, so imponirt der
Mann den» Pöbel herzlich wenig. Dann ist sein Urtheil dasjenige von
Lessings Waschfrau: „Er hatte Nichts; er wußte Nichts, und er taugte
Nichts." Wenn Goethe kein Standbild hätte, nicht Hofmth geivefen wäre
und nicht in den Schulen als „Klassiker" aufgezählt würde — der Pöbel
wüßte nicht einmal mehr seinen Namen.
Der mächtigste ^iistinct des Pöbels ist, wie wir gesehen haben, der

Heerdeninstinct; er beruht auf dein richtigen Gefühl der eigenen Minder-
werthigteit und führt zur Unterordnung unter gewisse Perfcmen, die nur
die nöthige Dreistigkeit und Hartnäckigkeit im Vertreten einer Meinung zu
haben brauchen, um der Menge als zur Führerschaft gualificirt zu erscheinen,
da diefe immer den Schein für das Wesen, stupide Hartnäckigkeit für Festig-
keit, jeder Belehrung unzugänglichen kindischen Trotz für Charakterstärke
nimmt. Die Führer des Pöbels sind daher gewöhnlich ganz wunderbare
Eremplare, deren durchgängiger Grundzug eine eiserne Stirn und eine un-
erschütterliche Sicherheit im Behaupten und Leugnen ist. Ihr Betriebs-
fonds ist die Kenntnis? der Thatsache, daß sich diesen Eigenschaften die Masse
auf lange Zeit hinaus blind fügt. Darum ist es eine der schwierigsten
Aufgaben für einsichtige Leute, den Pöbel von der Minderwerthigkeit seiner
Führer zu überzeugen.

Irgend ein heruntergekommener Redaetcur oder declassirter Gebildeter
führt auf diefe Weife oft Jahre lang die biederen Bürger in communalen
und politischen Angelegenheiten am Narrenseil. Marionetten sind die
Menschen immer, die Kunst der Führer besteht darin, den Draht nicht
sichtbar werden zu lassen!

Der Pöbel glaubt an Glück und Zufall, weil ihm die Caufalität, der
Zufammenhang von Ursache und Wirkung nicht erkennbar ist. Seine Caufa-
lität bewegt sich auf der ^inie der Zeit; wenn Etwas nachher geschieht, ist
es durch das zeitlich Vorhergehende unfehlbar veranlaßt. Wenn der Kranke
ein reines Hemd angezogen hat, kurz ehe er starb, so ist das nach Ansicht
seiner Angehörigen die Todesursache. Vorgänge, die einander parallel laufen,
bringt der Pöbel häusig in das Verhältnis; von Urfache und Wirkung.

Ebenfo verständlich ist uns, daß die Tüchtigen und Erfolgreichen das
Glück verwerfen und Alles ihrem Verdienst zuschreiben. Darüber wird
keine Einigkeit zu erzielen sein, weil es auch die Eigenliebe des im Dunkel,
arm und unbekannt Gebliebenen tränkt, daß die Ursache seines Mißerfolges
in ihm liegen soll. Die Wahrheit, die unsere eigene Person in der Schuld
zeigt, wirft uns nieder, wie den Jüngling in Schillers Gedicht an das
Fußgestell der Isis. Wir bedürfen hier einer schützenden Illusion, damit wir
weiter leben können, und diese ist der Glaube an das Glück, wenn wir den
in uns liegenden Fehler unserer Organisation entweder nicht erkennen oder
nicht ändern können.

Der Verstand der Menge ist sozusagen zweidimensional, es fehlt ihm
die Tiefendimension, er sieht überall nur Fläche und Schein, schätzt den
übergoldeten Staub und verachtet das leicht bestäubte Gold, er ist im
strengsten Sinne des Wortes oberflächlich. Darum ist auch ihre Caufalität
eine zeitliche, horizontale, die des Begriffsmenschen ist ebenfalls zeitlich, aber
vertical.

Ich habe schon gesagt, daß dem Pöbel Begriffe wie Dankbarkeit,
Menschenfreundlichkeit, Liebe, Aufopferung todte Worte sind, er kennt nur

sich selbst, bezieht alle Vorgänge auf sich. Die Staatengründer, die mit einem solchen Menschenmaterial zu rechnen hatten, standen vor der schweren Aufgabe, auf dem Egoismus eine Gemeinschaft zu begründen. Darum war die Belohnung im Jenseits und die Strafe in der Hölle, also der Appell an Interesse und Furcht erforderlich, um nur das Unterbleiben nntisocialer Handlungen, das mit Moral und Sittlichkeit noch Nichts zu thun hat, zu ermöglichen. Der Vau des römischen Staats ist zusammengebrochen, weil es sich als unmöglich erwies, ein Gemeinwesen auf Selbstsucht aufzubauen, und es hat den Anschein, als ob noch mehr Männer, die aus dem Born der Liebe geschöpft haben, rechtzeitig auftreten müßten, wie zur Zeit der Entstehung des Christenthums, wenn die europäische Eulturwelt nicht eine Wiederholung dieses „römischen Beweises" erleben soll. Sie ist nicht mehr weit davon.

Der Pöbel kann nicht abstrahiren, das geht schon aus dem vorhin gelieferten Beweis hervor, daß er keine Begriffe bilden kann. Diese sind abstmct, d. h. aus den Bildern der Objecte im menschlichen Gehirn abgeleitet. Daraus folgt mit Nothwcndigkeit, daß bei ihm alle Begriffe auf deu nächstniederen Standpunkt concreter Tbjccte gebracht werden. Gott und Götter, die Idealtypen der Menschheit, werden daher pcrsonisicirt, Gott wird zu einem würdigen, alten Manne, der Staat personificitt sich zum König, das Gesetz zum Gendarmen und Schutzmann, ja selbst Philosopben verlegen den Impuls, der den Muskel contrahirt, al-5 gespenstischen „Willen" nach außen, machen aus dem Begriffe „Seele" etwas wenn auch nur versteckt Körperliches und so fort. Und dann schreiben diese Gelehrten dicke Bände, discutircn Jahrhunderte lang über die Natur dieser, von der Unzulänglichkeit ihres Denkens mit Fleisch und Blut versehenen Vegrisisgespenster, wollen versuchen, auf Begriffen von „Gott" und „Seele" Staat und Gcfellfchaft zu begründen. Wie fehr steht die menschliche Enltur »nd Einsicht, auf die wir so stolz sind, noch in ihren Anfängen, wie tief stecken wir noch in der Barbarei, wir Europäer am Ende des 19. Jahrhunderts!

Noch viele Fehler hat der Pöbel; aber das Bild, das ich von ihm entrollt habe, ist schon erschreckend genug, und es ist keine erfreuliche Thätigkeit, etwa noch einige Pinselstriche hinzuzufügen. Dies« seine Fehler waren seit Jahrtausenden der Gegenstand der Wuth uud des Hasses der Edelsten unl> Besten, die die Welt gesehen bat, von dem Augenblick an, da Mose die Gesetzestafeln in zornigem Eifer hinwarf, als er das Volk die alten Götzen umtanzen sah, bis zu Shakespeares Zeit, der in seinem 66. Sonett «m stillen Dod bittet, um dem Anblick des Pöbeltreibens zu entgehen, und bis zur Gegenwart. Noch immer will der Tag des Edlen nicht kommen.

Du hast gewiß schon gemerkt, lieber Leser, daß ich nur schildere, aber nicht richte. Die Menschen glauben immer, wenn Einer nachlässig und leichtfertig, schwachmüthig und schwankeuden Charakters ist, ohne Urtheil und sittlichen Halt, er als Subject könne ausschließlich dafür, und fällen moralische

Unheile. Allein diese defecten Menschen sind so vermöge ihrer schlechten Intelligenz und anderweitig fehlerhaften Organisation, oder vielmehr sie bleiben so, denn wenn auch von der Erkenntnis; des Fehlers bis zu seiner Beseitigung ein weiter Weg ist, mühselig, voller Mckfälle und reuiger Stunden, so ist doch ohne Erkenntnis; ein Fortschritt gar nicht möglich.
Wir sind beständig in Versuchung, wie wir fortwährend in Gefahr sind, zu erkranken. Da wir die Versuchung nicht fortschaften konneu, so müssen wir nn« gegen sie widerstandstüchtig machen, wie man sich gegen Erkrankungen abhärtet.
Das schlechte Handeln des Pöbels ist der Ausdruck seiner niedrigen geistigen Organisation, er kann nicht anders. Verbessern wir sein Denken, seine Kenntnisse, seine Einsicht, seine Urteilskraft, so bessern wir ihn auch sittlich und führen ihn naher heran an das menschliche Ideal, das zwar bisher von einigen Wenigen erreicht wurde, aber für die ungeheure Mehrzahl noch in nebelgrauer Ferne liegt.
Ich habe ganz im Anfang versprochen, zu sagen, wer zum Pöbel gehört. Darüber giebt der berühmte Macchiavelli eine betrübende Auskunft: „Es giebt auf der Welt Nichts als Pöbel')." Das will heißen: Die Ausnahme wird verschwindend an Zahl; und Thilo versichert noch obendrein in seiner Abhandlung über den Ruhm, daß zum großen Haufen gewöhnlich Einer mchr gehört, als Jeder glaubt.
Damit ist w.chl nach allen Seiten ausgiebige Gerechtigkeit geübt!

*) Schopenhauer. Welt alz Wille und Vorstellung. II. Vb. S. 461. Vom Genie, Ausgabe von Grisebach. Von bort ist auch Thilos Ausspruch entnommen.

Gedichte.
von
Franz Herold.
— Prag, —

R o m a.

Va er von Dir gegangen,
Der Kriegzgott, Dein Genial,!,
Da wurden Deine Wangen
In Groll und leide fahl.
Doch wie die Weiber rillen,
Du griffst Zu Schwert und 3child,
Du hast es nicht gelitten,
V Roma, Du Vrunhild.
vor Dir zun, Zlaube flogen
Der Goth' und longobard',
vor Deiner Ihore Vogen,
Da lagern sie, verscharrt.
Du hast so scheel gesehen
Und so der Arglist voll
Auf Vttos weiches Flehen
wie auf de- Rothbarts Groll.
In Fieberträumen riefst Du
Zurück den alten Trutz,
Und widerwillig schliefst Du
In lätz'gem Priesterschutz,
5ahst Freund und Feind zerstiickcn
Dein stolzes panzerkleid
Und frech die Vrust sich schmücken
Mit Deinem Festgeschmeid.
Und wen Du jetzt gerufen,
Dein Wächter ist er blos,
Lr steht an Deinen stufen,
Denn Du bist riesengroß.
Da sitzest Du vergraue»
Und faltig wie Dein Kleid,
Halbzu Dein Auge schauet
In eine andre Zeit.
Um die verschrumpften Hüften
Der Vede Gurt gelegt,
von fieberschwangern lüften
An, hagein leib umregt, —
5° sitzest Du, so stille.
Und scheinst lebendig kaum,
Du graue Weltsibylle
In Deinem 3ehertra»,n.

Vie Waise.

Vie Eltern sind hinüber.
Die leute sagen's hier.
Und kommen doch herüber
Allnacht im Traum zu mir.
Es reden auch vom leide
Die Menschen mancherlei,
Ich weiß auf meiner tiaide
Noch beut' nicht, was es sei.
Da lieg' ich auf dem Rasen
Und halte Mittagruh'
Und seh' die Gänse grasen
Und horche ihnen z».
Ich bin auch nie alleine,
Li, rief nicht wieder was?
Es war vom Wiesenraine
Mein Grillchen dort im Gras.
Es spielt der Zpecht Verstecken,
Rutscht kreiselnd um den Vanm,
Und der, der will mich necken:
was würf' er sonst mit Flaum?
Dann kommt der wind von ferne
Und plaudert mit lauem Hauch,
Und Abends kommen die Lterne,
V, die erzählen auch!

Unvergeßlich,

lind was die Tage Dir geraubt, Ein vogelton, ein Dust, ein Kleid,
verhüllt nur sein Gesicht, Und zitternd bleibst Du stehn:
Und was vergessen Du geglaubt, Es hat Dich die Vergangenheit
verwunden ist's noch nicht. leibhaftig angesehn.
Und was Dir Zukunft bieten mag,
was Gegenwart Dir gab,
Du willst an solchen, Lchicksalstag
Mit ibr nur in ein Grab.

In der Dämmerung.

<Ii,s der Ecke wieder Eins« war sie mein Zehne»,
Huscht die Vämm'rung sacht; Ja, da war ich jung,
Schlösse mir die lidei lachte noch durch Chranen
lieber schon die Nacht! In der Dämmerung.

Geisterglaube und Fetischdienst/)

von

L. F. tz. Vruchnmnn.

— Vieslan. —

1.

elches ist die älteste Form der Gottesverehrung? Vor welchen
Gegenständen hat an« frühesten der Mensch in Andacht und
Ehrerbietung seine Kniee gebeugt? Diese Fragen haben sich schon
im Alterlhume die scharfsinnigsten Denker vorgelegt, und bis auf den
heutige» Tag sind sie Gegenstand lebhafter und eingehender Erörterung ge-
blieben. Am häusigsteu ist die Frage nach dem Ursprung der Religion mit
der Annahme beantwortet worden, daß die gewaltigen Naturmächte und
Himmelserscheiuungen im Menschen den Funken religiösen Denkens ent-
zündet haben. So lehrte z. V. schon der Pnthagoräer Epicharmos: „Die
Götter sind Winde, Wasser, Erde, Sonne, Feuer und Gestirne." Aehnlich
deutete der Philosoph Empedokles Zens als das Element des Feuers,
Hera als das der Luft, Pluton als das der Erde, Nestis, eiue im Uebrigeu
unbekannte Gottheit, als das des Wassers. Des Perikles großer Freund
Anaragoras (und seine Schule) hat angeblich die ganze homerische Götter-
welt allegorisch erklärt; auch sein Zeitgenosse Metrodoros deutete die Thaten
und Abenteuer der alten Götter und Heroen als Allegorieen natürlicher Vor-
gänge. Während andererseits Sokrates eine symbolische Mntheudeutung
ablehnte (ähnlich wie auch Eonfucius feinen Schülern rieth, sich nicht um
den Himmel zu bekümmern, so lange auf der Erde genug für sie zu thun
sei), leitete Plato „9-56?", das griechische Wort für „Gott", von „9-iu,"
(„ich laufe") ab, weil die ersten Götter Sonne und Mond waren, die be-
ständig um die Erde am Himmelsgewölbe zu laufen fcheinen. Diese an

»» Vgl. «Tic Entstehung und die Formen des Ahnencultcs." Apiilhest 1894.

sich verfehlte Wortableitung ist lehrreich, indem sie seine Ansicht über die
Entstehung der Religion verräth. Auch Aristoteles hielt es für unmöglich,
daß die Menschen die Himmelskörper in ihren regelmäßigen Bewegungen
hätten betrachten können, ohne zur Annahme einer Gottheit als Urheberin
solcher Werte zu gelangen. „Wenn Menschen," sagt er, „die bisher in
unterirdischen Wohnungen mit aller Bequemlichkeit gewohnt hätten, plötzlich
in die Oberwelt versetzt würden und nun mit einem Male die Wunder
des Erdenledens, des Himmels und des Meeres erschauten, so würden sie
aus diesen wunderbaren Schöpfungen das Vorhandensein höherer, welt-
schöpfender Wesen folgern." Aehnlich haben auch spätere Pilosovhen die
bewundernde Betrachtung der Natur als eine Hauptursache in der Bildung
religiöser Begriffe angesehen.

Auch unter den jetzigen Forschen! führen die meisten das religiöse
Denken des Menschen auf die Beobachtung der Naturerscheinungen zurück,
ohne allerdings in der Beantwortung der Frage einig zu sein, welche
Himmelserscheinungen zuerst die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich ge-
zogen haben. Schnmrtz, der gründliche Kenner der vergleichenden Mytho-
logie, dessen Theorie Mar Müller treffend die „meteorologische" nennt,
sagt, daß „Wolken, Sturm, Blitz, Donner, dann auch Regen und Regenbogen
in der mannigfaltigsten Auffassung als Symptome der Wesen und des
Treibens einer anderen Welt den Mittelpunkt aller mythologischen Ge-
staltung gebildet habem Die Erde nahm der Mensch hin als Etwas, was
er instinctmäßig gleichsam beherrschte; selbst das Gehen und Kommen der
Himmelskörper ließ die Gewohnheit ruhiger hinnehmen; aber jene ab und
zu auftretenden, geheimnißvollen, wunderbaren Erscheinungen und
Wandlungen erregten schon seine Aufmerksamkeit und Phantasie." Dem-
gemäß verfetzt Schwartz sogar die Erdgottheiten ursprünglich an den Himmel,
so daß ihm ihre Herabziehung auf oder unter die Erde als mehr oder
weniger mißverständliche Übertragung gilt. Mit ihm stimmen im Wesent-
lichen Kuhn, Roth und andere namhafte Mythologen überein. Auch Happel
weicht in feinem Buche „Die Anlage des Menschen zur Religion" von ihm
nur insofern ab, als er auch den übrigen Himmelserscheinungen ihr ge-
heimnißvolles Wesen nicht absprechen will; doch führt auch er die Verehrung
von Thieren, Bäumen und Steinen auf Erden auf ihren Zusammenhang
mit dem Himmel, ja auf ihre Herkunft von dort zurück. Im Gegensatz
zu dieser Lehre glaubt Mar Müller in poesievoller Ausmalung der religiösen
Gefühle des Naturmenschen, daß die ganze Theogonie und Philosophie der
alten Welt ihren Mittelpunkt in der Morgenröthe fand, „der Mutter der
Glanzgötter, der Sonne in ihren verschiedenen Erscheinungen, des Morgens,
des Tages, des Leuzes, — sie selbst das glänzende Bild und Antlitz der
Unsterblichkeit." Morgenröthegüttinnen sind ihm demgemäß z. B. Athen«,
Demeter, Erinys, Helena :c. Neben der Morgenröthe nennt er die Sonne
das Hauptthema aller mythischen Dichtungen der arischen Race. Seine

„solare" Theorie gründet sich auf die Voraussetzung, das; nur in Folge ihrer regelmäßigen Wiederkehr die Himmelserscheinungen zu dein Range von Unsterblichen erhoben weiden können, während die meteorologischen Erscheinungen trotz der zeitweiligen heftigen Ausregung und Erschütterung, die sie in der Natur und im Menschenherzen bewirken mögen, doch nicht mit den unsterblichen glanzvollen Wesen auf gleiche Stufe gestellt werden können, sondern vielmehr als ihre Unterthnnen oder Feinde erscheinen. Außerdem aber „war der Sonnenaufgang die Offenbarung der Natur, die im menschlichen Geiste jenes Gefühl der Abhängigkeit, der Hilflosigkeit, der Hoffnung, der Freude und des Glaubens an höhere Mächte erweckt, das die Quelle aller Weislieit, der Bronnen aller Religion ist. Wenn aber der Sonnenaufgang die ersten Gebete eingab, die ersten Opferflammen hervorrief, so war der Sonnenuntergang der zweite Zeitpunkt, wo wiederum das Herz des Menschen erzitterte und sein Gemülh sich mit Gefühlen banger Ahnung füllte."
Leider stehen alle diese phantasieuollen Ausführungen zu den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung im schärfsten Widerspruche. Gestützt auf die durch gewissenhafteste Beobachtungen verbürgten Thatfachen sagt u. a. der große Anthropologe Waitz - „Die Religion der Naturmenschen ist ein durchaus roher, düsterer Geister- und Gespensterglaube ohne inneren Zusammenhang, durch den alle Unbefangenheit in der Betrachtung der natürlichen Dinge aufgehoben und das menschliche Herz von dem ausgedehntesten Aberglauben immer nur aus einer Unruhe in die andere geworfen wird." Nach den Berichten zuverlässiger Reisender und den Beobachtungen scharfblickender Forfcher steht sogar zweifellos fest, daß selbst solche Völker, die schon den Zustand völliger Nohheit verlassen haben, den Himmelskörpern auch nicht die geringste gottesdienstliche Aufmerksamkeit zuwenden. „Die übernatürlichen Kräfte," fagt Meiners, „die man jedem Steine, Klotze, Thierfell zuschrieb, glaubte man in der Sonne nicht zu finden." Andere Völker, die von den Himmelskörpern kein weiteres Wissen haben, als den bloßen sinnlichen Eindruck ihrer äußeren Erscheinung, können ebensowenig zu einer gottesdienstlichen Verehrung derselben gelangen. Da andererseits der Glaube an übersinnliche, böse Wesen selbst bei den rohesten Wilden, welche sonst keine Spur von Religion zeigen, durch ethnographische Forschung verbürgt ist, wird man nicht umhin können, diesen, nicht aber die Anbetung der Weltkürper und Himmelserscheinungeu, als ursprünglichste Neligionsform anzusehen. Die Nichtbeachtung dieser letzteren wird erklärlich, wenn man die Enge der Auffassungsfähigkeit des Urmenschen und seine Abstumpfung gegenüber den: beständigen Einerlei der Naturerscheinungen in Erwägung zieht. Schon D Huuie hatte mit Recht darauf hingewiesen, daß man bei jenein nur die gewöhnlichsten Empfindungen voraussetzen könne, das Streben nach Glück, die Furcht vor Unglück, das Schändern vor dem Tode, Rachedurst, Verlangen nach "Nahrung und nach Befriedigung feiner fonstigen Bedürfnisse. Wie das Thier und das Kind, fo bringt auch der Urmensch

nur denjenigen Dingen seine Theilnahme und Aufmerksamkeit entgegen, die in den Kreis seiner Auffassung hineinragen. Vehaftet mit einer natürlichen Auffassungsenge, ist er gleichgiltig gegen alles das, was nicht unmittelbar zu seiner Selbsterhaltung gehört. Da er weder als Viehzüchter noch als Ackerbauer zu denken ist, sind ihm die Himmelserscheinungen werthlos und darum gleichgiltig. Im fortmährenden Kampfe um sein Leben muß er vielmehr seine volle Aufmerksamkeit, wie das Thier, der nächsten Umgebung zuwenden, um einerseits sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, andererseits sich gegen seine Feinde, besonders die Naubthiere, zu schlitzen. Weder das hungernde Naubthier noch das gehetzte Wild kümmert sich um Regen, Sonnenschein und Mond; so ist auch des Urmenschen Aufmerksamkeit ausschließlich auf die irdischen Dinge gerichtet. „Der Himmel mit all' seinen Sternen", um mit Schultze zu reden, „stillt nicht den Hunger, den geschlechtlichen Drang befriedigt nicht das Firmament. Was diese Begierden stillt, befindet sich allein hier unten. Nur die Erde gewährt ihm, was er will, und er will nur, was die Erde gewährt."

Mar Müllers Ansicht, daß die Himmelserscheinungen durch ihre Regelmäßigkeit die Vorstellung von ihrer Göttlichkeit erweckt haben, verkennt das Seelenleben des Urmenschen, Ihre Gesetzmäßigkeit konnte ihm nur als Einseitigkeit erscheinen, in welcher, wie der Neligionsphilosoph Caspari sagt, „alle die Gefühle zerstört werden, welche einflußreiche erziehende und erhaben wirkende Gewalten auszuüben vermögen, und zu denen wir uns wenden, um das Herz derselben unmittelbar zu bewegen und zu erweichen." Auch die Thiere, selbst hochentwickelte, haben von den Vorgängen am Himmel nur eine wirre, dumpfe Anschauung und gewinnen selbst von einzelnen hervorspringenden Vorkommnissen zu schnell eine Kenntniß, als daß sich bei ihnen eine tiefe Theilnahme für dieselben einwurzeln könnte. Dasselbe gilt vom Menschen, solange als er der Macht des Instinctes nnterliegt.

Gegen die Annahme der Ursprünglichkeit der Sonnenanbetung wendet sich ganz besonders Wuttke und sagt in seiner „Geschichte des Heidenthums": „Die wilden Völker mögen wohl Geister, Dämonen verehren, weil diese zu ihnen kommen, aber die Sonne steigt nicht zu ihnen herab, sie läßt sich weder durch Beschwörungen noch durch Bitten aus ihrem ruhigen Laufe herausbringen, sie hält sich immer in vornehmer Entfernung und bleibt dem Menschen fremd. Die Regelmäßigkeit ihrer Bewegung giebt ihr nicht eine höhere Bedeutung, sondern entfremdet sie dem Menschen nur umso mehr; von einem unwandelbaren Gesetz, einer festen Nothwendigkeit hat er noch kein Bewußtsein, das Leben erscheint ihm nur in der Form der willkürlichen, gesetzlosen Bewegung." Nur außergewöhnliche Erscheinungen, etwa Erdbeben, Überschwemmungen, Mond- nnd Sonnenfinsternisse, können de» Menschen aus seiner Theilnahmlosigkeit aufrütteln und seine Aufmerksamkeit wenigstens vorübergehend auf Naturvorgänge hinleiten, weil sie nur in schreckhafter Gestalt als Naturmächte erscheinen.

Aus der Theilnahmlosigkeit des Urmenschen gegenüber den abwechselungs-
losen Vorgängen des Alltagslebens erklärt sich auch der Umstand, daß die
älteste Religion vorzugsweise ein Glaube an böse Geister ist. Man kann
mit Lubbock diesen Umstand daraus ableiten, daß bei den niedrigsten Nassen
Jeder sämmtliche Erdbewohner ausnahmslos für Feinde hält, während bei
etwas vorgeschrittenen Stämmen wenigstens die Mitglieder derselben Horde
für Freunde gelten. „Fremder" und „Feind" sind identisch, und im Grunde
ist ja auch ein Geist nichts Anderes, als das Mitglied eines unsichtbaren
Stammes. Außerdem steht die Thatsache fest, daß der Mensch — nicht
bloß auf der niedrigsten Stufe — das Gute, das ihm zu Theil wird, wie
Gesundheit, Licht, Wärme und Nahrung, theils als etwas, Selbstverständliches
hinnimmt, weil es sein Leben bedingt, theils seiner eigenen Kraft, Findig-
zeit und Geschicklichkeit zu verdanken glaubt. Auch der Naturmensch ist
mehr geneigt, das Schmerzende, Hemmende, Feindliche zu fühlen, als das
Wohlthuende, Fördernde, Freundliche. Alle feindlichen Störungen seines
Daseins bekämpft er nun, soweit er kann. Solchen Erscheinungen jedoch,
deren Bekämpfung seine Kraft übersteigt, wie Todesfällen, Krankheiten und
zerstörenden Naturerscheinungen, vermag er Nichts weiter entgegenzusetzen, als
Furcht und Angst. Mit dein Furchtgefühle erwacht aber zugleich in des
Menschen Geiste die Annahme einer Ursache des Uebels, die ihm, sinnlich
nicht wahrnehmbar, als eine übersinnliche erscheinen muh. So entsteht,
indem der Mensch das Böse einer höheren Macht zuschreibt, die er nur in
ihren Wirkungen erkennt, der Glaube an übersinnliche, mächtige böse Wesen.
Nur durch feindliche Einwirkungen wird er zur Betrachtung seiner Um-
gebung angeregt; demnach muh ihm auch die Gottheit ursprünglich überall
als feindselig erscheinen. Ihrem unheilvollen Einflüsse sucht er durch Gebet
und Opfer vorzubeugen, um sie zu versöhnen. So erwächst auf dem Boden
der ursprünglichen Neligionsform, nämlich des Glaubens an böse Geister,
die erste Anbetung derselben, welche in dem durch die Furcht vor ihrem
unheilvollen Walten erpreßten Versuche besteht, dasselbe abzuwenden oder
unschädlich zu machen. Der große Jurist Papinian hat ganz Recht, wenn
er (in Übereinstimmung mit älteren Gelehrten) sagt: i^iinuz in orbß
6«08 t'eoit tiiuor.
Hieraus ergiebt sich auch, dah die meteorologischen Erscheinungen in
ihrer schreckhaften Unmittelbarkeit notwendig früher als göttlich anerkannt und
verehrt worden sind, als die Himmelskörper in dem fernen, unveränder-
lichen Einerlei ihres Laufes. Mit Recht fagt Lubbock: „Gerade weil die
Sonne so weit entfernt und so groß ist und einen so regelmäßigen Lauf
hat, ist es nicht wahrscheinlich, daß die tiefer stehenden Nassen sie als
eine Gottheit betrachten. Die Religion ist bei ihnen keine tiefe Seelen-
empfindung, fondern ein unaussprechliches Bangen vor einem körperlichen Leid
und ein heißes Verlangen nach irgend einer irdischen Wohlthat. Daher
betet der Wilde zu einem Gegenstande, der ihm nahe ist, den er sehen und hören

kann, und die regellose, stürmische Bewegung des Meeres erweckt in seinem
Gemüthe mehr ein Gefühl von Leben und Kraft, als die gleichmäßige, beständige
Bewegung der Himmelskörper. Selbst da, wo diese angebetet werden, ge-
schieht es in vollständiger Unkenntnis) ihrer wirklichen Herrlichkeit und Größe."
Auch erklärt sich aus dem Obigen die Thatsache, daß bei manchen Natur-
völkern der Mond früher als die Sonne Beachtung fand. Während des
Tages von den Bedürfnissen des Lebens in Anspruch genommen, hat der
Mensch zur Betrachtung der Sonne keine Zeit. Auch zeigt diese leine so
auffallenden Veränderungen in Stellung und Gestalt wie der Mond. End-
lich fehlt ihr bei der allgemeinen Lichtfülle, in welche Alles getaucht ist,
der auffallende Gegensatz, wogegen der Mond durch die Dunkelheit, die auf
der Erde herrscht und Furcht zu erwecken geeignet ist, um so auffallender
erscheint und auf das Gemüth um so nachhaltiger einwirkt*).
Wie also das Thier einmal durch seine natürliche Auffassungsenge,
seinen beschränkten Gesichtskreis, das andere Mal durch Gewöhnung an
das anfänglich Auffallende keine religiösen Vorstellungen zu bilden vermag,
io müssen es auch bei den, Menschen andere Umstände sein, als die bloße
Betrachtung der Vorgänge am Himmel, welche in ihm .Reime religiösen
Denkens weckten. Nur durch besondere Umstände konnte ein Interesse für
sie erwachen und andauern, so daß sie ihn» Verehrungswürdig erschienen.
Easparis Vermuthung, daß die Feuerersindung denjenigen Wendepunkt in
der Geschichte der Menschheit bezeichne, seit welchem nicht nur im Allgemeinen
der Anfang jeder Gesittung, sondern auch insbesondere der des Naturcultes
anzusetzen sei, diese Vermuthung wird durch die von Peschel bezeugte
Dhatsache widerlegt, daß man auf der ganzen Welt noch kein Volk gefunden
hat, das den Gebrauch des Feuers nicht kennt, dagegen der Gestirndienst
nichts weniger als allgemein verbreitet ist. Peschel hebt seinerseits hervor,
daß sich Verehrung der Naturkräfte nur bei ackerbautreibenden Völkern,
und zwar nicht einmal bei allen, vorfindet. Ihnen sind die Vorgänge im
Lufttreise die wichtigsten, weil von diesen Ueberfluh oder Mangel abhängt.
Zunächst ist es also auch hier wieder die Sorge um den Lebensunterhalt,
die des Menschen Blick in andächtiger Scheu auf den Himmel lenkt. Da
jedoch der Beginn einer seßhaften Lebensweise, dieser wichtige Wendepunkt
in der Geschichte der Völker, im Allgemeinen einen gewaltigen Fort-
ichritt in geistiger, wie sittlicher Hinsicht zur Folge hat, erwacht jetzt auch
im Menschenherzen der Glaube an helfende, wohlgesinnte höhere Mächte.
Erst bei seßhafter Lebensweise, in der Familien- und Nächstengemeinschaft
entspringen dem Menschen die reichsten und reinsten Quellen des Sittlichen,
der pietätvollen Achtung. „Erst auf einer höheren Stufe der Eultur,"
sagt auch Waitz, „wenn der Mensch der Natur mit größerer Sicherheit und
Nuhe gegenübersteht und zu einer sittlichen Bildung gelangt ist, die aus

*) Vgl. Schultze. Ter Fetischismus (Lcivzia 1871), S. 233 ff. «.

einer andern als religiösen Quelle entspringt, findet er sich zur Verehrung
eines guten Princips hingeführt." Erst wenn er in seiner Umgebung das-
Wohlwollen wahrzunehmen Gelegenheit gehabt hat und sein Mitgefühl zur
That gedrängt wird, lernt er auch das Gute, das ihm zu Theil geworden,
auf übersinnliche Mächte zurückzuführen. So läutert sich das Gefühl der
Furcht zu dem der Ehrfurcht und dieses zum Dankesgesühl, das auch gute
Gottheiten anerkennt und verehrt. Die Verdrängung böser Gottheiten durch
gute entspringt somit einer glücklicheren Lebenserfahrung, einer heitereren
Lebensanschauung, einer gereifter«: Kenntnih des Menschen und der Welt.
Als verfehlt ergiebt sich hiernach die Annahme derjenigen Forscher, welche,
wie in: Alterthume Prodikos und von neueren z. N. Mar Müller und
Bastian, die Wurzel religiösen Empfindens ausschließlich in der Liebe und
Dankbarkeit finden wollen. Aber auch diejenigen Gelehrten irren, die, wie
Happel, neben der Furcht dem Urmenschen, „den man sich weder als Bestie,
noch als Engel zu denken habe," schon Dankbarkeit und Liebe zusprechen und
auch von diesen Gefühlen eine Anregung feines Gemüthes zu religiöser
Empfindung herleite,: wollen. Dachten sich doch bekanntlich selbst die Griechen,
dieses am höchsten entwickelte Volt unter allen Heiden, ihre „guten" Gott-
heiten als Wesen, die ihren Verehrern nur so lange wohlgesinnt seien, alK
sie von ihnen die nothwendige Ehrfurcht erführen, von ihnen gereizt aber
auch ihre Lieblinge fchädigten oder gar rachsüchtig und mitleidslos zu Grunde
richteten!

II.

Wie schon bemerkt, findet sich der Glaube an weltbelebende Geister
selbst bei solchen Völkern, von denen nicht bekannt ist, daß sie im Uebrigen
religiöse Begriffe haben. Geister bewohnen nach ihrer Anficht Pflanzen,
Felsen, Gewässer, Gestirne; Geister schweben in den lüften und Wolken;
jeder Stein, jeder Baum und Strauch scheint ihnen beseelt, d. h. der
Sitz eines Geistes zu sein. Wie ist diese Anschauung zu erklären? Wie
gelangt der Mensch zu der Annahme, daß die ganze Welt erfüllt fei von
menschenähnlichen Lebewesen, die häusig in sein eigenes Leben eingreifen?
Liegt denn die Annahme von Naturkräften und Naturgesetzen dem Menschen
zu fern, als daß der unentwickelte Geist des Wilden in ihnen die Er-
klärung der Vorgänge in der Natur finden könnte?

Die „animistifche" Weltanschauung der Naturvölker hat einen zwie-
fachen Ursprung. Sie wurzelt oft in dem Glauben, daß die Menschenseele,
welche nach Auffassung des Naturmenschen den Leib zu verlassen und ge-
trennt von ihm fortzuleben vermag, bei ihrer Luftigkeit und Beweglichkeit
jeden beliebigen neuen Körper, sei es den eines Menschen oder eines
Thieres, sei es eine Pflanze, ein Gewässer oder einen Stein, zum Wohnsitze
wäblen kann. Häufiger aber beruht der Glaube an die Beseeltheit der
Natur noch auf einer anderen Grundlage. Jeder Mensch kann bekanntlich
^x

von einein Gegenstande eine Vorstellung nur auf Grund seines Vorraths
an Vorstellungen bilden. „Was man zum ersten Mal erficht," heißt es
in einem bekannten Gedichte, „kennt selber oft der Klügste nicht," weil
ihm seine „Apverceptionsmasse" zur Bildung des neuen Begriffes nicht
ausreicht. Denken wir uns z. B. einen Menschen, der in seinem bis-
herigen Leben nur Hunde gesehen hat und von dem Vorhandensein anderer
Thiere Nichts weiß, so muß dieser Mensch, wenn er zum ersten Male einer
Katze annchtig wird, dieselbe unbedingt im ersten Augenblicke auch für einen
Hund halten, bis er durch Beobachtung der Eigentümlichkeiten dieses
Dhieres seinen Vorrath an Vorstellungen derartig bereichert hat, daß er
zur Bildung eines neuen Begriffs fortschreiten kann. Nun besteht aber
beim Naturmenschen die Apperceptionsmasse fast ausschließlich in seiner
eigenen Vorstellungswelt; er kann also auch nur auf dieser Grundlage
Vorstellungen von den Außendingen bilden und muß nothwendig seine
eigene Seelenthätigkeit diesen beilegen, sich dieselben menschlich beseelt vor-
stellen. Mit Recht hatte schon Hume darauf hingewiefen, daß die Menschen
geneigt seien, sich alle Dinge menschenähnlich vorzustellen und ihnen die-
jenigen Eigenschaften beizulegen, deren sie sich selbst bewußt sind. Was
jedoch Hume nur als eine Neigung der Menschen bezeichnet, muß wenigstens
beim Naturmenschen geradezu das nolhwendige Cr^ebniß seines Denkens
genannt werden. Die ganze Natur ist wie der Mensch; jedes Ding gilt
als belebt, als fühlend, denkend und wollend, weil es der Naturmensch
nur als mit ihm selbst wesensgleich auffassen kann. Daß dieses nicht auch
beim Culturmenschen der Fall ist, beruht auf der Erfahrung und wissen-
schaftlichen Erforschung der Außendinge, die dem Wilden und ebenso dem
Kinde fremd ist, das Pnpven, Steckenpferde ?c. wie lebende Wesen be-
handelt. Der Cultnrmensch kennt die Gesetze der Schwere, der Wanne,
der Electricität, des Wachsens und Zerfallens der Naturkörper und erklärt
mit Hilfe dieses wissenschaftlichen Rüstzeuges die Vorgänge in der Natur.
Doch auch er kann in augenblicklicher Leidenschaft zuweilen die erworbene
Gewohnheit überwinden und z. N. den leblosen Gegenstand, welcher ihm
Schmerz bereitet hat, stoßen oder schlagen. Kpros ließ den Gyndes, einen
Nebenfluß des Tigris, aus seinem Bette ableiten zur Strafe dafür, daß
er eines der heiligen Nosse mit sich fortgerissen hatte. Aerres lieh den
Hellesvont geißeln und Ketten in ihn versenken, weil er die Brücke des
Königs zerstört hatte, und Herodot, der dieses berichtet, sieht anscheinend
darin nicht sowohl das Werk kindischen Zornes, als vielmehr trotziger
Selbstüberhebung, die sich sogar an der Gottheit vergreift. Auch dauert
diese Auffassung der Naturdinge noch fort, wenn sich schon die Natur-
kenntniß zu entwickeln beginnt. Die Macht der Ueberlieferung, der be-
stimmende Einfluß der Vorfahren ist zu groß, als daß im Lichte einer
neuen Weltanschauung die alten, zu Glaubenssätzen gewordenen Vorstellungen
ohne Spur verschwinden könnten. So wurde zu Athen im Prntaneion

Gericht gehalten über Balken, Steine und andere todte Gegenstände, die, ohne daß ein Verbrechen vorlag, den Tod eines Menschen herbeigeführt hatten, und es wurde Verbannung über sie verhängt, d. h. sie wurden über die Grenze geschafft. Besonders lieben es bekanntlich die Dichter, auf diese uralte Naturanschauung zurückzugreifen und todte Gegenstände als lebend und handelnd vorzuführen. Schwüren doch in der eddischen Sage von» Lichtgotte Valdr nicht nur alle Naturkräfte, Steine, Gewächse und Thiere, sondern sogar die persönlich gedachten Seuchen der Frigg einen Eid, den Gott verschonen zu wollen, und beweinen ihn, als er dennoch dem Geschosse Hödrs erliegt.

Der Glaube an die Beseeltheit der Natur, der sogenannte Animismus, ist die nothmendige Voraussetzung für die Anbetung der Naturdinge. Denn es ist ausgeschlossen, daß der Mensch einem Gegenstande huldige, von dem er weiß, daß er nicht lebt, daß er ihn: also weder schaden noch nützen kann. Er zollt vielmehr den Naturdingen nur insofern Verehrung, als er ihnen die Fähigkeit beilegt, auf fein eigenes Leben irgend einen Einfluß auszuüben. Den göttlich verehrten, beseelt gedachten Gegenstand pflegte man früher Fetifch, die Anbetung eines folchen Fetischismus zu nennen.*) In früher Urzeit kann, solange der Mensch die ganze Natur für belebt hält, jeder Gegenstand angebetet werden, indem er mit dem ihm innewohnenden Geiste als untrennbares Ganzes aufgefaßt wird. Vervollkommnetes Verständniß und größere Erfahrung führen jedoch bald zu der Annahme, daß der Gegenstand religiöser Verehrung nicht immer göttliche Kraft äußert, sondern vorübergehend seine Beseeltheit zu verlieren scheint oder umgekehrt nur zeitweise Sitz eines Geistes ist. Ganz folgerichtig wird er nur folange verehrt, als er eine Kraft zu äußern scheint, und sobald dies nicht mehr der Fall ist, weggeworfen. Bei gereifterer Naturkenntniß sieht endlich der Menfch feinen Irrthum ein und gelangt zu der Ueberzeugung, daß Steine, Balken :c. überhaupt niemals beseelt sind. Aber seine religiöse Hingebung forden einen sichtbaren Gegenstand, an den sich die Verehrung des unsichtbaren Gottes wenden könne. Diese Stufe des Fetischismus (in weitester Bedeutung des Wortes), die schließlich zum Bilderdienst führt, nahm z. B. das griechische Alterthum ein. Pausanias, der bekannte Schriftsteller des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, berichtet z. V., daß die Bewohner von Pharm (im nordwestlichen Peloponnes) etwa dreißig steinerne Würfel göttlich verehrt und jedem einzelnen den Namen eines Gottes beigelegt hätten, und fährt fort: „In älterer Zeit genossen bei allen Griechen unb ehauene Steine an Stelle der Bildfäulen göttliche Verehrung." Unter dein Bilde eines unbehauenen Steines wurde nach alter Weise Herakles zu

*) Neuerdings versteht man unter Fetisch etwas anderes, nämlich, wie tzavpel sagt, .ein Sachgut, mit welchem höhere, himmlische, übernatürliche Kräfte durch Zauber in Verbindung gebracht worden sind."

Hyettos in Boiotien, sowie Eros in Thespiai verehrt. Die Argonauten beteten im Lande der Amazonen in dein unbedeckten Tempel ihres Kriegsgottes zu einem heiligen schwarzen Steine. In Athen stand noch zur Zeit des Pausanias vor den» Aphroditetempel eine Aphrodite in Gestalt einer vierkantigen Säule, ähnlich den Hermes faulen. Das Bild derselben Göttin in Paphos wird von Tacitus als ein Rundkörper aus einen» Stücke, der von einein breiten Ansätze zu geringem Umfange wie eine Spihsäule aufsteigt, beschrieben. Die Spitzsäulen des Apollo« Agvieus (des „Straßeuapoll") erinnern lebhaft an die Klotz- und Stangenfetische, wie sie noch jetzt bei wilden Völkern vor den Hausthüren aufgestellt werden. Daß auch unter den Völkern, welche schon zu diefer Stufe des Fetischismus fortgeschritten sind, auf der der Fetifch nur noch das Bild der Gottheit ist, der fromme Gläubige die Verehrung derselben häufig mit der ihres Sinnbildes vermengt, kann nicht befremden. Vielleicht empfiehlt es sich, für diese Stufe des Fetifchdienstes den Namen „Nepräfentations-Fetischismus" einzubürgern.
Aus dem Gesagten ergeben sich die Ansichten mancher Gelehrten über Entstehung und Wesen des Animismus und Fetischismus als verfehlt. Easpari hält den ersteren für eine Folge der Feuererfindung, weil erst durch sie der Urmensch den Begriff unsichtbarer Körperlosigkeit zu bilden gelernt habe. Caspari übersieht, daß der Seelenbegriff des Naturmenschen ganz anderer Art ist, als der des jetzigen Philosophen, und daß für den ersteren der Begriff der Körperlosigteit gar nicht in Betracht kommt. Auch ist es irrig, daß in der Vorzeit der Mensch sich die Naturdinge unbelebt, in Folge oer Feuererfindung dagegen belebt vorgestellt habe, und daß er später wiederum zur ursprünglichen Anschauung zurückgekehrt sei. Nur das ist richtig, daß der Animismus erst entstehen konnte, nachdem sich der Mensch einen Seelenbegriff gebildet hatte; das geschieht aber gänzlich unabhängig von der Feuererfindung. — Mar Müller bekämpft die Annahme, daß der Fetischismus als eine ursprüngliche Neligionsform zu gelten habe. Einmal seien Religion und Anbetung verschiedene Dinge und stünden nicht immer in einem nothwendigen Verhältnisse zu einander. „Aber angenommen selbst, sie wären identisch, was ist denn die Anbetung eines Steines anders, als das äußerliche Zeichen eines vorausliegenden Glaubens, daß dieser Stein eben mehr als ein Stein, daß er etwas Übernatürliches, wohl gar Göttliches sei, so daß also die Begriffe des Übernatürlichen und des Göttlichen, statt aus den» Fetischismus herauszuwachsen, meistens, »uenn nicht immer, seine nothwendigste Voraussetzung bilden?" Müller verkennt, daß dem Wilden ganz andere Dinge übernatürlich erfcheinen als uns. Während der Eulturmensch in frommer Bewunderung den Sonnenaufgang oder den Sternenhimmel anstaunt, wendet der Wilde seine Aufmerksamkeit einem auffallenden Steine, einen» sonderbar gestaltete»» Vaumstnmpf, einer vorher noch nicht erprobten Feuerwaffe zu und hält diese Dinge weit eher für göttlich und übernatürlich als Sonne, Mond und Sterne in ihrer weite»»-

fernen Alltäglichkeit. Müllers Ansicht führt uothwendig zu dein Unsinn,
daß die rohesten Völker Afrikas, die Knochen und Fischgräten anbeten, in
ihrem religiösen Denken weiter fortgeschritten sind, als das Volk der alten
Griechen, da sie ja die Vorstellung von der Göttlichkeit ihrer Fetische erst
an den Himmelskörpern und Himmelserscheinungen lernen mußten und,
nachdem sie an diesen die Begriffe des Ueberirdischen, Göttlichen gelernt
haben, nunmehr dieselben auf irdische Dinge übertragen.

Die obigen Ausführungen gipfeln somit in folgenden Sätzen:

1) Die Himmelskörper und Naturerscheinungen sind an sich nicht im Stande,
den Urmenschen zu religiösem Denke» anzuregen, da sie zu wenig in
seinen Interessenkreis hineinragen. Ihre Verehrung kann demnach
nicht als eine ursprüngliche Religionsform angesehen werden.

2) Die Vorgänge im Luftkreise sind früher angebetet worden als die
Gestirne. Die Anbetung aller dieser Objecte steht wahrscheinlich in
ursächlichen» Zusammenhange mit dem Beginn einer seßhaften Lebens-
weise.

3) Die Religion des Urmenschen besteht in dem Glauben an welt-
belebende, vorzugsweise böse Geister, in dem Gefühle der Furcht vor
diesen Geistern, sowie in den, Streben, dieselben gnädig zn stimmen
oder unschädlich zu machen.

4) Der Geisterglaube ist im Seelenleben des Menschen begründet. Er
ist die unentbehrliche Voraussetzung für die Anbetung der Naturdingc i
„Der Animismus ist der Vater des Fetischismus" (in weitester Be-
deutung des Wortes).

Der ötaat und die Ehescheidung.

von

Ludwig Luid.
— Mainz, —

as Eherecht bildet denjenigen Theil des gesammten bürgerlichen
Rechts, der durch die grundsätzlichen Gegensätze zwischen staat-
lichen und kirchlichen Anschauungen am meisten beeinflußt wird;
in dein Eherecht sind es insbesondere die auf die Ehescheidung bezüg-
lichen Bestimmungen, bei welchen die Eontraste zweier Weltanschauungen
vor Allem zum Ausdruck, so. zur Verkörperung gelangen. Während der
Staat die Ehe unter dem Standpunkte eines zwar besonders gearteten
und durch seineu Eharakter als einer auf Dauer bestimmten geistig-leib-
lichen Lebensgemeinschaft von andern Rechtsverhältnissen verschiedenen
Rechtsverhältnisses, aber doch immer eines Rechtsverhältnisses betrachtet, ist
der itirche die Ehe eine mit sacramentaler Heiligkeit umkleidete Verbindung,
welche durch die religiöse Weihe zu einer auf die Lebensdauer sich er-
streckenden Gemeinschaft geworden ist. Die kirchliche Lehre sieht in der
Ehe ein schlechthin unauflösliches Band, fie verwirft grundfätzlich die Ehe-
scheidung und gestattet nur die Aufhebung des gemeinschaftlichen Lebens,
welche die Möglichkeit einer Wiederuerheirathung natürlich ausschließt; der
Staat anerkennt mit Nichten die Unauflüslichkeit der Ehe, der Zweck-
gedante, dem die staatliche Gesetzgebung auch bei Regelung der ehelichen
Verhältnisse dienstbar sein muß, erfordert die Löfung einer Ehe, wenn
deren Zweck vereitelt und ihr Fortbestand für die Gesellschaft mit Räch-
theilen verknüpft ist. Zwischen diesen Anschauungen erscheint eine Ver-
einigung unmöglich; der Staat, welcher ein für alle feine Unterthanen
geltendes und passendes Recht zu schaffen verpflichtet ist, gleichviel welcher

Religionsgemeinschaft sie angehören, kann das Ehescheidungsrecht nur unter dein staatlichen, nicht aber unter dem engen Gesichtspunkte einer bestimmten confessionellen Anschauung regeln, er kann auch die dogmatischen Forderungen, welche an den Inhalt dieses Rechts gestellt werden, nicht erfüllen, will er nicht den staatlichen Charakter des Eherechts preisgeben und sich einer Unduldsamkeit schuldig machen; das staatliche Eherecht muß für die Mitglieder der einen Religionsgemeinschaft nicht minder passen wie für die der andern, und dies wird nur dann der Fall sein, wenn es nicht den dogmatischen, sondern den socialen Bedürfnissen angepaßt ist. Die freiere Gestaltung des Ehescheidungsrechts ist also die Consequenz der staatlichen Auffassung der Ehe, die Consequenz des Zweckgedankens im Sinne Iherings, wenn man den Ausdruck gebrauchen will, des Utilitätsprincips, die möglichste Beschränkung der Scheidung dagegen die dem kirchlich-dogmatischen Standpunkt entsprechende Folge. Heute, wo wir vor dem Erlaß des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich stehen, ist der Streit zwischen den Vertreten, beider Ansichten wieder mit aller Lebhaftigkeit entbrannt; einflußreiche Kreise sind bemüht, die Ehescheidung in Deutschland für die Zukunft möglichst zu erschweren; durch künstliche Aufrechthaltung einer innerlich längst zerrütteten und der sittlichen Grundlage entbehrenden Ehe glaubt man die wahre Sittlichkeit zu fördern und der Ausbreitung des Concubinats entgegen zu treten; diese Bestrebungen, welche jetzt den Zeitpunkt für gekommen erachten, sich Geltung und ihren Zielen Anerkennung feitens der Gesetzgebung zu verschaffen, sind am letzten Ende darauf gelichtet, das moderne Eherecht auf den biblischen Standpunkt zurückzuführen; die Ehe foll nur wegen Ehebruchs geschieden werden dürfen, in allen übrigen Fällen foll der Staat zwar die eheliche Gemeinschaft aufheben, aber die Wiederverheirathung nicht gestatten. Auf diesem Standpunkte stand das in Frankreich seit dem Jahre 1816 geltende Eherecht mit dem einzigen Unterschiede, daß nach Maßgabe desselben die Ehescheidung überhaupt ausgeschlossen war; das französische Civilgesetzbuch, welches mit dem Namen des ersten Napoleon verbunden ist, kannte die Ehescheidung; nachdem die Nourbonen-Monarchie durch die Waffen der verbündeten europäischen Mächte zum zweiten Male wieder hergestellt war, hielten es die Legitimisten für eine ihrer ersten Aufgaben, an Stelle der Scheidung die dauernde Trennung von Tisch und Bett einzuführen; erst zu Anfang des vorigen Jahrzehnts wurde unter der dritten Republik ein Gefetz erlassen, welches die Scheidung wieder zuließ, bis dahin waren alle zu diesem Zwecke gemachten Versuche an dem Widerstände des einen oder andern gesetzgebenden Factors gescheitert. In Preußen ist der Kampf derjenigen, welche das Ehefcheidungsrecht in diesem weitgehenden Maße beschränkt missen wollen, schon seit dem dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts mit großer Energie geführt worden, und es erscheint für die Erörterung der uns hier beschäftigenden Frage nicht bedeutungslos, einen Blick auf

diese Kämpfe um die Erhaltung bezw. Abänderung des preußischen Ehe-
rechts zu werfen, zumal dieselben mit der politischen und culturellen Ent-
wicklung in engem Zusammenhang stehen.
Unter den zu Ausgang des vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts
entstandenen Gesetzgebungen ist das preußische Landrecht dasjenige, welches
den staatlich-bürgerlichen Standpunkt am consequentesten zum Ausdruck
bringt und dogmatischen Ansprüchen keinerlei Zugeständnisse macht; die mit
Ausarbeitung desselben beauftragten Männer gingen von der Ansicht aus,
daß durch baldige Trennung einer unglücklichen Ehe den« Staate weniger
Schaden zugefügt werde, als wenn dieselbe erschwert, ja gewissermaßen
unmöglich gemacht werde; sie behandelten demgemäß die Ehescheidungsfrage
in durchaus liberaler, von dem (leiste der Periode der Aufklärung, über
die heute geringschätzig zu urtheileu, bei manchen GelelMen zu Mode ge-
worden ist, beherrschter Weise. Gerade mit Rücksicht auf diesen Charakter
war das Eherecht des Landsrechts den Vertretern einer engherzigen An-
schauung besonders verhaßt, und kurze Zeit schon nach den Befreiungskriegen
begannen die Angriste, die sich bis in die fechziger Jahre fortsetzten; Friedrich
Wilhelm III., noch mehr aber Friedrich Wilhelm IV. standen zum Nachtheil
des Staates unter dem Einfluß der Männer, welche es unternommen hatten,
die Gesetzgebung Preußens im Sinne des christlich-gerinnnischeu Staates
umzubilden, es waren dies vor Allem die drei Gebrüder Gerlach, deren
Wirksamkeit von der Geschichte in genügender Weise gewürdigt ist; Friedrich
Wilhelm I V., den seine romantische Veranlagung für die mystisch-religiösen
Einwirkungen der Gerlach und Wagener besonders empfänglich machte,
erachtete es als seine Pflicht, das Ehesckeidungsrecht mit den biblischen
(Grundsätzen in Einklang zu bringen; im Jahre 1854 legte das Ministerium
in seinem Auftrage den Kammern einen Gesetzentwurf vor, welcher eine er-
hebliche Anzahl der landrechtlichen Ehesckeidungsgründe beseitigte; die Vor-
lage wurde indessen von dein Abgeordnetenhause nicht angenommen, in
erster Linie um deswillen, weil die katholischen Abgeordneten, welche be-
antragt hatten, daß die Ehesachen der Katholiken an die geistlichen Gerichte
verwiesen werden sollten, sich in Folge der Ablehnung dieses Antrags ver-
anlaßt sahen, die Vorlage zn verwerfen. Unter der Regentschaft des nack nialigen
Kaisers Wilhelm I. wurde den Kammern abermals ein Gesetzentwurf unter-
breitet, welcher einerseits die Ehescheidmigsgründe des Landrechts ebenfalls
Verminderte, anderseits für gewisse Fälle die bürgerliche Eheschließung ein-
führen wollte; auch dieser Entwurf wurde nickt als Gesetz verabschiedet, das
Herrenhaus war zwar mit der Einschränkung der Ehescheidung einverstanden,
wollte aber von der bürgerlichen Eheschließung, auch in Ausnahmefällen,
Nichts wissen, während das Abgeordnetenhaus auf dem Standpunkte ver-
harrte, daß die beiden Reformen ein untrennbares Ganzes bildeten. Eine
Abänderung des materiellen Eherechts ist daher in Preußen seit Erlaß des
Landrechts nicht erfolgt, das formelle Ebeschließungsrecht wurde dagegen

bekanntlich im Jahre 1874 bezw. 1875 durch Einführung der obligatorische» Eivilehe in einschneidender Weise umgeformt. Durch die Einführung der bürgerlichen Eheschließung, n'elche der Staat ausschließlich als die giltige Form des Eingehens einer ehelichen Verbindung betrachtet, ist der bürgerliche Charakter des Eherechts den kirchlichen und dogmatischen Ansprüchen gegenüber deutlich zum Ausdruck gebracht worden; der- Staat würde sich mit sich selbst in Widerspruch scheu, wollte er nunmehr bei der Regelung des materiellen Eherechts diese Ansprüche begünstigen und anerkennen, er würde damit den grundsätzlichen Standpunkt ausgeben, den zu wahren ihm nickt nur die Rücksicht auf feiue Selbstständigkeit und Souveränität, sondern auch die Sorge für die verschiedenen in seinem (Gebiete lebenden Religionen uud Ennfefsionen gebieterisch zur Pflicht macht. Aber auch abgesehen von dieser Seite der Frage, erfordert das gefellfchaftliche und das staatliche Interesse ein Ehescheidungsrecht, das genügend weit gefaßt ist, um die Lösung unglücklicher, zerrütteter Ehe» zu gestatten; auch der Sittlichkeit wird durch ei» solches Recht iu höherem Maße gedient als durch ein Gesetz, das die Ehe um jedeu Preis aufrecht erhält, In den höheren und wohlhabenden Klassen der Bevölkerung würde der Zwang zur Aufrechthaltung der Ehe weniger stark empfunden werden; die Eheleute, welche das Gesetz an der Lösung des unhaltbar gewordenen Bandes hindert, werden sich thatsächlich trennen, das gemeinschaftliche Leben wird aufgehoben. Mann und Frau nehmen fich besondere Wohnungen, wegen der.Ander und der vermögensrechtlichen Beziehungen einigt mau sich in Güte und ohne Anrufen der staatlichen BeHürden, kurz, man lebt thatfächlich fo, als ob mau gefchiedeu wäre. Allerdings ist es dem einen und andern Ehegatten nicht möglich, eine neue Ehe einzngehen, allein an dieser Unmöglichkeit trägt man doch nicht allzuschwer. Anders liegt die Sache bei den unbemittelten oder minder bemittelten Schichten; der Arbeiter und Handwerker, der Kleinbürger und Krämer, der kleine Lanowirth uud Tagelöhner können die Kosten einer doppelten Haushaltung nicht tragen, sie können auch nicht ohne eine Frau auskommen, welche für sie »icht eiu „anmuthiges Decorationsstück", fondern eine Arbeitsgenofsin im wahren Sinne des Wortes ist; für diefe Schichten der Beuülkeruug bedeutet daher der Zwang z»r Aufrechthaltuug der Che einfach die Unmöglichkeit, ihr Leben in der bisherigen Weife foNzusetzen, er bedeutet für sie vielfach den Ruin in wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung; wenn aber die heutige Gesetzgebung iu Wirtlichfeit die sociale Seite bei jeder ihrer Vorschriften in Betracht zieht, wie kann fie da einem Dogma zu Liebe die socialen Interessen des größten Theils der Bevölkerung durch weitgehende Beschränkung der Ehescheidung nachhaltig schädigen? Man Vergegenwärtige sich die Wohnungsverhältnisse der unbemittelten Beoölterungsklassen, man erinnere fich daran, daß die Familien anf die beschränkten Räume angewiesen sind, und frage sie dann, welche Folgen es haben muß, wenn Ehegatten, denen das gemeinsame ^eben nicht mehr möglich ist, durch

das Gesetz verhindert werden, die bestehende Gemeinschaft zu lösen? Ist ein solches Gesetz nicht dafür verantwortlich zn machen, wenn solche unhaltbare Zustände zu der Verübung strafbarer Handlungen führen? Der Gesetzgeber darf doch nicht mit ioenlisirten Zuständen, sondern er muß mit den socialen Verhältnissen, wie sie nun einmal bestehen und vermuthlich noch sehr lange bestehen werden, rechnen, er darf auch nicht außer Acht lassen, daß seine Satzungen nicht für traft- und blntlofe Wefeu oder Ästeten bestimmt sind, welche mit der irdische» Welt, ihren Leidenschaften und Bekümmernissen vollständig abgeschlossen haben, sondern für Menschen mit Fleisch und Blut, Menschen mit Leidenschaften, die als Durchschnittsmenschen tein Verständnis; dafür besitzen noch besitzen tonnen, daß sie einem Dogma zu Liebe verpflichtet find, durch ein ganzes ^eben hindurch die einmal eingegangene Ehe aufrecht halten zu müssen Steht hiernach die Beschränkung der Ehescheidung mit den socialen Interessen der Mehrheit der Bevölkerung in unversöhnlichem Gegensatze, so fragt es sich nunmehr, ob denn die Interessen der Sittlichkeit eine derartige Regelung erheischen? Auch dies muß im Hinblick auf die Erfahrungen, welche in Ländern gemacht wurden, in denen die Scheidung unterfagt oder doch nur in Ausnahmefällen zugelassen in, auf das Bestimmteste verneint werden. Die Beschränkimg der Scheidung befördert das üoucubinat, die Begründung illegitimer Verhältnisse nnd die unehelichen Geburten, sie schädigt hierdurch nicht uur die Boltssittlichteit, sondern auch das Ausehen und die Würde der Ehe weit mehr, als es durch noch so zahlreiche Ehescheidungen geschieht; wenn der Staat die Scheidung des ehelichen Bandes verweigert, so drängt er die Gesellschaft auf den Weg der Selbsthilfei der unglücklich uerheirathete Mann, welchem das Gesetz die Eingehuug einer anderen Ehe unmöglich macht, sucht in illegitimer Verbindung die Freuden uud die Befriedigung, welche ihm die nicht zu lösende El>e versagt, in de» höheren und bemittelten Ständen breitet sich in Folge dessen die Unsitte des falschen Haushaltes aus, des „kaux möni>F6", den wir aus den Producteu der französischen ^itteratur kennen, mit allen wirthschanlichen und sittlichen Mcktheileu, die hiermit verbunden sind, in den untern Schichten hilft man sich auf andere Weife, in beiden aber weiß die Selbsthilfe Mittel und Wege zu finden, um wenigstens thatfächlich das gesetzliche Verbot zu umgehen.

Es besteht kein Zweifel, daß in Frankreich die illegitimen Verbinduugen durch das Verbot der Scheidung ganz wesentlich befördert wurden, selbst die leidenschaftlichen Gegner der Scheidung haben, wenn sie wahr uud aufrichtig waren, zugegeben, daß die sittlichen Zustände durch das Eingangs erwähnte Gesetz von 1816 ganz erheblich verschlechtert wurden. Was will es gegenüber solchen Erscheinungen bedeuten, wenn man auf die Zunahme der Zahl der Ehescheidungen verweist und darin einen Beweis dafür erblickt, daß der deutsche Gesetzgeber die Heiligkeit der Ehe nicht genügend erfaßt habe, wie dies beispielsweise der französische Jurist Glasson in seiner

Schrift über Ehescheidung und Ciuilehe thut? Wird die Heiligkeit der Ehe vielleicht durch Zustände befördert, wie sie das französische Gesetz von 1816 hervorgerufen hat, und kann man von einer Heiligkeit auch gegenüber solchen Ehen sprechen, bei welchen die geistig-leibliche Gemeinschaft aufgehoben ist und der äußere Fortbestand nur durch den Zwang des Staates bewirkt wird? Gerade diese Scheinehen, welche des sittlichen Fundaments vollständig entbehren, sind ein Krebsschaden des Volkslebens, der Todfeind wahrer Sittlichkeit, und taufendmal besser ist es, das eheliche Band zu lösen, als durch solchen Zwang die Heuchelei großzuziehen und damit die Ehe selbst zu entwürdigen. Welcher Art der erzieherische und sittigende Einfluß sein kann, der in einer solchen Ehe auf die Kinder ausgeübt wird, bedarf wohl keiner Ausführung. Schließlich kann aber auch mit Recht wohl die Frage aufgeworfen werden, ob denn der Mensch und Bürger verpflichtet ist, um einer dogmatischen Anschauung willen auf das Glück einer ihn befriedigenden Ehe zu verzichten? Erscheint es in der That mit Rücksicht auf die überlegenen Interessen der Gesammtheit gerechtfertigt, das Individuum der Möglichkeit zu berauben, den einmal begangenen Irrthum wieder gut zu machen, erscheint es wirklich berechtigt, den Vürger im Hinblick auf die staatliche und gesellschaftliche Wohlfahrt zu zwingen, bei dem einmal gewählten Ehegenossen auszuharren, bis der Allüberwinder die Befreiung bringt? Man mag dem Satze, daß das öffentliche Wohl das oberste Gesetz ist, die weiteste Anwendung geben, trotzdem läßt sich hierauf nicht mit einer Bejahung antworten; die angeblichen Vortheile für die Gesammtheit eristiren nur in der Einbildungskraft, die Gesellschaft hat mit Nichten ein Interesse daran, die einmal bestehende Ehe um jeden Preis, auch uni den Preis eines Lebensglücks aufrecht zu erhalten, sie hat nur ein Interesse, daß die Ehen möglichst glückliche sind; gerade der Standpunkt der gesellschaftlichen Nützlichkeit verlangt es, daß dem Individuum, das in einer unglücklichen Ene lebt, die Lösung derselben nach Möglichkeit erleichtert werde, er berührt sich hierbei mit der auch vom individuellen Standpunkte geltend zu machenden Forderung: der Mensch ist Selbstzweck, nicht Mittel zum Zweck, den Selbstzweck verkennt aber die Gesetzgebung, die ihm im Interesse dogmatischer Horstellungen Opfer auferlegt, deren Größe außer jedem Verhältnis; zu dem dadurch erkauften Ergebnis; steht. Wenn man hiergegen einwendet, daß diese Ansicht am letzten Ende dazu führe, die Ehe auf Probe oder auf Zeit zu sanctioniren, welche wir bei unentwickelten Völkern und zurückgebliebenen Stämmen finden, so ist das lediglich eine nicht eben besonders geistreiche Redensart, welche Alles oder Nichts beweisen kann. Aus vorstehenden Ausführungen ergiebt sich, das; der Staat verpflichtet ist, unter Abweisung der dogmatischen und hierarchischen Anforderungen für ein weitreichendes Entscheidungsrecht Sorge zu tragen. Wie stellen sich nun die beiden Entwürfe eines bürgerlichen Gesetzbuchs zu dieser Frage? Leider kann nicht mit dem Urtheil zunickgehalten werden, daß beide in dieser

-x

Hinsicht nicht geeignet sind, volle Zufriedenheit hervorzurufen. Der erste Entwurf machte den dogmatischen Anschauungen in bedenklichem Maße Zugeständnisse; er stellte einige Gründe auf, welche schlechthin zur Ehescheidung berechtigen sollen, nämlich Ehebruch, die Verübung gewisser Sittlichkeitsverbrechen, lebensgefährliche Nachstellung und bösliches Verlassen, im Uebrigen aber ließ er die Scheidung nur zu, wenn durch Verschuldung des einen Ehegatten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verursacht ist, daß den, andern die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann; in diesen Fällen sollte aber zunächst nicht die Scheidung, sondern nur die Trennung von Tisch und Nett verlangt werden können, welche erst nach einer bestimmten Dauer in die Scheidung umzuwandeln war. Lediglich die Verschuldung eines Ehegatten berechtigte nach diesem System den anderen Ehetheil zu der Scheidungsklage, für die Berücksichtigung aller Scheidungsgründe, welche nicht auf der Verschuldung beruhen, zeigte der Entwurf kein Verständniß; es wurde hierdurch beseitigt nicht nur die Ehescheidung auf Grund unüberwindlicher Abneigung, ferner die Scheidung auf Grund gegenseitiger Uebereinstimmung, fondern auch die Scheidung wegen unheilbaren Wahnsinns, um von andern praktisch minder bedeutsamen Gründen hier abzusehen. In der Begründung des Gesetzentwurfs wird mit dürren Worten ausgesprochen, daß es im staatlichen Interesse liege, die Ehescheidung thunlichst zn erschweren; an manchen Stellen läßt dieselbe die Anschauung, daß im Interesse der sittlichen Ordnung die Ehe um jeden Preis aufrecht erhalten werden müsse, deutlich erkennen. So bedeutsam diese den: Dogmatismus gemachten Zugeständnisse auch waren, so befriedigten sie doch die Vertreter hierarchischer Ansichten mit Nichten, während sie auf der andern Seite, wo man den staatlichen Charakter des Scheidungsrechts in keinem Punkte antasten lassen wollte, natürlich die größten Bedenken erregten; der Vorwurf der Halbheit blieb dem Entwurf nicht erspart, und nicht mit Unrecht charakterisirte man seine Stellung als eine halb kirchlich-dogmatische, halb staatlich-bürgerliche Mittelstellung. Der deutsche Iuristentag sprach sich gegen die Beschränkung der Ehescheidungsgründe auf die durch eine Verschuldung hervorgerufenen Ursachen aus und verlangte mit Entschiedenheit die Anerkennung unheilbaren Wahnsinns als Scheidungsgrund, eineForderung, die auch in den medicinischen Kreisen viel Beifall fand. Der zweite Entwurf hat die Mängel des ersten einigermaßen verbessert; er hat die Bestimmung, daß in der Regel zunächst auf Trennung von Tisch und Bett erkannt werden soll, gestrichen, die Geisteskrankheit unter der Voraussetzung als Scheidungsgrund anerkannt, daß dieselbe mindestens drei Jahre gedauert hat, die geistige Gemeinschaft zwischen den Ehegatten durch sie aufgehoben und jede Aussicht auf Wiederherstellung ausgeschlossen ist; die übergroße Aengstlichkeit, welche aus dieser Verklauselirung ersichtlich ist, mutz als charakteristisch bezeichnet werden. Im Uebrigen aber ist auch der zweite Entwurf der Ansicht, daß nur die Verschuldung des einen oder anderen

Ehegatten die Scheidung rechtfertigen soll; die Verschuldung muß sich äußern in schwerer Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder in unsittlichem oder ehrlosem Verhalten, und es wird des Weitern verlangt, daß sie eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses zur Folge hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann; als schwere Pflichtverletzung betrachtet man insbesondere grobe Mißhandlung.

Abgesehen von der Beschränkung des Scheidungsrechts, welche hierin enthalten ist, giebt diese Behandlung der Frage auch um deswillen zu großen Bedenken Anlaß, weil der Gesetzgeber den Gerichten die Bestimmung der Scheidungsgründe überläßt; wir werden nicht ein gesetzliches, sondern ein. richterliches Scheidungsrecht besitzen, dessen Inhalt in den einzelnen Theilen des Reiches ein sehr verschiedener sein wird. Der gleiche Vorgang wird in dem einen Gerichtsbezirke als Scheidungsgrund anerkannt, in dem andern wird ihm diese Bedeutung abgesprochen werden, es wird sich — und hierauf ist besonders Gewicht zu legen — für die einzelnen Stände und Schichten der Gesellschaft ein besonderes Scheidungsrecht ausbilden, der dnn früheren Rechte bekannte Unterschied zwischen Vornehmen und Geringen, der mit dem Wesen des Rechtsstaates in Widerspruch steht, wird auf dem Gebiete des Scheidungsrechtes wieder eine rechtliche Bedeutung erlangen, und wir werden darauf gefaßt fein müssen, daß beispielsweise die Verurtheilung des einen Ehegatten zu einer schweren Freiheitsstrafe, wenn es sich um die Mdilioi-s« handelt, von den, Richter als Scheidungsgrund betrachtet, dagegen, wenn es sich um Angehörige der 2umi1ic»rss dreht, nicht unter die Kategorie der Pflichtverletzungen gestellt wird, welche dem andern Ehegatten das Zusammenleben unmöglich machen; wer dies als Untertreibung errachtet, sollte sich daran erinnern, daß schon heute bei der Scheidung einer Ehe die gesellschaftlichen Sitten und Gebräuche in intensivster Weise beachtet und gewürdigt werden. Wir müssen es aber als nachtheilig bezeichnen, wenn durch dasselbe Gesetzbuch, welches die Rechtsverschiedenheit in Deutschland zn beseitigen den Zweck hat, zu der Ausbildung der Rechtsverschiedenheit auf einem Gebiet der Grund gelegt wird, auf welchen» dieselbe gewiß nicht berechtigt ist. Noch schlimmer aber ist es, daß von vornherein garnicht festgestellt werden kann, ob eine Ehe geschieden wird oder nicht? Erst im Laufe einer lang- und vieljährigen Rechtsprechung werden sich feste Grundsätze hierüber ausbilden», es wird manches Jahr vergehen, bis die Gerichte in constanter Rechtsübung befummle grundsätzliche Anschauungen zum Ausdruck bringen. Einstweilen haben wir mit einer starken Nechtsunsicherheit zu rechnen, welche nicht nur in den Kreisen der Nichtjuristen, sondern auch in denjenigen der Juristen ihren schädlichen Einfluß ausüben wird; ob eine Lieblosigkeit, eine Pflichtverletzung die Ehescheidung begründet, dürfte in Zukunft auch der Iurin zunächst nur in bedingter Form beantworten können, da er ja keine Sicher-

heit dafür besitzt, daß der Richter derselben Anschauung ist wie er. Dem subjectinen Ermessen des Richters wird ein geradezu unbegrenzter Spielraum gewährt, und in gewissem Sinne ist es nicht unzutreffend, wenn man behauptet, das Gesetz trete die ihm zukommende Aufgabe an den Mchter ab. Wenn nun auch die moderne Gesetzgebung, einer Forderung der Wissenschaft folgend, das richterliche Ermessen auf den verschiedensten Gebieten des Rechtslebens erweitert und die früher bestandenen Schranken größtentheils beseitigt, so muß es doch auch hierbei wieder eine Grenze geben; die Ueberschreitung derselben ist unter allen Umständen bedenklich, die Bedenklichkeit erhöht sich aber, wenn dies gegenüber Fragen geschieht, deren Behandlung durch die confessionellen Unterschiede nicht unerheblich beeinflußt weiden kann und thatfächlich beeinflußt wird; denn es ist nur uaturgemäß, daß der Mchter, welchem die Ehe als ein schlechthin unauflösliches Band erfcheint, über die Verfehlung des einen oder anderen Ehegatten anders denken wird, als der Richter, welcher dieselbe unter dem staatlich-bürgerlichen Gesichtspunkte beurtheilti confessionelle Anschauungen kommen hierdurch in der Rechtsprechung zum Ausdruck und bis zu einem gewissen Grade, auch zu der Anerkennung; mit unbedingter Rothwendigkeit muß dies aber dahin führen, das Vertrauen auf die Objectivität der Rechtsprechung zu erschüttern und dem Mißtrauen gegen die Rechtsübung, welches ohnehin leider in den weiteren Schichten der Bevölkerung Platz gegriffen hat, Rahrung zu geben. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern macht sich neuerdings eine Strömung geltend, welche den Staat zu einer Beschränkung der Scheidung veranlassen will; in Frankreich trachtet man seitens kleiner, aber nicht einflußloser Greife dahin, das die Ehescheidung gestattende Gesetz wieder aufzuheben; es sind dies im Wesentlichen dieselben Kreise, als deren Wortführer Herr Brünettere jüngst erklärt hat, daß die Wissenschaft ihre Unfähigkeit zur Erklärung der letzten Gründe des Lebens und Werdens documentirt habe und daher nur die Rückkehr zu dem Glauben übrig bleibe, zu dem bedingungslosen Glauben, welcher Berge versetzt und nicht nur von dem I^noramuz sondern auch von dem Ißlioi-n,biniu8 überzeugt ist; in Deutschland geht man zwar nicht ganz soweit, aber doch schon weit genug; im Interesse guter Zucht und Sitte will man die Ehescheidung möglichst beschränken, das Individuuni an der Lösung einer Ehe, welche es unglücklich macht. Verhindern; warum, so fragt man, soll der Staat nicht berechtigt sein, dem Bürger Opfer auch in diesem Interesse zuzumuthen, da er ihm für die Erhaltung der Wehrmacht, für die Herstellung einer gleichmäßigen Volksbildung in intellectueller Beziehung doch auch die schwersten Opfer aufbürdet? Gegenüber folchen Ansichten kann immer nur wiederholt werden, daß die wahre Sittlichkeit durch die künstlich aufrecht erhaltenen Ehen nicht nur nicht gefördert, sondern geschädigt und zwar nachhaltig geschädigt wird und der Staat schlecht berathen ist, wenn er die Lehren der Geschichte,

insbesondere der Sittengeschichte verschmäht, die in dieser Beziehung für Jeden, der sie kennen lernen will, vorhanden sind. Die Einschränkung der Ehescheidung im Sinne dogmatisch-hierarchischer Forderungen ist für weite Gebiete des deutschen Reichs ein Rückschritt, dessen Folgen nicht ausbleiben werden; der Gesetzgeber, welcher der Ansicht ist, durch sie der Gesittung und Volkssittlichkeit einen großen Dienst zu erweisen, wird sich frühe genug an das oft angeführte, leider aber selten beachtete Wort erinnern:
„Minder sittlich wäre sittlicher."

wer ist der Mann?

Erzählung.

von

M. Schoepp.

— Veilin. —

^üde», schleppenden Schrittes ging ein Wanderer auf der staubigen Landstraße, schwer auf den starken Kreuzdorn in seiner Rechten gestützt. Schlotternd hingen an seinem Leibe ärmliche, an vielen Stellen geflickte Üleider. Unter einem formlosen, breiten Filz drang silbergraues, langes Haar in üppiger Fülle hervor, und des weißen Bartes starker Wuchs war langst nicht mehr vom Scheermesser gekürzt. Von der gebräunten Stirn perlten schimmernde Tropfen und hafteten in den buschigen Brauen, in dein langen Barte, bis die schwielige, sonnverbrannte Hand sie entfernte. Das Gehen wurde dem Manne schwer. Oft blieb er stehen. Und jedes Mal maßen feine Augen dann sehnsüchtig die Strecke Weges, die noch vor ihm lag, den Weg bis zur Höhe, bis zum „Galgenberge", von dem er in's Thal Hinabschanen konnte, in's friedlich stille Thal, in die Heimat!

In die Heimat!

Eine jahrelange Pilgerfahrt hat er^ hinter sich. Von Berg zu Thal, von Stadt zu Stadt, von Land zu Laud hat es ihn getrieben. Oceane hat er durchkreuzt, Gebirge überschritten. Der Tropen üppig stolze Vegetation hat sein Auge geblendet durch der Farben leuchtende Pracht. Glitzernde, schimmernde Eisfelder, ewiger Schnee, in den Purpur oder die fatte Bläue magischen Nordlichtes getaucht, erfüllten sein Herz mit Ehrfurcht vor der schweigenden, hehren Majestät Natur. Seine Seele zitterte bei all der Herrlichkeit, die ihn umgab, seine Lippen stammelten Laute des Entzückens; aber all die Schönheit und all die Pracht konnten ihn ein Stückchen Erde nicht vergessen machen, das er vor vielen, vielen Jahren verlassen. Lag

er träumend unter dein fchattenspendenden Dattelbaum, gedachte er des süßen Duftes der deutschen Linde. Leuchteten ihm schillernde Gesieder kreischender Vögel aus den Baumwipfeln entgegen, entsann er sich des klagenden Gesanges der Nachtigallen, und gewährte man dem Fremdling vorsichtig kühlen Gruß, sehnte er sich nach dem herzinnigen „Grüß Gott" seiner Muttersprache.
In der Sehnsucht nach der Heimat war er alt geworden. Alt und hinfällig, vor der Zeit ein Greis. Des Glückes freundlich Lächeln war ihm nicht geworden. Er grollte darum nicht. Er freute sich der schonen Gotteswelt, bewunderte kindlichen Gemüthes ihren ewigen Wechsel, träumte von lichter, sonniger Zukunft, war ein Jüngling mit grauem Haar, Arm war er ausgezogen — arm kehrte er in die Heimat zurück.
In die Heimat!
Niemand harrte seiner. Man hatte ihn wohl vergessen. Es war ja so lange her, seit er gegangen. Vergessen.
Alle? Auch er?
Ach, nicht nach Menschen sehnte er sich. Noch einmal wollte er da, athmen, wo er jung war, wo er Worte der Liebe von jetzt längst verblichenen Lippen vernommen; einmal noch das anmuthige Kirchlein auf bewaldeter Anhöhe sehen, das weinbewachsene Pfarrhaus, überwölbt von mächtigen Kastanien; einmal noch unter den Eichen liegen, wo er als Knabe stolze, hochfliegende Pläne spann, die alle, ach, alle gescheitert sind — welch' unendlich wonniger Reiz liegt in solchem Sehnen, welch' schmerzlich süßer Zauber umgiebt da die Heimat!
Ten langen Weg über den Ocean hatte der Heimgekehrte in dein glühenden Heizraum eines Kauffahrers zugebracht. Gering nur war die Löhnnng für fchweren Dienst — was lag daran? Die Matrosen sahen ihn mit gutmüthigem Spott scheiden. Er war ihnen oft närrifch vorgekommen. Und gar erst beim Landen! Fuhren doch die rnßgeschwcirzten harten Hände so seltsam, so verstohlen über Stirn und Augen — was war dein Alten?
Zu Fuß war er hierhin gekommen, war über Berg und Thal gegangen, hatte Wald und Feld durchschritten in rastloser Eile, von innerer, ungewisser Angst getrieben. Nur kurze Zlnhe gönnte er dem müden Körper. Auf sein Bitten gewährte ihm manch mitleidig Weib Speis' und Trank und wies gutmüthig seine Münze zurück. „Gott lohn'«!" rief er ihnen zu und wandte oft noch den Kopf nach dem gastlichen Hause zurück, vor dem Alt und Jung stand und seltsame Mär von dem fremden Mann zu erzählen wußte. Der Sonne Gluth kümmerte ihn wenig. Unter südlichem Himmel hatte er sich daran gewöhnt. Und quälte ihn der Durst, bot ihn« wohl ein Landmann frischen Trunk, und kam er an ein Bächlein, fchöpfte er mit der hohlen Hand erfrischendes Naß aus silberheller Fluth, und dies, dem Heimatsboden entquollen, mundete ihm köstlicher, als der feurige Traubensaft, den ihm dunkelfarbige Frauen lächelnd credenzten.

O Heimat! Zauberland!
Und nun trennte ihn nur noch eine lange, staubige Landstraße von
der ersehnten Stätte, Aber seine Kräfte erlahmten; mühsam schleppte er
sich vorwärts. Er keuchte unter der Last des Bündels, das seine wenigen
Habseligkeiten enthielt. Unsicher ward sein Schritt, gebeugter seine Haltung.
Die Hand, die den Kreuzdorn hielt, zitterte. So nahe dem Ziel zusammen-
brechen? Grausamer Gedanke!
Ter Alte blieb schwer athmend stehen und schob den granen Filz aus
der Stirn. Mit dem Nockärmel wischte er den Schweiß ab und ließ
forschend die Blicke umherschweifen. Kein Mensch zu sehen. Nur blendendes
Sonnenlicht ringsum, in der Ferne der dunkle Waldessaum. Wie weit
noch bis dahin! Wenn die schmerzenden Füße den Dienst versagten.
Vorwärts! Vorwärts!
Und er wankte dahin, sterbensmüde, aufrechtgehalten von einen« eisernen
Willen, von der brennenden Sehnsucht nach der Heimat. Und endlich —
Taumelnd hatte er die Höhe erreicht, ächzend sank er in's Moos, un-
fähig, sich zu rühren — und doch ein selig Lächeln um den leicht geöffneten
Mund.
In der Heimat!
Bang rauschte es über ihm — die Kronen breitblättriger Palmen?
O nein; aus den Wipfeln deutfcher Eichen flüsterte es „Willkommen". In
der Nähe plätschert's; klatschend fallen die Wasser aus der waldigen Höhe
fast senkrecht in geebnetes Flußbett; der Mühlenbach ist's, der kecke Gesell!
Wie ist doch sein Lied sich gleich geblieben während all der Jahre! „Grüß
Gott, Du Lieber! Alte Bekannte sind wir!"
Und der Eichen Nauschen und des Baches Plätschern sangen dem
Müden ein Schlummerlied. Des Waldes moosiger Grund war ein gar
köstlich Ruhebett. Und wie der Greis entschlief, entführte der Traumgott
seine Seele in das luftige, unermeßliche Reich der Phantasie.
In der Secunda des B.schen Gymnasium ist es.
Turch zwei hohe, schmucklose Fenster fällt das weihe Sonnenlicht und
beleuchtet grell die kahlen, weiß getünchten Wände. Ter Thür gegenüber
hängt in schiefer Linie eine große Karte, die norddeutsche Tiefebene dar-
stellend. Würfel, Rechtecke, Säulen, stumpfe und spitze Winkel sind, mit
fast fämmtlichen Buchstaben des Alphabetes versehen, in wirre,» Durch-
einander auf die fchwarze Holztafel gemalt, die neben dem braunen Kachel-
ofen ernst und drohend den Schulbänken gegenübersteht. Uud auf diefen
sitzen, theils verlegen und ängstlich, theils verstockt und trotzig die stolzen
Besucher der blasse und hören mit sehr gemischten Empfindungen, die sich
deutlich auf ihren Gesichtern ausprägen, den strengen Worten des Ordinarius zu.
Iulihitze brütet über Allen.
Hoch aufgerichtet steht er auf dem Katheder. Zornig blitzen feine
dunklen Augen hinter der goldenen Brille. Die wohl gepflegten, schmalen

Hände halten einen weißen, eng beschriebenen Vogen Papier. Bücher,
Pfeifen, bunte Mützen, Bierkrüge stehen und liegen in buntem Durcheinander
vor ihn». Eben fragt er mit feiner tiefen, klangvollen Stimme zum
dritten Mal.
„Ihr verweigert mir also jedwede Auskunft?"
Tiefes Schweigen.
„Ihr wißt," fahrt er fort, „daß Eure Verstocktheit Euer Vergehen
nur verschlimmert, daß Ihr fämmtlich relegirt werdet, wenn die Schul-
behörde davon erfährt, lind sie wird es. Die ganze Stadt spricht ja
bereits von diesem lunerhörten Vorkommnis;. Ich nehme an, daß nicht Alle
von Euch so verderbt sind, wie es in diesen, Briefe steht. Ich nehme an,
daß Einer unter Euch die Anderen durch fchlechtes Beispiel verführte.
Nennt mir diefen Einen — die Uebrigen sollen mit einem Verweis davon
kommen. — Nun?"
Unruhe entsteht unter den Schülern. Sie stoßen sich an, flüstern,
viele verrathen Angst und Bestürzung. Aber — fie schweigen.
„Es schmerzt mich, daß ich mich in Euch täuschte, daß Unaufrichtig-
keit unter Euch mir Euer Vertrauen rauben konnte, daß die Verstocktheit
bereits so große Herrschaft über Euch gewann. Oder ist es Furcht vor
Eurem Verführer, die Euch die Zunge bindet? -— Konntet Ihr Euch wirklich
vor einem Schüler fürchten, dessen erbärmliche Feigheit ihn vor der wohl-
verdienten Strafe zurückfcheuen läßt?"
Lange, athemlose Pause.
Dr. Securius scheint aufmerksam in dem entfalteten Briefe zu lefeu,
fönst könnte ihm der Eindruck, den seine letzten Worte machten, unmöglich
entgehen. Aller Augen haben sich einem Knaben zugewandt, der seinen»
Aeußeren nach wohl kaum noch in die Secunda paßt. Groß und breit-
schultrig ist er, ein Bild jugendlicher Kraft und Gesundheit. Stolze, blaue
Augen beleben das schöne Gesicht; auf der Oberlippe zeigt sich der erste Flaum
in dein zarten Hellblond des welligen, üppigen Haares. Mit finsterem
Spott hat er bisher feine Mitschüler beobachtet; verächtlich glitten seine
Blicke von Einem zum Andern. Da hört er die letzten Worte des Lehrers.
Dunkle Gluth schießt in seine Wangen, ein Ruck geht durch den kräftigen
Körper, die starken, gesunden Zähne graben sich fest in die Unterlippe; und
die Fäuste ballen sich drohend. Ein wilder Blick trifft den Ordinarius.
„Ich bin's, Herr Doctor."
Fast unmerklich zuckt der Lehrer zusammen. Straffer richtet er sich auf.
„Du, Fritz Bellermann?"
„I°."
Rauh und fest klingt's. Ihre Blicke treffen sich.
„Warum hast Tu es nicht gleich gesagt?"
„Weil wir uns Schweigen gelobten."
„Und warum hast Du's nun gebrochen?"

„Weil ich mit de» Memmen da Nichts mehr zu thun haben will."
Die stolze Antwort erregt Unruhe; entrüstete Zurufe erschallen.
Einige der Knaben sind aufgesprungen, und wüster, immer stärker werdender
Lärm erfüllt die Klasse.
„Nuhe!" gebietet der Ordinarius, und da es ungehört verhallt, schlägt
er mit einein Lineal schallend auf den Tisch und wiederholt mit starker
Stimme: „Ruhe!"
Trotzig sieht Fritz die Wüthenden an. Wie schnell sie sich beruhigen
lassen. Gestern noch kecke Bursche, in Tabaksqualm gehüllt, mit heiseren
Stimmen Eommerslieder brüllend und dazu den Tact mit Bierkrügen
schlagend und heute zitternd vor einem Wort des Lehrers.
„Was ich Euch zusagte, werde ich halten," sagt dieser strengen Tones.
„Ich werde Alles thun, um es bei der Behörde durchzusetzen, wenn ich
Euer festes Versprechen habe, daß Ihr Euch redlich bemühen werdet, durch
bestes Betragen und ehrliches Arbeiten dieses Vergehen vergessen zu machen.
Was aber Dich anbetrifft, Fritz Bellermann"
Er macht eine Pause; seine Augen ruhen wieder auf dem Briefe.
„Um Deinen Vater thut mir's leid. Er erlebt nicht viel Freude an
Dir. Aber ich kann es ihm nicht ersparen. Ich habe Dich oft genug
gewarnt. Du wolltest nicht hören. Du bist fast 18 Jahre, der Aelteste
in der Klasse. Anstatt den Jüngeren mit gutem Beispiel voranzugehen,
hast Du sie verführt, wo Du konntest. Reich begabt bist Tu. Doch der
Wille fehlt Dir, Deine Gaben anzuwenden. Bis jetzt vergab ich Dir
Deine Streiche, denn ich hoffte. Du würdest Dein Unrecht einsehen. Dies-
mal kann ich nicht vergeben, kann nicht einmal entschuldigen. Du hast die
Schulordnung auf's Gröblichste verletzt. Oefsentliches Aergerniß hat man
an Deinem Treiben genommen. Ich muß es dem Director melden. Du
verdienst strenge Strafe. Aber — ja, um Deinen Vater thut es mir leid."
Starr hat Fritz den Sprechenden angesehen, ohne auch nur einmal
dessen auf den Brief gehefteten Augen zu begegnen. Nun zuckt er ironisch
lächelnd die Achseln, wendet sich zu seinem Nachbar, einem dunkellockigen
Knaben, der ihn schon einige Male ängstlich angeschaut, und nickt ihm
freundlich zu. Die Anderen eristiren für ihn nicht mehr. Dann beginnt
er langsam und gleichgiltig seine Bücher zusammenzulegen, zieht bedächtig
die große, silberne Taschenuhr hervor, gähnt gezwungen und zeigt deutlich
seine Langeweile.
„Bereust Du denn wenigstens?" schallt es vom Katheder.
Etwas wie Heiterkeit zeigt sich in des Jünglings Antlitz.
„Nein, Herr Doctor."
Jener glaubt, nicht recht gehört zu haben.
„Was?"
Für so verstockt hat er seinen Schüler wohl nicht gehalten. Er nimmt
seine Brille ab, ein Zeichen seiner hohen Erregung,

„Du bereust nicht? Siehst es nicht als eine Schmach an, relegirt
zu werden, nachdem Du bereits 2V2 Jahr in dieser Klasse gesessen? Als
eine Schmach, vor Deinen Mitschülern mit der höchsten Strafe belegt zu
werden, die es auf der Schule giebt?"
Ein feindseliger Vlick trifft den Lehrer, und hart und stolz klingt es
zum zweiten Male:
„Nein, Herr Doctor."
Den Anderen vergeht der Äthem. Fritz Nellermann ist in ihren Augen
plötzlich ein Held. Viele tonnen sich eines Schamgefühls nicht erwehren,
ihn vorher im Stich gelassen zu haben, auf seine Kosten straflos davon zu
kommen. Eigentlich haben Sie doch Alle mitgehalten, und Schwüre ewiger
Treue sind gewechselt und engste Brüderschaft ist getrunken, und hohe Ideale
von Männerfreundschaft und Freundespflichten erfüllten die jungen Herzen.
Und da diese zum ersten Mal bethätigt werden sollten, hatten sie so
jämmerlich Schiffbruch gelitten, und nur Fritz, der Verführer, war seinem
Gebübde treu geblieben. Wahrlich, den Knaben ist schlecht zu Muthe.
Sie schämen sich. Einer nur von Allen sieht strahlenden Blickes auf Fritz,
kann kaum die Zeit erwarten, da er ihm die Hand drücken, ihn umhalsen
darf. Einer nur von Allen empfindet die schreiende Ungerechtigkeit, die
hier stattfindet. Und plötzlich unterbricht seine helle, klare Stimme die
schwüle Stille, und seine schlanke Gestalt hochaufrichtend, sieht er glühenden
Antlitzes auf den Ordinarius.
„Wenn Fritz relegirt wird, will ich auch bestraft sein, Herr Doctor,"
sagt er.
„Du, Karl Güstrow?" fragt der Lehrer überrafcht, und die Knaben
blicken ihn verdutzt an. „Du?"
„Nein, er nicht, Karl nicht," wehrt Fritz entschieden, „er ist ja
garnicht dabei gewesen."
„Nein, er ist garnicht dabei gewesen," tönt's im Chorus.
„Was bedeutet denn das, Karl Güstrow? Du hörst, was die Uebrigen
sagen. Warum willst Du Vellermann's Strafe theilen?"
„Weil ich ebenso schuldig bin, Herr Doctor. Ich und Alle. Ich
habe nur nicht dabei sein können, weil"
„Nun, weil?"
„Weil er seine Mutter nicht betrüben wollte, Herr Doctor," gesteht
Fritz mit eigenthümlicher Betonung, und ein warmer Blick trifft den Freund.
„Und nun glaubst Du Dich ebenso schuldig? Es macht Deiner Ge-
sinnung als Freund alle Ehre. Ich wünschte aber in Deinem Interesse,
daß Du Dir andere Freunde wähltest, als Fritz Bellermann."
Karl wirft trotzig den Kopf zurück. „Und wenn ich Geld gehabt
hätte, würde ich mir doch eine Pfeife und eine Mütze gekauft haben."
„So, so; da ist es ja die allerhöchste Zeit, daß Du aus so gefähr-
licher Gesellschaft kommst. Wie alt bist Du?"

wer ist der Mann? 22?
„Beinahe 15."
„Und beginnst schon. Dich gegen den Willen Deiner Mutter und
Deiner Lehrer aufzulehnen? Du gehörst noch in die Tertia, Karl Güstrow,
denn Du sprichst wie ein Kind. Setz Dich jetzt; ich wünsche, nie wieder
derartiges von Dir zu hören."
Karl ist beschämt und empört zugleich. Er hört die ernsten, wohl-
meinenden Worte seines Lehrers und ist doch entschlossen, auch fernerhin
seine Freundespflichten zu erfüllen. War es denn so etwas Schlimmes,
was er gethan? Wäre Fritz nicht auch für ihn eingetreten?
Draußen läutet es, das Zeichen des Schulschlusses. Dr. Securius
macht sich einige Notizen, hält noch eine kurze Ansprache betreffend Disciplin
in der Schule und im Leben, crmahnt eindringlich zur Besserung und ver-
läßt die Klasse.
Seltsamer Weise haben die Schüler heute gar keine Eile, heim zu
kommen. Geräuschvoll werden die Mappen gepackt; doch die sonst so rede-
gewandten Münder bleiben geschlossen. Manches Auge schielt hinüber zu
Fritz — wie gleichgiltig er aussieht, wie ruhig er sich mit Karl Güstrow
unterhält. Als wenn ihn die Sache garnichts anginge. Einer klopft ihm
auf die Schulter.
„Du Fritz, Du bist doch nicht böse?"
Nellermann schüttelt die Hand unwillig von sich.
„Laß das."
„Wir können doch Nichts dafür. Warum hast Du's denn gesagt?"
„Ja, warum hast Du's denn gesagt?" wiederholen Einige.
Höhnisch überfliegen seine Blicke die Schaar.
„Wahrhaftig, Ihr seid mir nette Iüngelchen! Die Angst stand Euch
ja Allen auf dem Gesicht geschrieben. Die Angst vor dem spanischen Onkel,
der zweifellos bei Euch allen Besuch gemacht hätte, wenn der Wisch mit
der Relegation zu Haus abgegeben worden wäre.
Ihr hättet's ja doch gepetzt, wenn man Euch auf den Pelz genickt
wäre. Da sag' ich's doch lieber selbst. Der Securius soll nicht denken,
daß ich dazu zu feige bin. Wenn ich schon was ausgefressen habe, muß
ich auch die Courage haben, es zu sagen, versteht Ihr das? Und weil
i ch das mit der Verbindung angefangen habe, und Ihr nur wie die Hammel
hinter mir hergelaufen kamt und zu dem, was ich sagte, ,jo/ blöktet, wäre
mir das doch zu putzig, wenn ich Euch in dem Sumpfe, in den Ihr mir
folgtet, stecken ließe. So ist Fritz Bellermann nicht. Aber, ja — Memmen
seid Ihr — richtige Memmen!"
Während des Sprechens hat er feinen Ranzen gepackt, die Mütze vom
Nagel genommen und legt nun feiuen Ann um Karls Nacken.
„Komin, Karl."
Spöttisch betrachteter die Verblüfften. „So geht doch! Ihr wißt ja,
der Aufenthalt in der Klasse nach Schulschluß ist gegen die Schulordnung."

„Das brauchst Du uns nicht zu sagen," sagt der Bürgermeisterssohn hochmüthig, „wir gehen, wenn es uns paßt."
„Oho!"
„Und was Du eben sagtest uon in den Sumpf locken und andere Bemerkungen, könntest Du Dir wohl selbst sagen, das; das auf uns nicht angewandt ist —"
„Da hat er ganz Recht — auf uns ist das nicht angewandt," schreien Einige und schaaren sich um den Sprecher.
„Wenn wir Dich als Präses gelten ließen und dem mit der Verbindung wirklich zustimmten, thaten wir das nicht, weil Du das gesagt hattest —"
„Nein, darum thaten mir's nicht."
„Wenn wir nicht gewollt, hättest Du uns nicht zwingen können, und wenn Einer sein Wort gebrochen hat, dann warst Du es. Wir haben geschwiegen. Hättest Du es auch gethan, hätte Securius gar nicht daran gedacht. Jemanden zu relegiren. Wo hätte er denn unterrichten sollen? Du ganz allein hast Schuld. Aber natürlich, nun möchtest Dil sie auf uns schieben. Wir lassen es nns nur nicht gefallen."
„Nein, wir lassen es uns nicht gefallen. Warum hat er es gesagt. Bellermann ist selbst Schuld. Wir können Nichts dafür."
Wüster Lärm entsteht. Fritz ist nicht mehr der Held, sondern der Feind der Klasse. Jeder der Knaben fühlt, daß Jener vorhin die Wahrheit gesprochen. Und je mehr sich ein Jeder getroffen, gedemüthigt fühlt, desto intensiver wird der Durst nach Nache. Eifrig reden sie aufeinander ein, stecken die Köpfe zufammen, verursachen niit ihren Tornistern, Penalen und Stiefelabsätzen einen furchtbaren Spectakel und warten uur des Augenblicks, da sie ihren Haß handgreiflich beweisen können. Und dem aufgeregten Haufen gegenüber steht, noch den Ann um Karl Güstrow geschlungen, Fritz Bellermann, sieht höhnischen Blickes auf die Gegner und murmelt noch einmal mit spöttisch verzogenen Lippe» — „Memmen —" Mer in seinen Fäusten zuckt es, und die starken Nüstern zittern.
Empört hat Karl dem Streite zugehört. Der Zorn hat ihm die Wangen dunkel gefärbt.
„Das ist aber abscheulich von Euch," schreit er entrüstet, „das ist schlecht. Wißt Ihr das? Und ich würde mich schämen an Eurer Stelle, ja wohl, schämen würd' ich mich. Zuerst laßt Ihr ihn im Stich, und dann gebt Ihr ihm auch noch die Schuld! Und sagt dabei, Ihr hättet's auch ohne ihn gethan — warum sagt Ihr denn das nicht Securius? Jetzt, wo er in der Patsche sitzt, fallt Ihr über ihn her! Abscheulich ist's von Euch! Pfui!" uud er macht eine verächtliche Bewegung.
„Laß doch, Karl," unterbricht ihn Fritz wegwerfend, „Du thuft ihnen zuviel Ehre an; das verstehen die ja garnicht." Er geht zur Thür. Aber mit einen, Satz ist Alois Wenzel neben ihm. „Was, das verstehen wir

nicht?" ruft er blaß vor Wuth, „ich auch nicht? Mein Vater ist der Bürgermeister! Und wer ist denn Deiner? Du hast ja gar keinen! Und wer ist denn Deine Mutter? Gesessen hat sie — ja gesessen"
Er kommt nicht weiter. Ein Faustschlag traf ihn mitten in's Gesicht, daß das Blut ihm aus der Nase stürzte, und in der nächsten Secunde ist er gegen die Wand geschleudert und fällt betäubt zu Boden. Und mit heiserem Wuthschrei stürzt der Geschmähte auf ihn und reißt ihn an der Schulter empor und preßt den schlaff herabhängenden Arm mit eiserner Gewalt — „sag's noch einmal, Du, sag's noch einmal!"
Vergebens hat Karl versucht, die Beiden auseinander zu bringen. Das kreideweiße Gesicht des Freundes flößt ihm Furcht ein; widerlich ist ihm Wenzels blutiges, geschwollenes Antlitz, aus dem die schier verglasten Äugen stier hervorsehen, und der schlotternde, widerstandslose Körper erfüllt ihn mit Mitleid und Abscheu. „Helft doch!" ruft er den Uebrigen zu, die entsetzt dastehen und es nicht wagen, mit dem Wüthenden anzubinden, „hört Ihr denn nicht? Helft mir doch!"
Heftig wird die Thür aufgerissen. In ihren: Nahmen steht der Ordinarius.
„Was giebt's? Was bedeutet das?" fragt er.
Und die ganze Klasse antwortet:
„Der Wenzel hat — Bellermann wollte — er hat ihn geschlagen —"
„Ruhe! Was ist geschehen? Bellermann — antworte Du."
Fritz hat den laut Heulenden losgelassen und wie etwas Ekles von sich gestoßen. Er streicht das Haar aus der Stirn und blickt wild auf den Lehrer.
„Beschimpft hat er mich," stößt er hervor, „da Hab' ich ihn gezüchtigt."
„Wie kamst Du dazu, Wenzel?" fragt Jener streng weiter. „Aber wie siehst Du aus? Geht mit ihm hinab — wascht ihn an der Pumpe — das ist ja empörend! Und Ihr nennt Euch Schüler eines Gymnasiums? Wollt gebildete Menschen sein? Es wird eine strenge Untersuchung eingeleitet werden. Derartiges darf nicht wieder vorkommen."
Alle gehen; einige Neugierige weichen vor des Lehrers gebietendem Blick. Nur Karl und Fritz bleiben in der Klasse.
„Es ist heute das zweite Mal, daß Dich ein schwerer Tadel trifft," beginnt Jener, „ich hielt Dich für leichtsinnig, unbedachtsam; jetzt hast Du roh, verächtlich gehandelt."
Die Blässe in des Jünglings Antlitz ist dunkler Gluth gewichen. Seine Lippen zucken. Aber er senkt die lodernden Blicke nicht und beachtet auch nicht, daß seine Entschuldigung erwartet wird. Und wieder nimmt Karl für ihn das Wort, hastig, ängstlich ^
„Wenzel war's, Herr Doctor; er hat gesagt"
„Still!" herrscht Fritz ihn barsch an, „es braucht sich Niemand in meine Sachen zu mischen, auch Du nicht. Ich habe Nichts gesagt wegen

der Relegation, garnichts. Wenn mich aber Jemand beschimpft, ja be-
schimpft" —- er würgt an dem Wort — „dann — dann —" er nimmt
seinen Ranzen vom Boden auf und blickt nach der Thür.
„Ich werde es morgen untersuchen," sagt Securius kurz und wendet
sich zunl Katheder, um einige seiner dort liegen gebliebenen Vücher zu
holen. Mit raschem Gruß verlassen die Schüler die Klasse.
Schweigend legen sie ihren Weg über einen langen, dunklen Eorridor
zurück, finster brütend der Eine; von ängstlicher Theilnahme der Andere er-
füllt. Karl sucht eifrig nach der Anknüpfung eines Gesprächs und beginnt
endlich unsicher —
„Wollen wir heute zusammen präpariren, Fritz?"
„Nein, ich präparire nicht. Es hat doch keinen Sinn mehr."
„Ach, laß doch. Er hat es nicht so ernst gemeint, 5Dder wir müssen
Alle gehen."
„Dann geht. Ich will, das; er's ernst genieint hat; ich passe doch nun
mal nicht zu Euch. Er soll nur ruhig mit meinem — meinem Vater
sprechen. Dann hat's eben ein Ende. Ja, er soll nur ruhig mit ihm
sprechen." Er lacht kurz auf. „Neugierig bin ich, was er sagen wird.
Er kann mich nämlich nicht leiden —"
„Ach, Fritz -"
„Du glaubst's nicht?"
„Er ist doch so gut — weißt Du noch auf der letzten Partie? Wie
wir vom Bodenfenster aus mit unseren Stiefeln die großen Birnen vom
Baum warfen, weil wir nicht hinaufklettern konnten? Und ein Stiefel
fiel dem dicken Müller auf den Kopf, aber er konnt's nicht erkennen, weil
es so dunkel war —"
„Na — hat der geschrieen! Auf den nackten Schädel ist er ihm ge-
fallen. Er hatte kein Haar und keine Perrücke auf! Haha!"
„Und Securius ging gerade spazieren und hat natürlich Alles ge-
merkt. Da hat er den Müller mitgenommen und ihm Umschläge gemuckt,
und Gottfried Sauer hat unterdessen die Birnen und die Stiefel geholt."
„Drei blieben ja an den Zweigen hängen —"
„Wir haben sie uns aber geholt. Und er hat ihm gesagt, es wird
wohl 'ne Birne 'runter gefallen fein, die ihm das Loch geschlagen hat —"
„Er hat's aber nicht geglaubt."
„Das schadet Nichts. Hübsch war's doch von Securius. Leonhard
hat gesehen, wie er ihm nachher einen Thaler gegeben hat. Und dabei hat
er gelacht und nach dem Birnbaum gezeigt."
„Na ja, das war ja ganz nett. Aber mich kann er doch nicht leiden.
Du kannst mir's glauben, Karl. Ich — ich weiß nämlich was von ihm."
„Du? Was denn?"
„Ach, Nichts Kommst Du heut' mit nach Haus?"
„Ich will Mutter .guten Tag' sagen."

wer ist der Mann? 23f
„Ist sie heute auf dem Feld?"
„Ja, mit dem Jochen und der Kathi, Ter Herr Pastor hat sie geschickt,"
„Kommst Du dann nach dem Galgenberge?"
„da —
„Zur Vesper?"
„Gewiß; an der großen Silberpappel wart' ich."
„Leb' wohl, Karl!"
„Du auch, Fritz."
Ein kräftiger Händedruck; Fritz biegt in das Gäßchen ein, in dem sich das väterliche Haus befindet, und Karl schnallt den Ranzen fester um die Achseln und eilt aus dem Städtchen, dem eine Stunde Weges entfernten Felde zu, das seine Mutter gepachtet.
Puh! welch' fürchterliche, fengende Gluti)!
Täglich muß er den Weg von, Dorflein nach der Stadt machen.
Wenn Nachmittagsunterricht ist, bleibt er bei Fritz Vellermann oder auch in der Schule. Er hat da eine Freistelle. Das hat seine Mutter, eine Wittwe, durchgesetzt. Aus ihren. Einzigen soll was Tüchtiges werden.
Sie war zwar nur das rechtschaffene Weib eines biederen Bauern. Aber ihr Vater war Schulmeister, ein edler, braver Mann. Und wie er soll auch Karl werden.
Wie hat sie für ihn geschafft, gedarbt, gelitten! Bei Fremden hat sie sich verdingt für ihn. Jeder Groschen, den sie erübrigte, ward für ihn gespart. Kleider und Bücher kosten so viel! Später freilich wird er es ihr vergelten, zehnfach, hundertfach. Das hat er gesagt, und er wird es auch halten
An jedem Sonntag sprechen sie davon. Da sitzt sie an dem weiß gescheuerten Tisch in dem niederen, sauberen Stübchen, gegenüber ihrem hoch aufgethürmten, von roth gestreiftem Linnen überzogenen Bett, eine große, steife, blaue Schürze über den faltigen, lilafarbenen Nock gezogen, ein schwarzes Kopftuch auf dem noch vollen, nußbraunen Haar. Gerade aufgerichtet ist ihre breite, kräftige Gestalt; die Arbeit hat sie nicht nieder-gedrückt. In den prächtigen, dunklen Augen spiegelt sich das Innerste ihres Herzens wieder — ein Evangelium der Liebe für ihren Jungen, ihren Schatz. Ihre rauhen, fchwieligen, braunen Hände umschließen seine Finger, streichen liebkosend über seine Rechte, als freuten sie sich ihrer Weichheit. Und glückstrahlend lauscht sie den Worten, die, beredt leuchtende Bilder malend, über des Knaben Lippen fließen. Ach, wie klopft dann ihr Herz bei seinem Anblick, wie dünkt sie sich überreich belohnt für ihr Arbeiten und Schaffen, ja, für ein Leben, das sie ihm gewidmet.
Das waren ihre Feierstunden, ihr Sonntagsgottesdienst. —
Karl denkt daran, wie er rüstig auf der schattenlosen Landstraße vorwärts schreitet. Und da hat er plötzlich Alles vergessen, was sich in der Schule zugetragen und welches Unrecht dem Fritz widerfahren. In seiner

Mutter verehrt er das Schönste, das Edelste auf Erden, er sieht zu ihr auf mit rührend kindlicher Liebe. Und mit schmerzlicher Sehnsucht erfüllt ihn das Bewußtsein, wie sie jetzt in tropischer Gluth der schweren Feldarbeit nachgeht — er achtet nicht mehr des perlenden Schweißes auf seiner Stirn, nicht mehr des quälenden Durstes und des bei jedem Schritt aufwirbelnden Staube?. Querfeldein rennt er über Stoppeln und Kartoffelfelder, flink und leichtfüßig. Und athemlos erreicht er sein Ziel und fällt der vor goldiger Garbe knieenden Binderin rücklings um den Hals.

„Mutter! Grüß Gott, mein Mütterchen!"

Ihr Herz hüpft vor Freude, wie sie, sich rasch umwendend, in sein glühendes Antlitz schaut. Sie erhebt sich nnd hält ihn, auf Armeslänge entfernt, an beiden Schultern fest.

„Nun feh' nur Einer den Schlingel an," zürnt sie strahlenden Blickes, „kommt er in dieser Mordshitz' dahergerannt — wie siehst denn Du aus. Du Herzensjung', Du Strick! Von der lateinischen Schule zum Garbenbinden! Ist das 'ne Art? Und Hab' ich nicht gesagt, zu Haus ist eine Satte niit schöner, saurer Milch? Hast am Ende gar geglaubt, Mutter IM' ihren Jungen vergessen? Ist mir ein netter Vursch! Schämst Dich nicht, mein Goldherz? Nicht ein bissel schämst Dich?"

Aber er lacht und zeigt die starken, gesunden Zähne; und da lacht sie auch und schüttelt ihn in ihrer Freude und nimmt einen Zipfel ihrer Schürze und wischt ihm zärtlich, immerfort fcheltend die nasse Stirn ab und fährt sich dann selbst mit dem Handrücken über das feuchte Gesicht. —

„Ja, wenn man so einen Schlingel hat, so einen Goldschlingel —"

Mrl hat seinen Ranzen an eine Mandel gelehnt und seine Jacke darüber geworfen.

„Jetzt helf' ich Dir, Mutter; bis zur Vesper, gelt? .Da wartet der Fritz auf mich drüben am Galgenberg."

„Helfen? I, Du Nlitzjunge — helfen! Nichts im Leibe und den ganzen Tag gelernt und nun helfen beim Binden! Daraus wird Nichts. Müßte ja 'ne Rabenmutter sein, jawohl, 'ne Rabenmutter."

„Aber nach Haus geh' ich nicht, und wenn Du hier bist, kann ich auch hier sein. Auf das Binden Hab' ich mich auch schon so gefreut — 'n Tag, Jochen, 'n Tag, Kathi — ich bin zum Binden gekommen, könnt Ihr mich brauchen?"

Der Knecht schiebt die kurze Thonpfeife in den andern Mundwinkel, drückt die Mühe fester auf's Ohr und sagt grinsend — „ja — e" und die alte Kathi verzieht ihr pergamentenes, braunes Gesicht in unzählige Fältchen und wackelt heftig mit dem Kopf. Wenn sie es auch noch Niemand gesagt hat — der Karl ist ihr Liebling. Sie hatte auch einen Einzigen, der so hieß. An der Kirchhofsmauer liegt er. Im Walde hatte ihn der Förster erschossen. —

„Na, da bleib' schon," sagt Frau Güstrow mißbilligend und doch
jubelnden Herzens. Aber er mnß ihr Vesperbrod verzehren und die Hälfte
des dünnen Kaffeeaufgusses aus der Vlechkanne trinken. Und sie steht vor
ihm, die Hände ans die vollen Hüften gestemmt, freut sich seines gesunden
Appetites und hört aufmerksam zu, was er ihr von Fritz Nellermann und
Alois Wenzel erzählt.
„Und der Fritz soll relegirt werden, Mutter."
„Was? Nele —"
„Ja, relegirt; er darf nicht mehr in die Schule kommen."
„Ach, der arme Junge!"
„Nicht wahr? Er kann doch gar Nichts dafür? Und nun sagen sie
Alle, er allein ist schuld, und Securius hat's auch gesagt —"
„Hat's auch gesagt? Ei, das sollte so ein gelehrter Herr nicht thun.
Da war' Tein Großvater anders gewesen. ,Was/ hätt' er gesagt, ,Ihr
seid Alle dabei gewesen? Du, und Tu, und Du — Alle miteinander
'ne Stunde nachsitzen und drei Straferempel gerechnet und einen Psalter
auswendig gelernt!^ Das hätte er mit solchen Nichtsnutzen gemacht. Er
war so ein gescheidter Mann, Dein Großvater."
„Und dann hat der Wenzel gesagt — dafür hat er nämlich die Prügel
bekommen — er hätte keinen Vater — und seine Mutter hätte gesessen."
„Was, das hat er — ach, so ein Lump! so ein Lotterbub'! Er soll
mir einmal kommen —".
Hochroth vor Aerger geht sie zurück uud wird erst wieder ruhiger, wie
ne ihres Jungen kräftige und geschmeidige Gestalt so eifrig sich heben und
bücken sieht.
Zur Vesperzeit drängte sie ihn selbst zum Gehen.
„Der Fritz soll nicht warten. Den Ranzen nehm' ich schon heim."
Er streicht das nasse Haar aus der Stirn.
„Du gehst bald, Mutter?"
„In 'ner Stunde."
„Wenn's läutet?"
„Ja, wenn's läutet."
„Leb' wohl, Mutter."
„Gott behüt' Dich, mein Herzblatt!"
Einen herzhaften Knß drückt er auf ihren Mund und begegnet noch
einmal ihren schonen, zärtlichen Augen, Und dann lauft er den Rain
entlang, den» waldbewachsenen Galgenberge zu. Oft blickt er zurück, und
immer noch sieht er der hohen Frau Antlitz ihm zugewandt, die Augen
mit der Hand beschattet.
„Sie hat sich doch gefreut, daß ich gekommen bin," denkt er und
wirft mit einem Iubelschrei die Mütze hoch in die Luft.

„Hier, Karl, hier!"
Fritz hat ihn schon erwartet. Da steht er unter der Silberpappel und
winkt ihm zu. Sein Blondhaar leuchtet in der Sonne, und auf seinen!
hübschen, kecken Gesicht zeigt sich Ungeduld. Ein Anderer ist er hier, denn
in der dumpfen Schulstube,
„Ich dachte. Tu kämst nicht, Karl," ruft er.
„Bin ich fo spät gekommen?"
„Nein; aber die Zeit wurde mir sehr lang. Zwei Stunden bin ich
schon hier."
„Zwei Stunden!"
„Ja; zu Haus mocht' ich nicht bleiben. Vater war schrecklich. Und
sie —" er unterbricht sich und legt seinen Arm um des Andern Hals, und
Neide steigen schweigend über moosigen Waldgrund hinauf zur Höhe. Dicht
am Ufer des luftigen, rauschenden Mühlenbaches, unter verbergendem Strauch-
werk nehmen sie ihre Lieblingsplätze ein, Karl auf mächtigem Feldstein,
daß seine Füße über dem Wasser hängen, Fritz platt am Boden, den Kopf
auf die Fäuste gestützt. Hinunter sehen sie in die schäumenden, springenden
Wasser, in denen sich Zweige und Blüthen in lustigem Wirbel drehen uud
wiegen, und achten der flinken Wellen, die übermüthig, weißtöpfig, bis zu
der Eichen knorrigen Wurzeln hüpfen und sich trotzig den Ufern entgegen-
bäumen. Und um sie her, unter dem schattigen Dach der Waldriesen,
herrscht Frieden, heiliger Waldesfrieden, und von» Dorf herauf tönt Abend-
glockenläuten.
„Ja, er war heut' schrecklich," beginnt Fritz starren Blickes.
„Du Haffs ihm wohl gesagt?"
„Was?"
„Bom Nelegireu —"
„Ach nein — das würde ihn wohl nicht soviel kümmer». Um sie
war es wieder."
Er sieht Karl vielsagend an.
„Er hat sie wohl wieder gescholten?"
Die Beiden vertrauen sich stets die häuslichen Erlebnisse an. Für
Fritz ist es ein Bedürfniß, sich dem jüngeren Freunde gegenüber nickhaltlos
auszusprechen. So auch heute.
„Gescholten? Nun ja; ich hab's durch die Thür gehört. Er hat
gesagt, er ertrüg's nicht länger und will sich nicht lächerlich machen. Und
sie sprach von Verleumdung; sie wäre unschuldig."
„Unschuldig?"
„Ja. Und dann war's ganz still. Sie sah verweint aus, als wir
Mittagbrut aßen. Einmal fragte sie mich, warum ich nicht äße; da hat
er sie angeschrieen, das ginge sie Nichts an. Da weinte sie wieder. Nach-
her, wie Bater auf's Amt ging, ist sie zu mir gekommen und hat meinen

Kopf gestreichelt, und sie hat so lieb ausgesehen — da — da tmb' ich ihr
Alles erzählt."
„Von Securius?"
„Ja, von Securius." Er lacht kurz auf. „Sie will >mt ihn» sprechen
— sie! Es dürfte nicht geschehen — so schlimm wäre das nicht. Dann
sprach sie wieder vom Vater. Ich sollte nicht böse auf ihn fein — Du
weißt doch, daß er — daß er nur mein Pflegevater ist? Er wäre so ein
guter Mann, nur so heftig. Heute hätte er ihr verboten, auszugehen, denk'
Dir! Und dabei hat sie Kopfschmerzen! Aber sie müßte gehen — natürlich
— ich sollte aber Nichts davon sagen — und da, wie ich's versprach —
da"
Er stockt jäh; flammende Röthe ergießt sich über fein hübfches Gesicht,
und feine Augen strahlen seltsam auf. Mit gedämpfter Stimme, daß Karl
die Worte kaum versteht, schließt er —:
„Da hat sie mich umarmt und geküßt, und mein Kais war ganz naß
von ihren Thronen."
Athemloses Schweigen, ttarl beugt sich tief von seinem Sitz herab.
„Und dann?" preßt er fragend hervor.
„Da bin ich hierher gelaufen."
„Kann er sie denn nicht leiden?"
„Ich weiß nicht."
„Warum schilt er denn immer mit ihr?"
„Das weiß ich auch nicht. Früher hat er's auch nie gethan."
„Mutter hat neulich zur Müllerin gesagt, sie wäre viel zu jung für
ihn. Und er hätte es da bedenken sollen."
„Wie alt ist sie denn?" fragt er weiter.
„Ich glaube zwanzig oder fo."
„Aber dann —" verdutzt sieht Karl auf den Freund — „dann ist
sie ja nur drei Jahre älter als Du."
Fritz nickt und nagt an seiner Unterlippe.
„Ich wünschte — ich wünschte, ich hätte eine Mutter," stößt er plötzlich
hervor. Und nun sehen Beide wieder zu dem fröhlichen Gesellen herab und
verfolgen feine lustigen Sprünge und erschauern, wenn ein allzu vorwitziges
Wellchen zerschellend sie mit sprühendem Naß beleckt. Karl blickt lächelnd,
traumverloren dem wilden Spiele zu, indeß Fritz glühenden Angesichts, mit
leuchtenden Augen hinabstarrt. Seine Lippen sind leicht geöffnet, die Zähne
blitzen zwischen ihnen hervor, die Hände streichen öfter als sonst die blonden
Locken aus der Stirn.
„Ist sie schon lange todt?" fragt Karl leise.
„Ich glaube. Ich habe sie garnicht gekannt."
„Ach!"
„Sie ist sehr unglücklich gewesen. Sie hat sich das Leben genommen"
Karl weiß das. Er wundert sich, wie gleichgiltig Fritz das sagt.

„Glaubst Du, daß Du sie lieb gehabt hättest?"
„Ich weiß es nicht," versetzte der Andere nachdenklich. „Sie soll sehr schön gewesen sein, ja, sehr schön. Wenn ich an sie denke, ist es mir gar nicht, als wäre sie meine Mutter. Und manchmal — manchmal hass' ich sie; z. N. heute in der Schule — ach, lassen wir's."
Kurzes Schweigen, und Karl beginnt auf's Neue:
„Will sie wirklich mit ihm sprechen?"
„Wer?"
„Deine — Deine Stiefmutter?"
„Mit Securius? Haha — ja, natürlich."
„Dann wirst Du schon bleiben."
„Vielleicht."
„Kennt sie ihn denn?"
Fritz lacht gezwungen auf.
„O ja." Und nach kurzer Pause — „Du mußt nämlich wissen, er kennt sie von früher."
„Ach -"
„Neulich hat sie Etwas gesucht in ihren Kästen, und da ist Etwas heruntergefallen. Sie hat's aber nicht bemerkt. Ein Blatt Papier. „Von meinem armen Ernst," stand darauf. „Sieh mal," sagt er zögernd — „ich hab's behalten. Nachher wollt' ich es zurückgeben, aber dann — dann, ja, da Hab' ich's doch behalten."
Und er nimmt ein oft geknittertes, vielfach zusammengelegtes Vlättchen Papier aus seinein Notizbuch, entfaltet es langsam und reicht es Karl hin. Halblaut liest dieser.

Ein gold'aer Sonnenstrahl zerriß
Das Dunkel, da« ich Lebe» nannte:
Vergessen war die Hinltcrnih
Des Sein«. Ein hehre« Licht entsandte
Der höchste mir. Im Paradiese
Nun wandelt' ich, von tausend Sonnen
Beschienen. Ach, ich dünlte Gott mich.
Doch zerronnen
Ist all mein Glück.
Kehrt nie zurück.
Ich stürzt' aus Himmeln jäh hernieder.
Und Finsterniß umzieht mich wieder."

Kurzes Schweigen.
„Und das hat er geschrieben?"
„Natürlich, er. Siehst Du — hier steht S. — Ernst heißt er doch nicht? Und ist das vielleicht nicht seine Schrift?"
,,.^a, seine Schrift ist es auch"; Karl ist es unbehaglich; „aber warum schreibt er denn das? Weißt Du, was er damit sagen will?"
Fritz lacht höhnisch, heiser auf. Sorgfältig legt er das Papier wieder zusammen, „Nein," sagt er, „ich weiß es auch nicht."

Und dabei funkeln seine Allgen —
Später liegen sie Schulter an Schulter unter dem leise rauschenden
Eichbaum und sehen auf zu den dämmernden Wipfeln. Schwärmerisch lehnt
sich Karl an den älteren Freund.
Tiefer wird dieWaldesstille; der Vögel lustig Gezwitscher hat aufgehört.
Leife flüstert es von Krone zu >irone. Als sprächen die Bäume mit ein-
ander. Als freuten sie sich der Abendkühle, die nach der glühenden Sonne
Sinken leise daherweht. Des Waldbaches Rauschen scheint gedämpft, feine
.Wellen küssen die sich neigenden Blumentelche.
Nur aus weiter Ferne dringt das tactmäßige Stampfen des Mühlen-
rades hinüber.
Waldeszauber!
Die beiden Knaben geben sich ihm ganz hin. Wohlig umfächelt der
Abendwind ihre heißen Stirnen; köstlichen, würzigen Waldesduft athmen sie
in durstigen Zügen und lauschen den» Flüstern in dm Wipfeln und dem
Plätschern über Steingeröll. -—
„Fritz -"
„Was denn?"
„Sieh mal dort drüben!"
Wo?"
„Unter den Nüstern, den Mann."
„Ja, ich seh' ihn."
„Kennst Du ihn?"
„Ich? Nein."
„Ich auch nicht. Er mus; aus der Stadt sein."
„Ja, aus der Stadt."
„Aber was will er hier? Ich habe hier noch nie Jemand gesehen
aus der Stadt. Da hätte er einen furchtbaren Umweg machen müssen."
„Wollen wir ein wenig näher gehen?"
„Nein, dann sieht er uns."
„Ich glaube, er wartet auf Jemand. Sieh mal, wie er zum Stadt-
weg hinblickt. Wenn's nur nicht fchon fo dunkel wäre; da könnt' man ihn
doch besser erkennen."
Angestrengt starren sie zn dem Fremden am anderen Ufer hinüber,
der unruhig unter den ihn in tiefen Schatten hüllenden Bäumen einhergeht,
bald lauschend stehen bleibend, bald vorwärts hastend, um doch bald wieder
zurückzukehren.
„Weißt Du was?" kichert Karl plötzlich und legt seine Hand auf
Fritzens Arm, „der hat Ähnlichkeit mit —"
Und auch Fritz lacht auf einmal — „ja, er hat sein Schnupftuch
ebenso aus der Tasche gezogen, wie —"
„Und sein Nock ist eben so lang, wie der."
„Und so einen langen, spitzen Bart hat er auch."

„Und so groß — glaubst Du, daß er ebenso groß ist? Unter den
Bäumen kann man's nicht so erkennen."
„Aber ich kann's. Ganz bestimmt ist er's."
„Ja, ganz bestimmt. Securius ist's."
„Komin, wir rutschen ein bischen näher zum Ufer."
„Aber wenn er uns sieht —" Karl fühlt das Unrecht dem Lehrer
gegenüber. Doch wenn Fritz es thut —
Auf dem Bauche kriechend, verdeckt von den tief herabhängenden Zweigen
wuchernden Unterholzes, schieben sie sich vorsichtig bis hart an's Ufer.
Bewegungslos liegen sie da, Fritz starr hinüberblickend, Karl seufzend eine
Nrombeerstaude betrachtend, deren schwarzblaue Früchte einladend winken.
Sie sind dem Mann so nah, daß sie das leise Knacken der Zweige
unter seinen Füßen vernehmen. Nur der Bach liegt zwischen ihnen.
Ungeduld verräth des Einsamen unregelmäßiger Schritt, Ungeduld sein
häufiges, erwartungsvolles Ausschauen nach der Landstraße. Seine hohe,
kernige Gestalt hebt sich in kräftigen Conturen von dem helleren Hinter-
grunde. Deutlich erkennbar ist sein schönes, stolzes Prosit. Ein Anderer
scheint er den Knaben hier in freier Natur, denn in dem fchwülen, eng be-
grenzten Klassenzimmer. Hier ist er nicht Schulmeister, der lehrende Ge-
lehrte. Keine gebeugte Haltung, langsam bedächtige Bewegung stolze,
selbstbewußte Kraft verräth sein hoch aufgereckter Körper, jugendlich feurige
Sehnsucht sein ganzes Wesen.
„Ich glaube, er ist noch ganz jung," denkt Karl, dem gestrengen
Ordinarius unwillkürlich ein wärmeres Interesse entgegenbringend.
Fritz stößt ihn mit dem Fuße.
„Sieh' mal, Karl."
Wer mag das sein? Eine Frau naht sich, vorsichtig unter den
Bäumen daherschreitend. Von der Landstraße kommt sie nicht. Sie muh
also den Wald durchkreuzt haben, um an diese Stelle des Galgenberges zu
gelangen. Noch sieht er sie nicht. Ob sie es ist, die er erwartet?
Jetzt bleibt sie stehen, nicht gar weit von ihm entfernt. Ein dichter
Schleier ist über ihr Antlitz gezogen, ihre üppige, mittelgroße Gestalt in
einen weiten Mantel gehüllt, der faltig von den Schultern herabfällt.
Wer sie wohl ist? Wenn sie doch den Schleier lüftete, oder die Dunkelheit
ein besseres Erkennen zuließe. Karl ist's, als sei ihm die Frau nicht
fremd. Aber wo hat er sie gesehen? Ohne diesen altmodischen Mantel
— in der Stadt? Er möchte Fritz Etwas zuflüstern, eine Frage. Doch
der zeigt eine fo eigenthümliche Ruhe — der athmet ja kaum
Da ruft eine wunderliebliche, glockenreine Stimme einen Namen —
„Ernst!"
Die beiden Knaben zucken auf — packt sie die Musik, die in dem
kurzen Wort enthalten ist? Sie wissen nicht, daß eine Welt von Glück
und Leidenschaft und Seligkeit und Schmerz der Stimme zitternden Jubel er-

zeugte, kennen nicht der Liebe, der Leidenschaft entfesselte Gewalten,
und zittern doch in banger Erwartung und athmen fchwerer in der dumpfen
Furcht vor einer unbekannten, wunderbaren, gewaltigen Macht.
Und sehen aus weit aufgerissenen Augen ein fremdes, wild erregendes
Bild. Den ernsten Mann mit einem Iubelfchrei auf das seiner harrende
Weib zueilend — wie er es an sich reißt, das nicht widerstrebende Geschöpf
in heißer Gluth umschlingt — wie er es küßt — küßt — auf die Hände,
den nackten, weißen Hals — wie es sich fest, fest an ihn schmiegt, den
Kopf weit zurückgebeugt, die leuchtend weißen Finger um seinen Nacken
gekrallt —
Und der breite Hut ist vom Haupte geglitten, und der Mantel schleift
den Boden
Karl möchte fprechen — die Stimme versagt den Dienst — sein
Antlitz glüht — ein Gemisch von Scham und Schreck und leise erwachender
Begierde und unaussprechlicher Traurigkeit erfüllt ihn. Langsam wendet
er den Kopf dem Freunde zu — er will ihm die Hand drücken — ein
Wort nur hören in der fchwülen Stille, es würde ihm Erlösung aus einem
Banne dünken.
Heißer, keuchender Athem trifft ihn; todtenbleich ist Fritzens Antlitz,
verzerrt, entstellt. Seine Augen leuchten in fiebernder Gluth. Auf die
verschränkten Arme hat er sein Kinn gestemmt. Zwei Blutstropfen quellen
unter den in die Unterlippe gegrabenen Zähnen hervor. Zwischen die
Brauen hat sich plötzlich eine Falte gelegt, die das Gesicht um Jahre ge-
altert erscheinen läßt. Und gurgelnde Laute entringen sich seiner Kehle.
Das Entsetzen überwindet Karls Befangenheit. Er schlingt den Arm
um des Freundes Leib — Fieberschauer werfen ihn — und zieht ihn in
raschem Entschluß zurück. Und da er die eisig kalten Hände fühlt, beugt
er sich über ihn und flüstert rasche, abgebrochene Worte und streichelt die
blonden Locken und lehnt das heiße Gesicht an des Anderen Wange.
„Fritz — Fritz —"
Und endlich erwacht Jener aus den: Banne. Qualvolles Seufzen
entsteigt seiner Brust. Scheu blickt er hinüber, nnd Karl folgt der Richtung
seiner Augen. — Gottlob! Sie sind fort. Still und einfam ist's. Kein
Laut, kein Geräusch dringt herüber. War's ein Tranm? War's Wirklich-
keit, was sie gesehen?
„Komm, Karl, nach Haus!"
Er erhebt sich; wie ein Trunkener schreitet er vorwärts. Einige Male
stößt er gegen Baumstämme, daß er taumelnd zurückführt. Schleppend ist
sein Gang, seine Haltung vornübergebeugt. Und ein Mal stolpert er über
eine Baumwurzel, daß er zu Voden fällt.
„Fass mich an, Fritz; man geht sicherer. Es ist schon so finster."
Und Karl legt schirmend den Arm um Fritzens Nacken und leitet seine

Schritte lind forscht ängstlich in seinen Zügen, was ihn, wohl fehle, daß
er so gar theilnahmlos einhergeht.
Um sie her brüten nächtliche Schatten. Der Wald schläft, und die
Creatur schläft. Welch' ein Frieden, welch' himmlische Ruhe! Zauber der
sanft waltenden Gottheit. — Horch! Aengstliches Flattern und Flügelschlagen;
und leises Brechen und Knacken trockener Zweige; und bange Vogelstimmen
und ein langer, zitternder Todesschrei.
„Hast Du sie gesehen?" flüstert Fritz, wie sie sich verabschieden.
„Wen?"
„Ach nein, nein, sie war's ja nicht — aber sie sah ihr so ähnlich —"
Karl sieht ihn verständnislos an.
„Wie tonnt' ich auch nur denken — nein, nein — sie war's nicht —
sie war's nicht —"
Und in de» Armen des fassungslosen Freundes bricht er in con-
vulsivisches Schluchzen aus.
Die erste Nacht kommt, die Beide schlaflos verbringen.
Frau Bellermann hat mit Dr. Securius gesprochen, und Fritz ist nach
einem strengen Verweis in der Aula und dem Versprechen, fortan ein
tüchtiger, fleißiger Schüler zu sein, voni Director begnadigt. Alois Wenzel
hat daher seine Klagen nicht vorgebracht und trachtet eifrig, gut Freund
mit dein Gefürchteten zu sein. Fritzens Fäuste haben ibin gewaltig imponirt.
Karl ist glücklich, den Freund auch auf der Schulbank neben sich zu haben,
und nach einer Woche scheint Alles vergessen, und der Friede gesichert
zu sein.
Es scheint.
Täuscht sich Karl, wenn er eine Veränderung in Fritzens Wesen
wahrzunehmen glaubt? Sein kurzes, nervöses Lachen, die um eine Nuance
tiefer gewordene Stimme, die fieberhafte Aufmerksamkeit in den Stunden
und eine fast stumpfe Gleichgiltigkeit in den Pausen — bemerkte er das
früher an ihm? Und wie fonderbar, wenn er den Ordinarius ansieht, der
stets so herzlich, so gut mit ihm spricht. Dann flackern die blauen Augen,
man könnte sich vor ihnen fürchten, und manchmal wird er ganz blaß;
einmal hat er sogar mit den Zähnen geknirscht. Ob er sich so geärgert,
als sie ihn neulich im Walde gesehen? Karl hat es erröthend der Mutter
gestanden, und sie hat arg gescholten über die neugierigen Knaben. Was
haben sie aufzupassen, was so ein Herr thut? Und warum soll so ein
Herr keine Braut haben? Jeder Bursche im Dorf hat seinen Schatz. Ist
denn der Herr Lehrer kein Mensch, daß er nicht seinen Schatz haben darf?
Und wieder ist's ein heißer, schwüler Tag. Träge schleichen die
Menschen in den öden, der Glnth ausgesetzten Straßen einher; widerwillig

verrichten sie ihre nothwendigsten Beschäftigungen. Sehnsüchtig richten sich ihre Blicke zum Horizont — ach, ein Regen, ein Gewitter! Welch ein Segen für die ganze Natur — welch ein Labsal in dieser kochenden Atmosphäre!

„Kommst Du hente mit nach Zaus, Karl?" fragt Fritz nach Zchulschluß.

„Ja, später."

„Warum nicht jetzt?"

„Mutter hat mir eine Bestellung gegeben an die Postmeisterin."

„Dauert's lange?"

„'ne Stunde vielleicht."

Karl drückt ihm die Hand zum Abschied und sieht ihm nach, bis er um die Ecke gebogen.

„Ich glaube, er ist krank," murmelt er, „so ist er früher nie gegangen."

Traurig richtet er seiuen Auftrag aus.

Nach kaum einer Stunde steht er vor dem Bellermann'schen Haus.

Wie ausgestorben liegt es da. Gewiß ist der Hausherr wie gewöhnlich auf dem Amt und die Magd mit hinausgegangen auf's Feld. Bei so reicher Ernte wird ja jede Arbeitskraft gebraucht. Er tritt in den weiß gescheuerten Flur und schreckt dadurch den gelben Kater aus seiner Mittagsruhe auf der untersten Treppenstufe. Giftig funkeln die phosphornen Augen. Wie böse Murr aussehen kann! Und nun flieht er in weiten Sätzen hinaus auf den Hof.

Einen Augenblick zögert Karl. Dann drückt er entschlossen die Klinke der Wohnzimmerthür herunter. Er ist hier so gut wie zu Haus. Die Stube ist leer. Doch nebenan im Schlafzimmer — ist das nicht Frau Bellermann — und Fritz?

Sie haben ihn nicht gehört. Fast wenden sie ihm den Mcken.

Und Karl ist wie gebannt. Er wagt nicht, näher zu kommen. Wagt nicht, sich zu entfernen, zu athmen —

Fritz kniet am Boden vor feiner Stiefmutter, den Kopf in ihrem Schooß. Und sie ist tief über ihn gebeugt und ihre kleinen, weißen Hände ruhen auf seinen blonden Locken. „Mein Junge, mein lieber Junge!" sagt sie.

Und dann Fritz — „Es war so schrecklich, Stiefmutter, das Herz hat mir's abgedrückt — und sie war Dir doch so ähnlich — so ähnlich; aber es konnte ja nicht sein. Es war eine Sünde, daß ich dachte — und Du bist mir nicht böse? — — Ach, wie ich ihn hasse! Wenn Du wüßtest, wie ich ihn hasse und wenn es wahr gewesen wäre ich hätte ihn erwürgt, ermordet! Ja, das hätt' ich!"

Wie wild er ist — Karl durchschauert'5.

„Fritz!" schreit die Frau entsetzt.

„Aber es ist ja nicht wahr und Du bist mir nicht böse"

Fester schmiegt er sich an sie. Und sie nimmt den blonden Kopf
zwischen ihre Hände nnd küßt die braune Stirn.
„Du lieber, dummer Knabe."
lind dann lehnt sie sich plötzlich zurück und sieht ihn ernst an.
„Hör' Fritz, ich verlange ein Versprechen von Dir. Du bist es mir
schuldig."
„Was Du willst, Stiefmutter."
„Du weißt nun, welche Bewandtniß es mit dem dummen Zettel da
hat, und daß er mich andichtete. Ich Hab' ihn auch hübsch ausgelacht.
So eine arme Gouvernante wie ich und der einzige Sohn von dem reichen
Securius nein, nein — ich heirathete also Deinen Vater — ich
Hab' ihm das Alles erzählt — aber trotzdem mußt Du mir versprechen,
fest versprechen, nie, niemals davon zu reden. Willst Du?"
„Ja, ich will."
„Schwöre, daß Tu nie mit ihm davon sprechen willst," sagt sie
sehr ernst.
„Ich schwöre, daß ich nie mit ihm davon sprechen will," wiederholte
Fritz fest.
Eine feierliche Stille folgt. Und dann hat sie mit beiden Händen
den >topf des Jünglings zu sich aufgerichtet nnd ihn auf die Lippen, auf
die Augen geküßt. Und er kniet bewegungslos vor dem schönen Weibe,
die Anne fest um sie geschlungen.
„Und nun geh, mein Junge. Dein Freund wird wohl auch bald da
sein. Sein Essen steht in der Röhre bereit. Für ein gutes Vesper habe
ich auch schon gesorgt. Geh doch, Fritz, ich sagte doch, daß ich Vesorgungen
habe — ach — Du dummer Junge"
Ein ersticktes Kichern, wie sie ihm abwehrend die Hände entgegen-
streckt, ein leiser Schrei — Sträuben, das ihn noch mehr reizt. Und
dann wie ein >iampf, in dem sie unterliegt, in dem er in seiner wilden,
täppischen Art sie liebkost, selbst erschrocken über seine Kühnheit und doch
berauscht durch sie.
„Ich bin so glücklich — daß Du nicht böse bist — und daß es nicht
wahr ist —"
Unzusammenhängend stammelt er's, und seine Augen flackern, und sein
Antlitz glüht wie das eines Trunkenen.
„Ich habe Dich so lieb — so lieb"
Und nun birgt er seinen Kopf in ihrem Schooße, und Karl weiß, daß
er weint.
„Mrrchen!" spottet Frau Vellermann. Aber es klingt ärgerlich.
Karl schleicht zur Thür zurück und setzt sich auf die fandbestreute
Treppe. Er zittert. Und sein Athen» geht rascher denn sonst. Wie er
langsam mit der Hand über die Stirn streicht, ist sie fencht von Schweiß-
perlen. Und es ist doch so kühl im Hause.

Die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, lehnt er seinen >iopf auf die Handflächen. Seinen Hunger hat er vergessen.
Durch die geöffnete Thür blickt er nach dem Hof. Zwei Enten gackern eifrig mit einander. Auf der obersten Sprosse der Hühnerleiter hockt auf einem Bein die weiße Henne, die fo hartnäckig ihre Eier in den Kuhstall legt, und blinzelt fchläfrig mit einem Auge. Und wenige Schritte davon zu ebener Erde kauert Murr und fchielt liebevoll hinauf zu der müden Glucke. Und überall weißes, blendendes Licht, zitternde, heiße Luft.
„Da bist Du ja, Karl!"
Frau Vellermann steht im Thürrahmen und streckt ihm ihre hübsche Hand entgegen, die Karl zögernd ergreift. Scheu blickt er sie an und wird verlegen, da sie ihn ob seines Aufenthaltes auf der Treppe auslacht.
„Geh' nur hinein; Fritz wartet fchon," fagt sie mit einladender Handbewegung und nickt ihm freundlich zu.
Später sitzen sich die beiden Freunde gegenüber; schweigsam, unbehaglich. Etwas Fremdes ist zwischen sie getreten. Karl kämpft mit sich, ob er gestehen soll, daß er Zeuge jenes Auftrittes war, und Fritz möchte sein Herz ausschütten und fühlt, daß der Andere ihn nicht verstehen würde. Mechanisch sieht er zu, wie Karl die Suppe löffelt. Er scheint sie hinunter zu würgen, und es ist doch Kirschsuppe.
„Hast Du schon präpanrt?" fragt Karl.
„Nein."
„Vocabeln Hab' ich fchon ausgezogen. Viel sind's diesmal nicht. Willst Du das Heft haben?"
„Ach, laß doch. Ich habe heut' keine Lust. Weißt Du, nach der Gesangstunde gehen wir ans den Galgenberg. Ja?"
„Hm."
„Vesperbrod nehmen wir uns mit. Vater ist heute lange auf dem Amt, und die Stiefmutter hat Vesorgungen. Es ist draußen auch viel kühler als in der Stadt. Man kann fast garnicht denken. Geht es Dir manchmal auch fo, daß Du nicht denken magst?"
„Ja, wenn ich sehr müde bin."
„Ach, das mein' ich nicht. Komm — Tu verstehst das nicht. Es ist Zeit zum Gehen."
Hastig zieht er den Freund mit sich hinaus.
Wie sie in die Lindengasse einbiegen, sehen sie in einiger Entfernung die hohe Gestalt des Dr. Securius. Statt des gewohnten dunklen Filzes deckt ein weißer Strohhut fein Haupt und der lauge, feierliche Nock ist durch ein eng anliegendes, frackähnliches Kleidungsstück ersetzt. Die Rechte schwingt einen Bambus — hat man das je bei dem ernsten Ordinarius gesehen? Und elastisch geht er — wohin wohl?
„Du, ich geh' ihm nach," flüstert Fritz plötzlich. „Ich fchwänze einfach die Schule. Der Küster merkt's nicht."

„Aber der Primus —"
„Ach der — der hat keine Courage, was zu sagen. Willst Du mitkommen?"
Karl zögert. Er empfindet wohl, wie Unrecht Fritz hat, und gedenkt der tadelnden Worte seiner Mutter. Aber es ist ihm unmöglich, Nein zu sagen. Und da fühlt er auch schon seinen Arm ergriffen.
„Komm doch! Einmal schadet's nicht. Sieh mal, wie rasch er geht. Jetzt ist er schon nm Markt. Wir müssen ihn im Auge behalten.
Und er zieht ihn mit sich fort, dein rasch dahinschreitenden Manne nach, und spöttelt in jungenhaftem, keckem Uebermuth über das veränderte Aussehen des Lehrers.
Dr. Securius geht durch das Stadtthor und die Linden-Allee entlang, die spater in die staubige Landstraße mündet, die beiden Knaben etwa hundert Meter hinter ihm, wohlbedacht, daß die starken Stämme der Lindenbäume sie vor einer Entdeckung schirmen.
„Du —" Fritz unterbricht auf einmal seine lustigen Einfälle, „Du, wenn er rechts geht, brauchen wir uns nicht zu eilen. Dann geht er auf den Galgenberg."
Sie bleiben stehen und warten gespannt, Beide in ihnen unerklärlicher Erregung.
„Wirtlich, auf den Galgenberg!" stößt Karl hervor, und Fritz lacht gezwungen.
„Weißt Du was?" sagt er dann, „nun holen wir unsere Vesper und gehen dann auch hin. Aber von der anderen Seite, daß wir jenseits sind. Jetzt würde er uns doch sehen, und dann gäb's noch was, daß wir nicht in der Schule sind."
Karl ist mit Allem einverstanden.
Eine Stunde später langen sie erhitzt und ermüdet am Fuße des Berges, an der hohen Silberpappel an. Ach, wie wohlig ladet der Waldesschatten zur Ruhe ein. Wie würzig erfüllt des Tannenharzcs und der Waldbeeren Geruch die Lüfte! Und anstatt der harten, gelben Stoppeln üppiges Moos unter den Füßen; uud statt des wolkenlosen, weißblauen Himmels den grünen Blätterdom über den Häuptern.
„Schöner als in der Gescmgstunde," stößt Fritz tief aufcithmend hervor, das war mal ein vernünftiger Einfall!"
Sehr vergnügt steigen sie zur Höhe empor. Dr. Securius haben sie fast vergessen.
Mit innigstein Behagen strecken sie sich zu Füßen der Eichen hin, sehen hinunter iu's schäumende Bächlein, verzehren Obst und Brot und betrachten aufmerksam den knorrigen Baumstamm, um vielleicht einen Hirschkäfer zu entdecken. Sie haben neulich hier ein prächtiges Geweih gefunden.
„Sieh mal!" ruft Fritz, „den Specht da oben!"

„Ei, wie er klopft! Jetzt hat er wohl eine Puppe oder eine Raupe
gefunden. Welch prachtvollen Schnabel er hat!"
„Ich mag ihn nicht leiden. Aber einen Stößer möcht' ich wohl haben,
der fo recht wild ist. Weißt Dil noch, wie einer Jagd »lachte auf uusere
Tauben? Zwei hat er sich gestohlen, der Räuber!"
„Und wie ihn Dein Vater fing."
„Den Flügel bat er ihm zerschossen. Aber er hat ihn nicht anfassen
dürfen, so wüthig hat er mit dein Schnabel nach ihm gestoßen und mit
dem anderen Flügel geschlagen. Mein Vater mocht' ihn auch nicht leiden.
Aber ich. Gemd' weil er so stolz und muthig war. Vor Hunger ist er
gestorben. Er wollte keine Nahrung von uns annehmen."
„Ich mocht' ihn auch nicht. Die blutigen, flatternden Tauben könnt'
ich ihm nicht vergessen."
Ein fast grausamer Zug legt sich um Fritzens Mund, uud seine Augen
blitzen. „Er gehört zu den Falken, den Edlen unter den Vögeln, Raubt
und mordet er, wenn er der Beute nachstellt, nm sein Leben zu unterhalten?
Aber das verstehst Du wieder nicht; Du bist eben ein so — ein so lieber
guter Kerl!"
Und herzlich schlingt er den Arm um Karlo Nacken und streicht ihm
liebkosend über das dunkle Haar wie einem Kinde.
„Und deshalb bist Du auch mein Freund, nicht wahr? Und wenn
wir uns auch manchmal gezankt haben — wir werden doch immer treu zu
einander stehen. Eigentlich —" fuhr er sinnend fort, „habe ich ja Niemanden
wie Dich."
„Deine Stiefmutter," platzt Karl heraus und stößt des Freuudes Hand
von sich. Die Eifersucht ist in ihm erwacht, und seine treuen Augeu
schimmern feucht.
Fritz erwidert Nichts. Hastig springt er auf und eilt am Bache ent-
lang, höher und höher — bis er hinter dichtem Gebüsch den Äugen des
Zurückbleibenden entschwindet.,
Minuten zögert Karl in eigensinnigen. Trotz. Dann folgt er ihm
langsam.
Gott — wie findet er ihn! Was ist geschehen?
Wie ein Todtkranker lehnt er am Föhrenstamm, erschreckend bleich,
mit geschlossenen Augen. Schlaff hängen die Arme an seinem Körper; er
scheint nicht die Kraft zu haben, sich anstecht zu halten. Mit einem Satz
ist Karl neben ihm.
„Fritz!" keucht er in furchtbarer Angst, und sich seiner letzten Worte
erinnernd, fliegt er ihm nm den Hals. „So war's ja nicht gemeint; ich
wollte Dir nicht wehe thun — nein, gewiß nicht — ich bin Dein Freund;
ich schwöre Dir, daß ich Dein Freund bin —"
„Ruhig!" stöhnt Fritz mit einer verzweifelten Geberde, und seine Linke
umklammert den zitternden Knaben mit eisernem Griff, „sieh dort — wer

— wer" seine bebende Hand weist dorthin, wo der Mühlenbach eine
Biegung macht — „sie ist es nicht — nicht wahr? — sie ist es nicht!"
seine Stimme klingt fremd, erschüttert, unverständlich durch ein trockenes
Schluchzen; fast irre blicken seine Augen; sein Antlitz ist entstellt, verzerrt.
Und Karl sieht — und sieht — und auf seinen» offenen Gesicht
spiegelt sich das Grauen wider, das er vordem bei Fritz bemerkt. Und
sein Gaumen ist plötzlich trocken, seine Lippen zucken, und sein Leib wird
wie im Fieberftoft geschüttelt. Ein fürchterliches Etwas schnürt ihm die
Kehle zu, daß er nur gurgelnde Laute hervorzubringen im Stande ist. Aber
unwillkürlich faßt feine Rechte nach des Freundes eisig kalter Hand, und
enger schmiegt er sich an den Verstörten.

Und während einer ewig langen Minute vermögen sie den gräßlichen
Bann nicht abzuschütteln, der Beide gepackt hält. Und während einer ewig
langen Minute sieht der unglückliche Jüngling seines Vaters Weib in den
Armen eines fremden Mannes. Sie tauschen flammende Blicke, auf Hand-
breite sind die glühenden Gesichter zu einander geneigt. Fest hält der
stärkere Geliebte sie an sich gepreßt. Und schwüle Stille ringsum wie vor
einem Gewitter. Und schwere, zitternde Luft unter den Waldriesen.

Und dann

Ein Heulen wie das eines verwundeten Thieres schallt durch den
stillen Wald. Zweige knacken und brechen unter ungleichmäßigen, wilden
Sätzen flüchtiger Füße. Ein gellender Entsetzensschrei — ein fürchterlicher
Fluch — am Boden wälzen sich in fchier unlöslichen, Knäuel die Körper
zweier Menschen. Und wenige Schritte von ihnen kniet händeringend die
Unselige.

Und fort und fort tönt das gräßliche Heulen und macht das Blut in
den Adern stocken, und dumpfes Stöhnen dazwischen und wimmerndes
Flehen.

„Er tödtet ibn!" schreit es in Karls Brust: doch er weiß nicht, für
wen er fürchtet. „Fritz!" stößt er hervor, und da er seine Stimme ver-
nimmt, ist er auch wieder Herr seiner Sinne. Er muß dem Freunde
helfen. Dem Freunde gilt sein Fühlen. Nicht mehr den Lehrer sieht er
in den: verzweifelt ringenden Mann — nein, den Dieb, den Feind. Den
Feind des Freundes. Noch kann der Knabe sich ein klares Bild aus dem
Geschehenen nicht machen. Aber er fühlt, daß Schreckliches dort vorgeht.
Und diese entsetzlichen Töne, die so schauerlich die Waldstille unterbrechen,
ersticken Alles in ihm, und Nichts mehr empfindet er, als die glühende
Wuth, seinen Freund so leiden sehen zu müssen, das zitternde Verlangen,
ihn zu rächen.

Ueber den weichen Moosteppich fliegt er, die Blicke unentwegt auf
die scheußliche Gruppe geheftet. Blut sieht er nn den Händen des Lehrers,
Blut an des Freundes Stirn. Vor Fritzens Mund steht Schaum, und

wer ist der Mann? 2H?
seine Fäuste umklammern des Anderen Hals, seine Zähne haben sich in des Gegners Hand gegraben.
„Hilf, Karl!" schreit das Weib, „hilf, er ist wahnsinnig!"
Und der Knabe wirft sich auf die Kämpfenden, und seine jungen Glieder sind zum Aeußersten angespannt, als er Fritz zurückreißt. Er fühlt den heißen Athem der Ringenden, hört die Wuthfchreie und sieht es funkelt und blitzt vor seinen Augen — liegt ein Nebel vor ihnen? ^ und sieht ein spitzes, scharfes, glänzendes Etwas in des Mannes Faust — und fängt einen flackernden, höchste Wuth verrathenden Mick auf — und diefer Blick gilt dein Freund. Wenn er zustößt —
Karl ist sinnlos. Der Anblick des Blutes, die Hitze und Erregung und namenlose Angst verzehnfachen seine Kräfte. Im Augenblick weiß er, daß Fritzens Stirnwunde von dem Messer herrührt — mit furchtbarer Gewißheit fühlt er, daß der nächste Stoß des Freundes Herz treffen wird, daß er verloren ist, wenn
Das Messer hebt sich.
„Fritz!" schreit er auf —
Und wirft sich mit dein ganzen Körpergewicht auf die Faust, die die todbringende Waffe gegen den Jüngling gezückt hält, daß sie sich senkrecht richtet.
Dumpfes Stöhnen — seltsam schauriges Röcheln — die Spannkraft in den Gliedern des getroffenen Mannes läßt nach — das fchöne, stolze Antlitz ist von Todtenblässe überzogen. Auf der Stirn ist Schweiß aus' gebrochen. Die Gestalt reckt sich. Unheimlich spreizen sich die Finger. Der lodernde Blick verbirgt sich unter den schweren Lidern.
Und Blut rieselt zur Erde.
„Hinweg!" sagt eine tonlose, herzzerreißende Stimme.
Taumelnd springt Karl zurück; Fritz hockt blutend, entstellt dicht zu Füßen des Reglosen. Seine verglasten Augen starren auf das Weib.
„Ernst!" stöhnt es, „Ernst!" und bettet das dunkle Haupt in ihren Schooß und lauscht auf den Herzschlag und küßt die blassen Lippen und fleht und wimmert — „Ernst!"
Er lächelt — müde schlägt er die Augen auf, und ein Blick trifft die Weinende, wie Karl ihn nie gesehen. So heiß, so zärtlich, so glücklich — so verzweifelt.
Und dann war's vorbei.
Todtenstille, wo eben Kampf gewüthet. Todesmehen, wo eben noch Leben blühte.
Und der Waldbach plätschert und rauscht sein übermüthig Lied. Smaragdnes Grün zaubern auf Moos und Blätter der Sonne Strahlen. Sie hüpfen von Welle zu Welle, huschen zu den Ufern auf, küssen der Feuernelken glühende Kelche, weilen flüchtig auf des Ginsters goldigen

Vlüthen und gucken neugierig hinüber auf die starre Menschengruppe.
Husch! sind sie fort. — Elend im Sonnenschein?
„Todt!" sagt die Frau und sieht fast irre auf den Geliebten, in
thränenlosem, erstarrenden, Schmerz.
Und die Knaben wiederholen das schreckliche Wort. Sich unbewußt
und doch Jedem hörbar. Und in Karls Herzen flüstert eine Stimme —
leise, ganz leise — und doch so furchtbar deutlich — ruft man es ihm
nicht zu? Steht es nicht auf dem starren Gesicht da geschrieben?
„Mörder!"
Und sieht Fritz ihn nicht so entsetzt an und hebt sich die Hand der
Frau nicht gegen ihn mit der lähmenden Anklage —
„Mörder!"
Und der Wald dreht sich um ihn her. Der Himmel ist dunkel ge-
worden, in Purpurgluth getaucht. Und die Gluth wallt auf und nieder,
und der Bach, der Wald, das Moos ist vom Purpur getränkt — Purpur?
Blut ist's, Vlut! Und in riesigen Lettern liest er das Gräßliche geschrieben —
„Mörder!"
„Ich bin's nicht!" schreit er plötzlich gellend auf und streckt abwehrend
die Hände von sich und lehnt sich erschöpft an einen Baumstamm, mit
schlotternden Knieen, geschlossenen Augen, und steht nnd wartet, daß man
ihn von dem blutigen Wahn erlöse, daß man ihn wecke aus dem furcht-
baren Traum.
Tastende, unsichere Schritte hört er, rafchen, pfeifenden Atbem —
„Karl!"
Und Fritz hält ihn umfangen. Fritz schluchzt an seinem Halse, ihre
Thränen vereinigen sich.
„Es ist nicht wahr, Fritz — es ist nicht wahr!" flüstert er und wagt
nicht, die Augeu zu öffnen.
„Karl —"
„Ich bin Dein Freund — ich wollte Dir nicht web thun vorhin —"
er sieht angstvoll auf, und „Blut!" schreit er, „Vlut!"
Es rieselt von Fritzens Stirn, es klebt in seinen Haaren, es hat
seine Kleider besudelt. Und in, Blut liegt dort der Todte. —
„Mörder!"
„Es ist nicht wahr —" murmelt der Knabe.
Da hebt das Weib den Kopf — um Iabre ist es in Minuten ge-
altert. Haß blitzt aus seinen grauen Augen, Verzweiflung verräth sein
bleiches Gesicht.
„Ihr habt ihn gemordet!" stößt es zischend hervor, „Fluch Euch!"
Und wirft sich wieder auf den Todten und küßt ihn und ruft zärtlich
seinen Namen. Und jeder Blick, jede Thräue spricht von der Liebe zu dem
Verblichenen.

Minute um Minute vergeht den Knaben in starrem Schweigen.
Schräger fallen die Sonnenstrahlen. Hin und wieder fächeln kühle Lüfte
der Menschen heiße Gesichter. Und noch halteu sich die Freunde umschlungen,
als könnten sie dadurch jeder Gefahr trotzen. Karl dürstet es nach eineni
Blick aus Fritzens Äugen. Doch die haften auf den, knieenden Weibe, und
die Augen glühen; die Zähne sind in die Unterlippe gegraben. Und fremd
sieht der Freund aus — ganz fremd.
„Ihr müßt fort," sagt die Frau tonlos.
Sie bewegen sich nicht.
„Wenn sie Euch greifen, kommt Ihr in's Zuchthaus, oder an den
Galgen."
Dieselbe Stille.
Und dann plötzlich springt sie auf — „warum seid Ihr gekommen?"
gellt ihre Stimme, „warum? Was hat er Euch gethan? Was Hab' ich
Euch gethan? Buben seid Ihr, Mörder'. Fort mit Euch! Fort!"
„Ich nicht! Nicht ich!" schreit Fritz da auf und reißt sich von Karl
los, „hörst Du's? Nicht ich!"
Zu ihren Füßen liegt er. Sein blutiges Gesicht in ihren Kleidern
verborgen. Seine blutigen Finger krallen sich um ihre Hand,
„Fort!" Sie stößt mit dem Fuß nach ihm.
„Nicht ich!" wiederholt er heiser, „frag' ihn — frag' ihn!" und die
blutige Hand weist auf den Freund. „Ich wußte nicht, daß Du doch —
ihn — ihn und Du sagtest mir — — und ich — ich hasse —"
„Du? Oh! Du?" zischt sie.
„Nein — nein — ich kann nicht!"
Sie lacht durch die Zähne in maßloser Wuth und schlägt nach ihm,
um sich loszumachen. Aber wie ein Hund bleibt er liegen, das Gesicht in
den Falten ihres «leides verborgen und rutscht auf den Knieen ihr nach,
als sie von ihm zurücktritt. Sein Korper schüttelt sich, und manchmal hört
Karl ein Stöhnen —"
„Und Du" — sie deutet auf ihn — „auch Du hast es nicht ge-
than? Hast nicht das Messer in sein Herz — sein Herz gestoßen?" Ihre
Stimme bricht in verzweifeltem Schmerz, „verflucht Du — Mörder!
verflucht!"
Er möchte sprechen — zugefchnürt die Kehle. In Todesangst starrt
er auf Fritz — wird er ihm Nichts sagen? kein Wort? Hat er denn
Schuld? Geschah nicht Alles um den Freund? Er wartet ^ wartet —
„Frag' ihn, frag' ihn!" tönt Fritzens heifere Stimme, „nicht ich war's,
nicht ich!"
Da ist's, als zerreiße Etwas in des Knaben Brust. Ein wütheuder
Schmerz krampst sein junges Herz zusammen. Der Altar, den er der
Freundschaft gebaut, ist in Trümmer gefallen. Und leer ist's plötzlich in
ihm, entsetzlich leer, und dumpfe Betäubung hält sein Hirn umfangen.

Taumelnd geht er. Seines Bleibens ist hier nicht länger. Fort, nur
fort! Nicht mehr den Todten! Nicht mehr die Anklage hören, die ihn
toll macht. Nicht mehr ihn sehen, den er Freund genannt.
Als er an dem Platz ist, da er vorhin mit Fritz gestanden, steht er
sich noch einmal scheu um. Des Todten Haupt liegt im Schöße des
schluchzendes Weibes und Fritz — Fritz kauert neben ihm, seine Stirn be-
rührt fast den Boden.
Da stößt er einen wilden, markerschütternden Schrei aus und flieht
davon wie ein gehetztes Wild. Hinter ihm bleibt im Abendsonnenschein
Berg, Bach und Wald und mit ihnen die holden, lichten Bilder feiner Jugend.
In die Nacht stürzt er sich, in die Nacht der Verzweiflung.
„Mutter!"
Sie sitzt hinter den weißen Gardinen und den freundlichen Blumen-
töpfen am Fenster, die braunen, festen Hände im Schooße gefaltet; den
Kopf mit den dunklen Flechten müde auf die Brust gesenkt. Ihr Rücken
ist gebeugt — es war heute ein Heiher Tag, der schwere Arbeit brachte.
Und ist sie allein, verläßt sie gar oft die straffe Haltung, die sie ihren.
Jungen so tapfer zeigt.
„Mutter!"
Sie glaubt wohl zu träumen. So ruft doch nicht ihr Karl? So
zitternd, fo voll Weh und Schrecken? Sie öffnet die Augeu nicht; doch auf
ihrem Antlitz zeigt sich eine Wolke. Aber jetzt — die raschen festen Schritte
— das ist er. Doch — er wirft sich vor sie hin, sein brennendes Gesicht
liegt auf ihren Händen, und zum dritten Mal dies qualvolle —
„Mutter!"
Ein Ruck geht durch ihren Körper — kerzengerade hat sie sich auf-
gerichtet, hat den Kopf ihres Knaben zurückgebogen —
„Was ist's, Karl?"
So ruhig, so klar ihr Blick, als wolle er in seiner Seele lesen.
„Mutter — Gott — ich habe — es war"
Sie fühlt die Schauer, die über feinen Körper fliehen, sie sieht das
Entsetzen in seinen Augen, und dumpfes Bangen erfüllt sie. An beiden
Schultern faßt sie ihn und hält ihn vor sich —
„Was ist's Karl? — was ist's, mein Junge?"
Da sieht sie das Blut an seinen Kleiden:, Blut in seinem Antlitz, au
seinen Händen, und ein gellender Schreckensschrei entfährt ihren Lippen.
Sie ist vom Stuhl aufgesprungen, in unnennbarer Angst hält sie ihn an
sich, blickt sie auf ihn herab —
„Was haben sie Dir gethan? Mein Liebling, was haben sie Dir
getlmn?"
Nur murmelnde Laute, keuchendes Stöhnen zur Antwort.

Sie küßt Um auf Stirn und Augen, sie flüstert ihm Worte unend-
licher Liebe zu, streicht liebkosend über das dunkle, lockige Haar, bettet ihn
auf ihrem Lager.
„Was haben sie Dir gethan?"
Und endlich, endlich löst sich sein krampfhafter Schmerz, daß er
weinen kann, und die starre Verzweiflung findet Worte, und aus dem
Munde ihres Kindes hört die Mutter das Todesurtheil ihres, seines
Glückes. —
Sie hat nicht aufgeschrieen, hat ihn nicht von sich gestoßen, hat kein
Wort des Vorwurfes, lein Wort des Trostes. So furchtbar ist ihre Be-
täubung, daß sie ihr Kind nicht einmal bemitleiden kann.
Und Todtenstille in dem dunklen Zimmer. Gespenstisch leuchten die
Kalkwände. Unheimlich tönt das Ticken der Schwarzwälder Uhr. Draußen
die Linden weifen so düstere Schatten, nnd der Heugeruch aus den
Scheuneu ist von fo betäubender Würze.
Bewegungslos fitzt das Weib auf dem Schemel zu Haupten des
Bettes und starrt in die Nacht hinaus. Und Karl betrachtet sie, Todes-
angst im Herzen. Ihr dumpfer, thränenloser Schmerz ist gräßlich. Gott,
wie muß sie leiden!
Seltsam, daß gerade jetzt, in dieser furchtbaren Stunde, Bilder der
Vergangenheit vor seinem Geiste erstehen. Bilder, in denen er sie und
nur sie erblickt. Uud immer schafft und sorgt sie für ihren Jungen; darbt
um seinetwillen. (5r ist ihr Glück, fein Glück ihr Lebenszweck. Die
Schwielen in den rastlosen Händen erhielt sie in seinem Dienst. Die Falten
in ihrem Antlitz gruben die Sorgen. Und er hat Alles hingenommen und
hat nicht gewußt, daß nur eine Heilige so handeln kann, wie sie handelte,
nur eine Heilige so liebt, wie sie liebt. Und nnbezwingliche Sehnsucht
befällt ihn, diefe rauhen, braunen Hände zu küssen, diese rauhen, braunen
Hände segnend auf feinem Haupte zu fühlen. Kann sie vergeben? Ver-
geben, was er ihr gethan?
Da gleitet er herab von seinem Lager. Da kniet er vor ihr und
löst ihre Finger, die krampfhaft in einander verschlungen sind und drückt
seine zuckenden Lippen darauf und murmelt ihren Namen, daß es wie ein
Gebet klingt
„Mutter!"
Und sie beugt sich zu ihm herab nnd küßt seine Stirn — lange, in-
brünstig. Heiliger Friede weht in dem kleinen Raum, wie in einem Gottes-
haus. — Dem Bittenden ward vergeben.
„Du mußt fort, mein armes Kind," mahnt endlich die Unglückliche
mit müder, tonloser Stimme. „Dil hast nun keine Heimat mehr!"
„Fort!"
Sanft macht sie sich von ihm los. Er lauscht bang ihren verhallenden,
schleppenden Schritten.

„Fort!"
Sie bringt Licht und dann Brot, Fleisch und Bier. Ein neues,
schneeiges Linnen deckt sie über den Tisch, wie an einem Festtag, und stellt
den Krug mit dem silbernen Deckel, ein theures Andenken an ihren Vater,
vor Karls Platz. Alles mechanisch, in unheimlichem Schweigen. Mit
Entsetzen sieht Karl, als das Licht auf sie fällt, die Verwüstung in ihrem
Antlitz. Der Schmerz hat sie in einer Stunde zur Greisin gemacht.
„Komm, mein Kind," ladet sie ihn ein, und er folgt dem Rufe und
setzt sich ihr gegenüber. Wie sonst sorgt sie für ihn, und er liest in ihren
dunkel umränderten Augen eine vorwurfsvolle Vitte, als er Speise zurück-
weist. Um ihretwillen zwingt er sich zum Essen.
„Iß, mein armes Kind, iß, damit Du stark bleibst."
Keine Thräne an ihren Wimpern, kein Zittern in ihrer Stimme. Und
doch spricht sie von Abschied?
Und plötzlich verwandelt sich ihre Apathie in fieberhafte Erregung.
Kleider rafft sie zusammen, Wäsche und Nahrungsmittel und verschnürt sie
zu einen, Bündel.
„Nicht zuviel," murmelt sie, „damit er nicht zu schwer zu tragen hat."
Dazwischen schweifen ihre Blicke zu ihm hin — lang, eigenthümlich,
als hätte sie in seinem Antlitz etwas Neues, Niegekanntes entdeckt.
„Du bist jetzt ein Mann," sagt sie einmal, „bandle fortan fo, daß
Du Dich selbst achten darfst."
Und dann später: „Ich war so stolz in meine,« Glück. Nun schickt
mir Gott eine Prüfung, Ach, Du Armer! Du Armer!"
Schwer wird's ihm, zu begreifen, daß er fort muß. Fort zu
Fremden, fort über's Meer. Heute noch, gleich! Und wie er endlich be-
griffen, meint er sein offenes Grab vor sich zu sehen.
„Vielleicht geben sie Dir keine Schuld, und Du kommst zurück," tröstet
sie ihn, als er sie hilfesuchend umklammert. Nimmermehr aber sollen sie
mein Kind, mein unschuldiges Kind, für den Schuldigen strafen."
„Laß mich hier bleiben, Mutter — ach Mutter!" stammelt er schluchzend.
Da ringt sich'« hervor aus tiefster Seele, fo qualvoll, so tieftraurig —
„Mach's mir nicht noch schwerer, mein Liebling — fast drückt's mich
zu Boden, Du mußt fort! fort!"
„Und noch in der Nacht?"
„Noch in der Nacht. Ich geleite Dich."
Und endlich, ach, so bald ist's so weit. Sein Bündel trägt er auf
dem Nucken, in der Hand hält er den Wanderstab. Den Inhalt der Spar-
büchse, während Jahre hindurch für ihn gesammelt, hat er im Lederbeutel
auf der Brust. Vom Mutterarm umschlungen, verläßt er das stille Haus.
Mitternacht kündet's von, Thurm. Das Heer der Sterne lächelt friedlich
vom dunklen Firmament zur Erde. Der Gottheit Odem weht durch das All.

„Gott wird's Dir verzeihen," flüstert sie ihm zu; „er hat Dich zu
seinem Werkzeug gemacht. Er läßt sich nicht spotten. Sein Fluch war's
— der Fluch über die Ehebrecherin."
Ein furchtbar ernster Ausdruck liegt auf ihrem Antlitz.
„Mutter —"
„Werde brav, mein Kind, mein Einziger," fährt sie fort, ihm ist's
schwer, sie zu verstehen; er fühlt, wie ihr Körper sich schüttelt. „Denk immer,
ich sei bei Dir; denk', daß die Mutter für Dich betet. Mein Gebetbuch
Hab' ich Dir zugesteckt. Lies jeden Abend nach der Reihe die Gebete.
Ich thu's hier. In der Stunde sind unsere Seelen vereinigt. Willst Du?"
„Ja, Mutter."
„Sei mir nicht böse, mein Knabe, daß ich Dich von mir lasse. Nie
rhät' ich's, könnt' ich Alles auf mich nehmen für Dich. Ach, daß ich's
tonnte. Doch so — — Dein guter Name war Dein Reichthum; das
Erbe Deines Vaters. Man soll ihn nicht beschimpfen. Nein — nein!
Mag man die Schuldigen strafen. Beginne in» fremden Lande ein neues
Leben, ein Gott wohlgefälliges, auf daß Dir Deine Sünden vergeben
werden. Versprich mir's, mein Knabe."
„Ja, Mutter, ich verspreche es."
Seine halb erstickte, zitternde Stimme offenbart ihr seinen hoffnungs-
losen Schmerz, den er vor ihr vergebens zu verbergen sucht. Fest zieht
sie ihn an sich. Und nun noch einmal fühlt er sich sicher. Aufschluchzend lehnt
er seine Wange an die ihre — ach, ihr Gesicht ist von Thränen über-
strömt.
„Mutter," stammelt er, „ach, meine Mutter, verzeihe mir!"
Nur an sich dachte er, an seinen Abschied und suchte Trost bei der
Frau, deren Herz er gebrochen.
„Mein Kind, mein armes Kind!"
Die Thränen küßt sie ihm von den Wimpern und spricht ihm Muth
ein mit ihrer sanften, lieben Stimme. Mit der Schürze trocknet sie ihm
das Gesicht und nimmt ihm das Bündel von der Schulter. Ein letztes
Liebeswerk möchte sie ihrem Knaben thun. Bis zum Scheideweg will sie
es tragen.
Und sie gehen durch die Nacht, fest an einander geschmiegt, sie, die
nur sich hatten, die nur Eines im Anderen lebten. Sie wissen, daß es
das letzte Mal ist für lange, lange Zeit — vielleicht für immer. Ihre
Herzen sind voll zum Zerspringen; doch die Lippen schweigen. Es reden
die Augen die Sprache entsagender Liebe; doch die Schleier der Nacht rauben
den Scheidenden ein letztes, qualvolles Glück seligen Anschauens. Flüsternd
streicht der Nachtwind durch die Wipfel. Die Mondsichel steigt höher
und höher; es erbleicht das Sternenheer vor ihren, silbernen Licht.
„Lebe wohl, mein Kind."
„Willst Du gehen, Mutter?"

„Dem Weg führt Dich durch die Felder; Du gelangst am schnellsten
zur Stadt und benutzest dann die Frühpost, hörst Du? Eile, mein
Liebling, eile! Noch weiß ja Niemand davon, noch bist Du sicher. Ach,
wenn sie Dich bei mir suchten! Äch, Karl — mein Liebling — mein
Einziger — ach, daß wir scheiden müssen!"
Zum letzten Mal halten sie sich umschlungen, genießen des Abschieds-
tüfses jammernde Seligkeit. Znm letzten Mal hört sie ihren Namen ans
ihres Kindes Munde, flüstern ihre Lippen zärtliche Worte in sein Ohr.
„Vergiß mich nicht, mein Knabe, werde brav. Und geht Dir's gut,
der liebe Gott möge Dir's geben, so denk' an die Heimat — denk' an die
Mutter, die Dich liebt, deren einziges Glück Du warst."
Er kniet nieder und legt ihre Hand auf sein lockiges Haupt und um-
schlingt ihre Kniee:
„Vergieb mir, Mutter!"
Da blickt sie flehende» Auge? empor min nächtlichen Firmament und
spricht mit fester Stimme ein gewaltiges Gebet:
„Der Herr segne Dich und behüte Dich. Amen."
Dann ist er gegangen — in's ungewisse Dunkel hinein, zögernden
Schrittes. Da hat ein Wort die Luft durchzitten, so weh, so klagend, so
voll Todesschmerz — „mein Kind!" Und er ist zurückgestürzt zu der
Hingesunkenen und hat die Verzweifelte in seinen Arn, genommen und
zuckenden Munde? geschworen: „Ich kehre heim, Mutter. Auf Wiedersehen!"
Und beim Sternenlicht haben sie sich stumm in die Augen gesehen — tief tief
Geflohen ist er wie ein gehetztes Wild über das weite, schweigende
Feld, über sich den weiten, schweigenden Himmel. Allein auf der Welt
mit dem Bewußtsein einer entsetzlichen That.
Langsamer wird sein Schritt — finster sein Auge. Fordert das
Blut des Tobten nicht Sühne? Kann dem Mörder vergeben werden?
„Ans Wiedersehen!" ruft er rückwärt? und verbirgt sein Antlitz in
beiden Händen.
Dahin sinkt Jugend und Glück.
Auf dem weiten Wege nach der Hansastadt hört er gar oft von dem
Morde an dem Gelehrten, dessen Leiche man im Walde aufgefunden und
dem fchönen, jungen Weibe, da? der Mühlenbach dem Müller vor's Hau?
getragen. Von Fritz kein Wort.
Aber Alle fluchen den, Mörder, fluche» dem Knaben, dein schuldlos.
Schuldigen.
Er knirscht mit den Zähnen — er haßt die Menschen.
«Er ist gewandert hin und her,
Ei hat gehabt weder Glück noch Stern —"
^

Bläulich färbte sich der Hinimel. Im Osten röthete sich der Horizont.
Rosa Wölkchen mit zerrissenen, goldigen Rändern flatterten eilig dahin wie
leicht beschwingte Voten des Lichtes und trieben in neckischem Spiel die
wolkigen Ungethüme der Nacht vor sich her. Der frische Morgenwind
half ihnen dabei in übermüthiger Lust, blähte beide Backen und freute sich
der tollen Flucht der jählings aufgescheuchten Unholde. Höher und höher
stieg die fegenspendende Flammenkugel. Das matte Gold, das ihr Erstehen
verkündete, wurde zu einem Purpurmeer — ein Seufzer der Erleichterung
ging durch die Natur — in majestätischer Pracht und Herrlichkeit begann
die Sonne ihren Tageslanf.
Und nun regte es sich; es erwachten die Geschöpfe — es lebte
im All, uud Alles athmete rosiges, reines Himmelslicht. Der blinkende
Thautrovfen im Kelche der halberschlossenen Blume pries den gütigen
Schöpfer, und die trillirende Lerche im blauen Aether jubelte dem Leben-
spender ihr Danklied zn. Nebel fielen befruchtend hernieder, und die
Bäume schüttelten leise ihre Kronen, und in den Blättern flüsterte und
raunte es -^
Durch den erwachenden Wald schritt, die Büchse auf dein Rücken, der
junge Förster, fcharfen Blickes umherspähend. Es gab in letzter Zeit so
viel Holzdiebstähle. Ans Ergreifung des Thciters ist ein hoher Preis ge-
setzt. Dem Forstmann blutete das Herz, wenn er an den frischen Baum-
stümpfen vorüberkam, die letzten Reste gefallener Herrlichkeit. Und immer
die schönsten, kräftigsten Stämme wurden geraubt; wehe den Räubern!
Mit leisen, vorsichtigen Schritten näherte er sich dem dichten Unter-
holz unter der Eichengruppe am Mühlenbach, aufmerksam undeutlichen
Spuren am Boden folgend. Wenn es endlich gelänge — —
Sieh da, was ist das? ^iegt da nicht Jemand? Was, ein Land-
streicher auf der gräflichen Domains? Und in tiefem Schlummer! Wie
kam der hierhin?
Einen Augenblick zögerte er doch, ob er den Alten wecken sollte.
Er lag so merkwürdig reglos, die Hände auf der Brust gefaltet, mit einem
fo starren, finsteren Ausdruck auf dem verwitterten Gesicht wie bei einem
schweren, schweren Traum. In dem langen silbergrauen Bart hatten sich
einige weite Vlättchen gefangen. Ein dicker Kreuzdorn lag neben ihn,.
„Heda, Alter! hier ist kein Ort zum Schlafen! Wacht auf!"
Laut schallte seine Stimme durch den Forst.
Der Greis rührte sich nicht.
„Nun — hört Ihr nicht." Heda!"
Er beugte sich zu ihm herab und faßte ihn unfauft an der Schulter.
Doch erschrocken fuhr er zurück. Die Majestät des Todes sah er in furcht-
barem Ernst vor sich.
Er nahm die Mütze ab und schlug ein ,^reuz, und eilte durch den
lachenden Morgen dahin, um Anzeige zu erstatten.

„Nun? Was giebt's?" fragte der Bürgermeister; das verstörte Ge-
sicht des jungen Mannes entging ihm nicht. „Eine Freudenbotschaft ist's
nicht, die Sie mir bringen."
„Nein, Herr Bürgermeister. Es thut mir leid, daß ich so früh —"
„Ach was; wieder was gefällt im Wald?"
„Nein; aber — ich glaubte eine Spur gefunden zu haben und —"
„Und?"
„Und stieß auf die Leiche eines Mannes."
„Wo?"
„Hart am Mühlenbach."
„Bekannt?"
„Nein. Ich schätze ihn auf sechzig; er scheint zugereist zu sein."
„Hm -"
Der Bürgermeister schritt einige Male im Zimmer auf und ab.
„Da werden Sie mich zu ihm hinführen. Lennert," fchrie er zur
Thür hinaus, „der Amtsschreiber soll sich bereit halten."
Und wenige Minuten später schritten die drei Männer dem Galgen-
berge zu.
Er war ein Hüne, der Bürgermeister, ein Hüne mit eisgrauem Haar
nnd Bart, mit gefurchtem Antlitz und kalten Augen unter buschigen Brauen.
Kräftig schritt er aus; kaum bedurfte er seines Knotenstockcs. Die Grüße
der ihm Begegnenden erwiderte er durch kurzes Nicken seines gewaltigen
Hauptes. Rauh und tief war feine Stimme. Der junge Förster kannte
ihre Stärke.
Nach einer knappen Stunde waren sie bei der Eichengruppe an-
gelangt.
„Hm," brummte der Bürgermeister und blickte unbehaglich auf den
Tobten.
Der alte Amtsschreiber nahm sein Käppchen ab und machte sich init
seinen Acten zu schaffen. Auf sein Gewehr gestützt, lehnte der Förster am
Eichenstamm.
„Wer ist der Mann?" fuhr der Bürgermeister fort und sah durch-
dringend auf den Schreiber.
„Ich kenne ihn nicht."
„Nie gesehen?"
„Nie, Herr Bürgermeister."
„Wird der Gemeinde mal wieder zur Last fallen. Hat der Mann
Papiere?" Der Amtsschreiber suchte danach in dein Ranzen.
„Hier, Herr Bürgermeister. Das ist — das ist ein altes Gebetbuch
und hier — Briefe, uralt, ganz gelb fchon — weiter ist's nichts."
„Gut. Nehmen Sie den Thatbestand auf; und dann gleich die
uüthigen Schritte gethan, daß die Leiche hier fortkommt. Die Kirchen-
gemeinde wird sich mal wieder freuen."

Er wände sich kurz UNI und ging, von den Beiden begleitet, nach der
Stadt zurück. Die Briefe nnd das Buch trug er in der Hand.
„Dumme Geschichte das," murmelte er, in der Amtsstube angekommen.
„Unnütze Laufereien und Kosten. Na, mal sehen, wo er hingehört."
Er ließ sich an dem grünen Tische nieder, entfaltete die vergilbte»
Papiere mit der arg verblaßten Schrift und las mühfam die von un-
sicherer Hand herrührenden Zeichen. Zuerst gleichgiltig. Aber dann —
dann stutzte er; dann wandte er mit zitternder Hand das Blatt — dann
las er einen Namen — und fiel mit eine»» dumpfen Stöhnen in den
Stuhl zurück und raffte sich wieder auf und schlug den Deckel des
Gebetbuches auf.
„Der Her segne Dich und behüte Dick. Amen.
Meinem armen Kinde.
Luise Güstrow."
Sein stierer Blick haftete auf dem schönen Spruch wie auf etwas
Furchtbarem. Seine Lippen bewegten sick, und der mächtige Körper sank
schlaff in sich zusammen. Langsam erhoben sich die Hände — wem
wehrten sie?
„Karl!" tönte es erschütternd durch das stille Gemach, „vergieb nur,
mein Karl!"
Unter Eichenbäumen am Mtthlenbach erhebt sich ein Hügel, von
Farren, Evheu und Moos überwuchert. Ein eisernes Gitter umschließt
ihn. Und an jedem Mittag wird es geöffnet, und eiu tief gebeugter Greis
wankt zu einer Bank zu Häupten des Grabes. Stundenlang verharrt er
da in wachen Träumen, und nahe, greifbar nahe dünkt ihm der Xnabe
mit den braunen Locken, mit den treuen, braunen Augen, dem kindlichen,
hochherzigen Gemüth.
Und der Eichen Rauschen und des Baches Plätschern singen dem
Müden das Schlummerlied. Geheimuißvoll flüstert's in den Wipfeln, uud
leise erzählen die Wellen den lausckendeu Blumen aus alter, alter Zeit.

Die Memoiren von Varras.

von

Clemens Zonal.

— Wien. —

A^-ls am 18. Bmmaire d:s Jahres VI der General Napoleon Bonaparte unter Trommelwirbeln und mit blanker Klinge die gesetzgebenden Versammlungen in Saint Lloud sprengt, die Dcputirten auseinander treibt, das Diicctorium für aufgehoben erklärt und mit eisernem Griff selbst das Steuer Frankreichs erfaßt, befand sich einer der änncr, deren Rolle mit jenem Tage ausgespielt war, ahnungslos weit ab vom Schauplatz der Dinge.

„Der wollüstige Director Barras," erzählt Thiers mit feiner Ironie in seiner Geschichte der Revolution — „sah im Bade, als ihm die Nachricht zugleich mit der Aufforderung, abzudanken, in seine Wohnung gebracht wurde."

Es ist dies einer jener Witze, die der Zufall liebt. Der Mann, in welchem sich die schlemmerische und schlaffe Zeit des Tirectoriums verkörperte, dehnt sich in wohligem Behagen in seiner Badewanne, während ihn das Schicksal ereilt. Unfähig, Widerstand zu leisten, wird er von dem neuen Machthaber mit einem Fußtritt bei Seite geschleudert. „Barras, der Verfaulte", wie ihn Napoleon nennt, verbringt den Rest seiner Tage im Dunkel. Als alter Bruder Lieberlich verbummelt er die Zeit des ersten Kaiserreiches im Exil, macht abwechselnd Brüssel, Marseille, Rom und Montpellier zum Schauplatz seiner Ausschweifungen, lehrt dann nach der Restauration nach Paris zurück, wo er als klägliche Ruine durch die Salons streicht, die Gesellschaft mit veraltetem «latsch und schimmligen Liebesabenteuern langweilt, bis ihm im Jahre 1829 der Tod das lose Schwatzmaul stopft.

Aber auch nach dem Tode schweigt er nicht ganz. Heute, nach sechsundsechzig Jahren wird seine Stimme wieder vernehmbar. Ei tischt uns dieselben Klatschgeschichten auf, mit denen er seine Zeitgenossen im Faubouig St. Germain so oft bewirlhete, zählt mit geckenhaftem Lächeln sein Don Juan-Register her und Nagt uns den Schmerz, der sein Lebensende verbittert hat. Wir müssen hören, wie er, Barras, von einem Manne, der ihm seine ganze Carriere verdankt, dm schmählichsten Undank erfuhr.

Ein kleiner corsischer Lieutenant Namens Bonaparte, den er vor Toulon zum Kapitän gemacht hat und den er dann jahrelang weiter vorwärts schob, vom Kapitän zum General, zum Generalstabschef, zum Befehlshaber von Armeeen, — dieses Geschöpf seiner Gunst hat sich wider ihn gekehrt. Wir erfahren, wie dieser pflichtvergessene kleine Corse seit jeher nichts Besseres versprach, wie er sein mähiges Talent vor der Mitwelt und Nachwelt in den falschen Schein eines Genies zu setzen wußte, wie er Fmuengunst,

Intrigue und Zufall als rücksichtsloser Streber benutzt hat und selbst vor den »er» merflichsten Mitteln nicht zurückgescheut ist, um Carricre zu machen, — eine Carrieie, die ihn schließlich bis zum Kaiserthron führte.
Das ist ungefähr der Grundton der Memoiren von Barras, deren erster Theil soeben in Paris (und gleichzeitig in deutscher und englischer ilebersetzung) erschienen ist. Sie bilden die grosze Sensation inmitten der jüngsten Memoirenlitteratur, die in Frank» «ich seit ewigen Jahren so üppig gedeiht.
Alleidmgs eine unliebsame Sensation. Das hohe historische Interesse dieser Memoiren hat nicht genügt, ihnen eine freundliche Aufnahme zu verschaffen. Sie kommen eben zur unrechten Zeit. Jahrzehnte lang galten die merkwürdigen Aufzeichnungen überhaupt für verschwunden. Wo man in neueren Geschichtsweilen auf Barras' Namen stößt, begegnet man auch stets der Erwähnung, basz am nächsten Morgen nach dem Tode des Exdirectors die Polizei in dessen Wohnung erschien und sich der scandalösen Memoiren, über deren Inhalt in Paris die abenteuerlichsten Gerüchte umliefen, bc» miichtigte, um sie aus der Welt zu schaffen. Der eiste Theil dieser Behauptung ist richtig. Aber wie es sich nunmehr herausstellt, tonnte die Polizei damals die Barras- schen Memoiren aus dem einfachen Grunde nicht beseitigen, weil sie noch in der Nackt unmittelbar nach dem Tode ihres Verfassers in einer wohlocrsicgeltcn Kiste zu dem Freunde geschafft wurden, den Barras testamentarisch mit ihrer mdgiltigen Nedaction und Herausgabe betraut hatte. In dem Hause dieses Freundes, eines gewissen Saint-Albin, verblieb das Manuscript drei Generationen lang. Niemand hatte den Muth, die Ver- öffentlichung zu wagen. Man dcnle z. B. an die Folgen, die ein solcher Versuch unter Napoleon III. hätte haben können! Nun sind die Memoiren endlich erschienen, und der boshafte Zufall hat sie mitten in eine Zeit des überschwünglichsten Napolcon-CultuS hineingeworfen. Die Gestalt des großen Kaisers und Siegers beherrscht aus leicht be- greiflichen Gründen in Paris seit Jahr und Tag die Bühne und das Buch. Man spielt Napoleon-Revuen und bramatisirte Napoleon-Anekdoten, malt Napoleon-Bilder, druckt Abhandlungen über Napoleon und die Frauen, Napoleon und seine Familie, Napoleon und was man will.
TS versteht sich von selbst, daß Barras mit seiner wüthenden Philippika gegen den „großen Kaiser" in diesem Augenblick schlecht ankommt. Der eitle Tirector wäre wenig erbaut, wenn er die Einleitung lesen könnte, mit welcher seine Memoiren ron dem Herausgeber George Turun, dem Sohne des Napolconischen llnterrichtsministers und einem begeisterten Napoleon-Verehrer versehen wurden. Er wird darin nicht mit Hand- schuhen angefaßt, und sein Buch wird kurzweg als ein schändliches Pamphlet bezeicknet. George Duruy gesteht uns sogar ein, er habe sich einen Augenblick lang mit der Absicht getragen, nachzuholen, was der Polizei der Vourboncn seinerzeit mißlungen, und die bösartigen Aufzeichnungen einfach den Flammen zu überliefern.
Das wäre doch Schabe gewesen, denn die Welt wäre dadurch um eines der inter- essantesten Memoircnwcit« ärmer geworden. Barras war leine schöne Seele, aber er war ein Mann, der die großen Umwälzungen der vorigen Jahrhundertwende aus nächster Nähe angesehen und in den Gang der Ereignisse mehrmals in hervorragender Weise eingegriffen hat. Was ein solcher Zeuge zu sagen hat, ist jedenfalls des AnhörenS werth. Und überdies ist der Erzähler selbst eine merkwürdige Erscheinung, die für ihre Zeit in hohem Grade charakteristisch ist. Kann man sich das Jahrhundert, welches mit einer Orgie begann und mit einem Blutbad endigte, den Gipfel der Frivolität erreichte und dabei die Menschenrechte proclamirte, überhaupt besser verkörpert denken als in diesem Barras, «elcher ein aristokratischer liooelace war und ein blutdürstiger Jakobinerhäuptling, bald ein verweichlichter Epikuräer, bald wieder ein Mann der That, der durch leckes Zu- greifen dreimal die Republik rettet, heute ein schamloser Cyniler, morgen ein pathetischer Principienheld, — im Grunde genommen stets ein Poseur und Komödiant, aber Einer, der seine Rolle stet» bis zur Täuschung naturwahr spielt.

6i beginnt seine Memoiren mit der Versicherung, daß er aus einem hochadligen Gescklechte stamme, welches »so alt ist, wie die Felsen der Provence". Ein curioser Stolz bei dem späteren Convcntmilglieb und Tyrannenmörder. Dieser überzeugte Jakobiner meint auch an einer anderen Stelle, er lönne als Edelmann, der er war, „verlangen, von den Regeln der Orthographie dispensirt zu werden".
Die Anfange seiner Laufbahn sind auch ganz cavaliersmäßig. Als Sohn aus gutem Hause spielt er ein wenig Soldat, wie das immer Sitte war, und abenteuert in einer schmucken Lieutenantsuniform unter dem nachsichtigen Commando eines vornehme» Herwandten in fernen Landern umher, hauptsächlich in den ostindischen Colonlen. Er nimmt diese militärische Beschäftigung niemals recht ernst, denn, als er einmal von einem Minister, dem er Rapport zu erstatten hat, etiras hart angefaßt wird, lammt er ohne Weitere« um seinen Abschied ein und läßt sich als flotter Lebemann in Paris nieder.
Es ist dies die letzte Zeit des »neicu rö^im«, jene Zeit, von der Tallenrand in seinen Memoiren sagt, daß wer sie nicht miigemacht, die Süßigkeit des Lebens überhaupt nicht leime. Varills schwimmt lustig mit dem Strom und schlürft in vollen Zügen die Freuden jenes übermüthigen Carnevals, dem bald ein so schrecklicher Aschermittwoch folgen soll. Unter seinen Bekanntschaften befindet sich auch das Ehepaar L.lmllttc, die Freunde Cagliostros und Urheber der berüchtigten Halsbandgeschichte. Schier hätte Barras in die saubere Sippschaft hineingeheirathet, denn die sogenannte .Gräfin" d« la Motte, von der es in den Memoiren heißt, daß sie „schon, jung und äußerst gefällig" war, bemüht sich lebhaft, eine Verbindung zwischen ihm und ihrer Schwester zn Slande zu bringen. Eines Abends speist die Gesellschaft, zu welcher auch der Cardinal Rohan gehört, der diese Bekanntschaft später so theuer bezahle» soll, zusammen. Barras bemerkt eine ungewöhnliche Verstimmung bei den Thcilnehmer» des Soupers. Der Cardinal hat seine gewöhnliche Großsprecherei verloren, Graf und Gräfin de la Motte sind verstört und machen Cagliostro, den sie mehrmals bei Seite ziehen, in einer Ecke lebhafte Vorwürfe. Als die Gäste auseinander gehen, nimnit die Gräfin Barras' Arm, führt ihn bei Nacht auf dm Boulevards spazieren und läßt auf dem Wege allerhand dunkle Andeutungen darüber fallen, daß sie ein schweres Unheil bedrohe. Aber Barras ist nicht so leicht zu rühren. Er wird mißtrauisch, und mit der gelohnten Ritterlichkeit, die sein Benehmen gegenüber Frauen, wie man sehen wird, stets auszeichnet — empfiehlt er sich rasai, um nicht nähere vertrauliche Mitthcilungen anhören und vielleicht seine Hilfe anbieten zu müssen. Bald darauf erfährt er, was seine Freunde angestiftet haben. Der schändliche Betrug kommt an den Tag. Der leichtgläubige Cardinal, welcher die Gunst der Königin für ein Diamantenhalsband gekauft zu haben meint, wandert in die Vastille. Die falsche Gräfin kommt auf die Galeeren. Ihr Mann und Cagliostro uer» schwinden. Barras kann von Glück sagen, so billigen Kaufes davongekommen zu sein.
Inzwischen wird der Boden von Paris mit jedem Tage heißer. Man hört beleits dai unterirdische Rollen, das die kommenden Dinge ankündigte. Ueber die Erstürmung der Vastille berichtet Barras blos in einigen farblosen Worten. Das könnte merkwürdig scheinen; aber man hat für diesen Lakonismus bereits eine zutreffende Erklärung ge> funden. Als der Ezdircctor seine Memoiren schrieb, hatte der Tag der Vastille bereits seine Legende. Die Volksphantasie hatte die Stürmer de« finsteren Kerterthurmes, in welchem sich die Willkür des verhaßten Regimes symbolisch verkörperte, bereits mit der Aureole des Heldenthums umgeben. Sie hatten in glorreichem Kampfe gesiegt und mit Preisgebung ihres Lebens die Opfer oer Tyrannei aus dem Gefängniß befielt!
Barras wußte sehr gut, daß sich die Dinge ganz anders verhalten hatten; aber ihm, dem gewesene» Revolutionsmanne, kam es am wenigsten zu, jenen poetischen Mythus zu zerstören. Unter den zahlreichen Notizen, welche sein Nachlaß enthält, findet sich auch ein ausführlicher Bericht, den ei unmittclbai nach der Einnahme der Bastille unter dem frischen Eindrucke des Ereignisses niedergeschrieben. Hier ist die nackte, nüchterne Wahrheit zu lesen. Der glorreiche Kampf war ein furchtbares, unmenschliches Gemetzel, in welchem zehntausend

Leute an fünfzig Invaliden, den einzigen Vcrtheidigern der Bastillc, in kannibalischer
Weise ihr Müthchen kühlten, und die „befreiten Opfer der Willkür" waren — einige
Hallunien, gemeine Verbrecher, welche ohne Schaden für die Mitwelt hinter Schloß
und Niegel hätten bleiben tonnen. Diese beschämenden Dinge traute sich Barras
nicht in seine Aufzeichnungen hinübeizunehmen, und er begnügte sich daher mit einigen
offenbar allgemeinen Phrasen. Ei» drastisches Beispiel dafür, wie Geschichte gemacht
wird! —

Mit der Erstürmung der Bastille hat eine neue Aera begonnen, und Barras, der
stets eine feine Witterung in solchen Dingen hatte, schlägt sich rechtzeitig auf die Seite
derer, denen die Zukunft gehört. Er läßt sich in den Convent wählen, stimmt für die
Hinrichtung de« Königs, wird ein angesehenes Mitglied de« Ialobinerclubs und erhält
als Einer, der in militärischen Dingen nicht ganz Laie ist, rasch nacheinander zwei
Missionen als „Volksvertreter": zuerst bei der italienischen Armee, dann zu den Truppen,
welche vor Toulon liegen, um die abtrünnige Hafenstadt aus dm Händen der Engländer
zurückzuerobern.

Hier findet seine erste Begegnung mit dem Manne statt, dem sein bitterster Haß
gilt. Er hat bei Toulon einen der jüngsten Lieutenants, der ihm als intelligent empfohlen
wirb, mit der Recognoscirung der Küsten der Provence betraut. Dieser entledigt sich
seiner Aufgabe rasch und gut und erstattet dem „Volksvertreter" persönlich seinen Bericht.
Er gefällt Barras. Es ist ein kleiner, magerer Corse, Namens Napoleon Bonaparte.

„Wir neigen im Allgemeinen" — meint Barras — „zu Wohlwollen, auch zu einer Art
Bewunderung für Leute, die bei schwachein Körper mehr Kraft zeig.n, als man ihnen
zutraute; ihr Geist scheint uns ihrem Körper überlegen, und wir schätz?» sie darum höher."

Aber nicht nur die Energie und die Lebhaftigkeit des jungen Artillerielieutenanls gewinnen ihm die Snmpathie des einflußreichen Conucntmannes. Barras behauptet, eine
eigenthümliche Aehnlichkeit sei ihm damals aufgefallen und habe ihn für denselben eingenommen. Man höre nur: eine Aehnlichkeit mit Marat! Man merkt leicht die perfide
Abficht dieses Vergleiches. Er steht übrigens in de» Memoiren nickt vereinzelt da. An
einer weiteren Stelle wird Napoleon mit einem anderen blutdürstigen Scheusal rerglichen:
mit dem berüchtigten Marquis de Sade, dessen Phantasie in Grausamkeiten schwelgte,
wie sie der Menichenschlächter Napoleon soäter in großem Stile verwirklichte.

Also Barras findet an dem Lieutenant Bonciparte Gefallen. Er betliätigt auch
sein Wohlwollen sofort. Nachdem ihm Jener seinen Bericht erstattet, verabschiedet er
ihn mit den Worten: „Ich danke Ihnen, Kapitän."

„Ich bitte um Verzeihung —" verbessert ehrerbietig Bonaparte — „ich bin nur
Lieutenant."

„Sie sind Kapitän —" wiederholt Barras mit Nachdruck — „weil Sie es verdienen und mir das Recht zusteht, Sie zu ernennen."

So wird da« erste Avancement von Napoleon geschildert. Diese Darstellung »'eicht
wesentlich von der Legende ab, nach welcher der Lieutenant Bonaparte an der Eroberung
Toulon« den Löwenantheil gehabt hätte und von seinen Obern in Anerkennung seines
glänzenden Talentes auf dem Schlachtrelde befördert worden wäre. Nach Barras beruht
dies Alles auf purer Erfindung. Napoleon ist schon damals blos sein „kleiner Sckützlwg",
den er großmüthig protegirt. Dieser junge Offizier ist von ungewöhnlicher Lebensllugheit,
und ftine Begabung äußert sich vornchinlich darin, daß er mit allen Mitteln sich bei
mächtigen Persönlichkeiten einzuschmeicheln sucht. Er weicht nicht von der Seite des
Volksvertreters Varras, Macht ror Diesem und den Ändere» mit seiner republikanischen
Gesinnung Staat, trägt mit Ostentation einen zerlumpten Rock und wollene Epauletten,
versaht eine revolutionäre Nrochüre („.!.« »ouper 6s Ileiuioiürs") und wird nicht müde,
zu wiederholen, indem er dieselbe an seine Bekannten veitheilt: „Man soll sehen, daß
ich ein Patriot bin. Kann man überhaupt revolutionär genug sein? Marat und
Robespierre, das sind meine Heiligen!"

Barras hat hier unzweiseltmft die Farben ziemlich dick aufgetragen. Aber im Großen und Ganzen sind die Dinge, die er erzählt, durchaus nicht unwahrscheinlich. Als .Volksvertreter", b. h. als Abgesandter de» allmächtigen Convent«, spielte er zu jener Zeit eine Art von Obergott bei der Armee. Sein Winl tonnte die commanoirenoen Generäle auf die Guillotine befördern, vor seiner Autorität beugte sich Alles widerspruchslos. Kein Wunder daher, das, ein junger Offizier von brennendem Ehrgeiz sich an diesen Machthaber hielt und vor ihm nicht nur sein Talent, sondern auch die Grund» sähe zu bocumentlren suchte, ohne welche man damals nicht vorwärts lammen lonnte.
Uebrigens war die Lage des Volksvertreters Barras, um die ihn der Lieutenant Bonaparte nicht wenig beneidet haben mag, nur äußerlich eine so glänzende. In Wirklichkeit bedrohte ihn in jenem Augenblick gerade die größte Gefahr. Es ist dies die Zeit, wo der Wohlfahrtsausschuß unter den Mitgliedern des Convent« selbst ein furchtbares Blutbad anrichtet. Tic Häupter der Girondisten sind gefallen, Danton und seine Fieunde folgen ihnen auf's Schaffot. Barras, der nach der Beendigung seiner Mission von Toulon zurückberufen wird, fühlt an dem Tage, an welchem er das Pflaster von Pari« wieder betritt, gleich, daß sein Kops auf sewen Schultern nicht sicher sitzt. Er ist sich zwar keiner Schuld bewußt, aber bedarf es dessen in einer Zeit, welche in den Memoiren mit einem glücklichen Ausdruck als „ein schreckliches Handgemenge im Dunkeln" bezeichnet wird? Er ist im Convent eine hervorragende Figur, im Iakobinerclub ein beliebtes Mitglied. Da« heißt soviel, wie baß er den Schieckensmännern des Wohlfahrtsausschusses gefährlich werden könnte, und ist also eine sichere Anweisung auf die Guillotine. In dieser unheimlichen Situation greift Barras nach dem einzigen Mittel, das Erfolg verspricht. Er versucht, sich unter den Schutz Robespierres zu stellen, des Unbestechlichen, dessen Wort Tod oder Leben bedeutet. Wenn es ihm gelingt, Robespierre von seiner Unschuld zu überzeugen, ist er gerettet.
Eines Morgens sucht er also Robespierre in dessen Wohnung auf. Er durchschreitet mit pochendem Herzen den Hof des ärmlichen Häuschen« in der Ilu« 8t. Ilonor«, wo der Gewaltige bei dem Bautischler Duplav als Aftermicther wohnt. Ci findet dort zwei Generäle, Danican und Brunc, die der Mutter Duplav in respectvoller Haltung — beim Salatpflücken ticlfen, um sich auf dem Umwege durch die Frau Meisterin bei Robespierre einzuschmeicheln. Auch die berühmte Cornelie, die Tochter des Tischlers, die bei Robespierre Cerberusdienste verrichtet, ist im Hofe zu sehen; sie ist mit Wäscheaufhängen beschäftigt und halt ein Paar gestreifter Baumwollstrümpfc in der Hand, .wie sie damals Mode waren und täglich an Robespierre im Convent zu sehen waren". — Durch diese idyllische Umgebung gelangt Barras über eine kleine hölzerne Stiege zum schlichten Stübchen im ersten Stock, von welchem täglich Hunderte von Todesurtheilen ausgehen. Robespierre ist bei der Morgentoilette; er steht in einer Art Nachthemd da. Die Operation des Frisiieii« und Pudcrns ist gerade beendigt; die Brille, hinter welcher er gewöhnlich seinen Blick zu verbergen Pflegt, fehlt: aus dem weißgevnderten, ohnehin bleichen Gesichte starren Barras zwei trüb umflorte Augen entgegen, wie er sie noch nie gesehen. Der Gruß des Gastes bleibt ohne Antwort. Robespierre wäscht sich, ohne seine Anwesenheit bemerken zu wollen, kleidet sich an, putzt sich die Zähne, wobei er Barras einige Male auf die Füße spuckt, ganz wie ein anderer Machthaber. Potemlin. der, um sich nicht umdrehen zu müssen, Leuten, die ihm gegenüberstanden, in's Gesicht spuckte. Umsonst entfaltet Barras eine verzweifelte Beredsamkeit. Er spricht in die Luft. Robespierre hört ihn nicht, sieht ihn nicht, und smie Züge bleiben während der ganzen Zeit leickenhaft unbeweglich. Höchstens, daß er die von Natur zusammengekniffenen Lippen von Zeit zu Zeit noch fester einkneift.
Diese Scene hat sich dem Autor der Memoiren begreiflicherweise unauslöschlich eingeprägt. An einer weiteren Stelle führt er eine interessante Aehnlichkcit ein, welche beweist, wie stark dieser Eindruck bei ihm noch nach Jahren war. „Als ich Talleyrand bei mir eintreten sah —" heißt es im zweiten Bande der Auszeichnungen — .mit

seinem bleichen, nichtssagenden, leichenhaftcn Gesicht und den leblosen starren Augen, glaubte ich Robespicrre selbst wieder vor mir zu sehen. Noch mehr frappirt wurde ich, als ich ihn genauer betrachtete: diese vorspringenden Backenknochen, dieser kurze Schädel, diese aufgeworfene Nase, dieser abscheuliche Mund mit den trockenen Lippen und dazu das, was die Kunst den natürlichen Zügen hinzufügt, das weißgcpuderte Haar und die starre unbewegliche Haltung, ganz wie bei ihm!"

Als Barras an jenem Morgen Robespierrc verlaßt, weiß er sehr wohl, daß sein Todesurtheil gesprochen ist. Das Schweigen de« Unerbittlichen war nur zu beredt. Es giebt für Barras nur noch einen Weg, sein Leben zu retten: wenn er den Führer der Schicckensmänner selbst auf's Schaffot bringt.

Da« klingt in jenem Augenblick fast lächerlich unmöglich; aber zum Glück schemt Barras viel Kaltblütigkeit und einen gewissen icsigniiten Fatalismus besessen zu haben, der ihm in schwierigen Lagen sehr zu gute kam, Ueber einen Leidcnsgcnossen aus jener Zeit, der, um der Guillotine zu entgehen, sich selbst den Tod gab, schreibt er: „Was tonnte ihn Schlimmeres treffen als der Tod, daß er sich ihn in so furchtbarer und übereilter Weise gab! Man hat immer eine Chance, wenn man zuwartet. So dachte ich schon von Anbeginn der Revolution — vielleicht war es auch bei mir weniger Sache des Nachdenkens als Naturanlage — und habe dabei alle Katastrophen, mit denen ich in so enge Berührung kommen sollte, überlebt, so das, ich in meine vier Mauern zurück» gezogen heute meine Memoiren schreiben kann!"

In dieser Stimmung und von dem Bewußtsein dessen, was ihn im Falle des Mißlingen« erwartet, getrieben, organisirt Barras die Verschwörung im Convent, welche am 9. Thermidoi ausbricht und Robesvierre sammt seinen Anhängern im Sturm hinwegfegt. Als an jenem denkwürdigen Tage der verhaftete Robespierrc von der Commune befreit wird, sich des Stadthauses bemächtigt und einen Augenblick lang seine Gegner mit Vernichtung bedroht, richten sich die Blicke Aller naturgemäß wieder auf Barras. Er erweist sich auch diesmal der Situation gewachsen, läßt sich vom Convent zun, Commandanten von Paris ernennen, sammelt Tmpvcn, führt Kanonen gegen das Hütel de Ville auf, nimmt Robespieire und dessen Freunde gefangen nnd ordnet ohne Verzug ihre Hinrichtung an. Die Dinge sind geschehen, ehe noch das Publicum Zeit gehabt hat, sie zu begreifen. Barras erzählt, daß sogar, als schon die Karren zum Hinrichtung«» platze rollten. Niemand in Paris wagte, seiner Freude Lust zu geben. Der schreckliche Alp lastete so schwer aus der Brust aller Welt, daß selbst, als die Haupler der Blutmänner gefallen waren. Manche noch bange warteten, als müßten die Unversöhnlichen wieder auferstehen.

Nun ist Barras Herr der Situation. Man muß anerkennen, daß er von seiner Macht leinen unmenschlichen Gebrauch macht. Ciumal entreißt er dem öffentlichen Ankläger Foulluiel'Tinville und dem Henker Somson, die sich vor dem .Bürger General" dcmüthig beugen, zwei Wagenladungen Verurtheilter. die gerade nach dem Richtplatz abgehen sollen. Ein anderes Mal nimmt er sich mildherzig der klemm Gefangenen an, die im Temple schmachten: der beiden Kinder Ludwig's XVI. Es hat sich das Gerücht verbreitet, die Künigskinder seien aus dem Kerker entführt worden, und Barras wurde vom Convent beauftragt, zur Beruhigung des Publicums im Temple nachzusehen. Er findet den Dauphin und die Prinzessin inmitten des entsetzlichsten Schmutzes. Einige Einzelheiten in der Schilderung dieses Besuches wirken geradezu erschütternd. — So liegt der kleine Dauphin bei Barras' Eintritt mitten im Zimmer in einer Äinderwiege, die für ihn viel zu klein ist, die er aber um keinen Preis mit einem Nett vertauschen will. Es ist dies die Wiege, in der er noch von seiner Mutter in den Schlaf gesungen wurde! — Die Km« und Knöchel des unglücklichen «naben sind geschwollen, und er befindet sich in einer Art von Betäubung, aus der er sich mühsam aufrafft, um vor Barras wie eine auswendig gelernte Lection einige Sätze aufzusagen, in denen er seinen Aufsehern das beste Zeugniß ausstellt. — „Indem er sprach" — heißt es in den Memoiren — „blickte er

abwechselnd mich und seine Wächter an - mich, um sich gewissermaßen unter meinen Schutz zu stellen, diese, um zu verhüten, daß sie sich wegen etwaiger Klagen an ihm rächten, wenn ich nicht mehr da wäre." — Diese stumme Hilflosigkeit rührt Barras. Er trifft verschiedene Anordnungen, um das Loos der königlichen Kinder zu mildern. Natürlich wird die Ausführung dieser Anordnungen hinter seinem Nucken dann hintertrieben.
An den einflußreichen Mann drängen sich jetzt von allen Seiten Bittsteller heran. Unter den Andern auch Einer, den er längst vergessen hat: sein „kleiner Schützling" von Toulon. Diesem ist es inzwischen schlecht ergangen. Er ist nach dem l». Thermidor als Anhänger Robespierres einfach von seinem Posten abgesetzt worden. Sowohl er wie sein« Familie sind in einer prekären Situation. Barras übertreibt allerdings mit boshafter Absicht dort, wo er diese Nothlage schildert. Nach seiner Darstellung lebt Frau Lätltia Bonaparte mit ihren Kindern um jene Zeit in Marseille in tiefstem Elend. Was sie zusammenborgen, reicht kaum sür einen Strohsack, der ihr gemeinschaftliches Lager bildet, und für einen Kessel zum Kochen von Gemüsen, aus dem sie Alle zusammen essen. »Um ihren Lebensunterhalt in Marseille zu gewinnen —" heißt es in den Memoiren — »scheuten die Bonapartes vor keiner Industrie zurück, nicht einmal — muh man es sagen? — vor der mit den aufblühende» Reizen der Mädchen die Töchter des Hauses Bonaparte waren als so wenig moralisch bekannt, daß sie vom Besuch verschiedener Bälle in aller Form ausgeschlossen wurden, obgleich Freundinnen auf ihr Ersuchen sich angelegentlichst für sie verwandten."
In einem Nthem damit erzählt Barras, ohne den inneren Widerspruch zu merken, oah die Söhne des Hauses Bonaparte, das einen so scandlllüsen Ruf hat, sich mit Erfolg bemühen, in reiche Bürgeifamilien hinein zu hetmthen. Lucien bekommt die Tochter des Gastwirths Noycr, allerdings — „blos weil sie guter Hoffnung von ihm war". Joseph heimthet die Tochter des steinreichen Seifensieders Elan», deren Häßlichkeit ebenso gros; ist, wie ihre Mitgift. Als Napoleon, von diesem Beispiel angeregt, um die Hand der jüngeren Schwester Dssirsc anhält, bekommt er einen Korb mit der groben Abfertigung: „man habe genug mit einem Corsen in der Familie". Das Schicksal meinte es mit der kleinen Dssirse Clary besser, als sie selbst, Trotz jenes Mißgriffes sollte die Seifensiederstochter spater eine Krone tragen — als die Fran Bernodotte^s, des Königs von Schweden.
Wie immer auch jene triste Episode in dem Schicksal der Familie Bonaparte in Wirklichkeit auigesehen hllben man, soviel ist gewiß, daß Napoleon Nichts übrig bleibt, als nach Paris zu gehen und dort sein Glück zu suchen. Seine hauptsächlichste Hoffnung dabei ist die Bekanntschaft mit Bunas. Aber es ist nicht leicht, an den viel umworbenen Mann heranzukommen. Napoleon läßt Nichts zu diesem Zwecke unversucht. Er sucht vor Allem durch die Frauen, von denen er weiß, daß sie Barras' schwache Seite bilden, den Weg zu dessen Gunst zu finden.
Barras wohnte damals in den Arcaden des Palais Royal als Mietner bei Fräulein Montanster, der Diicctorin des ..'llw^tw A«uti>n«illr". ,,1"ns2t,rs 6» w NontÄssn«" uno mehrerer Provinztheater. Diese Engros-Zp'culantin in Theater» war eine in Paris sehr bekannte Persönlichkeit. Barras schildert sie als enrenwerthe Dame von siebzig Jahren, die ihr Alter und ihr Embonpoint mit Heiterkeit und Winde zu tragen weiß und für die er selbst eine achtungsvolle Freundschaft hegt. Gleichzeitige Berichte sprechen sich jedoch in durchaus anderem Tone über Fräulein Montanster aus. Ihre Theater in Paris, insbesondere die im Palais Ronal gelegene berüchtigte „8üIW <t« Le«ujo!»i»-' waren nicht viel Anderes, als Tummelplätze für die elegantere Halbwelt und flotte Lebe« männer. Sie selbst scheint ihrem Miethcr Barras gegenüter, der zeitlebens ein lustiger Stiohwittwci war — seine Frau weigerte sich stets mit ihm zusammen zu wohnen — die Rolle eines weiblichen Mercur gespielt und seinen Verkehr mit gefälligen Theaterdämchen vermittelt zu haben, wofür ihr Barras seine Protection in allerhand Proceh- und Pachtangelegenhcitcn zu Theil werden ließ.
-.

Diese Dame wird nun in den Memoiren mit Napoleon in eine höchst eigenthüm»
liche Verbindung gebracht. Die Episode, die Barras hier einflicht, läßt sich auf ihre
Glaubwürdigkeit schon au» dem Grunde nicht prüfen, well man bei leinem Zeitgenossen
sonst eine Enrähnung davon findet. Jedenfalls ist sie sehr amüsant und beweist zum
Mindesten, daß Barras neben vielen anderen Talenten auch das Talent — zum
Novellisten hatte.
Napoleon hätte also — nach dieser Erzählung — Fräulein Montansier vom ersten
Augenblick an eifrig den Hof gemacht, um sich ihre Fürsprache bei ihrem mächtigen
Protector zu verschaffen. Dann, als er bereits mit Barras auf gutem Fuße steht, weckt
ein Gespräch, das er mit diesem eines Tages führt, weitergehende Pläne in ihm.
Nana» läßt die Bemerkung fallen, das alte Fräulein fei noch heirathslustig und habe
mehr als eine Million im Vermögen. Napoleon greift die Worte auf und bittet, rasch
entschlossen. Barras um seine Vermittelung in der Angelegenheit. Diese wird ihm ge-
währt, Fräulein Montansier läßt sich nicht lange bitten, und in wenigen Tagen ist das
curiose Paar, der breiunbzwanzigjiihrige Offizier und die siebzigjährige Jungfer, glücklich
zusllmmengekopvell. Barras erzählt, wie er mit innerem Ergötzen oft Zeuge von Ge»
sprächen war, in denen die Brautleute gemeinsame Zukunftspläne aufrollten. Sie
sprachen von nun ab nie ander«, als: .mir wollen Dies ober Jenes thun." Napoleon
verspricht seiner Braut, ihr bald seine Familie vorzustellen, und die Idee einer Hochzeits»
reise nach Corsica wird von den Beiden lebhaft discutirt.
Alle diese Projecte nehmen mit dem 13. Vendemiaire ein gewaltsames Ende.
Dieser Tag bringt den furchtbaren Aufstand in Pari» und den blutigen Kampf der
Sectionen gegen die Regierung. Barras tritt wieder an die Spitze der Conventtruppen
und zwingt — diesmal mit Hilfe Napoleons — die Aufrührei nieder. Einige Tage
fpäter wird Napoleon vom Convent mit Decrct vom 18. Vendömiaire zum General «n
8eoon<l der Armee des Inneren «mannt. Nun sind die schweren Zeiten für ihn vor»
über. Er braucht leine Geldheirath mehr, um vorwärts zu kommen, und so giebt er
dann seiner siebzigjährigen Braut in sehr unceremoniöser Welse den Laufpaß.
So hätten sich die Dinge zugetragen, wenn man Barras glauben will. Wichtiger
als die lleine Lächerlichkeit, die er hier seinem Todfeinde anhängt, sind seine Bemühungen,
Napoleons Antheil an dem 13. Vendsmiaire zu verkleinern. Gegenüber der Legende,
welche Napoleon als den einzigen Helden dieses Tages darstellt, versichert er, der .kleine
Corse" habe bei dem Kampfe gegen die Sectionen nur eine sehr untergeordnete Rolle
gespielt. Er sei Nichts mehr gewesen als sein Adjutant und habe sich in den kritischen
Momenten des Tages absichtlich versteckt gehalten, um sich gegebenen Falles noch immer
auf die Seite der Feinde schlagen zu können, wenn diese siegreich geblieben wären.
Nebligen« hätte Napoleon auch beim besten Willen in den Kampf aus dem einfachen
Grunde nicht entscheidend eingreifen tonnen, »eil er — zu Fuß war und sich lein Pferd
vtischllffen konnte. Nur aus Wohlwollen für seinen „kleinen Schützling" habe er, Barras,
später dessen angebliche Verdienste vor dem Convent herausgestrichen, ihn als Chef seines
Generalstabs bezeichnet, obwohl er blos sein Adjutant war, und seine glänzende Be-
förderung durchgesetzt.
Und noch eine „Legende" bemüht sich Barras an dieser Stelle zu zerstören. Es
ist dies jene, jedenfalls poetisch empfundene Version, welche berichtet, Napoleon habe am
Tage des 13. Vendemiaire, welcher den Wendepunkt seines Schicksal«, den Beginn seines
Ruhmes und Glückes bezeichnet, auch die Frau kennen gelernt, weicht er später so
glühend geliebt hat. Die junge Wittwe des Generals Neauhornais habe ihren Sohn
zu ihm in's Hauptquartier geschickt, mit der Bitte, ihr die Waffen ihres verstorbenen
Mannes, die ihr bei einer Hausdurchsuchung weggenommen worden waren, zurückstellen
zu lassen. Dies habe dann zur Bekanntschaft Napoleons mit Iosephlnen geführt.
Das ist einfach eine rührselige Fabel — meint dagegen Barra». Er selbst ist e«,
der Iosephine von Beauharnais an jenem Tage kennen lernte und an den sie sich mit

ihrer Bitte wandte. Er ist es auch, von dem Napoleon sie später so zu sagen aus zweiter Hand bekam.

Hier folgt ein widerwärtiges Capitel der Memoiren, um so widerwärtiger, als es offenbar nicht ganz auf Erfindung beruht. Man weih und hat es stets gewußt, daß die spätere Frau Napoleons, die liebliche Iosephine, einst ein sehr weiche« Herz hatte und nicht Jedermann gegenüber die untröstliche Wittwe des Generals Bnwharnai« spielte. Das zeitgenössische Gerücht bezeichnet auch deutlich Barras als einen ihrer Liebhaber. Aber deshalb eben lam es ihm am allerwenigsten zu, dieses Gerücht zu bekräftigen und der Frau, die ihm gegenüber schwach war, aus ihrer Schwäche einen Vorwurf zu machen.

Die schändliche Indiscretion ist nebensächlich im Vergleich mit der Brutalität, mit welch« der Name Iosephines hier in den Koth gezerrt wird. „Soll ich es gestehen?" — meint Barras, indem er eine letzte Regung von Zartgefühl heuchelt, — „Ja, ich will es gestehen — insofern es ein Franzose, in de» Grundsätzen der Ritterlichkeit er» zogen, sagen kann, daß ich mit Frau Beauharnais vertrauten Umgang gepflogen habe" .. . Das wäre noch vorläufig blos das prahlerische Lächeln des alten Gecken, welcher der Versuchung nicht wiberstehm kann, sich mit seinen Eroberungen zu brüsten, und vor der Nachwelt den verfluchten Kerl spielen möchte.

Aber es kommt ärger. «Ich habe mir Nichts darauf einzubilden —" fährt Barras cynisch fort — «Andere würden sagen, es gehöre viel Bescheidenheit dazu." Da sieht man bereits hinter der Maske des liederlichen Schwätzers den haßerfüllten Blick, der die zügellose Rachsucht des Schreibenben verkündet. Iosephine soll Barras entgelten, was Napoleon an ihm gesündigt. Er überschüttet sie mit gemeinen Schimpfworten, nennt sie ohne Umstände eine Dirne, die aller Welt gehörte, neben dem General tzoche auch dessen Stallknecht nicht verschmähte und abwechselnd von mannstoller Brunst und niedrigem Eigennutz regiert wurde. „Die unzüchtige Creolin" — heißt es an einer Stelle — „liebte nur aus Interesse. Selbst wenn man glaubte, sie sei ganz bezwungen und hingegeben, dachte sie noch an das Geschäft. Nach allen gebrachten Opfern hätte sie, wie man von einer Dirne fügte, die ihr in dieser Art Ausbeutung vorangegangen war, Gold aus dem Schädel ihres Geliebten getrunken." Auch ihre Heirath mit Napoleon ist für sie blos ein Geschäft. In Wirklichkeit ist ihr der ausgemergelte Corse, der um ihre Hand anhält, ganz gleichgiltig. Sie macht sich sogar insgeheim über ihn und seine Verliebtheit lustig und nennt ihn — wie Barras erzählt — in ihren intimen Stunden „den kleinen gestiefelten Kater". Sie nimmt ihn einfach deshalb, weil sie bis über die Ohren in Schulden steckt und well der General Bonaparte, der im Begriffe steht, Karriere zu machen, eine glänzende Partie vorstellt.

Aber dies Alles genügt Barras nicht. Vr will seinen Todfeind birect treffen. Auch Napoleon selbst muß in diesen Schlamm hinunter! — Und so versteigen sich die Memoiren bis zu der ungeheuerlichen Behauptung, Napoleon habe um dieses Verhältniß zwischen Barras und Iosephine gewußt und mit der Ehre seiner Frau ein einträgliche« Geschäft getrieben. Dies« Beschuldigung bildet übrigens nur den Theil ewes Systems, das Barras mit großer Beharrlichkeit durchführt. Er will nachweisen, baß Napoleon consequent — „seinen Weg durch die Frauen gemacht habe". Schon als junger Offizier habe er bei Toulon und bei der italienischen Armee bei dm Frauen der einflußreichen Volksvertreter dm devoten Höfling gespielt. Dann kam die Jagd nach einer reichen Partie in Marseille und in Paris. Ferner habe er versucht, der schönen Frau Tallien dm Hof zu machen, um sich durch sie bei Barras protegiren zu lassen, — sei aber mit Schimpf und Schande abgewiesen worden. Schließlich habe er Iosephine geheirathet, blos darum, weil sie Barras' Maitresse war. Im gegebenen Mommt habe er sich die« auch skrupellos zu Nutze gemacht. Als es sich für ihn darum handelt, zum Kommandanten der italienischen Armee ernannt zu weiden, geht er mit sein« Frau zu Barras und wartet im Vorzimmer, während Iosephine drinnen dm Preis für die Protection bezahlt.

Ironisch wirb auch «zählt, wie Napoleon dann bei seiner Abreise zur Armee seinem
Gönn« Barras mit gutgeheuchelter Rührung „sein Theuerstes, den höchsten Schatz, den
er durch Municipalact des zweiten Bezirke» der Stadt Paris erworben," anvertraut,
während er — der Komödiant! — doch ganz gut weiß, in wessen Händen er diesen
Schatz zurückläßt.
Auf welcher Stufe moralischer Versumpfung muß sich ein Mann befinden, um
Solche» bei einem anderen vorauszusetzen! Es ist ganz gut möglich, daß sich die Dinge
äußerlich so abgespielt haben, wie Barras sie hier erzählt. Aber die infamen Motive,
die er Napoleon zuschreibt, hat er ganz aus seiner eigenen schmutzigen Seele geschöpft.
Man braucht nur in den Briefen zu blättern, die Napoleon von der italienischen Armee
an Iosephiue schreibt, um zu empfinden, wie lächerlich der Verdacht ist, dieser leidenschaft»
lich verliebte junge Ehemann habe daran denken können, seine angebetete Frau freiwillig
mit einem Anderen zu theilen.
Dieser Theil der Memoiren wäre ihrem Autor theuer zu stehen gekommen, wenn
Napoleon jemals eine Ahnung von seiner Existenz gehabt hätte. Für den Rest hätte
der Kaiser wohl nur ein verächtliches Lächeln gehabt. Seinen Ruhm und sein Genie
lmm ein Barras nicht verkleinern. Er hat solche Angriffe vorausgesehen, als er zu
seinem Secretär »uf St. Helena die stolzen Worte sprach: „Es ist meine Bestimmung,
daß künftige Pamphletisten sich an mir die Zähne wetzen; aber ich fürchte nicht, ihr
Opfer zu werden: sie weiden auf Granit beißen!"
Das Interesse der Barras'schen Aufzeichnungen erlischt übrigens mit dem Augen»
blicke, wo, nach dem Abgänge Napoleons zur italienischen Armee, die große Figur des
Verhaßten daraus verschwindet. Es folgt ein langer monotoner Abschnitt, worin die
Geschäfte des Directoriums, dessen Mitglied inzwischen Barras geworden, fleißig, aber in
trockenen Worten von Tag zu Tag notirt sind. Der Historiker findet auf diesen Seiten
werthvolles Material; das große Publicum wird sie eilig überblättern, um zu den
lebendigeren Stellen zu gelangen, wo von Talleyranb die Rebe ist.
Das ist wieder Einer, dem in diesen Memoiren übel mitgespielt wird. Aber dies»
mal ist es nicht Grimm, sondern eine Art von überlegenem Humor, womit Barras
seinen Mann behandelt. Er scheint auf Talleyranb, dessen Schurkerei er stets klar
durchschaute, mit nachsichtigem Ergötzen herabgesehen zu haben. In seine Schilderung
mischt sich aber neben der gewollten auch einige unfreiwillige Komik. Man kann nicht
ernst bleiben, wenn man bemerkt, wie ähnlich im Grunde genommen diese beiden
Ehrenmänner, von denen der Eine den Anderen mit tiefer Verachtung behandelt,
einander in mancher Beziehung waren. Auch Talleyranb ist, wie Barras, der geborene
Aristokrat des »neien rö^imo, welcher der Reihe nach allen Herren dient, stets blos
darauf bedacht, seinen Beutel zu füllen, in jedem Augenblick mit feiner Spürnase
das Kommende wittert und seine Gesinnungen ebenso leicht abstreift, wie einen
Handschuh.
Und diesen nichtigen, verlorenen Gesellen, den er genau kennt, macht Barras selbst
zum Minister de« Acußeren. Er erzählt die köstliche Scene, in der er dazu von Frau
von StaÄ gewissermaßen gezwungen wird. Die berühmte Romancier« kommt eines
Tages zum Dircctor hereingestürmt und überschüttet ihn mit einer Fluth von Be»
schwörungen, Liebkosungen und Argumenten. Ihr Schützling Talleyrand muß Minister
werden, er muß es schon aus dem Grunde — weil er sonst nicht zu leben hat. Er
ist im größten Elend, hat nur noch zehn Louisdor im Vermögen und muß in's Wasser
gehen, wenn ihm nicht geholfen wird. Dieser endlose Wortschwall überrumpelt Barras,
er giebt nach. Hinterher findet er es freilich sehr komisch, daß er Jemanden blos darum
zum Minister gemacht hat, weil dieser sonst in'S Wasser gegangen wäre. Aber die
Sache ist nun einmal geschehen, und schließlich, ob Talleyrand oder ein Anderer sein
Schäfchen in's Trockene bringt, ist so ziemlich egal. An uneigennützige Staatsmänner
scheint Barras, der sich und selne Zeit gut kannte, nicht geglaubt zu haben,

Aber so wenig es auch Barras anstehen mag, Tallcyrand gegenüber den Sitten-
richter zu spielen, ein Recht, auf ihn herabzublicken, hat er jedenfalls. An Talleyrand
gemessen, erscheint Barras bedeutend und fast sympathisch. Schon sein Freimuth, sein
naiver Egoismus entwaffnen uns stellenweise. Und dann ist er eine ganze Individualität,
ein Mann, der auf edlere Regungen und auf nützliche Thatcn hinzuweisen vermag.
„Barras, der Unverschämteste der Verworfenen" — hat ihn Taine genannt. „Barras,
der Canaillenlönig" — nannten ihn die auf feine Popularität eifersüchtigen Collegen im
Diiectorium. Das sind vernichtende Worte, aber selbst in ihnen ist Etwas enthalten,
das zu Gunsten des Veiurtheilten spricht. Seine Beliebtheit beim Pöbel verdankte
Barras gewiß vor Allem seiner stattlichen Figur, der theatralischen Geste und dem
pathetischen Worte, die ihm — dem Provcn?alcn — stets zu Gebote standen, und
vielleicht auch dem Rufe einer liebenswürdigen Liederlichkeit, der ihm zeitlebens treu
blieb. Diese Vereinigung hat — wie jüngere Beispiele bewiesen haben — auf ein gewisses
Publicum in Frankreich stets unwiderstehlich gewirkt. Aber was Barras die Heizen
zufliegen machte, war auch seine unleugbare Gutmüthigleit, die ihn in harten Zeiten
vor unnützer Grausamkeit bewahrt hat, und der Umstand, daß er im nöthigen Augen»
blick nicht nur das richtige Wort auf der Zunge, sondern auch den Säbel in der Faust
hatte. Naß er gesinnungslos war, ist in einer Zeit, wo die Gesinnungen so rasch
wechselten, leine Ausnahme und macht ihn eben zu der charakteristischen Gestalt, als die
er in seinen Memoiren erscheint. Ei ist das echte Kind eines Jahrhunderts, das in
einer Kothlache geboren ward und in einer Blutlache endigte.

U»iegs»<5»i>me»u»gen: Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben. Nach Person»
lichen Berichten bearbeitet von Friedrich Freiherr von Dincklage-Campe.
Illustrirt von ersten deutschen Künstlern, Berlin, Deutsches Verlagshaus
Bong K Co.

Immer reicher und mannigfaltiger erblüht die mit demKilege 1870/71 sich beschäftigende
Litteiatui. Neben den großen lriegsgeschichtlichen Weilen, die von der hohen Warte
des objectioen Historilers Entstehung und Verlauf der Ereignisse im Zusammenhang
darstellen, neben bedeutsamen Memoirenwerlen von Persönlichkeiten, die mit am Webstuhl
der Geschichte gesessen haben und die uns hie und da einen Einblick thun lassen in das
verborgene Getriebe, aus dem jene großen an's Licht der Welt getretenen Vorgänge
resultiltcn, treten, sich mehrend, jene Werte hervor, die weniger die Kriegsereignisse
als vielmehr Kilegserlebnisse darstellen, die, einen persönlichen subjectwen Charakter
tragend, im Gegensatz zu jenen al lre^eo ausgeführten monumentalen Weilen, uns die
Kleinmaleici des Krieges bieten: während jene nothwendiger Weise uns die überragenden
Helden- und Fühieiaestalten, die uns als Verkörperung der sich befehdenden weltgeschicht»
Uchen Principlen erscheinen, im Lichte der geschichtlichen Forschung zeigen, vertreten diese
das Interesse des Individuums, das ein Theil der Massen ist, deren zahllose Namen
Klios Griffel nicht in ihre ewigen Tafeln zu verzeichnen vermag, und die doch nicht ge«
ringen Antheil an dem Vollbringen des von höherem Geiste und mächtigerem Willen Vor»
bedachten und Gewollten und nicht minder Anspruch auf dankbares Gedenlen und Be»
wunderung habei^ Niese Littemtur streckt ihre Wurzeln tief in die Schichten des Volles
hinein; sie hat manchen schlichten Soldaten zum Mitarbeiter. Wir erinnern an die mit
Anerkennung begrüßten Werle von Zeitz (Kriegserlnnerungen eines Feldzugsfreiwilligen
von 1870 und 1871) und Wernersdorf (Fünf Monate vor Paris). Ein Werl, da«
uns gleichfalls Kriegscrlebnisse, und zwar nicht die einer Person, sondern einer
ganzen Reihe, und genauer gesagt: Kriegsthaten, die aus heldenmüthiger Aufopferung
hervorgegangen, berichtet, sind die im Verlage des Deutschen Verlagshauses
Bong 6 Co. in Berlin erscheinenden Kricgserinnerungen von Rittern des Eisernen
Kreuzes.

Episoden und Einzelthatcn sind es, die uns von den Helden derselben: Offizieren,
Unteroffizieren wie Soldaten, selbst erzählt weiden. Die Berichte sind, soweit es an»
gängig, wortgetreu wiedergegeben worden, in anderen Fällen hat für Correcthcit der

^

>
<'5><
Ani: „Wie »il uns« Eisern Kieuz eiwlllben,"
Berlin, Teutiche» NeilügShau« Nong ^ L°.

»»»: »Wie w!i uns« «fsslin,«l«uz eiwxibln," Äeilin. Deutsch«» Atrl»g3hau« «on« 6 Co,

«lu«: „Wit wir uns« Liftin K«uz erwarben." NerUn. Dlutlchlü Äeilagihau» Nong 6 Co,
Form und inhaltliche Richtigkeit der Herausgeber Generalmaior Freiherr Friedrich
von D incklage-Campe Sorge getragen, dessen Namen dafür bürgt, daß diese Auf»
gäbe mit «oller Sachkenntnis;, Umsicht und littcrarischem Geschmack erledigt worden ist.
Die hervorragendsten Thaten sind durch treffliche, von bestens bekannten Kriegsmalern
wie Knötel, Rocholl, Koch, C. Becker u. A. bildlich dargestellt; auch ist jedem Erlebnisz
das Portrait des Haupthelben beigegeben, Di« erste Lieferung enthält u. A. einen
Agulllellfacsimile»Diuck: .Der Kronprinz überreicht im Auftrage des Kaiser Wilhelm dem
Feldmarschllll Grafen Moltke das Eiserne Kreuz I. Klasse"; eine gute Reproduktion des
Vleibtrcu'schen Gemäldes: „Die Württemberger bei Wörth", einen vortrefflichen Holz-
schnitt von G. Koch: „Die 82 er auf der Hochfläche von Elsahhausen" und außerdem —
abgesehen von zahlreichen Textillustrationen — noch 4 Vollbilder.
Das Werk, das vollständig 15 Lieferungen « 50 Pf. umfassen wirb, darf als ein
patriotisches Volksbuch, das zu dm Kriegsgeschichten von 1570/71 eine schätzenswerthe
Ergänzung bildet, empfohlen werden, und gerade jetzt, da man die 25 jährige Jubelfeier
von Sedan begehen wird, einer besonderen Theilnahme sicher sein. —1—

Kunstgeschichtliche Notizen.

Thorwaldsens Va»fteUn«g des Vlen»
scheu. Von Dr. Julius Lange.
In'« Deutsche übertragen von Mathilde
Mann. Mit 8 Vollbildern und 16
Teztillustilltionen. Berlin, Verlag von
Georg Siemens.

Thorwlllbsen steht der jetzt lebenden
Generation schon ziemlich fern, und sie ver-
nimmt etwas befremdet von dem Rausch
der Begeisterung, mit dem fast alle europiii»
schen Nationen einst seine Schöpfungen be-
grüßten. Den Dänen sagt man nach, daß
sie ihrm großen Landsmann noch heute
wie einen Nationalheiligen verehren, vor
dem jede Kritik schweigen müsse. Nun,
der Verfasser des vorliegenden Buches ist

ein Däne — ei ist Professor der Kunstge» schichte an der Universität Kopenhagen — seine Schrift aber beweist, einmal, daß auch die Dänen fähig sind, an Thorwaldsen dm Maßstab historischer Kritil zu legen, und dann, baß die Beschäftigung mit dem glotzen Bildhauer auch heute noch das gröhte Interesse hervorzurufen vermag, wenn sie von der richtigen Art der Be- trachtung getragen wird. Lange tritt an sein Thema besser ausgerüstet heran, als irgend ein Thorwaldsen-Schiiftstellei vor ihm; denn er besitzt nicht nur die intimste Kenntniß aller Werke des Künstlers, die ihm im Thorwaldsen-Museum ja zu täglichem Studium vor Augen stehm, sondern hat auch als Erster die grohc Menge seiner hinterlassenen gezeichneten Entwürfe bc» nutzt, die in das Verständnis; seiner Kunst tiefer einzuführen vermögen. Einige schöne Proben daraus geben die Abbildungen.

So ist ein Buch entstanden, gescheidt, tlar, anregend, mit fein abwägender Kritil ge» schrieben, lesenswürdig und grundlegend für die Stellung, welche die Geschichte der modernen Kunst Thorwaldsen wird an- zuweisen haben. Das Grotze in Thor- waldsen — sein reiner plastischer Sinn, das sanfte Echos seiner Gestalten — lommt ebenso zur Darstellung, wie die Grenzen seiner Begabung; seine Stellung zur Antike wird besonders sorgfältig erörtert, aber auch den Einflüssen, welche die französische Kunst und die Renaissance ausgeübt haben, nachgespürt, und wenn der Verfasser den innersten Kern seiner Kunst schliehlich in der nordischen, dänischen Persönlichkeit des Meisters findet, so ist das nicht Ausfluß nationaler Eitelkeit, sondern das Ergebnis; feinsinnigster wissenschaftlicher Betrachtung.

Die Darstellung der («eftalten Gottes des Vaters, der getreuen und der gcfaUcnc» Engel in der Vlalerei. >
Eine lunsthlstoiische Studie mit 112 Abbildungm ans 6b Tafeln, geschrieben und gezeichnet von Michael Engels. Luxemburg, V. Bück, Leon Bück, Nachfolger.

Der Verfasser, Maler und Lehrer des Freihandzeichnen« am Großherzoglichen Athenaeum in Luxemburg, erklärt ,n der Vorrede, daß sein« Arbeit .lediglich dem lehrreichen, höchst anziehenden Stoffe" ihr Entstehen verdanke. Sie beanspruche keineswegs erschöpfende Vollständigkeit, sondern wolle blos in grotzen Zügen und kurzer Fassung den Nachweis erbringen, dlltz die christliche Kunst eine ihrer Auf-

gaben trefflich gelöst hat, die üoersimüiche
Welt dem Auge näher zu rücken. Mit der
Kürze nimmt er es allerdings nicht so ge-
nau, denn er glaubt, „zum besseren Ver-
ständnis; der Entwicklung der Gottvater-
gestalt die Geschichte der christlichen Malerei
im allgemeinen Ueberblick vorführen zu
müssen," Kritische Regungen werden so-
fort erstickt durch die »ein für allemal" ge-
machte Bemerkung, daß die „Arbeit vorzugs-
weise für die Schüler der Anstalt bestimmt
ist, die in der Kunstgeschichte überhaupt
nickt orientirt sind". Ihnen glaubt also
wohl der Verfasser mit seinen 118 einge-
druckten Quaitseiten hiervon einen Begriff
beibringen zu tonnen. Auffassung und
Darstellung sind natürlich «in dilettantisch.
Die sehr zahlreichen Abbildungen würden als
Muterialsammlung einigen Wcrth haben,
wenn der Verfasser es nicht für richtig ge-
funden hätte, sie sämmtlich eigenhändig
„mit der Feder in Holzschnitt» oder Kupfer-
stichmanier umzuzeichnen" — so, wie eben
ein Zeichenlehrer Michelangelo, Rubens,
Dürer und Andere „umzeichnet."
II. «.

Ter Apoll vom Velvederc. Eine archä-
ologische Studie von Dr. Hermann
Freerichs. Paderborn, Ferdinand
Schüningh.

Ueber den Apollo vom Belvedere ist
seit Winckelmann eine umfangreiche Littera»
tur zusammen geschrieben worden, ohne
dlltz man über die Erklärung, Wcrthschätzung
und Zeitbestimmung der Statue zu über-
einstimmenden Resultaten gelangt wäre.
Als grundlegend muh die Frage der richtigen
Ergänzung betrachtet werden — und ihr«
Beantwortung hat den sicheren Boden, auf
den sie zwei Jahrzehnte lang gestellt schien,
wieder gänzlich verloren, nachdem Furt»
wängler überzeugend nachgewiesen, daß der
Apollo Stroganoff in Petersburg nicht
blos seine Acgis in der linken Hano hält,
sondern überhaupt eine moderne Fälschung
ist. Daher tritt Freerichs mit Recht
von Neuem vor das Original, um durch
eine Untersuchung des Marmor« selbst An-
haltspunkte für eine Wiederherstellung zu
gewinnen. Er stellte vor Allem fest, was
bereits ergänzt ist, und fand, daß die Füße,
der Baumstamm mit Plinthe und der linke
Unterschenkel nicht zugehörig sind, daß also
die Schiefheit und das Steife der Beine,
die Unnatur und Unschönheit der Stellung
den Restauratoren zur Last gelegt weiden
müssen. Auch der rechte Unterarm ist

modern, abgesehen von den bekanntlich durch
Montorsoli sehr unglücklich angeflickten
beiden Händen. Der an der rechten Seite
erhaltene Stützencmsatz beweist, daß der
rechte Arm weiter nach dorn gehalten war.
Nicht ergänzt — wie oft angegeben wird
— ist dagegen der Körper, und dieser weist
mit Nothwendigkeit auf das ergänzende
Attribut des Bozens hin, gegen das seit
der Mitte des Jahrhunderts von den Er»
klarem so eifrig gekämpft worden ist.
Denkt man sich nach allem diesem die
Statue in ihrer ursprünglichen Gestalt, so
erhält man das Bild des im eiligen Vor-
wärtsschreiten begriffenen Gottes, der
eine plötzliche Wendung gemacht hat und
drohend dem Feinde, den seine Flammen-
blickc treffen, den hocherhobenen linken Arm
mit dem Bogen entgegenstreckt, Es ist. wie
Frcerichs im Wesentlichen übereinstimmend
mit Furtwänglers schöner Würdigung
der Statue — in den »Meisterwerken der
antiken Plastik" — interpretirt, der im
Frühling zur Erde wiederkehrende Sonnen-
gott, der abwehrend gegm die Winteiwesen
seine Waffe erhebt. Die Artemis von
Versailles, richtig aufgefaßt, bleibt auch zu
dieser Verkörperung des „abwehrenden Licht,
gottes" ein Gegenstück. Was die Frage
der Zeitbestimmung anlangt, so greift
Winters Hinweis auf Leochares als
Schöpfer des Typus Platz. Es ist die
Zeit der beginnenden Decadence, die hier
mit hohem Raffinement der Mittel eine
überraschende malerische Wirkung zu er-
zielen sucht. — Die elegant geschriebene
Abhandlung erscheint wohl geeignet, der
wieder eröffneten Discussion über den
Belvederischen Apollo den richtigen Weg zu
weisen. öl. 8.

Vibliographische Notizen.

beschichte des Untergangs der antike«
Welt. Von Otto Sc eck. 1. Bd.
und Anhang zum ersten Bande. Berlin,
Siemenroth K Worms.

Die Geschichte des Untergangs der
antiken Welt beabsichtigt O. Seeck, Pro-
fessor der alten Geschichte an der Universität
zu Greifswllld, in 6 Bänden zu schildern,
deren erster hier vorliegt. Das Werl ist
Hans Hoffmann zugeeignet, dem packenden,
humorvollen Erzähler, dessen liebevolle
Vertiefung in das llajsische Alterthum, in
die kleinen Schwächen wie in die mühselige,
aber dankbare Thatiglcit des Lehrerftandes
aus seinen Stolvenburger Novellen und
aus seinem «Iwan, dem Schrecklichen" so
gemüthvoll, so übersprudelnd von launigen

Einfällen, hervorleuchtet. Die Aufgabe, welche sich Seeck gestellt hat, ist wahrlich leine leichte. Viel geschmäht, aber wenig gekannt und in hohem Maße anziehend ist die römische Kaiserzeit, besonder« die spätere; als nicht zu fassende Gestalten spuken manche der Kaiser in den Köpfen der Gebildeten, bis eine „Ehrenrettung" ihnen ein menschenwürdiges Angedenken bei der Nachwelt sichert; unklar find die Vorstellungen über die staatlichen, religiösen, gesellschaftlichen Zustände dieser Zelt, die durch einen das sieche Alte vernichtenden Gährungs» proccß Raum zu kräftigen Neubildungen schafft. Auf treffliche Vorarbeiten kann sich Seeck stützen, von Tillemont und Gibbon bis auf Ranke, und indem « seine Darstellung mit Diocletian und seinen Mitregcnten beginnt, bietet er uns die Fortsetzung zu dem noch ungeschriebenen vierten Bande von Mommsens Römischer Geschichte, welcher die Kaiserzeit bis auf Diocletian enthalten wird. Mit reicher Sachlenntniß, die sich von den verwickeltsten politischen Fragen bis auf die Varttracht des Kaisers und das Körpermaß der Soldaten erstreckt, und mit packender Darstellungsgabe, die uns die Personen lebenswahr und greifbar, die Zustande folgerichtig und anschaulich vorführt, ist dies Buch geschrieben, anregend und unterhaltend für den Forscher und den Laien, welch letzterer auch nicht durch gelehrte Anmerkungen gestört wirb, da dieselben im Anhange untergebracht sind. Das 1, Buch des 1, Bandes, „Die Anfänge Constllntins des Großen" überschrieben, (S.1—176) mthiilt die eigentliche Geschichte, schildert Diocletian uud Constantin als die vollkommensten Repräsentanten ihrer Zeit, indem der Elftere als ein politisch unreifer Kopf hingestellt wird, voll von spitzfindigem Schematismus, während bei der Auffassung Eonstllntins das Pflichtgefühl und ein bis zu visionärer Eingebung gesteigertes religiöses Empfinden die Hauptrolle spielt. Das zweite Bück, „Verfall der antiken Welt" (S. 179—404) ist der Betrachtung der Zustände gewidmet, indem es in den Capiteln: 1. Die Germanen, 2. Das römische Heer, 3. Die Ausrottung der Besten, 4. Sklaven und Clientcn, 5. Die

Entvölkerung des Reiches, S. Die Barbaren im Reich, die Leute der Zeit schildert. Besonders anziehend ist das Bild, welches in grellen Farben, mit festen Strichen entworfen wird von jenem Geschlecht von Feiglingen, das durch eine entsetzliche Trüg« heit des Geistes und die durch Generationen vererbte Feigheit den Untergang der alten Welt herbeigeführt hat. Niesen Byzantinismus zu schildern und zu geißeln, wird der Verfasser noch reichlich Gelegenheit haben bei der Darstellung der Priesterthümer und der religiösen Zustände, und hoffentlich läßt er uns auf die Fortsetzung seine» in hohem Grade anziehenden Werks nicht zu lange warten. ?. II.

Mthridates <fupat«r, König von Vontoö. Von Theodore Reinach. Mit Berichtigungen und Nachtragen des Verfassers in's Deutsche übertragen von A. Goetz, Mit 3 Karten und 4 Hello, gravüren. Leipzig, B. G. Teubner.

Das mit philologischer Gründlichkeit und in geistreicher Sprache verfaßte Werl des französischen Gelehrten Th. Reinach über den großen König von Pontos wird dm deutschen Lesern hier in einer tüchtigen Uebersetzung geboten, welche an sich keine Berechtigung hätte, wenn sie nicht die Spuren einer revidiicnden Thätiglelt überall erkennen ließe und dadurch zu einer Neuausgäbe geworden wäre.

So anziehend auch die Persönlichkeit des großen Mithribotes ist, der vielleicht als ein würdiger Nachfolger desMacedoniers Alexander im Osten ein neues Cultur» centrum, eine Vereinigung des Perstsmus und Hellenismus, geschaffen hätte, wenn ihm nicht da« übermächtige Rom entgegengetreten wäre, dem gebildeten Laien wird das Werl als zu breit angelegt erscheinen, während der Geschichtsforscher und Alter» thumslenner in ihm eine treffliche Schilderung einer entscheidenden Epoche in der alten Geschichte finden wird. ?. U.

Ueber littaulscheS VollSihum und littauischePottstracht. VonGiiZnas. Leipzig, Carl Iacobsen.

Die durch eine Anzahl Littauer Photo, graphien vonMinzloff in Tilsit veran» laßte Schrift polemisilt in Form eines Dialogs zwischen „den Herren Germanus und Lithuanus" gegen die übermäßig betriebene gleichmachend« Civilisation im Allgemeinen — welcher die kleinen Völker, »das Salz der Erde' vom ästhetischen Gesichtspunkte aus, zum Opfer fallen — sowie gegen das Germanisiren, das „Loreleyisiren",

wie der Verfasser es nicht gerade geschmack-
voll nennt, der ostpreuhischen Littauer im
Oesonderen; — und zwar sowohl gegen das
Germanisiren von außen, das sich nament-
lich durch den „harten und schädlichen,
dabei weggeleugneten Sprachdruck" bemerk-
bar macht, wie gegen das von innen aus
dem Schöße der Littauer selbst kommende,
das sich durch die Aufgabe der alt«n
Nationaltracht, bei alten Bräuche und Ver>
nllchlässigung der Muttersprache vollzieht.
Es bleibe dahingestellt, ob die Ziagen des
Verfassers über das Erste« ebenso begründet
sind, wie gewiß in Bezug auf das Letztere;
jedenfalls zeigt z. B. das Verhalten gegen die
Polen, daß der Deutsche in der Aufgabe
des Germllnisirens, in der Aufsaugung und
Assimilirung fremder Elemente eher zu
lässig als zu eifrig ist. Daß — vom poli-
tischen Gesichtspunkte abgesehen — das
Untergehen eines eigenartigen Vollsstammes,
das Aufgehen des Individuellen in einer
großen Allgemeinheit, gewiß etwas vom
ästhetischen Standpunkt aus zu Bedauerndes
ist, das wird und kann man nicht leugnen.
Doch sehen wir nicht überall, auch bei
den deutschen Volksstämmen, die Landbe>
völkcrung ihrer reizvollen Tracht sich ent-
äußern und künstliche Mittel nothwendig
werden, das altehrwürdig Eigenartige zu
erhalten? So finden wir den elegischen
Ton in dem Büchlein — namentlich bei
der Bestimmung desselben, als Begleitung
und Ergänzung der prächtigen Minzloffschen
Bilder zu dienen — mehr am Platze, als
den polemischen. Die leidenschaftliche Be-
geisterung des Verfassers für das littauische
Volksthum, die aus seiner Schrift hervor-
leuchtet, macht diesen freilich begreiflich.
Jedenfalls hat er es verstanden, durch seine
Darstellung des littauischen Vollscharakters
und die Beschreibung der littauischen Tracht,
die durch eine Art .Uleiderphilosophie" nach
Cailvle'schem Muster besonders lehrreich und
anziehend gemacht ist, dem Leser selbst Inter-
esse und ein warmes Gefühl für diefes
Völlchen einzuflößen. Und dieses Gefühl
verstärkt sich, wenn man die vorzüglichen,
mit künstlerischem Auge aufgefaßten und
technisch vollendeten Photographieen von
Minzloff betrachtet, die littauische Trachten,
Landschaften und Interieurs klar und zu-
gleich malerisch-stimmungsvoll, anheimelnd
wiedergeben. Die stumme Sprache dieser
Bilder ist beredter als Worte und mehr als
diese noch im Stande, für die Littauer zu
wirken, — 1 —

hittharnlllinge. Von R. Winchenbach
Blasewitz-Dresdm, P. Wolf f.
Die .Hifthorntliinge" sind frische,
formal gewandt geschriebene Iiigerlieder,
welche bei Freunden des edlen Waidwerls
sicher Beifall finden werden, auf eine
littcrarische Bedeutung aber Wohl leinen
Anspruch machen. Walolebcn, Frühlings»
freude, Iägerlust und Leid werden flott
geschildert. Nur hie und da zeigt sich ein
tieferes Gefühl, z. B. in dem Gedicht:
„Am Bergsee." ls.
LinLeAmzeue Moliei. LezpreebuuL «»cd Huz^alü äer Ile<w<:lluu vordeliÄteu.
^U«l», c, ^>-, vll««l M»llu»l<!!l, 1°exl von ^.
^«lulnn 3«l»»U»H> 2lu>Ii, n!«n «Ineni dl»n«
L«»ltlie <l«r r»mIUo ün^lu Loim»nn !n
»Iol»«nb»°!>, NUl»llü ^ Co,, I«!p!i«, r, »ol-
?it«lil<^i l)«>«si VluH X»i»Ull« voll
». >!., 2, »«»Nliolcl,
I. ^l>lU, 188L. »ei-Un, ^uUu« »°o>i«^,
^»llie«b«liollt 6« «llullblbliotnoll ÜUlicu <!!»!i
XNlU^lV»», II, zil°!«?l»nzeln. I»I!l 78 ^buücwnü.
Hoir«2«l»lül, IH» von, ,^, ?m»u,, vül frei-
I>llui>.
üu. 3S—»9. ««rlln, IIu^u «loriu.
I,« Houc!» üoclsill«, Ilevoe lleu^uellc IIW«li6e
?lU>tui, ^'!U>, »liiumei! >>«,- VU«t«, I^!i>:>8,
Nl^nlin!, (3l>i»»i>l>2 Vlilcl O»b«« RnUs.
üln öllilu«! von» «l»t«li Von»u1. Vom 13.
»uonn.
Hsvl» Hsut»«!»« »u»H»llll»rl cl»e I^«l«>»
«,'llln, 8. ri-ülior,
2—«. Vlen, 3. Ü»lU«b<!n.
»uü!» Nnlnlo^lun^üetnl^, I.oloii«, O, «.
?»U!«n<!, ?l»n!lson », »!,, II, L«nl>o!i>,
In e!n«m ^us^ii«. 8tu«zn«, Ir. ?n>m>u»n',
^V1s»»u?lvuiH, I>l, »erun»r6, VI« ÜI«!ilrillIUll,
I»«e e, b!» 10, 1°»u»en«. r«nKtUN », ll.,
«, »ecKuulÄ,
^Udl^ll^t, ^, r»u«t, IroU,!«!!« von Nn«tb«
Rediglr« unt« v»l»nt>>>»l<Ilchl»lt d»5 tz««»lgedei»,

— ^H^'
^!
M^M'Ui
1^7^
?
H«r«n^V2lme^^«
llüliüil»»» , ^'
z,»!>s»!!», . <<^ °
-40»-
im
«
kmnle
8p!-u<le! 8«!l
pulvesfösmi»
k!->«w»i»i!-t.
8psu6e! 8e>se.
8stsu<l«! p»»ti!lei>.
«

M>>>>>>>.>......m>..,..M!!!!!!!!!^"".....»»».. !ü! ».».mu^Ullll
M NnelllK^zes-IlNällln^i,, ^«tk^il un<I Zimten.

^rin3.33iFUNZ 6?r ?rei36 für
^ktürlicd ^len^aulcZ ^lincr^l ^V^836i'.
Im I^in/^!nvcrl<2uf wird 623 odi^e w.i«;«ler, ^ct/.t wie
lol^t derecdnet:—
Inclusive
Velßütun^ für
<1i»3 leere dei^z».
cle8 VVazzel8.
1/1 kl^clie
30 ?s
5 ?5
25 1 s
^/^ I^IaäcKe
23 »
3
20 ,.
'/1 icru3
35 >.
5 >
30
1/2 XruF
26 ..
3 »
23 .
Xäuüied dei »,11ou ^potdekern rmü Hiuei-»1vll33er Nilnäleru.

September <8Y5.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Vla tzansson,
Radirung von Ic>l>an» lindner in München.

,l!«e» »nl> S»l>' »elchein! »in Anfang j«d»» lN»n»l» in Heften in!» je »!nee «unr!b»!!»g»,
peei» pe» >ll»»«al (3 h«fl«> 6 Moel. ^—^—
All» Vnchh«»l>I»n«»n »n» p«ft»nKaIt«n n«lim»n iel>«lz«i! V»st»ll»ng«n an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Surtl untl <Kild" be«
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Mord und Süd" Vreslau.
öiebenhufenerstr. <^, l.2, ^5.

Beilage zu diesem Hefte
A»an<l!>'lch« ««ll«««!>«N>lu»g in Sniüg«!. (Fchnr, Illuftr. «eschich!« dei wel!li!!el»!ur.)

n unsere Nbunnentenl

ie bereits erschienenen Vände von
„Üord und Äid"
können entweder in complet öroschirten oder fein gebundenen Vänden
von uns nachbezogen werden. j)reis pro Vand (— 3 Hefte) bro»
schirt 6 Ulark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher
Goldpressung und 5chwarzdruck 8 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf verlangen, soweit der vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original - Ginbanödecken
im 5til des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressunc,
aus englischer (einwand, und stehen solche zu Vand I^XXIV sInli
bis September 1,895), wie auch zu den früheren Vänden I—I^XXIII
stets zur Verfügung. — Der Oreis ist nur l Mark 50 j)f. pro Decke.
Zu Vestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Vuchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen «Linsendung des Vetrages (nebst 50 f)f. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Vreslau.
3chlesische Vuchdruckerei, Uunst- und Verlags-Anstalt
v. 5. 5chottlaender.
(Veftellzettel umstehend.)

Msstscczsttec.
Vei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und 5üd"
herausgegeben von Paul lindau.
schleiche Viichonxseiel, Kunst> », v«lag««nst»Il o. 3 schotllaindei in Vreilau.
«lpl, Vand I. II,. III., IV.. V., VI.. VII., VIII.. IX., X..
XI.. XII., XIII.. XIV.. XV., XVI,, XVII.. XVIII.. XIX.. XX.
XXI.. XXII,, XXIII.. XXIV.. XXV.. XXVI.. XXVII.. xxvm..
XXIX.. XXX.. XXXI.. XXXII.. XXXIII., XXXIV.. XXXV.,
XXXVI,, XXXVII.. XXXVIII, XXXIX., XI... XI.I., XI.II.. XI.III.,
XI^IV.. XI.V.. XI.VI,. XI.VII.. XI.VIII, XI.IX.. I.., I.I.. I.H.. I.III.,
I.IV.. I.V.. I.VI,, QVII,. QVIII., I.IX.. I.X.. QXI. I.XII., I.XIII.,
I.XIV..I.XV.,I.XVI,.I.XVII.,I.XVIII,.I.XIX.,I.XX.,I.XXI..I.XXII.,
I.XXIN
elegant broschirt zum preise von °^ 6.—
pro Vand (— 3 Hefte)
fein gebunden zum preise von <^l, 8.— pro Vand.
Expl. kzeft ,. 2, 2, 4, 5, 2, 7, 8, 9, ,0, »», ,2, ,2, 14, !5,
,2. ,7, »8, ,9, 20, 2,, 22, 22, 24, 22. 2«, 27, 28, 29, 20, 2,, 22, 22,
24, 25, 2S, 27, 28, 29. 4«, 4!, ^2, 42, 44, 45, 42, 4?, ,8, 49, 5«, 5,,
22, 52, 54, 55, 5S. 57, 58, 59, SN, 2,, «2, «2, LH. 62, 22, «7, «8, «9,
70, 7,, 72, 72, 74, 75, ?K, 77, 78, ?9, 80, 8,, 82, 82, 84, 85, 8«, 87,
88, 89, 9°, 9t. 92, 92, 94, 95, 96, 9?, 96. 99, 10«, ,0,, »02, ,02.
»04, ,05, ,02, »07, ,08, »09, , ,0, IN, l,2, ,,2, ,,4, U«, > I«, U?,
,,s. N9. 120, »2», »22. ,22. »24, »25, »25. ,27. »28, »29. »20, »2»,
»22, »22, »24, »25, ,2i, ,27, »28, »29, »40. »41, 542. »42, »44. 145.
»4«, »4?, ,48, ,49, l5N, »2», »22, ,52, »54, ,55, ,5b, ^57, ,58, ,59,
,K0, ,bl, ,«2, ,52, ,24. ,«5. ,22, »27, ,28, »2?. »70, »?», ,72, ,72.
>?4, ,75, »72, »77, »78, ,79, ,80, ,8,, ,82. ,82 ,84, ,85, ,82, ,87,
,88. ,89, ,9«, >9l, 592, ,92, >94, 595, ,92, ,97, 59», 199, 200, 20,,
202, 202, 204, 205, 202, 207, 208, 209, 2,0, 2,,, 2,2, 2,2, 2,4, 2,5.
2,2, 2,7, 2,8, 2,9, 220, 22,
zum preise von «^. 2.— pro Heft.
Einbanddecke zu Vd. I.XXIV. <Iuli bis September ^895)
«xpl. d°. zu Vand I.. II.. III.. IV., V.. VI, VII., VIII.,
ix., x., xi., xii.. xm.. xiv.. xv., xvi.. xvii.. xvm.. xix.,
XX.. XXI., XXII.. XXIII., XXIV., XXV, XXVI., XXVII,.
XXVIII., XXIX., XXX,. XXXI.. XXXII.. XXXIII,. XXXIV.,
XXXV., XXXVI.. XXXVII.. XXXVIII.. XXXIX., XI... XI.I..
XI.II.. XI.III XI.IV., XI.V . XI.VI., XI.VII., XI.VIII.. XI.IX., I...
I.I.. I.H.. 1.III.. I.IV., I.V., I.VI., I.VII, I.VIII.. I.IX.. I.X.. I.XI,,
QXII,. I.XIII., 1.XIV., I.XV., I.XVI..I.XVII.. I.XVIII., I.XIX, I.XX.,
I.XXI.. I.XXII.. I.XXIII
zum f)reife von «^ <.5d pro Vecke.
Wohnung I Name-
NichlgewOnsch!» bitten M «nichftleichen.
Um g»fi, «ch! d«»Ilch» Namen», und wohnnng»an«»b» wild »isnchl.

()l^ si c>""""
^
,!Â»',-,5^p'/<>!l^?5^N3!el1lv 52ckott!^n,Ã¤k!-in8re3'Â°!U

^5 ine d c u i 1 ,^ . ^ll ^ n .'. ^
saul !^i?ldau.
X>lV, >5^d
i5cj,^c!,nvr 18^. .- ^c-i ?.?2,
"^^L^

^ regl ^>. u

'^

^Ã¤'^-ili^z^Ã¶lÃ¼ls v ^^Ã¤^.'/.'z'NH^^^, :^u i

Nord und Süd.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
VON
Oaul tindau.
I.XXIV. Vand. — September ^895. — Heft 222.
<Mit einem poüeoi! in Radieung: C>!» linnss»n,>

WreFIau
5chles<sche Vnchl>iuckerei. Kunst, und Verlags.Anstalt
v. 3. Schottlaendei.

Hroswitha.

Lrzählung aus dem ^0. Jahrhundert n. Chr.

von

G. u. Lumen.

— Vrezlau. —

lid das hätte der Priester gewagt?!"

Zorn und Überraschung blitzte aus Herrn von Nossows Antlitz. Fast schien er nicht zu glauben!

„Eckardus wagt Alles!" gab Graf Gero finster zurück. „Ich sah es — selbst ungesehen — wie der Pöbel die Alte, ergreifen wollte. Schon schien ihr Schicksal gesprochen, da — Gott weiß, woher er kam — deckte der Priester das Weib mit seinem Leibe: ‚Seid Ihr von Sinnen?! Nur über mich geht der Weg zu ihr'/ — -Flieht die Here! die .Here must brennen!' knirschte der Pöbel. Aber unbeweglich stand Eckardus ivie ein Fels: ‚So lange in meinen Adern ein Tropfen Blut rollt, brennt sie nicht. Sie nicht und keine, denn' — da brach das Lärmen neu hervor; gut, das; es seine letzten Worte verschlang! Die jungen Bursche eilten ihm zu Hilfe. Die Alte ist gerettet."

„Verflucht!" knirschte der Herr von Nossow.

Aber ein stolz freudiges Lächeln glitt über das Antlitz des jungen Mädchens, das mit glühenden Wangen und fliegenden Pulsen im Erker gelauscht.

„Den Heiligen sei Dank!" jubelte sie selbstvergessen. „Das sieht Eckardus gleich!"

„Spricht man mit Dir? Und hat er auch Dir schon den Sinn verwirrt?"

Der Herr von Nossow wandte sich rauh.

Es war streng, fast hart, das verwitterte Gesicht, und kein Zug darin, der Vertrauen oder gar Liebe hätte erwecken können.

Das Mädchen schrak zusammen. Tiefe Gluth ergoß sich über das
zarte Gesicht bis hinab über den weißen Hals:
„Verzeih'. Es war nicht mein Wille. Ich — dachte laut."
Des Alten Gesicht wurde immer strenger.
„Das schien mir jüngstens öfter so. Verfluchte Angewohnheit! Ich
werde Dich lehren müssen, daß Weiber überhaupt gar Nichts zu denken
haben!"
„Vater!"
Sie sprang auf. Das blaue Auge blitzte. Der kleine Kopf hob sich
stolz. Fast sah man in diesem Augenblick, daß sie seine Tochter war!
Er hatte sich auch ihr zugekehrt, der finstere Gero, und sein Auge blitzte
auch. Etwas wie Ueberraschung lag in seinen Zügen. Er hatte eine Ent-
deckung gemacht, und sie schien ihn zu freuen.
Helena fühlte den Blick. Er war ihr ebenso neu, und sie senkte
plötzlich das stolze Köpfchen, trat wieder zum Fenster und schaute in
die Ferne. Nur die zarte Brust hob und senkte sich leise, und die Lippen
bebten ein wenig.
„Nun, Du besinnst Dich schon."
Der Herr von Rossow wandte sich zu Gero:
„Ihr müßt Hochachtung vor meiner Erziehung bekommen nach solchem
Betragen — in der That; aber ich glaube, an dem Kopf prallte felbst
Eure Faust ab. — Freilich, was sie von Eckart, fpricht — pah, sie ist
noch ein Kind!"
„Aber sie weiß wohl, was sie spricht!" knirschte Gero.
Laut sagte er:
„Seid nicht zu hart mit ihr. Eben weil sie ein Kind ist, ist es natürlich,
daß der freie Ueberzeugungsmuth dieses jungen Schwärmers sie reizt. Hätte
sie schon jetzt Ruhe und Ueberlegung, seine Sache zu prüfen und darum
— wie billig — zu verurtheilen, sie wäre nicht jung."
„Schockschwerenoth!"
Ter Alte sprang auf. „Ihr wollt dem Kinde doch nicht helfen gegen
den Vater!"
Helena hatte sich gewandt:
„Bemüht Euch nicht, Herr Graf, ich bin nicht gewillt. Euch zu
danken."
„Ah!"
Gero fuhr auf, aber ehe er Etwas entgegnen konnte, hatte sie das
Zinnner schon verlassen.
„Da habt Ihr's!"
Der Herr von Rossow lachte rauh.
Aber der Jon: hatte es nur einen Augenblick geröthet, das dunkle,
von der Leidenschaft durchfurchte Antlitz des Grafen. Gelassen ließ er sich
wieder in seinen Lehnstuhl nieder und strich sich den wirren, schwarzen Bart.

„Ihr irrt. Das gefällt mir."
Wieder das heisere Lachen.
„Seltsamer Geschmack! Ich hält' Euch für klüger gehalten."
Gero blieb ruhig.
„Das Mädchen hat doch Blut in den Adern! — Diese willenlosen
Geschöpfe sind mir langweilig. Diese hier muß man wenigstens zwingen.
Das frischt auf. Das giebt gesunde Bewegung. — Hört, Herr von
Nossow — der Jüngste bin ich zwar nicht mehr; aber die Faust ist noch
von Eisen: Ihr könnt mir das Mädchen zum Weibe geben!"
„Gero!"
Der Alte fuhr zornig auf und schlug mit der Faust auf den Tisch,
daß es dröhnte und Pocale und Weinkrug in's Schwanken kamen.
„Mag die Tochter nun sein, wie sie will, aber solchen Spott hat der
Vater nicht verdient!"
„Seid Ihr von Sinnen?"
Der Graf drückte ihn wieder auf den Stuhl.
„Spott? — Ich red' im Ernst, im tiefsten Ernst! — Ich — pah!
Ich will Euch nicht sagen, daß ich das Mädchen liebe. Das ist Knaben-
thorheit! Ueber die Jahre bin ich hinaus. Aber — nun das Leben ist
einsam: man sehnt sich zuweilen nach etwas — Gesellschaft. Und dann:
der Weg geht aufwärts! Man möcht' auch einen Erben, für den man ihn
geht. Und zuletzt: nun, das Mädchen reizt mich. Ich meine, sie wird mir
die Langeweile vertreiben! — Schlagt ein, alter Freund. Ich biete mit
meiner Hand Eurem Kinde eine Zukunft. Die Letzte Eures alten Geschlechtes
soll die Mutter eines neuen werden, das dem Euren an Ruhm nicht nach-
stehen wird."
Er wagte noch immer nicht, zu glauben, der alte, stolze, aber so
bitter verarmte Edelmann, dessen Stolz eben nur noch auf der Vergangenheit
ruhen konnte.
„Und das wäre Ernst, wirklich Ernst?" stieß er heiser hervor.
Etwas, fast wie ein mitleidiges Lächeln glitt über des Grafen rauhe
Züge:
„Hörtet Ihr jemals, daß Gero scherzte?"
„Nein. Ihr habt Recht."
Feierlich erhob sich der Alte, und wie er sich so stolz aufrichtete, war
er trotz des verblichenen Gewandes von fast ehrfurchtgebietender Vornehmheit.
„Ah! Markgraf! Ihr thut auch recht, Euch mit meinem Blute zu ver-
binden, denn älteres und edleres findet Ihr nicht. Und was Eurem Ge-
schlecht vielleicht abgeht, das erfetzt mir Eure durch Manneswerth errungene
Stellung."
Es war gut, daß der schwarze Wirrbart das leise Spottzucken der
fast etwas zu breiten Lippen verbarg. Worte kamen nicht darüber.
Gero schwieg.

Augenblicklich fuhr der Alte auch fort:
„Nahm ich Eure Rede für Spott, fo war es allein das Wefen meiner
Tochter, das Ihr erst eben recht abschreckend kennen gelernt!"
„Pah!" Gero lachte. „Der Geschmack von Bäten, und Gatten ist
zuweilen verschieden! Meint Ihr nicht, daß die Hand sie schon zwingen
wird? — Schlagt ein!"
„Nun denn — mit Freuden!"
Der Markgraf verzog vielleicht ein wenig den Mund, wie er den
sauren Wein an die Lippen setzte; aber der Becher, aus dein er ihn trank,
war ja das Erbtheil eines alten Geschlechtes.
So dachte wenigstens der Herr von Nosfom — und leerte ihn bis auf
den Grund.
Gero leerte ihn auch, wenn es wohl auch nicht der Pocal war, der
ihm den Trank erträglicher machte.
In der Thür war von Neuem das holde Mädchen erschienen. Scharf
trennte sich die lichte Gestalt von dem voni Alter dunklen Getäfel der Wand.
Sie war vielleicht gar nicht fo auffallend hübsch; aber in dieser Umgebung
wirkte ihre Erscheinung unendlich reizvoll.
Herr von Rossow bemerkte den Blick des Grafen, und wie er ihm
folgte und die Tochter gewahrte, wurde sein Antlitz jetzt doch ein wenig
freundlicher wie vorhin.
„Helena, komm einmal her, mein Kind."
Zögernd — schüchtern fast — gehorchte sie.
Er nahm sie bei der Hand und führte halb sie dem Grafen entgegen.
„Dein halb verträumtes und doch wieder fo trotziges Wesen hat mir
oft Sorge gemacht. Ich hätte nie geglaubt, daß ich an Dir Freude erleben
würde. — Danke Diesem da, daß es doch geschieht, und bitt' ihm ab, daß
Du ihn vorhin verletztest. Er hält Dich der hohen Ehre werth. Dich zu
seinem Weibe zu «lachen."
Röthe und Blässe hatten während der ganzen Rede des Vaters auf
des Mädchens Antlitz gewechselt, wie sie Geros Blick unverwandt auf sich
gerichtet fühlte.
Wie von einer Natter gestochen, fuhr sie bei diesem letzten Worte zurück,
und das helle Auge blitzte wieder wie vorhin.
„Das ist allerdings sehr gütig von dem Herrn Markgrafen, und Deine
Freude, Vater — ich sehe es ein — berechtigt. Darum thut es mir leid,
daß ich dieselbe zerstören muß."
„Wie? Faselst Du? — Sprich deutlicher!"
Er schüttelte das Mädchen, der Alte, und auf Geros Stirn war brennende
Gluth getreten.
„Die Herren vergessen nur, daß auch in Weiberköpfen eigener Wille
lebt; und dem siegesgewissen Herrn Markgrafen zum Gedächtniß: daß Ehr-
geiz ein echtes Weib noch nie in die Anne eines Mannes gezwungen, und

das, was meinen Ehrgeiz reizen könnte, wäre doch das Einzige, worauf er bauen dürfte! Denn ein Mann, der etwa auf die immer zwingende Gewalt seines Wesens zählte, der hätte bei mir schon von vornherein verloren!"
„Mädchen!"
Der Alte bebte vor Wuth, und sprachlos griff Gero fester an sein Schwert. Man sah es: jede Fiber in ihm bebte.
„Mich, Herr Graf, gewinnt man nur durch Liebe, und Liebe ist ein freies Geschenk, das man nicht immer dein Würdigsten verleiht. Als solchen will ich Euch anerkennen. Das sei mein Dank! Mehr kann ich nicht."
„Ehrvergessenes Kind — Gero, Hort sie nicht!"
Es war, als ob aller Zorn, den das Wesen seiner Tochter längst in ihm erregt, sich jetzt auf sie ergießen wollte. Unheilvoll glühten Geros Augen. Seine Zähne knirschten auf einander; aber nicht auf das Mädchen goß sich der Strom seiner Leidenschaft. Der Zorn des Vaters kühlte den seinen. Der edle Stolz in ihm war doch stärker als der beleidigte Hochmuth. — Oder war es noch etwas Anderes —: war er zu klug? — —
Mit eiserner Hand zog er den Alten zurück, und hatte die Stimme, mit der er sprach, auch einen eigenthümlich dunkel verhaltnen Klang — er schien ruhig:
„Scheltet sie nicht. Ihr wart zu schnell; Ihr habt sie erschreckt. War' ste minder scheu und stolz — sie war' minder schön und minder begehrenswerth. Nun — lieb' ich sie erst! — Scheltet sie nicht. Nicht ihr, mir thut Ihr ein Leid, denn Ihr entfernt sie erst von mir."
Um Helenas Lippen zuckte es; aber sie sagte kein Wort.
Langsam schritt sie zum Erker uud sah hinaus. —
Man sah es, der Herr von Rossow hätte sich am liebsten auf alle Beide gestürzt; aber eisen« ruhte die Hand des Grafen noch immer auf seinen. Arm.
„Nein, schweigt. Redet nicht im Zorn. Wir werden uns kennen lernen, und dann gelingt es mir vielleicht, mir, wenn nicht Helenas Liebe, so doch ihr Vertrauen zu gewinnen. Jetzt kommt mit nur; ich habe noch Einiges mit Euch zu reden. ^ Fräulein, auf Wiedersehen!"
Sie wandte nur ein wenig das Köpfchen und neigte es stumm. Sie sah ihn nicht an.
„Nun, wir sprechen uns doch noch!" knirschte der Alte; aber bebend vor Wuth gehorchte er doch der zwingenden Gewalt des Grafen und ging mit ihm. — —
Jetzt wandte sie sich. Scheu, in namenloser Angst hing der bange Blick an der Thür, durch welche die Beiden sie verlassen. Seltsam starr wurde das blaue Auge — es war die schwüle Stille vor dem Sturm.
Ach, sie war gar nicht so ruhig, die stille Helena, so stolz wie sie schien.
Jetzt, da sie allein war, brach sie zusammen und schluchzte, daß es einen Stein erbarmen konnte.

„O mein Gott, was soll nun werden! — Das — das hätt' ich doch
nicht gedacht! Er und ich! — Was reizt ihn an mir, die er kaum kennt?
— daß ich — jung bin?!"
Sie schnellte empor, und das helle Auge blitzte wieder so heiß wie
vorhin:
„Ah!"
„Und die kleinen Hände ballten sich:
„Nun — hass' ich ihn! — hochmüthigster aller Männer, an meinem
Weigern sollst Du erkennen, daß ich Deiner Liebe, die Du als eine Herab-
lassung ansiehst, wahrlich nicht zu gering gewesen wäre!"
Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch. Sinnend sank der Kopf herab.
Da spielte ein holoes Lächeln plötzlich uni den rothen Mund.
„Wie anders er doch sein mag — wie ganz anders! —
Wenn ich ihn mir denke — gewiß; ich würde immer geben, und er
empfangen! — Thöricht eitles Weiberher)!
Aber es thut sowohl, zu beglücken! — Ach wahrlich, und er ist nicht
schlechter als dieser! Und doch! Ihm würd' ich Alles sein und diesem —
ein Spielzeug, ein Kind! —
Gottvergessene Sünderin!"
Tiefblaß wurde sie plötzlich. Sie bebte an allen Gliedern, und Todes-
angst sprach aus den großen Augen.
„So denk ich des Priesters! — Neine Jungfrau, verzeih mir!"
Und wie zu ihrem Schutzgeist griff sie nach der Laute, aber unsanft
warf sie sie bei Seite, denn nur schrille Töne quollen unter den zitternden
Fingern.
„Alle guten Geister fliehen die Sünderin!" flüsterte sie, und ihre
Thränen versiegten. Kalt und starr war ihr Blick, wie sie sich langsam erhob.
„Von der Hölle gezeichnet, zum Uuheil bestimmt!"
— „So lehrt Eckardus nicht, auf den Ihr schwört!" klang da eine
ruhige Stimme an ihr Ohr. „,Es giebt nicht Heren, nicht Hölle und Teufel/
so spricht der Priester, ,nicht Vorbestimmung zum Unheil. Der Herr will,
daß selig werden Alle, die cm ihn glauben/"
Wohl schrak Helena zusammen bei dem unverhofften Wort; aber es
war ein frohes Erschrecken.
„Und Du glaubst seiner Botschaft?" jubelte sie — ^beweglich wie sie
war, fortgerissen von der Verzweiflung zur Freude.
Die Andere schüttelte das braune Haupt:
„Ich "^ nein! ,Aber der Gerechte wird in seinen« Glauben Iselig/
lehrt Eckard. Ihr glaubt ihm; nun, so freut Euch Eurer Freiheit."
Helena runzelte die Stirn:^
„Dein Trost klingt mir wie Spott. Das ist schlechte Freundschaft.
— Freiheit znr Sünde lehrt Eckard nicht. — Willst Du verletzen, triff
mich, nicht ihn!"

Näher trat das braune Mädchen, und ernst legte sie die hartgearbeitete, aber wohlgeformte Rechte auf Helenas Schulter.
„Herrin, verzeiht ein offenes Wort. Daß ich nicht nur die Gespielin, sondern auch die Hüterin Eurer Kindheit war, giebt mir wohl ein Recht dazu. Des Priesters Weisheit versteh' ich nicht — ich weiß nur, daß sie anders ist, als das, was die Kirche lehrt von Alters her. Ihr seid zwar klüger als ich — aber klüger als unsere Väter? — Fräulein, Ihr liebt den Mann, darum liebt Ihr seine Lehre!"
„Irmentrcmt!"
Wieder blitzten Helenas Augen so heiß und stolz wie vorhin.
„Ja, ich liebe ihn! Ich bin stolz genug, zu bekennen, was ich verbergen sollte! Aber Gott weiß es: nicht die Lehre um den Mann — den Mann lieb' ich um seine Lehre!"
Hochaufgerichtet, stolz stand sie da. Ein seliges, sieghaftes Lächeln schwebte uni den kleinen Mund.
Aber mitleidslos schüttelte Irmentmut das Haupt:
„Ihr schwärint, Ihr täuscht Euch selbst. Vieles, was Eckard lehrt, mag gut und recht und schön sein. Aber das Hergebrachte ist Hüter des Friedens. Bröckelt ein Stein vom alten Vau, dann fällt ein zweiter bald. Zuletzt wird das Ganze zum großen Trümmerhaufen, der uns begräbt. Seht, Herrin, Ihr feid auch nur ein furchtsam Weib, und innerlich zittert Ihr und bangt, wenn sein tollkühner Geist die Fesseln sprengen will, die freilich oft drücken, uns aber schützen vor dein Verderben. Aber Ihr liebt den Mann; darum sagt Ihr ‚Amen', auch wenn er lästert!"
Wieder schüttelte Helena den Kopf:
„Du kennst die wahre Liebe nicht. Sie ist nicht blind. Vielmehr macht sie uns sehend, und schärfer schau ich jeden Fehler an dem, der meinem Herzen theuer ist. Was ich Anderen gern verzeih', ihm seh' ich's nicht nach, weil ich ihn besser und größer wünsche, als Andere sind."
Irmentraut zuckte die Achseln.
„Nun, das Streiten hilft Nichts mit Einem, der geschworen hat, daß er sich nicht überzeugen lassen will. — Nur Eines bitt ich Euch, Herrin, — doch nein, das hilft Nichts: Euer eigen Selbst hat nun den Werth für Euch verloren. — Fräulein, aber für ihn bangt Ihr doch — fo wahret ihn vor Schande!"
Brennende Gluth war auf des Mädchens weiße Stirn getreten.
„Was glaubst Du von mir!" Und eine große Thräne rann ihr über die zarte Wange. „Ich will vor Qual und vor Sehnsucht vergehen; aber er — stolz und rein soll er bleiben auf seiner Höhe, und die kleine Welt soll zu ihm beten!"

Entfernt vom Dorfe, einsanl lag das Häuslein der alten Gertrudis. Niemand wollte in ihrer Nähe sein, und wer vorbei gehen mußte, der schlug-ein Kreuz.

Die Kinder erzählten sich, daß sie das Wetter mache, und die Großen erbaten sich früher vom Herrn Pfarrer Schutzsegen für Haus und Hof und Acker und Vieh. Denn man munkelte Allerlei von bösem Zauber und Herenkünsten, die die Alte trieb.

Eckard freilich gab keinen Schutzsegen; saß er selbst doch sorglos auf der Herdbank und sah zu, wie die Alte das bescheidne Nachtmahl bereitete, und lauschte der Mär aus vergangener Zeit, die sie leise manchmal stockend erzählte.

Ach, sie war alt, sehr alt, und hatte viel gesehen und erlebt, seit sie mit ihren schimmernden Augen und dem leuchtenden Rothhaar den jungen Herrn von Nossow, einen viel älteren Bruder des jetzigen, verhert — wie man damals sagte.

Als sein Vater es gemerkt, da war er zornig, sehr zornig geworden und hatte gefordert, der junge Ritter sollte sich mit einem vornehmen Fräulein vermählen, das längst seine Braut gewesen. Und wie kein Flehen geholfen und man ihn zum Traualter geschleppt, da, als er das Jawort geben sollte, war er besinnungslos umgefallen. Fern im Dunkel aber, da hatte man ein schluchzendes Weib bemerkt. Man hatte ihn nach Hause getragen und eine Woche später den nun ewig stummen auf den Friedhof gebettet. Seitdem hatte Jeder scheu die nun so bleiche Gertrudis gemieden, und Jeder machte ein Kreuz, wenn er die Schluchzende auf deni Grabhügel gewahrte. Und als sie wenig später nicht mehr allein kam, sondern einen blonden, rosigen Knaben an ihr Herz preßte, da war des Aergernisses kein Ende. Und eines Tages hatte der alte Graf ihr das Kind entreißen lassen und Wachen auf den Friedhof gestellt, daß ihr Fuß ihn nimmermehr entweihen sollte.

Und wie herzzerreißend sie gesteht und gebeten, wie herzbezwingend auch ihre Schönheit mitgesprochen — eben die war ihr Verhängniß! Wie der harte Mann auch sein Herz erschüttert fühlte, da hatte er mit einem Fußtritt die Hexe vor die Thür gestoßen, und wenig fehlte, fo hätte sie schon damals brennen müssen.

Der Knabe blieb verschwunden, der Friedhof blieb verschlossen, da schloß auch ihr Herz sich zu gegen Jeden, der selbstgerecht an eigene Tugend glaubte, gegen jeden, dem es unverdient gut ging.

Und wie sie sah, daß das der Menschen Mehrzahl ist, da wurde ihre Seele immer bitterer.

Sie lachte jetzt — wohl zun» ersten Mal seit jener Zeit — es war ein bitter trauriges Lachen voll Spott und Verachtung: „Wahrhaftig, nun Hab' ich — gebeichtet! hätt's nicht gedacht; aber man vergißt, daß Ihr ein Pfaff feid!"

„Mütterlem, was kümmert Euch das!"
Leise mißbilligend schüttelte er den Kopf. „Ihr solltet doch im
Menschen nur den Menschen sehen! — Ja freilich, die Menschen haben's Euch
nicht gelehrt — nun, so will ich's Euch lehren!"
Er hatte sich erhoben.
Er war nicht groß, fast zart die schmächtige Gestalt, fast zu blond
das lichte Haar. Und doch! Wie es die mächtige Stimme so siegesgewiß
sprach, dies „so will ich's Euch lehren," — wie das große, fast zu große
rief dunkle Auge sich so zwingend auf die Alte richtete, da war sein ganzes
Wesen von fesselnder Gewalt, und freundlicher wurde Gertrudis Antlitz:
„Ja Ihr!" nickte sie. „Ihr seid ein Mensch. Aber nicht Viele sind's.
Und darum — wenn ihr Euren Weg machen wollt, so seid ein Pfaff!
Flieht Gertrud, wenn Ihr sie nicht tödten wollt. Aber hört, es wird Euch
bös bekommen, daß Ihr die Here nicht brennen laßt."
Stolz hob der Priester das Haupt:
„Ich handle nach Pflicht und Wahrheit — den Ausgang stell' ich
Gott anheim. Und nun besinnt Euch, Mütterlein. Nehmt den Schutz
meines Hauses an. Ihr seid nicht sicher hier."
Heftig schüttelte die Alte das Haupt.
„Doch, Herr Eckard, doch! In das Haus der Here wagt sich kein
Ehristenniensch, und Ihr seid den: Teufel verfallen, wenn ich das Eure be-
trete. Nein, erwidert Nichts; Ihr feid sehr gut. Ich weiß, was ihr sagen
wollt; aber ich geh' nicht mehr von hier, wo ich alt geworden und wo ich
glücklich gewesen!"
„Sie hat recht, Herr Eckard," klang es da leise von der Thür her,
„aber Ihr seid sehr, sehr gut."
Und wie sie sich wandten, die Beiden, da stand Helena in der Thür,
hold und licht wie ein Frühlingstag, das leuchtende Auge voll heißer Be-
wunderung auf den bleichen Mann gerichtet.
Er war seltsam verwirrt. Und weil er nicht wußte, wie ihm geschah,
klang seine Stimme fast rauh:
„Was sucht Ihr hier, Fräulein von Rossow? Ihr werdet's Eurem
Vater büßen müssen!"
Sie schrak zusammen bei dem harten Klang. Aber nur einen Augen-
blick, dann hob sie den Kopf. Etwas fast wie Schelmerei spielte um den
rothen Mund, als sie dennoch tiefernst erwiderte:
„Ich handle nach Pflicht und Wahrheit — den Ausgang stell' ich
Gott anHeim."
Tiefe Nöthe färbte des Priesters Stirn.
Sie achtete es nicht. Sie wandte sich jetzt zu Gertrudis mit einem
unendlich liebreichen Lächeln.
„Freilich, gut machen kann ich Nichts — nur abbitten und Euch an
Menschen glauben lehren."

Sie sprach nicht, sie rührte sich nicht, die Alte,
Wie aus einer anderen Welt, so ruhte ihr glühender Blick auf der jugendfrohen Gestalt — lange, lange, bis endlich ein paar Thränen — die ersten wieder — über die welken Wangen rollten.
„Friedemann," flüsterte sie, „als wärst Du Friedemanns Tochter, so schaust Du aus — so ähnlich! so schön!"
Und nun brach sie zusammen, und ein Strom von Thränen quoll aus der bebenden Brust.
Und Helena kniete an ihrer Seite, und leise liebkosend schlang sie die weichen Arme der Alten um den Hals, und dann hob sie wieder den rathlosen, hilfeflehenden Blick zu dem jungen Priester.
„Was soll ich thun?" flüsterte sie.
Aber er antwortete nicht.
Er neigte sich auch nur tiefer zu der Alten, und stumm ruhte sein mächtiger, räthselhafter Blick auf dem Antlitz des Mädchens, so unverwandt, daß sie verwirrt die Augen senkte. Da kam er zu sich.
Er wandte sich jäh und schritt zum Fenster.
„Es ist ein Zauber," flüsterte Gertrudis und schaute Helena an, „der in diesen süßen Augen wohnt. Kind, Kind, was läßt Du die Todten auferstehen! Ja, es wohnt die Auferstehung in diesem Blick — und doch — der Tod! — Kind, hörst Du, wenn Du an Pfaffen glaubst, dann laß Dir einen Schutzsegen geben auf Deine Augen — hörst Du — von dem Herrn Eckard dort!"
Sie sprang auf und sah von dem Einen zu dem Andern, von dem rathlosen Kinde zu dem bebenden Mann.
„Aber nein, der Herr Eckard ist kein Pfaff, der ist ein Mensch: und wenn er sie feien foll. Deine Augen, dann wird er sich verbrennen."
„Gertrudis!"
Das Mädchen sprang ans. Und wie ihr nun graute vor der Alten, da wußte sie doch keinen andern Weg als zu ihm.
„Sie ist wahnsinnig," flüsterte sie, und schutzsuchend klammerte sie sich an Herm Eöard.
Einen Augenblick bebte die Hand, die die ihre beruhigend faßte; aber die Stimme klang ruhig, als er mild entgegnete:
„Fürchtet Euch nicht. Es ist nur die Aehnlichkeit — es ist die lang erduldete Qual eines ganzen Lebens, die sich nun Bahn bricht."
Und so war es.
In einen Strom erleichternder Thränen löste sich bald die Erstarrung, und willenlos duldete die völlig Ermattete es nun, daß Helena sie auf ihr Lager bettete — sanft, aber doch fest und bestimmt.
Und fast wie ein Lächeln glitt es über das welke Antlitz, als das Mädchen, sorglich wie eine liebende Tochter sich um sie bemühte und so viel Behaglichkeit uni sie zu verbreiten suchte, als die ärmliche Kammer es eben zuließ.

Stumm verfolgte sie jede ihrer Bewegungen — nur zuweilen glitt
ihr Blick nach dem Priester; aber er lehnte mit dem Rücken gegen das
Fenster, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Aber wenn es füll
im Zimmer war, dann hörte man: sein Athem ging rasch und schwer.
Es war dunkel geworden, und er mußte das Fräulein von Rossow
nach Hause geleiten.
Helenas Herz schlug höher, und doch eine seltsame Bangigkeit über-
kam sie.
„Man wird Euch schelten, so man Euch bei mir sieht!" wehrte sie scheu.
Aber Herr Eckart» schüttelte den Kopf; seine Stimme klang fast rauh:
„Was müßt Ihr mich an den Priester gemahnen! Ich meine, seine
Pflicht heißt, wie die jedes Mannes: die Schwäche schützen!"
Helenas Auge leuchtete auf; aber der Mund sprach anders:
„Die Kirche sagt: „Der Priester ist kein Mann."
Sie schrak zusammen, so bitter lachte er auf. Ein vernichtender Blitz
traf sie aus dem dunklen Auge.
„Was wehrt Ihr dann meiner Begleitung! Und wärt Ihr noch
tausendmal schöner, dann dürfte ich Euch folgen überall.
Hastig schritt er vorwärts.
„Verzeiht!" wehrte sie tief erschrocken, „ich meinte nur —"
„Laßt nur," beruhigte er sie wieder milder, „ich weiß schon,
wie Ihr es meintet."
„Daß das Priesterkleid Euch der Ritterpflicht entbindet," vollendete
sie zaghaft.
Doch er schüttelte den Kopf.
„Und ich leugne das! — Ich halte es nicht für des Priesters Pflicht,
Vorurtheile anzuerziehen, zu stützen und zu bewahren. — Er habe Muth,
sie zu zerstören! Nur höchste Menschlichkeit vollenden, das ist sein heilig' Amt."
Wieder traf ihn ein leuchtender Blick aus dem blauen Auge. Des
Mädchens Brust hob und senkte sich hastig. Aber sie schwieg.
Und auch Eckard blieb stumm.
Der Mond lugte durch's Gezweig und wunderte sich, wie die Beiden
dahin eilten, so nah und doch so fern!
Der Waldbach plauderte und schmiegte sich schmeichelnd der moosigen
Erde an die weiche Brust und hüpfte dann lachend und höhnend von
dannen. Aber M dunklen Gebüsch, da klagte die Nachtigall so süß und
so sehnsuchtsschmer. — Da wird es so heiß im jungen Herzen. Man möchte
die Arme ausbreiten und
Immer hastiger schritten die Neiden vorwärts.
Helena bebte.
Ihre Wangen glühten. Vor ihren Blicken flimmerte es.
So nah ihm! Und so spät! Und so allein!

Heiße Seligkeit durchrieselte sie, — Und doch! sie bebte vor ihm,
und wie ein geängstetes Reh eilte sie vorwärts.
Und fast noch mehr beschleunigte Eckard den Schritt. Die Luft war
so blüthenschwer.
Es legte sich ihm auf die Vrust. Er hatte keine Luft.
Und doch! Wäre er stehen geblieben — scheu sah er nach dem
Mädchen — nein, nein!
Nun war's ihm, als sei's ihre Nähe, die ihn bedrücke.
„Die Auferstehung," flüsterte er, „und doch — der Tod! — Ich
glaube, sie hat Recht!"
Und er machte das Zeichen des Kreuzes.
„Wenn es ein Zauber ist, Mutter Maria, so hilf."
Doch auch als er sie, am Schloß angelangt, verlassen, stumm
nur sich neigend, ohne die Hand zu bemerken, die sie ihm reichen wollte —
ihm wurde nicht leichter.
Und zum ersten Mal in seinein Leben fand er keine Befreiung im Gebet.
Es war der Alpdruck einer Nacht.
Als der nächste Tag golden und rosig erwachte, da freilich mußte er
Nichts mehr von Beklommenheit und Furcht.
Er war gewohnt, immer geradeaus zu gehen, und fühlte in sich die Kraft,
das Rechte zu thun. Er war viel zu stark und zu edel — für ihu gab
es keine Macht, die stärker ist als der Wille zum Guten, keine, die diesen
Willen umlenken und dann stählen kann — auf uerhängnihvoller Vahn.
Wenigstens er kannte sie nicht, und darum fürchtete er sich auch nicht.
Sorglos streifte er umher, hier und da seine Beichtkinder grüßend
mit einem freundlichen Wort, mit einer theilnehmenden Frage. Die Armen
liebten ihn, denn er hatte immer eine offene Hand. Und er kannte
Kräuter und Naturkräfte und wußte Salben und Säfte zu bereiten.
Manchen Sterbenden, den er schon mit den heiligen Sacramenten verschen,
hatte er mit seinen Arzeneien wieder zun: Leben erweckt. Freilich die
Frommen verdachten ihm das: wie durfte er so dem lieben Gott in's
Handwerk pfuschen! Er stand sicher mit dem Teufel in, Bunde. — Und
wo er Freunde gewann durch feinen'Freisinn, da machte er sich wieder
Feinde durch seine Strenge: manch Einem hatte er die Absolution versagt,
weil er von der Sünde, die er beichtete, nicht ließ.
Das sollte jetzt der Anfang -,nm Unheil werden.
Er runzelte die Stirn, als er einen dieser Verstockten, den „langen
Eunrad" mit dem Markgrafen daher kommen fah, ein widerliches Grinsen
um den breiten Mund, als er den Priester gewahrte.
Schon ahnte er Böses, als er Geros finstern Blick voll Haß auf sich
gerichtet sah.

Aber mit einer Geberde des Ekels wendete der Graf sich zunächst
gegen den Burschen.
„Geh, Du Schuft! Und sorge vor Allen, daß ich Dich nicht wieder
sehen muß. Dann aber" — und sein Ton wurde unerbittlich streng; er
deutete auf Eckard — „hüte Dich, daß Du diesen mit Deinen schmutzigen
Anschuldigungen befleckst. Du willst Nichts, als Dich rächen, weil er Dir
thut, wie Dir gebührt. Geh!"
Ein gebieterischer Wink — noch wollte der Bursche Etwas erwidern
— ein zweiter, der einer Drohung glich! Feig gehorchte er. Aber ver-
stohlen ballte er die Faust gegen Eckard.
Die beiden Männer standen sich gegenüber — Auge in Auge.
„Ich fühle es," brach Eckard endlich das Schweigen, „Ihr spracht
für mich, weil Euch graut vor Gemeinschaft mit diesem. — Aber Euer
Blick ist voll Haß. — Nun, wir sind allein."
„Eure Klugheit spart nur Mühe." Und finster trat Gero dem
Priester näher. „Als Ihr dem alten Weib das Leben rettetet, hinderte
ich Euch nicht, obwohl ich nahe war; aber," und sein Blick wurde drohend,
„wenn ich Euck einmal mit dem Fräulein von Rossow auf nächtlichen
Spaziergängen treffen follte, so hütet Euch, Priester!"
Eckard wurde bleich bis in die Lippen; aber nur einen Augenblick,
Dann färbte eine dunkle Vlutwelle die hohe Stirn, und das mächtige
Auge blitzte.
„Herr Markgraf, wollt Ihr mich verletzen, nach Belieben! Aber greift
Ihr die Ehre des Fräuleins an, als deren Wächter ich sie gestern Abend
geleitete, so muß ich Genugthuung fordern."
Der Markgraf sah ihn an: fo sehr der Priester ihn überraschte, das
gefiel ihm! Aber nur einen Augenblick. Dann wurde feine Miene nur
finsterer, und der Don, mit dem er sprach, klang eisig:
„Ihr vergeht, daß Ihr Priester seid und die Ehre des Fräuleins
von Nossow Euch garnickts angeht. — Sie geht viel besser allein, als
unter Eurem Schutz."
Eckard preßte die Lippen fest zusammen.
„Nun, Herr Markgraf, wenn das Fräulein noch einmal in die gleich
hilflose Lage versetzt sein sollte, so werde ich ihr die Entscheidung über-
lassen. Wenn sie klein genug ist, sich zum Sklaven des Vorurtheils zu
machen -^ schade!"
„Ha, Ihr seid kühn!"
Nun wurde der Markgraf blaß und rolh.
„So denkt Ihr weiter! — Eckard, ob auch frei, so glaubte ich Euch
einen reinen Priester."
Eckard sah ihn fragend an. Er schüttelte den Kopf.
„Ich — versteh Euch nicht."

„Du -- verstehst mich nicht?" Näher trat ihm Gero, und eisern
faßte er des Priesters Hand. „Thust Du's wirklich nicht, noch nicht, dann
flieh das Mädchen." Und immer drohender wurde sein Blick. „Was willst
Du ihr sein — Freund? — Es giebt nicht Freundschaft zwischen einen,
Mann und einem jungen Weibe! Es sei denn, der Mann hätte selbst ein
Weib, das er liebt, — mehr als das! Des Mannes Liebe gleicht der
zügellosen Flamme, die immer weiter glüht und Alles an sich reiht, je
mehr, je mächtiger — es sei denn, er hätte ein Weib, das ihn liebt mit
aller Kraft der starken Seele! Die zügelt jene Flamme und macht sie sich
zu eigen, ein Segensquell dem eignen Selbst, der ganzen Welt; doch solch
mächtige Liebe ist selten. Und Du, Priester, Du hast kein Weib!"
Laut und lärmend ging es zu im Wirthshaus der Frau Irmingardis.
Alt und Jung aus der Umgegend mar versammelt, und die Weiber und
Kinder lärmten nicht zum Mindesten. Die Männer hatten lange getrunken,
und rothe Gesichter wechselten mit finsteren und verängsteten Mienen.
Aber der lange Lunrad suchte Alle zu iiberschreien.
Wilder Haß sprühte aus seinem Auge, wie er niit dem harten Stein«
trug auf den Tisch schlug, daß es dröhnte und krachte, und Frau Irmin-
gardis, die blitzsaubere Wirthin, recht bange nach ihm schaute.
„Tugend predigen! Ha, das ist leicht! Unsereines schickt er heim aus
denl Beichtstuhl, — pah! wegen so einer lumpigen Dirne! Und er! —
da seht den frommen Herrn zur Nachtzeit in, Walde mit dem Fräulein!"
„Das lügst Du!" siel ihm Frau Irmingardis in's Wort. „Das
Fräulein ist rein wie ein Engel. Das wißt Ihr Alle und meine Pathin
Innentraut am besten."
„Ha, ha! möglich!" Cunrad brach in ein rohes Lachen aus.
„Sie kann ja gebeichtet haben!"
Und lärmend stimmte die Menge ein.
„Und von dem werden mir uns beherrschen lassen?"
Er sprang auf. „Ha, niemals! — werden uns zwingen lassen, unser
Leben, unser Hab und Gut von der Here da draußen verderben zu lassen?
— Niemals! sage ich zum zweiten Mal! Die Here muß brennen!"
„Ja, die Here muß brennen!" stimmte die Menge kreischend ein.
„Woher das Hagelwetter, das uns alle Saaten zerschlägt, woher die
Seuche, die unser Vieh uns tödtet? — Gertrudis macht's! Und so lange die
Alte ihr Wesen treibt, werden wir keinen Wohlstand haben! — Ja, und der
Priester, der schützt sie; denn er hält es selbst mit den Kräutern und Salben."
„Ja, er hat es von der Alten gelernt," fiel ein Anderer ein. „Ich
sah ihn oft mit ihr im Walde. Und sie lehrte ihn Mischung und Sprüche."
„Aber sie waren heilkräftig, die Salben," fiel ihnen ein junges Weib
in's Wort, „mir hat er den Vuben gerettet."

„Gott that's! Oder der Teufel!" donnerte Eunrad. „Und wenn's der
Teufel war, dann hätt'st Tu den Buben besser verloren!"
„Ja, besser todt!" kreischten die Anderen, und Viele machten das Kreuz.
Weinend schmiegte der Knabe sich an die Mutter, und sie wußte das
arme Kind kaum zu beruhigen.
»Ja, Ihr hättet ihn besser begraben," tönte da eine hohle Stimme in
die Menge, „denn was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt ge-
wänne und nähme doch Schaden an seiner Seele."
Alle wandten sich.
Ta stand mitten unter ihnen ein Mönch in brauner Kutte, barfuß,
die Geißel an der Seite, nur einen Kranz brandrothen Haares um das
habichtartige Gesicht, und auf diefem Antlitz stand geschrieben: „Wie ich die
fröhliche Welt fliehe als den Vnrhof der Hölle, fo habe ich Freude an ihrer
Vernichtung — zur Ehre des Reiches Gottes."
O wie fanatisch die Menge auch sein mochte, dieser Anblick wirkte
doch lähmend. Einen Augenblick schwieg der rohe Lärm.
„Begnadigt scheint Ihr mir," fuhr der Mönch fort, „daß auch da, wo
dieses Eckard Fehle Euch dienlich sind, Ihr das Spiel der Hölle erkennt.
Ja, Gott hat Euch zur Geißel berufen für diefen Gottvergessenen und
seine ganze Brut. Und mich Unwürdigen hat er znm Werkzeug ersehen.
Euch diesen Weg zu lehren und zu führen!"
„Kuno, Du?" brach da Ennrad aus, der lange fchweigend den Braunen
angestarrt, „Du, ein Mönch!" und er lachte — lachte schallend.
Zorn rüthete des Bruders Angesicht; aber nur einen Augenblick; dann
entgegnete er ruhig und salbungsvoll:
„Fra Anselm ist nun mein Name.
Ter wiloe Kuno, den Tu kanntest, starb, und rein erstand ein neuer
Mensch aus dem Feuerguell der Buße.
Komm, empfange gleiche Wohlthat nun von mir. Denn Schlüssel, zu
lösen und zu binden, ließ uns der Herr, und keines Priesters Recht ist es,
zu versagen, was er geben wollte. Kommt, helft nur vernichten diefen ver-
lorenen Sohn unser heiligen Mutter, und der Herr wird es Euch segnen an
den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Und los svrech' ich Euch
aller Sünden, die Ihr begangen und begehen werdet, bis Eckardus fiel
und die Here brannte!"
„Amen!" klang es aus Aller Munde, und Weiber und Kinder sielen
auf die Kniee.
Nur die Mutter nicht mit dem Knaben!
Graf Gero und der Herr von Nossow hatten eine lange Unterredung.
Wieder einmal war der Alte bleich vor Wuth, aber der Markgraf
forderte eisernes Schweigen.

2)2 L, v. Tymen in Nieslau.
„Es ist die Ehre Eurer Tochter, die ich besorge, und als ihr künftiger Gatte will ich ein Recht, sie zu schützen — um jeden Preis. Darum sprach ich mit Euch — nicht aus niederer Lust der Angeberei, und wehe Euch, wenn Ihr durch ein Wort mich verrathet!
Ihr macht meine Absichten zu Schanden!
Sie muß mein Weib werden — augenblicklich.
Oder sie muß für eine Zeit im Kloster bewahrt werden."
Der Herr von Rossow lachte bitter:
„Und Ihr meint, das Kloster sollte sie sichern vor dem Priester?"
Geros Auge blitzte:
„Ihr habt Recht. Die Liebe findet den Weg. — So darf ich sie zwingen, wie es auch sei?" —
Wie er den Grafen vor sich sah so wildentschlossen, da regte sich doch das Gewissen des Vaters; aber nur einen Augenblick: war es denn ein Unrecht, die Thorin zu zwingen zum Glück?!
„Ich geb' Euch Freiheit," stieß er heiser hervor. „Graf Gero ist zu groß, als daß er mich betrügen könnte!"
Seltsam unruhig war Helena.
Ihr war so angst und bange.
Die Mauern des väterlichen Schlosses, sie waren so kalt und so grau. Fröstelnd floh sie in den grünen Wald, aber so recht wohl wurde ihr' auch hier nicht.
Der Himmel war so blau, die Bäume waren so grün!
Und die Welt war so goldig.
Ach, sie hätte setzt zuweilen anfjubeln mögen über all' die Schönheit, viel tausend Mal mehr denn früher.
Und doch, dann war ihr wieder so bange, Ihr fehlte Etwas; sie wußte nicht, was. Im West sank goldig die Sonne. Ein schimmerndes Abendroth verklärte die Welt.
Da naht die Zeit der Sehnsucht.
Und sie ahnte es jetzt: Der Friede naht nur, wenn Herz am Herzen ruht. Ja, freilich, auch ungestillte Sehnsucht hört endlich auf zu fragen; aber dann ist es ein kalter Friede, der in die gequälte Brust einzieht. Die Thränen sind versiegt; aber weil der Frost sie zn Eis erstarrte. Und schön ist auch der Winter; aber Vlüthen treibt er nicht. Was Wunder, wenn ein junges Herz zurückbebt vor solcher Zukunft!
Helena seufzte tief und schwer, und die großen Augen schimmerten in feuchtem Glan>
Ja, sie liebte ihn!
Ach, daß man an ihrer Unbefangenheit gerüttelt hatte!

Vorher hatte sie nicht darüber nachgedacht; aber als Irmentraut es ihr
vorwarf, da war's ihr zum Bewußtsein gekommen! Und er! Noch fühlte sie
das Neben seiner Hand, noch sah sie den tiefen Blick, noch hörte sie den ge-
preßten Athemzug, und sie war Weib genug, um zu wissen, was er nicht wußte!
Denn er wußte es nicht! Nein, Gott sei Dank:
„Nun schütz' ihn, Herr, vor Elend und Qual. Gefahrlos hält sich der
Mondsüchtige über dem Abgrund — fo lang er träumt! Und sicher kehrt er
zurück. Aber weckt Ihr ihn, dann ebenso sicher stürzt er hinab.
So hilf, Gott, hilf, daß sie ihn nicht wecken, wie sie mich geweckt haben."
Und hastiger eilte sie vorwärts.
Aber dann glitt doch ein seliges Lächeln über ihr Antlitz. Was weiter
denken und um die Zukunft klagen!
Noch lachte der Tag, noch blühte die Wange. Und das Künftige lag
in grauer Ferne.
Soll man denn fchon das Heute nicht genießen, weil man vielleicht
morgen leiden muß? Das wäre ja Thorheit! Nein, nein! Freute man sich
immer dessen, was man hat, man hätte gar nicht Zeit zu klagen.
Immer heiterer wurde ihr Antlitz. Immer schneller schritt sie vorwärts.
Es zog sie zu Gertrud — seine und ihre Schutzbefohlene!
Da war doch ein Stück Gemeinfchaft mit ihn,!
Und höher klopfte ihr Herz, wenn sie zurückdachte an ihr letztes
Zusammensein dort!
Doch was war das, Stimmen — Streit?
Da stockte ihr Fuß! — — — — — — — — — —
„Und wenn es bis zum Aeußersten kommt, thut, was Ihr wollt, ich
thue, was ich muß!"
Einen Augenblick tiefe Stille —
„Nun denn!" brach da eine fürchterliche Stimme los, „fo empfange,
was Dich lüftet!"
Und ein schwerer Krach folgte dann.
Laut auf fchrie Helena und stürzte vorwärts.
Aber hochaufgerichtet stand Eckard in der schmalen Thür der gebrech-
lichen Holzhütte.
Am Boden lag Eunrad und neben ihm ein wuchtiger Baumstumpf.
Den nächsten handlichen Stamm hatte der riesige Kerl ergriffen, aber ge-
schmeidig wie eine Katze war Eckard dem Schlage ausgewichen. Und weil
der Hieb in die Luft ging, so riß seine Wucht den Mann zu Boden.
Im Augenblick hatte der Priester seinen Platz wieder eingenommen,
der unverhoffte Fall, der Schrei Helenas, Alles hatte die Umstehenden ge-
lähmt. Eunrad war der Erste, der wieder zu sich kam; aber blaß vor
Wuth und Schmerz sank er stöhnend zurück.
„Nacht mich! 's ist aus mit mir!"
Und dann guoll ein schwarzer Blntstrom aus seinem Munde.

2HH L, v. Tymen in Vreslau,
Da rafften sich die anderen Bursche auf:
„Ja, rächt ihn!"
Und nun wollten sie sich auf Eckard stürzen,
„Haltet ein!" rief da Helena, und fest .umklammerte sie den bleichen Mann.
„Seht Ihr nicht, daß Gottes Hand mit ihm ist!" und schaudernd deutete sie auf Cunrad, „habt Ehrfurcht vor dem Tod".
Uebermfcht und verwirrt taumelte Eckard zurück und seine Angreifer desgleichen.
Aber da raffte Eunrad noch einmal feine Kraft zufammen.
Gräßlich gellte fein Lachen durch die Waldesstille:
„Glaubt Ihr's nun? Und wollt Ihr beben vor der — Dirne?! Nicht nur sterben mutz sie, nein — gefoltert werden — brennen — so — wie -— er."
Auf stöhnte Helena, aber nur einen Augenblick.
Fester, immer fester umschlang sie den Mann.
Da durchglühte Eckards Adern neue Kraft.
Er riß sich los von dem Mädchen, und eh' die Halbbetäubte sich wehren konnte, drängte er sie in die Hütte.
In der nächsten Minute lag er in schweren: Ringkampf.
Was ihm an Kraft inangelte, das ersetzte er durch Gewandtheit und Schnelligkeit; aber die Uebermacht war zu groß.
Schon wäre er fast unterlegen, da flog über feine Schulter eine Wolke und eine zweite und eine dritte.
„Teufel!" fchrie der Eine auf.
„Die Here!" brüllten die Andern, „wir und geblendet!" und sie taumelten zurück.
„Was soll das?" klang's da in strengem Tone.
Ach, die Stimme, vor der Helena sonst zitterte, jetzt klang sie ihr zaubermächtig wie Musik.
„Nettet ihn!" stieß sie flehend hervor, „schützt ihn!"
Dann brach sie bewußtlos zusammen — zu den Füßen des Markgrafen.
Ja, Eckard war gerettet, nnd zum zweiten Male Gcrtrndis durch ihn!
Denn wie die Bursche jetzt endlich zn sich kamen und ihre Wuth in Flüchen und Anklagen entladen wollten, da lachte Gero nur recht verächtlich:
„Zauber? — Sand war's! Wciberklugheit, die über Eure Nohheit siegte! Der nächste Quell macht Euch wieder sehend."
Immer beißender wurde sein Spott. „Ihr mögt es dann dem Herrn Papst berichten, daß der ihn als heilig erkläre!"
Die Gegenwart des Markgrafen allein genügte schon, die Wuth zu bannen. Aber er hatte Begleitung, und so wäre ohnehin jeder Widerstand vergeblich gewesen.

Stumm schlichen sie von bannen, auf eine gebietende Bewegung Geros
hin sogar den leblosen Eunrad zurücklassend, froh, daß ihnen selbst die
Freiheit geschenkt wurde.
Unbeweglich stand der Graf, finster die Arme übereinandergeschlagen,
schaute er auf Helena hinab. Um den festgepreßten Mund zuckte es zu-
weilen, wie Gertrudis und — Eckard sich um die Newußtlose bemühten.
Er konnte des Priesters Antlitz nicht sehen, wie dieses sich tief über
das Mädchen neigte; aber des Mannes Schläfe war lief rotb, und sein
Athem ging hastig.
Gero war es, als bebte die Hand, die auf der weißen Stirn nach Leben
fühlte, und als glitte sie — aus Verseben — auch über das goldige Gelock.
Da hob Helena die Wimper. Als wäre ihr die Welt fremd ge-
worden, wie ein neugieriges Kind, so schaute sie um sich. Dann traf sie
Eckards Vlick. Ein seliges Lächeln spielte um den bleichen Mund: „Wir
sind gestorben," flüsterte sie, „und nun darf ich Dein fein, endlich Dein."
Da klirrte leise das Schwert an Geros Seite.
Entsetzt fuhr sie auf:
„Alle Heiligen, steht uns bei, wir leben ja noch!"
Und brennende Nöthe färbte ihr Antlitz, als sie von Einein zum
Andern schaute und sich jetzt bewußt wurde, was geschehen war.
Stumm winkte nur Gero, daß man Ennrad zn Hilfe kam:
„Er wird verpflegt, aber streng verwahrt. — Ihr geleitet den Herrn
Pfarrer, und Ihr bleibt des Nachts Gertrudis zum Schutz. Ihr, Fräulein
von Rossow, begebt Euch mit mir nach Haus."
Eckard zuckte zusammen und sah Helena fragend an; dann aber senkte
er schweigend das Haupt.
Eine Nlinute hatte sich Alles in ihr empört. Aber dann gedachte
sie der Worte, die sie eben noch zu dem Priester gesprochen. Und Wohl-
rhat fast war ihr der strenge Befehl.
Sie wandte sich, und ohne einen Vlick — ging sie.
Eckard machte einen Schritt, als wollte er ihr nach.
Dann aber wurde er plötzlich leichenblaß. Ein bittrer Zug voll
tiefen Leides legte sich um den feinen Mund.
Auch er wandte sich, und tief aufseufzend kniete er bei Ennrad nieder,
um nun ihm zn helfen.
Da schüttelte Gero den Kopf:
„Eckart,, hier seid nicht Priester. Euer Todfeind wird Euch ver-
derben, so Ihr ihm helft!"
Da hob Eckard das Auge, und der starke Mann wäre fast erzittert
vor dieser Welt von Qual, die in diesem Vlicke lag.
„Ich bin nicht Priester jetzt — lnlf Gott — nur Mensch!"

Die Sonne war währenddessen gesunken.
Es begann im Walde zu dämmern.
Heiß wogte Helenas Brust. Was hatte sie eben durchlebt? Und —
sie schauerte zusammen, wie sie jetzt Geros Schritt hinter sich hörte: was
war ihr noch bewahrt für diese Stunde? Scheu wandte sie sich flüchtig
nach ihm: er war so zwingend in seiner kraftbewußten Größe; und wieder
wurde es dunkel. Sie war allein mit ihm wie jüngst mit Eckard.
Aber sie trug einen Talisman im Herzen, der mußte sie schützen gegen
Alles!
Gegen Alles?
Hastiger eilte sie vorwärts.
Ach, damals hatte sie wohl gebebt, aber doch — gesehnt!
Heute sehnte sie nicht; aber sie würde beben müssen!
Doch immer noch schweigend schritt Gero neben ihr.
Nur sein Blick umfing sie heiß und glühend.
Wie Wetterleuchten glitt es zuweilen über das dunkle Antlitz. Es
war die Stille vor dem Sturm.
Und schaudernd wußte Helena: es muß losbrechen, und vernichtend
folgt dann: Donner und Blitz.
Da blieb er stehen.
Sie zuckte zusammen, und wie von einer unsichtbaren Macht ge-
zwungen, that sie desgleichen.
Einen Moment!
Dann wollte sie vorwärts! — vergeblich!
Fest legte sich Geros Rechte um ihr Handgelenk.
„Bleib! — ich bin ja nicht Eckard, dessen Berührung Dich — ent-
ehrt! Die meine darfst Tu dulden, denn schon morgen bist Du mein Weib."
„Niemals!" schrie sie auf und wollte sich losreißen; aber — schmerz-
los zwar — doch eisenfest hielt er die kleine Hand umschlossen.
„Schreie nicht," sagte er nur ruhig, „wenn es die Leute hören, so
ist Dir's nicht gut, denn die Meinung ist ohnehin durch den Priester
gegen Dich."
Qualvoll stöhnte sie auf.
„So laßt mich gehen, daß man uns nicht beieinander sieht."
Doch da nahm er nur ihre Hand in die Linke und legte den so frei
gewordenen Arm fest um ihren bebenden Leib.
„Meinst Du?" fagte er leife, „meinst Du, ich werde so gut und so
tugendhaft sein?"
Und wie er dann leise, ganz leise lachte und der schwarze Bart ihr
die weiche Wange streifte und die dunklen Augen in die ihren glühten, so
heiß und so verzehrend, da graute ihr; aber sie vermochte sich nicht mehr
zu rühren. Wie eine Lähmung kam es über sie.
Doch nur einen Augenblick.

Schon fühlte sie, wie die heißen Lippen die ihren berühren wollten,
da riß sie sich los mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung.
„Ah, Graf Gero, seid Ihr der Weibesliebe so unwürdig, daß Ihr
sie derart erzwingen müßt?"
Einen Augenblick taumelte er zurück, dann richtete er sich nur höher
und stolzer auf.
„Der Weibesliebe!" und er' lachte verächtlich. „Meinst Du uicht,
daß der Markgraf der Elblande mehr als Eine findet, die ihm, wenn nicht
Liebe giebt, doch Liebe heuchelt! — Aber, —" und immer heißer glühte fein
Blick — „ich verachte sie alle, diese feilen Gefchöpfe! Deine'Liebe ist es
allein, nach der mich verlangt. Und was Dil mir versagst, das werde ich
erzwingen!"
Wieder wollte er sie unifangen, da — ein schneller Blick Helenas,
ein Griff — es blitzte etwas durch die Luft auf ihre Brust. —
„Ah!" und nun schrie er auf.
Doch weit fort hatte auch sie schon den Dolch geschleudert, den sie ihm
entrissen.
„Nein, ich will nicht so feig fein!
Und die Welt ist so schön! Und ich bin noch so jung," Hochauf
richtete sie sich plötzlich.
Eine seltsame Festigkeit kam über sie.
Und wie der Löwenbändiger das Königsthier bannt durch den Blick,
so sah auch sie ihn nun an, groß und voll:
„Wohlan! Ich bin in Eurer Hand, Graf Gero; doch — das ist
mein Schutz."
„Wie!" überrascht fuhr er zurück.
„Ja, denn Graf Gero ist viel zu groß, um ein wehrloses Weib zu
verletzen."
„Du könntest Dich täuschen," flüsterte er bebend, „denn ich liebe Dich
— nun lieb' ich Dich zum Wahnsinn, und ich will Dich — zum — Glücke
— zwingen!"
Heiß drang es ihr wieder zum Herzen, aber sie wich nicht mehr.
Gleich unverwandt ruhte ihr Blick in dem des Mannes: „Darf ich gehen?"
flüsterte sie. „Gero, nicht wahr, Ihr thut mir Nichts?"
Er kämpfte, "er rang. Sie war so schön in ihrem Flehen, in ihrem
sieghaften Vertrauen. Immer heißer lohte das Begehren in ihm auf;
aber, nein — nein!
Krampfhaft umklammerte die markige Rechte den Schwertgriff; —
es schien eine Kraft auszugehen aus dem kalten Stahl.
Hochauf richtete er sich plötzlich. Und nun hätte Helena fast doch noch
den Blick gesenkt, so groß und so eigen war der seine, der sie jetzt traf.
„So geh!" rang es sich gepreßt aus der wogenden Brust „Deine
Reinheit ^- brechen — kann — ich — nicht!"

Und ohne sie anzublicken, schickte er sich an zu gehen.
„Komm. Ich muß Dich geleiten, denn es ist spät. — Ich thue
Dir Nichts."
Aber sie kam uicht, noch nicht.
Jetzt faßte sie des Grafen Hände, und stehend hielt sie ihn fest-.
„Gero, nun, großer Gero, »nacht Eure Größe voll — schützt Eckard."
„Weib!"
Hell auf sprühten seine Augen, und der Zorn röthete seine Stirn.
„Und das sagst Du mir jetzt, jetzt? — Bist Tu wahnsinnig?"
Sie zitterte; aber nur einen Augenblick. Dann sah sie zu ihm empor
mit dem alten Flehen und dem alten Vertrauen.
„Nein, ich weiß, was ich thu'!
Ich weiß, daß ich Euch nie wieder so haben werde wie jetzt — so allein,
und ich weih auch, daß Ihr der Einzige seid, der helfen kann, weil er die
Macht hat, und der helfen wird — weil er mich liebt!"
„Weil ich Dich liebe!" Und wieder glühten seine Augen unheilvoll,
„und darum meinst Du, werde ich Dir den Geliebten schützen, ihn, um
den Du mich verschmähst?!"
Und er lachte — es war ein schneidendes Lachen, und Helena traten
die Thränen in's Auge.
„Gero, verzeiht mir! Ich weiß doch Keinen außer Euch. Und Ihr
helft ja nicht mir zum Glücke. — Er liebt mich nicht!"
„Er liebt Dich nicht — liebt Dich nicht?" und unheimlich nahe kam
er wieder dem thrcinenfeuchten Antlitz, „meinst Du wirklich. Du könntest
lieben und nicht geliebt werden?"
Thräne auf Thräne rann über des Mädchens Wange, da glitt es wie
Mitleid über des Mannes Züge, und wie er jetzt den Ann um sie legte,
ganz sanft nur, um sie zu stützen, da duldete sie es still.
„Armes Kind," sagte er mild. „Ja, Du hast Recht. Es giebt kein
Glück für Dich.
Nun, weine nicht. Ich will thun, was ich kann, obwohl Du meine
Macht überschätzest. Aberglaube und Vorurtheil sind stärker als Alles.
Aber," und jetzt athmete er wieder schwer, und glühend wurde sein
Blick — „küß ihn nie."
Tief erglühend wandte sich Helena/
„Hörst Du!" drängte er noch einmal. „Das sei mein Tank."
Helena sah ihn an; sie konnte nicht reden; aber sie neigte das Haupt.
„Nie," flüsterte sie nach einer Weile, und fröstelnd schloß sie die Augen.
Am Lager des Sterbenden stand Eckard.
Er hatte ihm beruhigende Mittel eingegeben, und sie hatten für eine
Weile den Schmerz gelindert.

Aber er sah jetzt:
Der Mann hatte bei den, schweren Fall so tiefe innerliche Verletzungen davon getragen — hier war nicht mehr zu helfen. Für Stunden blieb schon das Bewußtsein weg.
Zwischen Tod und Leben schwankte die Nacht und auch noch der folgende ganze Tag.
Die Umstehenden drängten Eckard, ihn mit den heiligen Sacramenten zu versehen:
„Bewahrt seine Seele vor dem ewigen Tode!"
Und schaudernd machten sie das Kreuz.
Doch unbeweglich stand Eckard; verwundert schüttelte er das Haupt:
„Einen Bewußtlosen? Das hieße, Spott mit dem Heiligen treiben!"
„Priester!"
Entsetzen ergriff nun Alle.
„Er muß in der Hölle brennen, versagt Ihr's ihm!"
„Ah!" und hoch auf richtete sich Eckard, „und meint Ihr, ob er ein Sünder war, der Genuß, der körperliche Genuß des Leibes Jesu genügte, ihn zu retten?"
„So lehrt es die Kirche!" riefen sie zittenid, und Alles warf sich aufs Knie.
Da richtete sich auch Cunrad auf. Im Fieber glühten die Augen. Seine Stimme klang hohl.
„Ja, so lehrt es die Kirche — Priester — Absolution!"
Da schwand das verächtliche Lächeln, mit den: Eckard auf die Knieenden geschaut. Mild legte er die kühle, weiße Hand auf die heiße Stiru des Kranken, und ernst, aber sanft klang die schöne Stimme:
„Vergebung! Das ist das rechte Wort. Nicht durch die That eines Augenblickes wird der Mensch entsühnt — ein zerschlagenes Herz und ein gecingsteter Geist, das sind die Opfer, die dem Herrn gefallen.
Ich kann Dich nicht losfprechen dessen, ums Du begingst, aber trösten kann ich Dich und Dir verkünden, daß Gott Dir verzeiht, wenn Du treu und wahr bereust!"
Schaudernd fuhr er zurück, denn über die Lippen des Kranken gellte ein heiferes Lachen:
„Absolution," wiederholte er, „nicht Trost! Das Sacrament, nicht Neue!"
„Zum Tode empfängt es, wer nicht bereut!" rief Eckard entsetzt.
„Unseliger, vielleicht nur wenig Augenblicke, und Du stehst vor Deinem Nichter. Empfindest Du wirklich Nichts als feige Hüllenfurcht — keinen Schmerz über Dich selbst?"
Wieder lachte Cuurad. Es wirkte grauenhaft, wie er die Worte nur noch stoßweiße hervorbrachte, während immer von Neuem Blut aus seinen, Munde quoll:

„Schmerz? ha, ha! Es war lustig das Leben. Grüßt nur Gerda.
Sie soll sich weiter freuen, und droben, da treiben wir's auch weiter —
aber jetzt — Ab—so—lu—tion!"
„Besinne Dich!" rief Eckard noch einmal voll Grauen. „Es geht
zum Sterben!"
Und „beichte, bereue!" riefen auch die Andern.
„Absolution!" stöhnte Cnnrad noch einmal, „und droben treiben wir's
weiter."
„Sei seiner Seele gnädig!" flehte Eckard, „er ist wahnsinnig!"
„So rette ihn!" riefen da Alle, „gieb ihm das Sacrament."
Aber voll Verachtung wandte sich der Priester:
„Einem Irren — niemals!"
Da stürzten sie sich auf ihn — man wollte ihn zu dem Sterbenden
schleppen:
„Ich bin nicht irre," kreischte Eunrad; „er hat mich vergiftet,
— vergiftet mit feinen Kräutern — nun will — er auch die Seele tödten."
„Bereust Du?" rief Eckard noch einmal befchwörend.
„Bereust Du?" krächzte der Kranke, und schauerlich klang sein Lachen.
„Ich — nein! droben — weiter!"
Und er sank zurück, und seine Augen brachen.
Laut auf fchrien die Umstehenden.
Stumm blieb nur Eckard, und auch er schloß die Wimpern. Als er
sich endlich wandte zum Gehen, da — seltsam — hielt ihn Keiner; doch
verstohlen ballte sich jede Hand. Er hatte das Schwerste verbrochen, was
ein Mensch begehen kann, denn er hatte gerüttelt an dem Grund, auf dem
die Schwäche allein zu bauen vermag.
„Das Sacrament versagt," stöhnte Helena. „O sag', das; es nicht
wahr ist!"
Und zitternd umklammerte sie des jungen Weibes Hand.
Aber mit großen, ängstlichen Augen nickte die Gefragte:
„Doch, Fräulein, er that dem Sterbenden, wie er dem Lebenden
gethan. Nuu sei Gott ihm gnädig! Er ist verloren."
„Verloren!" stöhnte Helena, „o es ist ja nicht möglich. Es kann ja
nicht sein! Eckard, Eckard!"
Und schluchzend brach sie zusammen; rathlos uud verwunden stand das
junge Weib an ihrer Seite:
„Es geht mir halt auch nah, denn er hat mir den Bub gerettet —
aber so, so — Fräulein, was ist Euch?"
„Den Bub!" Da sah Helena plötzlich auf, nicht wahr, er hat Dir
auch Gutes gethan, wie Allen," und ein Hoffnungsschimmer verklärte ihr
Antlitz— „ach, sie können ihn ja nicht verderben! — Aber das Sacrament!"

Und Grauen ergriff sie, „Hilda, eile! Geh' zu dein Markgrafen. Er soll
helfen, ihn schützen. Ich, ich fleh' ihn an. Geh', geh'. Denn wenn er
verloren ist, dann muß ich zu ihm, ihm sagen, daß er zu Gero flieht, ihn
retten oder mit ihm sterben."
Und halb betäubt, stürzte sie fort.
Verwundert schaute ihr Frau Hilda nach.
2lber das Schicksal des jungen Priesters ging auch ihr zu Herzen.
Ja, freilich, daß er Einen sterben ließ ohne Sacrament, das war
nicht zu verzeihen; aber dafür strafte ihn die Kirche. Vor der Wuth des
Pöbels konnte man ihn schon schützen. Und sie wandte den Schritt nach
dem Schlosse des Markgrafen. Freilich, es war eine gute Stunde zu gehen,
und wer weiß, ob er daheim war/
Zitternd an allen Gliedern eilte Helena vorwärts. Der Himmel war
dunkel. Der Wind heulte durch den Wald und zauste ihr in den goldenen
Locken und peitschte ihr die niederen Zweige in's Gesicht — sie achtete es
Alles nicht.
„Er ist verloren, verloren!" klang es immerwährend in ihr Ohr, und
vorwärts eilte sie, weiter, immer weiter!
„Das Sacrament versagt!" flüsterte sie, und es ergriff sie ein Grauen.
,Ihr seid auch nur ein furchtsam Weib/ klangen Irmentrauts Worte
in ihrem Innern, ,und innerlich zittert Ihr und bangt, wenn sein tollkühner
Geist die Fesseln sprengen will, die freilich oft drücken, uns aber schützen
vor dem Verderben!'
Ja, ja, fast graute ihr vor ihm!
,Ihr liebt den Mann, darum sagt Ihr ,Amen', auch wenn er
lästert!'
Nein, und tausendmal nein, das war zu viel. —
Und doch! — wenn er's gethan — mußte es dann nicht Recht so
gewesen sein!
,Ich handle nach Pflicht und Wahrheit — den Ausgang stell' ich
Gott anheim!'
Daß er so dachte, er hatte es hundertmal bewiesen!
„Ah!" und ihr Vliö wurde heiß, und ihre Brust wogte stürmisch.
„Und war er zu hart und that er Unrecht — ich lieb' ihn doch! Ich lieb'
ihn noch mehr. Und mein Leben will ich geben für ihn — doch für ihn!
Hör' es, Mutter Maria, wenn die Kirche ihn, nicht verzeiht, dann —
mein Leben zur Vuße! In treuem, strengen Dienst als Nonne will ich ihn
entsühnen.
Hilf, Gott, hilf!"
Es blitzte, es krachte — zitternd hielt sie sich an einem Stamme.
„Du hörst es," flüsterte sie bebend.

Aber vorwärts, vorwärts! drängte sie dann.
Doch wohin?
Wo war er?"
Und heiße, unbeschreibliche Sehnsucht kam über sie.
Einmal, einmal glücklich sein!
„Wir sind ja doch verloren! Und dann — dann folgt ja eine
lange Buße.
Ah!" Sie schauderte.
„Bin ich auch so tief gesunken? Ich will — will sündigen — dann
— büßen!?
Immer heißer und brennender wurde ihr Blick:
„Das Schicksal ist stärker als ich. Ich kann nicht mehr.
Nur einmal glücklich sein — und muß ich zur Holle!"
Da wogte der See. Da rauschte die Fluth.
Hell auf leuchtete der Wetterschein. An der scharfen Felskante in-
mitten des Wassers sah sie eine dunkle Gestalt.
„Eckard!" schrie sie auf.
In der nächsten Minute stürzte sie über das schmale Brett, welches
das Riss mit dem Lande verband.
Da zuckte es durch des Priesters Leib.
Bebend klammerte er sich an die schroffen Zacken. Aber hell strahlte
das wunderbare Auge.
Stumm, verwirrt stand sie vor ihm — was nun?
„Fräulein von Nossow," fragte er endlich, „wißt Ihr, was Ihr thut?"
und tiefernst wurde seine Stimme. „Schon morgen hat die Kirche den
Bann über mich gesprochen, und wer mir naht, der theilt mein Loos."
„Ich weiß es," flüsterte sie und — sah ihn an.
Da schien der Wetterschein am Himmel auch über des Mannes
Antlitz zu zucken:
„Dank," stieß er hervor. Es war ein einziges Wort; aber in seiner
verhaltenen Gluth genügte es, um Helena erzittern zu machen.
Er zog sie nicht an sich. Er küßte sie nicht.
Er faßte nur ihre Hand, und stumm hielt er sie fest an seiner Seite.
Und doch! Helena meinte, das Herz sollte ihr zerspringen.
Sie schloß die Augen und lehnte das Haupt an die scharfe Fels-
kante, um sich aufrecht zu halten.
Und weiter raufchte der See.
Und der Sturm heulte, und die Blitze znckten.
Da gellte ein scheußliches Lachen vom Ufer.
Leichenblaß wurden Beide, und schaudernd klammeite sich Helena an
Eckard.
„Die Todten stehen auf," murmelte dieser.
Am Ufer stand Eunrad und fchrie.

„Seht Ihr's nun. Da steht er, der Priester mit seiner Vuhle, und
mich — läßt er sterben!"
Ein Arthieb — röchelnd brach er zusammen, aber auch der Steg
sank zerborsten in den See, und von Ost her strömte plötzlich die Fluch mit
rasender Gewalt. Auch die Schleuse war zerborsten, die die Gewalt des
Stromes hemmte, und wie es hell wurde vom Blitz, da sah Eckard Fra
Anselm, den Mönch.
Jeder Blutstropfen war aus Helenas Antlitz gewichen.
Sie war auf die Knie gesunken, und stumm hatte sie das Gesicht in
den Künden verborgen.
Höher, immer höher stieg die Fluth. Vergeblich spähte Eckard nach Hilfe,
da war Keiner, der nicht Schmähungen ausstieß gegen ihn und das Mädchen.
Schon netzte das Wasser seinen Fuß, schon faßte es Helenas Gewand.
Hilfe suchend schaute er empor.
Aber bald würde auch der Schroffen im Wasser begraben sein, und
senkrecht stieg er empor. Da gab es kein Aufwärtsklimmen.
Er sah ans das Mädchen, und tiefer Schinerz zuckte um feinen bleichen
Mund.
„Helena," flüsterte er, „nun mußt Du mein Loos theilen."
Sie fah nicht auf.
Er fah mir, wie sie bebte bei seinem Wort.
Da zog es in sein Herz wie tiefe, tiefe Trauer.
Furcht bei ihr? ^ doch nein, das war nicht möglich!
Noch ein Gedanke kam ihm — das war Erlösung!
„Helena," flehte er noch einmal, und heiß und beschwörend war der
Ton, „wir sterben! Soll es uns trennen, das häßliche Wort aus niederem
Munde; — weil diese Dich schmähen, zweifelst Du felbst an Deiner
Reinheit?"
Da sah sie auf.
Ein heißer Strahl brach aus dem feuchten Auge nnd verklärte das
bleiche Gesicht.
„Du hast Recht," flüsterte sie, „wenn Du an mich glaubst, dann
mag die ganze Welt versinken!"
Und stumm verbarg sie den Kopf — nun an feiner Vrust.
Einen Augenblick faltete Eckard die Hände über ihrem fchimmernden
Haar und fchaute empor.
Dann zog er sie in den Schuh des Felsens.
Eine schmale, höhlenartige Vertiefung entzog sie den Vlicken.
Der Sturm heulte. Der See tobte.
Sie hörten nichts mehr.
Nur die Blitze leuchteten ihrem Glück.

„Ha!" rief da Anfelm, „der Fang darf der Kirche nicht entgehen! — Wer rettet?"
Aber da mar Keiner, der es wagte.
Immer höher peitschten die Wogen.
Immer schneller zuckten die Blitze.
„Absolution! Absolution für alle Eure Sünden!" schrie der Mönch, „hört Ihr nicht? — Rettet! Rettet!"
Aber „der Teufel ist los, und der See fordert sein Opfer," klang es zurück. „Da kehrt Keiner wieder!"
„Feiglinge!" fchrie da Anselm, „so thu' ich's allein!"
Und los ris; er das Boot vom Strande. Nur wenig Secunden, und es war den Blicken entschwunden.
Nur wenn die Blitze zuckten, dann hin und wieder sah man es tanzen auf einer Woge.
Der Priester und das Mädchen waren gerettet.
„Ich mußte," flüsterte Eckard, wie er auf die leblose Helena schaute, — „für Dich. Und doch, ich glaube, auch Tu wärst besser gestorben!"
Ein Blitz — ein Krach — eine Schaar von Reitern sprengte heran.
„Dem Priester zu Hilfe! ^
Ha, was ist das?"
„Ein Verlorener, ein Verruchter!" schrie die Menge.
Wild glühte Geros Blick:
„Eiduergessene!" knirschte er und riß sie empor auf sein Pferd,
Auf schrie Helena.
Ein Stöhnen rang sich aus Eckards Brust:
„Nette!"
Aber nur ein wildes, grausames Lachen drang durch die Nacht.
„Zurück! Ter Kirche ihr Recht! Ter Priester ihren Tienern!"
Und fort fausten die Reiter.
Auf den Knieen lag Helena.
Die Fluth der goldenen Haare war über ihr Antlitz geglitten; aber an dem Zucken ihres Körpers sah man, daß sie schluchzte.
Finster, die Anne über der Brnst gekreuzt, schaute Gero auf sie herab.
„Nun, Fräulein von Nossow, ich warte auf Eure Eutfchließungen."
„Ha!"
Da fuhr sie auf aus ihrem Schmerz.
Wohl stürzten ihr die Thränen hervor; doch heiß blitzte ihr blaues Auge:
'-.

„Spottet Ihr noch!
Ich bin ja in Deiner Gewalt!
Jetzt zerbrich mich — ich kann's nicht mehren! Aber ich kann Dich verachten!"
Und sie schauerte zusammen.
Um Geros Lippen zuckte es nur leise:
„Die Eidbrüchige — mich?" —
„Grausamer!"
Da hob sie flehend die Hände.
„Es ging zum Sterben."
„Schon, als Du zu ihm gingst?"
Wild glühte sein Blick.
Sie zuckte zusammen und barg das Antlitz in den Händen.
Aber nur einen Augenblick.
Dann sah sie auf, und ein seliger, sieghafter Strahl brach aus ihrem Auge und machte es — so schon!
„Nein, Graf Gero, — armer, anner Mann! damals hatten ihn nur die Menschen verlassen!
O Du kennst sie nicht, die allbesiegende Kraft ewiger Liebe — die stärker ist — ach! auch als Eid und Pflicht!"
„Meinst Du?"
Wild lohte es auf, das schwarze Auge.
Schon hatte er sie an sich gerissen, schon — aber er sah sie zucken vor Qual und — Todesfurcht!
Er ließ sie aus seinen Armen, und wie er sich abwandte, lachte er leise:
„Du hast Recht.
Ich bin lange zu alt zu solcher Thorheit!
Und auch Du — wirst — ach nur zu bald — erkennen, daß das Glück nur ein Traum ist und die Liebe ein Wahn, die den armen Tölpel zu Grunde richtet, der nicht früh genug die Kunst des Lebens, die einzig übensmerthe, lernt: Entsagung."
Da wandte Helena sich nach ihn: um; lang und ernst. Zum ersten Mal lag eine tiefe Frage in ihreni Blick.
„Armer Mann," flüsterte sie dann wieder, „das dacht' ich nicht. Die Welt ist Dein — so scheint es!"
„Die Welt!" er lachte. „Ja; doch ich verachte sie. —
Mich wundert's nicht, daß Dir vor mir graut!"
„O Gero!"
„Nein, nein. Laugne es mcht. Laß Du nicht auch von Wahrheit.
— Ick habe schon Manche begehrt; um Deine Wahrheit lieb' ich Dich!"
Da flog ein seltsam Leuchten über Helenas Züge; aber zu ihrem Herzen drang es heiß und qualvoll.

Ihr war's, ein Zauberbann ging zwingend aus von diesem dunklen Antlitz; und doch, ein lichter Bild lebt' ja in ihrem Herzen lange — lange.
„Sei treu!" so rief es mahnend, „denn ich — ich habe Nichts als Dich!"
Und sie preßte die Hände fest auf die Vrnst und flüsterte leise: „Entsagung."
Aber er hörte es, das eine Wort, und wie er die Qual auf ihrem Antlitz gewahrte, da lachte er bitter und grausam:
„Was träumst Du! Was weinst Du?
Entsagung ist nur schwer für Kinder.
Vald glaubst auch Du Nichts mehr — keine Liebe und kein Glück, und dann — dann lachst Du der Qual, die Thorheit ist! — Leb' wohl, für heut. Ich lass' Dir Zeit zur Entscheidung: Dein Leben ist verwirkt, fällst Du in die Hand des Pöbels. Nur ein Gatte oder ein Kloster vermag Dich zu fchützen.
Gute Nacht, Helena".
Und verschwunden war er — schnell wie ein Gedanke.
Noch klang in Helenas Ohren sein grausames Lachen.
Er aber, er lehnte das heiße Haupt an den kalten steinernen Thürpfosten, und sein Fuß zögerte auf der Schwelle:
„O Herr, wenn Du wirklich wohnst über den Wolken, dann sende mir nur einmal das Glück — spät ist's — ach, aber — ich möchte doch glauben dürfen — wie Andere!"
Und Helena?
Sie weinte nicht mehr. Sie starrte hinaus in die Nacht, und ihre Züge waren kalt wie Eis:
„Er ist in den Händen seiner Feinde, und ich — sterbe nicht! und dieser zwingt mich mit der Gewalt seines Wesens, sein zu denken, und deutlicher fühl' ich es täglich: ich hass' ihn darum! — ,Keine Liebe und kein Glück/" sie schauerte fröstelnd zufammen.
„Eckard, Eckard, zu Dir!"
Uud doch — nein, nein!
Im Herzen ist's kalt geworden — plötzlich!
Dann war's ein Wahn! O Gott und wenn das ein Wahn war — das, das — dann giebt es keine Wahrheit! Die ganze Welt ist eine große Lüge, und ich — ich bin der Lügen ärgste!"
Fra Anselm führte die Klage gegen Eckard.
Ein eigeuthümliches Zucken glitt um des Priesters Mund, als sein Auge dem des Mönches begegnete
Aber nur einen Augenblick.
Dann neigte er stumm das bleiche Haupt und — hielt aus.
„Gemeinschaft mit der Here —

Hlozwitha, 20?
Vergiftung Cunrads —
Weigerung des Sacrameutes
Verbindung mit Helena von Nossoiu!"
Da blitzte inanches Auge voll Zorn.
Und am heißesten das eines Mannes, der die schwarze Kapuze tief
in's dunkle Antlitz gezogen und an dessen Arm — streng verhüllt wie er —
ein zitterndes Weib oder Mädchen sich klammerte.
Aber viel mehr waren, die empfanden Neugier und — Freude!
Es ist eine Wonne für niedere Natureu, Steine werfen zu dürfen auf
Einen, der bisher so rein war oder schien, das; man ihn nicht erreichen
konnte. Nun ist er hinabgezerrt in den Schmutz der eigenen Atmosphäre —
auch nicht mehr besser als wir!
Das ist die Gleichheit und die Brüderlichkeit!
Kein Anderer auf der Hohe: so brauchen auch wir uicht streben, sie
zu erreichen — ein Zug, der die Menschheit sicher zuletzt zum Ideale führen
wird!!!
Der Bifchof winkte:
„Vertheidige Dich, Eckardus!"
Er blieb noch stumm, das Haupt gesenkt in schwerem Kampf — eine
Weile.
„Nun," wiederholte Benedictes, „oder willst Du — widerrufen?"
Da zuckte Eckard zusammen.
Wie Feuer schien es seine Adern zu durchrieseln:
„Nein!"
Und wie er das Auge aufschlug so mächtig und groß, da schien er
zu wachsen.
„Meine Lehre werde ich vertreten, so lange ein Athemzug in mir lebt.
Jenes arme Weib dort habe ich beschützt, und so lange es in
meiner Macht liegt, werde ich sie schützen gegen den Aberwitz, der sie
angreift!"
),.tza, der Lästerer!"
Zorn und Furcht röthete fast jedes Antlitz, und der Bischof erhob sich
vom Sitz:
„Der .Aberwitz', Priester, gründet sich ans ein Dogma, das die Kirche
lehtt."
Nuhig und fest hob Eckard den Blick:
„So hat eben der Aberwitz die Kirche verblendet und das Dogma ge-
schaffen. — Es giebt keine Heren!"
„^nntkema 3!t!"
„Brecht die Versammluug ab!"
Ein Toben, ein Lärmen brach los.
„Was braucht es der anderen Magepuukte! Dies eine Wort genügt!
Er hat sich selbst gerichtet!"

„Ja, es genügt, wenn die Kirche der Liebe: die Mutter geschworen
hat, den Sohn zu tödten," knirschte der Mann in der dunklen Kapuze.
„So rette ihn!" flehte das Mädchen,
„Zu spat!" gab er düster zurück. „Mein Wort nicht; Gewalt allein
hätte hier helfen können. Und meinst Du, Eckard hätte durch Gewalt sich
dem Arm der Kirche entziehen lassen? — Er ist doch ein Priester — die
Stunde wird's Dich lehren — armes, armes Kind!"
Sie klang sehr weich und traurig die dunkle Stimme; das Antlitz
sah man nicht.
Aber fester klammerte das Mädchen sich an ihn: — zuckte er — der
Starke?
Vergiftung Cunrads — Weigerung des Sacramentes einem Sterbenden
— immer lauter wurde das Toben, immer wüthender die Menge, und immer
stolzer, immer sieghafter, immer freier und größer sprach Eckard — all'
jene Worte, die er schon am Lager des Sterbenden gesprochen.
Mer dort hatte der Schauer des Todes die Wuth gebannt — hier
drohte sie zügellos zu werden!
‚Anktli«ma 8it!"
Wieder ward er verflucht!
Und es war, als wüchse er bei jedem dieser Schreckensworte um
einen Kopf.
„Schad' um den blonden Knaben!" flüsterte ein graubärtiger Krieger
dem Genossen zu.
„Wie straff er da steht, wie muthig und groß — wenn der ficht mit
dem Schwert wie mit dein Wort ^-"
„Einen Feldherrn hätt's gegeben, er bannt ja mit dem Blick!"
„Und seine Rede zündet!"
„Und hinter der Stirn birgt er wohl eine Welt von Gedanken!"
„Helena, Fräulein von Rossow," tönte da laut der Ruf durch den Saal.
„Auch Ihr seid geladen. Auge in Auge vertheidigt Euch der Anklage!"
Los wollte das Mädchen sich reißen; aber fest preßte der Mann ihr
Haupt an die Vrust. Sie konnte nicht sprechen, nicht rufen.
„Schweig'; Du rettest ihn doch nicht mehr," gebot er fast drohend. „Du
verdirbst nur Dich — und mich!" setzte er dann schnell hinzu ^ und gab sie frei.
„Auch Dich?" fragte sie bebend.
„Ja."
Da seufzte sie uud fentte schweigend das Haupt. —
„Gero, der Markgraf der Elblande, hat uns das Mädchen entrissen
und ist mit ihr verschwunden seit der Gewitternacht."
„Helena von Nossow ist nicht hier."
„So bekennt sie ihre Schuld!"
„Fluch der Dirne!!! Fluch, Fluch! und Bann!
„Und Fluch den, Markgrafen, der sie der Strafe entzieht!"

„Er theilt den Vann!"
Auf stöhnte das Mädchen und sah zu ihm empor; aber stark und ruhig und mild zog der Mann sie nur fester an sich, als wollt' er sie schützen gegen eine Welt.
„Eckard, so vertheidige Dich allein!"
Aber — stumm wurde plötzlich das Toben, denn — stumm blieb Eckard.
Noch stand er unbeweglich an seinem Platz — ruhig scheinbar wie vorher; aber er hatte jetzt das Haupt gesenkt, und ein seltsamer Ausdruck spielte über seine Züge.
„Ja, er schweigt, muß schweigen!"
„So ist er schuldig," rief Anselm, und häßliche Freude verzerrte sein Antlitz.
Eckard rührte sich nicht.
Groß und starr wurde des Mädchens Auge, und Todesqual war darin zu lesen:
„Er schweigt? Hilf Gott! So war er ihm Sünde — der Augenblick. Ich — war nie so rein — der Tod war ja über uns: hätten wir denn das vergessen können?"
„Armes Kind," flüsterte der Mann, „er ist Priester."
„Aber wenn er zu stolz ist, um sich zu vertheidigen, er klagt ja mich an — so er schweigt! Das ist nicht möglich. Dann war' er der Eckarb nicht, den ich glaubte und liebte!"
„Du warst ein Kind!" sprach der Mann noch einmal langsam, „und er ist ein Priester!"
Da stöhnte sie leise und schloß die Augen:
„So fahrt denn hin, Glaube, Liebe, Hoffnung!"
Immer drohender wurde das Toben der Menge, immer häßlicher die Schimpfworte Einzelner.
„Vertheidige Dich, Eckard," rief der Vischof noch einmal — „Deine Irrlehren vertratest Du selber, vom Satan besessen; aber die Schuld, die Du nicht bekennst, die will ich nicht glauben! Es ist ja nicht möglich, daß ein Sohn d»r heiligen Kirche sinken könnte zu solcher Schmach."
^ Und „vertheidige Dich!" stimmten Alle ein, die er gewonnen durch seinen hohen, edlen Ueberzeugungsmuth.
Aber Eckard sah nicht auf.
„Mich — vertheidigen kann ich nicht!"
„Ah!"
Auf fchrie die Menge.
Aber auch das Mädchen fchrie auf und riß sich los von ihrem Schützer. Die Kapuze riß sie vom Kopf, und wie sie zu den Füßen des Bischofs niederstürzte, da rieselte eine Fluth von goldenen Locken über das dunkle Gewand nnd bis hinab über den Marmorestrich.

„Aber ich kann es, ich, Helena von Rossow selber, um die Ihr ihn anklagt!
Ja!" und sie sprang auf. Groß und voll traf ihr leuchtendes Auge den jetzt Nebenden, und sie lachte verächtlich.
„Thoren, die Ihr seid!
— Sein Schweigen soll ihn anklagen? — es spricht ihn frei! Liebte er mich, dann — und hält' er die schwärzeste Sünde gethnn — er würde sie leugnen, um mich zu schonen. Ich — ich liebe ihn, darum stehe ich hier trotz Acht und Bann, ihn zu reinigen von der Schuld, die ich beging, nicht er!
— Schuld — ach, auch ich habe keine zu bekennen!
Denn daß ineine Liebe Schuld ist, davon überzeugt mich kein Priester und kein Vischof.
Und gethnn, gethan habe ich Nichts, als daß ich zu dem Bannverfluchten eilte an jenem stürmenden Abend!"
„Aber man fand Dich in feinen Armen!" schrie Anselm.
„Nachdem Du die Schleusen des Sees geöffnet," tönte da Eckards Stimme dumpf und schwer. Es war, als erwache er erst jetzt aus einem Traume.
„Und der See berührte uns schon die bebenden Füße — eiskalt wie der grausige Tod," rief Helena fchaudernd. „Anfelm, da hätte man vielleicht auch Dich in Eckards Armen gefunden!"
Ueber manch' bärtiges Antlitz glitt wohl ein leises Lächeln bei diesen« Ausruf; aber es war nur flüchtig wie ein Gedanke.
Der ganze, furchtbare, folgenfchwere Ernst all' dieser letzten Worte ergriff Alle bis in das Mark der Seele.
„Heil der Edlen, Reinen!
Wer sie ansieht, der weiß ja, daß sie unschuldig ist, wie das Licht.
Und nichts Unreines kann erwachsen unter ihren, Blick!"
Und „Heil Eckart», den. Guten!"
„Der ihn anklagte, ist ja ein Elender!"
„Hört Ihr's, er, er hat die Fluth des Sees entfesselt!"
„Daß man sie bei einander fand!"
„Und dann, dann hat er sie gerettet, um sie zu richten!"
„O EHindfleck eines Mönches!"
„Eines Menschen!" rief der Vischof — „wenn es wahr ist!
Solches zeugt die heilige Kirche nicht!"
„Fluch über rhu und Bann!"
Wie Eckard es ausgesprochen, das schwere Wort, da hatte Fra Anselm einen Augenblick gewankt.
Nur einen Augenblick.
Ein scheußliches Grinsen um den breiten Mund, sah er sich jetzt um.
„Ha, ich sehe doch noch manches Mädchen, manche Frau dort in der Menge — kommt Keine, um mich zu vertheidigen? Die Weiber haben

ja das Wort hier im Priestenath! Aber mein Gesicht ist nicht so glatt
wie Herrn Eckards, und mein Wesen nicht so gewinnend, und nicht Viele
haben Liebesmuth, wie das edle Fräulein von Nossow!"
„Elender!"
Da sprang der Vermummte an die Seite des Mädchens. Er hatte
das Schwert aus der Scheide gerissen; aber es bedurfte nicht derer, die ihm
in den Arm fallen wollten.
Verächtlich steckte er es selber wieder ein.
Dunkel blitzte das schwarze Auge aus der finsteren Hülle nieder auf
den Erschrockenen.
„Ein Verworfener ist dieser, ein Betrüger, ein Mörder, dem einst
Eckard — wie Cunrad — die Absolution versagte, weil er sich nicht
bessern wollte! Freilich," er lachte verächtlich, „ein anderer — gewissen-
loser Priester hat ihm wahrscheinlich die Sünde abgewaschen, und nun ist
er ein frommer Mönch, und Ihr habt zweifellos Recht, ihn als Ankläger
wider Eckard zu hören! —
Und daß Ihr mir glaubt —" nun riß auch er die Hülle vom Haupt:
„Mit Ritterwort und Ritterschwert vertritt diese Klage und — bürgt für
die Reinheit Helena von Rossows: Gero, dür Markgraf der Elblande!"
«Ah!"
Ein Murmeln, ein Rufen glitt durch die Menge.
Ein Blick, ein leuchtender, aus Helenas Auge traf ihn.
Er sah ihn nicht; aber Eckard.
Und der Priester schloß einen Augenblick die Lider.
Der Bischof erhob sich:
„So schließe ich für hext die Versammlung.
Das Fräulein von Rossow ist für jetzt frei; wir nehmen die Bürg-
schaft des Herrn Markgrafen an. Fra Anselm wird in Klosterlmft bewahrt;
die gegen ihn aufgeworfene Klage wird in einer zweiten zn berufenden Ver-
sammlung geprüft werden.
Desgleichen Eckardus.
Ist er des letzten Klagepunktes auch nicht überwiesen, in allen vorher-
gehenden hat er durch sein eigen Wort sich selbst verklagt.
Aber man soll nicht sagen, daß die heilige Kirche dein Recht zuwider-
handelt. Er werde nicht gerichtet, bevor Anselm gerichtet oder freigesprochen.
Ich löse das Concil.
Der Herr sei mit Euch!"
Er sprach den Segen.
Die Menge siel ans die Knie.
Der Bischof und die ersten Würdenträger schritten hinaus.
Auch Anselm wurde hinweggeführt.
Eckardus wandte noch einmal das Haupt, noch einmal mit jenem tiefen,
jenem räthselhaften Blick.

Da kaln sie wieder über Helena, die alte, die Alles besiegende Liebe.
Auch aus ihrem Auge brach jener einzige, ewige Strahl, und Alles vergessend, wollte sie zu ihm stürzen — da faßte sie plötzlich eine eiserne Hand zur rechten Zeit.
Denn Eckard machte das Zeichen des Kreuzes, wandte sich, winkte seinen Kerkerwärtern und — ging.
Und Helena?
Sie schrie nicht auf. Sie siel auch nicht in Ohnmacht.
Aber sie stützte sich auf Geros Arm, so schwer, daß es ihn schmerzte.
Und ihr Gang war der einer Greisin.
Willenlos ließ sie's geschehen, daß er sie auf sein eigen Pferd hob und sie vor sich auf den Sattel nahm:
„Wohin?" fragte er nur leise und sehr sanft, „zu Deinem Vater?"
Da schauerte sie aber leise zusammen:
„Nein, in's Kloster! in's — Grab!"
Hoch auf bäumte der edle Rappe, aber nur einen Augenblick. Dann zügelte ihn die eiserne Hand des eisernen Mannes.
Und so war sie eingezogen in das Kloster zu Gandersheim — die stille, bleiche Helena.
Denn still und bleich war sie nun geworden — die Waldblume.
Und Keiner sah sie wieder lächeln.
Nur Innentraut hatte man ihr gesandt, und diese brachte ihr als einen Gruß von Gero — ihre Laute!
Da hatte noch einmal ein schwaches Leuchten für einen Augenblick ihr Antlitz verklärt.
Und die Aebtissin Gerberga war eine kluge, eine liebreiche Frau: sie ließ ihr Zeit und Freiheit.
Stundenlang saß Helena allein im blühenden Klostergarten, und träumend griff sie in die Saiten und sann und sang, und wenn dann auch wohl Thränen über die zarte Wange rannen: sie vergaß doch zuletzt die Welt um sich her — die Welt und ihre Qual, und ihrer Harfe wildes Klagen klärte sich zu einem Lied vom Stillesein, und über das holde Antlitz legte sich endlich holder Friede.
Und hinter den Gittern lauschten die Nonnen.
Und manche schüttelten verwundert das Haupt; aber die meisten nickten leise: sie waren auch einmal jung gewesen, draußen in Lenz und Freiheit!
— Leise, unhörbar fast glitt eine hohe, edle Frauengestalt durch die schattigen Gänge. Wie eine Königin war sie zu schauen; und doch, wie sie sich jetzt zu Helena niederbeugte und ihr sanft die geliebte Laute aus den Händen nahm, da war sie ein ernstes, aber mildes — Weib.
„Kind, ein ernstes Wort!"

Helena erschrak nicht; sie barg das Haupt an der Brust der Gütigen. „Ich wüßt' es längst," flüsterte sie, „er ist gerichtet." Aber da lief doch ein Zittern durch den -arten Leib.
„Wenn Du es so nennen willst. Cin Kloster nimmt ihn ewig auf zur Buße wohl, doch nicht zur Strafe: um Frieden sciner armen, ruhelosen Seele zu bringen!"
Sinnend schweifte Helenas Blick in die Ferne:
„Tb man wohl Friede findet durch Flucht und durch Zwang?"
Mild strich die Aebtissin über des Mädchens blondes Gelock:
„Nicht durch Flucht und Zwang, aber durch Entsagung. Und hinter unfern stillen Mauern entsagt es sich leichter als draußen im Strom der wilden Welt."
„Aber ist es nicht feig, die Versuchung fliehen?"
„Es ist schwer, sie zu meiden, denn auch die Versuchung ist süsi, ach, viel süßer oft als die Sünde selbst. Unser Wünschen ist heiß; doch die Erfüllung stürzt uns oft aus dem geträumten Himmel."
Helena seufzte.
„Recht hast Du! Als ich wünschte, war ich glücklich — selig — trotzdem ich wußte: nie darf sich Lein Wunsch erfüllen!^ Er ist erstorben — mir zuni Frieden? — O nein! Gern trüg' ich die alte Qual — nur uicht diesen Frieden, der mich tödtet!"
In plötzlich ausbrechender Leidenschaft war sie niedergesunken zu den Füßen der hohen Frau, und schluchzend nnd krampfhaft umfchlang sie die mütterliche Freundin.
Mild beugte diese sich zu ihr nieder. Ein seltsames Etwas glitt plötzlich über ihr Antlitz — wie ein Schatten der Vergangenheit.
„Kind," sagte sie dann sehr sanft, „ich glaub' es selbst. Du bist zur Nonne nicht geboren! Nur im Lichte der Liebe, von der das Kloster Nichts wissen darf, kann Deine Blüthe sich entfalten!"
„Mutter!" fchrie Helena auf.
„Leise!" mahnte die Aebtissin. „Was ich Dir nun sage, verzeih' mir's Gott, denn Keiner, der athmet, darf es hören!
Aber ich will die Blume nicht reißen aus dem mütterlichen Grund. Du bast geliebt, und doch, mein Kind — wir können wieder lieben, so lang die Sehnsucht nach Liebe in uns lebt! Denn ewig ist die Liebe nur allein die sich im Doppelsein ergänzt, vertieft. Die Deine war nur ein Unheil!"
„Nein, nein!" Helena schüttelte abwehrend das Haupt.
„Doch, mein Kind. Von Gott gesendet zwar; doch mich das Unheil kommt von ihm — selten zur Strafe, öfter zur Prüfung.
— Doch Einen weiß ich — auch er ist viel geprüft und nicht zum Mindesten von Dir. Helena, er liebt Dich mit aller Kraft feiner starken, dunklen Seele — aber dunkel ist er — geh' und erleuchte ihn mit Deiner Liebe! Auch das ist Priesteramt!"

„Mutter!" schrie da Helena noch einmal auf: „Was thut Ihr!"
Und dann barg sie das Antlitz in den beiden bebenden Händen.
„Das Rechte!" sprach Gerberga ernst. „Nonne werden soll nur der,
der das Größte nicht vermag: ein Weib zu lein!
Mit schweren: Herzen nur brachte er Dich her — zu zart nur, in
jener Todesstunde Deines Iugendglückes neu um Dich zu werben — im
Vertrauen auf die Zeit und auf die Zukunft! Er kam oft genug zu Dir
— nun geh Du zu ihm!"
Aber tiefer nur fenkte Helena das Haupt:
„Ich habe gelobt, im Schleier für Eckards Seele zu beten!"
Da zuckte es über Gerbergas Antlitz:
„Auch Du? — So helfe Dir Gott! Ich kann's nicht mehr!"
Noch einmal preßte sie das Mädchen an sich; dann eilte sie wie gejagt davon.
Erst als die Mosterpforte kreifchend und ächzend hinter ihr in's Schloß
siel, da stockte ihr Fuß, und eine Throne rann über die edelgerundete Wange.
Aber schnell tilgte sie die verräterische Spur, und ruhig, ernst und
mild ging sie weiter den Weg zur Pflicht.
Leife läuteten die Glocken zu Gandersheim.
Blaß und finster war Geros Antlitz, wie er traurig zu Boden sah.
Und über Irmentrauts braune Wangen liefen große Thränen:
„Nichts, Nichts kann sie davon abhalten. Herr, hättet Ihr selbst Ge-
walt gebraucht. Ich haßte Euch einst wie sie. Aber jetzt — jetzt! O, viel
lieber hält' ich sie als Euer Weib gesehen, denn im Kloster verdorren."
„Das verstehst Du nicht!" sagte er leise; aber er wandte sich seufzend ab.
„In einer halben Stunde?" fragte er dann.
„Ja, in einer halben Stunde," tönte es da leise zurück, „wird Helena
von Nossow — begraben! Und — wollt Ihr dann noch einmal von ihr
hören, so müßt Ihr fragen — nach der Nonne Hroswitha."
Die Thür der Klosterkirche hatte sich geöffnet.
Da stand Helena — schon im weißen Nonnengewande, aber noch ein-
mal im Schmuck der goldenen Locken.
Und wie der Strahl der scheidenden Sonne den blonden Scheitel
küßte, da legte es sich wie ein Glorienschein um die weiße Stirn.
Gero wankte.
Er mußte sich an die eisige Steinwand lehnen: ihm war, so schön
war sie noch nie.
„O hättet Ihr selbst Gewalt gebraucht!" klangen Irmentrauts Worte
in seineni Herzen.
„Helena!" rief er, „muß es sein? — Du sollst frei sein, wie Du
warst. Ich will kein Recht, als das. Dich zu schützen!"
Sie zuckte zusammen, und tiefe Gluth färbte die weiße Stirn:

„Was träumt Ihr? Wißt Ihr nicht, daß nah sein und doch nicht
halten dürfen viel tausendmal schwerer ist, als voll entbehren!? — Das
ist es ja nicht! — Meine Dankbarkeit — ich — ich — ich hätte Eure
Wünsche nun erfüllt!"
Fast brach sie zusammen, und wieder mußte der starke Mann sich an
die Säule halten.
„Das Gelübde!" stieß sie hervor. „Ich kann nicht!"
„Grausame," flüsterte er „und das sagst Du mir?"
Aber flehend hob sie die Hände:
„Das Gelübde! Erbarmt Euch. Ihr könnt mir die Treue nicht
rauben — nur den Frieden!"
„Ich weiß es," stöhnte er, „denn Du liebst mich ja nicht — noch
nicht! Einem dunklen Schatten gleich hätte sich die Vergangenheit Dir
auf die Kinderseele gelegt, und nie hättest Du Frieden gefunden. Wo
Andere stärker sind als ihre sogenannte Schuld, weil der Bruch eben
naturnothwendig ist. Du — Du — würdest welken, wie eine Vlume ohne
Licht, wenn Du Dir nur den Schatten eines Vorwurfes machtest."
Sie sah zu ihm auf — voll, warm, innig:
„Dank, Gero, Du bist so groß, als ich dachte!"
Dann faßte sie Irmentrauts Hände und führte sie ihm zu:
„Und nun hier mein letztes Vermächtniß. Schütze sie! Es ist die
Einzige, die mir treu war — außer Dir!"
„O Herrin!"
Und wie zum Segen legte sie die Hände auf des Mädchens Haupt:
„Du warst sehr klug! Und doch, wenn ich thöricht war, ich bereue
es nicht. Hätte ich die erste Vlume nicht gesehen, ich wäre auch an der
zweiten vorüber gegangen!
Doch nun — in der Todesstunde — laß mich allein! Das Scheiden
wird mir sonst zu schwer!"
Und sanft schob sie die Widerstrebende hinaus.
Noch einmal waren der Mann und das Mädchen allein — zum
letzten Mal.
Zögernd, tiefer Bewegung voll, wandte sich Helena.
Der Graf kehrte ihr den Nückeu zu; aber wie gebrochen fast sie
aussah, die sonst so markige Gestalt!
Da konnte sie nicht mehr an sich halten:
„Gero, und nun zum Dank, nimm das Vekenntniß: ach, hält' ich
noch ein Herz gehabt, jetzt, jetzt war' es doch Dein!
— O nein, nicht dieser wilde Blick!" sie floh zurück. „Willst Du
die Nonne vom Altare reißen? Ich liebe Dich nicht, denn ich glaube ja
nicht Liebe mehr, nicht Glück — gleich Dir! Du sagtest so — lebe wohl!"
„Kein Glück ^ aber doch Liebe! meine Liebe!" rief er in noch
einmal vorbrechender Leidenschaft!

Und eine solche Welt von Qual lag auf seinem Antlitz — zitternd,
bebend sah Helena zu ihm hinüber. Da begannen die Glocken von Neuem
zu läuten, und fern, fern ertönte der Gesang der Schwestern.
„Mein Grablied," flüsterte Helena schaudernd.
„Befleck' ich mein Nonnentleid? — nein!"
Und die letzte Regung der Lebenden —: sie eilte — einer Flüchtigen
gleich — zu Gero und — küßte ihn!
Noch einmal wollte der Halbbetäubte sie an sich reißen; aber da stand
sie schon in der Thür der Klosterkirche.
„Leb' wohl. Verzeih' mir. Nun Hab' ich gut gemacht, nicht wahr?
Aber hier — scheiden sich unsere Wege!"
Ein letzter Blick, und die Pforte fiel in's Schloß.
Und näher und näher kamen die Nonnen: Todtenklage war ihr Lied.
lind Gero vergaß, daß man ihn nicht sehen durfte!
Unbeweglich starrte er noch immer nach der Thür, hinter der fein
Sonuenfchein verschwand.
Aber die frommen Schwestern sahen ihn auch nicht: sie hatten ja den
Blick gesenkt.
Nur die Aebtissin hätte ihn beinahe sehen müssen; aber sie zog den
Schleier dichter über's Antlitz und wandte sich ab. Er kam erst wieder
zu sich, als das Lied da drinnen verstummte.
Und als er die müden Lider hob, da lag zu seinen Füßen auf dem
kalten Gestein — eine weiße Nose!
lind die Vöglein saßen im evheuumrankten Gemäuer und lugten in's
Kirchenfenster: da stahl man dem Liebling die goldenen Locken und bettete
die Holde in einen schwarzen Sarg. Wehe! Wehe!
„Ja, die Menschen! Das Licht und der Lenz und die Liebe, die
Schönheit, die Gott ihnen gab: sie gilt ihnen Sünde!
Aber getrost!
Das goldige Haar können sie ihr nehmen und die goldige Freiheit,
aber nimmer ihr goldiges Lied!"
Und oft und oft laufchten sie noch dem Sang der Nonne „Hroswitha."

Gla Hansson.

von

tzan^ Schmidlllnz.

— Nympbenburg bei München. —

I.

lber mit dein Lärm um mich herum wächst die Stille inwendig
iu mir; sie wächst und wächst, steigt und steigt; sie füllt mich,
sie schwillt über; sie hüllt mich ein und breitet sich nach allen
Seiten um mich herum aus; sie sondert mich ab von der Umgebung und
legt gleichsam einen unendlichen Abstand zwischen mich und sie. Wie ich
auf einmal merke, diese Stille ist selbst wie ein einziger klingender Ton,
der sich reinstimmt von all dem äußern Lärm, um dann bei der ersten
Gelegenheit sich zu einem ganzen Liede auszuwachsen, einem starken vollen
Violoncellsolo unter einer gedämpften Orchesterbegleitung . . ."

Tiefe Stelle aus Ola Hanssons letztem, uns vorliegenden Poesiestück,
das da heißt „lieber den Tod", mag durch ihre Darstellung eines künst-
lerisch innenlebenden und sich von außen losringenden Ich und durch ihren
breiten losen Satzbau wie in einem eng zusammengezognen optischen Vild
die Eigenart kennzeichnen, die jener Dichter als das Ergebnih seiner bis-
herigen Entwicklung erreicht hat. Er gehört zwei Litteraturen an: einerseits
der sccmdinavifchen — foweit es eine folche in dieser Zusammenfasfung
giebt, oder foweit er selbst zur Eristenz einer solchen beiträgt — andrer-
seits der deutschen. Er ist in dieser, was in der Sprache ein Fremd-
wort; von dem eigenen Gewicht des Fremdwortes wie des Fremdpoeten
und von den verwandten Vorstellungen, die das eine in der Sprache, der
andre in der Litteratur findet, wird es wohl abhängen, ob sie beide auf
die Dauer als fremd oder als heimisch gefühlt werde»; und eine Lebens-
geschichte des Poeten wird ähnlich wie eine Geschichte des Wortes zur Er-
kenntniß der Beziehungen zwischen der Fremde und der Heimat beitragen.

In Deutschland dürfte die Vorstellung, die man sich uon dem so-
genannten Scandinavien macht, beinahe deutlicher sein als die von jedem der
drei Bestandtheile ihres Gegenstandes. Zumal der Einfluß sowohl der
dänischen als der norwegischen als der schwedischen Dichter auf die neuesten
Veränderungen in der Weltliteratur und besonders im Schriftthum
Deutschlands hat jene Vorstellung vervollkommnet. Von den Gegensätzen,
die sich in ihr bergen, spüren wir dabei weniger; nur daß uns die
Zeitungsberichte aus Ehristiania über den „Unionsstreit" eine beträchtliche
Kluft zwischen den durch lockeres Staatsband vereinigten Brudervölkern,
den Norwegern und den Schweden, merken lassen. Klarer wird uns die
Sache, wenn wir von näheren Unterschieden zwischen beiden hören — bei-
spielsweise hat Schweden noch den Adel, Norwegen keinen ^- und gar
wenn wir erfahren, daß der Norweger geschichtlich und sprachlich dem
Dänen näher steht als dem östlichen Dritten, daß sogar die dänische
Sprache sozusagen die officielle Sprache Norwegens ist und nur den An-
sturm norwegischer Mundarten seitens der „Sprachkämpfer" auszuhalten
hat. Ein kleines Vild der nationalen und anderer Verschiedenheiten
zwischen diesen drei Staaten ergiebt sich aus eine»» Buch von Hansson
selbst, aus seinem „Jungen Scandinavien", zum Theil sogar aus seinem
eigenen Ursprung.

Die gegenseitige staatliche Abgrenzung der drei scandinavischen Völker
entspricht nicht genau ihrer nationalen, geschichtlichen und kulturellen. So
würde z. B. schon die Union, die seit 1814 zwischen Norwegen und
Schweden besteht, zwischen Norwegen und Dänemark natürlicher sein
und hat früher (1397—1814) in der That fo bestanden; Island ist
gegen Dänemark ziemlich selbstständig und wäre wohl eher zu Norwegen zu
denken; und ebenso ist der südlichste Theil Schwedens, die Landschaft
Schonen, fast mehr dänisch als schwedisch und gehört auch staatlich erst
seit 1658 zu Schweden. In Hanssons „Frau Ester Bruce" lesen wir von
dem Stolz der „Hochschweden" gegenüber anderen Schweden, der Stock-
holmer gegenüber halben Kopenhagenern. Mit diesem Gegensatz hängt noch
eine Grenzlinie zusammen, die Gesammtscandinavien mehr oder minder deutlich
und nach verschiedenen Richtungen in die mehr „europäischen" und die
mehr „nationalen" Elemente theilt. Dänemark, das uns ja jedenfalls am
nächsten steht, hebt sich schon durch diese mehr „europäische" Art von den
scandinavischen Theilen ab, die „norderwärts der Eivilisation" liegen; und
von Schweden gehört seine berühmte Kornkammer, die Provinz Schonen,
allerdings auch nur Schonen, zu diesem Europa — und mit ihm Ola
Hansson.

Dort, im europäischesten Stück Schönens, lebte seit mehr als zwei
Jahrhunderten auf ein und demselben Bauernhof die Familie Hansson,
freie Bauern, nach des später zu erwähnenden Jean de Mthu Bericht
„ohne Verbindung mit der Außenwelt und nur unter einander heirathend".

Da geschah „ein ganz außerordentliches Ereigniß, fast unbegreiflich in der Ueberlieferung der Familie": der eine Hansson heirathete, in zweiter Ehe, eine „Fremde", die Tochter eines Einwanderers aus Ostschonen, der den Nachbarhof des alten Hansson getauft. Das hat sich denn auch gerächt: der ältere Sohn dieser Ehe war der erste Universitätsstudent in der Fannlie, der jüngere — geboren am 12. November 1860 — wurde der Dichter des „Wegs zum Leben;" allerdings hofft er, daß feine Familie noch einige Jahrhunderte auf ihrem Hof sitzen werde. Auch er hat, 1881 und 1882, auf der Landesuniversität Lund studirt, und zwar in der philosophischen Facultät, deren Examen er 1882 bestand. Auch er hat typische Schicksale dieses Lebensalters erfahren. Mit 23 Jahren schrieb er jene Sammlung liedartiger Erzählungen, die den Namen einer Pflanze, und zwar einer Mimose, „8en8itiva »innren,", trägt. Im Jahr 1884 erschienen von ihm „Gedichte", im Jahr 1885 „Litterarische Silhouetten" und ein „Nacht-stück" in Versen; alle drei schwedisch und nicht in's Deutsche überseht. Im Jahr 1887 gab er bei einem kleinen Buchdrucker in Helsingborg — anders war's wohl nicht möglich — die „8yn8it1va «morosa" heraus. Sie sollte eine Art Vermächtnis; sein und wurde, wie Mthy sich ausdrückt, der „psycho-physiologische" Schlüssel seines ganzen künftigen Werks. Sie wurde aber auch Anlaß, daß ihn die Gesellschaft seines staatlichen Heimatlandes ver-fehmte, und daß seine Zukunft finster schien; nur weniges konnte mehr von ihm schwedisch erscheinen.

Um so Größeres gewann er durch den persönlichen und litterarischen Vund mit der deutschen Schriftstellerin L. Marholm, die er im September 1889 heirathete, und durch seinen Aufenthalt in Deutschland; dieses wurde ihm bald, abgesehn von mehreren Reisen, von einem Aufenthalt am Genfer See und gelegentlicher Rückkehr in seine dänischen Mutterländer, eine zweite Heimat. Nicht in dem Sinn Heimat, daß die Umgebung ein wesentliches Bestimmungsstück wäre — lebt er doch beinahe ausnahmslos in ländlicher Abgeschiedenheit; allein auch dieses negative Verhalten, das schon seinen halb unschwedischen Ursprung und seine Anfänge in Schweden gekennzeichnet hatte, fcheint sich hier allmählich gesteigert zu haben, indem sein erster Hauptaufenthalt Friedrichshagen bei Berlin war, also ein naher Vorort einer ihm litterarisch wichtigen Stadt, während er sich jetzt fast völlig nach dein Gebirgsdorf Schliersee an dem gleichnamigen Alpensee zu-rückgezogen hat, zwei Bahnstunden von dem ihn geistig kaum berührenden München.

Im Jahr 1890 erschien zu Kopenhagen ein Band „Skaebnenoveller", der eine dänische Ausgabe einerseils von „8sn8itiva Huwru8n,", andrerseits von einem unvollständigen neueu Werk enthielt, das zugleich vervollständigt deutsch erschien: „Parias. Fatalistische Geschichten" (Berlin 1890). Durch dieses wurde Hmisson einem weiteren Litteraturkreis bekannt. Es kam gerade in euer Zeit, da man nach „Ueberwindungen" des Naturalismus

suchte. „Fatalistische" Geschichten, mit kurzen, dünnen, abstracten Strichen
gezeichnet, einbohrend in ein mystisch unaufgedecktes Seelenleben, ohne
rechtes Milieu — die konnten willkommen sein. Damals verstärkte Her-
mann Bahr seinen Hinweis auf einen behaupteten allgemeinen Zug gegen
den Naturalismus mit dem fragenden Ausruf: „Warum spricht jetzt alle
Welt von Ola Hllnsson?" Sieht man heute auf diesen Ausspruch zurück,
so verräch er sich — abgesehn von seiner wienerischen Färbung -— als
eine der Aufgeregtheiten litterarischen Parteilebens, die sich bald richten.
Hansson hat durch seine „Parias" und seit ihnen viele Achtung und
manchen Widerspruch erfahren; um indessen alle Welt von sich sprechen zu
lassen, dazu besitzt er aller Wahrscheinlichkeit nach keine dieser Welt ent-
sprechende Kunstweise und in der That auch uicht einen solchen Erfolg,
wie ihn genug Kunstärmere genießen.

Es ist charakteristifch, daß Hanssons bisherige Bedeutung nicht wie bei
so vielen Schriftstellern aus irgend einem Hauptwerk herausgelesen werden
kann, auf das sie sich für länger sammeln; vielmehr muß das Vild dieses
Dichters aus einer mit jeder Saison mehrfach vergrößerten, immer weniger
übersichtlichen Schaar kürzerer Erzählungen und sonstiger Stücke zusammen-
gelesen werden. Möglich, daß dazu äußere Verhältnisse des literarischen
Marktes beitragen. In der Hauptsache handelt es sich jedoch um seine
künstlerische Eigenart, der nicht bald Etwas widerlicher ist als die aus-
führliche, hinter der Natur hergehende Breite, nicht bald Etwas erwünschter
als die Eröffnung eines möglichst weiten und tiefen Blickes durch einen
einzigen Hinweis, durch eine einzige zeigende, bezeichnende, deutende Be-
wegung feiner Phantasie. Wenn in der That die dadurch eröffneten
Blicke nicht fo weit und tief sind, wie der Autor wohl hofft, und wenn
sich unter vielen seiner dichterischen Hinweise der aufgeschlossene Gesichts-
kreis vom einem zum «andern Mal wenig ändert, so liegt dies eben an
einer seinem künstlerischen Programm von Haus aus eigenen Unoolltommen-
heit, erschwert aber auch seine allgemeine Würdigung. Namentlich fehlt es jetzt
noch an einer dem Bewußtsein sich eingrabenden Verbindung zwischen der
Vorstellung von dem Dichter und der von einem ihn vertretenden Werk, von
Gestalten oder Situationen aus einem solchen, die dem Publicum so vertraut
würden wie die anderer Dichter. Zum Roman vollends ist Hanssons Stift
nicht recht geeignet; „Novellen" bleiben seine Erzählungen auch bei längeren»
Umfang. Nur daß sie sich einigermaßen in Bündel gruppiren lassen, ivas
freilich wieder zur festeren Einprägung seiner Vorzüge in die Anschauung
der Leser nicht hinreicht. Als solche Bündel liegen uns außer den schon
genannten Werken, unter denen „8e,n8itlva nnwrosn" und „Parias" wohl
zu Einem zusammengehören, und außer Vereinzeltem drei vor: Die
„Heimatgeschichten", die „Alltagssrauen" und der „Weg zum Leben".

Die erstgenannte Gruppe, die erst jetzt gesammelt im Verlag der
„Schlenschen Verlagsanstalt" erscheinen soll, dürfte einerseits zu Hanssons

schwächeren Werken gehören nnd kennzeichnet andrerseits noch ziemlich frühe Strecken seiner Entwicklung. Sie wird eröffnet mit einer Novelle „Meervögel", die bereits im Iuniheft 1891 von „Nord und Süd" enthalten war und wohl die bedeutendste der Sammlung und für unsere Kenntniß ihres Verfassers eines der wichtigsten Stücke überhaupt ist. Ihr schließt sich die Novelle „Liebestäuschung" an, erschienen August und September 1890 in der damaligen von Fritz Mcmthner herausgegebenen Wochenschrift „Deutschland". Dann die Novelle „Im Huldrebann" (ans „Nord und Süd", Märzheft 1892), eine eindrucksvolle Vereinigung mystischer Stimmung mit ganz irdischem Treiben, wie sie Hansson überhaupt liebt. Ein Stück Occultismus, „Nachtspuk", erschien als Feuilleton der „Wiener Allgemeinen Zeitung" im Frühling 1889. Schließlich eine wenig hervorragende Novelle aus dem Novemberheft 1894 von „Westermanns Illuftrirten deutschen Monatsheften", „Amors Rache". Im Ganzen entspricht diese Sammlung dem Nest von engerer Verbindung, den der Dichter mit seiner schwedisch-dänischen Heimat behalten hat. Seine folgenden Erzeugnisse greifen immer mehr in's Internationale hinaus, gleich dem persönlichen Leben des Dichters. Noch im Frühjahr 1891 hatte er in seinem weltfernen Aufenthalt am Genferfee eine starke Sehnsucht nach der zwei Jahre lang verwaisten Heimat gefühlt und sie durch rasche Heimreise befriedigt. Allein schon drei Monate später überkommt ihn „Heimweh nach dem Ausland;" bald darauf erkennt er, daß Deutschland doch mehr und mehr seine zweite Heimat wird, und kann zwei Jahre später feststellen, daß es ihm das zweite Vaterland geworden. So geschah es auch und noch ausdrücklicher mit den inneren und äußeren Verhältnissen seines litterarischen Schaffens, wenngleich auch später heimische Erinnerungen auftauchen.

Wie rasch diese Wandlung vor sich ging, zeigt die zweite jener drei Sammlungen, die „Alltagsfrauen. Ein Stück moderner Liebesphysiologie". Sie erschien bereits, als der Dichter persönlich noch etwas warm für fein heimisches Schweden war, und zwar bald gesammelt in dem Verlag, der überhaupt die moderne und insonderheit die moderne ausländische, zumal skandinavische Litteratur zum großen Theil auf den deutschen Markt gebracht hat, bei S. Fischer in Verlin, 1891. Bezeichnend ist, daß gerade diese markanteste seiner größeren Veröffentlichungen über die deutsche Ausgabe — die allerdings gleich der von „Parias" und „8sn8itiva amoro«»" seit längerer Zeit erschöpft sein soll — nicht hinauskam, während doch Anderes auch oder blos in einer skandinavischen Sprache erschien. Eine besondere deutsche Bedeutung hat sie darum noch nicht. Sie scheint aber auch nicht in dem Maß, wie es der Titel „Alltagsfrauen" oder der früher beabsichtigte Titel „Frauen der Zeit" beansprucht, ein Merkzeichen der gegenwärtigen Cultur in ihrem Durchschnitt — abgesehn von „interessanten Fällen" einer Steigerung — darzustellen. Um so werthvoller ist sie zur Feststellung der

besonderen Eigenheit Hanssons, Einzelfälle a,ls seinen, Gesichtskreis und in der einfarbigen Beleuchtung durch sein Ich zu Typen der über ihn hinausliegenden Welt zu erheben. — Ein zweiter Band „Alltagsfrauen" war beabsichtigt, ehe der erste erschien. Eine Novelle „Ausgeschlossen", im Decemberheft 1893 der „Freien Bühne", gehört in eine Sammlung „Männer der Zeit".

Die dritte jener drei Sammlungen ist Hanssons jüngstes noch unvollendetes Werk, der „Weg zum Leben". Ihr Hauptstück bildet die Novelle „Der Weg zum Leben", erschienen als „Der Weg des Lebens" in der „Neuen Freien Presse" vom 13. und 14. Juni 1894; sie dürfte die für Hanssons jetzigen Stand bezeichnendste Leistung sein. Die Sammlung soll daran den „Punkt des Archimedes" anreihen, der im Octoberheft 1894 von „Nord und Süd" erschienen war, und soll mit dem kleinen Eabinetstück „Ueber den Tod" schließen. Alles dies noch weniger als die früheren Werke eigentliche Erzählungen oder Novellen, sondern eine Art Stimmungsstücke, man möchte beinahe sagen Fühlhörner, die sich aber nur dann voll entfalten, wenn man sie gänzlich unberührt läßt. Der Versuch, sie im Ganzen kritisch anzufassen, ja selbst sie durch einen Bericht zu vermitteln, läßt ihre Augen sich sofort in's Innere zurückziehen und auch gleich die Hörner selbst den Augen nach rückwärts folgen. Die Hörner kommen jedoch bald von selbst wieder, wenn nur nicht weitergetappt wird, und bald rollen auch geheimnißvoll die Augen nach. Bei dieser Eigenthümlichkeit geht es überhaupt Hanssou gegenüber nicht recht an, den einzeln erwähnten Werken einen Inhaltszettel anzuhängen, zumal sie sich durchgehends durch Kürze auszeichnen und von der Kenntniß des einen aus meist wenig zur Kenntniß des andern fehlt.

Neben diesen drei Sammlungen steht selbstständig die längste Erzählung Hanssons, „Frau Ester Bruce", erst norwegisch 1893, dann deutsch in den ersten 2 Heften 1894 von „Nord und Süd" und danach in Buchform erschienen (Breslau, Schleiche Verlags-Anstalt, 1895). Sie ist — auch von ihm selber — als Roman bezeichnet und mag diesen Titel führen, weil sie länger und an gegenständlichem Stoff reicher ist als die übrigen Werke, Mitteldinge zwischen Erzählung und Stimmungsstück, fast immer „Novellen" genannt. Ein besonderer Beitrag zu dem vielberedeten Unterschied zwischen Noman und Novelle dürfte hier um fo weniger festzustellen sein, als bei Hansson meines Wissens nicht die geringste Anknüpfung an deutsche Poetik vorliegt. Nach ihr wird wohl auch „Frau Ester Bruce" eine Novelle, und Hansson einerseits überhaupt ausgesprochener Novellist, andrerseits ein Umbildner der Novelle nach Seite der Lyrik hin, genauer, der Erzählungsdichtung zur Gedankendichtung sein. Das genannte Werk ist tanm zu denen zu zählen, die Hanssons innerstes Kunststreben bekunden; es steht der landläufigen modernen Epik näher als seine meisten übrigen Werke. Indessen zeigt es eine an ihn« sonst weniger hervor-

tretende Fähigkeit, Personen in drastischer Komik darzustellen, doch ohne sie mit einem Humor zu vergolden und ohne den Gesammtton der Dichtung durch sie beeinflussen zu lassen; vielmehr wirken sie als gegensätzlicher Untergrund für die Zeichnung der Interessen nnd Personen, um die es dem Dichter als um das für ihn Höhere eigentlich zu thun war. Aehnlich, doch unbedeutender ist der kleine — von ihm selbst als längere Novelle bezeichnete ^- ‚Roman' „Vor der Ehe", der Januar 1895 in der „Collection Otto Ianke" erschien; hier ist wenig mehr als der Bodensatz von Hanssons Kunst zu finden, und es erinnern hauptsächlich nur einige epische Kunstgriffe an seine hauptsächliche Eigenart.

Außer diesen deutschen Werken waren unterdessen fremdsprachig andere Stücke und besonders Parallelausgaben erschienen. So 1892 schwedisch: „Jung Ofegs Lieder" („vnß 0leF8 Vi^ur", Stockholm), mit denen Hansson anscheinend noch ausdrücklicher als zuvor in die Bestrebungen nach der Kunstform der Gedichte in Prosa (genauer: in ungebundener Rede) eintrat, die zwar nicht neu ist und bereits bei Jean Paul und Heine, wahrscheinlich noch bei manchen Anderen vorkommt, in jüngster Zeit jedoch namentlich durch O, I. Bierbaum, Gustav Falke und Anna Eroifsant-Rust üblicher geworden ist. Der deutschen Litteratur ist Hanssons Antheil an diesen Bestrebungen in der ausdrücklicheren Form noch nicht recht zu gute gekommen; doch hatte er eins, das fünfte der Ofegslieder in der später zu erwähnenden „Suggestion" übersetzt. Eine neuere Schriftstellerin Englands, die Verfasserin der beliebt gewordenen „Grundtöne" („XevnowZ"), die dem deutfchen Publicum zumal in dein „Buch der Frauen" von Hanssons Gattin (Wien 1895) vorgestellt worden, begann mit diesen Liedern eine Reihe von Uebersetznngen Hanssons in's Englische <„?ounß OtyssZ Vitt,s8", London, John Lane, 1895). Eine deutsche Gedichtsammlung „Alltagslieder" ist seit einiger Zeit eine der nächsten Absichten des Dichters selbst.

Noch erschienen schwedisch „Xärlsllen« ti-än^mäl" <1892) und norwegisch die zwei Novellen „Amors Rache" und „Vor der Ehe" (Ehristiama 1894) sowie das autobiographische Buch: „Die Heimreise. Eine Jugend- und Wandergeschichte". („listen bjßin. Nn un^cko8 «^ vkmärinA8ln8tori6". Ebenso). Die „8en8itiva amoro8a" kam 1892 deutsch heraus, ohne jedoch trotz aller Anerkennung sonderlich aufregend zu wirken.

II.

Mit diesem Ueberblick über Hanssons schöpferifche Leistungen würde jedoch nur die eine, allerdings wohl bedeutendste Seite seiner Thätigkeit bezeichnet sein: die dichterische. Nun liegt es kaum allzu ferne, den Dichter niedriger zu fchätzen, als es fönst gefchieht, und seine andere Thätigkeits« feite, die litterarkritifche, um fo höher zu stellen. In der That liegt von

ihm eine Reihe solcher Essays vor, die vermuthlich allgemein als hervorragende Leistungen aufgenommen werden können. Indeß wird zwischen ihrem sachlichen und ihrem schriftstellerischen, dem eigentlichen Essay-Werth, zu unterscheiden sein. In diesen: scheint uns der Dichter Hansson seine zahlreichen Vorzüge abermals zu bewähren, was in unserer, dem Essay nicht eben günstigen Zeit hoch anzuschlagen sein mag. In jenem, dem sachlichen Werth, dürfte das stark und schon entwickelte Vorstellungsvermögen Hanssons die rein revroductive Aufgabe, die Darstellung des Gegenstandes in einem zusammengezogenen, verschärft deutlichen Bild, vorwiegend glücklich gelöst haben. Ob sich sein Urtheilsvermögen, namentlich die kritische Kraft, in gleichem Maß bewährt, ob zumal die historischen Zusammenhänge richtig wiedergegeben sind, darüber mühte wohl die Entscheidung einer näheren geschichtlichen und ästhetischen Einsicht überlassen werden, wie sie vielleicht erst in größerer zeitlicher Entfernung von den behandelten Gegenständen möglich sein wird. Von vornherein ist zu vermuthen, daß die scharf ausgesprochene künstlerische Richtung Hanssons seinen objectiven Blick nach sich bestimme; allein die Ansicht, daß Hanssons Kunst geringer als seine raisonnirende Gabe sei, ist ebenfalls nicht unerhört, und es sollte uns nicht wundern, wenn sie weiter verbreitet wäre.

Als das allgemeine Interesse für die dichterischen und moralkritischen Schöpfungen Friedrich Nietzsches noch erst in seinein Anfang stand, im Jahr 1890, veröffentliche Hansson in der damaligen Monatsschrift „Unsere Zeit" (Verlag F. A. Blockhaus in Leipzig» einen, wohl den ersten größeren deutschen Essay über „Friedrich Nietzsche. Seine Persönlichkeit und sein System", der dann in unansehnlicher Sonderausgabe (Leipzig bei E. W. Fritzsch) und zugleich norwegisch erschien. Das folgende Jahr brachte ein eigenes Büchlein: „Das junge Scandinavien. Vier Essays." (Dresden und Leipzig bei E. Pierson.) Von den drei nordischen Länden« ist hier Dänemark durch I. P. Iakobsen, Schweden durch August Strindberg (anscheinend den Liebling unseres Hansson, dessen immer wiederkehrendes Eintreten für Strindberg geradezu auffällig werden konnte), Norwegen durch Arne Garborg vertreten. Den, Gemeinsamen dient das erste Stück „Die neue Richtung (Georg Brandes)." Im Herbst 1891 führte der Schreiber diefer Zeilen in einem Fachbuch auch einen Beitrag Hanssons vor die Oeffentlichkeit, der die Bedeutung der Suggestion für sein dichterisches Schaffen zu erläutern hatte, und gab in den Flugschriften „Gegen den Materialismus" den „Materialismus in der Litteratur" von Hansson heraus, nach dessen Meinung sein Bestes bis dahin, im Grund eine Vetenntnißschrift für seine eigenen künstlerischen Absichten, eine Hoffnung, das Losungswort für die Dichtung der Zukunft ausgesprochen zu haben (schwedisch 1892). An beiden mit besonderer Zuversicht hinausgegebeuen Aufsätzen und der geringen Beachtung, die sie fanden, dürfte es sich so recht gezeigt haben, wie schwer das von solchen Erörterungen übersättigte Publicum für derartige Richtungs-

betenntnisse zu gewinnen ist, und wie wenig schließlich der durch sie hin-
gestellte Unterschied vom Bisherigen beträgt.
Ein neues, zu Hanssons Künstlerbild wie ein Symbol gehörendes
Essaybuch erschien norwegisch 1893 und deutsch 18941 „Seher und Deuter"
(Berlin, Rosenbaum und Hart). Diese fünf Aufsätze über Poe, Garschin,
Stirner, Nourget, Böcklin waren wie noch manche andere Kleinarbeiten
Hanssons schon vorher in der Tageslitteratur veröffentlicht, sind aber hier
durchgehend vervollkommt worden und zusammen als ein „Totalbild" der
individuellen Entwickelung gedacht, die für die Jugend der Gegenwart in
allen Ländern allgemein und typisch sei, oder die wenigstens Hansson dafür
hält. Eine Sammlung „Seher und Deuter", unter dem Titel,, Germanische
Geister", und ein eigenes Auch über Vöcklin sind in Vorbereitung.
Schließlich ist neben Anderem aus der „Freien Bühne" III/1 ein
Aufsatz „Kritik" und aus dem Iuliheft 1894 der „Revue" ein Artikel
.,1^6 A0V.V6M6NI littorair« 6ü 8liöäs" zu erwähnen.
Ein anderer Versuch litterarischen Eingreifens, bisher fehlgeschlagen,
darf trotz dessen, wegen seiner Bedeutung und wegen allgemeinerer Be-
ziehungen, im Rahmen eines Bildes von ihm nicht fehlen. Als in den
achtziger Jahren die scandinauische Keuschheitsbewegung, namentlich vertreten
durch Björnsons „Monogamie und Polygamie" und durch sein Drama
„Der Handschuh" (1888) mit dem berühmt gewordenen Typus der die
männliche Reinheit fordernden Svava, in Vlüthe stand, erschien ungefähr
1888 von dem Professor an der Universität Lund, Seved Ribbing, ein
Buch „Die seruelle Hygiene und ihre ethischen Consequenzen. Drei Vor-
lesungen," das lebhaften Beifall fand und auch in Deutschland, wenngleich
nicht widerspruchslos, so beliebt wurde, daß seine Uebersetzung (zuerst 1890)
mehrere Austagen erlebte. Dichter wie Strindberg, Hansson, Garborg
werden darin als Perverse und als Verfasser von Büchern, -die zur Lüstern-
heit reizen, dem Abscheu des Pnblicums empfohlen. Man wird es leicht
begreifen, daß unser Dichter, der felbst unter jener Bewegung persönlich
wie künstlerisch zu leiden hatte, seinen Landsmann Ribbing (brieflich) den
schwedischen Mantegazza nennt, ihn als eine gemeingefährliche Erscheinung
betrachtet, die mit pikanten Titeln in schlechter Popularität mache, und seine
Tendenz darin sieht, der Moderichtung im Norden zu gefallen — „Keusch-
heitspredigt in unbegrenzter Ausdehnung zum hygienischen Wohlergehen."
Daß Bestrebungen wie die Ribbings auch ohne eine solche Tendenz zu
denken sind, vielmehr sachlichen Ueberzeugungen entstammen können und in
diesem Fall wahrscheinlich auch der Hauptsache nach entstammen, darf
Hansson gegenüber, für den sie kurzweg „Humbug" sind, doch wohl betont
werden. Run hatte ein auch in Deutschland bekannter junger National«
ökonom, Dr. Knut Wicksell, in Gemeinschaft mit einem Arzt einen ein-
gehenden Widerlegungsversuch jenes Buchs sowie der „Monogamie und
Polygamie" Björnsons veröffentlicht! Ribbing soll sich darauf in Schweigen

gehüllt haben. Hanffon jedoch trug sich mit der Hoffnung, Wickfells Buch deutsch veröffentlicht und seine Gründlichkeit über die „unehrliche und unwissenschaftliche Basis", auf der ihm jene beiden Werke zu ruhn schienen, triumphiren zu sehn: „uns kann ja nicht damit gedient sein, daß man unserer ehrlichen Arbeit solche Klötze aus der lieben Heimat zum Frommen auch der deutschen christlichen Iünglingsvereine und der Frauenoereine zur Förderung der männlichen,Reinheit^ zwischen die Beine wirft;" und: „die nordischen Emcmcivationsdamen tragen in erster Reihe die Schuld daran, daß denen unter ihren männlichen Eollegen daheim das Leben sauer gemacht wurde, die Anderes schaffen wollten als kleinbürgerliche Broderie, naturalistifche, oder Z, In, Gartenlaube". Wicksells Buch wurde denn auch in der That unter Anpassungen an's Deutsche übersetzt und der neue Text sorgfältig zum Druck vorbereitet. Allein die Frage nach einem deutfchen Verleger kam zu keiner Löfung, fei es, daß hier Ueberfülle an solcher Litteratur besteht, sei es, daß die mehr statistische als belletristische Schreibweise Wicksells keinen äußeren Erfolg verhieß, fei es, daß durch langes Hinausziehn der Sache von einer Verlegerseite her die für das Unternehmen günstige Zeit verpaßt wurde; das Manufcript blieb fammt dem von mehreren Kräften daran gewendeten Eifer unverwerthet. Unseres Erachtens scheint jedoch, wenn Wicksells Buch thatfächlich geeignet ist, feinen Gegner auch nur fachlich zu fchlagen, die Zeit weitaus nicht verpaßt und der Fall für einen Verleger immer noch fo aussichtsreich zu fein, daß sich ein Zugreifen lohnen mag.

Dem litterarischen Aeußern Hanfsons fei noch das Wichtigste aus den Stimmen über ihn angereiht. Deutschland erfuhr von ihm zum eisten Mal Näheres durch zwei Feuilletons feiner Frau über ihn, die nach feiner Meinung noch das Beste feien, das über ihn geschrieben worden. Sie waren in der „Neuen Freien Presse" erschienen; das eine, in Nr. 8529 vom 24. Mai 1888, „Ein schwedischer Liebesdichter", widmete der ,,^sn8i. tiv» »morosa" eine ungewöhnlich eingehende, anschmiegende Darstellung und war geschrieben, ehe die beiden Persönlichkeiten von einander wußten. Das zweite, in Nr. 8779 vom 1. Februar 1889, hieß „Zwangsvorstellungen in der Dichtung" und galt den dänisch vorliegenden „Parias"; als es verfaßt wurde, hatten sich Beide nur einmal flüchtig begegnet. Bemerkenswerth ist, daß hier auch unser Gottfried Keller in einer ähnlichen Beleuchtung wie Hanffon gefchaut wird, als Vordeutung des späteren ausführlichen Essays über ihn von Laura Hanffon.

Im Jahr 1892 begann Stanislaus Przybyszewski eine bis zu 2 Heften gelangende Studienfolge, „Zur Psychologie des Individuums" (Berlin, Fontane). Das erste Heft hieß „Chopin und Nietzfche"; Hansson war von den „kritischen Perspectiven" dieser Arbeit „entzückt" und sah in ihm einen „absolut genialen Kopf", der es weit bringen werde, wenn er nicht früh zu Grunde geht. „Ich habe das fundamental Neue in der

Persönlichkeitsauffassung niemals auf so fester Basis aufgebaut gesehn; er hat, was so selten vereint ist, die Gelehrtheit und die Dioination." Das zweite Heft jener Serie behandelte Ola Hansson; dieser selbst fand es „überschwänglich und einseitig, aber tief". Referent muß leider auf ein eigenes Urtheil darüber verzichten, da er nach der Lesung des ersten und nach Stichproben des zweiten Heftes für dieses nicht die nöthige Entsagung des Lesens fand. Zur Kennzeichnung der Verwandtschaft beider Naturen kann Hanssons Essay über Przybyszemskis eigenartige Dichtung „Todtenmesse" dienen, der im ersten Octoberheft 1893 der „Nation" erschienen ist. Ein anderer Pole, Josef Kotarbiüsky, widmete dem smnmt dem „Materialismus" 1893 in's Polnische übersetzten „Jungen Scandinavien" Hanssons einen Aufsatz in „LibliowKa ^Varz^a^z^a^, III/1, 1893.

Ein Heft der Pariser „Levus äsz lisvuLZ" (VIII/4,15. Februar 1894 S. 331—337) brachte eine wahrscheinlich alle bisherigen Leistungen des Dichters überschauende Darstellung von Jean de Nsthy, die sich namentlich nach einem Herauserklären Hanssons aus seiner engsten und seiner weiteren scandinavischeu Heimat bemüht. Sonst enthält sie kaum etwas Eigenes.

Wohl an allen vorliegenden Versuchen über Hansson, vorzüglich cm dem Mthys, fällt besonders auf, daß sie eher Nachahmungen seiner Art und Perspectiven von seinem eigenen Standpunkt aus sind, namentlich aber in seinem eigenen Jargon sprechen. Außerdem blicken sie — wie überhaupt Kritiken über Dichterisches mit Vorliebe thun — vorwiegend auf die Inhalte und Richtungen, weniger hingegen auf die künstlerische Art seines Schaffens. — Eine knappe Zusammenfassung des bisher von Hansson Geleisteten, mit dem Versuch, das Sachliche und das Dichterische auseinander zu halten, hat Referent in der „Deutschen Zeitung" zu Wien, Nr. 8141 und 8156, 28. August und 13. September 1894, gegeben.

III.

Die Frage, wer Hanssons Meister gewesen, wer seine Bildner und Vorbilder, möchte ich zunächst kurz damit beantworten, daß es nicht weit gefehlt sei, wenn man ihm solche überhaupt abspricht. Aus einer „Schule" ist Hansson nun einmal nicht hervorgegangen; darum ist er jedoch noch nicht aus der Entwicklung unserer Litteratur herausgesprungen, ebensowenig als er etwa mit beiden Beinen in sie hineingesprungen wäre. Er hat aus dem letztvergangenen Reichthum der Litteratur Vieles zu seiner Nahrung gemacht, was ihm appetitreizend war; seine Früchte sind durchdrungen von den daraus gewonnenen Säften. Allein er ist — wenn dieser Ausdruck aufs künstlerische Gebiet übertragen werden darf — Autodidakt in dem Sinn, daß er seinen Weg nicht von der vorherrschenden Ueberlieferung aus genommen, daß er nicht nachgebildet hat, daß er vielmehr gleich von Anfang an gegen jene Ueberlieferung gestanden ist.

Die andere Frage, die sich daneben und zumal in einer Zeit viel-
seitiger Neuanfänge aufdrangt, die Frage, wie weit dieser Autodidakt gleich
anderen Genossen auch ein Dilettant geblieben, wird vielleicht zwar in der
Hauptsache, aber doch kaum vollständig zu seinen Gunsten zu beantworten
sein. Wie bei so vielen heutigen Dichtern, insonderheit den specifisch
modernen, scheinen bei ihm nicht nur künstlerische, sondern auch äußer-
künstlerische Interessen, die einer eigenen Erkenntniß oder wenigstens Auf-
fassung der Welt, maßgebend zu fein; in seinen früheren Werken allerdings
mehr als in seinen späteren. Auch wenn man nicht den Gedanken des
1'art pour I'art preßt, auch wenn man es Hansson dankt, daß er die
Kunst auf einen neuen Noden gestellt, fo wie etwa die Malerei der früheren
Jahrhunderte auf dem religiösen Boden gestanden: auch dann wird sich
noch fragen, ob seine Kunst in ihrer Stellung auf diesen» Boden sicki uns
ganz als Kunst oder zum Theil als etwas Anderes, als eine Tendenz, als
eine Parteistellung, als ein Urtheilen über dies oder das und dgl. mehr
zeigt. Nun bleibt unserni Gefühl nach dem Genießer der Hnnsson'schen
Dichtungen — abgefehn natürlich von seinen kritischen Schriften — ein
solcher Eindruck oft nicht erspart; allein darüber hinaus beherrscht Hansson
die künstlerische Weise, die er sich einmal geschaffen, als ein Meister dieser
Weise; namentlich entsteht für uns kaum irgendwo das Gefühl, als mißlinge
ihm das Herausarbeiten dessen, was seine Phantasie will, in die Wirklich-
keit des künstlerischen Ausdrucks; was er zu sagen hat, sagt er in einer
Sprache, die ihm felbst gehorcht, und von dem Verdacht, als fei auf jenem
Weg von innen nach außen Wesentliches stecken geblieben, werden wir
verschont.

Sind nun auch die Kräfte, mit denen er schafft, vorwiegend seine
eigenen, so spielen doch Hinwider die auslösenden Ursachen oder Be-
dingungen für das Wirken jener Kräfte eine bedeutende Rolle. Muß man
aber anderen Künstlern ihre Anreger erst nachrechnen, und wehren sich
Andere eher gegen ein Bekenntniß der vielleicht die Hauptsache erst dar-
bietenden Beeinflussung, so ist Hansson trotz oder vielleicht gerade wegen
seiner künstlerischen Selbstständigkeit darauf erpicht, feine Eingeber in künst-
lerischen nnd anderen Dingen hervorzuheben. Vor nicht ganz zwei Jahren
bezeichnete er sie in einem Brief an mich folgendermaßen: „Die ersten
starken litterarifchen Eindrücke bekam ich aus Dänemark: Iakobsen, Topsue,"
— von dem Hanssons Studie „Die dänische Erotik und ihr Herold" in«
„Magazin für Litteratur", 1891, 14 f., handelt —, „Drachmann, Bang,
weniger Brandes . . . dazu kameu später die modernen Franzosen: be-
sonders Taine nnd Bourget, — Zola habe ich nie leiden können; auch
Turgenjeff übte auf mich einen tiefgehenden Einfluß. Das dritte Stadium
bezeichnen die Deulfchen: Nietzsche, Böcklin, .Nembrandt als Erzieher';
den Uebergang bildet Poe." Und vor etwa fünf Jahren hatte er mir
u, A. gefchrieben: „du Prel war ja meine erste Liebe durch seine .Philo-
^

losophie der Mystik^, eine der ersten Anregungen für die Richtung, die
ineine Production genoinmen." Wozu freilich bemerkt werden muß, daß
dieses Werk erst im Jahr 1885 erschien, also nachdem Hansson seine ersten
künstlerischen Anfänge bereits selbst gemacht. Kurz darauf schrieb er sich
gelegentlich eines Erörterns von Büchersendungen folgende Worte von
Herzen, die wir wegen ihres Vorzugs vor fremden Versuchen einer Dar-
stellung dieser Verhältnisse ohne Weiteres hierher setzen wollen. Sie knüpfen
an Krafft-Ebings „I^oliovatlna 8sxuaii8" folgendermaßen an:
„Es ist fehr lange her, seit ich ein Buch gelesen, das eine solche
Bedeutung für meine intimsten geistigen Interessen gehabt hätte. Ich bin
nun zwei Jahre mit diesem Buchtitel in meinen Gedanken herumgegangen,
ohne daß es dazu gekommen wäre, es nur anzuschaffen. Daß ich gerade
in diesen Tagen damit Bekanntschaft machte, betrachte ich als ein besonders
gemales Arrangement des Schicksals. Die Lecture desselben hat ein wahres
Gewimmel von Beobachtungen, Erinnerungen, Ideen ausgelöst, die wohl-
verwahrt hinter Schloß und Niegel des Unbewußten lagen. Wie Sie wissen,
arbeite ich seit geraumer Zeit an Dichtwerken mit Motiven aus demselben
Gebiet, das hier wissenschaftlich zurechtgelegt wird. Ich habe mich als
Novellist und Nichtfachmmm in Vielem auf meinen Instinct verlassen müssen;
Sie verstehen, welch unschätzbares Selbstvertrauen es giebt, alle seine Ge-
stalten auch einmal auf einen wissenschaftlichen Sockel verfehl zu fehen.
Ich glaube, Sie werden mich noch besser verstehen, wenn Sie meine beiden
Novellensammlungen gelesen haben werden." (Die erste von diesen erschien
als „Alltagsfrauen".)
„Ein Detail besonders ist fo auffällig, das; ich nicht unterlassen kann,
es zu unterstreichen. Es war daheim in Schweden unter meinen Umgangs -
freunden mein Lieblingsthema, daß im Verhältnis; zwischen Mann und
Weib der Geruch eine dominirende Rolle spiele, in gleicher Weise wie zwischen
den Mitgliedeni verschiedener Nacen. Für mich selbst bestand kein Zweifel
an der Richtigkeit meiner Behauptung — das Factum hatte ich persönlich
selbst vielmals constatirt —, aber meine Landsleute lachten. Und nun
fehe ich es hier über aller Discufsion erhaben. Ich bin bestimmt überzeugt,
daß Geruchsempfindnngen als Snm- und Antipathien bestimmender
Factor im Geschlechtsgefühl zweier Individuen gerade bei Menschen mit
ausgeprägtem und feinem Gefchlechtsleben eine bedeutende Rolle spielen —
das trotz Krafft-Ebings Ansicht."
„Krafft-Ebing mit seiner ,?8^oKor>atliia sßxunli^ ist der sechste in
der Reihe der Geister, die in großeni Sinne productiv auf mich gewirkt
haben, d. h. gebundenes Eapital ausgelöst haben; die fünf früheren waren:
Darwin, Taine, Lombroso, Poe und Nietzsche. Könnte ich Etwas pro-
duciren, was dieser Mann volllöthig fände, so würde mich das für die
vielen idiotischen Blattrecensionen schadlos halten, die ich verdauen muß.
Ehrlich gesagt, traue ich mir das selbst zu."

Hier sei eingeschaltet, daß ich später die „Alltagsfrauen" an Professor Krafft-Ebing sandte und von ihm unter'm 30. December 1891 folgendes Urlheil erhielt, das ich mit seiner Erlaubniß miedergebe: „Das Buch von Hansson hat mich recht interessirt, nur möchte ich meinen, daß der Titel ‚Ausnahmsfrauen^ eher passen würde, als der der Illtagsfrauen'. Die Sprache und Ausdrucksweise von Hansson ist ganz ausgezeichnet." Gleichzeitig erschien im „Magazin für Litteratur" eine Parodie: „Sonntagsfrauen. Von Hanna Olsson," deren treffende Weise auf die Hand des Meisters von dem Buch „Nach berühmten Mustern", Fritz Mauthners, deutet.
Hansson fährt an jener Nriefstelle fort: „Man wirft mir vor, daß ich Wilddieberei auf wissenschaftlichen Jagdgebieten treibe. Herrgott, kann ich dafür, das; mein dichterischer Instinct sich zu denselben Dingen riecht, die der Gelehrte methodisch erreicht. Poe hatte sicherlich nie eine Linie über Perversität gelesen, als er ‚1^e WII-wl« b.Lart> und ‚William Wilson' und seine Frauenskizzen schrieb; gab es überhaupt eine wissenschaftliche Litteratur über dieses Thema 1840? Und doch giebt es wohl keine bessere Illustration zu Nibots ‚U»Iaäi63 <,le 1» volonte als diesen Poe'schen Doppelmenschen William Wilson. Dieser Fall ließe sich ganz einfach in eine Beispielsammlung u 1a Krafft-Ebing folgendermaßen einregistriren: Fall x. Herr X, Patient so und so :c. :c."
Als weitere Bedenken von mir kamen, die namentlich eine eigentlich künstlerische Ausführung und Bekleidung des nackten Inhaltlichen vermißten, wie sie innerhalb feiner „Parias" noch am meisten in der längeren Erzählung „Heinilos" gelungen fei, schrieb er mir unterem 15. Januar 1891: „Aber nun hören Sie mal! Glauben Sie denn, daß ich schlafwandelnd fchreibe! Die Form meiner jetzigen Novellensammlung ist gerade eine sorgfältig überlegte, ein künstlerisches Princip, — jede von ihnen soll Nichts sein als ein Senkblei in den centralen Punkt unter der Persönlichkeitsoberfläche oder der Bewußtseinsschwelle, — es ist eine Tiefenpeilung, und dafür bedarf ich der glatten dünnen festen Leine, die sich rafch abspult und gerade hinabgleitet. Ich will eine neue Form, ohne Dialoge, die von einem Fuß auf den anderen treten und nicht von der Stelle kommen, ohne Oberflächennaturalismus, der sich ausbreitet, wie Wasser, das man auf die Diele gießt, ohne Schilderung des Selbstverständlichen, das Jeder kennt und mit Behagen wiederfindet. Nun habe ich überall mein ‚Heimlos' rühmen hören, weil ich da im alten Trott ging; ich hatte mich müde geschrieben an Anderem, und es ruhte mich aus, in den alten Geleisen zu fahren. Sehen Sie, die künstlerischen Ideale, die man jetzt in Deutschland aufstellt, die begrüßten mich als Zwanzigjährigen in Scandinavien, drüben wie hüben importirt. Unter uns: keiner der schreibenden Franzosen wird so rasch veralten wie Zola, — noch zehn Jahre, und man kann ihn nicht mehr lesen. Das ist die triviale Ausgeflossenheit, der Doktrinarismus mit Arbeiterfäusten und einem Arbeitergehirn. Ich gebe Ihnen gern zu, daß

ich die lakonische Durchsichtigkeit und zugleich die Oeffnung einer Perspective
in den physiologischen Naturgrund noch nicht erreicht habe, vielleicht fühle
ich selbst beim späteren Durchlesen meiner Novellen, daß die Leine knarrt
und hapert; aber, lieber Freund, ich weiß so gut, wie raschen Ruhm und
Mammon ich auf dem Wege, den Sie mir vorschlagen, erreichen konnte!
Dann wäre ich in zwei Jahren eine anerkannte Berühmtheit, was ich auf
meinem selbstzuschlagenden Wege auch in zwanzig nicht sein werde. Aber
ich kann eben den Lilteraturkritiker in mir nicht todt machen, und ich sehe
iveuigstens stetig den Weg, wo die neue Aera liegt, sie, die nicht das Neue
von heute gegen das Alte von gestern, sondern das fundamentale Neue
gegen alle Compromißformen ist." „Was wir Dichter von morgen brauchen,
das ist das ganze Wissen unserer Zeit bis in seine kühnsten Hypothesen,
damit unsere Intuition einsetzt, wo sie aufhören. Wir sind keine Nachtreter,
wir sind Vorläufer.
Und darum muß ich mir auch meinen Stil reserviren ... es handelt
sich für »»ich nicht um Schönheiten oder Unschünheiten des Ausdrucks, sondern
uin ein Gefügigmachen der Sprache. Greife ich da fehl, so sind das meine
eigenen Fehlgriffe, Meine Frau, die als Stilistin anerkannt ist, geborene
Deutsche, genau vertraut mit den nordischen Sprachen, übersetzt mich und
hält sich so eng an den Puls und die Körperschwingungen meiner Sprache
wie möglich."
3>ier ist zugleich Hanssons Ueberzeugung angedeutet, daß die kommende
Dichtkunst, die „neue Aera", gleicher Art sein werde wie seine eigene
Weise. In diesem Sinn dürfte auch der Ausblick am Schluß seines
„Materialismus in der Litteratur" zu verstehen sein, darin er selbst das an-
scheinend noch fehlende Losungswort der kommenden Dichtkunst gefunden uud
ausgesprochen glaubte.' „Was man zuerst und vor Allem als Wesenszeichen
und Grnndzug in der dichterischen — künstlerischen Zeugung feststellen kann,
das ist die Oberherrschaft des subjectiven Elements. Das echte Dichtwerk
ist eine Manifestation des Ichs, der Individualität. Der eigentliche
Moment für die dichterifche Zeugung ^ das, was man früher „Inspiration"
nannte — besteht aus einem Moment des denkbarst intensiven Lebens der
Persönlichkeit; der dichterische Schöpfungsact ist nichts Anderes als ein
Zustand solchen Lebens mit allen den Vorgängen, die sich darin organisch
nothwendig ^vollziehen; das Geschaffene, das, worin diese Vorgänge aus-
münden, ist nichts Anderes, als die Art der Schwingungen gerade dieser
Individualität, — die individuellen Schwingungen hörbar gemacht in einem
Raum des absoluten Schweigens der äußeren Wirklichkeit, Laut geworden, Licht
geworden, Körper, Farbe und Form, eine ganze Welt geworden im Bilde der
objectiuen. Aber auch nachdem der neue Organismus, der das Dichtwerk ist,
sich vom Mutterorganismus frei gemacht, trägt er noch Etwas in sich, was
dessen Leben war und was ihn zum Dichtwert macht: die Schwingungsart der
Seele, aus der es hervorgegangen. Es sind diese zugleich intensiven und

feinen Schwingungen, die den individuellen Menschen und das echte Dichtwerk, die Persönlichkeit und die Kunst machen; darin liegt auch der Grund, weshalb die Kunst die höchste, vollkommenste und tiefste Aeußerungsart des menschlichen Wesens ist." Und endlich die Schlußworte: „Die Kunst kann blos dadurch ihre rechte Formel, ihr Gedeihen und ihr volles Leben wiederfinden, daß ihre Auserkorenen in souveränem Selbstvertrauen der Umwelt den Rücken tehren und das Ohr lauschend dicht an ihr eigenes Innere legen; sie werden dann den Geist dieses Jahrhunderts über ihren Häuptern hinfahren hören wie ein leeres Windeblasen, während ganz andere Weisen zu ihnen emporsteigen werden aus der Tiefe, mit dem Klang aus der Tiefe wie Nietzsches Mitternachtslied'".

IV.

Hat der Dichter mit dieser Betonung des Subjectiven oder Innerlichen eine Kunstauffassung dargeboten, die ihren Platz ganz wohl innerhalb des bisherigen Auf- und Abwogens dieser und jener Dichtungen findet, so dürfte er mit der gleichzeitigen Betonung des Ich oder der Individualität — welche Betonung allerdings von der vorhergenannten nicht fauber geschieden wird — weniger das Wesen der Kunst schlechtweg als das seiner Kunst und seiner persönlichen Beschaffenheit getroffen haben. In der That handelt es sich bei ihm um eine der ausgesprochensten Ich-Naturen. Schon in einer äußerlichen Kleinigkeit kann dies auffallen: in der Vorliebe des Beginnens einer Erzählung, Liedskizze oder Abhandlung mit dem Ich. „Ich las vor einigen Monaten" . . . „Mir ist von dem Verfasser" ... „Ich gehe eines Tages" . . . „Mein alter Schulkamerad ... ". Und so namentlich in den Ofeg-Liedern. Ob nun eine theoretifche Gründung der Kunst auf das Ich mehr oder minder neu ist, vermag ich nicht sicher genug zu entscheiden; daß die praktische Benützung des Ich innerhalb der Dichtung nichts Neues ist, wissen wir z, V. aus den Übersetzungen und Nachdichtungen orientalischer, zumal persischer Poesie und wissen es von der zweiten Hälfte unseres achtzehnten Jahrhunderts; noch jüngst hat Spielhagen in seiner Goethe-Rede darauf hingewiesen. Die Hauptfrage wird dabei wohl die sein, ob der Dichter dem Publicum wirklich ein der Beachtung und Zuneigung werthes, ein Wanne weckendes Ich, ja überhaupt ein Ich zu bieten hat, das mehr ist als die bloße Form des Gegensatzes zu Anderen. Vielleicht will Hansson es nicht bieten, vielleicht hat er es nicht zu bieten, jedenfalls bietet er es unseres Erachtens nicht. Um so voller tritt jener allgemeine Gegensatz hervor und zwar nicht nur in der ursprünglichen Form, daß irgend ein Stück der Außenwelt durch's Anschauen in's Innere aufgenommen wird, sondern auch noch dadurch, daß es stch in irgend einer tieferen Weise zu einem Nestandtheil dieses Inneren entwickelt.

Das ist ja zweierlei: das Ich, das einen Besitz hat, und dieser Besitz, der ihm gehört; also das Ich und das Mir, wie es einigermaßen

-

sprachdeutlicher die Franzosen durch ihr <Is und 2loi, die Engländer durch
ihr I und il« unterscheiden. Ein hübsches Beispiel aus der Novelle „Der
Weg zum Leben" scheint anzudeuten, daß Hansson es geradezu in jenem
ersten Sinne meint, in dem des Ich und zwar noch weiter in dem eines
Ich, das Etwas nicht blos betrachtet, sondern selber ausführt oder an sich
geschehen läßt: „Es füllt die Zimmer drunten, dieses Lachen; es steigt in
jubelnder Eile und wie ein Triumph die Treppe hinauf; es singt um ihn
herum und wird zu einer sonnigen Beleuchtung in der Stube, wo er liegt;
und wie er da liegt, sieht und horcht, nicht blos mit dem Ohr allein,
sondern auch mit der Seele und allen Sinnen, empfindet er dieses Lachen
plötzlich inwendig in sich, und nicht mehr wie einen fremden, von draußen
gekommenen Klang, sondern wie den warmen, lichten, schwellenden Wogen-
gang seines eigenen Blutes." Aehnlich im „Punkt des Archimedes" (V):
„Was mich jetzt erfüllt, ist der vollkommene Frieden. Es ist der Frieden
des Alls, das sich selbst in mir, den, Menschen, empfindet. Aber es ist
auch etwas Anderes, Etwas, das mein Wesen zittern in einer Erwartung
läßt, die das Glück ist. Als die Sonne nur noch mit der halben Scheibe
über dem Horizont steht, ist es mir auf einmal, als ob inwendig in mir
auch folch' ein Sonnenuntergang glühe, wie der heut Abend, aber doch nicht
derselbe; und in einem Blicke — es steht Alles vor mir, ohne daß ich
weiß, wie es gekommen — taucht ein Bild auf, das in den allertiefsten
Schichten nieines Unbewußten eingebettet gewesen sein muß; und ich sehe mich
selbst, einen kleinen Buben, mit Vater und Mutter vor meinem friesischen
Bäterhof sitzen, den ich jetzt zum ersten Mal sehe in dieser auferstandenen
Erinnerung, und es ist Sommerabend, und die große rothe Sonne sinkt
hinab in's Meer. . . ."
Aber das Merkwürdigste an dieser Porliebe Hanssons für den Gegen-
satz von Außen und Innen, von Nicht-Ich und Ich ist dies, daß er den
Gegensatz sich auf eine ähnliche Weise einerseits draußen und andererseits
drinnen wiederholen läßt, einen Gegensatz zwischen dem, was ferner bleibt,
und dem, was näher gerückt ist. So heißt es als Abschluß jener Stelle:
„Ich fühle ein Licht aus dieser meiner ältesten und wieder lebendig ge-
wordenen Erinnerung fallen und die Brücke sich wölben zwischen meinem
Da und Jetzt, und den verlorenen Zusammenhang im Ich wieder ange-
knüpft. Ich finde mein wirkliches, eines uud einziges Ich wieder und
empfinde mich zum ersten Mal in meinem Leben als eine Einheit mit der
Harmonie und Nuhe der Einheitlichkeit." Diese stille Einheitlichkeit erscheint
als das Ergebniß eines Kampfes, der in Folge folcher Spaltungen zwischen
dem Fernerbleibenden und den: Näherrückenden eingetreten mar; dieses hat
gesiegt. Erst gab es selbst nicht so viel Ordnung: „Ich kann nicht
einmal mein eigenes Ich festhalten; ich erkenne mich selbst nicht wieder;
ich finde keinen Zusammenhang zwischen mir" und „allen den anderen Ichs"
(ebenda II). Kur; vor jener Stelle dann, die mit dem Einheitsgefühl

ausklingt, war die Spaltung noch ein störender Contrast, und gerade das
an ihm hatte gestört, was schließlich die Befriedigung bringt. Dort schreibt
der Dichter: „Es ist mir Alles näher gekommen, auf den Leib gerückt, hat
sich vor meine eigene Thür gesetzt. Es drückt mich ein bischen, es ist mir
ein Unbehagen, und ich empfinde es, als ob eine unbequeme Person, mit
der ich doch keinen rechten Anlaß habe, Händel zu suchen, sich ganz nonchalant
in meinem Zimmer niedergelassen hätte. Aber zugleich ist der Contrast
concreter geworden, der Contrast da draußen; und der Contrast da drinnen,
in mir, ebenso. Es schneidet sich, es gerinnt in mir, das Eine scheidet
sich reinlich von dem Andern; und im selben Maße, wie das Eine als das
Fremde, das meinem Instinct zuwider, vor mir steht, im selben Maße
klärt sich das Andere und wird immer durchsichtiger, und ich fange an, zu
unterscheiden, was das stets aufgerührte Wasser mir nie gestattete, zu sehen:
den Voden meines eigenen Ichs. . . ."
Dieser Voden des eigenen Ichs ist Hanssons Lieblingsgegenstand; ihn
schauen zu lassen, soll eine Hauptaufgabe feines reiferen Dichtens sein.
Kein Verweilen auf dem Weg dahin, keins bei der Beschreibung des
Bodens; vielmehr: „da hast Du, da sieh!" Kurz nach jener Stelle (in VI)
war es zu noch einer Spaltung gekommen, „der letzten in meinem nun
heilgewordenen Ich. Es ist eine Spaltung zwischen dein Ganzen und einem
Theil desselben, zwischen meinem Wesen, das unmittelbar sein will, und
meinem raisonnirenden Kopf." Dieser docirt und grübelt; jenes läßt eine
Neigung aufsteigen, die nicht nach Berechtigung fragt und keiner Wahl ent-
stammt. Es wächst sich „immer fester in der kleinen Welt, in der ich lebe,
wie die Muschel an den Stein. Ich werde unbewußt in diesen, von außen
gesehen, so engen Kreis gezogen, in welchem das Leben dieser Menschen
sich abwickelt" «. „Es ist nicht länger blos ein kleines, ausgeschnittenes
Stück Leben, dieser geschlossene Kreis; seine Grenzen scheinen mir mit
denen des Lebens überhaupt zusammenzufallen." Dann die dasitzende Gruppe
dieser Menschen: sie „scheint mir hervorgewachsen aus dein menschlichen
Organismus selbst, — eine Gruppe, zu der mein eigenes ganzes Ich,
seinen: eingeborenen Triebe folgend, auswachsen möchte."
Beim bloßen Gegensatz von Außen und Innen bleibt es jedoch nicht;
Hanssons Vorliebe für das Ich läßt die äußere Welt in die innere um-
wandeln oder aufnehmen oder von ihr verzehrt werden, läßt das Ich mit
dem Nicht-Ich einen Kampf bestehen, dessen wechselnde Lagen zu den
schönsten Bildern seiner Kunst gehören. Manchmal macht sich das Alles
ohne Kampf, als Harmonie ohne vorausgeschickte Disharmonie. So zu Be-
ginn der Novelle „Im Huldrebann" „der Geist der Mondfcheinnacht,
der aus seiner Unbeweglichkeitsverzauberung gelöst worden und leise in der
Menschenseele anklopft. Es geht wie ein Zittern durch die Natur und
hinüber in die Menschenseele. Das Gebundene ist frei geworden, das
Dodte Leben, das Stumme Rede, das Getrennte Eins; und das rathsel-
'">

hafte Wesen der Sommernacht, der Mondscheinnacht, der Plattlandnacht steigt im Menschen empor wie ein gesammeltes, lebendiges Etwas, das als singender Ton, als weiße Farbe, in secunoenturzem Traum, in schmerzhaftem Wonnegefühl am Strande des Bewußtseins ausschlägt, wo es sich doch immer bricht und zurückgleitet, blos einen Schaum hinterlassend, der im felben Nu zerronnen ist, wie er entstanden."

Je nach Gelegenheit erscheint statt eines solchen Aufsaugens eines Stückes Außenwelt ein Wegstoßen-, allein es ist vorwiegend dem früheren Hansson eigen und verliert sich mit dem späteren. In den „Meervögeln" stehn gegen den Schluß die Worte: „Es erfüllte sie Beide an diesem Abend eine unbestimmte, unbewußte, ganz allgemeine Empfindung, daß alles Andere, Alles, was außer ihnen war, die Dämmerung, die graue Luft, die schwere, öde, weite Landschaft, die Menschen, ein Ganzes für sich war, und daß sie Beide ein anderes Ganzes für sich waren und daß zwischen jenem und ihnen kein Zusammenhang bestand" :c. Oder in der „Liebestäuschung" (I): „Was half es, daß die Sonne auf- und unterging, daß der Sommer blühte und der Winterhimmel mit Sternen besäet war; — was bedeutete Alles das für sie, was für einen Zusammenhang hatte es mit ihren« eigenen Leben? Es lebte sein Leben, und sie lebte ihr Leben, und Beide ließen sich nie zusammenflechteni — und vielleicht lag es darin, das, was ihre Angst, Neue, Sehnsucht verursachte"

Am höchsten hat sich der Gegensatz zwischen Ich und Nicht-Ich gesteigert in dem sechsten der sieben Blätter der „8en8itivn amoroL»". „Was sind sie — jenes athemlose Entsetzen, jene Beklemmung der Seele, jener Fistelschmerz des Wesens, der reißt, wie wenn die Fleischfibern in einer frischen Wuude um das scharfe Instrument zittern, jene allgemeine Lebensangst, mit der so Viele des gegenwärtigen Geschlechts umhergehen — was sind sie, was ist ihr Wesen und ihre Ursache?" „Ist es die Vergänglichkeit, die dem Gegenmartsmenschen näher gekommen ist, der Tod, den er sich wie seinen eigenen Schatten folgen sieht, den er beständig hinter sich rascheln hört, dessen eisigen Athen« er in seinem Nacken spürt, der Knochenmann, der sich mit seinen weißen, zahnlosen Kinnladen, mit seinen leeren, schwarzen Augenhöhlen ihn« an's Antlitz drückt?" U. s. w.

Und am höchsten hat sich die Ueberwindung des Nicht-Ich durch das Ich gesteigert, am deutlichsten hat sich der Weg zum Ich, der Weg zum Eigenleben abgezeichnet in jenen Worten aus dem Schlußstück der Sammlung „Der Weg zum Leben", mit denen wir unsere Zeilen eröffnet hatten. Ein charakteristisches Spiel endlich zwischen einem „alten" und einem „neuen" Ich enthält das 6. Ofeg-Lied.

Das immer schärfer abgegrenzte, von Haus aus eigensinnige und mit der Zeit nur noch schroffere Eigenleben, das Bedürfnis;, überall das Eigene wiederzufinden, verborgen unter einem scheinbaren großen Lernbedürfnih — das scheint der schließliche Grundzug der Eigenart unseres Dichters zu sein.

Nicht die Freude an der Welt und an ihrer künstlerischen Wiedergabe, vielmehr die Freude am Eigenleben, für das die Welt und ihre Bilder nur Vermittlerinnen sind, dürfte den Schlüssel für das Verständnis; seines Schaffens bieten. Ein übergewaltiger Productionsdrang, der ihm eigen ist, würde ihn von anderen Künstlern noch nicht unterscheiden; wohl aber unterscheidet ihn von den meisten die Sonderart dieses Dranges. Vor mehr als drei Jahren schrieb er mir: „Wir Neuen bedürfen einer psychologischen Zeitschrift! So arbeitet man nur mit halber Kraft! Man weiß, daß das Beste und Tiefste, was man zu sagen hat, doch in allen gegenwärtigen Zeitungen und Zeitschriften nicht gedruckt und verstanden werden kann, man kann sich überhaupt nur unter Concessionen an alle möglichen Arten Zöpfe mittheilen, d. h. man kann sich eigentlich nicht mittheilen. Wir haben keinen Sammelpunkt, wir können uns nickt geltend machen!" „Wir müssen von Grund aus neu anfangen." „Ich selbst weiß, baß mit der Möglichkeit einer Publication eine ganze Schicht meines Wesens, das jetzt niedergehalten wird, an's Licht gehoben würde. Tausend Aperyus, Skizzen, Momentstudien, die das Unbewußte im Menschen — den ari-itzre-tdn68 — behandeln, würben entstehen und die neue Erkenntnis; vom Menschen aufbauen helfen."
Wer mit einem anderen Blick als diesem Hansson'schen die gegenwärtige Litteraturwelt Deutschlands übersieht, wird dazu leicht ungläubig den Kopf schütteln. Allerdings ist das Auftreten der Kunst vor dem Publicum einigermaßen beschränkt — durch mehrere Gesetzesparagraphen und durch die Prüderie der Mehrheit des Publicums. Allein Hansson scheint gerade dies nicht zu meinen; und wenn er es meint, darf erwidert werden, daß Mittel, sich ein- oder das andere Mal zu helfen, nicht fehlen. Genug, wenn dem Ideal Ausdruck gegeben werden kann; die irdische Entschädigung, auf die der Künstler vollen Anspruch hat, müßte allerdings anderswo gesucht werden. Was aber Hansson anscheinend meint — Gelegenheit sich auszusprechen — besteht unseres Erachtens zur Genüge; wenn das Publicum kühl dagegen bleibt, ersieht man daraus, daß diese Gelegenheiten reichlich vorhanden sind und überreichlich benützt werden. Was für Litteratur wird in Deutschland nicht gemacht und gedruckt! Was für Standpunkte und Perspektiven, Ausweinungen und Ausschleimungeu und dgl. muß nicht das Publicum über sich ergehn lassen! Daß aus diesen Hunderten von Weltanschauungen uud Kunstauftassungen, von Weckrufen und Reformen, von Verwicklungen und Lösungen aller möglichen Fragen, von Knackungen des Welt-, Mensch-, Weib-Näthsels, von Philosophien, Psychologien und Physiologien, von Litteraturprogrammen und Hebeln zu ihrer Venmrklichnng ein großer Theil auf dem Boden liegen bleibt, weil das Alles allzuviel ist — dies scheint Hansson nicht zu merken. Oder war er bei seinem „Materialismus in der Litteratur" irgendwie in der Rede beschränkt und das Publicum irgendwie in der

Freiheit des Verhaltens dagegen gehindert? Und doch hat sich darob wenig öffentliches Wasser gekräuselt — geschweige denn, daß jenes Aussprechen einem Vedürfniß entgegengekommen wäre, eine Lücke ausgefüllt hätte. Trotzdem soll immer noch Mehr ausgesprochen, sollen immer noch neue Schichten eines Dichternmeren zu unglücklichem Lebenslauf künstlich hervorgezogen, soll immer noch Unerhörteres gesagt werden? Es scheint doch gerade das Gegentheil nöthig zu sein: ein Abdämmen der Litteraturfluthen, eine Fürsorge, daß nicht immer wieder Massen von Schriftgeschöpfen entstehen, für welche man, sind sie nur einmal da, nicht gut anders kann als sorgen.

Wenn Hansson einmal eine Gestalt schildert, mit Gesichtszügen, die eine deutliche Aehnlichkeit mit seinen eigenen verrathen — „und er wandert und wandert, und die Sonne geht wieder auf, und es wird wieder Abend, und Jahrhunderte steigen herauf und gehen unter, und bei jedem verdämmernden Jahrhundert klingen seine Schritte müder und schwerer und wird sein Antlitz mehr das Antlitz eines Mannes, der sein Heim sucht und sich nicht mehr zurechtfindet ans feinem eigenen Feld und in die Ine geht auf seinem eigenen Grund und Voden . . , darum wandert er umher mit einem Gefühl des Nirgendsheimischseins, er, der letzte Germane auf der Wanderung nach dem Punkt des Archimedes — — — —": wenn Hansson fo spricht, dann liegt allerdings auch die Antwort nahe, daß Einer mit dieser Einzigkeit alle Aussicht hat, irre zu wandern, und daß auf dem Weg literarischer Erörterungen der Punkt des Archimedes am allerwenigsten zu finden fein dürfte.

Tiefes eigenrichtige Wesen prägt sich nun noch in mancherlei Formen aus. Zunächst dort, wo Hansson ausdrücklich theoretisch wird. Von einem Suchen nach dem Richtigen ist dort wenig zu spüren; desto mehr von der Verfassung, in der man sich vielleicht befindet, wenn man genug viel Nichtiges besitzt, um nicht mehr suchen zu müssen. In seineu Erörterungen kehren mit einer fast kindlichen Vorliebe folche Ausdrücke wie „fundamental", „sicherlich" und besonders — noch dazu bei recht wenig passenden Gelegenheiten — der Ausdruck „absolut" wieder. Ueber das Suchen dessen, was man noch nicht weiß; über das Zweifeln an dem, was man gefunden zu baben glaubt: über folche Kindereien fcheint unser Autor hinaus zu sein. Selbst ein Nichtwissen wird gleicherweise dogmatisch behandelt, indem einmal die Behauptung daherläuft: „uugewiß woher wie aller Ursprung" (in „Amors Rache" S. 213). Und wie Hansson zu den Bildern, die er künstlerisch schafft, nur weuige Punkte und Striche braucht, so machen auch seine eigene Natur, inwiefern sie uns hier angeht, wenige Punkte und Striche aus.

Wie einer feiner Darsteller, Mthn, ihn eine Seele von erschreckender Zusammengesetztheit oder Vielseitigkeit (ä'etsin>'t>nt6 oumplexitö) nennen, und

wie seine englische Uebersetzerin, George Egerton, sagen kann: „seine vor-
nehme empsindungsreiche Seele reagirt auf jede Saite im menschlichen
Dasein" (ui8 uudls 8sii8itiv6 8oul all8^?6s8 to over^ eliorä in tu«
sxi8tsnc!6 ol numauit^) >— das würde uns unbegreiflich sein, dürften wir
nicht vermuthen, es beruhe auf einer Verwechslung der Vorliebe Hanssons
für fehr zusammengesetzte oder wenigstens so scheinende Vorgänge und für
außergewöhnliche Töne der menschlichen Natur einerseits, mit einer an-
geblichen Reichhaltigkeit und weiten Nesonanzfähigkeit seiner Auffassung
andrerseits.

Gerade das Gegentheil des Gesagten scheint uns zuzutreffen: seine
Seele von einer erstaunlichen Einseitigkeit zu sein und immer nur einige
Töne aus dem Menschenleben wiederzugeben. Allerdings „fühlt er mit
zarten Fühlhörnern des Geistes, die dein Alltagsmenschen ungewohnt sind"
(f««!8 ^vitl> ^LÜcnts inwIlLotu»! antsunao rluoammun tc> oi-cliuilrv
üum»nit^—Egerton!; allerdings ist er (wie dieselbe sagt) ein „Aristokrat";
allerdings mag man ihn (mit derselben) „die Verleiblichung des Nerven-
lebens von heute" nennen, falls man unter diefem Nervenleben das versteht,
was im modernen Litteraturjargon darunter verstanden wird. Allein es
bedarf keines besonderen Studiums seiner Werke, damit man einsehe, wie
eng verwandt die Eindrücke sind, die er empfängt und wiedergiebt, und
welche Welten von Eindrücken für ilm wegbleiben. Auch seine Essays
wiederholen diese Eigenart seiner Dichtungen, und abermals vernehmen wir
mit Kopfschütteln den Hinweis Mthys auf seine „wunderbare Fähigkeit, die
Verschiedensten Eindrücke zu bekommen und wiederzugeben" (8on ßtnnnanw
oauaoit6 » rscsvoir 6t » rsnäro 1>8 imurs88ion8 Ie8 plu8 aiv«r8e8).

Es ist ja immer nur ein Dies und Das, ein stets wiederkehrender Kreis
von Besonderheiten, worauf Hansson mit eigensinniger Hartnäckigkeit hin-
deutet, und worauf er mit ebensolcher vorher fertiger Meinung lossteuert,
Wie^das Leben wirklich in seinen Tiefen ist, und wie uns diese Tiefen in
Phantasiebildern, die sich nach jenen richten, zu zeigen wären — das scheint
bei Hansson gar nicht in Frage zu kommen. Auch rein sachlich erfährt man
bei ihm trotz seiner theoretischen Liebbabereien, trotz des beständigen Rühmens
von Psychovhysiologie u. dgl. recht wenig; und handelt sich's einmal um
Näheres, so kann man einer Verwechslung wie der zwischen Hallucinirrn
und Hellsehen (im „Nachtspnk") gewärtig sein.

Ebenso scheint es sich mit seiner InterNationalität zu verhalten. Das
Nationale spielt in seinen weiter zurückliegenden Werken — sowie in ein
oder dem anderen mehr seitab stehenden von später — eine bedeutungs-
volle, aber doch nicht führende Rolle; im Uebrigen tritt es ab, nnd wir
haben Dichtungen ohne das, was man Localton oder dergl. nennt, vor uns.
Ein internationaler Zug würde uns nun vermuthen lassen, daß zu dem
einen Localton noch viele andere dazugenommen werden, oder daß an ihrer
aller Stelle ein besonders reichhaltiger neuer tritt. Statt dessen dürfte,

abgesehn von Eisenbahnluft und Pensionsgeruch, lediglich eine negative
Form, eine Schablone von Weltthum vorhanden sein, ans deren Aus-
füllung wir vergeblich warten. Hansson scheint nicht zu ahnen, wie sehr
die Charakteristik, die er einmal von dem Verhältnis; des Weltbummlers
zu seinen Mitmenschen giebt, seinen eigenen Mangel an tieferem und ob-
jectivem Eindringen in die Dinge — theoretisch wie künstlerisch — mitbe-
rührt. „Wir moderne Menschen sind ja eine Art Reisende im Großen,
die ewigen Reisenden des Lebens, die sich nirgendwo fremd fühlen, so wenig
wie sie sich irgendwo zu Hause fühlen. Wir richten uns überall nach
unserer Bequemlichkeit ein, gerade so wie wir irgendwo Wurzel schlagen.
Unser Leben ist eine Art ununterbrochenen Pensionswechsels: man zieht ein,
wohnt und ißt zusammen mit diesen fremden Menschen, um am anderen
Tag an einen anderen Ort einzuziehen und mit anderen fremden Menschen
zu wohnen und zu essen." „Und wie wir überall und nirgend zu Hause
sind, so kennen wir auch Alle und Keinen. Wir haben mit so Vielen
zusammengelebt, daß mir nicht einem Einzigen auf den Grund gekommen
sind, ganz ebenso, wie wir unser Leben an so vielen Orten zersplittert
haben, daß wir mit keinen« einzigen verwachsen konnten." („Der Punkt
des Archimedes", II.)

Völlig aber stimmt der Vergleich von Hanssons theoretischem Interesse
für die Dinge mit dem Weltbummlerthum keineswegs. Es sind doch bei-
nahe immer nur ein paar Bezirke, in denen sich dieses tummelt, und von
diesen Bezirken wiederum nur einige Striche. Allerdings beansprucht unser
Dichter auch nicht, nähere Auskünfte darüber zu geben: „Was weih ich von
dein Proceß, der in mir vorgegangen, worin er besteht und wodurch er
bewirkt ist; er ist wohl nichts Anderes, als eine naturnothwendig hervor-
gerufene Umformung meiner physischen Gefäß- und Zellensubstanz, eine Dis-
position, die eine unwillkürliche Wirkung einer gegebenen Ursache ist, die
nicht gesehen und nicht beschrieben werden und die durch Nichts verhindert
werden kann." So in der ,.8ßN8itivg, amoru«»" (II>. Wie hier eine
vorübergehende, so sonst eine dauernde Beschaffenheit. Um sie namentlich
dreht es sich in den „Alltagsfrauen". Oder in der „Liebestäuschung" (III):
„Was bestimmt Sym- und Antipathien zwischen Mann und Weib?
Sicherlich" — so! — „physiologische Bedingungen, von dem andern Theil
ganz unaufgelost, unbewußt, instinctiv empfunden, vielleicht blos in der
einen oder anderen unbedeutenden äußeren Eigenthümlichkeit sich verrathend.
In der eigenthümlichen Structur der individuellen Urmaschine wohnen, ver-
borgen und unwahrnehmbar, die Kräfte, die zwei Räderwerke. so verketten,
daß sie mit ihren Zähnen ineinandergreifen, ebenso wie das inlimste
Wesen der Persönlichkeit davon bedingt wird, wie der tiefste, einfachste
Urapparat in ihm fungirt, und sich eine rein physiologische Disposition
solchermaßen in den subtilsten, flüchtigsten Lebensäußerungen der Seele
bemerkbar macht." U. s. w.

Sind nun auch Dichtungen nicht der Ort, wo man Belehrung darüber zu suchen hat, so kann doch ein solches Hindeuten ohne näheres Zeigen eine Unbefriedigtheit hervorrufen; zumal wenn es allzu häufig in ähnlicher Weise wiederkehrt. Die Frage, ob es trotzdem gefällt, ist eine rein künstlerische und läßt sich genauer nach keinen Fonneln behandeln. Indessen sind vielleicht Beispiele im Stande, auf die tatsächlichen Unterschiede im künstlerischen Eindruck aufmerksam zu machen. An die zwei eben gegebenen Stellen, denen die weniger künstlerische als theoretische Färbung vielleicht auch in dieser Herausgerissenheit aus dem Zusammenhang anzumerken ist, mag sich folgende aus „Frau Ester Bruce" (VI) reihen: „Da begegneten sich ihre Augen, wie von demselben Instinct in Bewegung gesetzt"; u. s. w. „Einer jener Augenblicke, die unbemerkt vorübergehen und ungesehen zur Erde fallen wie ein Samenkorn, das der Zufall ausstreut und aus dem manchmal ein Leben und ein Lebensfchicksal hervorwächst . . ." Hier, in einer mehrere Jahre jüngeren Erzählung als die vorigen, dürfte der Fortschritt zu einer künstlerischen Behandlung solcher Stellen unverkennbar sein.
Daß diese theoretischen Interessen nur als Mittel für künstlerische Zwecke da sind, dafür giebt Hansson auch in kritischen Aeußerungen Zeugniß. „Es sind ja nicht die Factadetails," — schrieb er mir bereits zu Beginn 1891 — „die auf einen außerhalb stehenden Dichter wirken: es ist der Ausblick, der sich hinter ihnen öffnet, die allgemeine Lebens- und Weltansicht, die ihn vroductiv macht. Darum kann ich z. B. sehr wohl einsehen, daß ein Buch wie das von Lombroso ,Genie und Irrsinns das ich vor einem halben Jahre in der Neclambibliothek las, der reine Iur ist; aber das verhindert nicht, daß sein Verfasser für mich als einer der Wegweiser dasteht, blos weil er den ^Verbrecher' geschrieben, selbst wenn auch dieses Buch auf einer schwankenden Basis von Facten ruht. Ueber all das springen wir weg, es enstirt nicht für uns; wir behalten blos jenes Eine, Bestimmte zurück, das unseren dichterischen Geist befruchtet, schlummernden Tönen in uns Laute gegeben, gebundenes Capital freigemacht hat." Ob freilich dieses ästhetische Ideal auch immer unberührt bleibt von einem Verlieren in theoretischen Interessen, das darf nach wie vor gefragt werden.
Kurz vor jener Mittheilung hatte er mir geschrieben: „Wofür ich mich ganz besonders interessire, ist Geschlechtsvsnchologie; ich habe gerade eine Sammlung längerer Novellen beendet, die davon handeln, und stehe im Begriff, die erste Hand an eine zweite Novellensammlung zu legen, die dasselbe Thema behandelt." Dam: ersuchte mich Hansson um Weiteres von Krafft-Ebing, z. B. „Die trcmsitorischen Störungen des Selbstbewußtseins". Binnen kurzem kam darüber folgende Bemerkung: „Hätte ich vor ein paar Jahren Krafft-Ebings ,Transitorische Geistesstörungen' gekannt, so hätte ich nie gewagt, die ,Parias' zu schreiben." Eine Bemerkung, die zeigt, wie sehr es ihni dennoch nicht blos um den Ausblick hinter dielen

Dingen, sondem auch um diese selbst zu thun ist; man denke sich die Analogie eines Wallenstein-Dichters und wird dann den Zusammenhang um so eher durchschauen.

Wofür sich Hansson noch außerdem ganz besonders interessirt, mehr, als er selbst meint, ist das Abnorme und zwar vorzugsweise das Psycho-pathische. Es tritt jedoch gleichwie bei Anderen, zumal modernen Dichtern — ich erinnere nur an Strindbergs „Gläubiger" — nicht immer aus-drücklich als solches auf; Manches bei Hansson, das normal aussieht oder das einer künstlerischen Erklärung zu bedürfen scheint, ist schlechthin als psychopathisch zu fassen — vielleicht wenigstens als neuropathisch oder über-haupt pathologisch. Beispielsweise in „ssnsitiva amoloLk" das VI. Stück mit dem Thema der Lebensangst: oder namentlich die „Alltagsfrauen", für die ein Sachkundiger statt des Untertitels von der „Liebesphysiologie" die Bezeichnung „serualpathologische Minderwerthigkeiten" vorgeschlagen hat.

VI.

Wofür sich aber Hansson am wenigsten interessirt, noch weniger wohl, als er selber meint, ist das sogenannte Sinnliche. „Ich gebe gern" — heißt es in „8sn3itivu, amorog»" I bei einer Augenblicksschilderung — „alle meine heißen Wollustrausche und alle meine wohlig-matten Wollust-nächte für diesen einen stummen, thronenden Blick, der meine Wollust so fein und ängstlich spröde machte, daß sie zum Schmerz ward." Hansson liebt es sogar, das Sinnliche und insonderheit das geschlechtlich Sinnliche von oben herab zu betrachten, als etwas Thierisches, als die brutale Sättigung, der er seine Figuren höchstens tragisch erliegen, am liebsten aber ausweichen läßt. So in „8su8itiva »iuoro8i>," öfters, z. B. (III) bei der Schilderung einer unglücklichen Ehe: „Und Tage hindurch quält sie sich in nervösem Warten auf feine nächste Glosse, und Abends, wenn sie zu Bett gegangen und es im Hotel still geworden, krümmt sie sich in angstvollem Ekel in der Erwartung des Augenblicks, wo sie sein kaltes, weiches Gesicht wie einen klebrigen Wurm auf dem ihren fühlen und seine tastende, zitternde Hand . . ." Oder ausdrücklich (im VII. Stück>: „Denn ist in Wirklichkeit eine physische Vereinigung zwischen einem Mann und einem Weib etwas Intimeres, als dieses Zusammenschmelzen des Wesens zweier Menschen, in dem die Gefühle sich vermischen und einander befruchten und die Gedanken sich zusammenschlingen, und neue Keime ansetzen?" Auch sein Schilderer Mthy sagt wohl mit Recht von ihm: „Aber er trägt in sich ein unsag-bares Etwas von Reinheit, von intimer und verhüllter Keuschheit, von ungebrochener Empfänglichkeit, die jenes Buch in einen ganz eigenartigen Zauber kleidet . . . und einen allgemeinen Schrecken hervorrief, da seine verständnißlosen Landsleute darin eine unbestimmte Anregung zu den

schändlichsten Verderbtheiten sahen." In der That scheint die heimische Vernehmung Hanssons ob seiner „86U8itiva »,moro8»" — ausgesprochen, z. B. von Ribbing in dem erwähnten Werk — viel eher selbst unter die schändlichen Verderbtheiten zu gehören. Hansson sollte sinnlich sein! Verführerisch! Nicht einmal dem äußeren bürgerlichen Anstand dürfte er gefährlich sein; bewegen sich doch seine Figuren vorzugsweise in jener alten Anstandsmelt, in der man Verlobung feiert u. dgl. m. Allerdings kommt auch die Liebe rein als solche bei Hansson meistens nicht sehr gut weg; „es gebe keine größere Misöre als die Liebe. Das sei ein einziges Mßverständniß, so lange es dauere, Pein, wenn es aufhöre, Bitterniß, wenn es Vorüber sei." („Meervögel" III.)

Das Sinnliche aber, in seinen« vollen Umfang, spielt bei Hansson eine wichtige und richtige Rolle als Unterbau oder Vermittler für Höheres. Mit Vorliebe holt sich seine Phantasie aus dem Sinnlichen die Analogien für Bilder von Übersinnlichem. „An den Herbstabenden sitzt die Familie um die Arbeitslampe in der großen, niedrigen Wohnstube mit den schmalen Fenstern und jener altfränkischen, stilvollen Eleganz in der Ausstattung, die auf die Nerven wirkt wie der Duft aufbewahrter Winterfrucht." („8sn8i'tiva amoi-osa" III.) Oder (ebenda V): Es war ihm, als schiele die Landschaft „auf ihn mit dem Blick eines Tollen, wie sie dalag, halb im Abenddunkel, halb in einer Beleuchtung wie der kalte Glanz des Stahls; er fühlte sich, als wäre seine Hirnschale aufgehoben und fein Gehirn läge blos und ein feiner, kühler, scharfer Stahl würde in dasselbe gestochen. Das Fieber der Natur siedete in seinem Blute, es war Feuer und Frost, bald heiße Brunst, bald ein Wahnsinnsschwindel, der wie eine scharfe Eiskante schnitt; und Gesichte zuckten vor ihm auf, abwechselnd die eines Wüstlings und die eines Tollen." Überhaupt wären für die Anschaulichkeit seiner Darstellung, zumal für die Wirksamkeit seiner Bilder, zahlreiche und zur Erörterung ihrer Wirksamkeit herausfordernde Beispiele beizubringen. Etwa aus „Frau Ester Bruce" (XIV S. 166 f.) die Schilderung des alten Herrensitzes im Mondschein: „In seiner grauen Nuinenfarbe sah er aus wie ein Gespenst aus der Geschichte, das in einer gewitterschwülen Mondscheinnacht keine Ruhe im Grabe gehabt, sich gewunden in der Erinnerung, was in solchen Nächten Jahrhunderte lang in seinen Mauern geseufzt und gesündigt worden, und schließlich, aus seinem Banne gelöst, noch einmal auf die Erde emporgestiegen war, um mit seinem Todtengesicht und seinen vier Reihen leerer Augenhöhlen hinauszustarren in die gefährliche Augustnacht, wo das Fieber des Gewitters in die Sinne der Menschen fährt und der Mond ihr Blut saugt." Oder in« selben Roman (VI) die drollige Darstellung: „Vater Bertelson war ein Gebilde aus lauter Kugeln" u. s. w.

Das Bedeutendste darin dürften die „Meervögel" bieten. Wie cmschaulich taucht vor dem Leser der Steingeröllboden jener Insel auf, über den das einsame Menschenpaar dahinbummelt! Dann das Meer — „wie

>

eine gigantische, sorglose Bestie, die in einer Stunde der Ruhe und guten Laune ihre musculösen Glieder wohlbehaglich ausstreckt, wahrend ihre blanke Haut glänzt und funkelt" (in II). Dann wieder ein graues, einförmiges Nichts „über dem ganzen schönen Anblick, Etwas, das weder Sonnenrauch, noch Nebel, noch bewölkte Luft war, das aber auch all die leuchtenden Farben auswischte, wie ein schmutziger Finger" (V). Oder ein Schiff. „Unter einem Hüllenconcert von Pfeifensignalen für die Segelbüte, die in der Einfahrt herummimmelten, schoß das enorme Ding in den Hafen" (I). Oder der Ausblick auf diesen: „das innere Fahrwasser voll von Segelböten, die aussahen wie kleine weiße Schmetterlinge auf blauer Fläche, von größeren mastenreicheren Böten, dazwischen dann und wann ein schwarzer, gerader, niedriger Dampfer, der seines Weges vorwärtsschoß wie ein von seinen Affairen erfüllter Geschäftsmann zwischen der Menge koketter, eleganter, gemächlich vorwärts schaukelnder Segelschiffe, die sich Zeit lassen" u. s. w. <II). Endlich das Seelische. „Ich glaube, daß Menschen, die dazu angelegt sind, einander zu verstehen, es ohne viele Worte thun. Und sind sie nicht angelegt, einander zu verstehen, so kann kein Lastwagen voller Worte sie über's Wasser zu einander bringen. Alle Beziehungen knüpfen sich von selbst, spontan und im Geheimen; Worte sind bei solchen Vorgängen meist dazu da, um Unordnung in den Garnknäuel zu bringen, gleich ungeschickten Fingern" (III). Und gegen Ende: „O es wird immer enger um Einen herum, immer leerer. Und man sieht es an und weiß, daß es so kommen muß. Und die Jahre gehen, und man ist wie ein Blatt, das der Wind treibt, es hüpft und bleibt liegen und dreht sich und rollt und rollt, und endlich ist es weg. Und Keiner bemerkt, daß es weg ist."

Der Schwerpunkt der Schilderungen bei Hansson ist gemäß seiner von einem sogenannten Naturalismus abgewandten Art nicht das, was er aus der Natur herausliest, sondern was er in sie hineinliest. So schildert er niit Vorliebe das Hören des Schweigens, benützt jedoch dazu die zuvörderst erweckte Illusion der unveränderten Natürlichkeit als Grundlage, getreu seiner Behandlung des Sinnlichen als eines Mittels für Höheres. In „8e>,8itivn, lmioru8a" (VII): „Wir blieben dann und wann stehen; um uns herum war es feucht und still, der Pfiff einer Locomotive durchschnitt in weiter Ferne die Stille, gleich darauf ertönte der Schrei eines Kindes, gellend und vereinzelt, wie wenn ein Raketenstreif die Luft zertheilt, in feiner Fahrt nachläßt, anhält und erlöscht; und die Stille und der graue Raum schlössen sich wieder um den Riß zusammen, und es war, als ob das Schweigen sich zu jenen Tropfen verdichtete, die fielen, einer nach dem andern, groß und schwer, der eine hier, der andere dort." Oder im ersten Ofeg-Lied: „Und die Sterne flimmerten so lebhaft, daß, wäre ein lebendes Geschöpf dabei gewesen, es hätte hören können, wie sie durch das Schweigen zitterten." Oder am Eingang der Novelle „Im Huldrebann": „Es ist gerade jene Stunde der Nacht, wo die Schatten am

tiefsten liegen und die gekalkten Wände am weißesten scheinen und die Unbeweglichkeit aller Dinge so massiv ist, daß der Mensch auf einmal zu. horchen anfängt, sie um sich herumstehen fühlt wie einen körperhaften Gegenstand und schließlich die Stille hört." „Und auf einmal zerreißt die Stille zu einem wimmelnden Leben, zu einer Millionenfältigkeit von Lauten, keiner für sich allein da und bemerkbar, außer im andern, aber alle zusammen Einem im Ohre singend wie ein kaum vernehmbarer, unbestimmbarer Ton ... Darauf kommt ein Laut, der die ganze stille Symphonie zerspaltet und die ganze Zauberherrlichkeit wegfegt, ein roher Laut, ein Laut mit Anfang und Ende, ein Laut vou dieser Welt." U. s. w. Etwas Aehnliches ist auch in „Frau Ester Bruce" (XIII) die in's Einzelne durchgeführte Beschreibung eines nicht wirklichen, nur im Wachen geträumten Gewitters.

Mit besonderer Kunst, die eine Analyse lohnen würde, versteht es Hansson, an seinen Gegenständen das herauszuarbeiten, was man den „umgebenden Schein" oder den „Nimbus" nennen könnte, und wofür der Engländer die bereits so verwendeten Worte Kalo, peuumbra, trinßß, 8ut?u8ic>n besitzt: die begleitenden Gedanken oder Gefühle, die an der Vorstellung des Gegenstandes unvermeidlich sind; vergleichbar in der Gehörswelt den Ober- und-Untertönen. Auch Hanssons englische Uebersetzerin erwähnt sein Wiedergeben der „kaum hörbaren Untertöne des Lebens".

Ein solcher Schein, der die Gegenstände umzieht, bleibt sich natürlich kaum jemals gleich, ist vielmehr selbst wieder von der noch weiteren Umgebung abhängig und läßt den so umzogenen Gegenstand anders und anders erscheinen. Um so wirksamer wird der von Hansson öfter angewendete Kunstgriff, nach einem längeren inhaltreicheu Umweg und meist mit annähernder Wiederholung früherer Worte, an den nämlichen Punkt, zu demselben Ding oder Zustand, zu einem gleichen Vorgang u. s. w. zurückzukehren. Es ist der altbekannte epische Kunstgriff, nur in ausgesuchterer Anwendung. So spurweise, doch eindrucksvoll, im III. Stück der „8eu-8itiva lliuoro8i>,". So ausgeführter in dem Roman „Vor der Ehe". Das erste und das letzte Capitel davon beginnen gleich- „Im Villard-Caf« des Eisenbahn-Hotels war es schon ganz dämmrig in der Ecke" u. s. w. „Es war sehr füll im Zimmer; die Uhr tickte hörbar an der Wand." Aber beim zweiten Mal klingt dieser Satz um einen Ton höher: „Es war ganz still im Zimmer; nur die Uhr tickte laut an der Wand". U. s. w., bis es sich schließlich in die gänzliche Verschiedenheit des Fortgangs auflöst.

VII.

Juden: wir so mehrfach die Kuust erörtert, mit der Hansson den Inhalt seiner Dichtungen behandelt, haben wir seine Kunst der sprachlichen Form vorerst unerwähnt gelassen. Was wir über sie hauptsächlich zu sagen haben, ist, um es gleich kurz herauszuheben. Folgendes: Wie Hansson e5

besser vermag, die Gedanken nebeneinander zu stellen, als auseinander zu entwickeln, ohne jedoch eine gewisse Liebhaberei zu dieser Weise zu unterdrücken, ebenso vermag er es besser, seine Satztheile nebenzuordnen als unterzuordnen, ohne freilich einer Vorliebe für syntaktische Subordinationen, die ihn manchmal in die auffälligsten Schlingungen und Windungen gerathen läßt, aus den: Weg zu gehen. Und je weiter wir Hanssons eigene künstlerische Entwicklung nach vorwärts verfolgen, desto voller entfaltet sich in seiner Sprache die Paratare oder Coordination, desto sicherer scheint die klippige Subordination überwunden.

Man erinnere sich des Satzes aus Hanssons „Ueber den Tod", mit dem nur nnsere Darstellung eröffnet hatten. Er entstammt der letzten Schaffenszeit des Dichters. Aus seiner früheren Zeit sei der Anfang von .,8sn8itiva amoro^a" danebengestellt: „Wir waren drei gute alte Freunde, die lange zusammen in intimem täglichem Verkehr gelebt und einander aus- uud inwendig kannten und die das Leben auseinander geführt und die sich jetzt wiedertrafen nach vieljähriger Trennung, während welcher der eine nicht viel vom andern gehört, außer was das Gerücht und die flüchtig aufgefangenen Worte gemeinsamer Kameraden erzählten, denen man gelegentlich auf feinem Wege durch's Leben begegnete." Wir fehen in dieser Periode an die „Freunde" einen Relativsatz angehängt; an das letzte Wort dieses Satzes, an „Trennung", ist ein zweiter Relativsatz angehängt; dieser Hinwider wird durch einen von ihm abhängigen Nebensatz — „außer was" u. s. w. — eingeschränkt, und in diesen» erfährt das Wort „Kameraden" abermals eine nähere Bestimmung, wie sie der die Periode abschließende Relativsatz giebt. Allein mitten in diesem Hängen des einen Gliedes am andern findet sich ein kleiner Reigen von Coordination: „die lange zusammen in intimem täglichem Verkehr gelebt uud einander aus- und inwendig kannten und die das Leben auseinander geführt und die sich jetzt wiedertrafen nach uieljähriger Trennung,"; dieser Reigen aber ist weit mehr Hansson als die Gliederung, die ihn unischließt. — Aehnliche Gesammtfügungen finden sich namentlich im IV. Stück desselben Werkes.

Indessen gehen andre Beispiele wohl über das Maß des Erträglichen, über die Leichtfüßigkeit, die einem Künstler ganz besonders den Erfolg verbürgt, hinaus. So einige Satzwürmer im VI. Stück der Lynsitiva.

Da ist z. B. eine Periode mit dem Gerippe: „Es dauerte . , . nickt lange, bis er . . . merkte; . . . und schon jetzt . . . war es . . . daß er constatirte . . ." Zur Bekleidung des Gerippes dienen noch zwei Nelativfügungen, drei unterordnende Bindewörter, gegen ein Dutzend Vorwörter und etliche Umstands- und Mittelwörter. Von einem bald darauf folgenden Satzgefüge sei nur der kleinere Schlußtheil angeführt: „und oft, wenn er ihrem, von Jubel, oder Träumerei gesättigten Blick begegnete, fühlte er einen Groll in der Seele, und es that ihm weh, das, was er auf dem Grunde ihres Blicks fand, diese innerste Gewißheit, daß ihr Leben un-

widerruflich mit dem seinen verbunden sei, und daß sie da saß und glaubte, als wäre es eine natürliche Sache, die gar nicht anders sein konnte, daß er fühle, wie sie, — und er zog sich in sich selbst zusammen in zurück-scheuender Angst, wie ein erschreckter und mißhandelter Igel." Hier wird wohl nur eine besondere Nachforschung überzeugen, daß dies ohne Annahme eines Druckfehlers zu deuten möglich ist.

Auch später noch sind solche Beispiele zahlreich. „Im Huldrebann" ^: „Als er mit diesem Weib, das in einer halben Stunde seine Gattin sein sollte, aus der Brautstube in den großen Saal trat, wo der achtzigjährige Propst, der seinen Vater und seine Mutter begraben und nur aus Achtung für seine Familie, die eine der ersten der Gemeinde war, in eigener Person die feierliche Handlung übernommen, hoch und meißhaarig vor dem Braut-schemel stand, mit dem großen schwarzen Buch in der Hand, während die Verwandten, ernst und unbeweglich, sich in zwei Reihen an beiden Seiten anschlössen, da" u. s. w. Auf den ersten Seiten der „Meeruögel" drängen sich solche Beispiele besonders auffallend: „Während er nun an dem lauen, hellen, stillen Sommerabend am Hafen von Abo auf- und niederwanderte, zur kleinen Stadt hinauf, die den Abhang hinanklettert, der den Horizont nach dieser Seite hin verschließt" u. s. w. Kurz nachher ein Satz, durch dessen Ende die Coordination gleichsam nur durchschimmert, als eine Spur von Erlösung aus den hypotaktischen oder überhaupt den syntaktischen Fesseln: „Es war ihni gerade so zu Muth, wie ihm jedesmal zu Muth war, so weit seine Erinnerungen zurückreichten, wenn ihm Etwas bevorstand, das stark gegen den gewöhnlichen Gang seines Lebens abstach, oder wovon er wußte, daß es in höherem oder geringerem Grade entscheidend ans dasselbe einwirken würde, — unausweichlich, wie die Minuten gingen, stand es bevor, und hatte man so und so viele Secunden gerechnet, so war es da, auf den Stundenfchlag." Gleich darauf ein solches Satzstück ohne diese Milderung: „und etwas Anderes, wohinter er nicht recht kommen konnte, was an ihr es war und worin es bestand. Etwas, das dem Aus-druck des Blickes verwandt war, und das ihm in irgend einem geheimen Zusammenhang mit der Eigenheit in ihrer Stellung zu stehen schien, damit, daß sie halb abgewendet, die eine Hand versteckt oder in die Tasche ihres Kleides gesteckt hielt." Bezeichnender Weise fallen diese Beispiele in den Anfang der Erzählung, dorthin, wo die Gedankenfäden und Schicksalsleinen ineinander geschlungen werden; wo sie aber zur Entwirrung und Lösung kommen, dort stören auch sie nicht mehr das glattere Nebeneinanderliegen der Fäden und Leinen.

In den späteren Werken werden solche Beispiele überhaupt seltener und werden immer mehr nur eingesprengt zwischen die Neigen der Neben-ordnung. In „Frau Ester Bruce" (XIV): „Da hatte auch sie, im selben Moment wie er, so rasck, als hätte sie schon längst instinctiv gefühlt, daß er sich nabelte, und gerade in diesem Augenblick mit Gewißheit erwartet, daß

er durch die Thür treten würde — da hatte auch sie seinem Blick mit
dem ihren begegnet." Im „Punkt des Archimedes" (I): „Als Ersatz,
sage ich am andern Tage zu nur, wie ich Nürnberg bei Tageslicht sehe
und die modernen Paläste gewahr werde, die sich zwischen die alten Häuser
eingedrängt haben, seit ich zuletzt hier war, und jetzt überall wie auf-
geblasene Emporkömmlinge mit Talmigoldketten und neuen Kleidern vom
berühmtesten Schneider zwischen den Abkömmlingen der Fürstenfamilie einer
alten Cultur in ihren stilvollen Lumpen herumstehen — zum Ersatz, sage
ich zu mir, besaßen jene früheren Gäste des ‚Bratwurstglöckleins' Etwas,
das wir, die Gäste von heute, nicht haben, weder diese zeitgenössischen
Nürnberger Bürger, noch ich, der mit den: Erpretzzug von Berlin kam,
um Etwas zu suchen und zu finden, ich weiß nicht was, irgendwo zu suchen
und zu finden, ich weiß nicht wo." Dies ist allerdings eins von den
Beispielen, in denen bei glücklicher Bestimmung oder Vortragsweise sogar
der Vorzug eines langen Athems — ini uneigentlichen und eigentlichen
Sinn — erfolgreich wirken kann. Andere Beispiele dürfen höchstens auf
das Glück rechnen, daß sie bei flüchtigem Aufnehmen unbemerkt bleiben.
So der amtsstilige Satz aus demselben Werk (VI): „Mein ganzes Ich
sagt Nichts dazu, obgleich es sich durchaus nicht als etwas Relatives fühlt,
sondern als etwas Absolutes, und mein Kopf geht dazu über, die vieleu
Versuche, die aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken, die von
unserer eigenen Zeit, diesem grübelnden Hamlet, der blos ein grübelnder
Kopf ist, gemacht worden, zu untersuchen und gegen einander abzuwägen."
Abgesehn von solchen Verwickelungen liebt Hcmsson einfache, aber oft
lange Parenthesen und bleibt damit ziemlich harmonisch im Zug seines
sonstigen Stils, sofern ihn eine vornehme Ruhe und Schlichtheit kenn-
zeichnet. Ein verwickelteres Parenthesenspiel wird sich in einem leiden-
schaftlich bewegten Stil immerhin unterbringen lassen; ein freies Spiel
mit dem Satzbau und zumal der Wortstellung wird in einem solchen Stil
und für eine entsprechende Färbung des Inhalts ebenfalls passen, wie bei-
spielsweise in Hermann Bahrs „Guter Schule" der Sah: „Die Kleider
herunter, in Fetzen, bog sie über und mit seiner Hundspeitsche." Bei
Hansson jedoch dürfte der Leser oder Hörer noch nicht in der richtigen Ver-
fassung sein, wenn er an die folgende Stelle kommt („Punkt des Archi-
medes" III): „Gerade wie ich wieder vor meinem Wirthshaus stehe, ‚Zum
Vrückenfischer' lese ich, und ganz rathlos, was ich jetzt unternehmen soll,
den Blick mit gemachtem Interesse über Alles schweifen lasse, was er schon
gesehen hat, eigentlich in beherrschter Verzweiflung, ob sich denn Nichts dar-
bieten will, was des Interesses werth ist, — denn ich fühle, daß alle
Fensterscheiben rund herum voll sind von plattgedrückten Eingeborenen-
gesichtern, die mich voll Verwunderung anstarren, wonach ich denn hier zu
gaffen habe —, da bleiben meine Augen an einem Hofe hängen, der ganz
allein und frei, hoch auf einem mächtigen Abhang liegt, die Vorderfeite

mit ihren massiven Mauern und kleinen Fenstern dein See zukehrend. Er sieht so uneinnehmbar aus, ist mein Eindruck, wie eine Festung; — und was für eine Aussicht, füge ich hinzu; besehen wir ihn uns näher!" Worauf die kurzen Coordiuationen beruhigt weiter fließen.

In ihnen hat das freiere Spiel mit dem Satzgefüge feinen guten Erfolg. Sie haben oft genug mit dem Drang nach eigensinnigen Subordinationen — wie der Künstler Hansson mit dem Theorienliebhaber und Litteraturlritiker Hansson — zu kämpfen. Ein annähernder Sieg für sie ist etwa der Satz in „Frau Ester Bruce" (XIV): „Jetzt verlangfamte er unfreiwillig feine Schritte und verfank in Träumereien, erst düster und still wie die des Waldes selbst, daun immer Heller, bis all das Licht zu einer weißen Gestalt wurde, die ganz in der Ferne stand und zu warten schien, daß er kommen möchte, sich darauf in Bewegung fetzte und auf ihn zukam, immer näher, immer näher, bis sie mit einmal dicht vor ihm auf dem Fußsteig im Waldesdunkel stand ..." Knapper einmal in „Amors Rache": „Sie wagte nicht aufzusehen, aber empfand feine Augen und daß er lächelte," u. f. w. Am eigenartigsten wird ein solcher Sieg, wenn das Gedankengefüge in der Hauptfache eine deutliche Unterordnung ist, fein sprachlicher Ausdruck aber unerschüttert bei. der Nebenordnung bleibt. In „Frau Ester Bruce" (XIII): „Es war ein bitterer Wundschmerz, eine Wunde, die immer wieder aufbrach und immer wieder anfbrechen würde: — der Mann hatte sie besessen, jahrelang mit ihr zusammengelebt." So packend ein derartiger knapper Griff ist, so leicht verfehlt er doch seinen Erfolg und wird zur unfreiwilligen Komik, wenn der Schrifsteller zu viel im Satzrahmen unterbringen will und fo gerade seine eigensten Vorzüge aus der Hand läßt. Ein dem letztangeführten Satz inhaltlich ähnliches Gefüge (ebenda XI) ermöglicht den Vergleich: „Zuerst war es nur Widerwille, ein fader Gefchmack in der Seele; aber daraus löste sich schou im nächsten Augenblicke Etwas, das ihn band, ihn zwang, ihn trieb, zu bleiben, zu verweilen, obgleich er am liebsten gegangen wäre, ganz weggegangen wäre, ohne sich umzusehen, das ihn trieb, hinzugehen, wo er saß, er, der Andere, ihr früherer Mann, der sie gehabt hatte, sie besessen hatte, dessen Kind sie bei sich hatte . . ."

Daneben sind genug Stellen, in denen sich die Beiordnung in ungetrübter Selbstständigkeit entfaltet. Sie vermeidet auch glücklich die Unart der kleingehackten Gigerlsätze: „Aber Frau Bruce war zu Hause; saß im Salou, glaubte das Mädchen" (ebenda XII). Ihren größten Glanz erreicht sie wohl in Schilderungen breiten Inhalts, besonders wenn dieser so recht eindringlich vertieft oder in seiner Breite ausgeschöpft werden foll. In den „Meeroögeln" (II): „Schließlich gelangten sie wieder an die kleine Bucht mit ihrer Nadestelle, gingen schräg an ihr vorbei, vorwärts durch eiu breites langes Grasthal zwischen Nergknollen, stiegen an ihnen empor, stiegen und stiegen, bald ein bischen aufwärts, bald ein bischen abwärts.

dann wieder aufwärts, immer höher —" Aehnlich findet e>? sich in dein
theilweise bereits citirten Eingang vom „Huldrebann"; oder in dein von
„Amors Rache": „Spinngewebe glitten lautlos durch die unbewegliche
Luft, Faden auf Faden, glänzten einen Augenblick in der Sonne, glitten
-weiter, leuchteten wieder auf und verschwanden." Mehr als durch solche
Stellen erhebt sich Hansson zu einer Originaliät seines Beiordnens, wo er
besondere Seelenzustände darstellt; seine letzte Gruppe von Dichtungen, der
‚FLeg zum Leben", bietet dafür die meisten Beispiele.
Die Classiker unserer Litteratur hatten, zumeist wohl unter deni Ein-
fluß des griechischen und lateinischen Satzbaus, im Allgemeinen einen
ziemlich langzügigen Periodenstil geschrieben, der nachgerade den Eindruck
einer vornehm wechsellosen Höhe über dem, was uns aus der Wirklichkeit
heraus nahe geht, machen tonnte. Die lebendigere Anschmiegung an die
Wechselfülle des vom Inhalt dargebotenen Interesses, wie sie Lessings Stil
ausgezeichnet, dürfte wenig nachgewirkt haben. Um so mehr steigerte sich
jene Stilart bei den Epigonen zu einem „ruhig dahinfließenden, lang-
welligen, abgeklärten" Stil. Er wird z. B. („Beilage zur Allgemeinen
Zeitung" 1895 Nr. 138) an Spielhagen gerühmt; wir kennen ihn an
Heyse und Anderen, unter den philosophischen Schriftstellern an Lotze, und
oft genug mag ihm der Vorwurf gemacht worden sein, er wirke einschläfernd
wie ein gleichmäßig sanftes Geschaukel. Er war gleich anderen Zügen
unseres Epigonenthums ein Angriffspunkt für die litterarische Moderne,
ein Gegensatzgrund für ihr Tasten nach einem mehr unruhigen, mehr in
die Wirklichkeit hineinbohrenden Stil. Die Sprache der dramatischen Per-
sonen Ibsens gab wohl eine der ersten und merklichsten Aufrüttelungen
nus dem weichen Lager classicistischer Sprechweise. Und als ein gutes
Stück in dem Entwickelungsgang des modernen Sprachstiles darf Hanssons
Schreibweise angesehen werden. Einen Neichthum von Mitteln zum An-
schmiegen an reiche Inhalte besitzt auch er nicht; dazu fehlen schon solche Inhalte.
Doch auch dem vorhandenen Inhaltsreichthum scheint der Neichthum an Stil-
nüancen nicht zu entsprechen. Auch bei Hansson kommen wir aus einem
ziemlich gleichmäßigen Fluß wenig heraus; die auffälligsten Unterbrechungen
sind noch seine herben, aber nicht so sehr aufrührenden als ernüchternden
Subordinations-Verschlingungen, zumal die Relativgefüge. Mit ihnen fährt
mitten in die anschaulich beschäftigte Phantasie oft ein Wind der Neflerion
hinein, der die Illusion auseinanderwirbelt; uud um die Unanschaulichkeit
voll zu machen, schieben sich trockene Fürwörter mit ihrem Fluch des
Secundären, Uneigentlichen vor'Z Auge. In „Lsusitivn, amoi-oza" (V):
„Er setzte sich auf einen Baumstumpf und starrte abwechselnd auf die Land-
schaft und auf sie, die an einen Stamm gelehnt stand. Es war ihn«, als
schiele erstere" — brr! „erstere"; und darauf die fchon erwähnte Stelle:
„ . . . fein Gehirn läge blos und ein feiner, kühler, scharfer Stahl würde
in dasfelbe gestochen." In „Amors Nache": „und erst lange nachdem

die Worte alisgesprochen waren, tauchten sie nach und nach in ihrem Bewußtsein auf. Sie hätten sicher in Uebeieinstimmung mit ihnen gehandelt" :,.'. (vielleicht soll es statt „hätten" „hätte" heißen). Zu einem typischen Miß-geschick im Rahmen des Kladderadatsch-Briefkastens ist der Anfang der Novelle „Der Weg zuni Leben" geworden: „Der Zug brauste in die Station von Lausanne und hielt. Es dauerte eine halbe Stunde, ehe er Weiterreisen konnte. Er stürzte in strömendem Regen über die Bahnspur zur Restauration, um sich an dem feuchtkalten Februarmorgen mit heißem Kaffee zu stärken." Wo Hansson statt der künstlerischen Phantasiebilder Folgerungen, Er-örterungen und dgl. bringt, dort verläßt ihn die Künstlerschaft der Sprache oft so sehr, als führte plötzlich eine andere Hand seine Feder. In „Zenzitiv» »moro8a" (VII) steht ein Satz, dessen erste anscheinend mißglückte Hälfte durch ihren auffälligen Gegensatz zur schönen zweiten Zeugniß dafür geben dürfte: „Wäre sie mir nicht begegnet, so wären vielleicht diese zwei Monate so ausgelöscht, als wären sie nie gewesen, und nun kehre ich wieder und wieder zu dieser Erinnerung zurück, als zu Etwas, das Einem innerlich gut gethan hier im Leben, und das vorbeigeglitten ist und verschwunden." Von jenen drei kurz aufeinander folgenden „wäre" scheint doch statt des zweiten ein „würde . . . sein" besser: erstens weil dies die Regel für bedingte Sätze — im Gegensatz zu den bedingenden — vorschreibt, und zweitens aus der einfachen Rücksicht der Abwechslung. Der Stilist, mit dein wir's hier zu thun haben, hat wahrscheinlich diese Abwechslung absichtlich vermieden und durch Gleichheit der Tönung wirken wollen; hat aber nicht bedacht, daß dies für ein Spiel mit anschaulichen Vorstellungen, nicht jedoch für eine solche Erörterung passen «nag. Auch das geringfügige Versehn im „Weg zum Leben" (IV): „ganz unmittelbar kam es ihm vor, als strömte Alles, was er an Leben in sich trug, zurück zu ihr, in der es seinen Ursprung und Heimstatt hatte" — diese Weglassung des „seine" vor „Heimstatt", das erforderlich war, wenn nun einmal diese Wortgruppe mit „seinen" begann, scheint leichter einem bildnerischen und einfarbig vorstellenden als einem er-klärenden und unterscheidenden Geist in die Feder zu gerathen. Einen ähn-lichen Ursprung mögen die häusig überraschenden ungebräuchlichen, oder gänzlich neuen, doch schwer deutbaren Wörter haben, die sich bei Hansson finden. So im „Punkt des Archimedes" (IV) das „Landkind"; in dem Roman „Vor der Ehe" (V) „wibbelte"; in der „Liebestäuschung" (II) das — vielleicht verdruckte — „jappt nach Athem". In den „Meeruögeln" (II) dürfte das „schäffern" und in der „Huldrebann"-Novelle (III) das „quintiliren" (für Quintenspiel auf der Geige) ein glücklicher Einfall sein. Und so noch andere Einzelheiten. Im Allgemeinen liebt Hansson Ausdrücke, von denen je ein einziger möglichst viel sagt, möglichst unterstrichen und starkschrittig Ivor uns tritt, möglichst! unmißverständlich und nnvermischbar wirkt. Das Wort „Factadetails" in einer früher angeführten Vriefstelle kann als Beispiel genügen.

Man sieht, wir sind jedenfalls über die Eigentümlichkeit des Epigonen-
thums hinaus, die Sprache für sich als ein eigenes Kunstmaterial vollendet
zu behandeln, ohne sie als Glied des aus Gedanke und Wort zusammen-
gesetzten dichterischen Ganzen zu benützen; ebenso über die sanften Wogungen,
die einer früheren Zeit so wohlgefielen. Mthns Vergleich des Hansson'schen
Stiles mit der wellenlinigen Ebene Schönens scheint höchstens für die älteren
Schriften zu passen.

VIII.

Wenn sich im Stil eines Menschen sein Eharakter ausprägt, so ist
dies vielleicht nur ein Sonderfall davon, daß eine folche Ausprägung
möglicherweise in Allem stattfindet, was er thut: in feinen Werken und
Handlungen jeglicher Art, von den einfachsten Körperbewegungen angefangen
bis hinauf etwa zu seinen architectonischen, politischen und sonstigen Schöpfungen.
Dient nun ein Werk, eine Handlung unmittelbar der Aeußerung seiner seeli-
schen Vorgänge, fo wird dieses Ausdrucksverhältnitz und diese Möglichkeit^
vom Ausdruck auf den Ausdrückenden zu schließen, noch eher als sonst zur
Geltung kommen. Für die Handschrift behauptet dies die Graphologie;
allerdings ist ihre Grundvoraussetzung noch ein Gegenstand des Streites.
Vielleicht trägt zur Ueberwindung dieses Streites der Versuch bei, die
Persönlichkeit Hanssons, wie von seinem künstlerifchen Schaffen und zumal
seinem Stil, so auch von seiner Handschrift aus zu erforschen; die moderne
Vorliebe für eine Deutung künstlerifcher Leistungen aus der seelischen Eigen-
art des Künstlers, diese Vorliebe, die den Milieu-Begriff überwinden will,
und die gerade einen Hcmsson als Literaturkritiker kennzeichnet, mag das
graphologische Hilfsmittel besonders willkommen heißen. Dem unbetheiligten
Zuhörer endlich wird es zumeist darauf ankommen, die Ergebnisse des
bisherigen Bemühens nach einem Eindringen in die fragliche Persönlichkeit,
die unabhängig von den: graphologischen Ergebniß gewonnen wurden, mit
diesem zu vergleichen. Dieses selbst stammt nicht von dem Verfasser des
vorliegenden Essays, fondern wurde auf fein Erfuchen von dem „Institut
für wissenschaftliche Graphologie" zu München (Hans H. Bufse) ge-
liefert.

Eine Bestimmung der Handschrift Ola Hanssons begegnet vor Allem
der Schwierigkeit, daß feine Schriftarbeit zum Dheil von seinem litterari-
schen Genossen, von Frau Laura Hansson-Marholm, besorgt ist, und daß
Neider Schriftzüge für den oberflächlichen Blick zur Verwechslung ähnlich
erscheinen. Es bedarf einerseits einer selbstständigen Sichtung des vor-
liegenden Schriftstoffes, andrerfeits einer längeren Vergleichung des Ge-
sichteten, um sowohl jede der beiden Personen als auch ihr geistiges In-
einandergreifen aus dem einheitlich scheinenden Ganzen ihrer Doppelschrift
herauszuarbeiten. Wir beschränken uns hier auf das für die Betrachtung

Ol« Hanssons allein zu Gewinnende. Der graphologischen Untersuchung lagen zu Grunde eine Reihe von Postkarten und von Unterschriften unter solchen und ein als Handschriftvrobe bezeichneter Brief — also Schriftstücke, die keiner Discretion unterworfen sind. Sie reichen vom Beginn des Jahres 1891 bis Anfang Mai 1895, umfassen demnach erstens die Reisezeit und den Berliner Aufenthalt, zweitens den durch einen Sommeraufenthalt in Dänemark unterbrochenen Aufenthalt im bairischen Gebirg (Schliersee). Die graphologische Bestimmung hielt sich an die Schriften aus dem Jahr 1895 und zog das übrige Material nur vergleichsweise, zum Feststellen der Entwicklungsrichtung heran; ihr Ergebniß ist ungefähr folgendes.
Die Handschrift Ola Hanfsons zeigt zwar keine einfache ruhige Harmonie, aber sie ist eigenartig, fast posirt-eigenartig. So fehlt auch dem Schreiber das ruhig-harmonische Gleichmaß: er ist keine bestandfeste Persönlichkeit, doch eine um so ausgeprägtere Individualität.
Wie Chateaubriands Handschrift, läßt auch die Hanssons auf den ersten Blick die ganz hervorragende Entfaltung des intellektuellen Gefühls erkennen. Gegenwärtig giebt er sich fast völlig den eigenen Ideen hin ohne viel Berücksichtigung andrer Ansichten. Dieses unmittelbar-anschauliche Denken, dieses instinctive Errathen seiner Wahrheiten wird ihn vielleicht auf etwas eigenartige Wege führen; dort aber kennt er sich aus und fühlt sich wohl. Diese intuitive Eigenart hat sich erst während der letzten Jahre so scharf herausgebildet. Während der Berliner Jahre (Herbst 1891 bis Frühjahr 1893) war sein Assimilationsvermögen weit stärker thätig; damals war er ziemlich gewohnt, logisch-klar zu denken — Gedankenglied für Gedankenglied. Dieses bewußte Zusammensetzen feinster Beobachtungen scheint gegenwärtig unmittelbar vor sich zu gehen.
Mit den eben festgestellten Fähigkeiten verbinden sich andere Fähigkeiten nnd Eigenschaften derartig, daß Hansfon uns als der Tppus einer fein sensiblen, femininen Künstlerseele erscheint. Biegsamkeit des Geistes, hervorragend viel Phantasie, Beweglichkeit, Erregbarkeit, und nicht ohne Nervosität; allerdings ist künstlerische Productivität aus der Handschrift nicht zu erkennen. Dazu kommen viel Geschmack in formaler Hinsicht nnd viel Werthlegen auf „angenehmes Aeußeres", auf Eleganz. Hier fehlt jede Einfachheit und jede Natürlichkeit. Das Individuelle artet oftmals aus. Hcmsson strebt nach äußerem Effect, er schauspielert und posirt gern, und sein Wunsch, eigenartigen Geschmack zu bethätigen, führt ihn häusig zur Geschmacklosigkeit. Das „Hängenbleiben an Details" zeigt sich auch auf anderem Gebiet als Neigung, hie und da herumzunürgeln und ewig-krittelnd an der Form herumzufeilen. Die äußerliche Selbstgefälligkeit scheint zwar mehr und mehr die Form der Selbstüberschätzung zu gewinnen; doch vielleicht äußert sich all dies nur ini Verkehr und ist von ihm beabsichtigt, um den Blick der Anderen auf Nebensächlichkeiten zu lenken. Wohl hat Hansson etwas vergleichenden, aristokratischen Stolz; allein dieser bildet sich

erst in den letzten Jahren und zeigt keine Spur von Hochmuth und Herablassung Anderen gegenüber. Seine Namensunterschrift ist trotz einiger formaler Gefuchtheiten jedenfalls im Großen und Ganzen als einfach und sympathisch zu bezeichnen.
Für die Nichtigkeit der vorher geäußerten Vermuthung sprechen noch einige andere Momente. Hansson ist eine recht verschlossene und zurückhaltende Natur, die es nicht liebt, ihren feinfühligen Gemüthsmenfchen auf offenem Markte nackt fpazieren zu führen. Nesorgniß vor der eigenen Sensibilität, Weichheit und Nachgiebigkeit zwang ihm diese Zurückhaltung auf, die sich peinlich-eitel und vielleicht blasirt geberdet. Härte und Strenge, ein kräftig-entfalteter Wille fehlen ziemlich. Ab und an findet sich wohl eine fast rücksichtslos-brutale Willensäußerung, aber sie ist im Grunde nur die natürliche Kehrseile der übergroßen Empfindlichkeit, gegen die angekämpft wird. Uebrigens hat der Wille in den letzten Jahren doch etwas an Bestimmtheit gewonnen; auch ein wenig Starrsinn hat sich entwickelt.
Derartige Naturen, die nicht viel Energie besitzen, sind häufig nicht ohne diplomatische Gewandtheit: hier ist ihre Waffe, wenn sie angegriffen werden oder angreifen wollen. So ist auch Hansson nicht ohne „diplomatische" Anlagen und Fähigkeiten.
Ein anziehendes Gegenstück zu dieser graphologischen Betrachtung würde durch eine physiognomische zu geben sein. Unser Versuch über Ol« Hansson wird durch ein diesem Heft vorgesetztes Bildniß ergänzt, das dafür als Grundlage dienen könnte. Indeß ist dem Schreiber dieses eine der Graphologie analoge Physiognomik nicht bekannt oder wenigstens nicht zugänglich. So mag das charakterdeutende Vertiefen in die freilich erst einer sorgsamen Beschreibung bedürfenden Züge des Körpers und Gesichts und Besonderheiten der Haltung der etwaigen Liebhaberei für folche Betrachtungen oder der eventuellen Einsicht in diese Dinge überlassen bleiben. Ein anatomisch geschulter Betrachter kleidete den ungefähren Eindruck, den er von dem Bildniß bekam, in die Worte: „Ziemlich selbstbewußt und anscheinend ohne Eitelkeit, bestimmt, geradeaus gehend, willensstark, frisch; wohl etwas reservirt. Doch mögen all diese Züge durch ein gut Stück Träumerei, das aus den Augen schaut, mehr weniger modisicirt sein."
Uns sei noch die Bemerkung gestattet, daß das vorliegende Portrait der letzten Zeit entstammt und sich von früheren ganz auffällig durch die Betonung eines felbstgefälligen Zuges unterscheidet, ähnlich wie wir es an der allmählich steigenden Betonung des Ich in Hanssons Schaffensart zu zeigen versucht. Diese Uebereinstimmung mag dafür entschädigen, daß unseres Erachtens ein anderes Bildniß einen günstigeren Eindruck gegeben hätte.

M^^V
V^-H^
D>ül ^H^
M H
^^3^
^W
^?i^^?"
^M^
/^ »
^ff"
^AH
<^
M W<^
^
^W^
MW
^M^^
^^^33
>)^M

Flüssige suft.

von

Otto Vrinz.

— 3esto Fiorentin«, —

^r Immermanus Münckhaufeu gelesen hat, mag in dem Trubel der Siebziger Jahre sich an diesen liebenswürdigen Schwindler erinnert haben, der in seiner genialen Idee, Backsteine aus Luft zu fabriciren und in der Errichtung der Luftstein-Actiengesellschaft das Muster einer regelrechten Gründung gab. Jenes kühne Unternehmen brachte es freilich nur auf einen Actionär, den alten Baron, den der Dichter, gleichsam zu seiner Entschuldigung, verrückt sein läßt; die Gründerveriode hat indeß gelehrt, daß diese Art von geistiger Befangenheit außerordentlich verbreitet ist. Wie die Gründungen der Siebziger Jahre eine Verwirklichung der Traume Münchhausens geworden sind, so ist mei'kwürdiaerweise auch seine andere Idee heute Wahrheit geworden: die Versteinerung der Luft. Die Gedankenspielerei eines vhantasiereichen Romanciers hat freilich mit der ernsten Arbeit des modernen Naturforschers wenig gemeinsam, nur die Zufälligkeit desselben Namens: feste Luft. Zwischen den luftigen Bausteinen Münchhausens und der zu Eis erstarrten Luft Dewars ist eiu himmelweiter Unterschied.

Um die Bedeutung der Arbeiten des englischen Physikers recht zu würdigen, ist es nothwendig, den Gegenstand „etwas näher zu betrachten". Das scheint auf deu ersten Blick absurd, denn die Luft läßt sich nicht fehen, wenigstens glaubten wir so bisher. Und docl, ist der Physiker bei seiner Forschungsarbeit in Bezug auf sinnliche Wahrnebmung fast ausschließlich auf das Auge angewiefen. Sehen wir zunächst z«, wie mau gelernt hat, die Luft zu fehen.

Der dritte Zustand des Stoffs wurde zu Beginn des 17. Jahr-
hunderts von einen» belgischen Alchemisten, van Helmont, von den übrigen
unterschieden. Helmonts Entdeckung, daß es Körper giebt, die man nicht
sehen und nicht fühlen kann^ wäre aber wohl in's Meer der Vergessenheit
versunken, hätte er sie nicht durch die Erfindung eines Namens verherr-
licht. Er nannte diese Körper „Gase". So werden sie heute noch genannt.
Die atmosphärische Luft rechnete er jedoch nicht dazu: sie galt in jenen
Zeiten als ein Element in: Sinne von Aristoteles. Boyle erkannte indeß,
das; sie von zusammengesetzter Art ist, obschon es ihm nicht gelingen wollte,
den eigentlichen Lebensbestandtheil abzuscheiden. Erst ein Jahrhundert
später gelang es Priestlen und Scheele, das Lebensprincip, den Sauer-
stoff, endgiltig zu fasse». Inzwischen war die „fire Luft", die Kohlensäure,
von Black untersucht worden; Eauendish beschrieb im Jahre 1766 die
Eigenschaften der „brennbaren Luft", des Wasserstoffs, und Priestlen, er-
kannte im Jahre 1772 den Stickstoff als den Begleiter der „Lebensluft"
in der gewöhnlichen Luft. Lauoisier zog diese werthuollen Entdeckungen
aus dem Nebel von Vorurtheilen, in welchen sie die naturwissenschaftlichen
Begriffe jener Zeit eingehüllt hatten, an's Licht, brachte sie in logischen
Zusammenhang mit den Ergebnissen seiner eigenen Untersuchungen und
schuf damit die neue Wissenschaft der Chemie der Lnftarten.
Nachdem man die Gase als vollberechtigte Körper anerkannt hatte,
wurde der Stoff fnstematisch in den drei Aggregatzuständen, dem starren,
dem flüssigen und dem luftartigen, erforscht. Daß zwischen diesen Zu-
ständen Uebergänge vorhanden sind, hatte man bald gefunden. Es lag
nahe, zu vermuthen, daß jede Stoffart im Stande fei, unter geeigneten
äußeren Verhältnissen diese drei Aggregatznstünde anzunehmen. Indeß
glückte es doch nur in den wenigsten Fällen, diesen Satz in die Wirklich-
keit zu übersetzen. Ein Beispiel für eine solche Verwandlungsfühigkeit war
freilich zu allen Zeiten bekannt gewesen: das Wasser, das seinen Kreislauf
von Eis zu Dampf und umgekehrt in der Natur und unter den Augen
Aller ausführt. Es war indeß kein Kennzeichen vorhanden, mit dessen
Hilfe man hätte entscheiden können, ob das Wasser in diesem Verhalten
eine Ausnahme darstellt oder einer Regel folgt. In der Thal wissen wir
auch heute noch nichts Sicheres. Selbst das Wasser weicht unter ver-
änderten Verhältnissen von der von ihm gegebenen Norm ab. In einem
luftverdünnten Räume kann Eis nicht zum Schmelzen gebracht werden:
wird es in einem Gefäße, das bis zu einem gewissen Grade luftleer ge-
macht worden ist, über seinen Schmelzpunkt erhitzt, so verwandelt es sich
unmittelbar in Dampf. Auf einem Planeten, welcher eine Lufthülle be-
sitzt, die 1<)5mal dünner ist als die unserer Erde, kann flüssiges Wasser
nicht besteben. Ein solcher Planet kann also weder Meere noch Ströme
besitzen, kein Reqen kann darauf niederfallen, kein Dhau sich darauf
niederschlagen: die wässerigen Verdichtungen würden stets die Forin von

Schnee besitzen. Auch die Erfahrung auf unserer Erde macht uns mit vielen sehr zusammengesetzten festen Körpern bekannt, die ihren Zustand nicht ändern können, weil die Anwendung von Wärme sehr rasch ihr innerstes Gefüge zerreißt. Wer würde z. B. Holz oder Leder schmelzen wollen? Der bloße Gedanke erscheint widersinnig, weil Jedermann weiß, daß diese Substanzen verkohlen oder verbrennen, während sie noch feste Körper sind. Das heißt also, sie hören auf, Holz oder Leder zu sein, bevor sie ihren idealen Schmelzpunkt erreicht haben. Die elementaren Stoffe Dnnen natürlicherweise nicht zerlegt werden, aber dennoch widerstehen einige dem Versuche, sie zu verflüssigen, und, wenn nicht absolut, doch infofern, als sie sublimiren, ohne vorher zu schmelzen, wie Eis in der Luftleere. Zu diesen Elementen gehört z. N. Arsen. Und Kohle verflüchtigt sich erst bei außerordentlich hoher Temperatur und ist niemals im flüssigen Zustande erhalten worden. Der Uebergangszustand läßt sich möglicherweise erzwingen durch Anwendnng von hohem Druck gleichzeitig mit Hitze, doch sind die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen chemischen Stoffe von so besonderer Art, daß dieses Widerstreben ein wirkliches Unvermögen, in den flüssigen Zustand überzugehen, darstellen kann.

Abgesehen von den Lücken, welche eine Uebersicht des Stoffs, vertheilt über das Gebiet der drei Aggregatzustände, aufweist, gilt doch für alle dasselbe allgemeine Gesetz. Die Macht, welcher sich alle Körper beugen, ist die Wärme. Auf den untersten Sprossen der Temperaturleiter ist das Gebiet des Festen, Starren, am entgegengesetzten Ende das Vereich des Dampfförmigen, Luftartigen. Um wieder ein Beispiel aus dem Reiche der Gestirne zu nehmen, mag der Mond als der Sitz des Starren, Kalten, die Soime als die Welt des Dampfförmigen, Heißen gelten. Zwischen beiden steht unsere Erde, in welcher die Elemente und deren chemische Verbindungen in den drei Aggregatzuständen neben einander vorkommen. Mit andern Worten, sie ist aus den drei alten Elementen, Erde, Wasser und Luft, zusammengesetzt. Diese Mannigfaltigkeit ist Bedingung für den Bestand des Lebens; ohne sie wäre unser Dasein undenkbar. Wir sind durch die tägliche Erfahrung gewohnt, die Ordnung der Dinge, in der wir sie um uns sehen, als für alle Zeiten feststehend zn betrachten. Wir meinen, daß stets eine ätherische Atmosphäre die Erde einhüllen wird, daß zu allen Zeiten starre Felsen ein wagendes Weltmeer eingeschlossen haben, daß Quecksilber da« einzige Metall ist, welches wie Wasser 'fließt. Die Frage nach der Ursache für diese Ungleichheiten greift ein in die tiefsten Geheimnisse des Weltalls; indeß kann man doch mit Hilfe der heutigen physikalischen Theorien zu einer Ahnung des Wesens des Stoffs durchdringen.

Nach dem Vorgange des italienischen Physikers Avogndro im Jahre 1811 benutzten die Naturforscher das Wort Molecül, welches „kleine Masse" bedeutet, um das kleinste Theilchen irgend eines Stoffs, ob fest, flüssig oder

gasförmig, zu bezeichnen, welches noch die charakteristischen Eigenschaften in
ihrer Gesammtheit besitzt. Diese letzten Theilchen eines Stoffs sind nicht
inttheilbar; sie können in Atome gespalten werden, welche sich allerdings nur
einen undenkbar kurzen Zeitraum in Freiheit befinden können: sie treten
sogleich wieder zu Zweien oder Dreien oder noch mehr zusammen zu neuen
Moleciilen. Bei diesem Vorgange wird der ursprüngliche Körper zerstört
und werden neue gebildet, oft von ganz anderer Art und stets mit anderen
Eigenschaften. So besteht jedes von den letzten Theilchen oder Molecülen
des Wassers aus drei außerordentlich kleinen Theilchen oder Atomen, von
welchen zwei gleichartig sind und aus Wasserstoff bestehen, während "das
dritte Atom Sauerstoff ist. Die Trennung dieser drei Atome von einander
hat die Zerstörung des Wassers zur Folge. An seine Stelle treten zwei
elementare Gase, welche aus den Molecülen bestehen, die aus der gegen-
seitigen Verbindung von je zwei Atomen Wasserstoff beziehungsweise Sauer-
stoff hervorgegangen sind. Läßt man durch solchen Sauerstoff den elektrischen
Funken schlagen, so spalten sich seine Molecüle, und die freigemachten Atome
treten zu Molecülen zusammen, welche aus drei Atomen bestehen. Dieser
Körper ist das Ozon; obschon nichts Anderes als chemisch verdichteter Sauer-
stoff, besitzt es doch Eigenschaften, die in hohem Grade charakteristisch sind.
Der Vau des Molecüls also und die Kräfte, die ans das Molecül
einwirken und seine Thätigkeit modificiren, bestimmen die Eigenschaften des
Stoffes. Ein Molecül ist ein mit dem Vergrößerungsglas nicht mehr er-
reichbarer Mechanismus von außerordentlicher Beweglichkeit und Schmieg-
samkeit, wozu sich in vielen Fällen ein hoher Grad von Beständigkeit gesellt.
An sich fertig und vollkommen, ist es trotzdem den mannigfachsten Einflüssen
von Außen her zugänglich. Es wird belebt durch Energie in Form von
Bewegung; die bewegende Kraft wird dnrch die Wanne zugeführt. Wenn
dieser Antrieb fehlte, wäre es träge und schwerfällig wie eine Locomotive,
deren Dampf abgeblasen ist. Stoff in diesem Zustande von Winterschlaf
liegt freilich außerhalb des Bereiches der irdischen Erfahrung. Selbst bei
den durch die vollkommensten Kühlungsmittel erreichbaren niedrigen
Temperaturen erzittern seine Theilchen in den verschiedenartigen Bewegungen.
Diese Bewegungen nehmen durch Aufnahme von Wärme an Stärke
zu. Die Molecüle werden durch die wachsende Bewegung dazu gedrängt,
sich von einander zu entfernen. Eine Kraft wirkt dieser Trennung der
letzten Theilchen von einander entgegen: die Lohäsion. Quincke hat berechnet,
daß die gegenseitige Anziehung von zwei Molecülen unendlich klein ist bei
Entfernungen, welche V20WN eines Millimeters überschreiten, doch inner-
halb dieses kleinen Zwischenraums 'ist sie von erstaunlicher Stärke. Die
unwiderstehliche Energie der Wanne vermag allerdings das Band der
Molecüle zu lösen, doch nur, wenn sie in sehr großer Menge zur Anwendung
kommt. Die Kraft, welche erfordert wird, um ein Pfund Eis zu schmelzen,
mürde, mechanisch angewendet, ausreichen, um es ungefähr 35 Kilometer

hoch zll heben. Die Verdampfung des entstandenen Pfundes Wasser stellt
eine noch ungefähr 7 Mal größere Arbeitsleistung dar. Die Wärmemengen,
ivelche dergestalt verbraucht werden, um die Fesseln der Eohäsion zu sprengen,
werden von dem Thermometer nicht angezeigt. Sie bleiben in den Korpern
gebunden, „latent", und werden in unverminderter Menge wieder ausgegeben,
wenn sich der umgekehrte Vorgang des Verflüssigens und Erstarrens abspielt.
Die Unterschiede zwischen den drei Aggregatzuständen sind nun auf
Abweichungen in der Beweglichkeit der letzten Theilchen zurückzuführen. In
den starren Körpern vollzieht sich die gesummte innere Bewegung innerhalb
des Systems des Molecüls, also in Form von Atom-Schwingungen, deren
Natur noch so gut wie unbekannt ist. Das Molecül selbst hat hier keine
eigene Bewegung. Durch die Verflüfsigung wird den Molecülen so viel
Energie zugeführt, daß sie im Stande sind, sich gegen einander zu ver-
schieben. Die letzten Theilchen einer Flüssigkeit sind in fortgefetzter Be-
wegung begriffen, auch im scheinbar ruhenden Zustande. Das läßt sich
sehr leicht beweisen durch vorsichtiges Zugeben eines Tropfens einer ge-
färbten Lösung in ein Glas Wasser. Nach einiger Zeit hat das Wasser
die Färbung gleichmäßig angenommen. Zwischen starrem und flüssigem
Zustande bestehen noch enge Beziehungen, z. B. ist die Masse des Stoffs
in gleichen Raumtheilen noch annähernd die gleiche: die Zahl der letzten
Theilchen in jedem Kubikcentimeter zählt nach Quadrillionen. Die relative
Freiheit der letzten Theilchen im flüssigen Zustande ist jedoch strenge Ge-
fangenschaft im Vergleiche mit der zügellosen Ungebundenheit des gas-
förmigen Zustcmdes. Ini Gaszustande ist jedes letzte Theilchen nicht nur
ganz und gar unabhängig von den andern, sondern strebt vielmehr darnach,
sich immer weiter von ihnen zu entfernen. Wird eine Gasmasse auf der
Oberfläche der Erde entwickelt, fo strebt sie sogleich, sich im Räume zu
verlheilen. Deshalb hat ein Gas keine bestimmte Oberfläche. Indeß stellt
der Stoff im Gaszuständе doch immer noch Stoff dar niit allen seinen
Eigenschaften, gehorcht also der allgemeinen Gravitation. Die Gasmasse
der Erde lagert sich demgemäß in einer gleichförmig dicken Schicht um die
Erdkugel herum. Die Luft, die wir zum Leben so nothwendig brauchen,
entweicht nicht von der Erdoberfläche in den Weltraum, weil sie, in Folge
der Schwerkraft, unter einem Drucke von 10 Kilogramm auf das Quadrat-
centimeter Querschnitt zusammengepreßt wird, welcher Druck von eben solcher
Lust, wie sie selbst ist, ausgeübt wird. Dieser Druck ist für die letzten
Theilchen eines anderen Gafes nicht vorhanden, denn diefelben verlheilen
sich in dem fremden Gase gerade fo rasch und so vollständig, wie in dem
leeren Räume. Hat man daher eiue Gasmenge auf der Erdoberfläche ent-
wickelt, fo kann sie nur durch Gefangenhalten aufbewahrt werden, denn ihr
innerstes Wesen ist schrankenlose Zerstreuung.

Die Wärme ist also Herrin über die Aggregatzustände. Sie schafft
die Bewegung, durch welche die Cohäsion überwunden wird. Nichts vermag
^.

diese»« dienstbaren Geiste unserer Loboratorien zu widerstehen. Selbst Platin verflüchtigt sich in der Hitze des elektrischen Lichtbogens, bei einer Temperatur von ungefähr 2500° C. Zur Herstellung hoher Hitzegerade besitzen wir mannigfaltige und ökonomische Mittel. Starke Kälte hingegen ist weit schwieriger herzustellen. Deshalb blieben die Aenderungen von Aggregat-zuständen, welche an das Dasein sehr geringer Wärmemengen gebunden sind, bis in die letzte Zeit unbekannt.

Man hatte zwar versucht, die Gase durch starken Druck zu verdichten. Natterer brachte im Jahre 1853 große Mengen von Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff unter Drucke bis zu 29 Tonnen auf den Quadratzoll. Es zeigte sich aber nicht die geringste Wirkung in Bezug auf Aenderung des Aggregat-zuftandes. Die atmosphärische Luft wurde zu einer Masse zusammengepreßt, welche specisisch schwerer als Wasser war, ohne daß Andeutungen von Ver-flüssigung beobachtet wurden.

In der That muß die Wärmethätigkeit unter einen gewissen bestimmten Punkt herab gemindert werden, ehe der Uebergang eines Gases in einen flüssigen Körper möglich wird. Dieser allgemeine Grundsatz wurde schon 1826 von Faraday erkannt, aber seine Begründung und Entwickelnng im Einzelnen durch Andrews im Jahre 1869 bildet eine neue Entdeckung von der größten Wichtigkeit. Andrews zeigte, daß die elastisch flüssigen Körper, wie man auch wohl die Gase nennt, oberhalb einer gewissen genau fest-zustellenden Temperatur, die für jeden Körper eine andere ist, den flüssigen Zustand nicht annehmen können. Viele dieser „kritischen Temperaturen" wurden von ihm bestimmt. Die der Kohlensäure ;. B. fand er bei -!- 31« C. Oberhalb dieser Temparatur ist kein Zwang im Stande, das Gas flüssig zu machen. Unter 4- 31° C. ist Druck wirksam und zwar um so mehr, je weniger Wärme vorhanden ist. Unter gewöhnlichen! Atmosphären-Druck muß Kohlensäure auf — 80«C. abgekühlt werden, um sich verflüssigen zu können. Mit anderen Worten, in Gegenden, die sich wenig über die Meeres-oberfläche erheben, siedet Kohlensäure bei — 80° C. Der Kochpunkt des Wassers liegt bekanntlich 180« höher, bei 100« C. Aber er kann durch fortwährend erhöhten Druck bis auf 4- 412« C. getrieben werden. Roth-glühendes Wasser ist demnach eine Unmöglichkeit. Das Wasser ist in der Nähe seiner kritischen Temperatur in gefährlicher Weise erplosiu. Vulccmische Ausbrüche mögen oft dadurch verursacht worden sein, daß größere Mengen solchen „überhitztm" Wassers in Folge von Druckentlastung plötzlich zu Wasserdampf verpufften.

Die kritischen Temperaturen der verschiedenen Stoffe erstrecken sich über ein weiteres Gebiet, als bis jetzt mit Hilfe des Thermometers er-forscht worden ist. Bei einigen Metallen sowie bei Kohlenstoff und Sili-cium mögen sie außerordentlich hoch liegen. Andererseits sind sie für manche Gase bei den allerniedrigsten Kältegraden zn suchen. Die ver-schiedene Lage dieser Punkte ist abhängig von der Wegstrecke, in welcher

das Zünglein der Waage in jedem gegebenen Falle zwischen den beiden entgegengesetzten Kräften Wärme und Cohäsion auf und ab spielt. Denn so sehr auch immer die letzten Theilchen eines Körvers einander genähert werden, sie werden so lange keine Cohäsion zeigen, als sie sich in besonders rascher Bewegung befinden. Diese Anschauungsweise ist von großer Bedeutung für die physikalische Theorie, und die sich unmittelbar aus ihr ergebenden Folgerungen geben Fingerzeige, wie man widerspenstige Stoffe zwingen kann, andere Aggregatzustände anzunehmen.

Black erkannte, daß die Körper bei dem Uebergange aus einem Aggregatzustande in den, anderen Wanne verschlucken oder ausgeben, die er „latent" nannte. Lavoisier ahnte die nicht gerade sehr offen zu Tage liegende Wahrheit, daß der „Zustand" eines jeden stofflichen Körpers eine bloße Frage der Temperatur ist und daß, in Folge hiervon, die sogenannten „permanenten" Gase durch starke Kälte zu Flüssigkeiten verdichtet werden können und diese ihrerseits zu starren Körpern. Und Dalton schrieb ini Jahre 1801: „Es kann nicht zweifelhaft sein, daß alle elastischen Flüssigkeiten von jedweder Art in Flüssigkeiten übergeführt werden können, und wir sollten nicht daran verzweifeln, diefe Umwandlungen mit Hilfe niederer Temperaturen und starken Drucks auf die unvermifchten Gase zu verwirklichen."

Mit der Arbeit, diese Voraussagung wahr zu machen, begann Faraday. Im Jahr 1823 machte er bekannt, daß er Chlor verflüssigt habe, und gleichen Erfolg hatte er mit Kohlenfäure, Stickoryd, Cyan, Ammoniak und einigen anderen Gasen. Ihre stetige Entwickelung iu geschlossenen Röhren lieferte den Druck, der für die Verflüssigung unerläßlich war; die Hilfe der Kälte wurde nicht iu Anspruch genommen, denn die schwierige Kunst der Kühlung war damals noch in den Kinderschuhe».

Ihr wunderbarer Fortschritt in neuerer Zeit begann seit Thiloriers Herstellung fester Kohlensäure im Jahre 1865. „Schnee" von dieser besonderen Art könnte, dein Anscheine nach, von einer Alpenlawine oder von einem gewöhnlichen Schneefall stammen. Er ist zwar so kalt, daß er im Stande ist, gefährliche Wunden zu erzeugen, die merkwürdigerweife viel Ähnlichkeit mit Vrnndwunden haben, kann aber ohne Gefahr in die Hand genommen werden, wenn man Aufdrücken vermeidet, und hält sich auch ziemlich lange, sogar in wanner Luft. Durch Vennischen dieses Schnees mit Aether sah sich Faraday im Jahre 1844 in den Stand gesetzt, seine Verdichtungsversuche wieder aufzunehmen, jetzt mit Zuhilfenahme von Temperaturen bis zu ^ 110° C. Sechs Gase jedoch fuhren fort, ihre Natur zu bewahren. Die hauptsächlichsten waren Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Bis auf den Wasserstoff sind aber seitdem alle bezwungen worden.

Die Verflüssigung des Sauerstoffs durch zwei unabhängig 'von einander arbeitende Forscher, Pictet von Genf und Cailletet von Paris,

^.

wurde der französischen Akademie der Wissenschaften an demselben December-
tage des Jahres 1877 mitgetheilt. Ohne von einander zu wissen, hatten
sie mehrere Jahre lang in der gleichen Richtung gearbeitet. Ihr Erfolg
war in der That bedingt durch Anwendung derselben Methode. Das Gas,
bei einer Temperatur von ungefähr — l)9"E. mit einem Druck von
5—600 Atmosphären beladen, wurde plötzlich durch eine enge Oeffnung
in's Freie gelassen. Die dadurch bewirkte starke Ausdehnung verbrauchte
eine große Menge Wärme, die den umgebenden Mitteln und dein übrigen
Theil des zusammengepreßten Gases entzogen wurde — dieser Gasrest
kühlte sich dergestalt bis zu seinem Verdichtungspunkte ab, und so wurde
flüssiger Sauerstoff zum ersteu Male auf unferem Planeten gesehen: doch
nur in einem winzig dünnen Strahl und während einiger Secunden. Seine
Fesselung für die weitere Untersuchung lag außerhalb der Möglichkeit.
Greifbarere Ergebnisse wurden im Jahre 1883 von den Krakauer
Ehemikern Wroblewsti und Olczewsti erhalten. Ihr flüssiger Sauerstoff
war nicht mehr die Erscheinung eines bloßen Augenblicks, sondern er lag
in einer Eavillarröhre bereit zur Beobachtung und Messung. So konnten
seine Eigenschaften bestimmt werden, und die Untersuchung führte zu sehr
werthvollen Erfahrungen bezüglich der Versuchsanstellung bei niedrigen
Temperaturen.
Diese Methoden sind in letzter Zeit in den: Laboratorium der Royal
Institution in London zu einem außerordentlich hohen Grade von Voll-
kommenheit ausgebildet worden. Die dort ausgeführten Versuche — über
welche Professor I. Dewar in mehreren Gelegenheitsreden berichtete; wir
folgen hier im Wesentlichen dem kritischen Auszuge in „l'tiL N6inbuiFli
L6vie>v" — sind nicht nur in einem Maßstabe angestellt, der denjenigen
früherer Jahre weit hinter sich läßt, sondern sie bilden auch ein Beispiel
für bemerkenswerthen Scharfsinn in der Anpassung von Hilfsmitteln zur Er-
reichung eines bestimmten Zieles. Dewar ist seit wenigstens zehn Jahren
mit diesen Versuchen beschäftigt, aber ihre schlagenden Ergebnisse wurden
der Welt erst bei Gelegenheit der hundertjährigen Feier von Faradays
Geburtstag im Jahre 1891 bekannt. Die zahlreiche Zuhörerschaft, die sich
Freitag deu 26. Juni jenes Jahres, Abends in dem „Theater" der Royal
Institution versammelt hatte, sah zu ihrem großen Erstaunen flüssigen
Sauerstoff „frisch vom Faß" abziehen oder aus einer spitzen Röhre ab-
blasen, ähnlich wie Dampf aus eineni Kessel abbläst. In Wirklichkeit
kochte er bei einer Temperatur von — 182" E., und sein dampfähnliches
Aussehen beruhte auf der Umwandlung der Feuchtigkeit in der umgehenden
Luft in Verührung mit dem rafch entweichenden Gase in EWückchen.
Wurde er durch Filtriren durch Fließpapier von etwas feinem Staub von
flüssiger Kohlensäure befreit, so zeigte er das Aussehen von durchsichtigem,
bellblauem Wasser. Ließ man aber ein paar Tropfen davon auf eine Ober-
fläche von wirklichen Wasser fallen, fo spritzte nnd kochte dieses, wie wenn

ein rothglühendes Eisen in ein kaltes Bad getaucht wird, und bald schwamm
jedes Sauerstofftrövfchen in einem felbstfabricirten kleinen Napf aus Eis.
Wurde etwas Alkohol in die geheimnisvolle Flüssigkeit geschüttet, so er-
starrte er sofort zu einem harten Block. Nun widersteht aber Alkohol der
strengsten arktischen Kälte! Er gefriert in der That erst bei — 180° 0.
Nachdem er aus den« Sauerstoff heraus genommen, fchmolz er zu einer
dickflüssigen Masse, die nicht eher angezündet werden konnte, bis sie so viel
Wärme aufgenommen hatte, daß die gewöhnliche Beschaffenheit wieder her-
gestellt war. Die chemische Trägheit, welche durch sehr starke Kälte erzeugt
wird, wurde ferner zur Anschauung gebracht durch Eintauchen von einein
Stück Phosphor in den flüssigen Sauerstoff. Es zeigte sich kein lebhafter
Lichtausbruch, wie er bei dem Aufeinanderstürzen der Molecüle diefer beiden
so große chemische Verwandtschaft zu einander zeigenden Elemente bei ge-
wöhnlicher Temperatur statthat. Der Phosphor blieb eben so indifferent
wie kalter Stahl beim Eintauchen in kaltes Wasser.
Die kritische Temperatur des Sauerstoffs ist — 113" C. Oberhalb
dieses Punktes bleibt er hartnäckig gasförmig- die Bewegungen zwifchen
den Molecülen sind zu kräftig, um ihnen zu gestatten, sich dicht an einander
zu legen. Der Stickstoff ist noch schwieriger zu fassen, denn bei ihm liegt
dieser Punkt noch viel tiefer, bei —147" C. Solche Kälte läßt sich durch
directe Mittel nicht erzielen, dazu muß flüssiger Sauerstoff seine Dienste
leihen. Das Princip, welches hierbei befolgt wird, ist leicht erklärt. Die
Bewohner der Hochgebirge wissen aus Erfahrung, baß in großen Höhen
kein guter Thee zu machen ist, weil das Wasser nicht fo hoch erhitzt
werden kann, um das Kraut genügend auszuziehen. Auf der Spitze des
Monte Nosa ist der Kochpunkt des Wasser von 100° E., wie in Meeres-
hühe, auf 85" E. hinabgedrückt. Diefe Erscheinung ist Nichts weiter als
eine Wirkung des verminderten Druckes der Atmosphäre und kann in ganz
derselben Weise und mit weniger Anstrengung als durch einen Aufstieg von
15000 Fuß durch ein paar Züge einer Luftpumpe herbeigeführt werden.
Nun ist kochender Sauerstoff, gerade so wie kochendes Wasser, in der Luft-
leere kälter als in der freien Luft und zwar in der That fo viel kälter,
daß er eine Temperatur von — 200" E. zeigt. Diefe Kälte reicht hin,
um nicht nur Stickstoff, fonderu auch atmosphärische Luft zu verflüssigen.
Am 2. Juni 1892 wurde während eines Vortrages Professor Dewars das
eigenartige Schcmfpiel beobachtet, daß gewöhnliche Luft, die in Folge der
heißen Jahreszeit mehr als gewöhnlich wann und elastisch war, freiwillig
in ein offenes Gefäß tropfte, das ein Probirröhrchen umgab, in welchen,
Sauerstoff unter Luftverdünnung kochte. Die Luft ist, wie wir kaum zu
sage» nöthig haben, eine mechanische Mischung von 4 Theilen Stickstoff
mit 1 Theil Sauerstoff. Von dem Letzteren, welcher ja der Kälte weniger
Widerstand entgegenseht, als der Stickstoff, hätte man erwarten sollen, daß
er sich zuerst verdichten würde. Aber in Wirklichkeit verhält sich die Sacke

ganz anders. Die beiden Gase verflüssigen sich zusammen, verdampfen je-
doch jedes für sich. Der Stickstoff kocht für sich ab und hinterläßt fast
reinen Sauerstoff. Etwas ähnlich verhält sich ja starke Salzlösung, welche
gefriert, ohne die Salze abzuscheiden, die sie indes; beim Verdampfen
zurückläßt. Die Analogie ist freilich durchaus nicht vollständig, aber sie
zeigt doch, daß das Verhalten der Gase nicht gar so abweichend ist, wie
es auf den ersten Blick erscheint.
Der Haupterfolg der Arbeiten Dewars ist bis jetzt das Gefrieren
von Stickstoff und von Luft zu starreu Körpern. In jedem Falle entsteht
eine Masse, die sich in ihrem Aussehen von Eis nicht unterscheidet.
Unvermischter Sauerstoff tonnte noch nicht zum Gefrieren gebracht werden.
Sicherlich nicht aus dem Grunde, weil er unfähig ist, den starren Zustand
anzunehmen, sondern weil die dazu nöthigen Bedingungen noch heraus-
gefunden und hergestellt werden müssen. Bemerkenswert!) ist indeß die
Eigenthünilichkeit, daß er im Verhältnis, zum Stickstoff so leicht zu ver-
flüssigen ist, während er dem Erstarren so großen Widerstand entgegensetzt.
Und nun mögen wir wohl fragen: Wie ist Dewar zu seinen glän-
zenden Resultaten gekommen? Welches weiß beschwingte Schiff hat ihn
zu deu Regionen des starrenden Eises hinübergetragen? Wer von den
Olympiern hat ihm beigestanden, so daß er seinen Mitbewerbern in dein
Wettlaufe nach dein Ziele der absoluten Kälte zuvorkam? — Die Arbeit
war sauer. Um sie zu bewältigen, waren iutellectuelle, moralische und
materielle Hilfsquellen erforderlich, und zwar ohne Einschränkung. Schon
was den Maßstab allein anlangt, so sind großartige Fortschritte gemacht
worden. Noch vor ein paar Jahren enthielt ein Eapillarrohr den ganzen
Sauerstoff, der auf einmal verflüssigt werden konnte. Und Dewar selbst
war zufrieden, mit einem Fingerhut voll von einer Substanz arbeiten zu
können, die, was Seltenheit anlangt, mit „einem Haar ans dem Barte
des großen Cham" in eine Reihe gestellt werden konnte. Jetzt kann sie
buchstäblich nach Orhofteu dargestellt werden. Mit großen Kosten, das
versteht sich. Es ist nicht sicher, ob bei Berücksichtigung der „Anlagekosten"
ein Nutzen zu erzielen wäre, weun die Substanz zu 100 ^ die Gallone
(— 450 Mark das Liter) verkauft werden könnte. Und bei den Unter-
fuchuugen eines einzigen Nachmittags werden oft ein paar Gallonen verbraucht.
Die stärksten Apparate, welche jemals in der Gas-Chemie zur An-
wendung gekommen sind, sind unter Dewars Leitung errichtet worden in
dem Laboratorium, in welchem Daon und Faradn») ihre denkwürdigen
Arbeiten ausführten. Dazu gehören eine Gaskraft- und zwei Dampf-
maschinen, vier Stahlcompressoren, ein paar große Luftpumpen nebst Vor-
gelege, Transmissionen und Kuppelungen, <iuauwm sutlicit. Die innern
organischen Einzelheiten der Maschinerie indessen enthalten das wahre Ge-
heimniß ihrer Wirksamkeit. Sie sind durch Aufwendung von ungewöhn-
lichem Erfindungstalent znfnmmen mit ausdauerndem Fleiß ausgedacht und

veroolltomiuuet worden. Die Richtung von Gedankenarbeit auf einen Punkt hat ihren Ausdruck gefunden iu der Zusammenstellung sinnreicher Vorrichtungen zur Erreichung eines einzigen Zwecks,

Das Princip der Methode, welche befolgt wurde und nach welcher schon Pictet und Cailletet gearbeitet hatten, besteht in der Erniedrigung von Siedepunkten mittelst Druckverminderung. Es wird eine Reihe von Stoffen ausgewählt, welche mehr und mehr Schwierigkeiten bei der Verflüssigung darbieten; jeder davon wird benutzt, um die Widerspenstigkeit seines nächsten Gefährten zu besiegen. So ist durch stufenweises Fortschreiten die Temperatur von — 210" L. erreicht worden. Die Arbeit, die freilich in der Praris gewöhnlich etwas abgekürzt werden kann, beginnt mit dem Gefrierenlassen von Kohlensäure durch rasches Verdampfen von Aether. Kohlensäure kocht unter Atmosphärendruck bei — 80° C., läßt man aber die Luftpumpe gehen, bei — 110" E. Stickoxyd ergiebt sich bei dieser Temperatur auf Gnade und Ungnade und liefert, seinerseits nnter Thätigkeit der Luftpumpe zum Kochen gebracht, das Mittel, um Aethylen zu verflüssigen, welches bei ähnlicher Behandlung bis zur Temperatur von — 145" C. abgekühlt wird. Hier ist endlich die fast unzähmbare Bewegung der Theilchen des Sauerstoffs soweit vennindert, daß sie unter einem Drucke von 1500 Pfund auf den Quadratzoll in das Vereich der Wirkung der Cohäsion gebracht werden können. Die beschleunigte Verdampfung von Sauerstoff liefert alsdann hinreichend Kälte, um Luft und Stickstoff zu verflüssigen, und diese wiederum, wenn sie in doppelten Vorlagen durch zwei mächtige Luftpumpen behandelt werden, vereinigen ihre Kühlkraft, um starren Stickstoff zu liefern, ein Versuch, der am 19. Januar 1894 zum ersten Male vor der Oeffentlichkeit erfolgreich durchgeführt wurde. Er scheint für jetzt das Ns plus ultra des durch künstliche Kälte Erreichbaren darzustellen. Es bleibt noch eine Aufgabe zu lösen, doch die Zeit ist noch nicht reif dazu. Die Verflüssigung des Wasserstoffs läßt sich mit den augenblicklich befolgten Methoden nicht durchführen; es ist auch für die nächste Zukunft wenig Hoffnung vorhanden, daß diefe Verflüfsigung verwirklicht weiden wird.

Das allerwesentlichste der Kühlmittel, welche Dewar verwendet, ist das „ölbildende Gas", Aethylen, von welchem Faraday im Jahre 1845 eine kleine Menge verflüssigt hatte. Dieser Körper ist eine Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff und wird dargestellt durch Behandlung von Alkohol mit starker Schwefelsäure. In den, Laboratorium der Royal Institution wird er jetzt centnerweise auf ein Mal dargestellt trotz der großen Gefabren, von denen die Fabrikation begleitet ist, wenn nicht die allerpeinlichste Vorsicht beobachtet wird. Denn Aethylen ist sehr ervlosiv, und die kleinste Undichtigkeit der Rühren, durch welche es hindurchgeleitet wird, kann jederzeit zu gefährlichen Unfällen führen. Nichtsdestoweniger sind seine Dienste nicht zu entbehren und werden in hohem Grade ausgenützt. Jede neu hergestellte Menge muß immer und immer wieder Arbeit

verrichten, indem sie einen unablässigen Rundgang von abwechselnder Verflüssigung und Verdampfung auszuführen hat, und in gleicher Weise hat das Stickoryd eine ähnliche Kreislaufsarbeit zu verrichten.
Demars Versuche mit flüssigem Sauerstoff, um damit zu beginnen, hatten init einer großen Schwierigkeit zu rechnen, der Heftigkeit, mit welcher er kocht. Kein einziges Theilchen davon blieb einen Augenblick in Ruhe. Die Bestimmung seiner Eigenschaften war ebenfo unmöglich, wie etwa genaue astronomische Beobachtungen durch die wogenden Dämpfe hindurch, welche den Gesichtskreis erfüllen. Aber Schwierigkeiten sind oft uur ein Sporn zu Erfindungen, und sie veranlaßten hier die wichtige Einrichtung der „Vacuumgefäße", welche gestatten, derartige Flüssigkeiten bei gleichbleibenden Temperaturen zu erhalten. Die Luftmolecüle sind unermüdliche Träger der Wärme. Auf jedes Quadratcentimeter von kalter Oberstäche, die ihnen ausgesetzt ist, schlagen sie zu Billionen in der Secunde auf, und jedes Molecül hinterläßt bei seiner Rückkehr irgend einen kleinen Theil feines Wärmevorraths. Verhindert man jedoch ihren Zutritt, so läßt sich der Vorgang des Temperaturenausgleichs so ziemlich beseitigen. So zeigt denn flüssiger Sauerstoff, wenn er von einem „Vacuum-Mantel" geschützt ist, kein Anzeichen von jener stürmischen Bewegung, sondern verdampft ruhig an der Oberfläche ohne sehr merkliche Verluste. Das Vacuum wird in dein äußern Mantel eines doppelten Condensators erzengt, aus welchem jede Spur von Luft nach dem Princip von Torricelli ausgetrieben worden ist; friert man alsdann das Quecksilber aus, so erhält man einen außerordentlich hohen Grad von Verdünnung. Die Spannung des Quecksilberdampfes — die einzige Art von Stoff, welche in einer derartig behandelten Kugel zurückbleibt — ist nicht größer als der 40000()ste Theil eines Millimeters. Indeß die äußere Anwendung eines Baumwollpfropfens, der in flüssigen Sauerstoff getaucht worden ist, verdichtet dieses verschwindende Ueberbleibjel' von metallischem Gas rasch zn einein glänzenden Spiegel, gerade so wie die Feuchtigkeit während einer Frostnacht an der Innenseite einer Fensterscheibe als Eis abgesetzt wird. Durch die fast abfolute Leere in der mit Quecksilberspiegel belegten Kugel geht eine elektrische Entladung nur mit der grüßten Schwierigkeit hindurch, und die Schwierigkeit würde wahrscheinlich zur Unmöglichkeit, wenn es gelänge, die wenigen zurückgebliebenen Molecüle ganz hinauszufegen. In solche Vacuumräume eingeschlossen, ist flüssiger Sauerstoff so gut wie theilnahmlos gegen die Angriffe der Wärme, und es lassen sich Versuche zur Erkennung seiner Absonderlichkeiten mit Muße und Bequemlichkeit anstellen.
Sauerstoff kann man als das herrschende irdische Element betrachten. Er bildet acht Neuntel des Gewichts des Wassers, ein Fünftel des Gewichts der Erdatmosphäre und ungefähr die Hälfte des Gewichts der Erdkruste. Es besteht jedoch keine Gewißheit darüber, daß er in Tiefen von, sagen wir, 50 Kilometern vorhanden ist. Es ist wahrscheinlicher, daß die

Oxydation auf die oberflächlichen Schichten der sich abkühlenden Erdkugel
beschränkt geblieben ist, als daß sie sich bis in's Innere fortgesetzt hat.
Von größerer Bedeutung für uns selbst ist die Thatsache, daß unser Körper
hauptsächlich aus diesem normalen Luftbestandtheil zusammengesetzt ist, daß
er in hohem Grade von ihm ernährt wird und daß in der That alles
Leben auf ihn» beruht. Sauerstoff ist das große Bedürfniß in dem Haus«
halt der Natur. Die meisten anderen chemischen Elemente streben nach
der Vereinigung mit ihm, und haben sie ihn einmal festgenommen, so
lassen sie ihn nicht leicht wieder los. Ist er also überhaupt jemals in der
Luft und in den Meeren des Mondes zugegen gewesen, so ist er wohl schon
seit langer Zeit durch chemische Wirkung „aufgesogen" worden. Außerhalb
der Erde kommt er unzweifelhaft vor in den Meteorsteinen und wahrschein-
lich auch in einigen der Planeten, aber weder die Sonne noch die Sterne
geben irgend ein Anzeichen, daß sie Sauerstoff enthalten. Dunkle Bänder,
die durch seine Absorption verursacht werden, sind allerdings in den
Hieroglyphen enthalten, die uns das Sonnenspectrum schreibt, aber ihr
irdischer Ursprung wurde von M. Janssen bewiesen, der im letzten
September zum zweiten Male auf den Mont-Blanc stieg, um dort ihr all-
mähliches Schwächer- und Schiuächerwerden mit der Erhebung in der Erd-
atmosphäre zu studiren. Das Endresultat war, daß außerhalb der Grenze
der Atmosphäre keine Spur dieser Bänder übrig bleiben würde. Sie sind
also Gebilde unseres eigenen Heims. Die Sonne hat mit ihnen Nichts
zu schaffe«.

Diese atmosphärischen Banden und Streifen sind den Spectren des
luftförmigen wie des flüssigen Sauerstoffs gemeinsam. Dieselben pris-
matischen Elemente werden bei Ausschluß allen Sonnenlichts aus einem
elektrischen Lichtstrahl ausgeschieden, welcher eine ein paar Zoll dicke Schicht
flüssigen Sauerstoffs durchquert hat. Diese Identität, welche zum Theil
bereits von Olczewski in: Jahre 1887 nachgewiesen worden ist, wurde
von Livei'ng und Dewar im Jahre 1889 vollauf bestätigt. Sie beweist
nicht nur, daß die Molecüle des Sauerstoffs bei ihrer Verflüssigung keine
Veränderung ihres Baues erleiden, sondern auch, daß eine 900fache Ver-
dichtung, im Verein mit den Fesseln der Cohäsion, ihnen die Freiheit läßt,
ihre ihnen eigenthümlichen Schwingungen auszuführen. „Diese Erhaltung
der molecularen Zusammensetzung," bemerkt Dewar, „ist um so bemertens-
werther, wenn man erwägt, daß keine Verbindung des Sauerstoffs, so weit
bekannt ist, die Sauerstoff-Absorptionsbänder giebt". Auch Ozon nicht,
denn dieses zeigt ein durchweg verschiedenes Spectrum. Flüssiges Ozon ist
intensiv blau. In flüssigem Sauerstoff gelöst, verändert es dessen klare
Farbe zu ausgesprochenem Indigo. Es kann kein Zweifel darüber bestehen,
daß seine Nildung als Gas in der Atmosphäre die Wirkung haben muh,
das Blau des Himmels zu vertiefen. Es ist das indeß wahrscheinlich nur
eine Nebenwirkung. Die Haupterklärung für des Himmels Blau — nach

der Meinung von Olczewsti, mit welcher Dewar übereinstimmt — ist in der wahren, ursprünglichen Farbe des Sauerstoffs zu suchen. Und seine Farbe ist das naturgemäße Resultat des Vorwaltens des blauen Endes seines Spectrums in Folge der Auslöschung vieler rothen, gelben und orange-farbenen Strahlen.

Die Nnveränderlichkeit bezüglich der Absorptionswirkung auf das Licht in seinen» neuen Aggregatzustande steht im Zusammenhang mit dem Erhalten seiner übrigen Eigenschaften. Nach der Verflüssigung ist er ein schlechter Leiter vou Wärme und Elektricität wie >zuvor, und von seinem Wännedurchlassuugsvennögen hat er Nichts verloren. In einem Versuche Dewars wurde ein mit flüssigem Sauerstoff gefülltes kugelförmiges Glasgefäß als Brennglas benutzt. Die Strahlen eines elektrischen Vogenlichts, welche durch das Vrechungsvermögen dieser Linse in einein Punkte vereinigt wurden, entzündeten in der That ein Stück Papier, das an jene Stelle gebracht worden war, während die kalte Linse, durch welche die Strahlen hindurch gegangen waren, kaum etwas lebhafteres Kochen zeigte. Demnach trifft strahlende oder ätherische Wärme bei ihren» Durchgange durch Sauerstoff keinen Widerstand, während die moleculnre Wanne, welche nur von Theilchen zu Theilchen sich fortpflanzen kann, den Weg gleich am Eingang verschlossen findet.

Sodann war von gasförmigem Sauerstoff bekannt, daß er magnetisch ist, aber es war daraus durchaus nicht zu folgern, daß auch flüssiger Sauerstoff so sein müsse. Am 10. Tecember 1891 brachte Demnr Etwas von diesem Körper in einem Steinsalzgefäße zwischen, und tzmar gerade unter die Pole eines Elektromagneten. Kann» war der Stromkreis geschlossen, als die Flüssigkeit in einer Masse an die Pole sprang, und hier blieb sie so lange haften, bis der letzte Tropfen verdampft war. Mit flüssigem Sauerstoff durchfeuchtete Baumwolle haftete mit großer Hartnäckigkeit fest, bis sie durch die Verdunstung trocken geworden war. Die magnetische Capacität des flüssigen Sauerstoffs beträgt allerdings nur Vino« von der des Eisens, doch die Entdeckung derselben ist von weittragender Bedeutung.

Flüssige Luft scheint keine besonderen Eigenschaften zu besitzen. Sie ist magnetisch in dem Verhältnis;, in welchem Sauerstoff in ihr enthalten ist; ihr Spectrum ist dasjenige des Sauerstoffs, nur abgeschwächt; ihre Farbe ist die des Sauerstoffs in Heller Schattirung. Der Antheil, welchen Stickstoff in dieser Masse spielt, ist der eines einfachen Verdünnungsmittels.

Stickstoff, das heißt freier, das Molecül (das Atom zeigt eine außerordent» liche Neactionsfähigkeit und Mannigfaltigkeit in seinen Verbindungen), ist der indifferenteste aller Stoffe. Seine kennzeichnenden Eigenschaften sind in der Hauptsache negative. Er leitet nicht Wanne und Eleklricität, aber er läßt strahlende Wärme und strahlendes Licht durch sich hindurchgehen, ohne irgend welche merkliche Mengen davon zurückzuhalten. Chemisch träge vereinigt er sich selbst mit Sauerstoff nnr nnter dem Zwange elektrischer Er-

regung. Wäre er anders beschaffen, so konnte er nicht die Rolle der Neutralität spielen, die ihm in unferer Atmosphäre zugewiesen ist. Vei jedem Gewitter wird allerdings eine kleine Menge Salpetersäure gebildet, die, durch den Regen in den Erdboden geführt und von den Pflanzen auf« genommen, dazu beiträgt, die stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe zu liefern, welche für die Erhaltung des thierischen Lebens unbedingt nothwendig sind. In dieser Bildung von Stickstoff-Verbindungen durch die atmosvärische Elektricität sah man noch vor ein paar Jahren die einzige Quelle für die Vermehrung der für die Pflanze verfügbaren stickstoffhaltigen Nahrungs- mittel, deren Bestand durch Fäulnißvorgänge, Verbrennung und andere Ursachen unablässig verringert wird. Berthelot zeigte, daß die durch die Elektricität gebildeten gebundenen Stickstoffmengen bei Weitem nicht aus- reichen, den Abgang zu decken, und er und Hellriegel und Schloesing wiesen nach, daß die Pflanzen in den mit ihnen „zusammen lebenden" (symbiotischen) Batterien ausgiebige Producenten und Lieferanten von Stickstoffverbindungen aus dem Luft-Stickstoff besitzen. —

Die Erzeugung von außerordentlich niedrigen Temperaturen befugt viel mehr als die Leistung einer Waffenthat in einem wissenschaftlichen Feldzuge, Flüssiger Sauerstoff und flüssige Luft sind in der That Beute- stücke eines Sieges über die Natur; sie bilden die Verwirklichung von Etwas, das in der regelmäßigen Ordnung der Dinge als unmöglich bezeichnet worden war, aber sie bedeuten noch viel mehr. Denn sie sind ebensowohl Werkzeuge der Forschung, wie Gegenstand der Neugierde. Unter normalen Verhältnissen auf der Oberfläche der Erde ist es unmöglich, eine gründliche Kenntnis, der wesentlichen, charakteristischen Merkmale des Stoffs zu gewinnen. Daher ist es das beständige Streben der Physiker gewesen, das Gebiet zu erweitern und die Neobachtungsbedingungen mannigfaltiger zu gestalten. Um das zu erreichen, haben sie Feuer und Frost zu Hilfe gerufen, haben sie den Ossll auf den Pelion gethürmt, um mechanischen Druck zu erzeugen; haben sie so ziemlich das letzte Molecül aus bis dahin für luftleer gehaltenen Räumen hinausgeschafft; sie haben die noch dunklen Kräfte Elektricität und Magnetismus als Bundesgenossen in's Feld geführt, sie haben das Licht verdichtet und analysirt, sie haben tief in die feste Erde hinein gegraben, sie haben die Abgründe des Himmels erforscht.

Die allgemeine Aufgabe, deren Lösung sie durch ihre Anstrengungen versuchten, ist freilich von solcher Art, daß sie das Interesse jedes denkenden Gemüths erregen muß, obscho» sie in der That in das Gebiet des Uner- kennbaren binüberspielt. Was ist die materielle Grundlage der Er- scheinungen? fragen sich sowohl Philosophen wie Physiker. Was bleibt übrig, wenn man die Kraft von dem Stoff wegnimmt? Etwas, das Masse hat, können wir olme Zögern antworten. Etwas, das widersteht, wenn es, ruhend, in Bewegung gesetzt wird, oder, bewegt, zur Ruhe ge- bracht wird. Aber dieses Etwas kann kein Gewicht haben, denn die Schwere

ist eine Kraft; es kann keine Eonsistenz haben, weil es keine Eohäsion besitzt; es muß unsichtbar sein, denn Widerstand gegen Druck setzt Thätigkeit voraus, nicht bloße passive Undurckdringlichkeit. Bei der Wahl eines Namens für dieses Onput luortuum geht das Wort „kosmischer Staub" nicht weit genug, um seine wirkliche Natur zu kennzeichnen, welche in der That für uns stets unvollkommen gekannt sein wird, in Folge unserer Unfähigkeit, den Stoff getrennt von Kraft, oder die Kraft getrennt von Stoff, zu begreifen. Der nächste Weg zum Kernpunkt der Frage führt zweifelsohne durch das Studium der Beziehungen des Stoffs zur Wanne. Alle feine Umwandlungen vollziehen sich, alle seine Tätigkeiten kommen in's Spiel unter dem Einfluß der Wärme. Was wäre also wohl zu erwarten, wenn man ihm die Wärme völlig entziehen würde?

Eine untere Grenze für die Temperatur muß es geben. Denn die Temperatur mißt die moleculare Energie der Bewegung. Da diefe Bewegung regelmäßig abnimmt mit fortschreitender Wärmeentziehung, müssen wir folgern, daß dieses Abnehmen schließlich in einem völligen Verschwinden endigt. Ferner, jedes vollkommene Gas, wie z. N. die Luft, zieht sich bei der Abkühlung zusammen auf V^3 feines Volums bei 0" C. für jeden Grad Celsius. Dieser Vorgang muß also nothwendig zu einem Endpunkt führen, welcher erreicht wird, wenn das Gas kein merkliches Volum mehr besitzt. Fände diese Zusammendrückung ganz regelmäßig statt, dann läge dieser Punkt bei — 273° C. Das heißt also, der unterste Punkt der Scala an einem vollständig graduirten Luft-Thermometer ist — 273° C.

Wir finden aber jetzt, daß diese theoretische Zusammenschrumpfung zu Nichts niemals statthaben kann, da die Luft lange vorher, ehe sie diesen Nullpunkt erreicht, erstarren würde. Indessen, durch diese Thatsache wird jene Folgerung, daß der „Tod des Stoffs" durch gänzliche Entziehung von Wärme bei — 273° E. stattfindet, durchaus nicht erschüttert. Ueberdies leiten mehrere Wege der Forschung übereinstimmend auf diesen „absoluten Nullpunkt". Es ist unwahrscheinlich — vielleicht mehr als unwahrscheinlich, daß er jemals mit unseren Versuchsmitteln erreicht werden wird. Das Absolute, in jedweder Form, entzieht sich der unmittelbaren Wahrnehmung. Die Erkennung einer unbedingten Temperatur-Scala ist indeß für viele physikalische Untersuchungen von großer Wichtigkeit, und sie wird durch die Thatsachen durchweg unterstützt. Inzwischen ist der Puls der Wärme, obwohl er wahrscheinlich unfähig ist, ganz und gar zum Stillstand gebracht zu werden, in dem Laboratorium der Royal Institution zu sehr langsamem Schlagen gezwungen worden. Mit was für Wirkungen in Bezug auf die Eigenschaften des Stoffs, haben wir eben zu sehen angefangen, denn Professor Dewar meint erst auf der Schwelle der Untersuchungen zu sein. Seine meisterhafte Rede: „Ueber die wissenschaftlichen Anwendungen der flüssigen atmosphärischen Luft," die er am 19. Januar 1894 hielt, war trotzdem in einigen Punkten abschließend und in vielen anderen in hobem

Grade anregend. Die flüssige, unirdische Substanz hat er jetzt so ganz in der Gewalt, daß er sie ohne Einschränkung als Kühlmittel verwenden kann. Demnach kann Stoff, welcher auf — 200 ° (5. abgekühlt worden ist, unter seinen verschiedenen Gesichtspunkten untersucht und mit Stoff von gewöhnlicher Temperatur verglichen weiden. Die Unterschiede sind belehrend.

Die Elasticität, um damit anzufangen, wird in hohem Grade vermehrt. Metalle, welche in flüssige Luft getaucht sind, brechen viel weniger leicht als bei gewohnlicher Temperatur. Einige, wie Eisen und Neusilber, besitzen verdoppelte Zugfestigkeit. Ihr Gefüge wird durch das ungehinderte Spiel der molecularen Anziehung zäh gemacht und gedichtet. Das war aber nur zu erwarten. Cohäsion und Wärme sind naturgemäß entgegengesetzt. Unter den: Einflüsse der ersteren zieht sich der Stoff zusammen, und wird hart, er sammelt seine Kräfte im engeren Raum. Der letzteren unterworfen, dehnt er sich aus, wird weich und bietet mechanischen Kräften verminderten Widerstand dar. Die Cohäsion zieht die Theilchen zusammen, die Wärme treibt sie aus einander. Sie beschwingt sie mit Geschwindigkeiten, die zum Zerfall führen, und zwingt sie zu unbegrenzter Vertheilung.

Die magnetischen Eigenschaften des flüssigen Sauerstoffs bilden keine allein stehende Erscheinung. Die Empfindlichkeit für diese besondere Art von Thatigkeit wächst stetig und allgemein, so weit bis jetzt bekannt ist, mit abnehmender Temperatur. Die Ursache dieses Wachstlwms mit zunehmender Kälte ist eben so wenig bekannt wie die Ursache der Abnahme des Magnetismus mit zunehmender Wanne. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Eisen bei einer Temperatur von gegen 800" C. nicht magnetischer ist als Holz und Glas. Nickel wird schon bei 207" C. von den stärksten Magneten nicht mehr angezogen- Die Lehre, daß die Sonne der Mittelpunkt eines großen magnetischen Feldes sei, stößt demnach bei deren ungeheuer hoch erhitzten Zustande auf ernste Schwierigkeiten.

Das Gesetz, welches elektrischen Widerstand mit Temperatur in Zusammenhang bringt, ist viel weniger gleichförmig. Metalle, welche durch keine Spur fremder Stoffe verunreinigt sind, leiten immer besser, je kälter sie sind. Professor Dewar und Professor Fleming stellen fest, daß „der elektrische Widerstand eines gegebenen reinen Eisendrahts bei —197 ° C. nur V23 des Widerstands bei -!- 100 ° C. ist. Bei reinem Kupfer ist das Verhältnis; der Widerstände für dieselben Temperaturen wie 1:11. Die geringste Verunreinigung hat großen Einfluß auf diefe Abnahme. Für die vollkommen reinen Metalle scheint demnach in dem Maße, als die Temperatur dem absoluten Nullpunkte genähert wird, der specifische elektrische Widerstand abzunehmen, so daß dieser am absoluten Nullpunkte entweder ganz verschwindet oder einen sehr kleinen rückständigen Werth annimmt."

Dieser Satz gilt jedoch keineswegs für Vegirungen, , Ihr Leitungsuermügen wird durch die Temperatur nur wenig beeinflußt, insbesondere.

wenn ihre Nestandtheile chemisch unähnlich sind. Solche Legirungen sind Neusilber und Platinsilber. Sind andererseits die mit einander legirten Metalle chemisch ähnlich, wie bei Platiniridinm und Platinrhodium, so nimmt der Widerstand mit zunehmender Kälte merklich ab, obschon in weit geringerem Grade, als bei den reinen Metallen beobachtet wurde. Es ist also kein Anzeichen dafür vorhanden, daß der elektrische Widerstand hier beim absoluten Nullpunkte verschwinden wird. Das Gesetz, nach welchem diese Aenderungen vor sich gehen, ist außerdem bei gewissen metallischen Stoffen thatsächlich umgekehrt. Einer dieser Stoffe ist Kohle. Ihr elektrischer Widerstand wächst regelmäßig mit Entzug von Wärme, mährend er bei der Temperatur des elektrischen Flammenbogens so gut wie Null ist: der Strom geht durch die Enden der Kohlenstäbe ohne Hemmniß hindurch. Isolatoren, wie Glas, Guttapercha und Glimmer, werden sich wahrscheinlich gleichartig verhalten; sie sind bislang noch nicht über dasselbe große thermometrische Gebiet hin geprüft worden. Diese Verschiedenheiten lehren, wie außer-ordentlich zusammengesetzt die Beziehungen sind, in welchen Stoff zu Wärme und Elektricität steht, und, mögen wohl das kühnste speculntonsche Talent an der Verbindung derselben zu einer gesetzmäßigen Verallgemeinerung ver-zweifeln lassen.

Chemische Verwandtschaft wird in der Regel durch Wärme gesteigert; wir sind also nicht unvorbereitet, sie durch Kälte vernichtet zu sehen. Aus-nahmen von dieser Regel mögen freilich gelegentlich an den Tag kommen, aber die Regel selbst wird schwerlich erschüttert werden durch die Thatsache, daß die photographische Wirkung bei der Temperatur des siedenden Sauer-stoffs fortbesteht. Denn die Aenderung, welche an einer empfindlichen Platte durch den Aufprall der Lichtstrahlen zu Wege gebracht wird, besieht hauptsächlich in dem Durcheinanderschütteln der Molecüle der Silbersalze darin, deren Schwingungsintensität durch die zugeführten Licht-strahlen erhöht wird. Die Wirkung ist mehr eine mechanische als eine chemische. Wir haben noch zu lernen, ob Photogramme bei den stärksten Kältegraden ebenso erfolgreich, wie erponirt, entwickelt werden können. Ist das der Fall, so würde daraus folgen, daß echte chemische Vorgänge sich abspielen können, bis allgemeine Erstarrung ihr Siegel auf die Natur drückt.

Die Wirkungen der Kälte auf Farben sind außerordentlich merkwürdig. Bei — 192 " C. wird Schwefel weiß, das Orangegelb von doppelt chrom-saurem Kali verschwindet, Zinnober wird fahl orangefarben, Eisenchlorid verliert sein tiefes Roth, eine Lösung von Jod in Alkohol ihr gesättigtes Violett. Mit der Rückkehr der Wärme erlangen jedoch alle diese Körper ihre früheren Farbentöne wieder. Blaue Farbenabstufnngen sowohl wie organische Farbstoffe von jeder Nuance scheinen von der Temperatur nicht beeinflußt zu werden. In diesem nenen und interessanten Versuchsfelde hat Dewar bis jetzt erst wenige Pionierversuche angestellt. Ihre Ergebnisse konnten nicht

vorausgesehen werden, und sie stehen abseits der früher für die Farbenlehre festgestellten Thatsachen. Sie sind vielleicht berufen, in zukünftigen Rückblicken Denksteine einer neuen Aera in der Wissenschaft der Farbe darzustellen.

Ebenso wenig konnte vorausgesehen werden, daß das Leben, wenn auch in seinen einfachsten Formen, ein Bad in die kalte Tiefe, wo Sauerstoff in einen: vacuumummantelten Gefäße zischt, überdauern könnte. Nichtsdestoweniger sind die Sporen von Mikroben und die Samen vieler Pflanzen von Professor Mc. Kendrick dieser harten Probe ausgesetzt worden, ohne daß ihre Lebensfähigkeit geschädigt worden wäre. Durch diese Versuche hat Lord Kelvins phantasiereiche Vermuthung, daß das Leben auf unseren Erdball durch Meteorite gekommen sei, anscheinend eine Stütze gewonnen, denn man kann nicht länger sagen, daß Keime im Innern oder an der Oberfläche von Meteorsteinen in der Kälte des Sternenraumes, die sich dem absoluten Nullpunkte nähern mag, nothwendigerweise hätten absterben müssen. Nachdem dieser eine Einwand beseitigt, mögen freilich andere, ebenso schiverwiegende, erhoben werden.

Dewars erstaunliche Erfolge bei seinen Arbeiten mit niedrigen Temperaturen haben es möglich gemacht, wenigstens eine vorläufige Vorstellung über den Zustand des Stoffs zu gewinnen, welcher nach vollständiger oder nahezu vollständiger Wärmeentziehung unbeseelt zurückbleibt. Er wird offenbar nicht hinwegschlüpfen in einer metaphysischen Abstraktion. Im Gegentheil, er wird solider, griffiger, als wir ihn zu finden gewohnt sind. Die Hypothese des Zerfalls durch Kälte kann auf die andere Seite des Mondes verwiefen werden.

Dieselbe eiserne Fessel der Cohäsion, welche verschiedenen Stoffarten eine diamantene Härte verleiht, vermag jede Aenderung in ihren gegenseitigen Verbindungen wirksam zu unterdrücken. Unter der Herrschaft der Cohäsion würde der chemische 8wtu3 quo in alle Ewigkeit ausgedehnt. Die chemische Verwandtschaft, wenn sie noch vorhanden wäre, würde machtlos sein. Ihre Wirksamkeit wird, aus einem entgegengesetzten Grunde, durch sehr starke Hitze ebenfalls verhindert. Die Molecüle find in dem einen Falle gefesselt wie mit eisernen Banden, in dem andern werden sie in einer Bewegung erhalten, welche dnrch chemische und durch Eohäsions-Kräfte nicht zu bändigen ist. Ueberdies spaltet die Wärme solche Verbindungen, welche bei niederer Temperatur gebildet werden, und bei hohen Hitzegraden duldet sie nur noch das Dasein von einfachen Stoffen. Kälte hingegen hat keine Dissociationswirkung. Wir haben gesehen, daß sie selbst die mechanische Mischung von Stickstoff und Sauerstoff in unserer Atmosphäre respectirt und daß Salzwasser Calzeis bildet. Würde also unsere Erde, die in vorgeologischen Zeiten zu heiß war, um andere als elementare Art von Stoff zu tragen, in den Sternenraum außerhalb des Sonnensystems gebracht, so würden ihre Bestandtheile — die Mineralien

und das Wasser — zu Starrheit und Trägheit erhärten, aber sie würden
keine chemische Veränderung mehr erleiden. Der Wasserdampf und die
Kohlensäure der Atmosphäre würden augenblicklich als Schnee Herabkommen,
während der Sauerstoff und der Stickstoff sich zunächst verflüssigen würden,
um dann zu krystallisiren. Ihre vereinte verfestigte Masse würde jedenfalls
den ganzen Erdball als eine Eisschale von 12—13 Meter Dicke einhüllen.
In Folge der Durchlässigkeit dieser Substanz für strahlende Wärme könnte
sie nicht ein Mal durch die großen Betrage von unterirdischer Wärme ge-
schmolzen werden, welche unausgesetzt durch Strahlung an den Himmels-
raum abgegeben werden. Unter solchen Bedingungen könnte also die Erde
an der Oberfläche mit ewigem Luft-Eis bedeckt sein, während sie ini Innern
noch weißglühend wäre.

Noch ein Gas ist durch die Kälte zu bezwingen. Wasserstoff ist
niemals verflüssigt worden. Allerdings ist öfters das Gegentheil behauptet
worden, aber diese Behauptungen gründen sich auf mißverständliche Er-
klärungen von falsch beobachteten Erscheinungen. Es ist Nichts so gewiß,
wie daß bei — 210 ° C., der augenblicklichen Grenze sfür die Forschung
nach niederen Kältegraden hin, dieser elastischste aller Stoffe sich wie ein
vollkommenes Gas verhält. Er gehorcht getreulich den Gesetzen für die
Ausdehnung der Gase, er vermindert also sein Volum regelmäßig in dem
Maße, wie der Druck wächst und die Wärine abnimmt, und nach diesem
Verhalten kann er als brauchbares Mittel dienen!, um Kältegrade zu
messen, welche hinreichen, Sauerstoff zu verflüssigen und Stickstoff zum
Erstarren zu bringen. Unterhalb des Gefrierpunktes des Quecksilbers be-
nutzte Faraday ein Alkohol-Thermometer; unterhalb des Gefrierpunktes des
Alkohols nimmt Dewar feine Zuflucht zu eiuem Wasserstoff-Thermometer.
Das wäre nicht möglich, wenn man den kritischen Punkt des Gases er-
reicht hätte, da es alsdann bei allen niedriger gelegenen Temperaturen
sich im Zustande eines Dampfes befinden und unregelmäßigen Veränderungen
ausgesetzt sein würde. Ehe der Erperimentator der Royal Institution
den Wasserstoff zum Führer nahm, versicherte er sich, wie kaum nöthig
ist zu erwähnen, daß er es nicht mit einem solch' launischen Wesen zu
thun hatte.

Wasserstoff hat also, so weit Menschenwissen in Betracht kommt,
niemals als Dampf eristirt; bei — 210° C. ist er nicht weniger ätherisch
als bei -5- 15 ° C. Seine,'kritische Temperatur wird bei ungefähr — 240 ° C.
liegend geschätzt, während sein hypothetischer ^ochpunkt bei — 250° C.
liegt. Könnte also Wasserstoff verflüssigt werden, so ließe er sich unter der
Luftpumpe zum Kochen bringen, und dann würde man eine Temperatur er-
reichen, die nur noch ungefähr 17 Grade oberhalb des absolute» Nullpunkts
läge. Wird man je dazu kommen? Es ist zweifelhaft. Die fanguinischsten
Forscher wagen hierauf nicht bestimmt mit „Ja" zu antworten. Der
niedrigste Punkt, den man bis jetzt erreicht hat, steht immer noch 30" C.

höher auf der Scala als der Puickt, bei welchem dieses widerspenstige Gas durch Druck zum Annehmen der flüssigen Form genöthigt werden könnte, und die Ueberbrückung dieser Kluft ist jetzt nicht möglich, und es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß sie jemals überbrückt werden wird. Vor dieser einen verschlossenen Thür muß die Wissenschaft Halt machen. Welche Geheimnisse dahinter verborgen sein mögen, kann nur geahnt werden. Würde sie geöffnet, so wäre es möglich, mit einiger Zuverlässigkeit die Kennzeichen des bevorstehenden „Todes des Stoffs" zu skizziren. So aber können wir nur vermuthen> daß sie Nichts weiter sind als eine Verschärfung derjenigen, die bei der Kochtemperatur der flüssigen Luft beobachtet worden sind. Aber Vermuthungen, die anscheinend wohl begründet sind, werden nicht immer durch die Thatsachen bestätigt. Die Beziehungen zwischen Stoff und Kraft sind außerordentlich verwickelt. Es ist unmöglich, von vorn herein als sicher anzunehmen, daß sie nach vorgeschriebenen Abstufungen sich abändern müssen. Das sogenannte Continuitäts-Gesetz ist überhaupt kein Gesetz, sondern lediglich eine beobachtete Folge in einem beschränkten Gebiete. Der Strom der Abänderungen mag eine Zeit lang ruhig stießen, dann aber plötzlich, wie der Fluß an einen« Wasserfall, sich überstürzen. Ein solcher „Wasserfall" kann möglicherweise vorhanden sein zwischen dem jetzigen Haltpunkte beim Abstiege und dem letzten untersten Niveau, wo keine Temperatur mehr da ist.

Der Wasserstoff nimmt unter den irdischen Stoffen eine besondere Stellung ein. Obschon das leichteste aller Gase, besitzt er unverkennbar metallische Eigenschaften. Wie die Metalle ist er stark elektropositiv, wie sie ist er ein Leiter für Wärme und Elektrizität, und zwar gewinnt er in dieser Hinsicht mit zunehmender Dichte, während andere Gase um so schlechter leiten, je enger ihre Theilchen einander genähert werden. Außerdem bildet er wahre Legirungen mit Palladium, Natrium und Kalium.

Auf diese Thatsachen gründete Faradap seine Voraussagung, daß fester Wasserstoff das Gefüge und den Glanz eines echten Metalles zeigen würde. In diefem Falle wäre das Wasser als ein Metallornd aufzufassen, als eine Art Wasserstoff-Rost. Bei seiner Bildung beobachtet man mit stets erneutem Erstaunen, daß Sauerstoff und Wasserstoff zusammen sich freiwillig verflüssigen und noch dazu bei hoher Temperatur; doch getrennt von einander können sie durch den allergewaltigsten Zwang der Kälte kaum dazu gebracht werden. Ehemische und durch Eohäsion bewirkte Aenderung des Aggregatzustandes sind in der That von Grund ails, obzwar unerklärlich, von einander verschieden.

Die Stärke der chemischen Wirkung läßt sich durch das gleichzeitig eintretende bedeutende Freiwerden von Energie messen. In mechanischen Größen ausgedrückt, ist die Vereinigung von einem Pfund Wasserstoff mit acht Pfund Sauerstoff gleichwerthig mit dein einen Fuß hohen Erheben von einer Masse von 47 Millionen Pfund. Ein ganz gleicher Aufwand von

Energie wäre erforderlich, um wieder die Zersetzung der neun Pfund Wasser, die bei den: vorigen Vorgänge entstanden, zu bewirken. Im ersten Falle wird also Arbeit geleistet durch die Kraft, die mir chemische Verwandtschaft nennen, im anderen wird Arbeit gethan gegen dieselbe. Der verstorbene Professor Tnndall konnte wohl sagen, „daß er die Dinge nicht überschätzte, wenn er behauptete, daß die Kraft der Schwere, wie sie sich in der Nähe der Erdoberfläche äußert, im Vergleich mit den molecularen Kräften fast eine verschwindende Größe darstellt."
Um in denselben neun Pfund Wasser die Cohäsion zu überwinden, die bei der Umwandlung von Eis (von 9" C.) in Dampf (von 190" C.) in Frage kommt, wäre ungefähr der fechste Theil derjenigen Arbeit nothwendig, die zur Spaltung derselben Wassermenge in die Elemente anzuwenden ist. Aber die Kraft der chemischen Verwandtschaft und der Cohäsion wechselt bei verschiedenen Körpern in weiten Grenzen, sowohl relativ als absolut.
Auch die Umstände, unter denen eine jede am vollständigsten in's Spiel kommt, sind sehr widerstreitend. Mit abnehmender Wärme kommen chemische Umwandlungen zum Stillstände, während die Cohäsion wächst und die Oberherrschaft erlangt. Und Temperaturen, die hoch genug sind, um die Cohäsion ganz zu vernichten, begünstigen oft chemische Wirkung, obschon Veide ruhen, wenn die Wärme sehr hoch gesteigert ist. In der Sonne sind demzufolge die verschiedenen Arten von Stoff gesondert vorhanden, da deren Vereinigung durch die Wärme augenscheinlich unmöglich gemacht wird; in dein Monde hingegen sind ihre chemischen Verwandtschaften wahrscheinlich durch die Kälte gelähmt. Die Mittelstellung, wo bei jeder kleinsten Schwingungsbewegung Aneinanderlagerung und Trennung miteinander ab- wechseln, nimmt unser eigener Planet ein und ebenso — wir können hier nur muthmaßen — jedes andere Heim von organischein Leben.
Durch die Untersuchungen Dewars ist man zum ersten Male in den Stand gesetzt, im Laboratorium annähernd solche Bedingungen zu schaffen, wie sie im Sternenraume gegeben sind. Seine Besprechung der Folgerungen, die man daran knüpfen kann, klingt in ungeübten Ohren wie die Erzählung der Erlebnisse eines Reisenden in einer andern Welt. Und diese Be- dingungen sind in einen« gewissen Sinne festgelegt; sie können von jetzt ab nach dem Willen des Menschen wieder hergestellt werden. Das dadurch er- langte Vermögen, ausgedehnte Untersuchungen bei Temperaturen ausführen zu können, welche nicht weit von dem absoluten Nullpunkte entfernt liegen, bildet einen unschätzbaren Zuwachs zn den Hilfsmitteln der Physiker. Eine -reiche Entdeckungen versprechende Methode ist zu ihrer Verfügung gestellt. Das Feld vor ihnen ist in unerwarteter Weife erweitert worden. Wenn sie es betreten, bieten sich von allen Seiten Fragen dar, die gelöst sein -wollen. Viele ausgezeichnete Ergebnisse sind bereits gesichert. Unzweifelhaft ist ein klarerer Begriff der Natur des Stoffs gewonnen worden. Der

Anfang eines Einblicks in die gegenseitigen Beziehungen der Kräfte, die ihn beeinflussen, scheint jedenfalls nächstens zu erwarten zu sein. Ungeahnte Erscheinungen sind erschlossen, haltlose Speculationen sind durch begründete Folgerungen ersetzt worden. Und das Alles durch einen bloßen Ueberblick des reichen Gebiets, das nun der Wissenschaft zugänglich gemacht worden ist. Daß seine Pflege eine reiche Ernte bringen wird, steht außer Zweifel. Der Same keimt unter unseren Augen; der Zukunft bleibt vorbehalten, sein Wachsthum zu hüten und die gereiften Garben zu sammeln.

Seit das Vorstehende geschrieben, ist wieder ein Schritt vorwärts in der Erforschung der atmosphärischen Luft gethan worden, mit der Entdeckung des Argons seitens der englischen Physiker Lord Rayleigh und Prof. Ramsay. Von diesem Gase, das man seltsamer Weise bis jetzt übersehen hatte, enthält die Luft 1°/°. Es ist 20 Mal schwerer als Wasserstoffgas (Luft nur 14 V« Mal schwerer). Olczewski ermittelte, daß das Argon unter gewöhnlichem Druck bei — 187 " <^. flüssig wird und bei — 191 " 6. zu einer krystallähnlichen Masse erstarrt. Die kritische Temperatur wurde auf — 121 ° 0. bestimmt. Das Spectrum zeigt charakteristifche Linien. Ueber die elementare Natur des Argons sind jedoch Zweifel laut geworden: Mendelejeff in St. Petersburg hält es für eine Modifikation des Stickstoffs, analog dem Ozon.

^/!V>"

3a5 christliche Weltdrama in Deutschland.

von

Friedrich Voyt.

— Vrezlllu. —

ie Wurzeln dramatischer Poesie reichen bis in die ältesten Schichten menschlicher Cultur hinab. Es giebt kaum ein Naturvolk, welches nicht irgend eine Art mimischer Darstellung kennte, seien e-? Waffentänze, die den Krieg nachahmen, seien es Aufführungen von Tcenen anderer Art in Reigen, Maskeraden, Umzügen oder symbolischen Handlungen. Tactschritt, Gesang, Instrumentalmusik pflegt mit solchen Darstellungen verbunden zu sein, und öffentliche Feste sind es, bei denen sie stattfinden. Vor Allem Cultusfeste und Iahrzeitfeiern. Vei solchen beziehen sich dann wohl die Gesänge des Chores, seine Bewegungen und Handlungen auf Dhaten nnd Echickfale irgend einer mythischen Gestalt, auf Abfchnitte im Leben irgend einer Gottheit, in welche die religiöse Phantasie das wechselnde Wirken der Naturkräfte umgesetzt hat. Aus deraNigen Keimen ist das griechische Drama erwachsen; die ersten Bedingungen für eine entsprechende Entwickelung waren mich in Deutschland gegeben. Denn auch das deutsche Alterthum kannte Proeessionen mit bestimmten sinnbildlichen Darstellungen, Umzüge mit Gesang und Tanz, Verkleidungen und Aufführung bestimmter Scenen, mit denen ein Abschnitt im Leben der Natur in mystischer Symbolik festlich begangen wurde. Dergleichen hat sich ja in Volksbräuchen hie und da bis auf den heutigen Dag erhalten. Und ans den mit alten sinnbildlichen Frühlingsbrcinchen verbundenen Maskenumzügen der Faschingszeit ist sogar wirklich eine Art dramatischer Litteratur, das Fastnachtsspiel, entstanden. In den Denkmälern dieser Gattung, die nns seit deni Beginn des 15. Jahrhunderts

vorliegen, entwickelt sich vor unseren Augen aus der bloßen Maskerade das Wechselgespräch der Verkleideten, die komische Scene, das kleine Luftspiel.

Anders das ernste Drama des Mittelalters. Seine Anfänge treten uns schon ein halbes Jahrtausend vor den Fastnachtsspielen in der Litteratur entgegen. Sie bieten eine gewisse Analogie zur dramatischen Ausgestaltung alter Cnltushandlungeu bei heidnischen Völkern; aber nach Geist und Inhalt haben sie keinen Zusammenhang mit solchen nationalen Bräuchen; sie sind rein christlicher Natur, sie ruhen einzig und allein in dem kirchlichen Fest-ritual.

Der christliche Gottesdienst hatte ja von vornhein etwas viel Abstracteres als der heidnische; die ganz auf das Uebersinnliche gerichtete Religion verschmähte und verwarf die sinnliche Natursmnbolik des Heiden-thums. Auf die sinnlichen Mittel des Eultus aber konnte auch sie nicht verzichten. Ehorgesang, Wechselgesang, Umzug und symbolische Handlung sind so gut christliche wie heidnische Formen öffentlicher Gottesuerehrung. Und auch die christliche Kirche wendet sie bei ihren großen Hauptfesten an. Festen, die auch sie an ^die wichtigsten Lebensabschnitte der Gottheit an-schließt. Mit dem Leben der Natur hat das Leben Christi Nichts zu thun; aber die Feier seiner wichtigsten Momente hat doch die Kirche auf eben jene bedeutsamen Abschnitte im Naturleben gelegt, die auch von den Heiden festlich begangen wurden, insbesondere auf die Wintersonnenwende und den Frühlingsanfang. In die alte festliche Zeit, wo die Sonne sich von ihrem niedrigsten Stande wieder zu heben beginnt und ein neues Aufleben der schlummernden Erdenkräfte verheißt, fällt die Feier der Geburt des Gottes-sohnes. In die Zeit nach der ersten Tag- und Nachtgleiche, wo das Licht den Sieg über die Finsternis; errungen hat und wirklich frisches Leben überall emporblüht, fällt die Feier seiner Auferstehung von den Todten. Und auch bei diesen christlichen Festen entsprießen jenen alten Cultusformen die Keime des Dramas. Aber innerlich knüpft Nichts das geistliche Spiel an die alten Naturfeiern. Nicht die Jahr für Jahr sich wiederholenden Schicksale der Natur, sondern die über alle Zeiten hinreichende Heilsgeschichte des Menschengeschlechtes bildet seinen Ausgangspunkt, und von der Be-handlung eines einzelnen Moments derselben schreitet es fort zur Tar-stellung ihres gesmnmten Inhaltes, es wird zum christlichen Weltdrama.

Die ersten Denkmäler des geistlichen Schauspiels führen uns in einen Kreis von Bestrebungen für die reichere Ausbildung des Kirchengesanges, wie sie in Deutschland seit dein Ende des 9. Jahrhunderts besonders im Kloster St. Gallen gepflegt wurden^). Hier schuf Notker Valbulus für Deutschland die Form der Sequenz, hier der vielseitige, besonders als Musiker bekannte Tuotilo seine Tropen, gewisse Erweiterungen evangelischer

*) Auf diesen Zusammenhang hat in neuerer Zeit besonders Creizenach in seiner vortrefflichen Geschichte des neueren Drama« (Bmüi I. 1893) hingewiesen.

Terte für den Chorgesang. In einer Sanctgallischen Sammlung solcher
Tropen befindet sich auch eine derartige Zurichtung des Ostereuangeliums
nach Marcus 16, 3. 6 und 7. Ob das Stück von Tuotilo selbst verfaßt,
ob es etwa das älteste seiner Gattung ist, läßt sich nicht bestimmen; man
weiß nicht, wann es zuerst aufgezeichnet wurde. Jedenfalls taucht es mit
geringen Abweichungen auch sonst in Deutschland auf; ebensowohl aber auch
in Frankreich und in den anderen Landern der römischen Kirche. Nach den
erhaltenen Denkmälern zeigen die ersten Anfänge und auch die nächste
Weiterentwickelung des geistlichen Dramas einen internationalen Charakter.
Jener Ostertropus wurde nun am Festmorgen in der Kirche als Wechsel-
chor von zwei Parteien aufgeführt, deren eine, in der Regel aus zwei
Priestern oder Knaben bestehend, die Cngel am heiligen Grabe bezeichnete,
während die andere, durch die Priester vertreten, die Frauen darstellte,
welche den Auferstandenen fuchen. Die Engel standen am Altar, die
Frauen an einem anderen Orte des Chores, oder sie fchritten während des
Gesanges auf jene zu. Aber fchon im 10. Jahrhundert ging man auch
weiter in der scenischeu und mimischen Darstellung. Bereits nur Char-
freitag pflegte man, um die Bestattung Christi anzudeuten, an einein als
Grab gekennzeichneten Orte der Kirche ein in Tücher eingewickeltes Kreuz
feierlich niederzulegen. Am Ostermorgen saßen dann dort während der
Messe ein oder zwei Geistliche als Engel in weißem priesterlichen Gewände,
auch wohl mit einem Palmenzweige in der Hand. Langsam schritten die
Darsteller der drei Frauen, Rauchfässer schwingend, auf sie zu, bald stumm,
bald mit dem Gesänge der evangelischen Worte: czuis rsvolvßt nodi8
I»piä«m ad 08tio niunlimßuti (wer walzet uns den Stein von des
Grabes Thür?) Die Cngel aber begrüßten sie singend: «jusm yuasriti8
in Fepulcliru o OnriFticnlas? (Wen sucht ihr in dem Grabe, o ihr
Christusverehrerinnen?) Und jene erwidern in gleicher Weise: ^68u.ni
X»2»r6nv.m orucilixum u «aslieulae; (Iesum von Nazareth, den
Gekreuzigten, o ihr Himmelsbewohner); darauf wiederum die Engel: Aon
S8t nie, 8urrsxit 8ieut nrae^ixsrat, ite, nuuoiats, ynia
8urrsxit cle 86pnI<:Iii-o (er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er
vorausgesagt hatte; gehet lind verkündiget, daß er auferstanden ist aus dem
Grabe). Dann heben die Frauen die Tücher, in welche man am Char-
freitag das Kreuz eingeschlagen hatte, nunmehr leer empor und zeigen sie
unter dem Singen eines mit 8v.rrsxit beginnenden Satzes allem Volk,
als Beweis dafür, daß der Leib des Herrn nicht mehr im Grabe ist.
Das ist eine der ältesten Formen diefer kleinen Scene. Sie hält sich
noch ganz im Rahmen der Osterliturgie, schließt sich noch eng an das
Evangelium an und hat doch schon einen entschieden dramatischen Charakter.
Sie bildet den eigentlichen Keim der großen Hauptgattung des mittelalter-
lichen Dramas, der Oster- und Passionsspiele. Zugleich hat sie sich aber
auch unverändert, oder doch nur mit geringen Zusätzen versehen, bis in

das vorige Jahrhundert hinein als kirchliche Feier erhalten. Aus dem Ostereoangelium des Johannes wurde ihr die Scene angegliedert, wie Petrus und Johannes um die Wette zum Grabe laufen, da Jeder sich zuerst von der Auferstehung des Herrn überzeugen mochte, oder auch die Erscheinung des Auferstandenen vor der Maria Magdalena. Auch Kirchengesänge fetzten sich an jenen ältesten Kern an, und durch selbstständige Verse ward er lue und da erweitert. Aber bei alledem konnte das Ganze immer noch ein Theil der Osterliturgie bleiben, selbst zu einer Zeit, wo sich andererseits aus dem gemeinsamen Grundbestcmdtheil schon längst gewaltige Massenaufführungen entwickelt hatten.

Auch die Feier der Paffion enthielt dramatifche Keime, denn auch das Pafsionsevangelium wurde in der Charwoche im Wechselgesang vorgetragen; dazu kam jene symbolische Kreuzlegung und in späterer Zeit die Marienklage, ein Tmuergefaug, welcher der unter dem Kreuz stehenden Gottesmutter in den Mund gelegt wurde.

Am Weihnachtstage war die Aufstellung einer Krippe am Altar ein fehr alter Gebrauch. Die Verkündigimg der Geburt Christi durch den Engel an die Hirten und die Anbetung des Kindes bilden die dramatifchen Scenen, die sich auch hier seit dem 10. Jahrhundert an jene Sitte zunächst anlehnen. Ein hervorragendes kirchliches Fest war auch von jeher Epiphanias gewesen, das Fest der Erscheinung, d. h. der Offenbarung der göttlichen Natur Ehristi. Ursprünglich hatte es der Niederlassung des göttlichen Geistes auf Ehristus bei der Taufe gegolten und war höher geachtet gewesen als das Fest seiner leiblichen Geburt. Aber auch als das Weihuachtsfest an Bedeutung gewachsen war, erblich der Glanz der Epiphamasfeier nicht. Die Offenbarung der Gottheit des Christkindes durch die Anbetung der heiligen drei Könige trat in den Vordergrund, und das war ein dankbares Motiv für ein dramatisches, mit phantastischen Eostümen ausgestattetes Bild. Mit ihm verband sich alsbald die Darstellung der nächstliegenden Stücke evangelischer Geschichte: Das Auftreten der drei Könige vor Herodes, der bethlehemitische Kindermord, auch die Flucht der heiligen Familie. Wurde das Ganze durch die Christnachtscene eingeleitet, so bildete sich schon ein kleines Drama, das alle Hauptscenen aus den Evangelien der Weihnachts- und Epiphaniaszeit umfaßte. Ein solches vereinigtes Weihnachts- und Dreikönigsspiel ist uns in lateinischen Versen schon aus dem 11. Jahrhundert aus Naiern überliefert. Es ist noch in der allertnappesten Form gehalten, sodast die ganzen Ereignisse von Ehristi Geburt bis zur Flucht nach Egypten in kaum hundert Versen abgethan werden.

Aus diesen kleinen Anfängen entwickelt sich das eigentliche geistliche Schauspiel seit dem Ausgange des 11. und im Verlaufe des 12. Jahrhunderts. Das ist eine wichtige, noch nicht genügend beachtete Thatfache. Die Zeit jenes gewaltigen Auffchwunges der Kirche auf dem Gebiete der

x

Politik wie auf dein der gelehrten Studien, das Zeitalter der klerikalen Reform, des Investiturstreites, der Kreuzzüge, der Scholastik, ist auch die Zeit der Ausbildung des geistlichen Dramas in lateinischer Sprache. Jener großen Bewegung auf den Höheil des politischen und des wissenschaftlichen Lebens läuft eine Bewegung in der populären Littemtur dieser Zeit parallel. Denn alle Lebensgebiete wollte die Kirche mit ihren Anschauungen und Lehren durchdringen und beherrschen, auch die gesummten geistigen Interessen des Laienstandes. So entsteht seit dem Ende des 11. Jahrhunderts eine reiche geistliche Dichtung in deutscher Sprache, die den ausgesprochenen Zweck verfolgt, die alte weltliche Heldenpoesie zu verdrängen und den Laien ganz in den Ideenkreis der Kirche hilleinzuziehen. Zu einem populären Inbegriff der ganzen kirchlichen Weltanschauung setzt sich der Inhalt dieser epischen, lyrischen und didaktischen deutschen Gedichte zusammen. Das gesammte Leben der Völker wie des Einzelnen erscheint da eingespannt in ein altes System geistlicher Weltgeschichte, welches Himmel nnd Erde, Zeit und Ewigkeit umschließt. Gottesdienst und Popularpoesie vereinigen sich, um es dein Hörer fort nnd fort einzuprägen; es wird eine der wesentlichsten Grundlagen für die geistige Verfassung des Laienthums; es ist auch die Grundlage, auf der das mittelalterliche Drama sich aufbaut.

Im Anfang der Dinge schuf Gott zehn Ellgelchöre und im zehnten den Lucifer, der alle seine Genossen überstrahlte. Aber Hochmuth und Herrschsucht treiben den Unbesonnenen, daß er mit seinem Ehore sich verschwört, ein Reich zu gründen, in dein er gewaltig sei wie Gott selbst. Da gebietet der Herr dem Erzengel Michael, den zehnten Ehor mit gewaltigem Streich zu zerstören, und Lucifer wird mit seinen Gesellen aus dem Himmel hinab in den tiefsten Abgrund, in die Hülle, gestoßen. Um den erledigten Himmelschor wieder zu füllen, erschafft Gott den Menschen, daß er Isich mehre und nicht sterbe, solange er sein Gebot hält; dann soll er die Stelle der verstoßenen Ellgel einnehmen. Aber die Herrlichkeit, die er selbst für immer verscherzt hat, mißgönnt der rachedurstige Lucifer dem Meufchen, In Gestalt der! Schlange verleitet er Adam und Eva zur Sünde. Damit hat der Mensch seine hohe Bestimmung verwirkt. Er wird sterblich, und von der forterbenden Sünde des erstell belastet, fahren auch alle kommenden Geschlechter zur Hölle. Das ist das Schicksal von fünf Weltaltern — einer Zeit der Finsternis!, in der nur als vereinzelte Sterne die Gottesmänner des alten Bundes aufleuchten. Sie weissagen das Erscheinen des Erlösers; ihr Leben und ihre Thaten deuten Ereignisse aus der Geschichte Ehristi bildlich voraus; die ganze vorchristliche Weltgeschichte erscheint schließlich nur wie eine Vorbereitung auf das Erscheinen des Gottessohnes. Dieser selbst, sein Leben nnd Leiden, bildet natürlich den Mittelpunkt des großen welthistorischen Gemäldes. Durch seinen Opfertod ist Lncifers Macht gebrochen. Aus dem Grabe fährt der Heiland hinab in die Tiefe. Mit

Löwenkraft sprengt er die Pforte der Hölle und entreißt dein Teufel die Seelen, die dort von Anbeginn der Welt nach Erlösung schmachten. Dann erscheint der Auferstandene seinen Getreuen und führt aufwärts zum Vater. Nun ist dem Menschen wieder wie ehedem das Himmelsparadies beschieden. Aber Lucifer will Ersatz für den erlittenen Verlust, und den Versuch, der ihm beim ersten Menschen gelungen war, wiederholt er jetzt bei jedem einzelnen. Durch die Lockungen der Weltlust sucht er ihn zu bethören und ihn um den Gnadentheil zu bringen, den ihn, der Gottessohn verschafft hat und den ihm die Kirche vermittelt. Da gilt es denn alle Freuden der Welt zu fliehen, um der größeren und dauernderen des Himmels theilhaftig zu werden. Uemouw niori, der Gedanke an den Tod und die Weltflucht — das ist der Weisheit letzter Schluß. Diejenigen, die allem Schönen, das die Welt zu bieten vermag, entsagt, die Marter, Noth und Tod erduldet haben, um den himmlischen Lohn zu erwerben, die stehen als glänzende Vorbilder da, als die Heiligen, deren mannigfaltige Legenden die christliche Phantasie erfüllen und das Streben zur Nachfolge anregen fallen. Die Vorbereitung auf den Tod erscheint als der eigentliche Zweck des Einzellebens; die Vorbereitung auf das Weltende erfcheint als der wichtigste Inhalt der Geschichte der Menschheit. Wie das erste Erscheinen des Gottessohnes das Ziel der vorchristlichen, so bildet feine Wiederkunft am jüngsten Tage das Ziel der christlichen Geschichte. Alles ist da schon fest voraus bestimmt, und wie nach einen: längst fertigen Programm spielen sich die letzten Weltgeschicke ab. Ein fränkischer Kaiser unterwirft' sich das ganze Erdreich; dann legt er zu Ierufalem seine Krone nieder, damit Gott allein berrsche. Wer es erscheint der Antichrist, der die Menschheit bethürt, daß sie an ihn als an Gottes Sohn glaubt. Viertehalb Jahre währt seine Herrschaft; dann wird er gestürzt, und Alles bekehrt sich. Nun geschehen fünfzehn fürchterliche Zeichen. Die Welt wird in Feuer verzehrt, die Todten stehen auf, wieder vereinigt fahren Leib und Seele zum jüngsten Gericht, nm durch den großen Urteilsspruch für alle Einigkeit zu den grausamsten Höllenqualen oder zu den Himmelfreuden', ;n Lucifers oder zu des Gottessohnes Gefolge geurtheilt zu werden.

Das sind die Grundzüge der Weltanschauung, die dem deutschen Laien im Zeitalter der siegreichen Kirche in Fleisch und Vlut übergeführt wurden. Auf ihnen fußt auch das Drama. Im Gegenfahe zu den übrigen Gattungen geistlicher Poesie konnte in diesem 'zunächst noch die lateinische Sprache festgehalten werden; sah doch hier der Zuschauer die Dinge vor seinen Augen sich abspielen, begriff er doch die Handlung, auch wenn er die Worte nicht verstand. Der große Zusammenhang, in den das Einzelne hineingehörte, war ihm vertraut. Und das ist nun auch für die Weiterentwickelung der geistlichen Spiele von entscheidender Bedeutung. Jenes christliche System der Weltgeschichte, was war es anders als ein gewaltiges von, Anfang bis zum Ende der Dinge reichendes Drama? In

seinen großen Zusammenhang ordnete die mittelalterliche Phantasie von
vornherein jedes geistliche Spiel als eine Scene oder als einen einzelnen
Act ein. 'Nichts war natürlicher, als daß man die ausgeführten Theile
dieser Welttragödie mit einander zu verbinden strebte oder daß man diesen
und jenen bisher noch nicht bearbeiteten Act neu hinzufügte.
Vor Allein wurde das Weihnachts- und Dreikönigsspiel mit weit
zurückliegenden Momenten aus der geistlichen Geschichte verknüpft. Dazu
bestand hier noch ein besonderer Anlaß. In den Weihnachts- und Epi-
phaniaspredigten bildeten bestimmte nlttestamentliche Prophezeiungen, die
auf das Erscheinen Christi bezogen wurden, ein stehendes Thema. Ins-
besondere wurde da eine dem heiligen Augustinus beigelegte Weihnachts-
predigt benutzt, in welcher der Redner die einzelnen Propheten des alten
Testamentes und die heidnische Sibylle in lebhafter Anrede aufforderte,
gegen die Juden für Ehristus Zeugniß abzulegen, worauf er dann jedes-
mal selbst im Namen der betreffenden Person mit der jeweiligen messianischen
Weissagung antwortete. Also schon eine Art dramatischer Scene im Munde
des Predigers. Es lag nahe genug, sie zusammen mit der Weihnachts-
geschichte, auf die sie vorbereitete, wirklich aufzuführen. Und fo ließ man
denn zur Einleitung des Weihnachtsfpieles thatsächlich den heiligen Augustinus
mit allen seinen Propheten und der Sibylle in Person auftreten und ihnen
ihre Prophezeiungen abfragen. Zugleich aber wurden ihnen zur weiteren
Belebung der Scene die Juden mit ihren Einwänden gegenübergestellt, so
daß dies Prophetenvorspiel nebenbei zu einer Disputation zwischen Ehristen-
thum und Iudeuthum wurde, die dann für die ganze Folgezeit ein beliebtes
Motiv der geistlichen Spiele blieb. War so einmal ein Schritt in die
vorchristliche Geschichte hineingethan, so ging man auch weiter, und schon
im Jahre 1194 wurde in Negensburg ein Spiel aufgeführt, welches die
Erschaffung der Engel, den Sturz des Lucifer, des Menschen Schöpfung
und Sündenfall und die Propheten behandelte, also die ganze geistliche
Weltgeschichte bis auf Ehristi Geburt. Andererseits wurde auch der letzte
Act des großen Weltdramas zu geistlichen Spielen gestaltet. Die Anti-
christspiele gehörten schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts mit zuin
geistlichen Tramenrepertoire, und das hervorragendste in dieser Gattung,
das berühmte Tegernseeer Antichristspiel, wurde in der ersten und glänzendsten
Zeit Friedrich Barbarossas verfaßt. Nicht ein fränkifcher, sondern der
deutsche Kaiser ist es hier, der sich am Ende der Dinge das Erdreich
unterwirft, und in der Ausführung diefes Motives macht sich eine stolze
Borstellung von der Größe und den weltumspannenden Aufgaben des
deutschen Kaiserthums geltend, die in einem geistlichen Drama fremdartig
genug berührt; denn Nichts liegt dieser Dichtungsgattung sonst ferner als
Patriotismus und Politik.
So erstreckte sich das Stoffgebiet des geistlichen Dramas im 12. Jahr-
hundert wirklich schon über jene ganze christliche Weltgeschichte hin. Zu-

gleich aber werden nun auch die einzelnen Spiele immer weiter und reicher
ausgestaltet und ausgestattet. Die biblischen Vestandtheile wurden mehr
und mehr durch Ausführung und Beiwerk überwuchert, der Zusammenhang
mit dem Gottesdienste ging verloren. Am längsten scheinen noch die Oster-
spiele ihren liturgischen Charakter gewahrt zu haben. Aber die Weihnachts-
und Epiphaniasspiele erhielten ebenso wie die Antichristdramen einen Apparat,
der ihre Aufführung in der Kirche Strengergesinnten als ein großes
Aergerniß erscheinen lieft. Propst Gerhoh von Neichersperg (1° 1169) und
die Aebtissin Herrad von Landsverg (1167—1195) eisen: dagegen, daß man
beim Weihnachtsspiel in der Kirche das Schreien des neugeborenen Christ-
lindes hört, daß der Kindermürder Herodes dort wüthen darf, daß Priester
sich in einen Trupp Kriegsknechte verkleiden, daß der Antichrist und die
Gesellschaft von Teufelsmasken, die ihn umgiebt, dort ihr Wefen treiben,
und daß bei solchen Aufführungen Possenreißen, Fressen und Saufen,
Waffenklirren und Streit das Gotteshans entweihen. Unter solchen Um-
ständen mußten allerdings die geistlichen Spiele aus der Kirche weichen.
Aber über ihre nächste Umgebung, wie den Kirchhof oder ein benachbartes
Gebäude kamen sie zunächst kaum hinaus. Im Speisesaal des an die
Kirche stoßenden Domstiftes hatte ehedem zu Augsburg derselbe Gerhoh, der
die kirchlichen Aufführungen späterhin so verdammte, den Kindermörder
Herodes und andere Stücke spielen lassen. Er war damals Vorsteher der
Domschule; seine Zöglinge waren die Darsteller, die er mit größtem Eifer
einerercirte. Und auch sonst erfahren wir, daß Schüler an den geist-
lichen Aufführungen betheiligt waren, jugendliche sowohl wie erwachsene.
Sie haben als Schauspieler, aber auch als Dichter mitgewirkt, und in den
flüssigen lateinischen Reimuersen, die seit dem 12. Jahrhundert in >diese
Dramen Eingang finden, gewiß auch in den von Herrad gerügten Possen,
verrathen sich jene fröhlichen, poesiebegabten Gesellen, die seit dem Auf-
blühen der Studien in Frankreich und feit Abälard auch in der lateinifchen
Lyrik dort mit glänzendem Beispiel vorangegangen waren, an den hohen
Schulen und an den geistlichen Höfen herumzogen und mit ihren lateinifchen
Liedern um Gunst und Gabe der geistlichen Herren warben, die vielge-
genannten Vaganten, die unter den Klerikern etwa dieselbe Rolle spielten
wie die Spielleute in der weltlichen Gesellschaft. Die reichste und wichtigste
Sammlung der Vagantenlnrik in Deutschland enthält auch ein Propheten-
und Weihnachtsspiel und ein Passionsspiel der angedeuteten Art.
Für komische Scenen waren schon in den alten liturgisch-dramatischen
Stücken Anknüpfungspunkte gegeben. Des Petrus und Johannes gemein-
sames Eilen zum Grabe des Auferstandenen wird später zu einem possen-
haften Wettlauf ausgestaltet. Die drei Frauen, welche zum Grabe gehen,
um den Leib des Herren zu salbeil, müssen jetzt das Nöthige bei einem
Krämer einkaufen, der dann als das Urbild des Quacksalbers gezeichnet
wird und dem sodann als weitere komische Personen ein Knecht und ein
^

Weib beigegeben werden. Die Ritter, die das Grab hüten sollen, werden
als lächerliche Prahlhänse geschildert, deren Maulheldenthum mit ihrer
kläglichen Rolle bei der Auferstehung komisch contrastirt. Als das Oster-
spiel durch Christi Höllenfahrt erweitert wurde, gab diese Gelegenheit zu
possenhaften Teufelscenen, wie sie auch in Antichristspielen längst vorkamen.
Die Juden weiden in Reden und Bewegungen, in Tänzen, die sie auf-
führen, und in kauderwelschen Gesängen, die sie dazu anstimmen, auf grob-
komische Weise charakterisirt. In diesem Sinne wurde auch das Propheten-
vorsviel des Weihnachtsdramas früh verwerthet, und dieses selbst wurde
besonders reich mit possenhaftem Beiwerk ausgestattet. Die Hirten werden
als Tölpel gezeichnet, in denen der Bauernstand nicht weniger verspottet
wird als in den Grabeswächtern des Osterspieles das Ritterthum. Groteske
Tänze werden um die Krippe des Christkindes unter den Klängen eines
Wiegenliedes oder anderer Gesänge aufgeführt: Das Alles waren Zu-
geständnisse an den Geschmack des Volkes; Anlehnungen an volksthümliche
Neberlieferungen sind dabei jetzt gewiß nicht mehr ausgeblieben.

Was für die deutsche Poesie der Geistlichen des 12. Jahrhunderts,
ja, was in gewissem Sinne für die ganze geistliche Bewegung der Zeit
überhaupt gilt, das zeigt sich auch beim geistlichen Drama: jene klerikalen
Bestrebungen, die der Beherrschung der weltlichen Lebensmächte galten,
nahmen mit ihrer wachsenden Bedeutung selbst einen immer weltlicheren
Charakter an. Beim Drama gehört dazu auch die Veränderung seiner
Sprache, mit der auch die Ansätze zur Komik erst zur rechten Ausbildung
kommen. Im 12. Jahrhundert hatte in ihm noch ausschließlich das
Lateinische geherrscht; mit dem 13. beginnt das Deutsche einzudringen.
Vereinzelt bleibt zwar der Versuch, die glatte Form der ritterlichen
Dichtung der Blüthezeit auf das geistliche Spiel zu übertragen, den das
älteste deutsche Drama, ein fragmentarisches Osterspiel aus der Schweiz,
zeigt. Nicht in die Periode der ritterlichen, sondern erst in die der bürger-
lich-volksmäßigen Poesie fällt nach Zeit und Charakter die eigentliche Aus-
bildung des Dramas in deutscher Sprache, und statt der rein deutschen
Fonn jenes vereinzelten Stückes bildet zunächst die Regel das Durchflechten
des lateinischen Tertes mit deutschen Übersetzungen und Einlagen. Aber
mit der Zeit nimmt die Rationalsprache mehr und mehr überhand. Nur
für den kleinen liturgischen Grundbestand an Gesängen und Vibelworten
blieb noch lange die lateinische Fassung beliebt, die dann fremdartig feier-
lich zwischen die derbe Volkssprache hineinklingt. Je mehr nun die deutsche
Sprache in den geistlichen Spielen angewendet wurde, umsomehr konnten
sich auch Laien an ihrer Aufführung, gelegentlich auch an den Erweiterungen
ihrer Terte betheiligen. Fahrende Volkssänger, Spielleute, haben in den
Versen dieser deutschen Dramen und besonders in den komischen Ein-
lagen sicherlich ihre Hand gehabt. Wurden die lateinischen Spiele von
Priestern, Vaganten und Kloster- oder Domschülern aufgeführt, fo konnten

bei den deutschen nun neben solchen oder statt solcher auch Bürger, Angehörige der Zünfte, insbesondere Meistersinger mitwirken. Der Grundbestand dieser Spiele bleibt der alte; aber auch bei seiner breiteren Ausführung und seiner Erweiterung durch Einlagen strebt Niemand nach Originalität. Stoff, Auffassungsweise und Geschmacksrichtung sind gegeben; was aus diesen Neues gewonnen wird, verschafft weder auf Verfasserrecht noch auf Verfasserruhm Anspruch; das Alte wie das Neue ist Gemeingut, und wer ein Spiel für die Aufführung redigirt, benutzt das Eine wie das Andere, so viel er mag. An Einzelspielen biblischen wie legendarischen Inhaltes ist kein Mangel; aber kein geistliches Spiel giebt es, welches nicht an irgend einer Stelle der großen Welttragödie seinen Platz fände, und diefe felbst wird in immer größerem Umfange und mit immer größeren: Apparate ausgeführt.

Ein neuer Anlaß und eine neue Form für ihre Darstellung ergab sich aus der im Jahre 1264 erfolgten Einführung des Frohnleichnamfestes. Vei den großen, glänzend ausgestatteten Frohnleichnamsprocessionen wurde es Sitte, die Hcmptscenen der christlichen Heilsgefchichte alten und neuen Testamentes durch costümirte Gruppen des Festzuges anzudeuten. Mimifche Bewegungen, Aufschriften, gesungene oder gesprochene Worte kamen hinzu, um die Bedeutung der meist von den verschiedenen Zünften dargestellten Einzelgruppen klar zu machen, die theils zu Fuß, theils auf Wagen sich einherbewegten und zu den Zeiten, wo der Zug Halt machte, einzelne Scenen wirklich spielen konnten. Es lag nahe, diese Scenenreihe zu einem Drama mit ausgeführtem Terte für die Darstellung auf festem Schauplatze zu gestalten, und so entstanden denn große Frohnleichnamsspiele, die tatsächlich das ganze Weltdrama von der Schöpfung bis zum jüngsten Gerichte umfaßten. Aber auch jene alte Gattung, welche den Mittel- und Höhepunkt der Welttragödie behandelte, wurde über den größten Theil ihres Inhaltes hin ausgedehnt: mit dem Osterspiele verbindet sich nicht nur die Passion in breitester Ausführung, die Darstellung greift auch auf das ganze Leben Jesu zurück und damber hinaus auf die Weissagungen und vorbildlichen Scenen des alten Testamentes, ja gelegentlich sogar auch auf die Erschaffung der Engel und Lucifers Sturz. Schon feit dem 14. Jahrhundert erwuchsen daraus gewaltige Massenaufführungen, die sich über mehrere Tage erstreckten. Mochte daneben auch die alte dramatisch-liturgische Osterfeier noch in der Kirche begangen werden, «lochte sie der Dorfpfarrer mit seiner .«öchinj, dem Meßner und zwei Baueni als das „Marienspiel" in aller Einfalt und Einfachheit darstellen, mochte gelegentlich auch eine Gesellschaft von Vaganten und Spielleuten ohne große Vorbereitungen auf den Marktplatz einer Stadt ziehen, die Menge ein wenig zurücktreten heißen und mit der Ankündigung: „Wir wollen halten ein Osterspiel, das ist fröhlich und kost't nicht viel," in kurzer Zeit eine burleske Fassung solches Stückes herunterspielen — jene weit ausgreifenden Dramen,

die Christi Leiden und Auferstehung als den Mittelpunkt der geistlichen Weltgeschichte erscheinen lassen, erforderten ganz andere Zulüftungen. Die Veranstaltung einer derartigen Aufführung war ein Ereignis! für die ganze Stadt. Verhandlungen mit dem Nathe wegen der Erlaubnis; zn solcher Feier mußten vorausgehen; eine gewaltige Anzahl von Darstellern war Monate hindurch einzuüben; der Stadtmarkt war in den Himmel, Erde und Holle umfassenden Schauplatz des Weltdramas zu verwandeln.
In der Anlage dieser großen Scenerie bestand überall eine gewisse Uebereinstimmung'; aber das gemeinsame Normalschema der dreitheiligen Passionsbühne, welches seit Devrients Geschichte der Schauspielkunst lange Zeit zu den litterarhistorischen Dogmen gehörte, hat nicht eristirt. Nicht einmal das Aufschlagen einer Vühne war überall üblich; die Decorationen konnten auch zu ebener Erde angebracht werden, und sie wurden auf dem Schauplatz uertheilt, wie es jeweilig am zweckmäßigsten schien. Gemeinsam war mir der offene, große, für die Dauer des Spieltages unveränderliche Schauplatz, der niemals durch einen Vorhang abgeschlossen wurde und auf dein sich die sämmtlichen Darsteller befanden, so lange das Spiel dauerte oder wenigstens so lange sie zu den Personen des Spiels gehörten. Den Hintergrund bildete gewöhnlich eines der Häuser des Marktes, an welchem ein Balkon den zur Decomtion gehörigen Himmel darstellte. Ihm zunächst wurde dann meistens Golgatha mit den drei Kreuzen oder auch der Oelberg angedeutet. An den beiden Längsseiten des Schauplatzes standen, immer durch beträchtliche Zwischenräume' von einander getrennt, feste Decorationen, welche einzelne Häuser oder „Burgen" darstellten, z. V. das Haus des Pilatus, des Kaiphas, des Herodes. Sie waren theilweise wohl nur durch niedrige Zäune, theilweise durch vier Pfosten mit einem Dache bezeichnet; denn sie durften den Vlick auf den Schauplatz für die rings herum postirten Zuschauer nicht hemmen. Im Vordergrunde war die Hölle zu schauen oder vielmehr deren Pforte, die manchmal wie das Gesicht eines Ungeheuers gestaltet war, durch dessen Nachen die Teufel und die im Laufe des Spieles gefangenen oder befreiten Seelen ans und eingingen; fönst waren die Hüllenbewohner den Blicken des Zuschauers entzogen, machten sich jedoch auch dann in der Grube, oder wo sie sich sonst aufhielten, gelegentlich durch eiu gewaltiges Minoren mit Kesseln, Pfannen oder gar durch Böllerschüsse bemerklich. In der freien Mitte des Schauplatzes spielte sich die Handlung ab, wenn sich die dargestellte Begebenheit nicht an einem der durch Decorationen markirten Orte zutrug; sonst versammelten sich au diese»« die jeweilig betheiligten Spieler. Aber auch in Scenen, bei.' welchen sie nicht zu agiren hatten, mußten sich die betreffenden Schauspieler in derjenigen Burg, oder bei der Decoration aufhalten, an welcher sich ihre Handlung zumeist bewegte. So hatte jede Truppe auch außerhalb des Spiels ihren bestimmten Standort. Die Zuschauer standen oder saßen theils um die Scene herum, theils blickten sie aus den Fenstern

und Lauben der Häuser herab, die den Markt umgaben, Gelegentlich wurden auch besondere Zuschauerlogen, sogenannte Brücken, an diesen Häusern angebracht, die sich dann amphiteatralisch um die Marktbühue hinzogen.

War der Tag der Aufführung gekommen, so strömte Alles auf dem Platze zusammen. Die Bürgerschaft war so durch das Zuschauen in Anspruch genommen, daß in solcher Zeit auch die Thorwache verstärkt uud die Wartthürme mit Wächtern besetzt wurden, damit nicht etwa irgendwelche Nachbarn, mit denen die Stadt in Fehde lag, sich die allgemeine Feier für einen plötzlichen Ueberfall zu Nutze machten. In den von den meisten Bewohnern verlassenen Häusern wurden besondere Vorkehrungen gegen Feuergefahr getroffen. Das Iudenviertel wurde abgeschlossen und bewacht; denn die Stinimung des Volkes wurde durch die Spiele derartig gegen die Juden aufgeregt, daß man cmtifemitische Ausbreitungen fürchtete. Endlich konnte das Spiel beginnen. Bon Spielleuten und einein Vorläufer oder Herold geführt, betrat der ganze Zug der Darsteller die Bühne und schritt unter dem Klange der Musik feierlich über sie hin. Da sah man denn schon die ganze heilige und unheilige Gesellschaft in ihren originellen Costümen beisammen, von Gott Vater, den ein reiches Priestergewand, eine Krone, langes Haar und langer Bart kennzeichnete, bis herab zu dem Künstler, der in der Scene von Petri Verleugnung als Hahn dreimal zu krähen hatte — Alles in Allem manchmal gegen dreihundert Personen. Nachdem sie dann sämmtlich an ihren Standorten gruppenweise Platz genommen hatten, geboten Engel durch den Gesang silets! 8il«te! 8ilsntium KkKsts! allgemeine Stille. Gewöhnlich folgte noch ew Prolog und dann etwa jenes Vorspiel, in welchem die Propheten des alten Bundes, von Augustinus geführt, den widersprechenden Juden die Erscheinung Christi verkündigen, oder auch Stücke aus der alttestamentlichen Geschichte und neutestamentliche Parabeln von vorbereitender oder sinnbildlicher Bedeutung für das Leben Christi. Und nun wird dieses selbst in breiter Darstellung vorgeführt mit einem Wechsel von Gesang und Recitation, der diesen Spielen überhaupt eigen ist. Bei einer Aufführung, die zu Pfingsten des Jahres 1498 zu Frankfurt am Main stattfand, kam man erst am zweiten Tage bis zur Gefangennahme Christi. Zum Schluß wurde damals der Geistliche, der erst Gott Vater, dann den Heiland gespielt hatte, in dieser Nolle gefesselt durch die Stadt geführt. Der gleiche Aufzug wiederholte sich am nächsten Morgen; dann folgte das Spiel der Passion. Gewöhnlich werden in diesen späteren großen Spielen die Leiden des Heilandes in einer abschreckenden Ausdehnung und in grob naturalistischer Ausführung, nicht ohne barbarisches Behagen an« Gräßlichen dargestellt. Zwei Stunden lang hing bei jener Frankfurter Aufführung der Christus am Kreuz. Ein großer Theil dieser Zeit wurde durch die weit ausgesponnene Klage der Maria ausgefüllt, deren Kern uns schon im 12. Jahrhundert be-

segnete. So ermüdend uns die Kreuzigungsscene in so umfänglicher Form erscheint, in: Einzelnen spricht uns bei ihr doch manche Rede und mancher Gesang durch rührend wahre Empfindung an, und vor Allem dürfen wir die scenische Wirkung solcher Hauptmomente des Dramas nicht vergessen. Man denke sich Hunderte von Darstellern in mannigfaltigen Gruppen, in den verschiedensten Stellungen und Costümen um die Kreuze des Heilands und der Schacher versammelt, keine geschminkten Schauspielergesichter, sondern derbe Gestalten aus der Bürgerschaft, die in ihren Gesichtszügen und in ihrer ganzen Erscheinung jene charaktervolle Verschiedenheit zeigten, wie die verschiedenen Arten des Berufes und der Lebenserfahrung sie ihnen aufgeprägt hatten. Hier konnten die altdeutschen Maler und Schnitzer die lebendigen Vorlagen für ihre gestaltenreichen Darstellungen aus der biblischen Geschichte finden, die von so echt realistischen, mitten aus dem Leben gegriffenen Physiognomiken belebt sind. Der Zusammenhang der bildenden Kunst des Mittelalters mit den geistlichen Spielen läßt sich in der Behandlung großer Scenen wie einzelner Figuren und Requisite zweifellos erweisen*).

Gegenüber dem gewaltsam erschütternden Charakter der Passionsscenen kommt dann in der Darstellung der Auferstehungsgeschichte, die in Frankfurt den vierten Tag füllte, das komische Element des späteren Dramas vor Allem zur Geltung. Da treten zuerst jene bärbeißigen Ritter auf und stellen sich mit entsprechenden Namen vor. Einer ist der Ritter Hauschild, ein anderer bsr l86UFrtn, clsr baut um Lieb. »18 siu 8>vtn; ein dritter versichert wohl, daß er durch einen Eisenhut hindurch einen Floh zerbeißen könne, und was dergleichen mehr ist. Und nachher müssen diese inilit68 ßlolw8i es widerstandslos geschehen lassen, daß der ihrer Hut Vertraute die Fesseln seines Grabes sprengt. Die Auferstehungsscene selbst ist ebenso wie die damit verbundene Höllenfahrt ein Motiv von gewaltiger dramatischer Kraft. Eine mächtige Bewegung erhebt sich in der Hölle, als der Auferstandene naht. Sehnsucht, Hoffnung, Freude der nach Erlösung schmachtenden Seelen, Sorge und Wuth der Teufel machen sich Luft. Schon pocht der Herr sammt seinen Engeln an die Pforte; ihre dreimalige Aufforderung, zu öffnen, die Zwischenreden der Teufel, der Gesang der gefangenen Seelen steigern die Erwartung auf das Höchste — da bricht der Herr dein Widerstände der Höllengeister zum Trotze das Thor — und nun kommen sie alle an's Tageslicht, die wohlbekannten biblischen Gestalten von Adam und Eva bis auf Johannes den Täufer, jubeln und danken für ihre Erlösung. Aber auch diese großartige Scene wird mehrfach mit einem burlesken Anhängsel versehen: Die Teufel versuchen mit komisch vergeblichen

*) An einem einzelnen Motive ist dies soeben in sehr gründlicher Weise in einer Schrift von P. Weber dargethan: Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst in ihrem VerlMniß erläutert an einer Ikonographie der Kirche und Synagoge. Stuttgart 1894. Vergl. auch die folgende Anmerkung,

Mitteln Erlöste zurückzuhalten*); eine verworfene Seele, die von der Befreiung ausgeschlossen ist, sucht sich heimlich mit davon zu machen, wird aber alsbald wieder ergriffen; um die in der Hölle entstandene Lücke wieder auszufüllen, fangen die Teufel die Seelen von Vertretern der verschiedenen Stande ein, die denn nun vor den Zuschauern ein Bekenntnis? ihrer Standessünden ablegen müssen. Indeß wird die Auferstehung dem Pilatus gemeldet, und nun folgt jene alte Scene, die dm Ausgangspunkt für diese ganzen Spiele bildete, der Gang der Frauen zum Grabe. Doch da wird jetzt zunächst der Krämer eingeführt, der ihnen für ihr Vorhaben seine Salben anpreist. Er hat sie aus Gott weiß was für Ländern zusammengebracht, und sie thun Wunder gleich denen eines Haarbalsams oder Universalmittels neuester Sorte. Ueber den Preis, den er dafür fordert, kommt er mit feiner Gattin in Streit; der pfiffige Knecht Rubin mischt sich hinein, und die Scene endigt mit einer großen Prügelei. Unmittelbar darauf setzt sich dann der Grabesbesuch der Frauen in dem alten feierlichen Ernste fort, um alsbald dem komischen Intermezzo vom Wettlauf des Petrus und Johannes Platz zu machen, bei dem Petrus dann auch wohl stürzt, sich das Bein verletzt und unter derbeni Schimpfen humpelnd seinen Weg fortsetzt. Dann folgen die Erscheinungen des Auferstandenen, und das Spiel kann sich beliebig weiter, etwa bis zur Himmelfahrt oder bis zur Ausbreitung des Evangeliums durch die Apostel, ausdehnen. Bildete doch das Alles immer nur Theile des großen Ganzen, dessen Zusammenhang und eigentlicher Abschluß Jeden« bekannt war. Vis zu Ende pflegte die Welttragödie mir in den Fronleichnamsspielen vorgeführt zu werden; sonst wurde die Geschichte des Antichristes und des Weltgerichtes für sich gespielt.

Wie uns aus den kunstvollen Verzierungen eines großartigen Domes nicht selten irgendwo eine curiose Fratze entgegengrinst, wie wir wohl in einer mittelalterlichen geistlichen Handschrift gelegentlich durch die komischsten Nandzeichnungen und Initialen überrascht werden, so schlingt sich durch das erschütternde christliche Weltdrama jenes possenhafte Veiwerk. Dies Springen vom Erhabenen zum Lächerlichen ist für das Mittelalter, das Zeitalter der Gegensätze, sehr charakteristisch. Aber ein wesentlicher Theil jener Kunstwerke sind darum solche tollen Arabesken noch nicht. Das geistliche Spiel konnte auch ohne sie bestehen. Mochte es komische Einlagen haben oder nicht, sein Wesen und seine Lebensfähigkeit war solange gesichert, als es die lebendige Verkörperung des gemeinsame» religiösen Empfindens und der gemeinsam Weltanschauung seines Zeitalters war.

Wohl waren es zum guten Theil Gründe äußerer Art, die dahin wirkten.

*) Auch dies Motiv wurde von den Malern aus den geistliche» Spielen aufgenommen. So haut auf einem Bilde der Wsabethkirche in Breslau ein Teufel mit der Pritfche auf die befreiten Seelen ein!

daß seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts das geistliche Volksschauspiel sich mehr und mehr auf einzelne der litterarischen Entwickelung unzugängliche Gebiete zurückzog: das Auftreten der Berufsschauspieler und das Entstehen einer fremden Mustern folgenden Kunstpoesie des Gebildetenstandes. Die Verachtung der mimischen und dichterischen Leistungen des Volkes war die nächste Folge davon. Sie ist jetzt überwunden; was von den geistlichen Spielen die Jahrhunderte überdauert hat, wird liebevoll gepflegt und in veredelter und vervollkommneter Gestalt mit historischen: und ästhetischem Interesse aufgenommen. Aber die inneren Lebensbedingungen des geistlichen Nationaloramas, wie es das Mittelalter besaß, sind inzwischen geschwunden. Die Zeiten, wo die Zuschauer aller Stände, von Gedanken an ihr Seelenheil bewegt, in dem christlichen Weltdrama Inbegriff und Ziel alles menschlichen Lebens sich greifbar vor Augen treten sahen, sind für immer dahin, und kühn hinausschweifend über die engen Schranken des mittelalterlichen Systems der Weltgeschichte sieht der moderne Geist in dem unbegränzten Vorwärtsstrebeu und Vorwärtsschreiten seines Geschlechtes das große Drama der Menschheit.

Zu spät.

Erzählung,

von

Marie von Glaser.

— Wien. —

^nd nun ist sie frei!" Ferdinand Holder las die kleine Karte, las die wenigen Worte in der knappen, klaren Schrift zum unzähligsten Male, „Man bringt nur in dieser Stunde die Nachricht, daß Hennann Lorenz todt ist! Er ist in England gestorben, in einen: entlegenen Dorfe, wohin er, man weiß nicht warum, noch wozu, gekommen. Sein Leben endet, wie er es geführt. Möge ihm die Erde leicht werden. Nun bin ich Witwe. Ist es denn möglich, daß dieses Wort für Manche eine Welt von Bedeutungen umfaßt?! Christa."

In diesen Worten, in der Art, ihm diese Mittheilung zu machen, lag ihr ganzes Wesen. Ihr Stolz ihre unbeugsame Frauenwürde, die sie durch die iDede eines leeren Lebens, über das Darben ihres armen Herzens hinweggetragen, die durch Stunden unendlichen Sehnens, durch Augenblicke schwülen, lechzenden Empfindens unversehrt hervorgegangen.

Ferdinands Blicke irrten in's Weite, von dem großen Schreibtische weg, über die entlaubten Bäume des Gartens suchten sie die Thürme und Kuppeln, das Dächermeer der großen Stadt; in einem dieser Häuser wußte er eine einsame, alternde Frau, deren ganzes Sinnen, deren ganzes Sein seit zwei Jahrzehnten ihm galt. Und nun war sie frei! Wieder las er die kleine, inhaltsvolle Karte. Ach! Ueber die Tücke des Schicksales! Es hatte Tage, Jahre gegeben, wo er diese Stunde herbeigesehnt, wo er litt und bitter litt, da diese Stunde nicht kommen wollte, und nun! — Unruhig durchschritt er das Gemach. Seine Gestalt war hoch und ungebeugt, sprunghaft fast in ihren Bewegungen. Kein Silberfaden noch in dem kurzen, vollen Blondhaar, und die Augeu hatten nichts von ihrem Feuer

verloren. Er war ein Mann, von dem man auf lange hinaus nicht sagen
würde, er sei ein alter Mann. Er hatte seine Stellung in der Stadt und
in der Welt, man sah ihn überall gerne, und wo er fehlte, verlangte man
nach ihm . . . Und sie — und sie! Er sann nach. Er ging zwanzig Jahre
zurück. Er dachte sich sie, wie sie gewesen diese lange Zeit hindurch: er
sah sie vor sich, immer aufrecht, immer standhaft, standhaft bis zum Helden-
muthe. Fast grollte er ihr darob. Wenn sie anders gewesen, anders, wie
tausend andere Frauen . . . dann wäre es ihm wohl erspart geblieben,
diese peinliche Stunde zu durchleben. Die Nachricht, sie sei Wittwe ge-
worden, Hütte ihn dann nicht aufzurütteln gebraucht, nicht aufzuschrecken
aus seiner ruhigen Gemüthsstimmung, aus einem Iunggesellenthum, das ihn
allmälig — er gestand es nur nicht ein — lieb geworden war. Und
wenn er gerecht gegen sich hätte sein wollen, dann müßte er sich auch weiter
eingestehen, daß er sich diese Frau nun schon seit Langem, Langen, gar
nicht anders wünsche, als sie eben war. Wenn er Vorwürfe gegen sie er-
hob in dieser Stunde, so war es ebeu, weil ihm vor der Zukunft bange
geworden. Er konnte sich sein Leben einerseits nicht mehr denken, ohne sie,
ohne .diese Abendstunde bei ihr, in dem kleinen, stillen Zimmer, wohin er
allen Kummer, alles Klagen, alle Pläne, alle Eindrücke tragen konnte, und
anderseits wieder bangte, quälte ihn ^ das Was nun? Was würde sie
von ihm erwarten?
Ihr Vild stieg vor ihm auf, das Bild einer traurigen, fast düsteren
Erscheinung, er sah sie in ihren langen, schwarzen Kleidern, er sah ihr
Antlitz, in das der Gram seine Zeichen gefurcht, er fah ihr Lächeln, und
das Lächeln, das sie nur für ihn hatte; ihre Stimme hörte er, die hin
llnd wieder von einem Klang war, von einer Nehmuth, die unzählige
zurückgedrängte Liebkosungen, eine verleugnete Weiche verrielh. Das Alles
peinigte ihn heute, das 3llles beklemmte ihn seltsam. Er hätte sich selbst
entrinnen mögen. Und in seinem unstäten Hin und Her, zwischen dein,
was gewesen, was war, und was nun sein sollte, sein könnte, fand er
nur einen Ausweg, den Vorwurf gegen sie: warum hatte sie sich ergeben,
kampflos — so wollte es ihm in dieser Stunde scheinen — gebeugt vor
dem starren Gesetz der Kirche? Warum hatte sie nicht Urtheilen und Vor-
urteilen einer Welt zum Trotze ihr Glück, seiu Glück mit beiden Händen
zu fassen und festzuhalten gewußt? Hatte er ihr nicht, ini Grunde genommen,
sein ganzes Leben zum Opfer gebracht. War er ibrethalben nicht einsam
geblieben? Und nun war es zu spät, uiel zu spät — und das stand ja
auch zwischen ihren Worten. Und dabei war es ihm, als riefe ihn eine
wohlbekannte Stimme in einem wohlbekannten Raum. Er wurde unruhiger
und unruhiger. Die Vergangenheit in all' ihren großen Zügen, in all' ihren
kleinen Einzelheiten kam ihm wieder, lind es verfolgte ihn wie bittere Ironie
und wie böser Spuk zugleich dieses — und nun ist sie frei! — — —
Die Generalin-Tante fagte von jeher im Flüstertone zu der

Hauvtmannauditorswitwe, ihrer Nachbarin, die sie mit ihrem Vertrauen ehrte, daß Christa von Lorenz der „Roman" der Familie sei. Ihre ohnehin lange und spitze Nase bog sich dabei zu einem klagenden rechten Winkel herab, die beiden hageren, hochblonden Nechnungsrathstöchter — ihre Nichten — verzogen dann regelmäßig schelmisch die verblühten Gesichter und kicherten insgeheim dazu. Laut zu lachen wagen sie nicht, denn siej gehörten 'zu denen, die da behaupten, bis zu den „Dreißigern" dürfe ein Mädchen überhaupt gar nicht wissen, „was ein Roman sei," und sie hielten seit Jahren Beide, obgleich' nicht Zwillinge, bei den ominösen Neunundzwanzig. Sie kicherten also nur insgeheim über den „Roman" der stolzen Christa, ihrer Nase. Der Roman der Familie Hubertsdorf bestand für dieselbe aus einem Gatten, der nach einjähriger Ehe seine junge Frau zurückgelassen hatte, ohne für sie in irgendwelcher Weise gesorgt zu haben, und aus einem entfemten Vetter, der seit zwei Jahrzehnten allabendlich bei der Vereinsamten vorsprach. Um Hermann von Lorenz hatte sich allmälig eine Art Familienlegende gesponnen. Das plötzliche Verschwinden des begabten, leichtfertigen, gewissenlosen jungen Edelmannes war ein Stoff, der von Tanten und Onkeln, von Basen und Vettern nun schon in der zweiten Generation in all' seinen Phasen in's Weite, in's Unendliche besprochen wurde. Das eine Mal jagte er angeblich in Indien dem Tiger nach, das andere Mal schöpfte er Gold in Kalifornien, ein drittes Mal behauptete man steif und fest, er habe es in der' Armee des Kaifers von China zum Generalissimus gebracht.

Man bedenke — eine kleinere Stadt, eine weitverzweigte, erbgesessene Familie, in deren Mitte eine einsame Fran, die nicht nach Rechts, nicht nach Links sah, nur gerade aus fort den traurigen Weg eines verfehlten Lebens ging — da mußten sich doch die Zungen wetzen! Und zu Allem noch dieser „entfernte" Vetter. Wie entfernt der Verwandtschaftsgrad des Doctor Ferdinand Holder zu der Familie Hubertsdorf sei, das festzustellen, daran hatte der Onkel Hofrath manch' langen Winterabend gewandt, den er, alte Familienpapiere stndirend, zubrachte. Es hatte seines ganzen, höchsten und allerhöchsten Ortes seit vierzig Dienstjahren mehr als genugsam bekannten und anerkannten Spür- und Scharfsinnes bedurft, um herauszufinden, daß es einmal — vor hundert und mehr Jahren — wirklich einen Karl Maria Hubertsdorf gegeben, der eine Magdalena Holder zur Frau genommen.

„Bei den Haaren herbeigezogen — diese ganze Verwandtschaft," sagte er ernst und feierlich bei der nächsten Whistpartie, da er der Generalin-Schwägertn dies Ergebnis! seines rastlosen Forschens mittheilte, und die jungen Mädchen des Hauses, die kicherten wieder einmal einander an, und die Anna sprach: „Kein Wunder, daß sie ihm ‚Sie' sagt," die Lotti aber fügte mit dein pfiffigen Blinzeln, das so gut paßte zu ibren wasserblauen Augen, bedeutungsvoll hinzu: „Vor Leuten!"

Christa von Lorenz lächelte ein bitteres Lächeln, ihr Gang wurde um
ein Weniges aufrechter, ihre Züge sahen vielleicht starrer noch aus, wenn
ihr ein solches Wort hinterbracht wurde. Daß sie ein solches hin und wieder
zu treffen vermochte, das war das Böse daran. Nicht immer war es
so gewesen. Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie schier unverwundbar schien.
Das war, als ihre Eltern noch lebten. Erst starb der Vater, zu dem sie
mit jeder Sorge, mit jedem Kummer kommen konnte. Der strenge Mann
des Wissens, der Gelehrte, der sein Leben theilte in Lehren und Lernen,
der die Geschichte der Welt kündete, der Urtheil' hielt über die Sünden,
wie über die Tugenden der Könige nnd der Völker, verstand es, mit
frauenhaft zarter Hand die Fäden zu entwirren, die das Sein feines
einzigen Kindes umgarnt hielten. Mit feinem treuen, wachen Blicke lächelte
er den Frieden in das kämpfende Herz des jungen Weibes. Mit ihm
verlor sie den Richter ihres Gewissens, mit der Mutter die sanfte Hüterin
ihres Wesens, das zuweilen herb und seltsam sein konnte. Ein kleines,
dem Sinne nach nichtiges Wort von dem blassen Mund, eine Bewegung
der hinfälligen Gestalt in dem alten Lehnstuhle, ein Blick aus dem müden,
fchwachen Auge, und jedes bittere Empfinden, jeder Groll gegen Menschen
und Geschick wich zurück. Der Vater starb jäh; wie die knorrige alte Eiche,
der man ihn vergleichen mochte, fällte ihn der erste Hieb; die Mutter
siechte ihm nach, über ein Jahrzehnt hinaus galt es sie zu pflegen. Darin
brachte es Christa zu einer rührenden Vollkommenheit. Das Kranken-
zimmer der alten Frau war ihre Welt; Jahr für Jahr fand sie an ihrem
Platz, treu, mutlug, hingebend. Nun hatte sich ihr auch diese Welt ver-
schlossen, eine Unendlichkeit an kindlicher Liebe und kindlicher Pflichterfüllung
war mit diesen beiden Menschen in's Grab gesunken. Nun war Christa
einem seelischen Wogen preisgegeben, dem sie Jahre hindurch tapfer Stand
gehalten. Mit den« Erscheinen Ferdinand Holders war der Kampf in ihr
beleidigtes, verschmähtes Frauenherz eingezogen. Oh! Sie wußte es noch
so gut, sie hätte ihn schildern können bis in's Kleinste, den Augenblick,
wo er vor zwanzig Jahren in ihr Leben getreten. Zwanzig Jahre! Ihr
war es immer, es wäre gestern gewesen. Gestern, daß sie so traulich bei-
sammen gesessen in des Baters Arbeitsstube, der alte Herr an seinem
Schreibtische über eine Urkunde gebeugt — aus dein dreißigjährigen Krieg —
auch das wußte sie noch — die Mutter in ihre Abendlectüre vertieft, sie
selbst mit einer Handarbeit beschäftigt zwischen diesen Neiden, denen nun
ihr ganzes Sein galt. Sie sah die altvaterischen Möbelstücke, die Bilder
an der Wand, die Lampen hinter ihren schützenden, grünen Schirmen;
eine tiefe Stille, eine heilige Ruhe lag über, in den: Allen. Da —
draußen in dem Flur eine wohlbekannte Stimme, ein vorbereitendes
Räuspern, die Thüre öffnet sich: Onkel Peter. Er steht auf der Schwelle
hoch und stramm in seiner Majorsuniform, an der Brust funkelnde Sterne,
blinkende Kreuze an bunten Bändern, und dicht lnnter ihm eine fremde

Erscheinung; ach! wie gut, wie genau sie's doch noch zu schildem vermocht hatte: eine lange, leichte Gestalt, ein feingeschnittenes, sonngebräuntes Antlitz, ein blaues, blitzendes Augenpaar.
Sie hört die Stimme des Majors: „Wißt Ihr, wer das ist? Das ist Ferdinand Holder, der in Heidelberg Jus studirt und die Welt umsegelt hat und mit den wilden Zulus sich gerauft und jetzt zu uns zurückgekommen ist und in Ehrenhofen draußen seinen Kohl pflanzen und in der Stadt herin unseren Mädl'n die Köpf' verdrehen wird. So sagt doch wenigstens, daß Ihr Euch freut."
Und sie sagten es ihm Alle; der Professor sagte es in der Vorahnung von manch' inhciltuollem Gespräch mit dem Jünger der deutschen Hochschule, die Mutter sagte es in der Güte ihres weichen Herzens, und Christa sagte es mit ihrem Lächeln voll Wehmuth, in dämmernder Erinnerung an einen längst entschwundenen Tag, wo eine graue zarte Frauenerscheinung und ein schlanker Knabe ihr, dein kleinen Mädchen in kurzen Kleidchen, Lebewohl gesagt und es hieß: die Holders, Mutter und Sohn, seien fort nach Deutschland, und Ehrenhofen würde nun feine Thore schließen. In dein Schmerze, den ihr ihre verfehlte Ehe gebracht, hatte sie zuweilen wie im Traume dieser Beiden gedacht, sie sagte sich dann, daß sie vielleicht bei ihnen mehr Theilnahme und Verständnis! gefunden hätte, als bei den engherzig, kantig urtheilenden anderen Verwandten, die ihr die vornehme Heirath niemals verzeihen konnten. Und nun erst . .
Vald ging es durch die gauze Stadt, daß Ehrista von Lorenz Ferdinand Holder gefangen habe. Unter diesem „Gefangenhaben" verstand sich, das; der in seine Vaterstadt Zurückgekehrte in den sogenannten „ersten Häusern" aus nnd ein ging, daß er sich von Fest zu Fest schleppen ließ, daß er von vollendeter Höflichkeit gegen Jedermann war, alle Welt entzückte und dabei immer gleich kühl, gleich unnahbar blieb. Es schien, als gab ihm ein Gedanke überall hin das Geleite. Dieser Gedanke war Ehrista, war die stille, von Geist und Güte vornehm durchwehte Häuslichkeit, war die Abendstunde bei ihr und den Ihren, in dem schlichten Raum, über dessen Schwelle kein Laut der Außenwelt kam, wo sich Alles gleich blieb, von Tag zn Tag, von Jahr zu Jahr. Lange, anregende Gespräche konnte er niit Christas Vater führen; hin und wieder Gespräche, bei denen nichts verschont blieb, nicht Staat noch Mrche, nicht Land und Leute, dann gab er wieder launige Schilderungen aus der Vergangenheit, tolle Studentengeschichten, Reiseabenteuer in bunter Fülle, dazwischen Bettchte über das Fest von gestern, das Diner, von dem er kam, über die kleinen Ereignisse des Tages. Er war ihnen, den Abseitsstehenden, die Bewegung, das Leben — sie ihm die Ruhe, das Rasten. Cr Hütte diese drei Menschen gerne lachen, hotte vor Allein gerne Christas Lachen, das abgetönt war wie ihre Erscheinung, wie die Farbe ihrer ernsten Augen, wie das Blond ihrer Haare -— in denen es zuweilen in« Tonnenfcheine warm aufleuchtete. Es kam eine Zeit, wo

dieses Lachen verstummte. Mit des Vaters Tod wurde das Bild düsterer, doch das Band, das sie vereinte, um so enger. Kein Wort hatte es gesponnen, kein Gelöbniß es geknüpft. Und sie dankte ihm das Zartgefühl, mit dem er niemals ein Empfinden streifte, dessen Zumausdruckekommen sie für eine' Sünde gehalten hätte, war sie doch gefesselt, an einen Unwürdigen wohl, aber gefesselt doch nach allen Gesetzen der Kirche und des Staates. Die Pein ihrer Lage stand so recht vor ihr, als die Mutter leblos aus ihren Armen geglitten war, als sich das Krankenzimmer geschlossen, in dem sie Jahre durchwacht, in deni Ferdinands Kommen das Ereignis; des Tages war, sein einziges Ereignis! und seine alleinige Helle. Eine Weile nachher waren sich die Neiden fast wie entfremdet gegenüber gestanden, die sanfte kleine Hand war erstarrt, die glättend, ausgleichend zwischen den Härten gewaltet, die sich zuweilen zwischen ihnen zogen. Je mehr Christa fühlte, daß ihr der Freund unentbehrlich sei, um so starrer war sie gegen sich, um so streuger überwachte sie sich selbst, ihn, die Art ihres Verkehres, das Wort, das sie zu ihm sprach oder schrieb. Und dabei! wie sie vor dem Gedanken zitterte, ihn zu verlieren. Sie liebte ihn mit den ganzen Tiefe ihrer Natur, mit jener Tiefe, die sich schwer eine Neigung abringt und die dann ihre Seligkeit in einer Hingebung ohne Grenzen finden möchte. Diese Seligkeit verschloß sie sich mit einer Erbarmungslosigkeit gegen sich selbst, über die manche weichere Regung in ihr zu Grunde gehen mußte. Die Menschen mögen oft hart genng über sie geurtheilt haben, es sei denn, daß sie an ihr zumeist vorbei kamen, ohne sie zu beachten. Das ist noch das Gute, daß sich das „allgemeine Interesse" nur selten Erscheinungen von der Art Christas zuwendet. Was sollte es denn auch erwecken für eine Frau, die nach nichts verlangte als klagelos zu leiden, die jede Theilnahmsbezeugung wie ein unberufenes Eindringen, wie eine Beleidigung zurückgewiesen hätte?! Und nicht viel anders halten es die besten Freuude. Diese glitten denn auch allmälig nur wie die Schatten in Christas Leben ein und aus. Sie kannte die „Grundsähe", nach denen um sie her gelebt wurde. Sie wußte, wie die Steine nach ihr geflogen waren, und wenn diese sie nicht immer zu treffen vermochten, so lag dies in der Seelenkraft, die sie sich selbst gegeben, die sie »'ich zu eigen gemacht durch unsägliches Leid. So waren ihr die Jahre entschwunden. Die Vergangenheit lag wie eine große, wehmüthige Erinnerung hinter ihr, die Gegenwart glich einer Wuude, die bei jedem Berühren aufzuckte, und die Zukunft? Oftmals hatte sich Christa dieselbe vorzustellen gesucht. Es gab eine Zeit, wo sie sich träumte, wo sie hoffte, daß sie ihr Ersatz bieten würde für Alles, was sie durchlitten. Dann schwand ihr nach und nach Träumen und Hoffen. Sie täuschte sich nicht. In der Art Ferdinands gab es Marksteine, die ihren Erwartungen den Weg wiesen. Lange Abwesenheiten in fernen Ländern, Pläne, in denen er kaum oder nur streifeud ihrer gedachte: immer mehr drängte sich der Pulsschlag des

Lebens, des Seins, der That zwischen ihn und die Frau, für die er Alles war. Diese Erkenntniß wühlte ihr bis in's Tiefste, aber sie, die fönst so strenge sein konnte, sie machte ihm keinen Vorwurf daraus. Er war in Schmerz und Kummer zu ihr gestanden, er war in unentwegter Freundschaft ihr zugethan . . einen Augenblick hatte es gegeben, wo er ihr Alles geopfert hätte, fein Leben, feine Stellung, die Heimat. Und sie, was hatte sie ihm gewährt? — Ein Namenloses an zurückgedrängtem Fühlen, das sich nur hin und wieder — wie felten — vom Ersticken errettete durch ein Wort, durch einen Blick, durch eine Frage, durch ein Warnen oder Nathen . . das fagte sich Christa fchon eine lange Zeit hindurch, uud wenn ihr zermalmter Glaube an das Glück sich auf eine Stunde wieder zusammenfügte, fo war es, um sie i» der nächsten schon zu fliehen. Und in solcher Stunde, da ging denn immer etwas von der Stärke ihres Selbst verloren.— — — — — — — — — — — — — —

Der graue schneeige Wintertag, der Christa von Lorenz die Botschaft gebracht, sie sei Witwe, geht zur Neige. Seit Stunden schon hat sie sich nicht geregt. Die einzige Pflicht, die ihr diefe Nachricht zu erfüllen brachte: Ferdinand Holder dieselbe mitzutheilen, ist kurz und karg gethan. Und nun ist sie ihren Gedanken ausgeliefert, die quälend ihr Handwerk thun. Ueber ihr Antlitz zieht Licht und Schatten; in den Augen flackert es auf, wie Muth, wie Stolz, wie Kühnheit, um vor einem Ausdrucke herben Harmes, rührender Ergebung zu erlöschen. Thränen netzen vereinzelt die bleichen Wangen, Thränen, die so schwer, so heiß, so bitter sind, weil sie so selten geweint wurden. Das Verschließen eines Wehes weiß sich zu rächen, es harrt nur seiner Zeit; einmal bricht es die starrsten Fesseln durch, einmal reißt es die kunstvollsten Dämme nieder und seien diese Dämme edelster, heiligster Art und Heisien sie mich: Religion, Pflichtgefühl, Selbstaufopferung. Von dem Allen spricht der stumme Mund, küuden die Linien, die sich um ihn gegraben. Christas Hände liegen gefaltet im Schöße, zwei schlanke, kräftige Hände, die beinahe davon erzählen, wie sie niemals zu sich gerufen, wie sie vielmehr immer nur von sich gewehrt, Hände, denen man aber ansieht, daß sie nie segnend, liebkosend auf dem Haupte eines Kindes gelegen, dasi sie der Kuß frommer, unschuldsvoller Lippen me berührt hatte, denn ach! die Hände einer Mutter reden eine eigene Sprache. Zu dem Bilde dieser ganzen Erscheinung wirkt ihre äußere Umgebung wie ein Nahmen, den man kaum von ihr zu trennen gewuft hätte, das alte Vorstadthaus, in dem sie wohnt, an dein sich bis zu ihren Fenstern Epheu emporrankt, das Zimmer, in dem sie lebt, das keine grelle Farbe hat,' noch bestimmbare Form, das wie eine Stätte heiliger Erinnerungen scheint und doch nichts von dem Moder solcher Stätten hat; davor schützen die Bilder und Stiche, die da und dort umhergestreut, die Blumen und Pflanzen, die — als wüßten sie, was sie sich hier schuldig seien — in altmodischer Anmuth — aus ihren Korbgeflechte» uud hohen Vasen grüßen, und Bücher sind da in drei

Sprachen und in bunter Fülle. Diese Bücher sind das eigentliche Ver-
bindungsglied mit dem Jetzt, mit dem Treiben draußen in der Welt, mit
dem Treiben in der Stadt, das nur abgedämpft durch die stille Straße
zieht. Ferdinand Holder berührte es immer von Neuem seltsam und wie
eine Befriedigung zugleich, wenn er, von einer Reise kommend oder von
einem rastlosen Tag ermüdet, in diese kleine Häuslichkeit trat. Er ahnte
nicht, welch' grausamer Egoismus darin lag, daß er deren Abgeschlossenheit
so sehr förderte. Er wußte nur, daß es ihn verstimmte, wenn er einen
Gegenstand nicht genau am gewohnten Platze sah oder wenn er gar irgend
eine Aenderung gewahrte; ihn, der eine Welt gesehen — und darum viel-
leicht gerade. Einmal kam er von einem rauschenden Feste, das Auge ge-
blendet von Licht und Funkeln, von deni Glänze der Umformen, der Orden
und der Juwelen, von Frauen, die Alles aufboten, um zu entzücken und an-
zuziehen, die mit Aufwand aller Mittel reizvoll schienen oder scheinen
wollten: ein Ineinanderwogen von Jugend und Schönheit, von schimmernden
Geweben und weißen Schultern, von schwülem Nlumeuduft und strahlenden
Blicken. Und er hatte seinen Tribut an Bewunderung gezollt und hatte da-
für manch' Lächeln aufgefangen und eingeheimst, dann war er früh müde
und übersättigt gegangen, mit der Zufriedenheit im Herzen, einem andern,
diefem anderen, fo anderen Bilde zu.

„Sie sehen mich heute so kritisch an — was ist Ihnen denn nicht
recht cm mir?" frug ihn Christa damals.

„Ich weiß nicht," gab er ernsthaft zurück, „ich weiß nicht recht," und
dabei streifte sein Blick wie tadelnd das einfache Hauskleid, das sie trug
— „diefer Aermel ^ Sie verzeihen — kommt mir aber ganz letztmodern vor!"
In dieser ganz kleinen Aeußerung lag die Geschichte ihrer Seelen.

Er kam aus einem bunten Schillern und Rauschen und konnte ein solches
suchen und finden, so oft er nur wollte, und an ihr, bei ihr wollte er ewig
Alles sich gleich bleibend. Befriedigt gewahrte er, daß am nächsten Tag der
glatte Aermel wieder regierte und das neue Hauskleid dem letzten nu« voll-
kommen glich. Christa lächelte dazu, ihre einzige Freude sah sie darin, ihm
diese kleinen Wünsche zu erfüllen, sie fand sie rührend in ihrer Harmlosigkeit
und ahnte es nicht, daß sie allmälig über sie geboten. Und so stimmt
und surrt der kleine Theekessel auch an diesem Abende, und die beiden
Tassen stehen einander gegenüber so fest und feierlich, wie nur je, und sie
schämen sich nicht, daß ihr Goldrand fast gänzlich entschwunden ist, wie sich
der kleine, emsige Kessel nicht schämt, daß er einige Büge und abgenützte
Stellen aufzuweisen beginnt. Wenn diefer Theetisch fprechen könnte, so
hätte er den neugierigen und geschärften Ohren der beiden hochblonden
Nechnungsrathstöchter allerdings eine lange Geschichte zu erzähle» vermocht,
aber keine, die ihre mädchenhafte Feinfühligkeit zu verletzen gewußt und,
was mehr fagen will, keine, vor der sie in ihrer altjüngferlichen Ehrsamkeit
zurückzuschrecken brauchten. Christa von Lorenz kann ihr Haupt heben, vor

Gott und vor den Menschen, und wenn sie es dennoch zuweilen in tiefer
Demuth beugt, wenn sie unzählige Male in« Gebete gegen sich Klage führt,
so liegt darin die Vornehmheit ihrer Natur, in die das Beispiel und die
Erziehung vortrefflicher Eltern sich mit eingewebt. „Ihnen keine Schande
„lachen", das war ein Grundzug in ihrem Denken und Fühlen geblieben.
Zärtlich erinnert sie sich dieser Beiden an dem Abende, der diesem Tag
gefolgt, einen« Tag, der einer unausgesetzten Seelenerregung geglichen. Nun
harrt sie Ferdinands Erscheinen. Schon mag er Ehrenhofen verlassen
haben, und sie sieht den kleinen, wohlbekannten Wagen über die befrostete,
einsame Landstraße der Stadt zusausen, sie sieht Ferdinand in seine
Ecke gedrückt, den Kragen aufgestülpt, die Pelzkappe in's Gesicht gerückt.
Wie oft hat sie sich, auf sein Kommen wartend, durch diese selbe Vorspiegelung
die Ungeduld, deren sie sich schämte, zu verscheuchen gesucht. Sie gesteht
es sich ein, sie liebt ihn heute, wie immer, wie nur je. Auch sie fragt
sich, wie es wohl in ihr, um sie aussähe, wenn sie — wie tausend andere
Frauen gewesen. Sie schließt die Augen, die Gedanken treiben ein Gaukel-
spiel mit ihr. Es stöhnt und seufzt, es klagt und schluchzt in ihr. Sie
legt die Hände auf's Herz, es pocht und hämmert, es kämpft wider sie
selbst einen verzweifelten Kampf um sein letztes Necht. Ein Sturm geht
durch ihr starkes, leidgestähltes Wesen. Es fleht leidenschaftlich in ihr, und
sie lauscht sich nicht.
„Zu spät — zu spät," mühsam stoßen es die aufeinander gepreßten
Lippen hervor. Erst flüstert der Sinn des traurigen, kleinen Wortes in
ihr, dann gellt es ihr wild, brausend durchzieht es sie, an jeder Fiber,
an jeden« Nerv rüttelt es. Sie erhebt sich jäh. Hoch aufgerichtet steht sie
da. Sie ringt mit sich, wider sich. Die ganze Geschichte ihres Lebens
und ihrer Liebe dehnt sich vor ihr aus. Vorwürfe erheben sich. Sie klagt
sich an, sie klagt ihn an, sie klagt gegen die Welt und ihre Einrichtungen,
gegen die Menschen, die die Vollstrecker dieser Einrichtungen sind. Sie
schaudert zusammen. Sie rnft Alles zu ihrer Hilfe, was sie an Stärke,
an Stolz, an Muth, an Würde und Weichheit besitzt, wie ein heißer
Strom geht es durch sie. Ein Gefühl der Schwäche, der Beschämung
überschleicht sie. Es ist die Leere ihres Daseins, eines Daseins, das sie
nicht auszufüllen gewußt, das ein Gedanke beherrscht, das in dieser
Stunde mit ihr zu Gerichte geht. Und in dieser vernichtenden Selbst-
erkenntnis;, in dem unentwirrbaren Fühlen, dem sie unterliegt — spricht
sie ihn frei. Er ist nicht schuldig! Er nicht! Er soll nicht leiden! Nur
das nicht! Gott — Gott — sie faltet die Hände, sie betet lange,
inbrünstig, ohne Worte, ohne Thränen ein Gebet, das einem Schmerzens-
schrei gleicht . . .
Die Glocken der nahen Kirchen läuten das Ave Maria, da Ferdinand
Holder bei ihr eintritt. Den frostigen Hauch des Winterabendens bringt er
mit sich, und wie gestern nnd vorgestern, wie vor einem Iabre, wie vor

zehn Jahren klingt ihr sorgendes: „Wie Sie durchfroren sind — gleich
Ihre Tasse Thee!" Und wie gestern und vorgestern, wie vor einem Jahr,
wie vor zehn Jahren läßt sie sich vor dem kleinen Theetisch nieder. Er
nimmt seinen Platz ein, ihr gegenüber in dem großen Fauteuil, auf dessen
Lederlehnen ungezählte Mtzen ihr zerstörendes Werk gethan. Sie sehen
einander kaum an. Er beobachtet wie festgebannt die Bewegungen ihrer
Hände, wie sie den Thee bereitet. Er könnte mit geschlossenen Augen
sagen, wie das geht. Erst den Zucker in die Tassen, ^ dann den ersten
Aufguß, das sogenannte Auöschwämen der Kanne, der zweite Aufguß, das
Aufrühren der Theeblätter mit dem Löffel, das Prüfen der Farbe — eine
kleine Pause — der letzte Aufguß — der Thee zieht an. Sie schenkt ein;
es dampft und duftet, einen Löffel Rum in seine Tasse, die sie ihni reicht,
einen Löffel Sahne in die ihre, die Anisstangen liegen daneben, und nun
das: „Ist Ihnen Ihr Thee recht?"
„Ja, er ist ihm recht — er könnte gar nicht besser sein! Und nun
sprechen sie einander wie sonst von den Nichtigkeiten des Tages, hin und
wieder ein peinliches, kleines Schweigen, ein Stillstehen der mitzutheilenden
Gedanken, hin und wieder ein Neben ihrer Stimme, ein fremder Ton in
der feinen, das ist aber auch Alles, wodurch sich die Erregung, die Beide
in ihrem Banne hat, verräth. Verstohlen nur umgleiten sie seine Blicke.
Sie wissen es gar wohl, das Wort, das sie flieht, es wäre ein ent-
scheidendes - und darum eben suchen sie nicht danach. In Christas
Fühlen drängt sich wie klärend, wie erlösend fast der Entschluß ein, zu ent-
sagen. Entsagen! Alles, was diese Welt an Bitterniß und Härte, an
Qual und Kampf umschließt, liegt in dem Augenblicke, wo in einen«
Menschenherz dieser Begriff aufdämmert. Es fagt sich leicht, es klingt
muthig und groß, dieses „Entsagen", und nichts Anderes ist es, als ein
grausames, tropfenweis zerstörendes Gift, das ätzend und schneidend sein
Werk thut. — Christa setzt den Kelch an — sie thut den ersten Zug; —
und wie ein Abschiednehmen geht es für sie durch den Raum, über die
vertrauten Gegenstände. Warum? Wird er ihr denn nicht morgen, über-
morgen, über's Jahr gegenüber sitzen wie jetzt? Ist es nicht zum Theile
um dieser Gewißheit willen, daß sie jenes entscheidende Wort nicht hören
will —, das — sie weift es so gut, er sprechen würde in dem Bewußt-
sein, daß er seelisch in ihrer Schuld stehe. Sie will es nicht hören. Nie,
nie! Sie hat gehungert uud gedarbt danach, sie hat es ersehnt und er-
steht, und nun sollte es ihr werden, nun, wo er sich es abringen würde, daß
er ihr gerecht werde. Wie ein Almosen hinnehmen das, was ihr einst wie
ein huldigender Tribut in verschwenderischer Fülle dargebracht worden wäre,
wenn sie — wenn sie wie tausend andere Frauen gewesen — nie! Sie
sieht ihn an, und dann sieht sie im Geiste ihr eigenes Bild. Er hat noch
manches Jahr auf der sonnigen Mittagsböbe vor sich, sie ist im Grame
dahingewelkt. . .

Ferdinand ist weich geworden und weicher, in Christas Gegenwart, in der gewohnten Umgebung foltern ihn Selbstvorwürfe, es dünkt ihm, die Vergangenheit übe ihren Zauber. Er ahnt, wie sie leidet, was sie leidet. Er sagt sich — sich ermuthigend, i» dein Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, werde er seine Zufriedenheit finden. Er denkt sich aus, wie es sein würde, ein stilles Altern Seite an Seite nach diesem langen Weg, den sie Beide gegangen. Er vergißt dabei, wie anders sie diesen Weg zurückgelegt: sie so steil, so schwer, so beladen, immer den engsten Pfad, immer geradeaus, er die Kreuz und Quer, durch blumende Auen, durch freundliches Hügelland, sorglos und wohlgemuth. Ferdinand erhebt sich, er kommt naher, er nimmt Christas Hände in die feinen, sie läßt es geschehen, er küßt ihre Hände, andächtig, leise. Mit ihren bebenden Fingern streift sie über sein dunkles Haar, es liegt etwas von der Liebkosung einer Mutter in der Art, wie sie es thut, doch noch ein Äugenblick und sie weiß nicht, ob ihre Kraft ausreichen kann, und sie will, sie muß, sie weiß es ja, ach! wie gut — zu gut — zu spät, und sie hat entsagt — und er soll nicht leiden! Da suchen seine Augen die ihren. Von Reue, von Schuldbewußtfein, von dem Wunsche, zu sühnen, von dem Allen sagen ihr diese geliebten Augen, und die ihren, die niemals zu lügen verstanden, die erwidern thränenüberstromend in einem letzten gewaltfamen Losreißen aus einer Welt an Empfindungen, durch die sie sich aufrecht gehalten, bis sie zum Ziele, zu diesem Ziele gelangt: „Zu spät!"

Erholung*).

von

Mhn Xubbnck.

— londo». —

^ itcl Arbeit und gar lein munteres Spiel macht, wie das Sprichwort sagt, aus Hänschen einen blöden Jungen. Ist die Arbeit Stuben-Arbeit, so wird sie wahrscheinlich auch einen zarten Jungen und einen schwächlichen Mann aus ihm machen. Spiele sind durchaus kein Zeitverlust. Sie sind wichtig für die Gntwickelung des Körpers, namentlich des oberen Thcils — der Arme und der Brust, die ja viele unserer gewöhnlichen Beschäftigungen eher zusammenziehen als auszuweiten beitragen.

Spiele erhalten den Menschen nicht nur gesund, sondern geben ihm auch geistige Spannkraft für seine Arbeit: sie lehren ihn, wie er mit anderen Menschen auskommt: nacligeben in Kleinigkeiten, ehrlich spielen und einen Vortheil nicht bis auf's Aeußerste «erfolgen.

Sie erzeugen moralische so gut wie physische Gesundheit, Wagemuth und Ausdauer, Selbstbeherrschung und Humor, Eigenschaften, die nicht in Büchern zu finden sind und die lein Unterricht verleihen kann. Der Herzog von Wellington sagte treffend: Die Schlacht von Waterloo sei auf den Spielplätzen von Eton gewonnen worden. Viele der besten und nützlichsten Lehren öffentlicher Schulen sind auch thatsächlich die, welche die Knaben auf dem Spielplatz lernen.

Was die Wichtigkeit der Spiele für die Gesundheit betrifft, so will ich zwei unserer größten physiologischen Autoritäten citiren: — „Spiele." sagt Sir James Paget, „sind gerade in dem, was die hauptsächlichsten Merkmale der Erholungen ausmacht, ganz vortrefflich, aber daneben vermögen sie auch einen moralischen Einfluß auszuüben, der im Geschäftsleben oder bei jeglichem Tagewerk von hohem Werthe ist. Denn ohne jedwedes Hineintragen eines gewöhnlichen Geldintcresses, ohne irgend welches niedere Motiv führen sie Knaben und Männer zu gemeinschaftlicher Thätigteit zusammen; sie lehren sie, in guter Sache mit allen denen Kameraden zu sein, die es offen und ehrlich mit ihnen halten wollen; sie lehren jene Macht des Zusammenwirkens mit Anderen, welche zu den erfolgreichsten Mächten in jeder Lebenslage gehört. Und durch Gewöhnung, wenn nicht ihrer ganzen Natur nach, lehren sie Offenheit: unehrlich Spiel irgend Jemandes gilt, wie heiß auch der Wettstreit sein mag, nach übereinstimmender Ansicht Aller für schimpflich; und wer gewohnheitsmäßig ehrlich spielt, wird umso eher bereit sein, auch ehrlich zu handeln. Eine hohe Auffassung von Ehrenhaftigkeit bei den Erholungen wird dazu

') Autorinrte Uebersetzung von O. Dammann, Görlitz.

helfen, daß man Vieles für veiächtlich hält, was sogar durchaus noch innerhalb der ge-
setzlichen Grenzen liegt . . . Wenn wir nun genauer zusehen, was in allen Arten guter
thätiger Erholung Charakteristisches enthalten ist und wovon ihre Nützlichkeit haupt-
sächlich abhängt, so weiden wir, denke ich, finden, nah sie alle mindestens eines von den
drei Dingen in sich schlichen: Ungewißheiten, Ueberraschungen und Gelegenheiten zur
Uebung der Geschicklichkeit in etwas von der regulären Arbeit Verschiedenem. Und die
Eigenthümlichkeit dieser drei Dinge scheint vornehmlich darin zu liegen, daß sie angenehme
Abwechslungen vorsehen, die in starkem Contrast zu de» gewöhnlichen Beschäftigungen
der arbeitenden Existenzen stehen, und dafj sie Gelegenheit zur Uebung berjmigen Kräfte
und guten Anlagen bieten, die sonst, weil in den alltäglichen Nerufsgcschäften zu wenig
gebraucht, sich abschwächen oder verloren gehen würden."

Professor Michael Fofter, Secretär der IW72I 8«ei«tv, hat uns unlängst in seiner
Vorlesung gesagt: .Selbst bei der Muskelthätigleit ist die Ermüdung hauptsächlich eine
solche des Gehirnes; und wir Alle sind mit einer Ermüdung des Gehirns vertraut, an
deren Hervorbringung die Muskeln wenig oder gar leinen Antheil haben. Unsere
gesummte Elkenntnih läuft darauf hinaus, daß die Gehirnlhätiglcit, gleich der Thätig»
leit der Muskeln, von chemischer Veränderung begleitet ist; daß die chemischen Ver-
änderungen, obwohl in Einzelheiten abweichend, doch im Gehirn wie im Muskel von
derselben Art sind, und bah die Kleinheit der Veränderungen im Gehirn im Vergleich
zu denjenigen des Muskels durch die außerordentliche Empfindlichkeit der Nervensubstanz
aufgewogen, ja mehr als aufgewogen wirb . . .

„Wenn ein adäquater Strom reinen Blutes, Blutes, das durch die kräftige Mit-
wirkung niederer Organe gereinigt worden, für das Leben des Muskels nothwcubig ist, damit
das arbeitende Capital rasch erneuert und die schädlichen Producte rasch hinweggeschwemmt
werden tonnen, ebenso sehr, ja vielleicht in noch höherem Grade, gilt dies vom Gehirn.
Zudem hat der Kampf um's Dasein uns ein Gehirn eingebracht, das immer bereit ist,
seine geringeren Gehilfen zu überholen: und selbst beim bestiegulirten Haushalt ist die
Periode höchster Leistungsfähigkeit zwischen dem Moment, wo die ganze complicirte
Maschinerie in Thätigleit gekommen ist, und dem Moment, wo Ermüdung sich einzustellen
beginnt, in nur allzu enge Grenzen gebannt. Wenn irgend etwas Wahres in dem ist,
was ich vor Ihnen entwickelt habe, so ist das richtig« Verfahren, jene Grenzen zu er-
weitern, nicht so sehr: daß man das Gehirn noch behender mache, als vielmehr: daß
man dessen niedere Gehilfen stärkt, so daß ihre kräftigere Mitwirkung den Eintritt der
Ermüdung weiter hinausschieben kann,"

Jagen, Schießen und Fischen monopolisiren in der Sprache des Volks den Begriff
Sport. Selbst diejenigen unter uns, die wir nicht unsere Erholung den Hunden, der
Flinte, der Angel verdanken, sind doch noch immer für ihren Zauber empfänglich. Wir
haben ihn von unseren Vorfahren geerbt, die ja nicht nur sehr ausgiebig vom und für
den „zpoit" in dieser Welt lebten, sonbem auch auf ihn als das grüßte Glück in jener
zukünftigen Welt blickten.

Wilbcoer wohl über die Gräber fegt,
Doch er stört nicht die Tobten im Schlaf,
Noch lieben wie einst sie des Waidwerl« Lust,
Und der Wind ist ihr schnaubendes Roß.

(Ossian.)

Es ist soviel geschrieben worden über das, was wir dem reinen Wasser verdankm,
aber ganz eben soviel schulden wir der frischen Lust. Wie wunderbar ist sie doch! Sie
durchdringt unseren ganzen Körper, sie badet die Haut in einem Medium, welches so
fein ist, daß uns seine Gegenwart gar nicht zum Bewußtsein kommt, und welches doch
wiedemm so stark ist, daß es die Düfte von Blumen und Früchten in unsere Zimmer
weht, unsere Schiffe über die Meere treibt, den reinen Hauch der See und des Gebirges

in's Herz ms«« Städte bringt. Sie ist des Tones Gefährt, sie trägt uns die
Stimmen der«, die wir lieben, und all' die süße Musik der Natur zu, sie ist das groß:
Sammelbecken des Regens, der die Erde bewässert, sie mildert des Tages Hitze und die
Kälte der Nacht, spannt uns zu Häupten einen prächtigen blauen Bogen aus und er<
leuchtet dm Morgen- und Abendhimmel mit feuriger Gluth. So ausnehmend lind und
rein, so edel ist sie und dabei so nützlich, dafz traun! Ariel d« zarteste, liebenswürdigste
und bezauberndste all« Naturgeister ist.
«Denn von allen Dingen,' sagt Iefferic«. »ist Nichts so süß wie die süße Luft
— eine große Blume ist sie, ring« um uns und üb« uns und uns einschließend wie
Aphroditen« Arme: gleich als wäre der Himmclsdom eine Glockenblume, die über uns
schwebt und deren magisch« Wohlgeruch den ganzen Erdenraum anfüllt. Da« süßeste
all« Dinge ist Feldblumen-Duft. Von ihrem Ideal erfüllt streben die gestirnten Blumen
empor vom Rasenhügel, bemüht, sich über den rauhen Gräsern zu halten, die dicht an-
drängend neben ihnen aufschössen; der Genius hat immer solchen Kampf gehabt. Die
schlichte Landstraße warb »«schont durch die vielen Gedanken, die sie mir «»eckte. Jeden
Morgen lam ich, um an dem sternenhellen Rasenhügel zu weilen.
„Erst Jahre nachher veimochte ich zu sehen, warum ich immn dieselbe Runde
machte und mir leine Veränderung in den Sinn lam. Ich sehne mich nicht nach Ver»
änderung. Ich sehne mich nach denselben alten und lieben Dingen, nach denselben Feld»
blumen, demselben Baum und zartem Aschgrün, den Turteltauben, den Amseln, der
für bigen Goldammer, wie sie singt, singt und singt, solange als das Licht einen Schatten
an der Sonnenuhr wirft, denn alsdann erst verstummt ihr Gesang, und ich möchte da«
Alles immer auf demselben Flecke wieder haben ... die ganze lebendige Stufenreihe
de« Frühling«, Stufe um Stufe aufwärts bis zu der großen Galerie des Sommers
— Laßt mich die nämliche Aufeinanderfolge Jahr um Jahr mit «leben!'
Unsere Felder bieten nicht dieselbe Mannigfaltigkeit an Blumen wie die der Schweiz,
aber zu Zeiten «glühen sie von Butterblumen,
„Und Wiesenlressen zum Entzücken
Mit Silberweiß die Wiesen schmücken"»).
während die Wälder vielleicht sogar schöner, zauberischer sind —
„So schön das Ganze, schön und wild,
Ein traumgcwobnes Iaubcrbild."
Wir hören oft von schlechtem Wetter, ab« in Wirllichlcit ist lein Wetter schlecht.
Jedes ist genußreich, nur in anderer Weise. Manches Wetter mag wohl für Farmer
ober Ernten schlecht sein, für den Menschen aber sind alle Arten von Wetter gut.
Sonnenschein ist köstlich, Regen erfrischt. Wind regt uns an, Schnee heitert uns auf.
Ruslin sagt: .Es giebt in Wahrheit nichts dergleichen wie schlechte« Wetter, nur ver»
schiedene Arten gules Wetter."
Rast ist lein Müßiggang, und zuweilen an einem Sommcrtage im Grase unt«
den Bäumen zu liegen, dem Murmeln des Wassers lauschend od« die Wollen ver-
folgend, wie sie üb« den blauen Himmel dahinziehen, das ist' durchaus leine Zeit»
Verschwendung.
Uebrigens sind frisch« Luft und Leibesübung gemeiniglich nicht weit von einander,
sobaß Du in d« Regel beide Vortheile vereinigst. Nichts, was d« Inncnenseite des
Menschen so wohl thut, als eines Pferdes Außenseite.
Ein Jeder sollte es sich wahrlich zu einer vornehmsten und heiligen Pflicht machen,
wenigstens zwei Stunden des Tages im Freien zuzubringen.
Frische Luft ist für den Geist ebenso heilsam wie für den Körper. Die Natur
scheint immer zu uns sprechen zu wollen, als hätte sie irgend ein großes Geheimnis; zu
erzählen. Und so ist es auch.
*) Shakespeare.

Himmel und Eide, Wald und Feld, Flüsse und Seeen, Gebirge und Meer sind
vllitieffliche Lehrmeister und lehren Manchen von uns me,hr, als wir je aus Büchern
lernen sonnen. Aber mehr noch als das; wenn Du hinaus auf's Land gehst, auf einem
Flusse ruderst, im Walde Blumen sammelst oder Versteinerungen in einem Schacht,
Muscheln und Algen am Gestade aufliefest, Criquet oder Golf spielst oder Dir auf
irgend eine andere Weise Bewegung in frischer Luft machst, so wirst Du finden, daß
Du nicht nur Deiner Gesundheit gedient hast, nein, die Last Deiner Sorgen und Be-
schwerden und Kümmemisse ist auch von Dir genommen, oder jedenfalls bedeutend er-
leichtert worden. Die Natur beruhigt, erfrischt, kräftigt uns. Sie stimmt den Geist
heiterer, freudiger.
Gin ausschließlich dem Vergnügen und der Erholung gewidmetes Leben würde
natürlich nicht nur selbstsüchtig, sondern auch unerträglich fade sein. Spielesollen gewiß
niemals das Geschäft des Lebens ausmachen, hingegen ein Genießen mit Maß und Ziel
ist lein Müßiggang.
Und welches sind die Elemente der Erholung? Es giebt wahre und falsche
Freuden. Pluto läßt Protarchus den Solrates fragen: „Und welches sind. Eolratcs, die
wahren Lustempfindungen?"
Vorrates: „Jene von schonen Farben, wie man sie nennt, und von Formen und
von den meisten Düften, und jene von Klängen, sowie jegliche Dinge, deren Abwesenheit
nicht gefühlt wird und schmerzlos ist, während doch ihre Gegenwart fühlbar ist und
Lust erzeugt."
Können nun auch die Sinne wahre Lust gewähren, so ist diese doch nicht das
höchste Gut. „Philebus," so fährt er fort, behauptete, „daß Genuß und Lust und Bei.
gnügen und die Klasse der verwandten Gefühle ein Gut für jedes lebende Wesen seien,
während ich behaupte, daß nicht diese, sondern Weisheit und Wissen und Gedächtniß und
diesen Verwandtes, richtiges Urtheil mib wahre Erleimtniß besser und wünschenswcrther
als Lust sind für Alle, welche die Fähigkeit besitzen, ihrer theilhaftig zu werden, und
daß sie für Alle, welche sind oder je sein werben, die vortheilhaftesten aller Dinge sind."
Die wahren Freuden find wohl unzählig. Verwandte »nd Freunde, Unterhaltung,
Bücher, Musik, Poesie, Kunst. Leibesübung und Rast, die Schönheit und Mannigfaltigkeit
der Natur, Sommer und Winter, Morgen und Abend, Tag und Nacht, Sonnenschein
und Sturm, Wald und Feld, Flüsse, Secen und Meere, Thiere und Pflanzen, Bäume
und Blumen, Blätter und Früchte — all das sind nur einige davon.
Wir begehren nichts Geringes, wenn wir, „um die gesegneten Früchte des
Feldes bitten, baß wir ihrer genießen". Uebrigens kann es wohl auch möglich sein, daß
es „viele neue Freuden giebt, die dem Menschen noch unbekannt sind, und die er auf dem
glänzenden Pfade der Civilisation finden wird"*).
Unser eigener Fehler ist es, wenn wir das Leben nicht genießen. „Alle Menschen,"
sagt Ruslin, „vermögen zu genießen, doch nur wenige können dies zu Wege bringen."
Einer der größten Talismane in „Tausend und eine Nacht" ist der Zaubertcpplch,
der Denjenigen, der sich darauf sehte, überall hin trug, wo er nur zu sein wünschte.
Eisenbahnen besorgen das jetzt für uns Alle, und in dem Maße, wie wir dm Umkreis
dessen «weitem, was wir sehen, vermehren wir auch den Reichthum dessen, was wir
vorstellen können"**).
Fem« möchte ich einem guten Gespräche unter des Daseins Freuden einen sehr
hohen Platz anweisen. Es ist ein wundersames Stärkungsmittel für Beides: Geist wie
Körper. Herrick erkennt lebhaft seine Schuld gegenüber Ben Ionson an und schildert
ihre Abendmahlzeiten —

*) Mcmtegazza: Ideale des Lebens.
**) Ruslin.

.Wenn edler Trauben Kraft
Uns Rausch nicht, nur Begeist'rung schafft':
Jeder der Verse Dein
Köstlicher doch als Mahl, als Freudewein."

Wenn Johnson einm Abend als angenehm bezeichnen wollte, so sagte er: „Sir, wir hatten ein gutes Gespräch." Und ich selbst habe oft eine Plauderstunde mit Darwin ober Lyell, Kingsley oder Ruskin, tzooler oder Tyndall ebenso startend gefunden wie ein erquickliches Luftbad.

In wenigen Gaben unterscheiden sich die Menschen mehr als in der Kunst der Unterhaltung. Ich habe sehr gescheite Leute kennen gelernt — Leute, die sogar höchst interessant hätten sein tonnen — aus denen aber Nichts herauszubekommen war, es sei denn, baß man es förmlich aus ihnen herauszog. Ein guter Unterhalter ist allezeit willkommen. Wie alles Andere, läßt sich auch diese Kunst Pflegen. Niemand darf erwarten, ohne Uebung gut zu unterhalten.

„Das erste Eiforberniß eines guten Gesprächs," sagt Sir William Temple, „ist Wahrheit, das nächste gesunder Menschenverstand, das dritte Humor und das vierte Witz," und die ersten drei stehen unbedingt in Jedermanns Macht.

Viele Leute verdanken einen großen Theil ihren Wissens der Unterhaltung. „Wer viel fragt," sagt Bacon, „wird viel lernen und viel Befriedigung erregen; besonders aber, wenn er seine Fragen den Fähigkeiten der Personen anpaßt, welche ei fragt; denn er wird ihnen Gelegenheit geben, sich im Sprechen zu gefallen, und er selbst wird beständig Kenntnisse sammeln."

Wir pflegen in Kindern, oder auch andrerseits in uns selbst nicht genügend den Sinn für Schönheit, Und doch, welche Freude ist so rein, so wohlfeil, so leicht zugänglich, ja so immer gegenwärtig! Der Eine wird sein innigstes Vergnügen an einer Landschaft haben an Välimen und Blattwerk, Früchten und Vlumen, am blauen Himmel, an Schäfchenwolten, am strahlenden Meer, an des Sees Wellcngekräusel, an des Flusses schimmerndem Glanz, an den Schattenbildern auf dem Grase, an Mond und Sternen in stiller Nacht. Für einen Anderen bedeutet das Alles Nichts. Mond und Sterne scheinen ihm umsonst, Vögel und Insccten, Bäume und Blumen, Fluß und See und Meer, Sonne, Mond und Sterne gewähren ihm kein Vergnügen.

„Denn von der Seel' sich Form der Körper leiht,
Denn Seel' ist Form nnd schafft ihr Körper-Kleid."*)

Unsere künstlichen Farben sind „gut genug für dm Prunk niederen Stolzes, aber nicht gut genug für den Saum einer untergehenden Wolke oder eine Feder in der Schwinge einer Wildente."**)

„Es gicbt noch immer ein Licht," sagt Ruskin, „welches das Auge unwandelbar sucht und noch tiefer als „schon" empfindet — das Licht des scheidenden oder anbrechenden Tages, und die Scharlach-Wollen, welche Wachtfeuern gleich am grünen Himmel des Horizonts brennen." Die Farben des Himmels scheinen die Grde zu verklären, und der orangefarbene Fleck auf jenez westlichen Gipfels Schneide strahlt dm Sonnenuntergang von tausend Jahren wieder." So schön ist der Sonne Untergang, daß es fast scheint, als schauten wir durch die Thore des Himmels.

Die Talmud-Commentatoren erzählen uns, im Manna habe ein Jeder den Geschmack wiedergefunden, den er am liebsten hatte; ebenso wird Jeder, der in der Natur sucht, das finden, was ihm am meisten Genuß bereitet.

Ich gedenke indessen nicht den Versuch zu machen, die lange Liste wahrer Freuden zu erschöpfen. Und wo es so viele unschuldige Freuden giebt, warum denn irgend solche

*) Spenser.
**) Hamerton.

wählen, die schlecht oder auch nur zweifelhaft sind? Auf jeden Fall genießt doch in vollen Zügen die guten, wenn Du kannst: dann wird noch Zeit genug sein, an andere zu beulen.
Diejenigen, welche, wie es heißt, „die Welt gesehen' haben und nun nieinen, daß sie »das Leben leimen", sind gar sehr im Irrthum; sie wissen weniger von den Wirk« lichleiten des Daseins als mancher Bauer, der nie üb« die Grmzen seines heimatlichen Kirchspiels hinaus law, der aber dort seine Augen weislich gebraucht hat.
Gin Leben des Genusses, ein »lustig' Leben", wie es fälschlich genannt wird, ist ein erbärmliche« Trugbild wahren Glücke». Die, welche ihm zum Opfer gefallen sind, betlagen sich über die Welt, und sie sollten sich doch nur selbst tadeln! „Ix,lgc>ne lss Plaisir» nou» out epuisö», unug on>)on8 ^u« non» avon« spniss 1s» pl»i»il3."*) „Ich bin jung", sagte de Musset, „ich habe erst die Hälfte des Lebensweges zurückgelegt, und schon bin ich müde, wende mich und schaue zurück." Welch ein melancholisches Nelenntnih! Hätte er weise gelebt, so würde er mit Danlbailelt zurück und mit Hoffnung vorwärts geschaut haben.
Der Werth eines Lebens muß an seinem moralischen Gehalt gemessen werben. »Feiner machen Seele und Leib einen vollkommenen Menschen, wenn die Seele diesen Leib, der ihr Gefährte und doch ihr Untergebener ist, weise befehligt, «der liebend lenlt, ersprießlich pflegt, reichlich versorgt und liebreich leitet. Aber wenn der Leib Gesetze geben und in Folge der Heftigkeit der Begierde zuerst den Verstand mißbrauchen, bann den höheren Theil des freien Willens in Besitz nehmen will, so sind Leib und Seele leine Gesellschaft für einander, und der Mensch ist alsdann thörlcht und elend. Hat die Seele nicht die Leitung, so kann sie nicht Gefährte fein: entweder sie muh herrschen oder als Sklave gehorchen?*).

*) Vauvenargnes.
**) Ieremr» Taylor. ,

Illustrirte Bibliographie.

VW AuSftu« nach Vrafilicn und den La Plataftaaten. Von Dr. Emil Hansel.
Mit Illustrationen und ein« Karte. Warmbiunn, Max Leipelt.

Ter Verfasser schildert seine Erlebnisse während einer vicimonatlichen Reise Anfang vorigen Jahres, die er als Schiffsarzt an Bord des Hamburger Dampfers „Porto Nlegre" nach Brasilien und den La Platastaaten gemacht hat. Seine Schreibweise ist anziehend und anregend, so daß man mit Vergnügen das Vuch liest und den Verfasser in Gedanken auf seiner Fahrt begleitet. Nie Schilderung des Lebens auf dem Schiffe, sowie von Land und Leuten in Brasilien bietet sehr viel Interessantes. Hervorgehoben seien die Capitel über Bahia, Rio de Janeiro, das reizend gelegene Petropolis, Santos, St. Paulo mit seinen eleganten Geschäftsläden, Montevideo und Buenos Ayres, sowie die Fahrt landeinwärts auf dem Parana nach dem Handelsplatz Rosario. In allen diesen Schilderungen gewährt der Verfasser einen Einblick in die Licht« und Schatten» leiten brasilianischen Lebens, Hervorzuheben ist die große Gastfreundschaft der Brasilianer und das zahlreich vorhandene Contingent der Deutschen, so daß man sich bald angeheimelt suhlt und nicht nothig hat, sich der portugiesischen Sprache zu bedienen. In St. Paulo z. B. hat das Veremsleben eine Stätte sorglicher Pflege gefunden, so lasz dort eine ganze Zahl deutscher Clubs und Vereine entstanden sind. Mögen sie den Ge» sang, das Turnen, die Geselligkeit oder dergl. Pflegen, immer sind sie ein Sammelpunkt des Verkehrs der Deutschen untereinander und für die Landsleute, die sie besuchen. Auf besondere Einladung verlebte der Verfasser einen Abend im Gesangverein .Lyra", der ein eigenes Haus mit einem großen Concertsaal und Garten besitzt und dessen Mitglieder zu dem wohlhabenden, mittleren Bürgcrstande zählen. Ueber das dortige Zusammensein spricht sich der Verfasser sehr lobend aus und knüpft hieran die Mahnung, „daß der Deutsche in der neuen Helmath stets des alten, lieben Vaterlandes eingedenk bleiben, sein deutsches Wesen rein erhalten und die Erziehung seiner Kinder im deutschen Sinne leiten möge, damit der deutsche Name einen hehren Klang in der ganzen Welt erhalte." — Leiber herrscht in Brasilien für den Fremdling als schwere Geißel das gelbe Fieber, über das der Ver» fllsser hinsichtlich der Krankheitserscheinungen und der Behandlung einige specielle Angaben macht. — Da gerade während des Aufenthalts der „Porto Alegre" im Hafen von Rio de Janeiro der Entscheidungslampf zwischen den Revolutionären und den Regieiunllslruppen stattfand, so war dem Verfasser Gelegenheit geboten, diesen zu beobachten. Er giebt hiervon eine interessante Schilderung und gedenkt auch im Nebligen der Thätigkeit der beiden deutschen Kriegsschiffe „Arcona" und „Alexanbria", deren Einschreiten es zu danken ist, daß trotz des ständigen Bombardements die deutschen Handelsschiffe ungehindert ein» und ausladen konnten. Das gut ausgestattete Auch ist mit einer

Künstliche Ruine In Nueno« Aires,
Au»: Nr, «ml! Hilnlel: „Ein «u»stug noch Nlasilien und den L» PIlltaftollten.'
Nllimbiunn i, Tch!.. M°l «elpelt.

Menge recht guter Abbildungm versehen; leiber nur fehlt der beigefÃ¼gten Neinen Karte der Bat von Rio de Janeiro bei MaÃŸstab, so daÃŸ man sich Ã¼ber die verschiedenen Ent-fernungen, namentlich wÃ¤hrend der gegenseitigen BeschieÃŸung, nicht orienlircn lann.

Bibliographische Notizen.
Rande des Vluts. Von Georg Bor.
mann. Neilin, Gebrüder Paetel.
Die Macht der natürlichen Instincte,
der Bande des Bluts zu veranschaulichen,
unternimmt der Verfasser in dem uns vor»
liegenden Roman; er schildert in Vater und
Sohn zwei vollkommen gegensätzlich ver-
anlagte Individualitäten, — der Vater ein
unermüdlicher Geschäftsmann, mit einem
glücklichen Spürsinn und der nöthige» Rück»
sicktslosigleit ausgestattet, gelangt aus
kleinsten Anfängen zu Anlehen und Reich»
thum, aber bei dieser rastlosen Jagd nach
dem Glücke bleibt ihm leine Zeit für Gattin
und Sohn, die lästere wird nach einem
Leben seelischer Entbehrungen frühzeitig
vom Schauplatz abgerufen, — der Sohn,
ein nach der Gemüthsseite veranlagter
Charakter, findet in einem anderen Hause,
«as ihm da« Vaterhaus versagt. Als der
Sohn, zum Manne gereist, sich sein Schick-
sal nach seinem Sinne schmieden will und
die Liebe gebieterisch hinzutritt, Platzen die
Geister auseinander, und Vater und Sohn
gehen fortan getrennte Wege. Erst in der
Trennung empfinden sie, was sie aneinander
besessen, der Vater, der bisher in dem Sohn
nur den Erben erblickt, lernt jetzt in ihm
sein Kind entbehren, und der Sohn, der
sich in schwerem Kampfe, nach mannigfachen
Enttäuschungen die eigene Existenz und den
Hausstand gründet, empfindet bitter die
Verbannung aus dem Vaterhause. Erst am
Sterbebett des Vaters kommen die Neiden
wieder zusammen, und der Schlich endet
mit einer Versöhnung.

Um diesen Grundgedanken der Handlung
gruppirm sich mannigfache Nebcnepisoden,
die in ihrer Gelammtheit bei aller Wohl»
llnständigleit und Moral den Leser nicht zn
erwärmen vermögen; es fehlt ihnen Schwung
der Gedanken und glotze Gesichtspunkte;
die Darstellung leidet an philiströser
Sviehbülgerllchkeit, die ein lebendiges
Interesse an den Personen und Gescheh-
nissen der Erzählung nicht aufkommen läßt.

Fenerliiule. Die Geschichte eines schlechten
Menschen von Leo Hilbeck. Dresden
und Leipzig, Heinrich Minben.

Leo Hildeck ist mit seinem neuesten
Werke über sich selbst hinausgewachsen; die
geistreich und psychologisch interessant ge-
schriebene Erzählung ist das reifste Erzeug-
nih seiner schriftstellerischen Thätigleit.
Doctor Karl Holtach, Lehrer cm einer
Mädchenschule, von «elcher er wegen seiner
hervorragenden Begabung an das Gymna-

sium berufen worden ist, hat unter dem
Pseudonym Franz Keiner ein Buch geschrieben i
.Ich und mein Cigenthum", aus welchem
der Geist von Stirneis Werl »der Einzige
und sein Eigcnthum" spricht. — Während
er so mit seinen Schriften die Brandfackel
in die Welt schleudert, lebt er selbst als
ffieund de« Hlluptpllftors, als eifrigster
Jünger seiner Theorie des Egoismus, nach
nutzen den engen Anschauungen einer kleinen
Stadt als ein richtiger Streber sich fügend,
im Geheimen sich Alles gestattend, ohne
Rücksicht und ohne Mitleid. Aber sein
Uebcrmenschenthum hält vor einem Rausche
nicht Stand; in einem Rausche, theils vom
Weine, theils von der Liebe erzeugt, ver-
lach er seine Identität mit Franz Keiner,
und damit ist seine büigeiliche Existenz
vernichtet, aber als er nun auszieht in die
Welt, mittellos und brotlos geworden, nimmt
er als einzigen Schatz sein Buch mit, und
dieses ist einmal da, ist Wirllichleit. da»
können sie nicht wieder wegschaffen. Eines
Tages, gleichviel wann, wird es seinen
Mund, aufthun und mit tausend Zungen
reden, — bis dahin wartet die Welt zum
anderen Male auf ihren Schöpfungstag,'
Der Charakter dieses Doctor Holtach ist
vom Veifasser mit den feinsten psychologi-
schen Zügen ausgestattet, dieser bewußte
Egoist, der seine brutale Ichsucht mit philo-
sophischen Theorien begründet, hat ein em-
pfindsame« Herz und ein weiches Gemüths-
leben, und diesen Zwiespalt des Charakters
in den Beziehungen zu der ihn umgeben-
den Welt hat Leo Hildeck in der inter-
essantesten Weise durchgeführt.
Wir empfehlen das Buch besondtlei
Beachtung. ml.
Prin« Louis Ferdinand. Ein Helden-
leben. Historische Dichtung von Rudolf
Bunge. Neilin, Verlag von Karl
Slegismund.
Die Nunge'sche Dichtung läfzt sich
ihr» Form nach zwischen die epischen
Schöpfungen Ernst Scherender«« und die
lyrisch-epischen von Julius Wolff ein-
reihen. Der junge heldenmüthige Prinz,
den schon Körner besungen hat, eignet sich
wie kaum ein Zweiter zur dichterischen Be-
handlung, und die sympathische Figur de«
edlen Fürsten nimmt da« Interesse des

Lesers von Anfang bis zum Schluß ge»
fangen. Freilich muß man die Bezeichnung
historische Dichtung oum ßr»uo »»!i»
auffassen. Es ist ein historisches Epos,
wie e» historische Dramen giebt. Der
Dichter giebt von Eignem zu, schafft Ge-
stalten und verwebt sie mit dem Dasein
seines Helden, die nie historisch waren; und
das ist nicht nur sein gutes Recht, sondern
sogar seine Pflicht, will er anders ein Dicht-
wert und leine historische Staatsaction
schreiben.
Rudolf Bunge hat es verstanden, seinen
Helden dichterisch zu verllären, ohne ihn
zu einem idealistischen Schemen zu machen.
Außer ihm begegnen wir in der Dichtung von
historischen Gestalten Friedrich Wilhelm III.
und der mit besonderer Liebe gezeichneten
Königin Louise; die geist» und gcmüthvolle
Rahel, der Pianist Dussel fesseln unser
Interesse, besonderen Reiz übt die mit Zart-
heit und Innigkeit geschilderte Liebesidylle
des Prinzen mit „Schöniettchen". Daß
„Schönjettchcn", die Amtmannsnichte, die
Stllmmmutter derer von Wildenbruch
war, ist historisch, dürfte aber noch Vielen un>
bekannt gewesen sein. Das Epos besteht aus
einer Ouvertüre und 23 Gesängen von je
nach dem Inhalt wechselndem Versmaß.
Am besten gelungen ist der mittlere Theil
des Ruches. Hier finden sich Stellen von
großer poetischer Kraft, doch ist auch stellen»
weife eine gewisse behagliche Breite nicht
zum Voltheil des Ganzen zu constatiren.
Der Dichter gefällt sich hie und da in allzu
ausgedehnten, wenn auch an und für
sich gelungenen Natuischilberungen. Im
letzten Abschnitt: Bei Saatfeld, versagt seine
Kraft. Die Schilderung der Schlacht und
des heldenmüthiacn Todes des Prinzen
gehört zu dem weniger Gelungenen. Daß
ihm im Schlachtgewühl nicht nur der be-
trogene Bräutigam Schünjettchen«, ein
französischer Emigrant, als grimmer Feind
erscheint, sondern auch noch die Spulgestalt
eine« alten, langst verstorbenen Majors von
Dyherrn, der zum Prinzen in gar leiner
Beziehung stand, schwächt die tragische
Wirkung seines Heldentodes wesentlich ab.
Auch ist nicht zu verkennen, daß das Werl
noch einige Flüchtigkeiten aufweist, welche
bei liner zweiten Auflage leicht auszumerzen
sind. Rühmend sei noch hervorzuheben,
daß sich der Tichter von patriotischen
Phrasen und wohlfeilen Prophezeiungen
im Ganzen freigehalten hat und daß es
ihm gelungen ist, selbst die »Haupt- und
Staatsactionen" dichterisch zu «erklären.

Prinz Louis Ferdinand von Rudolf
Bunge wird, wenn der Dichter sich zu
einigen Kürzungen und Aenderungen ent-
schließt, eine werthvolle Bereicherung unserer
Litteiatui bilden. I.. 8.

Götterdölüüierung. Ein Gedicht von
Marccllus Emants. Deutsch von
P. A. Schrippert. Frankfurt a. M.,
Moritz Diesterweg.

Der holländische Dichter Emants goß
neuen Geist in die alten Sagen »er Edda
und schuf so ein Werk von hoher Bedeutung
und stellenweise ergreifender Wirkung. Der
Raub der Iduua. der Tod Balburs und
der Versuch seiner Wiedererweckung sind so
anschaulich und eigenartig dargestellt, daß
man ganz neue Schöpfungen vor sich zu
haben glaubt, trotz der zahlreich vor-
kommenden entsetzlich auszusprechenden
nordischen Namen und Bezeichnungen.
Der Gegensatz de« Feuerhalbgottes Loli
zum Allvater Obhin tritt im Werke immer
mehr hervor, die Genußsucht und die Gier
der Menschen dem Göttlichen gegenüber
lepräsentlienb, und mit einer großartigen
Perspective aus den nahen Untergang der
Gütterwclt schließt das Werk, Leider wird
der Genuß desselben durch die ungenügende
Ueberseyung wesentlich gestört, speciell ist
in Apostrovhlrungen Unglaubliches geleistet.
DosWerl verdient einebesscre Verdeutschung.
1».

Li»ßeMi>8«!!e ÜUcder. LezpleeduiiL »»cd ^usvü,t>I >!«r Ilnwctluii vorbewllten.
V«ll«l«ttl, >'. >uz»»tn 6«, l>»l lUl« »i ri»n»>.
Otto Henilel.
Volt», ^uzu'l, Iiwzu!»!!»«!!« LÄll»«« 2ur !>»««